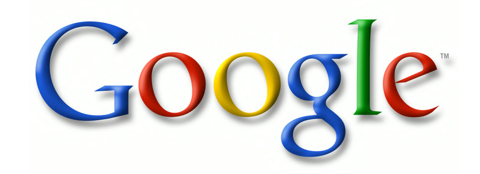



WIDENER LIBRARY
HX 3C29 X


HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
No.





[illegible]ersche Verlagsbuchhandlung

[illegible]ruck v. J. [illegible]

Geschichte

der

Hohenstaufen.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann,

Verfasser der Geschichte des großen Bauernkriegs etc.

Zweite umgearbeitete Auflage.

Mit vier historischen Stahlstichen und dem Porträt Zimmermann's.



Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

(A. Benedict.)

1865.

Schnellpressendruck der Rieger'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorwort zur ersten Auflage.

„Noch viel Verdienst ist übrig! Habt's nur!" rief vor mehr als einem halben Jahrhundert einer der männlichsten Geister der deutschen Jugend zu. Ist das deutsche Volk dieser Ansicht? Mit nichten. Ist ein Gegenstand behandelt, so beruhigt es sich, als wäre ein für allemal der Sache genug gethan. Ist derselbe gar angenehm und nützlich behandelt, so ruft es gleich aus: klassisch! Hat ein Genius einen Stoff zum klassischen Werke erhoben, dann möchte allerdings die Frage aufgeworfen werden, ob eine neue Bearbeitung desselben Gegenstandes am Ort sei? Aber auch diese Frage muß bejaht werden. Eine Thatsache, die über zweitausend Jahre alt ist, hat sie bejaht. Die größten schöpferischen Geister der Griechen, Aeschylos, Sophokles, Euripides haben denselben Gegenstand lange nacheinander behandelt, und Sophokles, der es zuletzt that, am meisterhaftesten. Aber wenn in Griechenland Geist und Talent etwas schaffen wollten, brauchte man nicht erst mit dem Publikum zu unterhandeln. In Deutschland muß man es. Das weiß ich. Darum so viele Vorworte, darum auch dieses. Und doch sind diejenigen, mit denen ich im vorliegenden Werke zu ringen habe, wenn auch hochgeachtete Talente, doch, zum Glück für mich, eben so wenig Genien, als ihre Werke klassisch. Schon vor zwölf Jahren war mir, so sehr auch die bis dahin über die Hohenstaufen erschienenen Werke, und eines besonders, glänzende Anerkennung fanden, aus dem eigenen Studium der Quellen ein anderes Bild, ein anderes Ideal des Gehalts und der Form für die Geschichte der Hohenstaufen aufgegangen. Die neuere Zeit hat manche neue Beiträge geliefert. Aber weder diese noch die fortgesetzte eigene Anschauung der Originalquellen haben mich von

der Ueberzeugung abgebracht, daß noch Manchem um den Kranz zu ringen frei bleibe.

Die Zeit der Hohenstaufen ist anerkannt an Geist, Leben und Bewegung die reichste in der deutschen Geschichte; ja, sie ist die einzige, deren Charaktere und Kämpfe den Eindruck des Erhabenen im Ganzen machen. Man zeige mir das Werk, in welchem dem großartigen Stoffe die gleich großartige Behandlung geworden! Wo die Kunst der Composition, welche Kämpfer und Kämpfe zum wirklich erhabenen Schauspiel gruppirt? Wo die dramatische Darstellung, welche die todten Skelette des Quellenstudiums über das Meer der gelehrten Untersuchungen nicht nur bloß emporhebt, sondern beseelt, und leibhaftig in schönem, kennzeichnendem Gewande vor die Augen führt? Wo die Kunst des Kolorits, welche den Zeiten, den Menschen und Thaten die wahre Physiognomie, die wahre Lebensfarbe gegeben? Wo die Architektonik, welche dem ganzen Bau und jedem Stockwerk den ihm eigenthümlichen historischen Charakter und Styl aufgedrückt? Alle Welt sagt, die Geschichte der Hohenstaufen ist die große Tragödie des Mittelalters. Aber wo ist die Bearbeitung, welche dieselbe im tragischen Styl, als Tragödie darböte? Alle dichterischen Versuche sind mißglückt: in Immermanns Friedrich II. allein ist hohenstaufischer Geist. Alle geschichtlichen Arbeiten sind weit unter dieser Idee geblieben. Oder wo sind mit kräftiger Hand die zerstreuten Gewitterstoffe der Zeit zusammen gezogen und geladen zum Blitz, zum tragischen Donnerkeil, der einschlägt, einbricht in die Herzen, und erhebt, indem er zermalmt? Hat man nicht vielmehr, statt, wie es die geschichtliche Wahrheit verlangt, die Blitze zum tragischen Gewitter zu laden, dadurch, daß man die Schuld der hohenstaufischen Helden nicht nur nicht mit den brennenden Farben der Wirklichkeit zeichnete, sondern sie überall zu entschuldigen suchte und sie ins Schöne malte, gerade das Tragische und die Wirkung vernichtet?

Nochmals, ich bin weit entfernt, die Leistungen derer, die in diesem Stoffe gearbeitet haben, nicht großentheils hoch anzuerkennen; ich gestehe gerne, daß ich ohne ihre Arbeiten kaum gewagt hätte, diesen großen Stoff vorzunehmen. Aber so wenig, als ihre Behandlung, vermag ich ihre Auffassungsweise als die anzuerkennen, welche mir die wahre, und

eben so sehr in den Quellen, als in der Natur der Zeit gegründete erscheint. Nicht, als ob ich glaubte, daß die Ansicht, welche ich hege, von mir allein gehegt werde. Viele Andere haben sie gehabt, aber unglücklicher Weise Keiner von denen, welche über jene Zeit ausführlich geschrieben haben. Ich bin mir bewußt, von keiner politischen, religiösen, poetischen oder sonstigen Illusion auszugehen, wenn es nicht etwa eine Illusion ist, die sittlichen Gesetze als die unverrückbaren Grundpfeiler der Weltgeschichte, als ewig und allgemein gültig zu betrachten. „Jede Schuld rächt sich auf Erden." Die Zeit der Hohenstaufen war ein Kampf alleinherrlichen Königthums um Universalherrschaft gegen Papstthum und republikanische Freiheit. Der Hohenstaufen Untergang war ihre eigene Schuld. Statt glorreiche, heilige Vorfechter der freien Ideen der Zeit überhaupt, statt Ritter des zu voller Entwicklung auferstehenden Geistes sein zu wollen, kämpften sie nur für ihre Eigenmacht, für die stolze Caprice eines Weltreichs. Um dieser Caprice willen rissen sie sich von ihrer Wurzel los, von dem Mittelpunkt ihrer Macht, von Deutschland, und warfen sich auf Italien. Denn zur Grundlage des Weltreichs brauchten sie die Geldmacht der lombardischen Handelsstädte. Um dieser Caprice willen schlachteten sie deutsches Recht und Gesetz dem römischen. Sie vertheidigten, sie förderten die religiöse Emancipation, aber nicht um der Idee selbst willen, sondern ihrem Privatinteresse zu lieb, als Mittel, als Waffe gegen die päpstliche Macht, und wo ihr Privatvortheil es forderte, verfolgten, unterdrückten sie dieselbe. Sie hielten es nicht aufrichtig mit dem Geist in der Zeit. Dieser ging auf Freiheit, auf politische, wie auf religiöse. Sie selbst aber, durch Naturell und Politik der religiösen Freiheit zugewiesen, müdeten und bluteten sich ab, die politische Freiheit zu unterdrücken, die ihre mächtigste Stütze gegen die Hierarchie hätte sein können und müssen. Sie hatten in Deutschland gelernt, welchen Stützpunkt die Königshoheit gegen die Adelsmacht in der Freiheit der Bürger fand; darum begünstigten sie diese später in Deutschland. Aber, mit sich selbst im Widerspruch, verfolgten sie die gleiche bürgerliche Freiheit in Italien. An diesem Widerspruch mit sich selbst und dem Geist in der Zeit gingen sie zu Grunde. Sie drängten die republikanische Freiheit, die mächtigen

Städte Oberitaliens, selbst gewaltsam auf die Seite des Papstes, und Hierarchie und Freiheit schlossen den unnatürlichen, aber für den Vortheil des Augenblicks berechneten Bund zum Untergang des hohenstaufischen Hauses. Wie Titanen stehen die Hohenstaufen in diesem Kampfe: aber wie schön stehen die italischen Städte mit der Bürgerkrone ihnen gegenüber! sie fechten für den heimischen Herd, für ihre Freiheit, für ihre Sitte, Bildung und Nationalität gegen fremde Unterdrückung. Was Deutschland gegen Napoleon und die Frankenherrschaft that, was Nordamerika gegen England, was das gefeierte Griechenland einst gegen die persischen Barbaren, und was zu allen Zeiten mit Ruhm und Bewunderung genannt werden wird: war es etwas Anderes, als was Oberitalien gegen die Hohenstaufen that? In den Städten war der Gedanke der Unabhängigkeit, ja, in mehr als Einem großen Kopfe Italiens der Gedanke an Einheit seines herrlichen, aber zerrissenen italischen Vaterlandes die herrschende und leitende Idee. Arnold von Brescia und der Papst Innocenz III., in wie Vielem zwei Extreme, trafen in dieser patriotischen Idee ganz gleich zusammen. An der Freiheit und an dem Geiste in der Zeit zertrümmerte sich der Titanen-Uebermuth der Hohenstaufen, die größte physische Macht. Der **Geist** in der Zeit siegte, nicht das Papstthum. Mit dem Untergang der Hohenstaufen beginnt auch das Abnehmen der päpstlichen Macht. Aber auch an dem Baume der Städtefreiheit, weil er nicht im Boden des Sittlichen wurzelt, sondern zu unbändiger Unsittlichkeit ausschießt, nagt schon die Verwesung, der Tod. Gericht und Strafe folgt der Schuld und der Verstockung auf dem Fuße. Das ist der Ausgang des Trauerspiels.

Frankreich hat mehr als Ein Nationalepos: Ségur's Geschichte der großen Armee ist eine solche Heldensage Frankreichs. Wollen wir Deutsche das abhanden gekommene Epos wohl der ganz neu gewordenen Zeit durch den Roman ersetzen? — Hat nicht die deutsche **Geschichte** Herrliches genug, dessen Gehalt, in schöner Kunstform ausgesprochen, geradeso wirken könnte, wie ein deutsches Nationalepos? Und wie wenige historische Stoffe dürften dazu sich mehr eignen, als die an lebenskräftigen Gestalten und Farben reiche Zeit der Hohenstaufen, der tragisch erhabene Kampf der Weltmonarchie mit Papstthum und

republikanischer Freiheit? Ich habe den Versuch gewagt. Versuch' es ein Anderer mehr. Es ist endlich an der Zeit, durch die That zu beweisen, daß man in Deutschland das bloße Aneinanderreihen von aufgethürmten Citaten nicht mehr für Geschichtschreibung hält. Der Dünkel der bloßen Quellenforscher mag solche Versuche in solcher Form belächeln. Es ist das selbstgefällige Lächeln der Unmacht. Ich habe oft und viel gefunden, und den Selbstgenügsamsten stehen jeden Augenblick die Beweise zu Dienst, daß sie sogar citirte Quellen entweder gar nicht, oder miserabel gelesen und benützt haben. Es ist aber längst nicht mehr genug an der compositionsunfähigen Gelehrsamkeit und Phraseologie: man will Wahrheit, und diese Wahrheit nicht trocken, sondern lebensfrisch, leibhaft, in würdigem Gewand. So schrieben Polyb und Livius, so die besten Engländer und Franzosen. Man will Situation, Combination, Charaktere: wo habt ihr diese? wo habt ihr die Fackel der historischen Phantasie, welche die dunkelsten Regionen beleuchtet, jene Gabe, die das längst Vergangene sich zu vergegenwärtigen, die da, wo die Quellen eine Lücke lassen, den Zusammenhang durch innere Anschauung zu ergänzen, und Alles, als geschähe es vor Augen, in's Licht zu setzen weiß?

Die Geschichte der hohenstaufischen Zeit ist bei überwiegend weltgeschichtlicher Bedeutung doch auch vor manchem andern ein Stoff von nationaler Anziehungskraft; die Geschichte hat hier etwas von einem nationalen Epos, weil hier die wirkliche Geschichte selbst, wie sie aus den unmittelbaren Quellen fließt, für sich schon höchste Poesie ist.

Die Geschichte der Hohenstaufen verlangt Wahrheit, schonungslose Wahrheit, als Erstes, wie jede Geschichte; sie verlangt eine männliche Sprache und eine männliche Gesinnung, Haß aller Lauheit; denn es ist ein Jahrhundert der Kraft und der Entschiedenheit, der Geist der Zeit schreitet einher in eiserner Rüstung; sie verlangt bis auf einen gewissen Grad Würde und Glanz der Einkleidung; denn ihre Personen sind Könige und Helden und die Romantik des Mittelalters; und für Könige und die Romantik paßt weder farbloses, verwaschenes Linnen, noch grobes Steifleinen. Möge mein Versuch Einsichtsvollen und der deutschen Nation gefallen! Das Werk muß seine Rechtfertigung in sich

selbst tragen. Wen dieses Vorwort noch nicht überzeugt hat, den möge das Lesen des Buches überzeugen, daß Auffassung und Behandlung von den Vorgängern mindestens weit unterschieden sind.

Stuttgart, 7. Juli 1838.

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Heutzutage ist das Recht der Nationalitäten, wonach jede sich zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschließen und selbstbestimmend ihre Angelegenheiten zu ordnen hat, nahe daran, von ganz Europa anerkannt zu werden. Heutzutage ist man endlich auch in Betreff der Geschichtschreibung nahe daran, anzuerkennen, daß nur diejenige Art von Geschichte die rechte ist, welche keine Rücksicht nimmt als die auf die thatsächliche Wahrheit, und daß, wo zwei Nationalitäten im Kampfe miteinander zu schildern sind, der Geschichtschreiber der einen Nationalität ganz besonders auf der Hut sein muß, nicht aus Liebe zu seinem eigenen Volke die Thatsachen und die Mitwirkenden auf Kosten der Wahrheit zu behandeln. Der Patriotismus, welcher, statt nach beiden Seiten hin gerecht zu sein, parteiisch die Geschichte schreibt, sie patriotisch auf- oder umfärbt, ist nicht bloß ein falscher Patriotismus, welcher unter der Stufe der Humanität zurückgeblieben ist, sondern ein Verrath an der Wahrheit, nicht bloß eine Unsittlichkeit, ein Verbrechen des Herzens, sondern ein Fehler des Kopfes, ein geistiges Gebrechen. Diese Art von Geschichtschreibung, welche der Verliebtheit der Deutschen in sich selbst schmeichelte, statt sie zum Besinnen auf sich selbst zu bringen, trägt eine große Mitschuld daran, daß Deutschland, was es sein könnte, sein sollte und sein wird, noch nicht geworden ist, eins, frei und groß, herrlich vor allen Völkern der Erde.

Ich habe die noch von jugendlichem Geist und Blut strotzende Vorrede zur ersten Auflage nur wieder abdrucken lassen, zum Beleg, daß ich das „Recht der Nationalitäten" schon vor einem Menschenalter erkannt und die rücksichtslos wahre Geschichtschreibung den Italienern gegenüber, wie in Bezug auf die „demokratischen" Bestrebungen in Deutschland geübt habe, in einer Zeit, in welcher dieses Beides nachweisbar hochgebildeten, wissenschaftlichen, aber durch einseitige Vaterlandsliebe und durch Vorurtheile geblendeten Männern in Deutschland noch nicht aufgegangen war, ja in welcher diese Anschauung als Vergehen an der deutschen Nation, als unpatriotisch, als national-strafbar erschien, geschweige daß sie gäng und gäbe gewesen wäre. Ich wurde angefeindet darum.

Von meinen Grundanschauungen in Bezug auf das Ganze der Hohenstaufen und ihrer Zeit habe ich heute nicht das Geringste zurückzunehmen. Weder meine eigenen Weiterforschungen, noch die neueren verdienstlichen Arbeiten Anderer gaben Veranlassung dazu; die Letzteren theilen jetzt vielmehr meine Ansichten. Aber im Einzelnen ist in dieser neuen Auflage manche Verbesserung gemacht worden; ebenso wird, was bisher fehlte, der abrundende Schluß gegeben durch Fortführung der Erzählung bis zum Untergang des hohenstaufischen Hauses. Die Verbesserungen in meiner früheren Arbeit verdanke ich dem, was seitdem auf dem fleißiger als je angebauten Felde der geschichtlichen Forschungen erschienen ist in Zeitschriften, in Quellensammlungen, in neuesten Geschichtswerken. Manche Berichtigung verdanke ich den von Pertz herausgegebenen „Geschichtsdenkmalen Deutschlands;" und den beiden Arbeiten Böhmer's, „deutsche Geschichtsquellen" und „Regesten des deutschen Reiches." So gründliche, ruhmvoll-fleißige Quellenforscher, wie Jaffe, wie Hermann Reuter, kann Niemand, welcher Geschichten aus jenem Zeitalter schreibt, vorübergehen, ohne von ihnen zu lernen und ihnen seinen Dank auszusprechen. Ebenso verdanke ich viel, wie Reuter's tief durchdachter „Geschichte Papst Alexanders III.," so zwei Arbeiten des scharfsinnigen Julius Ficker, seinem nach den Quellen dargestellten „Reinald von Dassel," dem Kanzler des deutschen Reichs unter Kaiser Friedrich I., und seinen „Forschungen zur Geschichte der Reichs-

verfassung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert." Auch von Eduard Gervais, dem Verfasser der an eigenen, ursprünglichen Gedanken reichen „Geschichte Heinrichs V. und Lothar's III.," lernte ich, ob ich gleich seiner Grundanschauung nicht beitreten konnte, und auch von meinem für volksthümliche Geschichtschreibung viel zu frühe verstorbenen, hochgesinnten württembergischen Landsmann Otto Abel, dessen „König Philipp, der Hohenstaufe" und das von Wegele aus seinem Nachlaß herausgegebene, nur wenige Druckbogen starke, Bruchstück „Kaiser Otto IV. und König Friedrich II.," unverwelkliche Lorbeerkränze auf dem Grabe des Jüngers der Wissenschaft und des Vaterlandsfreundes sind, dem Gott gab, frühe entrückt zu werden und nicht langsam sich abzuzehren, wie es Andere müssen, am Schicksal des geliebten deutschen Vaterlandes.

Was ich aus dem von Andern seither Gegebenen richtiger fand, als das, was ich früher gab, das habe ich in diese neue Auflage als Verbesserung eingetragen, und dieses Geschichtsbuch für das deutsche Volk erscheint jetzt bereichert durch die Ergebnisse der Geschichtsforschung der letzten fünfundzwanzig Jahre.

Leonbronn den 14. September 1864.

Wilhelm Zimmermann.

Erstes Buch.

Erstes Hauptstück.

„Gott regiert die Welt; die Aufgabe der Geschichte ist das Aufspüren dieser ewigen geheimnißvollen Rathschlüsse." So hat der tiefsinnige Wilhelm von Humboldt einst sich ausgesprochen. Jedes Zeitalter ist ein größerer Abschnitt in der göttlichen Erziehung der Menschheit. Als Ziel, das ihr gesetzt ist, ergibt sich aus dem Ganzen des vieltausendjährigen Weltverlaufs die Entwicklung der Menschheit zur wahren vollen Freiheit Aller, zu der Freiheit, in welcher die Menschen und Völker durch die Wahrheit frei gemacht sind, zu denjenigen Zuständen, in welchen „das Geistige herrscht und nicht die Geistlichkeit," aber auch nicht die Massenhaftigkeit und ihre Launen, und eben so wenig Einzelne da und dort nach bloßer Willkür des eigenen Gelüstes oder gar nach den Einfällen und dem Trachten ihrer männlichen oder weiblichen Günstlinge, sondern einzig nach den Grundsätzen des Rechtes, nach dem, was die Einsicht als göttliches und menschliches Recht erkannt und festgestellt hat.

Mit Bewußtheit strebt in unserer Gegenwart diesem Ziele eine Mehrheit der Gebildeten zu; aber unsere Gegenwart selbst ist noch erst auf dem Wege dazu. Ist die neue Zeit diesem Ziele auch näher als das Mittelalter, so liegt es doch auch noch für sie in weiter Ferne; jedoch nicht in Nebelgrau, sondern in hellem Licht. So oft sie sich auch verfinsternd wieder heben wollen, die mittelalterlichen Nebel: die Sonne der Wahrheit steht bereits so hoch am Himmel, daß sie jedesmal wieder überwunden in ihre Schluchten zurück sinken müssen. Die leuchtende Küste der Zukunft vermögen sie nur noch auf Augenblicke einem Theil der Masse zu verdunkeln. Mancher edle Geist wird noch im Kampf mit den finstern Nebelgeistern dahin gehen, in einem noch jahrhundertlangen Kampfe. Aber

auch, wo sie vereinsamt, verlassen, in Verfolgung oder Noth stärben, unter den Steinwürfen ihrer Feinde und der Theilnahmlosigkeit derer, für die sie lebten und kämpften, werden sie mit dem letzten Blicke in den für ihr Auge offenen Himmel der Zukunft schauen, und getrost und freudig hinüber gehen, der Siegespalme gewiß, die ihrem Volk und der Menschheit so wenig fehlen wird, als ihnen. Ob auch Woge um Woge brandend sich bricht, der Strom geht vorwärts.

Dieser Strom treibt heute in mächtiger Breite dahin, mit unwiderstehlicher Sicherheit und Kraft. Die Mehrheit der Menschen ist jetzt zu der Einsicht von diesem Ziele der Menschheit und zu der Ueberzeugung gekommen, daß nach diesem Ziel um jeden Preis gerungen werden müsse. Man muß aber auch die Zuflüsse dieses Stromes, welche ihn so angeschwellt haben, kennen lernen, die kleineren wie die größeren. Im Zeitalter der Hohenstaufen ist dieser Strom besonders mächtig angeschwollen, und eben so auch dabei noch stürmischer bewegt, als in andern Zeitaltern: der Geist der Zeit fährt darauf hin rasch durchschneidend und gewaltig, daß die Wogen aufrauschen, daß eine Feuerstraße die durchschnittene Bahn nachleuchtend der Nachwelt bezeichnet. Da ist es anziehend, die Quellen und die Bäche zu belauschen, welche damals in den Strom der Zeit einflossen, und unsere Gegenwart befruchten halfen. Im hohenstaufischen Zeitalter fängt das Licht der Wahrheit heller durch die Nacht zu leuchten und sich zu verbreiten an, als Kritik über die Lehren der Kirche und des Staats, und als Protest gegen den Gewissenszwang Roms und die weltliche Macht des Papstthums, wie gegen die Uebergriffe des Königthums, welches, durch das urgermanische Recht beschränkt, nach unumschränkter Gewalt, nach Willkürherrschaft trachtete und griff. In jenen Tagen bereitet sich erstmals vor gar Vieles von Dem, woraus im sechzehnten Jahrhundert die große kirchliche Umgestaltung hervorging; aber auch gar Vieles, was die Entwicklung der bürgerlichen Freiheit erst möglich machte, ohne welche das, was man unter dem Fremdwort Civilisation begreift, und die höhere Geistesbildung nie ins Leben getreten wäre.

Für die bürgerliche Freiheit wie für höhere Bildung, für ein wahrhaftes Staatsleben, und namentlich auch für die Einheitsbestrebungen auf deutschem Boden finden sich die ersten Anfänge und Fortschritte in jenem Zeitalter. Dort sind die Quellen davon zu suchen, hüben und drüben der Alpen. Jenseits, auf dem Boden Italiens, aber auch diesseits, unter dem nördlichen Himmel Deutschlands, in den dunkeln waldigen

Gründen vom Bodensee bis zur Nord- und Ostsee fließen die Wasser, die jetzt den breiten Fortschrittsstrom unserer Zeit bilden, zuerst zu Tage, dort als helle, rauschende Bäche und Landesflüsse, hier erst noch als rieselnde Quellen aus Felsgrotten und Waldesnacht hervor, die es aber bald zum siegreichen Absturz und weithörbarem Klang bringen, und sicher fortziehen durch's weite Thal. Hier, in diesem Dunkel, ist die früheste Werkstätte des Geistes der neuen Zeit; hier, an diesen Quellen, läßt sich belauschen, wie er inmitten der Ereignisse anfing zu schaffen, zu walten und zu gestalten.

Man hat so oft schon die Verbindung von Italien und Deutschland unter der deutschen Kaiserkrone als das größte Unheil für Deutschland, als die Ursache, „daß Deutschland und Italien einander Jahrhunderte lang unglücklich gemacht haben," als „eine Vergeudung der nationalen Kräfte nach Außen" und als „die Hauptursache des Mangels an deutsch-nationaler Einheit und deutscher Kaiser- und Volks-Macht im Innern" hingestellt. Wie anders hätte sich Deutschland und Italien entwickelt, wenn das Haus der Waiblinger, das heißt, der salischen Kaiser und der Erben ihrer Schätze und ihrer Macht, der Hohenstaufen, nicht die Herrschaft der deutschen Krone über Italien hätte erneuern wollen! so seufzt man hier, so zürnt man in deutsch-nationaler Aufregung dort.

Die, welche also sprechen, stehen nicht auf dem Standpunkt der geschichtlichen Auffassung. Von diesem Standpunkt aus sieht man hinein in den breiten Strom der Weltgeschichte und seine Zuflüsse, worin sich die ewigen Sterne, die Gedanken Gottes, spiegeln. Wer es noch nicht in der Demuth und ihrer Quelle, der Erkenntniß, dahin gebracht hat, im Verlauf der Weltereignisse und Weltgestaltungen die ewigen Ideen und Gesetze, nach welchen dieser vor sich geht, aufzusuchen und sich zur Klarheit zu bringen: der trete überhaupt nicht an die Weltgeschichte heran, weder als Kritiker, noch als Geschichtschreiber. „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege; sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege, und meine Gedanken als eure Gedanken, spricht der Herr." Dieses göttliche Wort im Munde des Propheten Jesaja muß man begreifen, Einsicht in den göttlichen Plan gewinnen, dessen Ausführung der Gang der Geschichte ist; ein Auge muß man haben für die „göttliche, bewußte Nothwendigkeit," für das Wirken und Weben des göttlichen Geistes in den Zeiten, in den Menschen und in den Begebenheiten.

Darum geschieht es, daß man so oft von Ueberraschten, von staatsmännischer und unstaatsmännischer Weisheit sagen hört: „Die Macht der Ereignisse ist stärker, als unsere Berechnungen.“ Nicht die Ereignisse sind es, sondern der Geist, der in den Ereignissen wirkt und webt, der Alles so kommen läßt und gestaltet, ist es, was die Eitelkeit, den Dünkel und die Vermessenheit oben und unten zu Schanden macht, die der Regierenden und die der Massen, wenn sie wähnen, sie seien es, welche die Weltgeschichte machen, welche dieselbe beherrschen und welche derselben ihre Bahnen zu weisen vermögen. Für die Geschichte, welche vorwärts liegt, für die Gestaltung der Zukunft, machen sich zu anerkennenswerthen Mitarbeitern des unsichtbar schaffenden, ewigen Geistes diejenigen, welche die Einsicht in Gottes Rathschluß gewinnen, und dessen Willen und Gesetze sich selbst zu ihrem eigenen Willen und Gesetz machen, und nach demselben denken, beschließen und thun. Für die Geschichte, welche rückwärts liegt, für die nahe wie für die fernste Vergangenheit, gehört zum Verständniß und zur Auslegung des Planes der Weltgeschichte das, eine Anschauung von der Entwicklung des Ganzen zu haben durch redliche Forschung nach dem Einzelnen, nach den Menschen und Verhältnissen, nach den Mitteln und den Stufen der Bildung einer Zeit, nach dem Gange des Geschehenen und danach, wie sich die Persönlichkeiten und ihre Bahnen zu dem Ergebniß des Ganzen verhalten.

Die Einsicht, daß gerade aus diesen gegebenen Verhältnissen gerade diese und keine anderen Ergebnisse, aus diesen Ursachen eben nur diese Folgen mit Nothwendigkeit kommen mußten, läßt gar nicht den Einfall zu, den Gang und die Gestalt, welchen die einzelnen Völker und die ganze Menschheit angenommen haben, verurtheilen und den in der Mitte der Ereignisse schaffenden Geist, der hoch über der Zeit und dem Raume webt, hofmeistern zu wollen, und zu sagen, wie es auf anderen Wegen wohl viel besser gegangen wäre, oder das, was als Geschehenes vorliegt, für etwas Zufälliges auszugeben. Nichts ist zufällig, was in der Weltgeschichte von Bedeutung ist, sondern Alles ist Nothwendigkeit; Alles darin ist gerade so gekommen, wie es zu seiner Zeit kommen konnte; und geschehen ist, was geschehen mußte.

So ist es auch mit der Verbindung Deutschlands und Italiens. Es ist ungeschichtlich, zu sagen, die deutschen Kaiser, und vor allen die Hohenstaufen, hätten von Italien sich ferne halten sollen; sie haben dadurch über Deutschland Verderben gebracht. Diese Berührung Deutsch-

lands mit Italien hat ihre klare Nothwendigkeit für sich, und allein schon darin ihre Berechtigung, wenn auch nicht zu Tage läge, daß beide, Deutschland und Italien, unschätzbaren Gewinn aus derselben gezogen haben, und gerade das deutsche Volk und Land den bei weitem größeren Gewinn. — Die Lage war so.

Als die germanischen Völker das römische Weltreich zertrümmert hatten, war durch den außerordentlichen Helden und Staatsmann, Karl den Großen, sein über ganz Europa hin ausgedehntes oder vorherrschendes Frankenreich gegründet worden. Die römische Kirche selbst hatte diesem deutschen Könige die römische Kaiserkrone aufgesetzt, und wenn seitdem thatendrangvolle deutsche Kaiser nicht bloß Italien und Deutschland unter ihrer Krone vereinigt beherrschen, sondern ihre Macht zu einem Weltreich ausdehnen wollten, so war das ein Anspruch, welchen der Papst selbst geweiht hatte; das Recht dazu lag für die Zeit in dem „heiligen römischen Reich deutscher Nation." Otto I. aus dem sächsischen Hause hatte nach der Mitte des 10. Jahrhunderts die römische Kaiserwürde erneuert. Die deutschen Könige auch aus dem fränkischen Hause behaupteten wenigstens die Oberherrschaft des Kaiserthums wie über die deutschen Lande und ihre Angränzungen im Westen, Norden und Osten, so auch im Süden über Italien.

Dieses Königshaus stammte von den Ostfranken, von den alten Frankenherzogen her; und diese alten Frankenfürsten waren Abkömmlinge aus dem Blute Karls des Großen. Der Kern ihrer Eigen-Güter lag namentlich um den mittleren Neckar herum, und dehnte sich von da bis zum oberen Main und bis zum Rhein. Eben wegen ihres Reichthums, welchen diese Salgüter, d. h. Eigengüter dieser ostfränkischen Nachkommen Karls des Großen bildeten, hießen sie die „Salier," aber auch, und zwar überwiegend seit Kaiser Konrad II., die „Waiblinger." Ja Kaiser Konrad II. hieß vorzugsweise der „Waiblinger," wie es scheint, zum Unterschied von seinem Vetter, dem Herzog Konrad dem Franken.

Lange hat man geglaubt, weil unter den hohenstaufischen Kaisern erst die Worte Waiblinger und Welfen zur Losung einer bewegten Welt wurden, komme der Name Waiblinger erst aus dieser Zeit her, und er sei gleichbedeutend mit dem Namen Hohenstaufen. Das „Haus der Waiblinger" ist aber nicht das „Haus der Hohenstaufen," sondern das Haus der ostfränkischen Kaiser, der Salier. Urkundlich heißen diese Letzteren Waiblinger lange Zeit vorher, ehe der Name Hohenstaufen in

der Welt genannt wurde. Die Hohenstaufen sind nur die Erben der Reichthümer und der Weltstellung der fränkischen Kaiser, und darum auch des Namens „Waiblinger," weil sie in weiblicher Linie Abkömmlinge dieses Hauses waren, und das salische Geschlecht fortsetzten, als es in männlicher Linie erlosch.

Die Eisenbahn führt heute in wenigen Minuten von Stuttgart aus an die kleine Stadt von kaum vierthalbtausend Einwohnern, welche Waiblingen heißt, vorüber an dem berühmten Badort Cannstadt. Wie Cannstadt, so ist Waiblingen römischen Ursprungs. An beiden Städten war römische Bildung, ehe deutsches Blut sich auf diesem Boden niederließ, zu Cannstadt am Neckar, zu Waiblingen an der Rems, nicht weit von ihrem Einfluß in den Neckar.

Die Urkunden haben jetzt nachgewiesen, daß Waiblingen schon unter den Kaisern aus Karls des Großen Haus ein deutscher Königshof war, wo sie vor andern Orten gerne weilten. Namentlich ein Lieblingsort des deutschen Königs Arnulf war Waiblingen; und diese Reichspfalz spielt seit dem fort eine Rolle in der deutschen Geschichte; zuletzt erscheint sie als ein Aufenthalt, welcher Hauseigenthum der Salier geworden ist, und daher ihr Name „die Waiblinger."

Aus dem Hause dieser Waiblinger waren mächtige Kaisergestalten hervorgegangen. Sie hatten, einer wie der andere, in gleichem Plane fort an Einem Werke gebaut. Sie wollten nämlich das deutsche Reich aus einem Wahlreich in ein Erbreich umwandeln. Auf die freien Bauern in Waffen, d. h. auf den kleinen Landadel, und auf die Bürger in den Städten gestützt, wollten sie den Trotz der deutschen Fürsten brechen, und damit die inneren Wirren beseitigen. Die Besetzung aller geistlichen und weltlichen Stellen im großen Reiche deutscher Nation wollten sie allein in der Hand des Kaisers vereinen. Sie wollten auf diesem Wege alle geistlichen Herren, vom Abte des kleinsten Klosters bis zum ersten Erzbischofe des Reiches hinauf in, der Sache nach, alleiniger und unmittelbarer Abhängigkeit von der deutschen Krone halten; und sie hofften, sowohl dadurch als auch durch die Inhandnahme der Wahl des Papstes, und durch Aufsicht über den päpstlichen Stuhl mittelst in Rom selbst anwesender kaiserlicher Großbeamten und einer kaiserlichen Waffenmacht, die Hierarchie im ganzen Gebiete des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, und in der Welt überhaupt, unmöglich zu machen. Kaiser Heinrich III. war nahe daran, die unbedingte

Unterordnung der Geistlichkeit und der Fürsten unter die deutsche Krone, zu welcher sein Vater Kaiser Konrad II. den Anfang gemacht hatte, mit Kraft, Verstand und Glück zu vollenden: da nahm ihn ein früher Tod hinweg in seinem neununddreißigsten Lebensjahre. Seinen Sohn hatte er durch die Fürsten zu seinem Nachfolger schon als dreijähriges Kind wählen lassen; und sie hatten ihn zu Aachen zum Könige gesalbt und gekrönt, den vierthalbjährigen Königsknaben; aber der Vater starb, ehe er diesen in aller Form erwählten, gekrönten und geweihten Sohn hatte zum Jüngling erziehen können. Heinrich IV. hieß dieses Königskind, und dieser vierte Heinrich war noch nicht ganz sechs Jahre alt, als ihm sein Vater Heinrich III. Thron und Reich hinterließ.

Heinrich IV. war also unmündig und die Reichsverwesung zuerst vier Jahre in den Händen der Kaiserin-Mutter Agnes. Das war eine schöne, aber noch sehr junge, gebildete, aber den Männern gegenüber schwache Frau, die Tochter des Herzogs von Aquitanien und des lebensfröhlichen französischen Südens, welche die Thäler und Berge diesseits der Pyrenäen, die Loire und das atlantische Meer, ihr Heimathland, besser kannte, als die deutschen Verhältnisse und die deutschen Menschen. Schon diese Zeit benützten die geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs, an dem Werke, welches der Großvater und Vater mit vieljährigem Fleiß gebaut hatten, Federn und Räderwerk lahm zu legen oder herauszunehmen; und die Herrschergewalt des Kaiserthums war durch die Fürsten gebrochen, noch ehe Heinrich IV. eine Ahnung, geschweige einen Begriff davon hatte, was der Aufbau seines Vaters und Großvaters für die Krone bedeutete. Nach vier Jahren entrißen geistliche und weltliche Reichsfürsten mit Gewalt und verrätherisch die Reichsverwesung und den jungen König der Kaiserin-Mutter; die Erziehung unter den Händen der ehr- und herrschsüchtigen Erzbischöfe von Köln und von Bremen verderbte die herrlichen Anlagen des Königskindes; Erzbischof Adelbert von Bremen mißleitete Heinrich IV. absichtlich. — — Aber nicht päpstliche Tücke von Rom aus war es, was so an dem heranwachsenden jungen Kaiser handelte; sondern Deutsche waren es, weltliche wie geistliche Fürsten des Reichs mit deutschem Blut in den Adern. So zerging unter ihren Händen Vieles von dem, was Konrad II. und Heinrich III. gebaut hatten. Aber auch das römische Papstthum hatte, wenn es gleich nicht unmittelbar dieses Treiben in Deutschland verschuldete, doch diese günstige Zeit-

lage recht ausgebeutet, um vorzubereiten, daß das Kaiserthum dem Papstthum unterliege.

Aber es mußte so kommen, den Völkern zum Segen, der Menschheit zum Heil. Der bleibende Sieg des Königthums über die geistliche Gewalt, wenn er jetzt eingetreten wäre, da die deutsche Welt, und weithin die andere Welt, noch halb barbarisch, zum Theil noch ganz barbarisch war, wäre geradezu heillos gewesen; er hätte keine andere Folge gehabt, als frühzeitig den Absolutismus für Jahrhunderte auf deutschem Boden zu begründen, d. h. jene unumschränkte Willkür und Tyrannei, bei welcher Einer Herr ist und Alles Knecht; bei welcher der Alleinherrscher sich Alles erlauben darf, bloß nach Laune, als Gott auf Erden, und bei welcher alles Das nicht möglich ist, was Menschenwürde und Menschenrecht heißt. Selbst in dem Enkel einer Gisela war vom Großvater und Vater her die Anlage zum Despotischen, und es hat sich bei ihm für Deutschland und die Welt traurigst bewahrheitet, daß das ungöttliche Wesen des Absolutismus im dritten und vierten Glied nicht ab-, sondern zunimmt; daß es, wie alles Böse, in raschem Wachsthum fortwuchert, als ein von Jahr zu Jahr giftigeres Gewächs.

Kaiser Heinrich III. war von großen Gedanken getragen, von nationalen Gedanken, nicht von Selbstsucht und Herrschgier. Obgleich ein Feldherr und persönlich ein Held, war er doch nicht aus Leidenschaft auf Eroberung aus; er liebte nicht den Krieg um des Krieges willen; und ob er gleich arbeitete, die Königsmacht über den niedergebeugten Hochadel zu erheben, Deutschland zum Erbreich und die zersplitterten Theile desselben zu einem mächtigen Ganzen, zum weltherrschenden Staate zu machen, so dachte er dabei doch weniger an seine Ehre, als an den Glanz und die Größe der deutschen Nation. „Was hätte, hört man sagen, in einem um zwanzig Jahre längeren Leben ein so gewaltiger Kaisergeist, der nur unter deutscher Nation und für sie lebte, wie Heinrich III., in derjenigen Stellung, welche er sich errungen und in welcher er alle Macht allein in seiner Hand zusammen gefaßt hatte, für glorreiche Unternehmungen zu denken, zu wagen und auszuführen vermocht, segensreich für die Umbildung der deutschen Nation, ja der Welt?“ Gewiß kann Einer, welcher alle Macht in seiner Hand allein hat, in kürzerer Zeit viel Großes thun, wofern er diejenigen Eigenschaften des Geistes und des Herzens hat, welche seiner unumschränkten Stellung und den großen äußeren Mitteln so entsprechen, daß er von den letztern keinen Mißbrauch, son-

dern immer nur den besten Gebrauch macht. Die Geschichte kennt aber nur zwei Beispiele in mittelalterlicher und drei in neuester Geschichte von Alleinherrschern, bei welchen das zutrifft; im achtzehnten Jahrhundert den zweiten Friedrich von Preußen und den ersten und zweiten Joseph in Oesterreich; im Mittelalter den Muhammedaner Saladin und den Franken Karl den Großen; der Letztere aber, größer als diese alle in der Freiheit und Schärfe des staatsmännischen Blickes wie der Selbsterkenntniß, vollendete seine Größe eben dadurch, daß er für die Gesetzgebung, wie für Krieg und Frieden, die Vertreter der Nation berief mit berathender und beschließender Stimme und das Parlament einführte.

Wer das Menschenherz und die Geschichte kennt, auf den hat das Blendende dessen, was Einer, mit aller Macht in seiner einzigen Hand, für Volk und Welt vermöge, keine Wirkung: die absolut regierten Reiche China und Rußland, Spanien und Frankreich, Oesterreich, Neapel und die Türkei sind lautredende Zeugen.

Wie weit die Unumschränktheit des Alleinherrschers sogar bei einer gesunden und edlen Natur abirren könne, das wies sich an Kaiser Heinrich III. aus. Verwegen umsichgreifend, schonungslos, sehr oft despotisch bisher, hatte er noch kurz vor seinem Tode sich Unerhörtes herausgenommen: er hatte allem Lehenrecht, allen Gesetzen des Reiches zuwider, ein deutsches Herzogthum, und zwar das große Herzogthum Baiern, an eine Frau gegeben, ganz als hätte er darüber zu verfügen wie über ein Stück seines Hausguts; und diese Frau, welche er mit dem Herzogthum belehnte, war seine eigene Gemahlin, die Kaiserin Agnes. Wenn das der dritte Heinrich mit einem Herzogthum ersten Rangs zu thun wagte, wie weit wäre er erst gegangen bei längerem Leben und Glück? Wenn er über Recht und Gesetz sich so sehr wegsetzte, was war erst von der Unumschränktheit eines Alleinherrschers bei kranker, durch Erziehung verderbter, oder gar ursprünglich böser Natur zu erwarten, zumal wenn dieser in den Knabenjahren schon selbst regierender Kaiser des deutschen Reiches wurde, wie Heinrich IV.!

Der als Knabe regierende Kaiser Heinrich IV. trat nicht nur die Gesetze des Staates, die Freiheiten der Großen und die der Kleinen, sondern auch die Kirchengesetze mit frecher Willkür in den Staub. Diese wuchs mit den Jünglingsjahren. Der Königsjüngling Heinrich IV. vergab Bisthümer an Knaben und Halbknaben, die zügellosen Gesellen seiner

Lüste, und trieb den Handel mit Kirchenämtern jeder Art schamloser als je; er selbst in seinem eigenen Palaste versteigerte sie, und mit den erschacherten Summen zahlte er die Schaaren seiner verwilderten Söldnerrotten, die Werkzeuge seiner Tyrannei, und das Uebrige verschwelgte er und seine Gesellen mit Buhlerinnen. Nicht nur Geld und Güter verschenkte er an diese Dirnen, sondern diese gingen sogar öffentlich einher mit den Edelsteinen, welche Heinrichs Leichtfertigkeit gewaltsam aus den Gefässen des Altars und des Taufsteins, namentlich auch aus den Kronen der Marienbilder in den Kirchen ausbrach. Der fromme Sinn der Vorzeit hatte damit die Kirchen geschmückt, dem Glauben der überwiegenden Mehrheit in den Tagen Heinrichs waren diese Gefässe und die edeln Steine daran heilig, aber lachend sagten die Genossen der Freudengelage des zwanzigjährigen Kaisers unter sich, „diese Edelsteine seien jetzt in bessere Gesellschaft gebracht worden." Gegenüber einem solchen Königthum war es ein Zeitbedürfniß, daß eine Geistesmacht in der Welt war, welche diesem frivolen und rohen Despotismus das deutsche Reich und Europa nicht zum Raube werden ließ. Schon darum war damals das Papstthum eine Nothwendigkeit und ein Segen für die Menschheit, ganz abgesehen von anderen Verdiensten desselben, d. h. für jene Zeit und für die Bildungsstufe derer, die damals lebten.

Das mittelalterliche Papstthum bleibt eine große Erscheinung. Es nahm die noch nicht mündig gewordenen Völker und die despotischen Könige unter sein Gesetz und seine Zucht. Von ihm aus sind große Gedanken in die Zeit und ganze Schichten der Gesellschaft eingeströmt, welche die Welt bewegten und dem Zeitalter ihr Gepräge aufdrückten. In einem Zeitalter, in welchem für die Herren das eigentliche „Volk" als solches noch gar keine Geltung hatte, geschweige daß es eigentliche Volksvertreter gehabt hätte, war es die Macht der Kirche, die religiöse und wissenschaftliche Geistesmacht der Zeit, welche dem nach politischem Dasein ringenden Volke, dem Volk im eigentlichen Sinne des Worts, ganz allein die hülfreiche Hand bot, und welche für das Aufkommen der Volksfreiheit damals mehr that, als alle deutschen Könige bis zum Untergang der Hohenstaufen zusammen. Vom Stuhle zu Rom aus hat sich mehr als einmal ein Arm ausgereckt zum Schirm alter Freiheit für Hoch und Nieder, und zur Pflege und zum Schutz der Keime neuer Freiheit in Städten und auf dem Lande gegenüber den Gewaltausgriffen eines königlichen und fürstlichen Despotismus; ich habe an einem andern

Orte *) gesagt: „Die Wiege der bürgerlichen Freiheit stand jenseits der Alpen, und der Stuhl Petri war ihr Vormund und Pfleger; es kommt dabei nicht darauf an, was der einzelne Papst zur Triebfeder hatte, sondern einzig auf das Papstthum, als die von Gottes Hand in die Entwicklung der Menschheit hineingestellte Anstalt; und über die Alpen herüber stieg die Geistesfreiheit zu Thal ins deutsche Land, um von da über den Kanal und das Weltmeer zu gehen."

Das ist der geschichtlich-wahre Charakter des Papstthums in seiner guten Zeit. Finsterniß und Gewalt ist allerdings auch vom Stuhl Petri ausgegangen, zu gewissen Zeiten und von gewissen Persönlichkeiten, die darauf und darum saßen, und das jugendliche Europa wäre zum Greis gemacht, in ein zweites China oder gar in ein Dalai-Lama-Tibet verwandelt worden, wenn dieselbe Papstgewalt, welche noch im elften Jahrhundert zeitgemäß und nothwendig war, in gleicher Macht fortdauernd die erste Triebfeder für Europa geblieben wäre. Nur Gregors VII. Geist, welcher als ein strenger und eifriger Tribun der Völker dazwischen trat, groß und erschreckend wie der Geist des alten Propheten Samuel, verhinderte, daß im deutschen Reiche das Feudalkönigthum vollends rasch zum asiatischen Despotismus ausartete, und die abendländischen Völker, wie das im byzantinischen Reich, im christlichen Osten Europas, der Fall war, aus der Halbkultur in Barbarei zurücksanken. Als in der Christnacht 1074 das Haupt und das Leben Gregors VII. von gezückten Dolchen und Schwertern in Rom bedroht war, da waren es die Dolche und Schwerter des verschworenen Adels, vieler weltlichen und geistlichen Großen Italiens, nicht die des Volkes; das Volk Roms trat für Gregor VII. ein und rettete ihn, weil es wußte, daß er ein Mann des Volkes war.

Gregor hat dem königlichen Absolutismus, welcher Gott auf Erden spielen wollte und will, zuerst öffentlich vor der Welt die falsche Maske göttlicher Berechtigung abgerissen. Er dachte über Ursprung und Macht des weltlichen Fürstenthums ganz so, wie im achtzehnten Jahrhundert König Friedrich II. von Preußen und Kaiser Joseph II., welche bekanntlich die Einbildungen der englischen Stuarte und der französischen und spanischen Bourbonen von ihrer göttlichen Machtvollkommenheit eben so lächerlich als heillos fanden, und alle Fürstengewalt als etwas rein menschlichen

*) Lebensgeschichte der Kirche Jesu Christi, von Dr. W. Zimmermann. Bd. III. S. 169. Stuttgart, Belser'scher Verlag 1858.

Ursprungs erklärten. Friedrich der Große und Joseph II. leben unsterblich in der dankbaren Erinnerung ihrer Völker, in der Glorie der Geschichte; und Kaiser Friedrich der Rothbart wurde Gegenstand der Sage und der Sehnsucht der deutschen Nation bis auf den heutigen Tag erst von da an, als er die Einbildungen von seiner göttlichen Machtvollkommenheit abgeworfen und die Rechte der Volksfreiheit anerkannt hatte. Der lange Kampf gegen die letztere brachte ihn an den Rand des Untergangs; von da an, als er bürgerliche Freiheit ehrte, hegte und pflegte, war er, von der Kraft der Volksliebe getragen, der Herr über die Herzen und über die bereitwillig gespendeten Gelder und Arme der italienischen wie der deutschen Bürger, und damit der Herr der Welt. Was war, was ist das Schicksal der Stuart und der Bourbonen und ihrer Phantasien von der göttlichen Machtvollkommenheit des Fürstenthums? —

Nicht dem Königthum an und für sich, sondern dem Königthum des „Absolutismus" hat der große Papst Gregor VII. jede Berechtigung abgesprochen. Er verwarf nur dieses Fürstenthum, das „sich göttliche Machtvollkommenheit anmaße," um „das Volk in den Staub zu treten, das sittliche Blut der ganzen Gesellschaft zu vergiften, die Religion in den Augen des Volkes verächtlich zu machen, und die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit durch die gäng und gäbe, freche Willkür des nächsten besten Gewalthabers im Bewußtsein der Zeit geradezu auszulöschen oder wenigstens zu verwirren." Dieses Fürstenthum hatte er fast überall in Europa vor Augen. Nur von diesem sagte er, „dasselbe sei eine Erfindung von Laien, welche von Gott nichts wissen; diese weltlichen Fürsten streben nach Herrschaft über die andern Menschen bloß deßwegen, um ihren unerträglichen Hochmuth zur Schau zu tragen und ihre schlechten Gelüste zu sättigen. Alle Welt wisse, daß die Könige und Herzoge seiner Zeit von solchen Menschen abstammen, welche in blinder Leidenschaft und unerträglicher Anmaßung durch Raub, Verrath und Mord dahin getrachtet haben, ihre Nebenmenschen, welche Ihresgleichen seien, zu beherrschen."

Ein ächter geistiger Schüler Gregors VII., der Presbyter Mangold, lehrte in denselben Tagen, im Jahre 1086: „Das Königthum ist nicht ein Naturtitel, sondern ein Amtstitel. Nicht darum erhebt das Volk den König über sich, um ihm Vollmacht und Freiheit zuzugestehen, Tyrannei gegen das Volk zu üben, sondern um das Volk gegen Tyrannei zu schützen. Mithin, wenn der König als Tyrann das Volk zu ver-

gewaltigen anfängt, so ergibt sich klar, daß er verdientermaßen der ihm übertragenen Würde entsetzt wird, da er ja den Vertrag, auf welchen hin er als König eingesetzt ward, erwiesenermaßen zuvor gebrochen hat. Es ist nur in der Ordnung, wenn man im Lichte der christlichen Religion diesen Grundsatz wahrt und einhält; haben doch schon die alten Römer, die Heiden, es mit Tarquinius Superbus so gehalten. Keiner hat Macht, sich selbst zum Kaiser oder zum König zu wählen. Das Volk ist es, welches irgend einen dazu über sich erhebt, auf daß er mittelst einer gerechten Regierung walte und das Volk regiere. Wenn er aber eines Tags den Vertrag, auf welchen hin er erwählt ist, bricht, so entbindet er eben damit das Volk seiner Unterthanenpflicht, eben weil er zuerst treubrüchig am Volke geworden ist." —

Das ist die Lehre der alten katholischen Kirche, Gregors VII. und Mangolds. Man verwechselt nur zu oft noch heutzutage das Papstthum, wie es später in der Zeit seiner Entartung war, mit dem Papstthum, das einst Gedanken hatte; man nimmt das heutige als gleich mit dem Papstthum jener Tage, in welchen es die Geistesmacht der Zeit und das Tribunat der Völker war. Man schließt von der Politik des römischen Stuhles der letzten drei Jahrhunderte auf die Politik desselben im elften Jahrhunderte zurück, ohne Kunde und ohne Kenntnißnahme von den urkundlichen Quellen, die für die wahren Anschauungen und Grundsätze der katholischen Kirche und der großen Päpste aus jener Zeit fließen. — Darum ist der Irrthum gewöhnlich geworden, sogar einen Gregor VII. und die katholische Kirche in ihrer schönen Zeit so anzusehen, als hätten sie den Absolutismus eines Gottesgnaden-Königthums geschirmt oder gar als einen Lehrsatz des Christenthums vorgetragen.

Gregor und Mangold haben wörtlich den König einen „Beamten des Staats" genannt, gerade so, wie der König Friedrich der Große von Preußen in seinen Schriften, wie Kaiser Joseph II. oft es ausgesprochen hat, daß der regierende Fürst nur der erste Bürger und der erste Beamte des Staates sei. So alt ist die Anschauung vom konstitutionellen Staate als des allein christlichen und vernunftgemäßen. Die Feinde der Wahrheit, der geistigen und der bürgerlichen Freiheit, schrieen vor einem Jahrzehnt, als dem edeln Bunsen die lange gebundenen Augen sehend wurden, und er es drucken ließ, daß keine andere Regierungsform der Christusreligion entspreche, als die des vertragsmäßigen, freien Verfassungsstaats. Gregor VII. schon anerkannte keine andere

Staatsform für christlich, als den auf Vertrag zwischen Fürst und Volk ruhenden Verfassungsstaat, und erklärte wörtlich jedes Fürstenthum des Absolutismus als eine „Gottlosigkeit," als „etwas, das vom Teufel stamme."

Davon wollen die Römlinge unserer Tage, welche den Thron wieder absolut, aber das Priesterthum zum Herrn der absolutistischen Fürstenhöfe machen möchten, nichts hören; sie selbst waren stets ganz mäuschenstill über diese politischen Grundsätze des großen Papstes Gregor VII., die Einen aus Unwissenheit, die Andern aus Klugheit.

Als das Papstthum der Selbstsucht und der Herrschsucht anheim fiel, als es selbst absolutistisch und despotisch wurde und die Weltausbeutung statt der Gerechtigkeit seine Losung war, da hat es die sittlichen Grundwahrheiten verkehrt, da hat es auf die Unwissenheit der Gläubigen, auf die Unterjochung des menschlichen Denkens hingearbeitet; da wollte es, die ganze Welt solle stumpf und dumpf werden, damit sie, in die Fesseln des Aberglaubens geschlagen, in knechtischer Hingebung sich schmiege unter dem Fuß des sichtbaren Oberhaupts der Kirche, eine unendliche Masse vornehmer und geringer, reicher und armer Laien; eingeängstet durch die Schrecknisse der Höllenstrafen, und ganz in der Hand der Priester durch den von Kindesbeinen an eingeimpften Wahn, daß nur der Priester davon die Seelen erlösen könne; durch die Ohrenbeichte dem Beichtiger preisgegeben; phantastisch aufgeregt zudem durch die betäubende Pracht eines dem Morgenlande nachgemachten Gottesdienstes und einer Menge aus Judenthum und Heidenthum entlehnter Ceremonien. Wenn einmal das Papstthum weltherrschend sein wollte, so mußte es, sobald die Zeit der in Gerechtigkeit großen Päpste vorüber war, zu solchen Mitteln greifen, und zwar von der Zeit an, wo nicht mehr der überlegene Geist und die strenge Tugend eines Gregor VII. in Einer Person vereint auf dem römischen Stuhle saßen. Denn nur auf der Blindheit der Völker konnte das Papstthum, das hinter Gregor drein kam, seine Allmacht ermöglichen; diese Blindheit war die erste Bedingung einer solchen kirchlichen Weltherrschaft.

Es ist durch nichts erwiesen, daß Gregor VII. diese Art von Weltherrschaft des päpstlichen Stuhls überhaupt im Auge gehabt, geschweige daß er sie hat für alle Zeiten gründen, sie hat verewigen wollen. Aus seinen vertrauten Briefen, wie aus seinen Staatsschriften geht wohl hervor, daß er die Ueberzeugung hatte, der Geist müsse in der christ-

lichen Welt herrschen und nicht die rohe Macht der Faust; daß er in dem Gedanken sich gefiel und den Beruf dazu in sich spürte, in diesem rohen Zeitalter, in diesen unaufhörlichen Waffenkämpfen noch halb-barbarischer Fürsten und Ritter als Schiedsrichter an Gottes Statt über der christlichen Welt zu stehen; mit der Doppelmacht seines Genies und seiner geistlichen Stellung darauf zu halten und es zum Vollzug zu bringen, daß Recht und Gerechtigkeit zur Geltung kommen auf Erden, so, wie die Lehre Christi solche als Gottes Gebote ausweise; und alle, die dawider sich sträuben und thuen, zu demüthigen unter diese ewigen sittlichen Gesetze, seien es Große, seien es Kleine der Welt; und selbst Könige zu entsetzen, wenn, aber nur wenn, die Völker auf Entsetzung derselben klagen, und die Prüfung der Klagen bis ins Einzelne solche als begründet und zureichend herausstelle.

In jenen traurigsten Zeiten Deutschlands, vom Jahre 1814 an bis 1848, in welchen von Höflingen und Priestern die Völker um den zugeschworenen Siegespreis betrogen und den Fürsten die Herzen ihres Volkes gestohlen wurden, haben schwachköpfige Romantiker, meist im Solde der Jesuitenpartei, „unlautere Bursche," wie sie Göthe genannt hat, das Papstthum überhaupt, als solches, und die Vorherrschaft der Priesterkirche, mit den empfehlendsten Farben aufzuputzen versucht, und namentlich die eben so vernunftlose als antichristische Lehre von der „göttlichen Machtvollkommenheit des Königthums und seiner unumschränkten Willkür," die Pflicht des Gewissenszwangs, die Kneblung der Presse und der öffentlichen Meinung als etwas Gott Wohlgefälliges gepredigt, an Niederträchtigkeit nur übertroffen von gewissen Hofpredigern des Absolutismus in unsern Tagen. Jenen Romantikern gegenüber warf sich, was für das Neuzeitige, für den Fortschritt war, in die Waffen und eiferte, jene wollen System und Zeit Gregors VII., „des herrschsüchtigen Priesters," zurückrufen. So sehr irrte man, in wohl gemeintem Eifer, aus Unkenntniß der Quellen und der daraus fließenden geschichtlichen Wahrheit, daß man sagte und glaubte, dieser gerechte und größte Mann seiner Zeit habe „aus Herrschsucht aus der Welt ein Besitzthum des Papstes machen wollen." Diese Ansicht hat sich um so weiter verbreitet und eingefressen, als jene Romantiker, und zwar aus wirklicher Unwissenheit, sich für ihre heillosen Lehren auf diesen größten Papst des Mittelalters beriefen, den geschworenen Feind alles Absolutismus auf dem Fürstenthrone, den Mann des Volks, der er der Geburt nach und bis

an seinen Tod mit ganzem vollem Herzen war. Durch diese irrthümliche Auffassung hat sich eine falsche Anschauung für den Kampf zwischen dem römischen Stuhl und dem deutschen Königthum in viele Geschichtbücher und um so mehr in viele Köpfe und Herzen übertragen; die nachmaligen Zeiten wurden mit den Zeiten Gregors VII. verwechselt.

Dieser große tragische Kampf darf nicht vom Standpunkt unseres heutigen Kirchen-, Staats- und Völker-Rechts aus betrachtet werden. Jene Zeit war eine Zeit, in welcher Gewalt allein für Gesetz galt; in welcher eine Minderheit sich benahm, als ob die unendliche Mehrheit der Menschen, das Volk, kein berechtigtes Dasein als zum Leiden habe; in welcher „der Mächtige nur seine Forderungen, nicht aber seine Pflichten kannte, und dem Unterdrückten nicht einmal erlaubt war, von seinen Rechten zu reden." Es ist wahr, was man gesagt hat, „der siebente Gregor hat seinen Thron um einige Stufen über alle damaligen europäischen Königsthrone erhoben." Aber eben so wahr ist: er hat den in den Staub gedrückten Völkern als mächtiger Anwalt zur Seite sich gestellt, er hat das in asiatischen Despotismus ausarten wollende Königthum in heilsame Schranken gebannt, er hat „gegen rohe Wildheit und blutige Verfolgung der Menschheit wenigstens einen freien Zufluchtsort eröffnet."

Gregor war lange, ehe er Papst wurde, Kanzler des römischen Stuhls unter einer Reihe von Päpsten gewesen. Er hatte Alles geleitet, und die Päpste hatten nur die Namen hergegeben für seine Thaten. Selbst aus der untersten Schichte des Volkes hervorgegangen, eines armen Zimmermanns Sohn, wollte er das Papstthum nicht nur zu einer Tyrannenwehre, zu einem Bollwerk gegen fürstlichen Despotismus machen, sondern namentlich auch zum Pfleger bürgerlicher Entwicklung in einer Zeit roher Gewalt des kriegsadeligen Degens. Begünstigt von ihm schon als Kanzler, wie als Papst, waren im höchsten Grade jene schönen bürgerlichen Gemeinwesen in Oberitalien, die Städte, welche sich rasch zu edlem Gewerbsfleiß, zu ausgedehntem Handel, zu Reichthum und bürgerlicher Freiheit erhoben. Erst von diesen seinen Pfleglingen aus kam das schöne, kunst- und gewerbereiche freie Städtewesen über die Alpen nach West, Nord und Ost. Und Gregors Grundsatz, daß in der Kirche nur der Tüchtigkeit, ohne alle Rücksicht auf Geburt, Familie und Verbindungen, der Zugang zu den Stellen sich öffnen dürfe, mußte folgereich für die ganze geistige und bürgerliche Entwicklung der Menschheit werden. Daß er der Gewaltwillkür des Königthumes und der Ari-

stokratie gegenüber seinen Stuhl über die weltlichen Stühle setzte, das war ein Gebot der Zeit. Weder eine bloß „weltliche" Macht, mittelst der rohen physischen Gewalt, noch eine bloß „geistliche" Macht, mittelst der Einsicht und des guten Willens, sondern allein ein höheres Drittes, eine Macht, irdisch und überirdisch zugleich, vermochte der Barbarei zu steuern, welcher Europa zutrieb. Denn waren die romanischen Völker in Unteritalien, in Frankreich und Spanien mit ihrer abgelebten Bildung daran, halb-barbarisch zu werden unter den ruhelosen Zuständen des Faustrechts, so waren die nordischen Völker, die deutschen, doch noch gar zu sehr von den Leidenschaften des altgermanischen, heidnischen Reckenthums besessen. Diese überderben, eisernen Gewaltmenschen mußten verlernen, halb-barbarisch zu sein; den Gewalthabern in den romanischen Landen mußte vorgebeugt sein, halb-barbarisch zu werden. Die einen mußten aus der Verwilderung heraus in die Bildung, die andern durften aus dem Zustande früherer Bildung nicht hinein in die Verwilderung. Darin erkannte der aus ursprünglich deutschem Blut zu Saona geborene, in Burgund erzogene Handwerkerssohn Hildebrand, welcher Papst Gregor VII. hieß, eine seiner Aufgaben. Dazu stellte er seinen demokratischen Hauptgrundsatz in die Welt hinein; denn nur auf Grundlage desselben konnte eine Aristokratie des Geistes gebildet werden, das Geistige zur Herrschaft kommen.

Die Besten unter den Zeitgenossen erkannten das Bedürfniß einer höchsten religiös-sittlichen Macht in dieser Zeit des namenlosen Elendes, welches durch das entartete Lehenwesen und durch das zum Despotismus gewordene Königthum, dessen charakterlose Werkzeuge geistliche wie weltliche Lehenträger waren, über dem Volke lag. Die natürliche Folgerung der Anschauungen Gregors, dieser Monarchie des Kirchenthums, getragen von einer Aristokratie des Geistes, aber auf völlig demokratischer Grundlage, war, daß die Kirchenversammlungen zur wahren Vertretung der Christenheit wurden und als gesetzgebende Gewalt eben so neben als über dem einzelnen Papst standen. Diese Folgerung war nöthig, wenn in Wahrheit auf Dauer der Geist in der Christenheit herrschend werden sollte. Es fragte sich, ob die auf dem römischen Stuhle Sitzenden, als Menschen, nicht der Versuchung unterlägen, die geistige Allmacht auf Erden nicht in ihrer Hand allein für sich zu behalten, und diese Stellung der Kirchenversammlungen über das Kirchenoberhaupt, so folgerecht sie dem Gedanken nach war, ja nicht zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Dem Despotismus des Königs Philipp von Frankreich, dem Despotismus des englischen Königs Wilhelm des Eroberers trat, wie der Gewaltwillkür der weltlichen und geistlichen Fürsten auf deutschem Boden, der große Tribun der Völker, Gregor, entgegen, überall gehaßt von der Geistlichkeit, und von den Großen, welche er zügelte und Zucht lehrte; aber geliebt und verehrt eben so aller Orten von dem Volke. Der jugendliche Thor, welcher unter dem Namen Heinrich IV. auf dem deutschen Königsthrone saß, und dessen heilloses Treiben in Willkür und Schande jedes Maß überstieg, gab dem Papste gegenüber die stärksten Blößen. Der ganze Gang der jetzt urkundlich offen vor Augen liegenden Verhandlungen zwischen dem römischen Stuhl und dem deutschen Könige wie den deutschen Fürsten, weist unbestreitbar aus, daß Gregor, welcher diese theils als Kanzler, theils als Papst führte, nicht die Absicht hatte, wie die landläufige Ansicht bisher war, „das Papstthum zu verherrlichen durch Demüthigung der höchsten weltlichen Gewalt," sondern zwischen den Streit der deutschen Fürsten und Völker mit ihrem gewaltthätigen jungen Könige als Vermittler und Schiedsrichter sich zu stellen, über beiden Parteien, und gegenüber von beiden, Gerechtigkeit zu lehren und zu üben, einen Mittelpunkt der Einheit der Fürsten und Völker abzugeben, der Höhere auf Erden zu sein, an welchen man sich wenden könne gegen übermächtige Unterdrücker, bei welchem Rath, Hülfe und höchste Entscheidung zu suchen und zu finden wäre, Recht in einer rechtlosen Zeit. Als die sächsischen Fürsten und Herren, deren Unterthanen durch die zügellosen Söldnerschaaren König Heinrichs furchtbar litten, sich an den Papst als Schiedsrichter wandten, förmlich um seine Entscheidung baten, war er zuerst gegen den schuldbeladenen König sehr mild; er schonte ihn, den damals erst 24jährigen Jüngling; er gab ihm nur erst weise Rathschläge und Ermahnungen.

Es war vorerst nicht ein Kampf zwischen Königthum und Papstthum um die Weltherrschaft. Es war auch noch nicht eine Spannung zweier Nationalitäten, der romanischen und der deutschen, gegen einander; es war noch nicht ein Kampf um Selbstständigkeit oder Vorherrschaft zwischen Italien und Deutschland. Mit diesen Schlagworten pflegt man den Stand der Dinge vornherein zu verrücken und damit in ein ganz falsches Licht zu bringen. So einfach und klar, wie sie soeben geschildert worden ist, war die Lage der Sachen beim Eintritt der Hohenstaufen in die Geschichte.

Zweites Hauptstück.

Zu Regensburg, wo er das Osterfest feierte, saß im Jahr eintausend und neunundsiebzig der deutsche König Heinrich IV. im königlichen Ornat auf seinem Stuhle. Zu seinen Seiten diejenigen der Fürsten, die ihm treu geblieben, um ihn her seine Ritter. Der königliche Kanzler rief den Ritter Friedrich von Staufen auf, vor den Thron zu treten. „Wackerer Mann," sprach zu ihm der Kaiser, „den ich vor allen stets als den Treusten und Tapfersten erfunden, du weißt, wie im heiligen römischen Reiche die Frevel sich mehren, wie durch teuflischen Einfluß aufrührerische Verbindungen als heilig gelten, dagegen Gottes Gebot, die Obrigkeit zu ehren, mit Füßen getreten wird. So kämpfe, wie bisher, auch künftig gegen diese Frevel, und zum Zeichen, wie sehr ich, was du bisher gethan, anerkenne, und für die Zukunft dir vertraue, verleihe ich dir, kraft königlicher Gewalt, das Herzogthum Schwaben, dir und deinen Nachkommen für ewige Zeiten." Darauf wurde der Ritter mit dem Herzogsrock und Mantel angethan, und der Fürstenhut ihm aufgesetzt. Des Königs Majestät selbst aber übergab ihm das Schwert, zu Handhabung der Gerechtigkeit, Beschützung der Wittwen und Waisen, und Bestrafung des Unrechts. So ward der Ritter Friedrich von Staufen Herzog von Schwaben.

Zwei Jahre vorher war der König der Verzweiflung nahe. Seine Unbesonnenheit, seine Sittenlosigkeit und sein Despotismus hatten die Fürsten und Völker gegen ihn empört und ihn tief gedemüthigt. Der Papst, Gregor VII., angegangen von den Deutschen und in eigenem Interesse, hatte ihn mit dem Bannfluch belegt. Die Fürsten hatten ausgesprochen, wenn der König binnen Jahresfrist des Bannfluches nicht entbunden wäre, so solle er aller seiner Rechte am Reiche verlustig sein, und um ihm es unmöglich zu machen, sich mit dem Papste zu verständigen, hatten sie alle Pässe besetzt, die von Deutschland durch die Alpen führten. Unmächtig für jetzt, hatte der König die Bedingung der Fürsten eingegangen, und, wie ihm vorgeschrieben war, bis auf den Ausspruch des Papstes als Privatmann sich nach Speier zurückgezogen, keine Kirche betreten, jedes öffentlichen Geschäfts, jedes königlichen Aufzugs, ja jedes Zeichens der königlichen Würde sich enthalten. Kurz vor Weihnachten

entwich der König in tiefstem Geheimniß mit seiner Gemahlin, seinem dreijährigen Sohn und ein paar Dienern aus Speier und erreichte am Weihnachtsfest Besançon. Er wollte die ihm auferlegte Buße zu Rom abmachen, allein vor dem Papste jenseits der Alpen, und nicht inmitten der ihm feindlichen deutschen Fürsten auf der Reichsversammlung zu Augsburg, wohin der Papst zu gehen im Begriff war, sich demüthigen. Er hatte so regiert, daß nicht nur die meisten Fürsten, sondern auch die meisten Städte und die Bauern in Deutschland entweder wider ihn oder ganz ohne Theilnahme für ihn waren. Bei Genf ging er über die Rhone und an der Isère empfing ihn seine Schwiegermutter, die Gräfin Adelheid von Savoyen, um ihn und ihre Tochter über die Hochalpen zu geleiten. Nicht auf dem nähern Weg über den St. Bernhard, sondern am Mont Cenis stiegen sie über das Gebirge, weil jenseits Susa, die sichere Hauptstadt der Gräfin Adelheid, lag. Bis hieher hatten seine deutschen Feinde ihre Bewachung der Alpenpässe nicht ausdehnen können. Soviel auch Adelheid für sich, für ihre Tochter, Enkel und Schwiegersohn vorgesorgt hatte, die Reise über das Hochgebirge zu erleichtern; so ehrenvoll das Gefolge, das sie mitbrachte, darunter eine Menge kundigster Gebirgsführer, auch war, so war doch die Reise auf diesem Alpenweg für die junge Königsfamilie ebenso voll von Gefahren als von Beschwerden in jenem Jahrhundert, in der Weihnachtszeit, und vollends in einer solchen Winterkälte. Denn gerade dieser Winter war einer der härtesten, deren man sich erinnern konnte. *) Ein Bild der Nichtigkeit menschlicher Hoheit stieg der König der Deutschen über diese Alpen. Der König aber hatte noch ganz Anderes vorerst zu überwinden, als die Hindernisse der Natur. Das Bitterste erfuhr er hier von Menschen, und zwar von seinen nächsten Anverwandten, die mit herzlosem Schmutz seine Noth brandschatzten. Am Fuße des Mont Cenis stellte die Markgräfin Adelheid und ihr Sohn Amadäus als Preis für ihr Geleit und für den Durchgang durch das savoyische Land Forderungen, welche der König nicht gewähren konnte. Aus seiner Seele entwich es wohl nie mehr, wie die Mutter hier an Tochter

*) Von Martini bis in die Mitte des März war der Rhein ganz zugefroren, und die Alpen starrten von unerhörtem Eis und Schnee. Das alles hatte der König zuvor gewußt, aber durch nichts sich abhalten lassen: denn in sechs Wochen war die Jahresfrist verstrichen, binnen welcher er vom Bann gelöst oder der deutschen Krone verlustig sein sollte. Mit dem Bann fiel das Haupthinderniß seiner Freunde weg, zu ihm zu halten.

und Enkel, wie der Bruder an der Schwester, wie beide an ihm, an dem Eidam und Schwager, handelten, und um so höher mußte bei ihm die Treue steigen, welche uneigennützig die wenigen Deutschen ihm bewahrten, die jetzt in Noth und Tod mit ihm gingen. Mit einer reichen Provinz Burgunds befriedigte er endlich die wälsche Habsucht; aber sogar die Gebirgsführer mußte er selbst noch außerdem bezahlen. Doch jetzt ging er das Thal des Arc hinauf. Die Schneemassen waren so fest gefroren, daß über ihr Glatteis bei den ohnehin steilen Wegen weder zu Roß noch zu Fuß ohne Gefahr ein Schritt möglich schien. Die gemietheten eingeborenen Thalleute ließ der König, oder vielmehr des Königs Begleiter, ein deutscher Ritter, über die Abhänge und durch die Schneemassen, durch Nebel und Wolken vorausgehen und, so gut es sich that, einen Weg bahnen. So kamen sie unter unendlichen Beschwerden, an Abgründen, Felsen und Schlünden vorüber, durch Schneewirbel hin, die stündlich den Tod drohten, auf die Spitze des Mont Cenis. Jetzt aber zeigte sich die andere Seite des Berges so abschüssig, durch Glatteis so schlüpferig, daß die Männer bald auf Händen und Füßen krochen, bald sich an den Schultern ihrer Führer halten mußten; unter manchfaltigen Lebensgefahren kamen sie in die Ebene Italiens hinab. Die Königin und die Frauen in ihrem Gefolge wurden auf Ochsenhäuten von Führern den Berg hinabgezogen. Die Pferde ließ man theils auf Rollen hinab, theils band man ihnen die Füße zusammen und zog sie auf Häuten; viele davon starben unterwegs, ehe das Kloster Novalese, noch ziemlich im Gebirg, und weiter unten das Kloster St. Michael an der Klause erreicht wurde.

So zog der deutsche König Heinrich IV. auf seinem italienischen Reichsland ein. Es war das erste Mal, daß er in diesem Theile des deutschen Reiches erschien. Die lombardischen Großen und Herren, aber nicht der lombardische Bürger und Bauer, schlossen sich an ihn an. So groß das Geleite war, das den deutschen König jetzt umgab, so war das denn doch ein trauriger Einzug des deutschen Königs in sein Land Italien. Zu Canossa, wo der auf der Reise nach Augsburg begriffene Gregor sich eben aufhielt, erwarb sich König Heinrich IV. durch Kirchenbuße unter Vermittelung seiner Base, der Markgräfin Mathilde, deren Gast der Papst auf ihrem Schlosse Canossa war, die Lossprechung vom Bann. Der Auftritt zu Canossa ist nachher aus politischen Gründen von König Heinrichs Freunden übertrieben und entstellt worden gegen-

über von dem Papst. Aber Eines bleibt: wenn auch der deutsche König nicht drei Tage lang ohne Nahrung vom Morgen bis zum Abend, schuhelos, in wollenem Büßergewand, unter freiem Himmel Kirchenbuße that, so stand er doch ohne allen königlichen Schmuck im Büßerhemd, das er über seine Kleider gezogen, barfuß und unter Thränen vor dem Thore der mit drei Mauergürteln umgebenen Burg Canossa am Abend des ersten Tages, und pochte, vor Schnee und Kälte zitternd, an das Thor und flehte fort und fort um Einlaß. Aber die Pforte that sich nicht auf, Gregor wollte ihn nicht sehen, und er mit seinen wenigen Begleitern, drei gebannten Bischöfen und zwei weltlichen Grafen, die gleichfalls im Büßerhemd Lösung vom Banne suchten, mußte unerhört in der Dunkelheit die Herberge suchen, wo sein anderes Gefolge war, Stärkung am Mahl und Ruhe. Seine Schwiegermutter, seinen Schwager, seine andern Verwandten hatte Gregor ins eigentliche Schloß urkundlich eingelassen; nicht aber den König. Auch am zweiten Tage pochte Heinrich vergeblich an die Pforte der innern Burg in gleichem Aufzug. Am dritten Tage bat er flehentlicher noch um Einlaß, und die italienischen Fürsten und Fürstinnen, die wie Gregor im Schlosse der Markgräfin Mathilde waren, sahen mit Augen aus den Fenstern herab das Schauspiel, das den König Deutschlands und Italiens im Bußgewande vor dem Schloßthor zeigte, barfuß im Schnee, um Einlaß und um Gnade flehend.

Aber nicht der Papst war es, welcher dieses unwürdige Schauspiel herbeiführte. Nicht der siebente Gregor hat solche Demüthigung dem deutschen König als Buße auferlegt, um das Königthum als solches zu beugen, auch nicht, um die Person des Königs herabzusetzen. Heute, im Angesichte der unbestreitbaren urkundlichen Wahrheit, gestehen selbst die Ehrenretter und Lobredner Heinrichs IV., daß nicht der Papst dem deutschen Könige Zwang anthat, sondern daß der König dem Papste Gewalt anthat mit dieser Selbstdemüthigung, um ihm auf diesem Wege die Lossprechung vom Banne abzunöthigen, und daß diese Art von Buße ein Zwang für den Papst war, der ihn überraschte, der ihn in Verlegenheit setzte, der ihm seinen besten Trumpf aus der Hand zu spielen drohete. Der deutsche König Heinrich war es, welcher diese Art von Demüthigung und Buße dem Papst entgegen brachte, ohne Wissen und Willen des Papstes. Heinrich *erzwang* auch wirklich durch diese Selbstbuße von Gregor die Lossprechung vom Bann, also die Erfüllung seines Hauptzweckes. Als am dritten Tage der Papst immer noch nicht zum Entschlusse

kam, da sprach des Königs Base, die Markgräfin Mathilde zu Gregor, wenn er jetzt nicht nachgäbe, dann wäre er ein Tyrann. Die deutschen Fürsten hatten den Papst auf die Reichsversammlung zu Augsburg als obersten Schiedsrichter eingeladen. Wenn er den König unbedingt vom Banne lossprach, so gab er nicht bloß seine irdische und zugleich überirdische Stellung als Schiedsrichter in den Streiten der Fürsten und Völker für sich selber auf, sondern für den römischen Stuhl; und gerade auf der Reichsversammlung zu Augsburg konnte er das aller Welt glänzend zeigen, wie die geistige Macht auf Erden höher stehe, als Könige, Fürsten und Völker in Waffen. Schon gab König Heinrich die Hoffnung auf, daß Gregor ihn vorlassen werde; er dachte daran, Canossa zu verlassen. Wenn er das that, so war sein Spiel, das er mit dieser Selbstdemüthigung spielte, ein ganz verlorenes. Im Unglück faßte sich der vierte Heinrich immer zusammen, dann wurde sein Leichtsinn zum Ernst, seine Zerstreutheit zur Scharfsichtigkeit, sein fröhlicher Humor zur staatsmännischen Schlauheit; und mit der letztern hatte er den ganzen Auftritt zu Canossa für sich selbst entworfen und berechnet, und ihn geheim gehalten vor den Lombarden-Fürsten und fast allen seinen andern Freunden. Wenn es ihm gelang, die Lösung vom Banne beim Papste zu erlangen, so hatte er eben damit die Verbindung zwischen den deutschen Fürsten und dem Papste aufgelöst und das Gewebe seiner Feinde in Deutschland durchrissen. Noch, gerade jetzt noch, wirkte der Bannfluch markdurchdringend und einschreckend auf die Massen christlicher Menschheit, am Fürstenhof, wie in der niedrigsten Hütte. War der Bann weg, dann sammelten der Hausschatz und die überreichen Erbgüter der salischen Königsfamilie rasch in Deutschland wieder alle alten und neue Freunde in Menge um seine Fahne. Nur der Bannfluch hatte ihn vereinsamt, von dem gebannten Könige alle mächtigen Feinde zurückgeschreckt, selbst die, welche über dem Glauben der Zeit standen; denn wenn sie es mit dem gebannten Könige forthielten, so waren sie selbst dem Banne verfallen, und ganz gemieden und verlassen von allen den Ihrigen. So groß war damals noch der Glaube an die Stellung des heiligen Vaters zu Rom als eine von Gott geordnete unter der Mehrheit der Christen. Die Könige, die Fürsten und alle größeren und kleineren Herren im Eisenwamms hatten lange genug dafür gesorgt, daß Bürger und Bauer in dem großen Papst Gregor zu Rom den Retter begrüßten, und mit wenigen Ausnahmen lagen Mann und Weib in den Schlössern

und auf den Burgen ganz ebenso wie der gemeine Mann noch in den Banden des Zeitglaubens, daß, was der Papst zu Rom auf Erden binde, auch im Himmel gebunden sei, und was er auf Erden löse, auch im Himmel los sei.

Gerade weil der Papst die Berechnung Heinrichs, dessen ganze Absicht mit der entgegengebrachten wie ein Ueberfall an den Papst gekommenen Buße durchschaute, sträubte er sich bisher, diese Buße anzunehmen. Das Fürstengericht zu Augsburg verlor mit der Lossprechung des Königs unter den Füßen weg den Grund und Boden, auf den es sich selbst von Anfang an dem Könige gegenüber gestellt hatte. Und nachdem der deutsche König sich bis zu solcher Selbsterniedrigung vergessen und damit vor Augen gestellt hatte, daß, wie er bisher an sich und seinem Treiben das deutsche Königthum entwürdigt hatte, er es auch jetzt noch entwürdige, mußte da nicht der barfuße Schneebüßer einem so ernsten und auf Würde haltenden Mann, wie Gregor, gerade jetzt erst vollends unwürdig erscheinen, König der Deutschen zu sein? Entehren hatte Gregor niemals das Königthum wollen in den Augen der Völker.

Aber die Rücksicht auf die Markgräfin Mathilde, auf deren Reichthümern und Eigenlanden seine ganze weltliche Macht ruhte, und welche treu wie Niemand ihm verbündet war, zwang ihn zum Nachgeben. Er sprach den König am vierten Tage vom Banne los. Heinrich aber mußte an Eidesstatt dem Abte Hugo von Clügny, seinem Fürsprecher beim Papste, den Handschlag darauf geben, daß er binnen einer vom Papst festzusetzenden Frist, gegenüber von den Klagen der deutschen Reichsfürsten, auf einer Reichsversammlung entweder diejenige Genugthuung, welche der Spruch des Papstes verhänge, ohne Weiteres leiste, oder nach dem Rathe des Papstes sich mit den Fürsten versöhnen wolle, falls nicht unübersteigliche Schwierigkeiten es hindern würden; sobald aber diese beseitigt wären, wolle er bereit sein, sich zu verantworten. Erst auf das hin wurde er in den Schloßhof ein- und vor den Papst gelassen. Des Bannes entledigt, setzte sich der König mit dem Papste zur Tafel, nahm Abschied, schwang sich auf sein Pferd und sprengte den Berg hinab. Der riesenhaft gestaltete König, plötzlich wieder so hochfahrend wie sonst, dachte nicht mehr daran, dem „Zwerge" Gregor das Versprochene zu halten. Das aber vergaß er nicht, daß er, im Angesichte der Kardinäle, vor dem Papste sich zu Boden geworfen und weinend seine Schuld bekannt hatte, er, der König der Deutschen, vor dem römischen Bischof,

er, der hochwüchsigste unter den Fürsten vor dem leibarmen, winzig gestalteten Gregor, er, der auf sein Königthum so stolze und starr aristokratische, vor dem Sohne des Handwerkers von Saona. Nur das blieb ihm vor Augen, nicht aber das, daß er selbst es war, der solche Buße dem Papst entgegen gebracht, daß diese Niemand so von ihm verlangt hatte.

Mailand und andere Städte erklärten sich zwar jetzt für den Papst; Mailand bat ihn, sein Wohlwollen der Stadt wieder zuzuwenden. Aber die Fürsten und Herren in der Lombardei, zumal die von Gregor gebannten lombardischen Bischöfe, die auf König Heinrichs Befehl den Papst früher für abgesetzt erklärt hatten, sahen nichts vor sich, als den König in der Lombardei mächtig werden zu lassen. Auf Heinrichs Bitte gestattete der Papst einem Bischof, nachdem er denselben vom Banne gelöst, an Heinrich in Monza die herkömmliche Krönung des deutschen Königs zum Könige der Lombardei zu vollziehen. Die lombardischen Großen hatten Alles für sich zu fürchten, wenn Papst und König versöhnt blieben, und König Heinrich sah, daß er nur durch offenen Bruch mit dem Papste von diesen Lombarden herausschlagen könne, was er zu seinem nächsten Zwecke brauchte, die bewaffneten Arme der Lombarden und ihr Geld. Dieser Zweck war ein Rachezug, einerseits gegen den Papst, den er jetzt laut als den Urheber aller Zerrüttungen im Reiche in den Versammlungen anklagte, andererseits gegen seine Feinde in Deutschland, gegen die Fürsten und die Städte, welche wider ihn gewesen waren. Man hörte aus seinem Munde den Ruf zu seinen Fahnen, das Aufgebot zu einem Rachezug. Seine schlimmsten Rathgeber, die noch im Banne waren, sah man jetzt wieder an seiner Seite, überall wo er Hof hielt.

Auf das luden die deutschen Herzoge alle Fürsten des Reiches ein, auf den 13. März nach Forchheim in Ostfranken zu kommen, um über die Lage des Reiches und der Kirche zu berathen, und darüber, wie sie ihr Leben gegen den rachsüchtigen König zu vertheidigen haben. Des Königs Schwager Rudolf, der Herzog von Schwaben, dessen erste Gemahlin König Heinrichs Schwester gewesen war, ließ den Letztern wissen, Heinrich möge, bevor er selbst nach Deutschland herüberkomme, seine Mutter, die Kaiserin Agnes, oder den Papst vor sich hersenden, damit diese die empörten Gemüther besänftigen, und er dann das Reich durch einen würdigen Empfang vorbereitet finde. Der Papst war ebenfalls

*

von den Fürsten nach Forchheim eingeladen, und dieser forderte, dem Vertrage von Canossa gemäß, freies Geleit für sich nach Forchheim, und auch des Königs Erscheinen auf der Reichsversammlung daselbst. Der König lehnte unter Vorwänden Beides ab. Er und seine Lombarden sperrten vielmehr alle Pässe, die nach Deutschland führten, um das Erscheinen des Papstes auf der Reichsversammlung unmöglich zu machen. Der Papst konnte nicht vorwärts, und eben so wenig rückwärts nach Rom. Gregor hatte an Heinrich geschrieben, darin, ob Heinrich in Forchheim erscheinen und ihm selbst sicheres Geleit geben werde oder nicht — darin wolle er ein Gottesurtheil sehen, ob Heinrich die deutsche Krone wieder erhalten könne oder nicht. Wenn Heinrich, der bisherige Willkürherr, im Reiche bleiben wollte, so wäre es eine Thorheit gewesen, den Papst auf deutschen Boden und an die Spitze seiner eigenen Feinde durch sein königliches Geleit zu bringen. Heinrich aber wollte nur Rache an den Fürsten und wieder unbeschränkte Macht haben. Diese Weigerung Heinrichs war ein Bruch zweier Hauptpunkte des Vertrags von Canossa; sein Treiben in der Lombardei stellte sich dadurch als das, was es war, als die Vorbereitung zum Vertragsbruch, heraus.

Sowohl dadurch, als durch die Weigerung vor der Reichsversammlung zu Recht zu stehen, führte Heinrich einen viertelhundertjährigen Bürgerkrieg im deutschen Reich herbei. Seine persönliche Verbitterung, seine Rachsucht, sein Hängen an der Willkürherrschaft und sein hochmüthiger Geist bei einer bis zur Charakterlosigkeit gehenden sittlichen Schwäche, welche Folge seiner Natur, seiner Erziehung und seiner Grundsatzlosigkeit war, rissen ihn hin, und „schlechte Buben," die Gesellen seiner Lüste. Denn vor der Reichsversammlung zu Recht zu stehen, wenn er angeklagt war, war jeder deutsche König von Alters her durch den Wahlvertrag wie durch das älteste Herkommen der Franken verpflichtet. Die Reichsversammlung wählte den König, und die Reichsversammlung richtete und verwarf den König, wofern er sich unverbesserlich anders hielt, als auf was er gewählt war. Weder Gregor VII., noch der Presbyter Mangold haben die von ihnen aufgestellte Lehre über das Königthum der Deutschen erfunden, nach welcher der König durch Vertrag zwischen ihm und den wahlberechtigten Vertretern des deutschen Volkes nur in Folge der Wahl, nicht als Kronerbe auf dem Throne saß, und nach welcher der König, wenn er den Wahlvertrag brach, eben damit alle seine Unterthanen des Gehorsams entband; nach

welcher die Reichsversammlung über den deutschen König zu Gerichte saß, ihn vorlud, ihn richtete, ihn mit Mehrheit absetzte und eine neue Königswahl anordnete.

So lang es Franken gab, hat es niemals ein „Erbkönigthum," noch ein „Gottesgnadenkönigthum" in irgend einem Sinne, geschweige im Sinne bourbonischer Despoten, der Jesuiten und der Söldner des Absolutismus, gegeben. Selbst zur Zeit der Merwinger wurde jeder erst durch Volkswahl König. Die Vorstellung einer „durch Gott selbst geschehenen Einsetzung der Königswürde" war etwas den Anschauungen und Sitten der alten Franken so ganz und gar Fremdes und damit Unvereinbares, daß selbst auf der höchsten Stufe seiner Volksthümlichkeit Kaiser Karl der Große nicht daran denken konnte, die Idee der erblichen Königswürde dem Gedankenkreise seiner Franken einzuverleiben. Als die Westfranken von den Ostfranken sich trennten, hatten die Letzteren, die Deutschen überhaupt, nie im Sinne, jetzt nach neuen Gesetzen zu handeln, und einen anderen König anzunehmen, als den durch Wahl des Volkes, d. h. seiner damaligen Vertreter, der deutschen Fürsten, des höheren und niedern Adels, der freien deutschen Nation, sowie der höheren Geistlichkeit. Im salischen Gesetze war darum auch von „Majestätsverbrechen" so wenig die Rede, als von „Erblichkeit" der Krone. Der letzte Merwinger-König war von der Reichsversammlung abgesetzt, Pipin von der Wahlversammlung zum Könige gewählt worden. Bei Karls des großen Enkel, Karl dem Kahlen, offenbarte sich greifbar, daß das Volk der Franken, wenn es gleich bisher aus Anhänglichkeit an Karl den Großen und sein Haus Rücksicht genommen hatte, doch nie daran dachte, sein altes gutes Wahlrecht aufzugeben und einen andern König anzunehmen, als den durch Volkswahl. Karl den Dicken hatte die Reichsversammlung als unfähig abgesetzt. Zu Trebur am Rhein waren die Abgeordneten und Vertreter der vier Hauptvölker Deutschlands, der Schwaben, Franken, Sachsen und Bayern, zusammengetreten und hatten über die Absetzung des Kaisers verhandelt. Zu Neidingen in der Baar in Oberschwaben hatte der abgesetzte Kaiser auf seinen Gütern bis an seinen Tod noch gelebt, unweit der Quelle der Donau, und an seine Statt hatten sie den Herzog Arnulf zum deutschen Könige gewählt. Nirgends findet sich eine Spur, daß Jemand im Reiche an der Befugniß der Vertreter deutscher Nation gezweifelt hätte. Man wußte nicht anders, als daß sie das Recht hatten, den König wie zu

wählen, so auch zu richten, ihn abzusetzen, selbst ihn zum Tode zu verurtheilen. Die Reichsversammlung hatte dieses Recht gegenüber von dem Könige, wie gegenüber von jedem Reichsfürsten die Landesvertretung von Alters her Fug und Recht hatte, den nicht vertragsmäßig Regierenden, nach förmlicher Berathung und Beschlußnahme, der Regierung verlustig zu erklären, und das Land des Eides und des Gehorsams zu entbinden. Noch in den letzten zwei Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts übte die Landesvertretung des Herzogthums Württemberg dieses Recht als eine althergebrachte Befugniß, die Jahrhunderte lang ungeschrieben vorhanden und von Eberhard im Bart zuerst in Schrift gebracht worden war; sie übte es durch Absetzung ihres Herzogs, Eberhards II., als ein von Kaiser und Reich unwidersprochenes Recht, und was die Landesvertretung beschlossen hatte, wurde von Kaiser und Reich bestätigt; ja Kaiser Max sprach es aus, daß das Unwesen des Herzogs todeswürdig sei, nach des Reichs Gesetzen, und daß ihm die Strafe an Leib und Leben nur aus Rücksicht auf Haus und Volk Württemberg erlassen werde.

So alt und so weitgehend, seit den ersten Zeiten deutscher Geschichte unverändert in Kraft, waren die Gerechtsame der Reichsversammlungen und der Landesversammlungen.

Als König Heinrich IV. sich weigerte, auf der Reichsversammlung zu erscheinen, mißachtete er das alte Recht der Reichsvertretung, und gab sich selbst schuldig. Zugleich brach er die Zusagen, welche er schriftlich und mündlich dem Papste gegeben hatte, und auf welche hin allein er vom Banne gelöst worden war.

Dagegen ruht auf den Reichsfürsten die Schuld, der Einmischung einer auswärtigen Macht in die innern Angelegenheiten des deutschen Reiches, des Papstes zu Rom, Vorschub gethan zu haben. Dadurch, daß sie in die Hand des Papstes darüber, ob Heinrich IV., ihr erwählter König, die deutsche Krone forttragen dürfe oder nicht, die Entscheidung legten — dadurch begaben sie sich selbst ihres alten Rechtes, ihren König zu hören und richten. Daß sie die Entscheidung des Papstes eifrig zu Hülfe nahmen, das spricht dafür, daß Heinrich IV. noch einen großen Anhang auf deutschem Boden hatte, und daß sie ohne diesen Bundesgenossen sich die Oberhand nicht zutrauten. Weil Gregor sich selbst alle Wege nach Deutschland versperrt sah, ließ er durch seine Stellvertreter auf der Reichsversammlung zu Forchheim erklären: „sie sollen indessen die Reichsregierung führen über die Lande, welche schon

zu lange durch den knabenhaften Leichtsinn Eines Menschen gelitten haben, bis er selbst kommen könne, und wenn es ohne Gefahr angehe, möchten sie die Wahl eines neuen Königs anstehen lassen." Die Fürsten zu Forchheim antworteten, jeder Aufschub der Königswahl würde einen gefährlichen Riß im Reiche zur Folge haben. So schritten die Reichsfürsten zu Forchheim zur Wahl eines neuen Königs. Die Erzbischöfe und Bischöfe wählten den Herzog Rudolf von Schwaben zum Könige, den Schwager Heinrichs. Die weltlichen Fürsten und Herren schwankten eine Zeit lang; dann sprachen auch sie für seine Wahl sich aus. Rudolf schwankte, die Krone anzunehmen; er wollte nicht, und ließ sich doch hinreißen; er hatte aber zuvor zu geloben, Jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; jedem Bisthum die freie Wahl seines Bischofs zu gewähren, und jedem Versuch vornherein zu entsagen, seinem Sohne die Nachfolge am Reiche zu verschaffen. Daraus haben einige neuere Geschichtschreiber den seltsamen Schluß gezogen, Deutschland sei jetzt erst auf dem Tage zu Forchheim als ein Wahlreich erklärt worden; es solle von jetzt an die königliche Gewalt nicht mehr erblich sein. Nie war das Königthum in Deutschland bisher erblich, wohl aber war es aller gekrönten Väter stete Absicht, es erblich zu machen, und darum herkömmlich gewesen, daß die Könige selbst unerlaubte Mittel, jede Art des Gewinnens und des Bestechens, auf Kosten der Krone und der Völker zugleich, gebrauchten, um ihren Sohn als kleines Kind schon zum Nachfolger am Reiche durch die Reichsversammlung wählen zu lassen. Dieses nach jeder Seite hin heillose Treiben, das nur geeignet war, Könige von dem Schlag, wie Heinrich IV. war, zu erziehen, jetzt abzuschaffen, war allein der Zweck der Wahlbedingung auf dem Tage zu Forchheim, und nichts Anderes. Dazu brauchte es keine päpstliche Bestätigung; im Gegentheil haben des Papstes Gesandte zu Forchheim vornherein ausdrücklich nichts Anderes in Betreff des alten deutschen Wahlrechts zu sagen gewußt und gesagt, als „die Besetzung des deutschen Thrones sei nicht Sache des Papstes oder seiner Gesandten, sondern einzig der deutschen Reichsversammlung, welche am besten wisse, was zum Wohl und Wehe des Reiches gereiche."

Zu Rudolfs Wahl hatte Gregor weder durch Rath noch That mitgewirkt; auch weit nicht alle deutschen Fürsten. Der Erzbischof von Mainz salbte und weihete ihn in Mainz zu Ende des März 1077; es war altherkömmlich, die Könige dort zu weihen.

Der siebenundzwanzigjährige König Heinrich IV. eilte aus Italien herbei, durch die Alpen Kärnthens nach Bayern, geführt von den Mannen des Patriarchen Siegwart von Aquileja. Diesen Bischof hatte er mit der Markgrafschaft Istrien und Krain und mit der Grafschaft Friaul belehnt; der Herzog Luithard von Kärnthen geleitete ihn auch; denn der König hatte bei sich, was anzog, nämlich viel Geld. Seine Geldgeschenke, seine Belehnungen, seine freigebigen Versprechungen hatten schnell um ihn ein Heer von zwölftausend Kriegern gesammelt. Zu Ulm hielt König Heinrich Gericht in einer, aus seinen Anhängern gebildeten Reichsversammlung; da ließ er durch die Seinen König Rudolf und die mit demselben verbündeten Herzoge, Fürsten und Herren als Verräther an König und Reich zum Tode verurtheilen und ihnen ihre Würden und Lehen absprechen; ein Beweis, daß diese Fürsten von Schwaben, Bayern und Sachsen sich nicht geirrt hatten, als sie von Heinrichs Rachsucht für ihr Leben fürchteten. Deren Lehen und Eigengüter vertheilte Heinrich auf der Stelle unter seine Anhänger. König Rudolf und die Fürsten mit ihm sammelten in Sachsen ihre Streitkräfte. Heinrichs Gold hatte namentlich die wilden tschechischen Horden des Böhmenherzogs nach Schwaben gezogen. Unter den entsetzlichsten Gräueln wurden die Güter Rudolfs, Welfs und Bertholds von Zäringen in Süddeutschland von diesen Horden verheert, Frauen auf den Altären geschändet, andere gefangen weggeschleppt und wie Vieh verkauft. Die deutschen Anhänger Heinrichs hausten ebenfalls mit Plünderung, Feuer und Schwert in den Besitzungen der Gegner.

Der Bürgerkrieg, der von der Donau und den Alpen bis an die Elbe bereits Jahre lang Deutschland verwüstet hatte, entbrannte von da an noch gewaltiger; zwanzig ganze Jahre lang kam Deutschland nur zu kurzen Athemzügen der Ruhe. Mit wechselndem Glück kämpften die beiden Gegenkönige Rudolf und Heinrich um die Kröne. Rudolf fiel siegreich in der Schlacht bei Mölsen an der Elster, zwischen Nauenburg, Pegau und Zeiz, am 15. Oktober 1080; die sächsischen Bauern waren es, deren in den Waffen geübte Tapferkeit dem Könige Heinrich IV. die Niederlage bereitete. Aber daß sein Gegenkönig todt war, machte die Niederlage wieder zum Sieg für Heinrich. Auch Gregor VII. überlebte das Ende des großes Krieges nicht. Es gelang Heinrich, einen neuen Gegenkönig zu bewältigen und mit Hülfe der Lombarden in Italien Gregor aus Rom zu vertreiben, und der große Papst starb im Mai

1085 auf der Reise zu einer Kirchenversammlung in Salerno im Neapolitanischen. Sein letztes Wort war: „Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Gottlosigkeit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung." Aber Heinrich war nur dem Scheine nach der Sieger; Gregor war mit dem Geiste der Zeit im Bunde, und unter dem Siegesgeräusch der weltlichen Waffen eroberten die Gedanken des todten Gregor Hunderttausende von Herzen im Lande des Siegers. Die öffentliche Meinung, selbst der Schwaben und Franken, wo der Kern der Hausmacht der Salier lag, wandte sich immer mehr von König Heinrich ab. Es nützte ihm nichts, daß er sich zu Rom hatte die Kaiserkrone aufsetzen lassen, daß er einen Gegenpapst um den andern aufstellte: die Welt wurde immer katholischer, päpstlicher. Der gegen Heinrich wiederholte Bannfluch Gregors hatte zwar auf die Italiener so wenig Wirkung als der erste; wohl aber auf die Deutschen. Hatte auf diese der erste Bannfluch lähmend gewirkt und den Auftritt von Canossa für Heinrich zur Folge gehabt: so wirkte der zweite nicht gleich Anfangs, aber im Verlauf weniger Jahre noch tiefer und breiter; er hing sich, der Bannfluch des todten Gregor, fest an die Ferse des nunmehrigen Kaisers Heinrich IV., und waffnete Große und Kleine diesseits und jenseits der Alpen, brachte die eigene Familie des Kaisers, die beiden leiblichen Söhne, die zweite Gemahlin zum Abfall von ihm und zur Empörung wider ihn, brach ihm das Herz, legte ihn vor der Zeit auf die Todtenbahre, und versagte ihm selbst nach dem Tode noch Jahre lang die Ruhe im Schooße der Erde. Aber nicht dieser Bannfluch, noch die List und der Verrath weltlicher und geistlicher Großen, welche den ersten und den zweiten Sohn wider den Vater waffneten, hätten vermocht, ihn um Krone und Reich und ins frühe Grab zu bringen, wofern er es nicht von sich gewiesen hätte, in sich zu gehen, sich selbst zu begreifen, seine Zeit verstehen zu lernen und auf ihre Bedürfnisse einzugehen. Das Unglück schuf ihn zwar vom leichtsinnigen knabenhaften Kronenträger zum Manne um, es härtete ihn, aber es verhärtete auch das Schlimmste vom alten Menschen in ihm, seine hochmüthigen Einbildungen und seine rechtlose Gier nach Willkürherrschaft. Er blieb fort der Alte, der alle Welt beschränken wollte, damit er allein Herr, er allein unumschränkt wäre. Ebenso übte er fort unversöhnliche Rachsucht, wo schon die Klugheit gebot, Großmuth zu üben; himmelschreiende Wortbrüchigkeit gegen die Völker wie gegen die Fürsten; Uebermuth, Unbesonnenheit, Ungerechtigkeit und Charakter=

schwäche, die ihn fortwährend zum Spielball seiner eigenen und fremder Leidenschaften machte, streifte er nicht ab. So oft das Glück ihm wieder lachte, schuf er selbst sein Glück in Unglück um; und als er in den letzten Jahren auf die Guten hörte, und das Gute traf und wollte, war es zu spät; man traute ihm nicht mehr, und selbst das Beste, was er that, schlug oft für ihn zum Uebel um. Er, durch das, wie er war, und was er that, trägt allein die meiste Schuld, daß ihm die Herzen hüben und drüben der Alpen sich entfremdeten, daß zuerst Italien, dann Deutschland für ihn verloren ging. Nicht Gregor VII. ist schuld an „Deutschlands Zersplitterung," so wenig als an der Spaltung der Kirche. Auch brauchte nicht erst Gregor, wie man wohl liest, „den deutschen Fürsten zu zeigen, daß sie im Bunde mit dem Papstthum ihren Kaiser stürzen können." Unter dem Kampfe des Königthums gegen Gregors Auffassung des Papstthums erschöpfte sich die Kronmacht unter Heinrich IV. schon, sie schwächte sich ab und die deutschen Fürsten fingen an, diese Selbstabschwächung des deutschen Königthums zu benützen, zur Grundlegung für ihre Selbständigkeit, zur Zersplittterung im Innern. Die Kirche und die Verhältnisse unterstützten nur dieses Streben der deutschen Fürsten; aber Heinrich IV. war es, welcher Gregor, seinen Gegner, dahin drängte, weil Heinrich fortfuhr, vertragswidrig und unumschränkt zum Nachtheil des deutschen Reiches, der Kirche und der Kultur zu walten; in Schwaben waren gerade die wissenschaftlichsten Männer und Klöster, wie der berühmte Abt Wilhelm von Hirschau, die Klöster St. Blasien und Schaffhausen, entschieden auf Seiten Gregors. Das Königthum und das Papstthum, der weltliche Staat und die Kirche waren bisher lange neben einander gewesen. Das eine Element bedurfte das andere, das Königthum des Papstthums, das Papstthum des Königthums. Jedes hatte seine Berechtigung und seine Nothwendigkeit. Der König sollte und konnte die weltliche, der Papst die geistliche Oberherrschaft ausüben. Das war zum Heile der Welt. Die germanische Menschheit des Mittelalters war noch in den Flegeljahren, noch lange nicht mündig, konnte entfernt noch nicht allein für sich ihre Lebensangelegenheiten ordnen; sie bedurfte erst noch der Erziehung, und ihre Erzieherin war die Kirche. Wie sehr eine strenge Zucht Zeitbedürfniß war, dafür lieferten König Heinrich IV. selbst, sein Königshof und seine Kriegshorden, wie seine Gegner, mit ihren Leuten und ihrem Treiben in diesen schrecklichen Kämpfen, die über ein Menschenalter lang dauerten, täglich neue Belege.

Es ist wahr, was man gesagt hat, daß „zwei höchste Gewalten nicht lange im friedlichen Gleichgewicht bleiben.“ Sie bleiben es nur so lange, als beide die Nothwendigkeit ihrer neben einander bestehenden Geltung einsehen, und keine nur ihren besondern Vortheil, sondern jede das Wohl des Ganzen im Auge behält und verfolgt. Daß die Herrschaft in der Zeit der Kirche gebührte, zunächst also dem Oberhaupt der Kirche, dem Papste — d. h. daß sie damals zeitgemäß, ein Bedürfniß der Menschen war, dafür spricht die Zustimmung der öffentlichen Meinung und die Thatsache, daß die Päpste, auf Gregors Bahn fortgehend, sich dieselbe erobern konnten. Heinrichs IV. Leidenschaftlichkeit und Gier nach unumschränkter Alleinherrschaft erstens über das deutsche Reich im Weltlichen, zweitens der Kirche gegenüber, auf dem Gebiete des Geistlichen, machte es dem Papstthum leicht, Oberherr zu werden, so lange, bis die christliche Welt mündig und die päpstliche Bevormundung unzeitgemäß wurde. Zu dieser Oberherrschaft hat Heinrich IV. den Anlaß gegeben. Gregor kämpfte für eine Idee, von deren Rechtmäßigkeit er überzeugt war und jeder Unbefangene es noch heute ist. Er mußte dafür den Kampf auf Tod und Leben wagen. Heinrich IV. kämpfte nicht für eine rechtmäßige Idee, sondern für die Sättigung eines Gelüstes seiner Hoffarth, für das unumschränkte Königthum auf deutschem Boden, was nach den Reichsgesetzen und dem Wahlvertrag „rechtswidrig und verbrecherisch, todeswürdig,“ nach der Lehre der christlichen Religion eine „Gottlosigkeit“ war. Wie sehr im Anfang und ersten Fortgang des Kampfes alle Schuld auf Seiten König Heinrichs IV. war, dafür hat Heinrich selbst und die Bischöfe seines Sinnes in einer von ihnen verfaßten Urkunde der Welt für immer den Beweis vor Augen gelegt. Zum Glück des deutschen Namens waren nur fünf deutsche Bischöfe dabei gegenwärtig und einer sogar von diesen fünf entzog sich der Theilnahme daran; sonst waren es lauter welsche Bischöfe, einer von Lausanne und vierzehn lombardische, fast lauter wegen erwiesenen Aemterhandels und unsittlichen Lebens von Gregor ihrer Stellen Entsetzte, jedenfalls lauter Gebannte. Bei denen waren ziemlich viele weltliche Herren aus Deutschland und Italien. Diese Urkunde ist das traurige Schriftstück von Brixen in Tyrol, wo am 25. Juni 1080 diese Handvoll Leute eine Versammlung hielt, welche Heinrich IV. „ein Concil“ nannte, eine Kirchenversammlung. Zuerst setzten sie Gregor VII. als Papst ab, sprachen dann den Bannfluch über ihn aus und wählten den Erzbischof Wibert

von Ravenna, einen der Ihren, zum Papste. Dann unterschrieben sie das alberne Schriftstück, welches sie „das Dekret von Brixen" nannten. Als Entscheidungsgründe für die Absetzung und Bannung Gregors VII. wurden darin angegeben, Gregor „führe einen leichtfertigen Lebenswandel, treibe Wucher und Handel mit geistlichen Aemtern; habe seine vier Vorfahren auf dem geistlichen Stuhl vergiften lassen, den apostolischen Stuhl durch Ränke, Bestechung und Waffengewalt an sich gebracht, die Kirche und das ganze Reich in Zerrüttung gestürzt; er trachte dem rechtmäßigen Könige nach dem Leben und suche einem Verräther Krone und Reich der Deutschen zu verschaffen." Diese lächerlichen Erfindungen sind für sich schon der klarste Beweis, daß gegen Gregor nichts Stichhaltiges aufzufinden war, und daß Recht, Wahrheit und Sittlichkeit nicht auf Heinreichs Seite standen. Der Verfasser dieses Machwerkes war der liederliche, von Gregor weggejagte Kardinal Hugo Blancus. Daß aber der ehemalige kühne und schlaue Kanzler Kaiser Heinrichs III., Wibert, diese kindischen Lügen mit unterschrieb und darauf hin sich zum Gegenpapst machen ließ, erklärt sich nur aus der Blindheit menschlichen Ehrgeizes, den er bis an sein Ende aufs Bitterste zu büßen hatte.

In solche Nacht hinein fällt der Aufgang des Sterns der Hohenstaufen. Jener Friedrich von Büren hatte im langen Kampfe der Zeit, als ein tapferer Streiter im Dienste Heinrichs IV., sich Beute, Geld und Gut gemacht und wahrscheinlich hatte ihm der König als einem Kriegsmann von besonderem Geschick schon früher die Gaugrafschaft des Remsthals verliehen, welches von Neckarrems unweit Waiblingen sich hinaufzieht über Schorndorf, Lorch, Schwäbisch-Gmünd. In den Tagen, da Heinrich mit seinem Gegenkönig Rudolf im schwersten Kampfe lag, in jenem schrecklichen Bürgerkriege, wo Deutsche einander würgten, nicht aus Stammeshaß, nicht aus Glaubenshaß, sondern weil ein König nicht vertragsmäßig regieren, ein Theil der Deutschen sich vor ihm schützen, ein anderer Theil den Papst nicht als Schiedsrichter über den König sehen, ein dritter Theil im Trüben fischen wollte — in jenen Tagen war es, da König Heinrich IV. den Ritter Friedrich von Hohenstaufen zum Herzog in Schwaben machte. Es war Grundsatz der frühern salischen Könige, nicht nach den Ahnentafeln, sondern nach Tüchtigkeit und Verdienst die hohen Stellen im Heer und in der Reichsverwaltung zu besetzen. Emporgehobene Marschälle im Feld, emporgehobene Herzoge und Grafen gaben mehr Sicherheit ihrer Treue und dankbaren Anhänglichkeit,

als die selbstsüchtigen Fürsten aus altem Hause. Das unumschränkte Königthum, das diese Salier wollten, konnte auch nur nach Unterdrückung der alten deutschen Fürstenhäuser errichtet werden, und nur die mit Herzogthümern belehnten Kriegsobersten aus dem niedern Adel konnten ihnen dazu helfen. So ein Kriegsmann nun war für Heinrich IV. bisher Friedrich von Hohenstaufen gewesen.

Von Deutschen hatte den König in jenen Weihnachten des Jahres 1076, nach dem glaubhaftesten Bericht, ein einziger treuer Mann durch die Wüste des Winters und der Alpen begleitet; aber seinen Namen nennt die Geschichte nicht. Wer war dieser treue Gefährte? War es Friedrich von Staufen?

Dieser treue Mann — so wird ausdrücklich gesagt — war nicht von vornehmer Geburt; denn Treue that dem König noth, und diese hatte er bei den Männern von vornehmer Geburt für sich nicht gefunden. Friedrich von Staufen war nicht hochgeboren. Als die Stirne der Staufen das Diadem schmückte, führte die Schmeichelei ihr Geschlecht auf Karl den Großen, und weiter hinauf, auf Chlodwig den Merwinger zurück. Aber Friedrich von Staufen war der Erste, der seinem Hause Glanz verlieh. Zwischen Schorndorf und Schwäbisch-Gmünd, über dem Remsthal, südlich von dem Marktflecken Lorch, der in seinem Namen die Spur seines römischen Ursprungs trägt, sieht man noch heute, von Gräben umgeben, auf dem Rand eines Hügels, eine sehr kleine, in einzelnen Theilen der Mauer uralte Burg, mehr einem Hause, als einer Feste ähnlich: Wäscherschlößchen nennt sie das Volk. Hier wohnte um das Jahr eintausend und fünfzig ein Edler, nach dem Namen des nahen Dorfes Herr von Büren, dem heutigen Beuren, geheißen. Unbekannt ist seine frühere Herkunft, Hildegard hieß seine Hausfrau, und der einzige Schimmer seines Namens knüpft sich an das Geschlecht, das er mit ihr zeugte: denn aus diesem Bunde sproß das große Haus Hohenstaufen. Nicht von weit ausragendem Horst, sondern von dem kleinen bescheidenen Sitze des Wäscherschlößchens aus flog der Hohenstaufische Adler über die Lande, über die Welt. Fünf Söhne hatte der Herr von Büren, Friedrich hieß der zweitälteste. Frühe regte sich in diesem der Geist, der in seinen Enkeln die Welt beherrschte. In der Blüthe der Jugend mit zweien seiner Brüder auf einer Fahrt nach Aachen, sagte er am Grabe Karls des Großen: „Hier liegt ein tapferer Deutscher begraben, der glorreiche Karl. Wären wir auch von seinem

Geblüt und seiner Tapferkeit!" Friedrich hatte nicht Raum im Wäscherschlößchen. Hart und hoch über sich sah er täglich, einen König unter den Bergen des Landes, den aus Römerzeiten mit Trümmern eines Kastells gekrönten Hohenstaufen. Frei und kühn steigt, fast aus einer Ebene, am östlichen Ende der Alb, zwischen den frucht- und wiesenreichen Thälern der Rems und der Fils, in Kegelform dieser Berg empor, und fesselt das Auge des Wanderers aus weiter Ferne durch das Majestätische seiner Gestalt. Eine kleine Kapelle hing an der Seite des Berges, ohne Zweifel erbaut, als Karl der Große dem Abte Vollrad von St. Denys die Vollmacht gab, in Schwaben einige Gotteshäuser und Mönchswohnungen zu errichten. Seit dieser Zeit ging das verfallene Kastell, wie der Hof Eßlingen am Neckar, als Lehen von der Abtei St. Denys in Frankreich. Die Trümmer auf diesem Gipfel baute Friedrich von Büren gegen das letzte Viertel des elften Jahrhunderts zu einem festen, prächtigen Schlosse mit Mauern und Thürmen um, für sich und seine Brüder, und nannte sich von da an nie mehr von Büren, sondern, nach dem Namen des Berges und Schlosses, von Hohenstaufen. In der Blüthe der Jahre starb ihm sein Bruder Konrad. Nach seinem Tode, so spricht die Sage jener Zeit, in welcher der Glaube an Erscheinungen allgemein war, erschien Konrad in glänzender Gestalt seinem Bruder Otto, und weissagte ihm, daß auch er in der Mannesblüthe sterben werde, Friedrich aber, ihr ältester Bruder, werde über alle ihre Vorfahren hoch erhöht und sein Stamm auf den abgehauenen Stamm Karls des Großen gesetzt werden. Otto wurde Bischof von Straßburg und zog später mit Gottfried von Bouillon zum heiligen Grabe. Friedrich aber stieg am Hoflager König Heinrichs bald so hoch, daß dieser ihn, wie erzählt, zum Herzog in Schwaben machte, als den, welchen er in allen Fällen am treuesten erfunden. König Heinrich war weder nach seinem Aeußern, noch nach seinem Charakter der Mann, Freundschaft und Zuneigung zu erwecken. Er hatte nach zeitgenössischer Schilderung „in seinem Gesichte etwas fürchterlich Schönes, das den Anblick derer, die ihn anschauen wollten, wie ein Blitz zurückschlug. Wem er aber einmal ins Gesicht gesehen, dem konnte er seines Herzens Gedanken ansehen, er sah als mit Luchsaugen, ob einer Haß oder Liebe gegen ihn trug." Er hatte in Friedrichs von Staufen Seele gelesen, und in großer Noth den Freund erprobt. Als er ihm Schwaben zum erblichen Herzogthum gab, verlobte er ihm zugleich seine königliche

Tochter Agnes, die hohe Sprößlingin aus dem Geschlechte Karls des Großen, zum künftigen Ehgemahl. Sie war noch ein Kind; — acht Jahre später erst war die Hochzeit.

Die Leidenschaftlichkeit im Fortgang des langen Krieges verwischte bald, um was eigentlich gekämpft wurde, und vielfach sah man Herren und Städte die Fahne wechseln, je nachdem für die eine oder andere Partei mehr Aussicht war; sein neuer Schwabenherzog aber, Friedrich von Hohenstaufen, blieb unwandelbar der Sache getreu, die er erwählt hatte. Ueberall, auf allen wichtigen Versammlungen und auf den Schlachtfeldern findet sich der Name des Mannes genannt, von dem König Heinrich gesagt hatte, daß er ihn immer als den Tapfersten und Treuesten erfunden habe. Während der König nach Italien gezogen war, deckte Friedrich von Hohenstaufen Franken und Schwaben und die obern Rheinlande; und wurde er ein oder das andere Mal durch Uebermacht geschlagen oder zurückgedrängt, so war er immer gleich wieder im Fortschritt oder in der Oberhand. Wahrscheinlich auf seinen Rath gab Heinrich IV. denjenigen Städten, welche sich für ihn erklärten, das Waffenrecht für alle ihre Bürger, für die unfreien wie für die freien darin. Gleich beim Erscheinen des Hauses Hohenstaufen auf dem Schauplatz der Geschichte, so aristokratisch sonst ihr Sinn ist, sehen wir sie in freundlicher Verbindung mit fast allen süddeutschen Städten, diesen ersten Schwabenherzog seines Hauses, wie seine Söhne, Friedrich und Conrad, wie nachmals den Rothbart und alle hohenstaufischen Kaiser. Diese Städtebegünstigung war nicht Bürgerfreundlichkeit, sondern Politik, Berechnung für die Zwecke des Augenblicks, wie für die Hebung der Königsmacht den Fürsten gegenüber. Eben so war es mit der Begünstigung der hörigen und leibeigenen Leute auf dem Lande, welche von den geistlichen und weltlichen Herren geplackt wurden, wie namentlich in Thüringen die slavischen Bestandtheile des Landvolks, welche dort die Hauptmasse ausmachten. Auch diese waffnete, auf des Hohenstaufen Rath, König Heinrich für seine Sache, und besonders in Thüringen gegen seinen Gegenkönig Rudolf nützte ihm das. In Oberschwaben waren es besonders die freien Bauern, die auf ihren Tausenden von Höfen zerstreut dort herum saßen, und von den weltlichen wie geistlichen Herren an ihrer uralten Freiheit geschädigt wurden, welche sie ganz um dieselbe zu bringen suchten. Auch derer nahm sich jetzt König Heinrich IV. an, und sie traten, wie größtentheils der niedere schwäbische Adel, mit den

Waffen für ihn ein. Daher kam es, daß der Papst fast alle Fürsten, weltliche wie geistliche, und den hohen Adel für sich hatte; für den König vorzüglich die Städte und die Bauern, der niedere Adel und die geringen Geistlichen waren. Die päpstlich fürstliche Partei hatte jedoch ihre Hauptstärke im Norden, die weltlich königliche fand ihren Hort und ihren Waffenplatz im Süden Deutschlands, besonders in Schwabens Städten, Bergen und Burgen. Die feste Stadt Ulm an der Donau, der Sitz des Herzogs in Schwaben, war der Mittelpunkt. Durch Verleihung des Herzogthums an Friedrich von Staufen waren diejenigen, die Ansprüche darauf hatten, die Zäringer, und ihre Freunde, die Welfen, noch besonders erbittert, und Blut, Brand und Verwüstung umgab das erste Wachsthum des staufischen Stammes. Jahrzehente lang dauerte der Kampf zwischen der kirchlichen und der weltlichen Gewalt, herüber und hinüber schwankend, bis die in Deutschland Kämpfenden durch das Erschöpfende des langen Streites selbst und durch die offenbare Unredlichkeit des römischen Stuhles zum Frieden gestimmt wurden, welcher dem Staufen und seinen Nachkommen das Herzogthum Schwaben erblich sicherte. Dieser Friede wurde durch Theilung des alten großen Herzogthums Schwaben unter drei Fürstenhäuser erreicht. Berthold von Zäringen, der Tochtermann des früheren Schwabenherzogs und Gegenkönigs Rudolf, welcher sich ebenfalls Herzog von Schwaben nannte, erhielt für die Abtretung der herzoglichen Würde die „Reichskastvogtei Zürich," mit Beibehalt des Herzogtitels. Das war keine Kleinigkeit, wie es jetzt scheinen könnte. Denn neben der Rückgabe seiner reichen Erbgüter im heutigen Württemberg und Baden, worunter namentlich die Grafschaft Breisgau war, erhielt er die Landgrafschaft über die schönen Lande zwischen dem Jura und dem Bernhardsberge, mit der Hauptstadt Zürich, der „edelen schwäbischen Stadt." Solchen Umfangs war die Reichskastvogtei Zürich, ein gewaltiger Strich Landes, fast das ganze südliche alte Schwaben. So weit hatte dieses seine Gränzen erstreckt; und diese schönen Lande hörten jetzt auf unter dem schwäbischen Herzogthum zu stehen, aber noch lange nicht auf, Oberschwaben zu heißen. Denn das heutige Oberschwaben gehörte damals zu Niederschwaben, und noch unter den habsburgischen Kaisern hieß die Landvogtei Oberschwaben eben jener Landstrich des alten Südschwabens von Zürich bis zum Jura und Bernhardsberg. In demselben Frieden gab Heinrich IV. das Herzogthum Bayern an seinen vieljährigen Gegner Herzog Welf zurück.

Die großen welfischen Stammgüter waren fortan dem Herzoge von Bayern zugehörig und dem Herzogthum Schwaben entzogen. Diese Theilung des bisher unter Einem Herzogshut vereinigten ganzen Alemanniens, des alten Herzogthums Schwaben, unter drei Fürstenhäuser im Jahre 1096 hat die meiste Aehnlichkeit mit der heutigen Gestalt des ehemaligen Schwabenlandes unter den Kronen Württemberg, Bayern und Baden. Nur ward dem Herzoge Friedrich von Hohenstaufen auch noch der Ueberrest des Herzogthums Franken verliehen. Von Süden, von Zürich, welches bisher die Hauptstadt des Herzogthums Schwaben gewesen war, kam der Sitz der herzoglichen Macht in den östlichen Theil Schwabens, nach Ulm, welches schon während des langen inneren Krieges der Mittelpunkt und Sitz des neuen Schwabenherzogs gewesen war. Auch noch andere, sonst dem Herzogthum Schwaben unterworfene Vogteien wurden in diesem Frieden besonders noch und unmittelbar verliehen, kamen aber größtentheils wieder in Kurzem an das hohenstaufische Herzogshaus, darunter namentlich gleich bald wieder die Landvogtei Augsburg.

Nur wenige Jahre genoß Friedrich, nachdem er die Waffen von sich gelegt, des nun fest gegründeten Glückes seines Hauses. Im Jahre elfhundert fünf wurde der Held in die Gruft hinabgesenkt, die er sich in dem von ihm gestifteten Kloster Lorch erbaut hatte.

Drittes Hauptstück.

Als Friedrich von Staufen, von der Folgezeit unterscheidend der Alte genannt, starb, waren es zwei Söhne, Friedrich, mit dem spätern Beinamen der Einäugige, und Konrad, denen er die Aufgabe hinterließ, den staufischen Namen weiter zu verherrlichen. Jener war fünfzehn, dieser zwölf Jahre alt. Aber ihr mütterlicher Oheim, der nachmalige Kaiser Heinrich V., fand es seiner Neigung wie seiner Politik angemessen, sich der Verwaisten anzunehmen. Er erzog sie sorgfältig; aber ganz im starren, stolzen Adelsgeist und Trotz seines Hauses, in den Anschauungen und Grundsätzen des Herrenthums. — Der Tod hatte Friedrich von Hohenstaufen, den Alten, hinweggehoben über das Gräßliche, das jetzt sein Schwager, der Bruder seines geliebten Weibes,

Heinrich, dem eigenen Vater Kaiser Heinrich IV. bereitete; über den vatermörderischen Kampf, nicht über die Wahl, welche er, dessen höchste Auszeichnung gerade die Treue war, zwischen Vater und Sohn, zwischen Schwäher und Schwager, zu nehmen gehabt hätte. Von jungen Höflingen, von Rittern, die, nur durch Krieg zu leben bisher gewohnt, in der letzten Friedenszeit Mangel litten, und dem alten Könige, der ihre Raubburgen zerstörte, gram waren, am meisten von Rom aus zur Empörung aufgereizt, hatte Heinrich, der Sohn, Namen und Würde eines Königs der Deutschen angenommen, und eben beim Tode seines Schwagers die Waffen gegen Heinrich, den Vater, ergriffen. Um den Markgrafen Leopold von Oesterreich auf seine Partei zu ziehen, versprach er ihm die Wittwe Friedrichs von Staufen, die bewunderte Agnes, zur Ehe; denn sie war noch immer unvergleichlich schön. Sie gebar dem Markgrafen noch zehn Kinder, und als sie in hohem Alter, im Jahre 1143 die Augen schloß, wurde ihre Leiche, ihrem Wunsche gemäß, fort und die Donau heraufgeführt und an der Seite ihres ersten Gemahls in der Erbgruft der Staufen zu Lorch beigesetzt. Aber die Söhne Friedrichs von Staufen, die von der Mutter die Schönheit, vom Vater das Heldenthum geerbt, wuchsen stattlich heran, und mehrten mitten in den Kämpfen der Zeit den Ruhm und die Macht ihres Hauses, eben so schnell als bedeutend. Friedrich übernahm das Herzogthum Schwaben, Konrad die fränkischen Güter, die königliche Mitgift ihrer Mutter. Ihr Großvater, König Heinrich IV. hatte die Empörung seines Sohnes, seine Gefangennehmung und Entthronung durch denselben nicht ganz ein Jahr überlebt. Aber der römische Stuhl erntete die gehoffte Frucht nicht; Kaiser Heinrich V. vergalt ihm, der ihn zum Meineid und zur Ruchlosigkeit gegen seinen Vater verführt hatte, dadurch, daß er alle Hoheitsansprüche der deutschen Königskrone behauptete, und den Papst zwang, die Oberlehensherrlichkeit des Königs bei der Wahl der Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte eidlich anzuerkennen. Sobald jedoch Heinrich V. mit seinem Heere aus Italien hinweg gezogen war, erklärte die päpstliche Partei den Vertrag für nichtig, und reizte die Mißvergnügten in Deutschland zur Empörung gegen den König, den der Papst kurz zuvor feierlich zum Kaiser gekrönt hatte, jetzt aber bannte. Zehn Jahre lang wüthete abermals ein blutiger, verwüstender Streit in den deutschen Gauen. Auf dem Stuhle zu Rom saßen nacheinander Päpste, welche die Gerechtigkeit Gregors VII. und die Reinheit seiner Absichten nicht mehr hatten, und nur die Politik übten,

die Völker Europas innerlich zu verwirren, um Rom zum Herrn der Gewissen und der Gelder derselben zu machen. Die große sittliche Seite der päpstlichen Politik Gregors VII., worin doch der größte Theil der Berechtigung des römischen Auftretens lag, war im Abgang, und der Kampf war wesentlich ein Kampf bloß um die Oberherrschaft. Die beiden Hohenstaufen kämpften mit unwandelbarer Treue für ihres Oheims Sache. Heinrich, um seinen Feind am Herzen seines Lebens anzugreifen, zog zum zweiten Mal nach Italien. Zuvor übergab er die dem treulosen Bischof von Würzburg abgenommene herzogliche Gewalt in Ostfranken seinem zweiten Neffen Konrad. Er wußte, daß er ihm und seinem Bruder seine Sache in Deutschland sicher vertrauen konnte. Aber während er in Italien seine Feinde demüthigte, geriethen die Hohenstaufen in große Gefahr.

Herzog Friedrich II. hatte alle Vorzüge, die einen Mann befähigen, das Haupt einer Partei nicht bloß, sondern des Reiches zu sein. Er war eben so liebenswürdig als tapfer; er verstand eben so ruhig einen Plan zu überdenken, als kräftig das Beschlossene auszuführen; die Natur hatte ihn mit Allem ausgestattet, den Willen der Menschen durch das Eindrucksvolle seiner Persönlichkeit, durch Furcht zu bestimmen, wie ihre Herzen durch Milde zu bezaubern; er war beredt, überaus freigebig, ein geistreicher, fröhlicher Bewirther seiner Freunde: aber ihm fehlte der Zauber des königlichen Namens. Die Gewißheit, der König ist jenseits der Alpen, war für die Fürsten, die geistlichen zumal, die Losung zu einem Schauspiel der Gräuel. Alle Bande der Gesellschaft lösten sich; das Heiligste war nicht mehr heilig; die Fürsten der Kirche trieben jeden Mißbrauch damit; der Schwache, besonders der Landmann, war die wehrlose Beute der Raubgier des hohen und niedern Adels; denn der Fürsten Beispiel im Großen ahmten die Ritter gelehrig nach im Kleinen. Treubruch, Verrath, Mord, Plünderung und Verwüstung wurden gewöhnlich. In vielen Flecken und Städten war Aufruhr. Fast keine Straße war sicher. Hier irrten Bischöfe, durch die Bürger aus ihren Städten, dort Edle, durch Andere ihres Standes aus ihren Burgen verjagt; rauchende Schlösser und Dörfer, gräulich verwüstete, verödete Felder waren ganze Strecken weit zu sehen. Schaaren geplünderten Volkes irrten umher, weil sie Obdach und die Mittel des Daseins verloren; andere Haufen trieb der Hang zu sittenloser Ungebundenheit, ihre Wohnsitze zu verlassen und wie die Thiere des Waldes umher zu schweifen.

Viele Kirchen standen leer, weil es an Geistlichen zum Gottesdienste fehlte. Selbst reichste und berühmteste Gotteshäuser verarmten so sehr, daß es ihnen am täglichen Unterhalt oft gebrach. Zu diesen großen und kleinen Fehden, Verwirrungen und Zerstörungen, welche das Jahr elfhundert sechzehn erfüllten, kam noch Aufruhr in der Natur, die über den Anfang und das Ende des folgenden Jahres ihre Schrecknisse verbreitete. In den ersten Tagen des Januar wurde ganz Italien und der größte Theil von Deutschland zweimal zwischen Tag und Nacht durch ein schreckliches Erdbeben erschüttert. In Italien wurden dadurch die Mauern vieler Städte, Tempel, Paläste und Häuser zerrissen oder zerstört, Tausende von Menschen beschädigt oder erschlagen. In den Schweizer Alpen stürzten Berge ein, in der Nähe von Augsburg wurde das Schloß Haigernbuk umgekehrt und alles Lebende darin getödtet bis auf einen Säugling, der unversehrt auf den Trümmern fortschlief. In Oberschwaben zog sich das Erdreich haushoch hinauf und fiel plötzlich hinab in einen Abgrund; Hügel senkten sich, die Flüsse liefen wie Gewölbe auf, und in Norddeutschland riß das Bett der Unstrutt mitten entzwei, daß der Fluß in dem Riß verschwand und erst Stundenlang nachher, nachdem die Oeffnung gefüllt war, in seinem alten Geleise wieder strömte. In Lothringen und in den Niederlanden zerstörten große Ueberschwemmungen den Anbau. Wenige Tage darauf schreckten Donnerwetter und Stürme, so schauerlich, wie sie sich der älteste Mann nicht erinnern konnte, und vollends mitten im Winter; im Februar zogen blutige Wolken von Mitternacht auf, so schwer und tief herabdrückend, daß sie auf den Orten zu liegen schienen. Die Luft war wie mit Feuer und Blut und weißen Strahlen vermischt. Gegen das Ende des Jahres schien der Himmel zu brennen.

Mitten unter diesen Gefahren, womit sie ihre Feinde und die Natur umgaben, kämpften die beiden Hohenstaufen für sich und ihren König unerschrocken tapfer, und größtentheils mit Glück. Konrad stritt in Franken und an der mittlern Donau. Er war tapfer und kräftig wie sein Bruder, aber ohne die Milde, Besonnenheit und liebenswürdigen Sitten desselben, vielmehr aufbrausend, oft hart und schonungslos. Mit Feuer und Schwert machte er im Bisthum Würzburg, wo ihn Bischof und Bewohner nicht anerkennen wollten, sich als Herzog geltend. Friedrich kämpfte in Schwaben und am Rhein. Die geistlichen Fürsten, Adelbert von Mainz, Adelgott von Magdeburg und Reinhard von Hal-

berstadt, setzten alle pfäffischen Ränke, alle Künste der Politik, jede Art von Waffen in Bewegung, und die weltlichen Großen Sachsens liehen ihren Unternehmungen ihre eiserne Genossenschaft. Friedrich von Schwaben zog den Rhein hinab und unterwarf die ganze Landschaft von Basel bis nach Mainz. Hier war die Hauptmacht, auf die sich die königliche Partei stützen konnte. Denn hier waren die zahlreichen Städte des linken Rheinufers, fest, reich, ihre Bürger durchaus königlich gesinnt, während der Adel hier größtentheils feindlich war, ganz wie die geistlichen Fürsten, deren Lehenträger er war. Um diesen Adel im Zaume zu halten, zog Friedrich durch die ganze Landschaft eine Kette neu angelegter Burgen. So sicherte er sich den Rücken, und man sagte sprüchwörtlich, der Herzog Friedrich habe immer eine Burg am Schweif seines Pferdes. Auch sparte er weder des Zaubers seiner Rede, noch seines Schatzes und seiner Güter, um den niedern Adel zu gewinnen. Der Erzbischof Adelbert von Mainz unterwarf sich, ehe der Herzog die Stadt stürmte. Dieser, darüber erfreut, weil er in der Unterwerfung des Hauptes die ganze Empörung geendet glaubte, zog von Mainz hinweg. Wie er den Rücken gewendet, fiel der Erzbischof in treuloser Tücke mit großer Macht über die arglos Abziehenden her. Friedrich und seine Schwaben flohen nicht. Vor ihrem gerechten Zorn und ihren gewichtigen Schwertschlägen sank des Erzbischofs Bannerherr, der gräuliche Raubgraf Emich von Leiningen, mit vielen der Seinen blutig hin, die Andern flohen mit dem Erzbischof; aber die Mainzer Bürger verschlossen den Flüchtigen ihre Thore. Durch Hülfe der eben heranziehenden sächsischen Fürsten überfiel Adelbert bald darauf wieder die Stadt, und wüthete gegen die Häupter der königlich gesinnten Bürger mit Blutgerüst und Kerker.

Die Sachsenfürsten umlagerten sofort in Worms den Schwabenherzog. Von Fürsten war nur einer bei ihm, sein und des Königs treuster Freund, der tapfere Graf Gottfried von Calw, Pfalzgraf bei Rhein; wohl aber viele edle Ritter, und die Bürger der Stadt, ein wehrhafter Haufen, glühend von Treue, Muth und Kampflust. Die letzte riß sie ohne Wissen des Herzogs, während dieser eben mit den Feinden, die trugvoll Frieden anboten, sich unterredete, zum Angriff aus der Stadt: sie wurden mit Verlust zurückgeschlagen, denn der Staufe hielt es seiner unwürdig, durch Nachahmung der Treulosigkeit des Erzbischofes von Mainz ihren Angriff zu unterstützen. Ein Waffenstillstand ward

geschlossen, und erst vor der festen Abtei Lintburg im Bisthum Speier kam es zur blutigen Entscheidung.

Noch heute, nicht weit hinter dem an seinen trefflichen Weinen reichen und durch den Feinsinn seiner Bewohner bekannten Dürkheim in der Rheinpfalz begegnet man den schönen Trümmern dieses ehemaligen Benediktinerklosters, welches heute Limburg heißt, die Lintburg des Mittelalters. Mitten im Thal, ganz frei und abgerundet, erhebt sich der Berg, worauf die einstige Feste stand. Zauberhaft ist hier die Natur, von der Höhe des Bergs aus betrachtet, und weithin schaut das Auge den Rhein hinauf und hinab, ungehindert. Das war die alte Lieblingsburg des salischen Hauses, schon die alten rheinfränkischen Herzoge hielten öfters hier Hof in dieser ihrer „Pfalz," auf diesem damals ganz von Lindenbäumen bewachsenen Berge, und Kaiser Konrad II., dessen erster Sohn durch einen Sturz von einem Felsen hier sein Leben verlor, hatte seiner hochsinnigen Gemahlin Gisela zu Liebe diese Todesstätte ihres Sohnes Gott geweiht, und diese Burg, eine der ältesten seines Geschlechts, in ein Gotteshaus verwandelt. Heinrichs Vater vollendete den Prachtbau desselben, aber auch die Befestigungswerke, und ein vom Kaiser gesetzter Schirmvogt leitete die Vertheidigung. Die Werke waren von großer Ausdehnung, und hatten eine starke Besatzung im Kriege. Diese Lieblingsfeste des Königs zu brechen, boten die geistlichen Fürsten Alles auf. Aber sie hielt sich, bis Friedrich herankam, und die Belagerer bis unter die Mauern von Mainz schlug.

In den Zeichen am Himmel, die auf diese Begebenheiten folgten, sahen viele ein Abbild des Blutbades auf Erden, und in dem Aufruhr der Natur den Zorn Gottes über das unchristliche Treiben. Die niedere Geistlichkeit, die so sehr unter den Verwüstungen litt, that Alles, die Gemüther, deren wilde Leidenschaften sie nicht beruhigen konnte, durch die Deutung dieser Zeichen zu erschüttern. Selbst Bilder der Hölle nahm sie zu Hülfe, als Schreckmittel gegen den herrschenden Todtschlag, Raub und Druck der Schwachen. Da, wo im Jahre zuvor der wilde Graf Emich erschlagen worden war — diese Sage breiteten die Mönche aus — auf der Stätte des Blutbades, wurde mehrere Nächte hindurch eine gewappnete Reiterschaar wahrgenommen, wie sie hin und her ritt, und auf einem nahen Berge, den sie hinabzog, verschwand. Auf die Beschwörung, zu sagen, wer sie seien, habe einer geantwortet, sie seien die Seelen der kurz zuvor an diesem Ort erschlagenen Kriegsleute, und

ihre Waffen und Rosse, früher die Werkzeuge ihrer Sünden, seien jetzt ihre Strafe. Es sei an ihnen Alles feurig, ob dies schon mit leiblichen Augen nicht könne gesehen werden, und ihre Erlösung sei nur möglich durch Beten und Almosen. Diese und noch andere Sagen von grausamen Qualen jenseits, zur Strafe für das wilde Getriebe diesseits, malten die Klostergeistlichen ihrer Zeit vor, nicht ohne vielfache Wirkung auf die kleinen Raubgrafen und Raubritter. Den Fürsten gingen zum großen Kriege nach und nach die Mittel aus, da fast allgemeine Verarmung herrschte und ganze Landschaften ungebaut oder wüste lagen. Nur des Erzbischofs Adelbert Rachgier und Wuth ruhten nicht. Wie er zuvor mit Raub und Mord das Land erfüllt, und so gesengt und zerstört hatte, daß, wenn Niemand geredet hätte, doch die Steine davon hätten sprechen und klagen müssen, so fuhr er fort. Unerschüttert durch die Schrecknisse des Himmels und der Hölle, über die er, als Eingeweihter, lachte; ungerührt durch das unermeßliche Elend, das sein und seiner Verbündeten Wüthen, durch die Verwüstung, die der Aufruhr der Natur angerichtet, erstürmte und verbrannte er Oppenheim, wo eine Abtheilung Königlicher lag, als wollte er durch die Flammen der Stadt, in welchen mehr als zwölfhundert Menschen verbrannten, ein Schreckensfeuer auf Erden anstecken, wie oben am brennenden Himmel eines angesteckt war. Doch behielten die Hohenstaufen und ihre Freunde die Uebermacht, ungeachtet auf einer Versammlung geistlicher Fürsten zu Köln ein päpstlicher Legat den Bann gegen den König von Neuem verkündigte, die Hohenstaufen, Friedrich und Konrad, den Pfalzgrafen Gottfried und alle mit ihnen Verbündete mit gleichem Fluche belegte, und der Plan geschmiedet wurde, den König des Reiches zu entsetzen.

Plötzlich erschien König Heinrich aus Italien in Deutschland, und zerschnitt das Gewebe seiner geistlichen und weltlichen Feinde. Fast sein ganzes Heer ließ er mit seiner Gemahlin Mathilde in Italien zurück: er vertraute seinen Neffen, den Hohenstaufen, und seinen Freunden in Schwaben, im Elsaß, am Rhein. Ganz Deutschland stand wieder in Rüstung, für oder wider den König, viele zu eigener Hut. Schon begann das Vorspiel des unseligen Kampfes, den man kaum erst einschläfern zu können gehofft hatte, mit Plünderung und Brand der kleinen Fehden, als der Tod des feindseligen Papstes Gelasius und die Erhebung Kalixtus II., eines Verwandten des Königs, den Fortgang des kriegerischen Trauerspiels hemmte. Von ihm hoffte man Ausgleichung,

von der Ausgleichung die lang ersehnte, der erschöpften Nation nothwendige Ruhe. Die gezückten Schwerter wurden in die Scheide gesteckt, und auf einem Reichstage, wo Freunde und Feinde vor dem König erschienen, kam man überein, daß allgemeiner Friede im Reiche sein solle, bis der Streit zwischen dem Thron und dem heiligen Stuhle verglichen sei. Diese Hoffnung scheiterte abermals an der Unredlichkeit des Papstes, die Unterhandlungen zerschlugen sich, der Papst sprach aufs Neue über den König und seine Freunde den Bannfluch, und entband alle vom Eid der Treue gegen ihn. Doch die deutschen Fürsten schienen endlich müde, für den Papst gegen ihr Vaterland und gegen sich selbst zu wüthen. Wenn sie ihre Augen auf das deutsche Land warfen, so sahen sie, wie die Besitzungen ihrer Gegner, so auch ihre eigenen verwüstet. Nur Ein Land stand in schönster Blüthe, das Land der Welfen, dieses hatte der Krieg verschont; denn seine Fürsten waren längst klug genug gewesen, den König nicht mehr zu bekriegen. Jeder deutsche Fürst mußte Bayerns Blüthe seinem eigenen Lande wünschen. Die Arglist der herrschsüchtigen Kirche war ihnen durch die letzten Verhandlungen klar geworden, und sie sahen, daß die Würde des Reichs geschmälert würde, wenn der König die Forderungen des Papstes bewilligt hätte. Der König that Alles, die Fürsten zu gewinnen. Mit den weltlichen in Sachsen gelang es ihm, nicht mit den geistlichen. Um den Bischof von Würzburg auf seine Seite zu ziehen, verlieh er die Herzogsrechte ihm aufs Neue in Ostfranken. Fünf Jahre lang hatte sein Neffe Konrad von Hohenstaufen dieses Herzogthum verwaltet, er mußte dasselbe jetzt dem Oheim zum Opfer bringen. Dieser suchte sein Mißvergnügen dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm die sogenannten Mathildischen Güter in Italien, nämlich die Markgrafschaft Toscana, und den Titel eines Herzogs von Ravenna verlieh. Darauf zog er aus, seinen Hauptfeind in Deutschland, den Erzbischof Adelbert von Mainz, zu vernichten. Vor dieser Stadt standen die Heere gegeneinander. Aber ehe Blut floß, vereinigten sich die Fürsten zum Frieden. Die langen Wirren schienen gelöst, als auch zwischen dem Papste Kalixtus und dem Könige durch das Concordat zu Worms der Streit zwischen Thron und Kirche am dreiundzwanzigsten September eintausend einhundert und zweiundzwanzig beigelegt wurde. Kalixtus war kein Gregor VII. Gregor, ein Geist zum Herrschen geboren, der seine Zeit begriffen, und mit der Hand eines Riesen in sie eingegriffen, hatte den Kampf begonnen und als Ziel desselben die Herr-

schaft des heiligen Stuhles über den Königsthron, über alle Fürsten, über die Welt hingestellt. Drei Mittel hatte er erwählt, diese Weltherrschaft zu begründen: freie, vom deutschen König unabhängige Papstwahl durch die Kardinäle der Kirche, Ehelosigkeit der Geistlichen, und Aufhebung der Belehnung der Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab durch den König. Aber der gewaltige Mann hatte ungleiche Nachfolger. Nur um dieses letztere Recht, nicht mehr um die Herrschaft des apostolischen Stuhles über den Thron überhaupt, wurde im Fortgang des Kampfes gestritten. Durch das Wormser Concordat gewann der König der Sache nach, der Papst der Form nach. Der König gab die freie Wahl der Bischöfe zu, stellte alle seit seinem Vater der Kirche entzogenen Güter zurück und verzichtete auf die Belehnung mit Ring und Stab. Der Papst dagegen gab zu, daß die Bischöfe des deutschen Reiches in Gegenwart des Kaisers und bei streitigen Wahlen unter Zustimmung desselben gewählt, und daß die erwählten diesseits der Alpen noch vor der geistlichen Weihe, jenseits nach derselben, durch Uebergabe des Scepters vom Kaiser in Lehenpflichtigkeit genommen, und Alles zu leisten angehalten werden, was sie Kaiser und Reich schuldig seien. So gab der König das bisherige Zeichen der Belehnung auf, aber die Sache blieb. Statt Ring und Stab verlieh er das Scepter, und die Bischöfe und Aebte kamen dadurch in die Lehenabhängigkeit vom Könige: sie blieben, wie die weltlichen Fürsten, des Königs und Reichs Vasallen. Die deutschen Fürsten waren es, welche diese Ausgleichung vermittelten, und der Staufe hatte dabei nicht die letzte Stimme. Der Augenblick, der den König mit der Kirche versöhnte und allgemeinen Frieden gab, wurde von allen deutschen Völkerschaften mit Jubel begrüßt. Drei Jahre darauf starb König Heinrich V., in jungen Jahren lebenssatt, freudlos, ohne Kinder, nach dem Glauben seiner Zeit eine Folge des Fluches seines von ihm geschändeten Vaters. Auch seine Neffen standen ihm in seinen letzten Jahren ferne. Der eine, Friedrich, war mehrmals ihm entgegen getreten, als er sah, daß der König nicht gerecht war, der andere, Konrad, hatte im Jahr zuvor eine Mondsfinsterniß, damals noch das Schrecken der Zeit, zum Vorwande einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande genommen, um für die Sünden seiner vorigen Tage zu büßen. Sterbend ließ der König den Herzog Friedrich zu sich kommen, empfahl ihm seine Gemahlin, und hinterließ ihm und seinem Bruder das reiche Erbe des salischen Hauses. Friedrich nahm die großen Güter, Schlösser

und Flecken, und alle Schätze, die unter vier Königen erworben waren, sogleich in Besitz. Vor fünfzig Jahren bestand das Erbe der zahlreichen Familie des Herrn von Beuren in dem kleinen Wäscherschlößchen, in zwei kleinen verfallenen römischen Kastellen zu Lorch und auf dem Staufenberg, mit unbeträchtlichen dazu gehörigen Gütern, und jetzt war das hohenstaufische Haus einziger Erbe Alles dessen, was eine ganze Königsfamilie in einem vollen Jahrhundert an ihr Haus gebracht hatte, der schönsten Herrschaften in Franken, Schwaben und Elsaß. Das Herzogthum Schwaben und dieses Erbe gaben ihm Aussicht und Anspruch auf Größeres.

Viertes Hauptstück.

Auf dem Schlosse Hammerstein, in den Händen der königlichen Wittwe, harrten die Krone und die Reichskleinodien des Würdigen, den die Fürsten wählen würden. Seit einem Jahrhundert war der neue König aus dem herrschenden Stamme gewählt worden. Als Heinrich V., der letzte Salier, dem Schwabenherzog seinem Neffen, nebst seines Hauses Schätzen und Gütern, seine Gemahlin mit den Reichskleinodien übergab, was mochte er anders hoffen, als daß die Krone der Deutschen von dem letzten männlichen Haupte seines Hauses auf ein würdiges Haupt der weiblichen Linie, auf den Sohn seiner geliebten Schwester Agnes übergehe? Friedrich der Hohenstaufe war das Muster eines Fürsten und eines Ritters. Er zählte fünfunddreißig Jahre, und selbst seine Feinde wußten in seiner Laufbahn keinen Makel zu finden. Der Lorbeer des kriegerischen Ruhmes schmückte seine Stirn; als Reichsverweser während der Abwesenheit seines Oheims in Italien, hatte er mit seltener Klugheit und Kraft die Geschäfte geführt; seine Schwaben hingen an ihm mit unbegrenzter Liebe und Treue. An äußerer Macht war ihm kein anderer Fürst gleich: nur das Haus der Welfen überstrahlte durch Güter, Reichthum und Alter des Geschlechts das neu empor gekommene Haus der Hohenstaufen. Unter dem Frankenkönig, Pipin I., mußten die überwundenen Aquitaner zwischen der Garonne und den Pyrenäen dem Herzog Welf als Vasall des Königs huldigen. Welfinnen zierten

nacheinander den Thron Karls des Großen und seines Sohnes. Aber höher hinauf, als irgend eines Geschlechtes, führt der Welfen Ursprung die Sage, bis auf die Zeiten der Völkerwanderung und Attilas, und nennt Wulf einen Heerführer der Scyren ihren Ahn. In einer schönen fruchtbaren Landschaft in Oberschwaben, nahe bei Ravensburg, in dem Flecken Altdorf, auf einer Anhöhe über dem Schussenthal, ist die Wiege dieses glorreichen Geschlechts. Von hier aus breiteten sich ihre Besitzungen an der Donau, am Lech, an der Isar, in Italien, in den Alpen, am Bodensee, und bald durch ganz Deutschland bis an die Nordsee aus. In der langen verderblichen Fehde, um das Herzogthum Schwaben, das König Heinrich IV. dem Hohenstaufen verliehen, hatten vorzüglich die Welfen den Hohenstaufen bekämpft, bis Welf IV. als Erbherzog in Bayern anerkannt war. Jetzt aber war das welfische und das hohenstaufische Haus verschwägert, und das Haupt der Welfen, Heinrich der Schwarze, schien nicht geneigt, seinem Eidam Friedrich dem Hohenstaufen, dem er die schöne Welfin Jutta vermählt hatte, die deutsche Krone streitig zu machen. Friedrich selbst trug das Gefühl in sich, daß er der des deutschen Scepters Würdigste sei.

Aber die Kirche verwarf in ihm nicht bloß den Zweig des ihr verhaßten salischen Königshauses — sie hatte etwas vom Geiste desselben in ihm früher schwer empfunden — sondern sie verwarf in ihm überhaupt den starken, unabhängigen Fürsten; sie wollte und mußte für ihre Zwecke einen schwachen König haben, und die Arglist des Priesterrocks betrog den edeln Friedrich um die deutsche Krone, und Deutschland um einen großen König.

Friedrich war im Besitz der Reichskleinodien. Hochherzig entäußerte er sich derselben, um sie durch freie Wahl der deutschen Völker wieder zu erhalten. Auf beiden Ufern des Rheinstroms lagerten diese, mehr als sechzigtausend Bewaffnete zu Pferd; die zu Fuß, die ohne Waffen, die Neugierigen waren zahllos. Es waren alda alle Großwürdenträger der deutschen Kirche, alle Herzoge, Markgrafen, Grafen und Herren, ein jeder mit seinen Vasallen. Der neue Papst Honorius II. hatte zwei Gesandte zu der Königswahl abgeordnet, der König Ludwig von Frankreich seinen Vertrauten, den Abt von St. Denis. Der Rheinstrom schied die deutschen Völker so, daß die Sachsen mit ihren Fürsten, die Franken, der Markgraf von Oesterreich und Heinrich von Bayern mit den Bischöfen, Aebten und weltlichen Großen dieser Lande auf dem

rechten Ufer lagerten, Friedrich der Hohenstaufe mit den geistlichen und weltlichen Großen und Herren in Schwaben und Elsaß auf dem linken Ufer. Die Lothringer und Burgunder waren nicht zugegen. Der Erzbischof Adelbert war das Werkzeug, durch welches die Kirche die Königswahl leitete. Der Hohenstaufe glaubte im Gedächtniß dieses Kirchenfürsten die früheren Feindseligkeiten durch neuerliche Gefälligkeiten ausgelöscht; hatte er doch den Freund desselben, den Bischof von Worms, selbst gegen den vorigen König mit den Waffen unterstützt. Gleissend wußte die priesterliche Schlange diesen Glauben in ihm zu unterhalten. Adelbert beredete ihn, nicht in die Stadt zu kommen, damit seine Wahl ohne sein Zuthun geschehe und um so ruhmvoller für ihn erscheine. Der Staufe blieb bei seinem Heer: die andern Fürsten traten in Mainz zusammen. Damit bei der größeren Zahl der süddeutschen Großen die Stimmenmehrheit nicht für den Hohenstaufen ausschlage, rieth Adelbert, daß das Wahlrecht Aller an vierzig auserlesene Wähler übertragen werde. Alle fielen ihm bei, und aus jedem der vier Hauptvölker wurden zehn zur Wahl erkoren, größtentheils Geistliche. Diese nannten den Schwabenherzog Friedrich, den Markgrafen Leopold von Oesterreich und den Sachsenherzog Lothar als die der Krone Würdigsten. Leopold und Lothar baten knieend, sie mit der Last der Krone zu verschonen, jener aus Liebe zu Agnes, der Mutter des Hohenstaufen, dieser aus Heuchelei; denn längst war heimlich zwischen ihm und Adelbert seine Erhebung auf den Thron verabredet. Von diesem Vorgang benachrichtigt, und um das Gerücht, als betrete er aus Furcht vor den durch den früheren Krieg gegen ihn gereizten Mainzern die Stadt nicht, zu widerlegen, ritt der Hohenstaufe jetzt ohne Gefolge in die Stadt. Sein Erscheinen in der Versammlung brachte Adelbert nicht aus der Fassung. Er legte den nun sämmtlich gegenwärtigen, für den Thron bezeichneten drei Fürsten die Frage vor: ob jeder versprechen wolle, dem, der aus ihnen gewählt würde, ohne Rückhalt und Neid sich zu unterwerfen? Leopold und Lothar versprachen es bereitwillig. Der Hohenstaufe ahnte jetzt die Arglist Adelberts, und wollte sich durch ein voreiliges Ja von dem Priester nicht fangen lassen. Er erklärte kurz und rund, ohne Zustimmung seiner im Lager zurückgelassenen Freunde und Vasallen sich nicht entscheiden zu können, verließ rasch den Saal und eilte zu den Seinen zurück. Adelbert und die mit ihm gegen den Hohenstaufen Verschworenen schrien über Trotz und Uebermuth: „wer vor seiner Er-

hebung so sich betrage, als habe er schon die Krone, wie gefährlich würde dessen Stolz und Herrschsucht erst auf dem Throne sein!" Des andern Tages legte Adelbert dem Markgrafen und dem Sachsenherzog die Frage vor, ob sie nach Ablehnung der Krone jedem Andern, der gewählt würde, sich geneigt unterwerfen würden? Beide bejahten und traten ab. Adelbert ermahnte nun die Wähler, gewissenhaft Raths zu pflegen, wer auf den Thron erhoben werden solle. In diesem Augenblick erhob sich von Außen unter der Menge, die von der kirchlichen Partei dafür bearbeitet war, das Geschrei: Lothar soll König sein! Der Haufen brach in den Versammlungssaal. Lothar wurde emporgehoben und auf den Schultern umher getragen, so unsanft, daß der Greis laut auf vor Schmerzen schrie. Die meisten Wähler, besonders die bayrischen Bischöfe, erklärten die Freiheit und Würde der Versammlung beschimpft, und wollten den Saal verlassen. Adelbert ließ die Pforten verschließen. Der Lärmen stieg: innen das Jubelgeschrei derer, die Lothar herumtrugen, außen die betäubenden Lebehochs, die dem neuen König, ohne noch zu wissen welchem, von der nicht zu bändigenden Masse gebracht wurden. Die bayrischen Bischöfe erklärten, daß in der Abwesenheit des Herzogs von Bayern nichts entschieden werden dürfe. Heinrich wurde aus dem Lager seines Eidams, des Hohenstaufen, wo er gerade war, in die Versammlung gerufen. Dieser schwache Fürst war bereits von Adelbert gewonnen. Durch die glänzendsten Aussichten wurde er verführt. Lothar hatte ein einziges Kind, eine Tochter, Gertrud. Diese reiche Erbin sollte mit Heinrichs Sohn vermählt, und von dem Könige Lothar, dem Gemahl seiner Tochter, das Herzogthum Sachsen zugetheilt, und durch die vereinigten Herzogthümer, Bayern und Sachsen, das Haus der Welfen noch glänzender und mächtiger werden. Heinrich stimmte für Lothar. So wurde dieser zum König gewählt.

Dieser Sieg der Kirchenpartei offenbarte sogleich die Beweggründe dieser Wahl. Das, um was die salischen Könige ein Jahrhundert lang gekämpft hatten, die Unabhängigkeit der deutschen Krone und des Reichs vom römischen Stuhle, mußte von Lothar für seine Erhebung der Kirche geopfert werden. Was durch das Wormser Concordat gewonnen war, wurde preisgegeben. Die Bischöfe und Geistlichen wurden der Pflicht entbunden, dem König, wie bisher, die Unterthanenhuldigung zu leisten, und schwuren nur den Eid der Lehenstreue mit Vorbehalt ihrer kirchlichen Verhältnisse. Die kirchlichen Wahlen wurden für völlig

frei erklärt, und jedem Einfluß des Königs entzogen; die Weihe des Gewählten als das Erste, die Belehnung mit dem Scepter nur als das Zweite, als Nebensache festgestellt. So hatte die Kirche in dem greisen Lothar das schwache Lamm gefunden, dessen königliches Vließ sie nach Wunsch scheeren konnte. Auch die deutschen Fürsten willigten ein; denn auch für sie war Lothar ein König nach ihres Herzens Wünschen. Sollte das deutsche Reich zu wahrem Glanze, zu wahrer Macht gelangen, sollten die deutschen Völkerschaften zu Einer deutschen großen Nation sich erheben, so mußte der Mittelpunkt derselben, der König, nicht bloß Oberhaupt dem Namen nach, sondern Oberherrscher in Wahrheit sein, und die einzelnen Fürsten mußten in der königlichen Uebermacht ihre natürliche Untergebenheit finden. Der dritte Stand, das freie Bürgerleben mußte gehoben, der Adel und dessen, gegen die Gleichheit der Rechte und der Gesetze eigensinnig und roh anstrebende Privilegien mußten bekämpft, das Lehenwesen zerstört, und auf den Ruinen desselben die Monarchie erbaut werden. Aber diese Wahrheit der Königsmacht fürchteten die deutschen Fürsten und Herren, den Schatten nur derselben wollten sie, und Lothar gab ihnen auch sogleich hin, wodurch die Königsmacht hätte gestärkt werden können: er räumte ein, daß eingezogene Lehen nicht in den Besitz des Königs kommen, sondern von Neuem ausgeliehen werden sollten.

Mit Freuden leisteten sie einem solchen König Huldigung und Lehenstreue, und der Schattenkönig glaubte nicht eilen genug zu können, die Bestätigung des heiligen Vaters einzuholen, und ihm durch eine eigene Gesandtschaft zu erklären, wie sehr er die Bevormundung des deutschen Reiches durch die Kirche anerkenne. Andere Könige vor ihm, wie Rudolf der Schwabe, waren unter päpstlichem Einfluß und Spruch gewählt worden, aber nur von einer Partei, die sich durch den Bund mit der Kirche stärken mußte: Lothar war einstimmig von den Deutschen, in Gegenwart päpstlicher Gesandten, gewählt worden, er hatte keine päpstliche Bestätigung nöthig, und doch suchte er sie nach, und lud so Schmach auf die deutsche Krone. Die Schmach war nicht zu verdecken: die Franzosen wünschten sich Glück, daß sie statt eines solchen deutschen Wahlkönigs ihr Königthum erblich gemacht hatten.

In Deutschland fühlte die Entwürdigung der Krone wohl keiner tiefer, als Friedrich der Hohenstaufe. Als Alle huldigten, erschien er nicht. Lothar bot ihm ein Lehen von zweihundert Mark, wenn er ihn

anerkenne. Erst am dritten Tage erschien er in der Reichsversammlung: seine Freunde hatten ihm zugesprochen, und er selbst sah, daß im Augenblick ihm nichts bleibe, als Anerkennung Lothars, oder ein Vernichtungskampf, worin sein Untergang der wahrscheinlichere war. Er versöhnte sich mit Lothar, wies aber sein Anerbieten zurück: es war ihm nicht um Gold und Gut zu thun, als sein hoher Geist den Blick auf die Krone der Deutschen richtete, und sein Schmerz über die geschmälerte Ehre des Reiches und den Sieg des Papstthums verschmolz sich in ihm mit dem Schmerz des persönlichen Ehrgeizes.

Fünftes Hauptstück.

Der König hatte den Sinn des Hohenstaufen erkannt; diesen Sinn und die Macht des Herzogs fürchtete er. Ihn zu schwächen, zu demüthigen, im glücklichsten Fall zu vernichten, war bei dem König beschlossen. Was den Fürsten vor der Königswahl zu Mainz für die Zukunft als Gesetz eingeräumt worden war, das wurde auf einem Tage zu Regensburg von den Feinden des hohenstaufischen Hauses rückwärts gegen dasselbe angewandt. Es wurde von Friedrich die Herausgabe der Reichsgüter verlangt, welche das salische Königshaus, dessen Erben die Staufen waren, mit seinem Hausgut vereinigt habe. Dieses neue Gesetz rückwärts anzuwenden, war an und für sich wider Recht und Sitte: zudem war unter dem, im stürmischen Laufe eines vollen Jahrhunderts angehäuften Erbe Lehen und Eigenthum auszuscheiden, nahezu unmöglich; auch wurde dies, so viele andere Fürsten während der Stürme das Recht des Stärkern geltend gemacht, und verfallene Güter an sich gerissen hatten, doch von Niemand sonst gefordert, als von den Hohenstaufen. Auch hatte Lothar selbst als König noch immer nicht das Herzogthum Sachsen abgegeben. Friedrich wies darum das Ansinnen zurück. Zu Straßburg, wo Lothar Hoftag hielt, und Adelbert von Mainz mit vielen geistlichen und weltlichen Fürsten sich bei ihm einfand, wurde der Hohenstaufe mit Verletzung der Rechtsformen und der Sitte ungehört geächtet, und zu Goslar von den Sachsenfürsten im Dezember elfhundert fünfundzwanzig der Reichskrieg gegen ihn erkannt. Unklug

jedoch ließ sich Lothar zuvor in einen Erbfolgestreit in Böhmen verwickeln, der ihm keine Lorbeere einbrachte, dem Hohenstaufen aber Zeit ließ, sich mit Macht gegen die zu rüsten, die ihn unterdrücken wollten. Er befestigte Städte und Burgen am Rhein, im Elsaß, in Schwaben. Um Pfingsten zog Lothar gegen ihn im Elsaß, ohne allen Erfolg. Friedrichs Burgen waren zu stark. Lothar verstärkte sich durch die Macht der Zäringer und der Welfen. Dem Herzog Konrad von Zäringen verlieh er die Grafschaft Hochburgund. Dadurch gewann er diesen mit dem Hohenstaufen Verschwägerten für sich, und der Hohenstaufe sah sich sogar von dieser Seite nun bedroht. Heinrich der Schwarze war Mönch geworden und gestorben. Sein Sohn, Heinrich der Stolze, war ihm im Herzogthum Bayern gefolgt. Ihm vermählte jetzt Lothar seine ihm längst verlobte Tochter, und verlieh ihm auch das Herzogthum Sachsen; die deutsche Krone blieb ihm als Erbstück in Aussicht: drei glänzende Dinge, wodurch Lothar den Welfen sich fester zu verbinden suchte. So war der Hohenstaufe links von den Zäringern, rechts von den Welfen bedroht, vorn griff ihn der König an. Das feste Nürnberg war unter dem salischen Erbe den Staufen zugefallen. Dieses belagerte der König. Sein Eidam, der Welfe, zauderte, wider seinen Schwager, den Hohenstaufen, feindlich aufzutreten. „Wider Friedrich, der mich stets als Bruder geliebt hat, die Waffen zu ergreifen, fällt mir mehr als schwer," schrieb er an den König. Dieser rief darum böhmische Miethtruppen zu Hülfe, der christliche König Heiden und Feinde Christi, gräuliche Raubhorden, die dem, welchem sie zur Hülfe sein sollten, selbst zur Plage wurden. Nürnberg hielt sich tapfer, und als Friedrich mit seinem Bruder Konrad, der eben aus dem heiligen Lande zurückgekommen, mit Heeresmacht zum Entsatz heranzog, erschracken durch das Jubelgeschrei der Belagerten und die Anzeichen der Annäherung der Staufen die Belagerer so sehr, daß sie mit Verlust ihres Gepäckes flohen. Bis gegen Würzburg verfolgten die Staufen den fliehenden König.

Der Sieg brachte ihnen viele Freunde. Die Großen in Lothringen, mehrere am Rhein erklärten sich für sie, darunter der Erzbischof von Köln. Das mächtige Speier öffnete sich ihnen freiwillig, Aachen war für sie, fast die ganzen Rheinlande. Der bedrängte König wandte sich aufs Neue an seinen Eidam. Er verhieß ihm alle Städte und Burgen, die er dem Staufen entreißen würde. Dieses, und wohl mehr als dieses, das reißende Glück der Hohenstaufen wirkte auf den Welfen. Er konnte

um seiner selbst, um seiner eigenen Hoffnung auf die Krone willen, seinen Schwäher nicht fallen lassen, und Konrad, der Lothar nicht gehuldigt, hatte indessen den königlichen Namen angenommen, und war von mehreren Fürsten als solcher anerkannt worden. Heinrich war zu sehr in Bayern selbst mit innern Fehden beschäftigt, als daß er die Macht der Waffen gegen die Hohenstaufen hätte versuchen können. Er griff zu einem unrühmlichen Mittel: der sonst edle Fürst mochte dasselbe dadurch vor sich entschuldigen, daß es ihm dabei um den König und um die Ruhe des Reiches zu thun war. Er kam in die welfischen Herrschaften in Oberschwaben, und sandte Boten an Friedrich den Hohenstaufen, die ihn einluden, sich mit ihm über eine Aussöhnung mit dem König zu besprechen. Arglos begab sich Friedrich in die Abtei Zwiefalten, dem bestimmten Ort der Zusammenkunft. Nachts überfielen die Diener Heinrichs den Hohenstaufen in seinem Schlafgemach. Doch es gelang diesem, zu entkommen, er eilte durch die Kirche, die hart an seine Schlafstätte stieß, auf den Kirchthurm. Die Verräther fanden ihn nicht. Die Kunde des Ueberfalls drang zum Gefolge Friedrichs. Sie brachen in das Kloster ein, als eben der Morgen dämmerte. Ihrem Zorn und ihrer Zahl wäre Heinrich mit den Seinen erlegen. Der Hohenstaufe, wie er die Seinen ansprengen sah, rief vom Thurm dem Welfen zu: „Ich will dir nicht Böses mit Bösem vergelten; flieh, eh die Meinen dich umringen." Heinrich rettete sich: aber von nun an mußte Feindschaft zwischen den frühern Freunden erwachsen, in dem Welfen aus Schaam, in dem Hohenstaufen, weil er die Arglist des Welfen erkannt hatte, der uneingedenk der Verwandtschaft und Waffenfreundschaft ihn gerne gefangen hätte, um ihn zum Frieden mit dem König zu zwingen.

Um auch etwas für ihren König zu thun, schleuderte die Kirche den Bannstrahl auf den Gegenkönig Konrad, den Hohenstaufen, und nicht ohne Wirkung. Viele, die es bisher mit den Hohenstaufen gehalten, zogen sich ab. Die Umgebungen von Friedrichs Hauptstadt Ulm wurden auf viele Meilen weit von den Königlichen verwüstet. Heinrich der Stolze hatte seine innern Feinde bewältigt, und konnte alle seine Macht gegen die Staufen wenden. Konrad wurde auf dem Schloß Hohenstaufen belagert. Das Schloß wurde oft bestürmt und untergraben: aber die Belagerer mußten abziehen. Darauf verließ auch Konrad den Staufen, und begab sich heimlich auf das Schloß des Grafen von Hohenberg, von da nach Rottweil. Auf einer starken Anhöhe, am linken

Ufer des Neckars, erhob sich Rottweil, als eine damals sehr feste Stadt. Die Bürger derselben setzten Leib und Gut an den Hohenstaufen. Lange belagerte sie Lothar, aber sie fielen zuletzt heraus, brachten den Königlichen eine Niederlage bei, und führten die Lebensmittel, woran es ihnen gebrach, triumphirend aus dem königlichen Lager in die Stadt. Dadurch wurde Lothar gezwungen, die Belagerung aufzuheben.

Hatte Lothar für den Augenblick in Deutschland die Oberhand, so war er dagegen in Italien im Nachtheil. Konrad hatte, als er Toscana verwaltete, sich viele Freunde gemacht, durch seine Freigebigkeit und sein mildes Regiment. Auch sein Aeußeres gewann ihm die Herzen: er war, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, „schön wie der Königsprinz Paris." Im Frühling elfhundert und achtundzwanzig ging er über die Alpen, um von Italien aus, eben dem Punkte, wo Lothars schwächste Seite war, gegen diesen sich geltend zu machen, und ihn zur Theilung seiner Streitkräfte zu nöthigen. Mailand, die mächtigste unter den Städten der Lombardei, begrüßte ihn mit Jubel. Schon blühte daselbst die Freiheit der Volksgemeinde. Mailand schloß mit Parma und mit andern Städten einen Bund, um von der deutschen Krone sich unabhängig zu machen, und ein eigenes lombardisches Königreich zu bilden. In Konrad sahen sie den König, von dem sie weder eine strenge Herrschaft, noch Beschränkung ihrer Freiheiten zu fürchten hätten, indem er der König ihrer Wahl, und von ihrer Unterstützung abhängig wäre. Zugleich war er derjenige, der durch die Macht seines Hauses und seine Freunde in Deutschland die lombardische Krone gegen Ansprüche Lothars aufs Kräftigste wahren zu können schien. Der Erzbischof Anselm von Mailand lag selbst im Streite mit Rom. Geistlichkeit und Volk forderten in großer Versammlung, wie Ein Mann, unter Preis und Jubelgeschrei, der Erzbischof solle erscheinen und den Hohenstaufen krönen. Beim Leibe des Herrn, rief ein edler Ritter, welcher Zeuge des Schauspiels war, wäre es nicht Gottes Wille, daß dieser edle Herr die Krone empfinge, unmöglich könnte diese Volksmasse den Ruhm desselben wie aus Einem Munde verkünden. Zu Monza setzte der Erzbischof dem Hohenstaufen die eiserne Krone auf, nach der Sitte, und salbte ihn, dann folgte zu Mailand selbst die zweite Krönung. Die Begeisterung des Volkes sammelte um ihn schnell ein Heer. Er zog gegen Rom. Wo er durchzog, wurde er von Städten, Markgrafen, Grafen und Edeln mit Freuden empfangen. Die Wenigen, die wider

ihn waren, fühlten die Schärfe seines Schwertes. Er zog auf Rom, weil der Papst Honorius II. den Bannstrahl wiederholt gegen ihn geschleudert hatte, wie gegen den Erzbischof Anselm und alle Anhänger Konrads. Plötzlich schlug das Glück des Königs um. Novara, Piazenza, Cremona, Brescia und Pavia verbanden sich, aus Eifersucht auf Mailands und Parmas Größe: es verdroß sie als Anmaßung, daß diese beiden Städte für sich den andern Städten einen neuen König und ein neues Gesetz hatten geben wollen. Sie erklärten sich gegen den König, und beriefen sich auf den Bannfluch. In Mailand selbst kam es zum Kampf zwischen den Parteien, Konrads Heer zerstreute sich. Er sah sich genöthigt, sich nach Parma zu werfen. Es blieb ihm wenig mehr als der königliche Name.

Sein Bruder, Friedrich, kämpfte in Schwaben, Franken und am Rhein gegen Lothar fort, männlich, unbezwungen. Zu schwach für große Schlachten im offenen Feld, focht er hinter den Mauern seiner Städte und Burgen. Durch neue Belehnungen mit Herzogthümern, Land- und Markgrafschaften verband Lothar sich alte und schuf sich neue Freunde. Mit mehreren mächtigen Gegnern söhnte er sich aus. So verlor der hohenstaufische Stamm manche seiner schirmenden Zweige: noch blieben ihm die stärksten Aeste, die Städte. Speier und Nürnberg waren die treusten. Speier war erfolglos vom König belagert worden. Jetzt, verstärkt durch neue Macht, schloß er es im Sommer elfhundert neunundzwanzig zum zweiten Mal ein. Im Dome daselbst ruhten die mütterlichen Ahnen des Hohenstaufen, die salischen Könige. Einen noch theurern Schatz vertraute derselbe den Bürgern: er sandte vor der Einschließung seine zweite Gemahlin in die Stadt, Agnes, des Grafen von Saarbrück Tochter. Die Bürger, durch dieses Vertrauen und durch Wort und That der Herzogin selbst begeistert, vertheidigten sich sechs Monate lang. Die Herzogin selbst ertrug jede Beschwerde, Hunger und Frost und Nachtwachen, wie der geringste Bürger. Als die letzten Lebensmittel gebrachen, ergab sich die Stadt, aber nur auf Vertrag. Alle ihre Freiheiten mußten bestätigt, der Herzogin und der Besatzung freier Abzug werden, und Lothar ehrte das Heldenweib durch königliche Geschenke, die jedoch wohl mehr ein Ausfluß der Rücksicht auf den Erzbischof Adelbert, der den Vertrag schloß, und dessen Nichte Agnes war, gewesen sein mögen. Bald nach Speier sah sich Nürnberg zur Uebergabe genöthigt. Doch konnte weder des Königs Macht noch des neuen Papstes

Innocenz II. Bannfluch den Hohenstaufen beugen. Zwei Jahre lang schwankte der Kampf fort. Lothar zog nach Italien, um Innocenz nach Rom zu führen, das ein Gegenpapst im Besitz hatte. Innocenz hatte den König und die Königin mit der deutschen Krone zu Lüttich gekrönt. Als er auf einem weißen Zelter der Stadt sich nahte, war ihm der König zu Fuß entgegen gegangen, hatte ihm demüthig das Pferd am Zügel die Menge hindurch geführt, und ihm beim Absteigen den Steigbügel gehalten. Als er den Papst nach Rom geführt hatte, was ihm, da Konrad Italien verlassen, nnd dies in sich uneinig war, nicht schwer fiel, krönte ihn Innocenz mit der Kaiserkrone, und er, der deutsche König und römische Kaiser, entblödete sich nicht, neue Schmach auf die Krone zu häufen. Heinrich V. hatte die mathildische Erbschaft zum Reiche eingezogen. Innocenz II., wie seine Vorgänger, forderte dieselbe als eine Schenkung der Markgräfin Mathilde an den römischen Stuhl. Lothar erkannte diese Forderung an, ließ sich von dem Papste mit der Bedingung, daß sie nach ihm auf seinen Eidam, Heinrich den Welfen, übergehen, nach Beider Tode an den römischen Stuhl zurückfallen sollte, mit derselben förmlich belehnen, schwur dem Papste, als seinem Lehensherrn, den Dienstmanneneid, und gelobte, demselben einen Jahrzins von hundert Mark zu zahlen. Diese schimpfliche Scene, wie der Kaiser des Papstes Dienstmann ward, wurde von den Römern gemalt, und das Gemälde im Lateran aufgestellt.

Nach Deutschland zurückgekommen, fand er die Lage des Kampfes, fast wie er sie verlassen. Heinrich der Welfe hatte den Krieg weder gerne noch mit Nachdruck fortgesetzt. Kaum im Felde erschienen, war er von den Hohenstaufen nach Bayern zurückgewichen. Denn Konrad war aus Italien wieder herüber gekommen, und die Städte in Schwaben, im Elsaß und am Rhein waren gut hohenstaufisch. Fürsten und Adel jauchzten dem heimgekehrten Kaiser entgegen, aber aus Köln mußte er vor den aufgestandenen Bürgern sich durch die Flucht retten. Deutschlands Unglück konnte nur enden durch das Unterliegen der Hohenstaufen, oder durch Frieden mit ihnen. Friedrich hatte seine Hauptstadt Ulm aufs stärkste befestigt. In und bei dieser Stadt stand ihre Kriegsmacht. Von der einen Seite zog Lothar, von der andern Heinrich der Welfe gegen sie heran. Die Vereinigung Beider zu hindern, verließen die Hohenstaufen die Stadt. Die Bürger schwuren ihnen äußerste Treu und Gegenwehr zu. Sie hielten ihr Wort. Dennoch erstürmte der

Welfe die Stadt, und gab sie der Plünderung und den Flammen preis bis auf die Kirchen. Der Kaiser vereinigte sich mit dem Welfen, und die Hohenstaufen mußten sich hinter ihre festen Burgen zurückziehen: Lothar und Heinrich durchzogen siegreich Schwaben, hinter ihnen her Mord, Brand und Verwüstung. Die Vasallen der Hohenstaufen, ihre Güter zu retten, ergaben sich dem Kaiser. Innocenz jauchzte. „Gott," schrieb er an den Kaiser, „Gott hat den zweiten Goliath, den verruchten Philister, Herzog Friedrich von Schwaben, durch eure Hand, als einen ächten David zu Boden geschleudert." Friedrichs Kraft war gebrochen; er wandte sich an die Kaiserin Richenza um Vermittlung. Demüthig, mit bloßen Füßen, erschien der stolze Fürst vor der Kaiserin, und gewann ihre Gunst. Ihr kluges, warmes Wort für ihn versöhnte ihn bald mit der Kirche und mit dem Kaiser. Als aber der Hohenstaufe auf der Reichsversammlung zu Bamberg im Jahre elfhundert fünfunddreißig knieend den Kaiser um Verzeihung bitten sollte, und er sah, wie derselbe ihn ungebührlich demüthigen wollte, da erwachte in ihm die Erinnerung an den Wahltag zu Mainz, an allen Trug und alle Arglist, durch welche er von Lothar und den Seinen um die Krone betrogen worden war, es erwachte in ihm der Geist seines Hauses, das Gefühl seines Werthes; er war wieder er selbst, und er weigerte sich, vor seinem beglückten Gegner das Knie zu beugen.

Es war auf der Reichsversammlung ein Volksheiliger und Prophet, der Abt Bernhard von Clairvaux, ein Abgesandter des Papstes. Wiederholt hatte der Papst den Kaiser gebeten und ermahnt, sich mit den Hohenstaufen zu versöhnen; denn er wünschte einen zweiten Römerzug der Deutschen, zu Unterwerfung seiner Gegner in Unteritalien. Der heilige Bernhard sollte vollenden, woran der Papst vorgearbeitet hatte. Von vornehmer Geburt, und dadurch in einflußreichen Verbindungen, von feuriger Beredsamkeit, ein Schwärmer in der Theologie, umgeben mit dem Strahlenschein eines heiligen Wandels, Stifter des Ordens der Cisterzienser und Reformator von hundert und sechzig Klöstern durch ganz Europa, jede Spur seiner Füße vom Glauben der Zeit mit einem Wunder bezeichnet, durch seine äußere Erscheinung alle Herzen überwältigend, war er das Orakel der Mitlebenden, lenkte Könige und Päpste, und beruhigte oder bewegte, je nachdem er wollte, die Welt. Dieser war es, der zwischen den Hohenstaufen und den Kaiser trat, und den Riß zwischen Beiden, der eben unheilbar zu werden drohte, ausfüllte.

Durch die Allmacht seiner Rede wurde der Hohenstaufe bewogen, vor dem Kaiser das Knie zu beugen, der Kaiser, dem sich Beugenden das Herzogthum zu bestätigen und aller Feindschaft zu entsagen. Ein halbes Jahr später erst kam, gleichfalls durch Bernhards Mitwirken, die Aussöhnung zwischen Konrad und Lothar zu Stande. Konrad legte alle Zeichen der königlichen Würde ab, wurde vom Banne befreit, versprach, wie sein Bruder, dem Kaiser die Heerfolge nach Italien, erhielt, wie er, die Bestätigung des salischen Erbes, aller Güter und Lehen, für die Entsagung des Königstitels das Reichspanner, und das Recht, als der Erste nach dem Kaiser zu sitzen vor allen Herzogen und Fürsten des Reiches. Auf diese Art schloß eines frommen Mannes Geist und der überwältigende Eindruck des Wortes die verderbliche Fehde zwischen den Hohenstaufen einer- und dem Kaiser und den Welfen andererseits, die zehn Jahre lang das Schwert nicht zu entscheiden vermocht hatte.

Sechstes Hauptstück.

Die dem deutschen Reiche benachbarten Völker und Fürsten erkannten entweder die Oberherrlichkeit des Kaisers an, oder suchten sie seine Freundschaft, oder fürchteten sie die Macht des Reichs. Im Innern hatten alle Fürsten dem Kaiser, allen Fürsten ihre Lehensleute den Landfrieden auf zehn Jahre beschworen. Mit ganz anderer Macht, als zuvor, zog der Kaiser von dem beruhigten deutschen Boden weg über die Alpen, um Rom dem Gegenpapste Anaklet, das südliche Italien dem Normannenkönig Roger zu entreißen. Zu Würzburg sammelte sich das Heer im August elfhundert sechsunddreißig, die geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren mit ihren Fähnlein. Die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg, der Baiern- und Sachsenherzog Heinrich der Welfe, und Herzog Konrad der Hohenstaufe waren dabei die glänzendsten Namen; denn der Schwabenherzog Friedrich machte mit des Kaisers Willen den Zug nicht mit. So zog das Heer durch das Etschthal in die Lombardei hinab. Konrad der Hohenstaufe führte die Vorhut der Deutschen. Mailand und Parma empfingen diesen ehemaligen König ihrer Wahl im Triumph. Die Städte, welche früher gegen Konrad

gewesen, zeigten sich jetzt auch gegen Lothar widerspenstig. Jeder Widerstand ward besiegt, und mit Beginn des Frühlings theilte sich das Heer: Heinrich der Welfe zog über die Apenninen durch Toscana, Lothar und Konrad der Hohenstaufe drangen am adriatischen Meer hinab, bis in das Herz von Apulien. Der Hohenstaufe leuchtete Allen vor, als Muster der Ritterlichkeit und als kluger Feldherr. Die Normannen wurden aus allen Städten und Festungen hinausgeschlagen, und zur Rückkehr nach Sicilien gezwungen. Mit dem Hohenstaufen wetteiferte der Welfe um den Preis des Heldenmuthes: überall Sieger auf seinem Wege, vereinigte er sich mit dem Kaiser in Apulien. Nach diesen großen Erfolgen kehrte der Kaiser nach der Heimath zurück; die Deutschen waren des langen Feldzugs im fernen Lande und des welschen Klimas satt. Am meisten verdroß sie, daß sie alle ihre Eroberungen nur für einen anmaßenden Priester gemacht haben sollten; denn Innocenz nahm die Oberlehensherrlichkeit über Apulien in Anspruch, und ein monatlanger Streit über die Belehnung des neuen Herzogs dieser Lande wurde nur dadurch ausgeglichen, daß sowohl der Kaiser als der Papst das herzogliche Panner faßten, und es dem zu Belehnenden überreichten. Bei der Annäherung des Heeres gegen Rom floh Anaklet aus der Stadt, und Innocenz zog ein. Der Kaiser aber, der ihn auf seinen Stuhl gesetzt, erkrankte in den Tyroler Alpen, und starb am dritten Dezember elfhundert und siebenunddreißig in einer elenden Hütte zu Breitenwang oberhalb Hohenschwangau, im Gebirgswalde unweit des Lech.

Ueber dem Grabe des Kaisers entbrannte das unheilvolle Feuer, das fortan zwischen den Häusern der Welfen und Hohenstaufen zerstörend wüthete. Der Zankapfel, der die Eifersucht Beider reizte, die Zwietracht entflammte, war die verwaiste Königskrone. Seine ganze Königslaufbahn hindurch hatte Lothar gearbeitet, diese seinem Eidam, Heinrich, zu hinterlassen. Mehr Gewicht mochte auch wohl keiner der Königsgewalt beibringen, als Heinrich der Welfe. Außer den Erbgütern in Schwaben, Bayern, diesseits und jenseits der Alpen, erbte er von seiner Mutter, Wulfhilde, die Hälfte der großen Billungischen Stammgüter in Sachsen, und seine Gemahlin, Lothars Tochter, Gertrud, brachte ihm alle Supplinburgischen, Nordheimischen und Altbraunschweigischen Erbgüter zu; zudem war er im Besitz der reichen mathildischen Erbschaft in Italien. Er rühmte sich selbst, daß seine Herrschaft von einem Meere zum andern sich erstrecke: sie reichte von der Küste des deutschen und

baltischen Meeres, wenn auch vielfach unterbrochen, bis zur sicilischen Meerenge. Sterbend hatte der König die Reichskleinodien in seine Hände gegeben. Aber die Fürsten fürchteten die Macht des Welfen, die Uebermacht eines Königs; denn sie dachten nicht an das gemeine Wesen, sondern an sich, an ihre besondern Interessen. Der Papst fürchtete einen König wie Heinrich; denn er hatte sich mit dem Herzog schon in Italien zerworfen, und ihn in Sachen des Reichs unnachgiebig erkannt. Aber auch den Hohenstaufen, Friedrich, wollte der Papst nicht. Friedrichs Politik war durchaus unkirchlich; sein Bruder Konrad dagegen hatte von Haus aus eine religiöse Beimischung, die seit seiner Fahrt ins heilige Land sich sehr verstärkt hatte. Auch das Rauhe seiner früheren Sitten hatte in Milde und entgegenkommendes Wesen umgeschlagen. Der Welfe hatte besonders auf der zweiten Römerfahrt durch herrschsüchtiges, hochfahrendes Betragen Viele beleidigt, die sich ihm als Gleiche zu achten berechtigt waren: er hoffte nicht auf die Krone, er sprach sie an. Am Pfingstfest elfhundert achtunddreißig sollte der neue König in allgemeiner Wahlversammlung zu Mainz gewählt werden. Der Papst, die rheinischen Fürsten und die Freunde der Hohenstaufen fürchteten das Zweifelhafte des Ausgangs auf dem allgemeinen Wahltag. Sie traten im Februar zu Koblenz zusammen: den Papst vertrat der Kardinal Theutwein, ein geborner Schwabe. Sie wählten für sich vorgreifend Konrad den Hohenstaufen zum deutschen König. Albero, der Erzbischof von Trier, ein trauter Freund Konrads, war die Seele dieser Partei. Zu Aachen ward der Hohenstaufe von dem päpstlichen Legaten über dem Grabe Karls des Großen zum König gesalbt, am 6. März 1138. Durch priesterliche Künste war Herzog Friedrich vor zwölf Jahren um die deutsche Krone betrogen worden: durch dieselben priesterlichen Künste, welchen Lothar damals seine Erhebung dankte, wurde nun sein Eidam Herzog Heinrich um die Krone gebracht. Die Morgenröthe der Hohenstaufen war angebrochen. Der Welfe und seine Partei waren überrascht, betäubt. Noch hatte er die Reichskleinodien, noch war Konrad nicht gekrönt, aber Konrad handelte als König, hielt königlichen Hof, und am 22. Mai, am Feste der Pfingsten, wurde er auf der Reichsversammlung zu Bamberg von allen deutschen Fürsten als König begrüßt, nur von den bayerischen nicht. Aber auch diese holten die Huldigung bald nach. Der Welfe lieferte auf die Forderungen und manche täuschende Verheißungen des Königs, und weil er verzweifelte, die Krone

mit dem Schwert zu gewinnen, die Zeichen des Königthums aus. Er traute den glänzenden Worten der königlichen Abgeordneten; er hoffte durch diese Nachgiebigkeit nicht bloß seine jetzige Macht zu erhalten, sondern von dem Wohlwollen des Königs neue Begünstigungen. Aber gleich nach der Einhändigung der Reichskleinodien auf dem Tage zu Regensburg zeigte sich, daß der König andern Sinnes war. Heinrich konnte nicht erlangen, was die königlichen Gesandten ihm verheißen. Zu Augsburg sollte das Weitere zwischen dem König und dem Welfen besprochen werden.

Der König zog, begleitet von vielen Fürsten und ihrem Gefolge, königlich in die Stadt ein. Der Welfe, mißtrauisch gegen dieses Geleit, oder auf Verrath sinnend, erschien mit einem ganzen Heer, und lagerte jenseits des Lechs der Stadt gegenüber. So besprachen sich der König und der Herzog nicht von Angesicht zu Angesicht. Drei Tage lang gingen die Boten und Unterhändler zwischen der Stadt und dem Lager des Herzogs hin und her. Es war des Königs, es war der anwesenden Fürsten übereinstimmende Ansicht, daß es gefährlich und gegen Gesetz und Herkommen sei, zwei Herzogthümer zugleich zu besitzen; auch habe Albrecht der Bär, wie der Welfe, ein Enkel des letzten Billungers, und zwar von der ältesten Tochter desselben stammend, nicht nur gleiche, sondern größere Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen. Der Welfe aber weigerte sich, auf Sachsen zu verzichten und verlangte in allen seinen Lehen und Würden vom König bestätigt zu werden. Die Spannung stieg, sie wurde durch Fremde genährt; was dieselbe vielleicht allein noch hätte ausgleichen mögen, eine Zusammenkunft Beider, ohne Mittler einer dem andern gegenüber, und eine Besprechung unmittelbar aus dem Herzen zum Herzen, das geschah nicht. Die Erinnerung an die Freundschaft ihrer Jugend konnte ihre wirksame Stimme nicht erheben. Der König glaubte Grund zu haben, einen verrätherischen Ueberfall von den Welfen zu fürchten. Er verließ, zu schwach in solchem Fall gegen Heinrichs Heer, in der Nacht die Stadt, mit wenigen Pferden, so heimlich und so schnell, daß er von keinem der Fürsten Abschied nahm und seine übrigen Ritter zurückließ. Er eilte nach Würzburg. Mehrere Fürsten folgten ihm dorthin, und nicht durch Urtheil der Reichsversammlung, sondern durch den Spruch dieser Wenigen wurde der Welfe geächtet, unter großem Widerspruch der sächsischen Fürsten ihm das Herzogthum Sachsen abgesprochen und an Albrecht den Bären,

den Markgrafen der Nordmark, gegeben. Dieses Verfahren, das nicht im Wege Rechtens war, erbitterte die Sachsen, nicht minder Herzog Konrad den Zäringer. Es mußte jeden freien Fürsten beleidigen, daß der König willkürlich auf einem parteiischen Fürstentage, wo Niemand zugegen war, als die gefälligen Freunde des Königs, einen solchen Fürsten, ohne ihn zu hören, verurtheilte.

Den finstern Geist, der sich unter den Sachsen gegen ihn zeigte, zu beschwören, eilte der König nach Quedlinburg. Die Sachsenfürsten erschienen, aber nicht unterwürfig, sondern drohend. Zu gleicher Zeit langte der Welfe in Sachsen an. Gleich nachdem der König aus Augsburg entwichen war, hatte Heinrich seine Anordnungen in Bayern getroffen, und dann im Vertrauen auf diese, und auf die Treue seiner Vasallen, mit vier seiner Vertrautesten sich nach Sachsen begeben, um die Fürsten und Edeln des Landes zu gewinnen, mit ihnen und an ihrer Spitze sein Herzogthum wieder zu erlangen. Der König sah sich in der Lage, Quedlinburg so schnell zu verlassen, als Augsburg, und eilte nach Bayern, um dort den Welfen in seiner Abwesenheit am Herzen seiner Macht anzugreifen. Zu Regensburg kochte der Bischof Heinrich, aus dem Hause der mächtigen Grafen von Wolfrathshausen, ein alter Freund der Hohenstaufen, und von Heinrich früher empfindlich gedemüthigt, schon lange grimmige Rache gegen den Welfen. Der mächtige Graf Otto von Wolfrathshausen und der Graf Friedrich von Botzen, alte Gegner des Welfen, brannten eben so, den Abwesenden jetzt, was sie früher von ihm erlitten, entgelten zu lassen. Der Bischofspalast war der Mittelpunkt des Anschlags. Der König sprach eben so willkürlich, eigenmächtig und selbstherrisch, wie er den Welfen zuvor geächtet, wie er ihm das Herzogthum Sachsen entzogen, ihm jetzt auch, ohne alle Rechtsform, ohne Befragung und Zustimmung der meisten Fürsten sein zweites Herzogthum, Bayern, ab und gab es an Leopold, den Markgrafen zu Oesterreich, der durch seine Mutter, die schöne Salierin Agnes, ein Halbbruder des Königs war. Der Bischof, die genannten Grafen und ihre und des Bisthums Vasallen huldigten dem neuen Herzog. Mit ihrer und eigener Macht eroberte er schnell sein neues Herzogthum. Der Welfe erfuhr, daß Vasallentreue ein Rohr war, leicht nach der Seite beweglich, wo der Vortheil sich zeigte. Der König gab die Güter des geächteten Herzogs Jedem preis, der sich ihrer bemächtigen konnte. Wie Hänflinge nach Saamen eilten die bayrischen Herren, weltliche und

geistliche, an den Hof des Königs, um ein Stück der Erbgüter ihres ehemaligen Herzogs als Belohnung ihres eifrigen Abfalls zu erhaschen. Doch war die bayrische Treue nicht ganz erstorben. Manche Edle folgten dem Geächteten in Pilgertracht vermummt nach Sachsen, um in der Noth zu ihm zu stehen wie im Glücke. So war Bayern preisgegeben. Der mächtigste Freund, dem der Welfe die Hut desselben übergeben, Herzog Konrad von Zäringen, war selbst der hohenstaufischen Macht erlegen. Der Zäringer, ein gefeierter Held, und stark durch seinen Reichthum, überzog, verbunden mit den Getreuen Heinrichs, kurz nach dem Tage von Augsburg, die Erbgüter der Hohenstaufen. Friedrich, der Schwabenherzog, schlug ihn in mehreren Gefechten, und der Einäugige hatte die Freude, in seinem jungen Sohne, Friedrich, von dem Vater später durch den Beinamen Rothbart unterschieden, seinen hohen Rittergeist verjüngt zu sehen. Der kaum waffenfähig gewordene Jüngling erstürmte des Zäringers feste Stadt Zürich. Freiburg, das starke Schloß Zäringen selbst, der ganze Breisgau, beinahe alle burgundischen Besitzthümer des Zäringers gewann der Hohenstaufe, und jenem blieb nur die Wahl zwischen völligem Untergang oder Unterwerfung. Er wählte das Letztere.

Fest dagegen wurzelte der Welfe in der Treue der Sachsen. Albrecht der Bär hatte in reißendem Siegesstrom viele Städte und Burgen besetzt: plötzlich hemmte ihn des Welfen Ankunft unter seinen Sachsen. Er verlor so schnell, als er sie gewonnen, alle seine Eroberungen, viele seiner eigenen Burgen, er rief den König um Hülfe an in seiner Noth, er floh zuletzt selbst zu ihm. Der König kam. Mit großer Heermacht lagerte er bei Hersfeld an der Fulda, der Welfe bei Kreuzburg an der Werra. Die Schlacht, die jeden Augenblick erwartet wurde, mußte entscheiden, nicht bloß, ob Heinrich fortan Herzog, sondern möglicher Weise, ob das Haus der Welfen oder der Hohenstaufen im Besitz des deutschen Thrones künftig sein solle. Der Erzbischof Albero von Trier hintertrieb die Schlacht, durch kluge Worte und durch mehrere Fuder Wein, die er den Fürsten und besonders stark den sächsischen vertheilte. Die Herzen, vom guten Geiste des Weines erheitert, öffneten sich leichter der Stimme des Priesters, die zur Versöhnung überredete. Es wurde Waffenstillstand bis zum Pfingstfeste des nächsten Jahres, wo durch einen Reichstag zu Worms die Sache des Welfen ausgeglichen werden sollte, geschlossen. Der König begab sich in die Niederlande und entließ sein

Heer; der Welfe blieb in Sachsen, und eben im Begriff, nach Bayern zu gehen, erkrankte er und starb in seinem 37. Jahre am 20. Oktober 1139, nicht ohne Verdacht der Vergiftung, doch wahrscheinlich an der unheilbaren Krankheit des Grams.

Die Sachsen trugen ihre Treue auf den zehnjährigen Sohn des Todten über; war es doch der Enkel, der einzige Sprosse ihres verehrten Herzogs und Kaisers Lothar, und lebte ja seine Mutter Gertrud in ihrer Mitte. Diese edle Frau und die kluge, hochsinnige Kaiserin Richenza, bei der sie sich aufhielt, wahrten das Recht des Verwaisten, von ganz Sachsen unterstützt. Albrecht der Bär drang aufs Neue in das Herzogthum ein, aber der Erfolg war eine zweite Flucht, und die Verwüstung seiner Herrschaften. Der König hatte ihm das Recht an das Herzogthum zwar verliehen, aber Mittel, es einzunehmen, konnte er ihm keine geben, da er mit kriegerischen Bewegungen in Lothringen und Bayern für sich selbst zu sehr beschäftigt war. Dort mußte er für Gottfried von Löwen, dem er das Herzogthun ertheilt, und die Schwester seiner Gemahlin vermählt hatte, gegen den Sohn des vorigen Herzogs, Heinrich von Limburg, kämpfen; hier gegen den Bruder Heinrichs des Welfen, gegen den Grafen von Altdorf, Welf VI. Dieser vertrieb mit Hülfe des niedern Adels und der Städtebürger in Bayern, die der verstorbene Welfe begünstigt hatte, den vom König gesetzten Herzog Leopold von Oesterreich. Das Herzogthum Baiern war durch Kaiser Heinrich IV. als erblich im Hause der Welfen erklärt. Wurde die Ansicht fest gehalten, daß Ein Herzog nicht zwei Herzogthümer besitzen dürfe, war seines Bruders unmündiger Sohn von den Sachsen als Herzog anerkannt, so war Graf Welf von Altdorf der einzige rechtmäßige Nachfolger im Herzogthum Bayern.

Der König eilte nach Schwaben und überzog Welfs Erbgüter. Es war im Dezember, als er sich vor Weinsberg lagerte, dessen Burg und Stadt welfisch war, an der Grenze von Franken. Welf eilte zum Entsatz. Vier Tage vor Weihnachten kam es zum Kampf. Hie Welf! war die Losung derer des Grafen von Altdorf; Hie Waiblingen! die der Königlichen. Des Königs Neffe, Friedrich der junge Held, der seines Vaters Schaaren führte, gab diese Losung: Waiblingen, jener alte Königshof im Remsthal, war ja der Aufenthalt seiner Kindheit gewesen. Welf wurde geschlagen und floh, die Burg und die Stadt mußten sich ergeben. Die Frauen baten den König flehend um Gnade. Er

bewilligte sie und verhieß, daß jede Frau aus der Stadt mitnehmen dürfe, was sie von Gütern auf den Schultern zu tragen vermöchte. Die Thore öffneten sich und heraus kamen die Frauen, eine jede ihren Ehgemahl auf dem Rücken. Des Königs Neffe, zürnend über diese List, rief, das sei nicht die Meinung des Vertrags; aber der König sprach: „Ich hab' es verheißen, und ein Königswort muß unwandelbar sein." Er ließ ihnen selbst die zurückgelassenen Kleider und Kostbarkeiten ausliefern, zum Zeichen, wie er ihre That ehre. Die Burg liegt längst in Trümmern, aber die Sage von dieser That lebt ewig fort im Munde des Volkes. Sie fand Nachahmung in Italien nach wenigen Jahren; und noch im Schweizer Kriege 1499 wurde die Treue der Weinsberger Frauen wiederholt. Blumfelden, eine Burg des Freihern von Roseneck ergab sich den Belagerern unter der Bedingung, daß Weib und Mann mitnehmen dürfe, was sie tragen können. Da trug die Freiin von Roseneck ihren Gatten zum Thore hinaus sammt ihren besten Kleinodien. Der von Roseneck war ausdrücklich als Gefangener im Vertrag vorbehalten. Dennoch ehrten die Sieger die That der deutschen Hausfrau, und ließen es ihr zu.

Das Gefecht bei Weinsberg war natürlich für den Krieg nicht entscheidend. Welf setzte die Fehde fort. Seine großen Erbgüter in Bayern, Schwaben und am Rheine, mit ihren starken Burgen, verschafften ihm sichere Haltpunkte, sein Geldreichthum zahlreiche Dienstmannen. Wo seine eigenen Gelder nicht zureichten, standen ihm fremde Hülfsgelder zu Gebot, die er aus Italien und aus Ungarn bezog. Die Magnaten in Ungarn, die für den minderjährigen Geisa regierten, fürchteten, der deutsche König möchte für den zu ihm geflohenen Prinzen Boris die ungarische Krone mit Waffengewalt in Anspruch nehmen; darum unterstützten sie den Kampf Welfs gegen den König, um ihn durch innere Fehde von Ungarns Grenzen fern zu halten. In Unteritalien war König Roger wieder Herr aller Landschaften geworden, hatte den Papst Innocenz gefangen, war von diesem mit dem Königreich Sicilien belehnt und für seine Söhne mit Apulien und Calabrien, und hatte dafür dem römischen Stuhle als Vasall gehuldigt. Die durch diese Siege Rogers unterdrückten Großen Unteritaliens, die nach Deutschland geflohen waren, zwei streitende Parteien in Rom und die gegen die Macht und den Stolz Mailands mit Mühe sich haltenden Städte der Lombardei, reizten und baten den deutschen König auf jede Art, eine

neue Heerfahrt nach Italien zu machen. Eine solche war weder dem Papst noch König Roger wünschenswerth. Um ihn in Deutschland fest zu bannen, reizte der Papst heimlich, Roger öffentlich den Welfen, nicht abzulassen, den König zu bekämpfen, und der letztere zahlte ihm jährlich 1000 Mark Hülfsgelder. So reichten die Ende des blutigen Netzes, worein die Zwietracht die Häuser der Welfen und Hohenstaufen verstrickt hatte, bereits über Deutschlands Grenzen hinaus in ferne, fremde Lande. Mit diesen Mitteln, und begünstigt durch die Stimmung des niedern Adels, des Landvolks und mancher Städte in Bayern und Oberschwaben, bei denen allen Welf sehr beliebt war, blieb dieser ein gefährlicher Gegner des Königs. Um das Haus der Welfen innerlich zu spalten, anerkannte Konrads Politik den jungen Prinzen Heinrich, des verstorbenen Heinrich des Welfen Sohn, als Herzog von Sachsen, und vermählte die verwittwete, noch sehr junge Mutter desselben, mit seinem Halbbruder, dem Markgrafen Heinrich von Oesterreich, dem er nach Leopolds Tod das Herzogthum Baiern verliehen hatte. Albrecht der Bär erhielt die Nordmark als unabhängiges Fürstenthum, und hieß nun Markgraf von Brandenburg. Unter allen Sachsen war über diese Aussöhnung Jubel, sie strömten zu dem Hochzeitfeste, das der König am Pfingstfest 1142 zu Frankfurt auf seine Kosten mit wahrhaft königlicher Pracht feierte. Wenige Wochen zuvor war er als Sieger aus Böhmen zurückgekehrt, nachdem er den Böhmenherzog Wradislav, der eine Halbschwester des Königs zur Gemahlin hatte, und von dem Herzog von Mähren vertrieben worden war, in seine Hauptstadt Prag im Triumph zurückgeführt. Aber unbesiegt, wenn auch oft geschlagen, führte Welf gegen den neuen Bayerherzog die Fehde fort. Mit ihm war Regensburg, die Hauptstadt, der Bischof selbst und der Markgraf Ottokar von Steyermark, ein kriegerischer Fürst. Der König aber sann auf eine große Heerfahrt nach Italien, schloß mit dem Kaiser der Griechen ein Bündniß gegen König Roger und verlobte die Schwester seiner Gemahlin Bertha, des Grafen von Sulzbach Tochter, mit Manuel, dem Erben des griechischen Kaiserthrons. Von Italien aus kamen allwärts her Bitten, Mahnungen, glänzende Anträge. Dort drängte ein neuer Geist zu Tag. Gewaltsam voreilend, brach die Blume aus der Knospe, die Staatsklugen überraschend, das Volk berauschend.

Siebentes Hauptstück.

Die Städte des obern Italiens waren allen europäischen Staaten voraus durch Bildung und Reichthum, wie durch politische Freiheit, die Frucht jener. Sie hatten aus dem Einsturz des griechischen und römischen Kaiserthums, mitten durch die Stürme der Völkerwanderung, ihre alten Municipalfreiheiten gerettet, und bei jeder günstigen Gelegenheit ausgedehnt. Die großen, fast ununterbrochenen Wirren, die das deutsche Reich bewegten, das Bedürfniß der Könige, welche die Städte gegen den mächtigen hohen Adel brauchten, waren für jene fortwährend ergiebige Quellen der Gerechtsame und Freiheiten. Das lose Band, durch das sie mit dem deutschen Reiche zusammenhingen, und die weite Entfernung des Königssitzes jenseits der Alpen, die den König viele Jahre lang oft Italien nicht sehen ließ, begünstigten die Befestigung und Erweiterung der Freiheit, das Lebenselement dieser Städtebürger, welche frühe in den Waffen geübt, wie die Ritter, eben dadurch frühe in das Gefühl der Selbständigkeit, in einen freien Sinn sich eingeübt hatten. Der Kunst- und Gewerbfleiß, und durch denselben Handel zu Land und zu Wasser war in Blüthe, wie nirgends sonst: daher ihr Reichthum, daher ihre Bildung. Wie sie die Stapelorte des ganzen morgenländischen Handels für Frankreich und Deutschland waren, so kamen auf demselben Wege, auf welchem der Waarenaustausch vor sich ging, viele Ideen und Ansichten, manche Bildung des aufgeklärteren Morgenlandes, des geistig regen, schönheitsinnigen sarazenischen Spaniens zu ihnen. Schon die Nähe, in welcher sie das Haupt der Kirche sahen, ließ sie Vieles heller sehen, und gleichsam über ihren Häuptern hin und her hatte der hundertjährige Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht gewogt, und sie zur Betrachtung dieser und der gesellschaftlichen Zustände überhaupt aufgeregt. Nicht bloß das offene Waffenfeld und die Kirchen- und Reichsversammlungen, sondern eben so sehr die Herzen und Geister der Menschen waren die Schlachtfelder, wo dieser Kampf gekämpft wurde.

Schon in der Berufung des Frankenherzogs Konrad zur lombardischen Krone zeigte sich ihre Lust, vom deutschen Reiche sich loszumachen. Was hatten die deutschen Könige auch für ein Recht auf Italien, als das ehemaliger Eroberung? Es war das Recht des Stär-

keren, das erlöschen mußte in den Augen der Italiener, sobald sie die Stärke und Macht der fremden Herrscher geschwächt, oder wenigstens, wenn auch für den Augenblick siegend, doch ohne Nachhalt sahen. Was hatten die Deutschen ihnen gebracht, als von Zeit zu Zeit Verwüstung ihrer schönen Gauen, und lästige Schatzungen? Durch Sitte, Sprache und Verfassung, durch Klima und Charakter, und durch die himmelhohe Scheidewand der Alpen von Deutschland geschieden, konnte ihr Nationalgefühl ihre Vereinigung mit dem deutschen Reiche nur als eine gewaltsame, durchaus unnatürliche betrachten. Der deutsche König war nicht König ihrer Wahl; denn sie hatten kein Wahlrecht. Aber nicht bloß der deutsche König stand ihrem Bedürfniß und ihren Verhältnissen ferne, sondern überhaupt ein König und ein Königthum. Durch sein himmelgesegnetes Klima ohne schwere Arbeit mit den Genüssen des Lebens beschenkt, und sich darum schon durch die Natur leichter in seinem persönlichen Werth und freier fühlend, durch seinen Handel und seine Bildung gehoben, mußte der italische Städtebürger den Drang haben, sein eigener Herr zu sein. Die meisten Hoheitsrechte hatten die Städte bereits selbständig an sich gebracht, durch Kauf oder durch Benützung günstiger Gelegenheiten: sollten sie mit ihren offenen Sinnen für alle Genüsse, mit ihrem brausenden Jugendblut für die Freiheit stumpf sein, die der Jugend nöthig ist, wie die Luft? Es war zwar im Innern der Städte ein ewiger Wechsel der kämpfenden und siegenden Parteien, ein unruhiges, wandelbares Treiben; aber gerade diese innere Erregung nährte das Leben der Städte, es war dieselbe nichts Anderes, als der Ausfluß ihrer Jugendkraft und ihres Jugendlebens, ein Dasein, der Eigenthümlichkeit des italischen Charakters ganz entsprechend, und es bedurfte nur im rechten Augenblick des rechten Wortes, und sie wurden sich ihrer Bestimmung klar bewußt, und blühten zu wahrhaft schönen Staaten auf. Dies Wort sprach, indem er die Republiken des Alterthums als ihr Vorbild ihnen hinstellte, und das politische Streben an die sittliche Kraft einer gereinigten Religion innig anknüpfte, der edle Prophet und Blutzeuge der geistigen und bürgerlichen Freiheit, Arnold von Brescia.

Geboren in Brescia, einer Stadt Oberitaliens, zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, von unbekannten Eltern, nach der Vermuthung ursprünglich deutscher Abkunft, war Arnold aufgewachsen unter den großen Bewegungen seiner Zeit. Das Studium des römischen Rechtes,

das gerade damals zu Bologna aufblühte, noch mehr das der Geschichtschreiber des griechischen und römischen Staatenlebens wirkte gewaltig auf seinen jungen Geist, und große Ideen fingen frühzeitig in ihm zu gähren an, wenn er die Zustände seines Vaterlands mit denen der alten Freistaaten verglich. Er fühlte sich vom Geiste getrieben, Schöpfer einer neuen Zeit für sein Vaterland zu werden. Um sich zu diesem Zwecke zu bilden, begab er sich nach Frankreich, wo damals ein schöner Geisteskampf gekämpft ward: Abälards Name erfüllte Europa mit Bewunderung.

Merkwürdig ist es, daß zu derselben Zeit, in welcher der heilige Bernhard Wunderwerke verrichtete, Blinden das Gesicht, Stummen die Sprache, Lahmen den Gebrauch ihrer Glieder durch fromme Sprüche und Händeauflegen wieder gab, Todte erweckte, und Hasen von Hunden, Tauben vom Raubvogel durch das Zeichen des Kreuzes errettete, der vernünftige Geist zu wetterleuchten anfing, und die geheimnißvollen Gegenstände der Religion mit dem Lichte des Zweifels, des untersuchenden Gedankens beleuchtete. Mitten in der Waldnacht des Glaubens keimte und reifte die goldene Frucht des Erkennens. Zu Paris, zu Laon, an andern Orten Frankreichs hatte die Philosophie ihre Waffenplätze, unter dem Namen der scholastischen Theologie. Wie die Ritter mit dem Schwert von Stahl und der Lanzenspitze in Fehden und Turnieren stritten, so hielten die Philosophen und ihre Schüler Zweikämpfe mit dem Schwerte der Rede, mit der scharfen Spitze des Gedankens, als ächte Ritter des heiligen Geistes. Wie dort das Heldenthum der Minne, so war hier das Heldenthum der Wahrheit. „Wenn man zum Glauben gekommen ist, lehrte der Scholastiker Anselmus, so ist es eine Nachlässigkeit, sich nicht auch durch das Denken vom Inhalt des Glaubens zu überzeugen.“ Weiter schon ging Abälard. „Man kann nichts glauben, lehrte er, was man nicht zuvor vernünftig begriffen hat, und es ist lächerlich, Andern zu predigen, was man weder selbst, noch der, dem man predigt, vernünftig begreifen kann.“ So legte Abälard die Schneide der Kritik an die geoffenbarte Religion und ihre äußere Form, die Kirche. So sehr er als glänzendster Ritter der Dialektik gefeiert war, so berühmt wurde er durch seine Liebe zu Heloise und durch seine glühenden Lieder der Liebe. Das Unglück, das ihm aus diesem Liebesglück erwuchs, trieb ihn in die Nacht des Klosters zu St. Denis. Aus derselben auf die Bitten seiner ehemaligen Schüler wieder auf den Lehrstuhl emporgestiegen, sammelte er schnell aus England, Frankreich, Spanien, Flandern und Deutschland einen Kreis ent-

zückter Hörer. Nicht die Ferne der Länder, nicht unwegsame Gebirge und Thäler, nicht die Gefahren der durch Wegelagerer unsichern Straßen, nicht das Meer, hielten die Jugend von ihm zurück. Zu ihm trug auch Arnold von Brescia, als dem lautersten Quell der Weltweisheit und der Beredtsamkeit, die Glut seiner Seele. Jahre lang verließ er ihn nicht, er folgte ihm von Paris nach St. Denis, als die Schriften desselben von der Kirche verdammt und verbrannt wurden, und lebte mit ihm in der Einöde von Troyes als Waldbruder im innigsten Freundschaftsbunde. In dieser Schule geübt und gestählt, lernte er auf seiner Rückkehr in die Heimath die frommen Thalleute, die Waldenser, kennen. Hatte er bei Abälard die Philosophie des Plato und Aristoteles und die Kunst der Rede sich zu eigen gemacht, so wurde er hier in den Gebirgsthälern des südlichen Frankreichs und Oberitaliens mit der reinen Lehre bekannt, deren Licht sich von der Entartung, wie sie sich religiös und politisch in der römischen Kirche darstellte, ungetrübt erhalten hatte. Aus diesen Quellen schöpfte er, selbstbildend, ein neues System, das Kirche und Staat reformiren sollte.

Arnold war es nicht um Ruhmesglanz, wie Abälard, sondern um die Menschheit zu thun. Er trug sein Vaterland, die Welt im Herzen. Die schönen Bilder der freien Staaten, die aus den besten Jahrhunderten Griechenlands und Roms in seinen Geist herüber schwebten, die kernhafte Sittlichkeit, den einfachen Gottesdienst, wie er es bei den vor den Verfolgungen der Kirche in ihre Gebirge geflüchteten Thalleuten geschaut, beschloß er, in sein Vaterland einzuführen. So kehrte er in seine Vaterstadt Brescia zurück, die Seele von Wehmuth und Begeisterung voll, wie einst Tiberius Gracchus in das ewige Rom, als er auf einer Reise den Zustand seines Volkes gesehen und sich geschworen, es zu befreien.

Arnold schien für seine Aufgabe in jeder Hinsicht der Mann zu sein. Nach dem Zeugniß des heiligen Bernhard, seines grimmigsten Feindes, „glich er Johannes in der Wüste, der weder aß, noch trank, bloß im Geist mit seinem Werk beschäftigt. Sein Wandel war tadellos, seine Zunge ein scharfes Schwert, seine Worte bald sanft, wie Oel, bald Pfeile, in Honig getaucht;" seine äußere Erscheinung war imposant, sein Geist durchaus praktisch, der das Erkannte immer nur auf das Leben angewandt, den Zustand der Gesellschaft dadurch veredelt wissen wollte. So trat er auf, in der Mönchskutte, lehrend vor dem Volke. Da sein Zweck war,

die weltliche Herrschaft des Papstthums zu brechen, sein Vaterland ganz frei, zu einer großen italischen Bundesrepublik umzuschaffen, so griff er zuerst die Kirche an. Auf Kanzeln, auf öffentlichen Plätzen, auf freiem Felde lehrte er, „die Geistlichkeit dürfe keine Herzogthümer, Grafschaften, Städte, Burgen, Kriegsmannen, Zölle, Münzen, Gerichtsbarkeiten und andere Hoheitsrechte besitzen; sie müsse sich mit dem begnügen, was die Andacht des Volks opfere und mit dem Zehnten. Aller weltliche Besitz störe die Geistlichen im Dienste Gottes: daher ihre Ueppigkeit, ihre Pracht, ihr Stolz, ihre ungeheure Verdorbenheit. Wenn der Papst ein Nachfolger Christi sein wolle, der in Knechtsgestalt auf Erden gewandelt, dürfe er auf keinem Thron sitzen." So praktisch war seine Lehre; es fiel ihm nicht ein, mit der Bestreitung dieses oder jenes Dogmas seine Zeit und sein Ziel sich zu verderben. Die ganze Lombardei kam in Aufregung: dem dunkeln Gefühl, das die Brust vieler Tausende erfüllte, war das rechte Wort gefunden, und der rechte Mann, der es mit flammender Beredtsamkeit aussprach. Er deckte die ganze innere Verwesung des Kirchenzustandes auf, Adel und Volk erkannte die Hohlheit des bisher verehrten todten Götzen. Auf der großen Kirchenversammlung zu Rom 1139 ward er als Irrlehrer und Feind der Kirche angeklagt. Seine Lehre wurde verdammt, er selbst verurtheilt, zu schweigen und den Boden Italiens zu verlassen. Ehe ihn heimliche Tücke erreichte, entwich er nach Frankreich zu Abälard, und stritt dort mit ihm fort für das Licht. Der heilige Bernhard, ein blindeifriger, auf den Buchstaben schwörender Knecht der Kirche, der Repräsentant der römischen Orthodoxie, rief Feuer vom Himmel auf Abälard und Arnold. „Sie," rief er, „welche das Licht haßten, weil sie böse sind, sind nun hervorgetreten, und nennen die Finsterniß Licht. In Städte und Burgen wird Finsterniß statt Licht eingeführt; überall gibt man dies Gift statt Honig oder vielmehr in Honig zu trinken. Von Volk zu Volk, von einem Lande zum andern schreitet der Irrthum unaufhaltsam fort. Ein neues Evangelium wird den Reichen und Völkern geschmiedet, ein neuer Glaube vorgetragen, ein anderer Grund gelegt, als der, auf welchem das Gebäude bisher ruhte. Vor die Reihen hin tritt Goliath hohen Wuchses, angethan mit edlem Kriegsharnisch; vorauf schreitet sein Waffenträger, Arnold von Brescia. Schuppe fügt sich an Schuppe, und nicht ein Luftloch ist darin. Es summte die Biene in Frankreich der Biene in Italien zu; sie vereinigten sich gegen den Herrn

und den Gesalbten desselben; sie spannten die Bogen und rüsteten die Pfeile im Köcher, damit sie im Dunkeln erlegten, die rechtschaffenen Herzens sind. In Lebensweise und Tracht haben sie das Aeußere der Frömmigkeit, aber ihren Gehalt verläugnen sie; dadurch täuschen sie Viele, daß sie Engel des Lichts darstellen, da sie doch Teufel sind. So steht Goliath mit seinem Waffenträger zwischen beiden Heeren, und ruft Israel auf gegen seine Schaaren; er schmäht mit seinem Haufen die Frommen um so kühner, weil er merkt, daß David nicht da sei." Ganz im Geiste eines blinden Inquisitors verschmähte Bernhard kein Mittel, selbst niederträchtige nicht, nach Art frommer Seelen das Mittel mit dem Zweck rechtfertigend, bis er den Papst zu dem Spruche vermochte, daß Abälards und Arnolds Bücher verbrannt und beide in Klöstern für ewig eng eingeschlossen werden sollten. Abälard fand Rettung in den Armen seines Verehrers, des Abts Peter von Clugny, und dreißig Monden darauf in den Armen des Todes. Arnold floh zu seinem vertrauten Freunde, dem Kardinallegaten Guido de Castello, der drei Jahre darauf unter dem Namen Cölestin II. den römischen Stuhl bestieg. Der heilige Bernhard spürte ihn auch in dieser Zuflucht auf und trieb ihn zur Flucht über das Gebirge. Zu Constanz am Bodensee nahm ihn der Bischof Hermann gastfreundlich auf. Auch hier von dem heiligen Bernhard aufgespürt und vertrieben, ging er nach Zürich. Der Geist der Freiheit, der die lombardischen Städte belebte, hatte sich über die Alpen herüber den Schweizer Städten mitgetheilt, und der Same, den Arnold in seinem Vaterlande ausgestreut, hatte auch am Züricher See ein gutes Land gefunden. Sein Erscheinen wirkte elektrisch durch die Alpen, hinüber nach Schwaben und weiter hin. Die unverdorbenen kräftigen Natursöhne dieser Lande waren ein offener Boden für die kirchliche und politische Reformation Arnolds. Die Fesseln der Leibeigenschaft fielen da und dort, die Herrschaft der Geistlichkeit in den Alpen wurde gebrochen, manche freie Einrichtung der lombardischen Städte in die Verfassung Zürichs und der Waldstädte eingeführt. Arnold wurde für das Alpenland der erste Tell und der erste Zwingli in Einer Person.

Die feurige Aussaat Arnolds zündete zu gleicher Zeit am Mächtigsten in weiter Ferne von seinem Aufenthalt, unmittelbar an den Stufen des apostolischen Thrones, im Schooße der alten Weltstadt. Es waren zwar nicht mehr die ehernen Weltkönige, die um die sieben Hügel wohnten; es war ein Geschlecht, das nur den Namen Römer trug; aber bei jedem

Schritte redete die Geschichte einer riesenhaften Vorzeit zu demselben, und die ungeheuern Denkmale, die majestätischen Trümmer lagen als eine Welt von Ideen, von beschämenden Zeugen um es her. Der stolze Gedanke, daß Rom das Pantheon der Weltherrschaft gewesen, die Erinnerung der alten Größe und Freiheit hatte nothwendig alle Jahrhunderte überdauert. Wiederholte Versuche, die alte Republik herzustellen, waren im achten und im zehnten Jahrhundert gemacht worden; eine Zeit lang glücklich, wurden sie immer wieder durch die Macht der deutschen Könige unterdrückt. Arnold dachte daran, Rom zum Mittelpunkt der neuen Freiheit zu machen, die ihre Kreise über Europa ausdehnen sollte. Schriften, worin er die Römer aufforderte, den günstigen Zeitpunkt der Kirchenspaltung zu ihrer Befreiung vom päpstlichen Joch zu benützen, sollen von ihm nach Rom gesandt und dort verschlungen worden sein. Wie in Schwaben, wie in der Lombardei, so gehörte in Rom der Adel zu seinen entschiedensten Anhängern. Der Adel entflammte durch Reden das Volk, der Strom wälzte sich aufs Kapitol, die Freiheit wurde ausgerufen, die alte Republik und der römische Senat hergestellt, der die dem Papste abgenommenen weltlichen Geschäfte verwalten sollte. Ueber dieser Brandung, die den Felsen, worauf die Kirchenmacht stand, in seinen Wurzeln erschütterte, gab Innocenz II. seinen Geist auf. Arnolds Freund, Guido von Castello folgte ihm als Cölestin II. auf dem apostolischen Stuhl. Die sechs Monate seiner Regierung waren ruhig, die Römer unternahmen nichts gegen ihn, er nichts gegen die Römer. Seinem Nachfolger Luzius II. entzogen sie aber alle weltliche Macht. Es kam zwischen der päpstlichen Partei und den Republikanern zum Kampf. Die festen Burgen der erstern in der Stadt wurden geschleift, das Kapitol befestigt, der heilige Vater selbst bei einem Angriff auf dasselbe durch einen Steinwurf getödtet. Er hatte umsonst den Beistand des deutschen Königs angefleht. Die Römer hatten gleichfalls dem König die Veränderung ihrer Staatsverfassung dargelegt, und ihn eingeladen, nun, da sie alle Hindernisse der Priesterherrschaft entfernt haben, seinen Sitz in der Hauptstadt der Welt zu nehmen und von da aus, wie die großen Kaiser der alten Welt, frei und besser, als alle seine Vorfahren, über Italien und das deutsche Reich zu herrschen.

So sprach „Senat und Volk von Rom" zu dem deutschen König. Er ehrte ihre Gesandten, er meinte selbst, daß Predigen und Messelesen

die einzige Aufgabe der Geistlichkeit sei, doch hielt ihn der Einfluß des Abts Wibald von Corvey, seines Kanzlers, der ein trefflicher Staatsmann, aber von ganzer Seele ein Priester war, davon zurück, sich den Römern zu nähern. Der neue Papst Eugen III. sah sich genöthigt, aus Rom zu entweichen. Die Revolution vollendete sich. Die Paläste der Kardinäle, die Häuser der päpstlich Gesinnten wurden geplündert und zerstört, alle Punkte verbollwerkt, selbst die Peterskirche zu einer Festung gemacht, die fremden Wallfahrer mußten ihre Opfergaben zur Befestigung der Stadt verwenden. Der heilige Bernhard, der Mund und Stab des heiligen Vaters in seiner Noth, verschwendete seine Beredtsamkeit an dem deutschen König, an den Römern. Zwar gelang es dem Papst im Jahr 1145 mit gewaffneter Hand in die Stadt zurückzukehren, aber er sah sich bald durch einen neuen Aufstand verjagt, und gezwungen, nach Frankreich zu entfliehen. Arnold, über die Erfolge in Rom erfreut, folgte den Einladungen der Römer und ging, begleitet von einigen Hunderten der für ihn begeisterten Oberschwaben, über die Alpen nach Italien, im Jahre 1146. Sein Gefolge wuchs mit jedem Schritt durch die Lombardei. Seine Ankunft in Rom brachte mehr Zweck und Einheit in die Revolution. Mit Hülfe Wezels, eines deutschen Priesters, organisirte er in der Form der alten Republik, nach ihm sollte der König nur eine Art Präsident der Republik sein. Selbst viele Geistliche wurden von Arnolds Lehre hingerissen, Adel und Volk waren für ihn in wildem Enthusiasmus. Den Kardinälen, den Erzbischöfen wurde auch an andern Orten der Gehorsam verweigert, die Kirche war in ihrem Fundament erschüttert. Der gährende Geist, der sich von der Kirche ab und wider sie wandte, drohte immer weiter um sich zu greifen, wenn nicht seine Strömung geschickt und glücklich abgeleitet wurde. Vollführte der deutsche König, dem die Beschränkung der geistlichen Macht so wenig mißfallen hatte, seine beabsichtigte, von den Römern so dringend geforderte Heerfahrt nach Italien, wirkte der Arnoldische widerkirchliche Freiheitsgeist, wie schon jetzt auf die Römer, die Lombarden, die Schweizer und Schwaben, so auch dann auf die andern Deutschen, setzte sich gar der deutsche König mit Heeresmacht und mit der Römer Hülfe in Rom, als seiner bleibenden Residenz: so war es um die weltliche Macht des Papstthums gethan. Das fühlte der Papst, das sah der heilige Bernhard. Darum durfte der König nicht nach Italien. Die Politik der Kirche fand ein Mittel, das Gewitter, das ihr drohte, vom Süden weg nach Osten zu

wenden, und dadurch nicht bloß von den gegenwärtigen Verlegenheiten sich zu befreien, sondern durch einen glücklichen Umschwung sich an die Spitze der weltlichen Macht zu erheben.

Achtes Hauptstück.

In seiner Noth flüchtete sich der Hirte der Kirche zum Symbol der Kirche, zum Kreuz. Ein Kreuzzug mußte ihn retten. Das Mittel war erprobt: schon einmal hatte der erste Kreuzzug die gebeugte Macht und Glorie des Papstthums wieder aufgerichtet. Als wäre das Schicksal mit ihm im Bunde, so lieferte es den günstigsten Anlaß zu einem Kreuzzug ihm gerade jetzt an die Hand, da ihm Alles daran liegen mußte, sich in seiner geistlichen Hoheit der Christenheit handelnd zeigen zu können. Aus dem Morgenlande scholl die Trauerkunde, daß ein Hauptbollwerk der Christenheit im heiligen Lande, das feste Edessa, von dem unglaubigen Kriegsfürsten Zenki erstürmt und ein großes Blutbad unter den Glaubigen angerichtet worden sei. Die Geburtsstätte der Christenheit, das Land, wo Christus geboren, wo er in seiner Herrlichkeit gewandelt, und dessen Boden er durch seinen himmlischen Fußtritt geweiht, war seit lange das Ziel der Fahrten vieler Tausende von einzelnen Pilgern und Pilgerinnen gewesen. Das Grab, in welches Christus geleget ward, das heilige Grab umschwebte alle Glorie des christlichen Glaubens. Waren es doch Reliquien, an welchen die Andacht der Zeit brennend hing, waren doch Reliquien von Heiligen das Glück der Seelen: wie leuchtend und strahlend mußten erst das heilige Land, das heilige Grab als die höchsten beseligendsten Reliquien der Sehnsucht einer Zeit entgegen winken, die ganz nur am Aeußerlichen haftete und das Christliche, das Heilige überhaupt nur im Aeußerlichen suchte. Dem Glauben der Zeit war Christus nicht der Lebendige, im Geiste der Christenheit Wirkende, sie suchte das Unendliche im Sinnlichen, die Gegenwart Christi in den heiligen, begnadigten Orten. Diese den Händen und der Entweihung der Unglaubigen zu entreißen, hatte vor einem halben Jahrhundert ein schwärmerischer Pilgrim, Peter der Einsiedler, benützt und geleitet von der Politik des päpstlichen Stuhles, die abendländische Christenheit zu dem

ersten Kreuzzuge entflammt. Ein großer Theil der Christenheit vereinigte sich, und wie einst die Fürsten Griechenlands und ihre Völker die Blüthe des Heldenthums in Einer großen Nationalunternehmung, in der Eroberung von Ilion, entfalteten, so die Christenheit des Abendlands gegen das muhamedanische Morgenland in der Eroberung des heiligen Landes. Die Hunderttausende von Gesindel, die sich mit Schandthaten jeder Art befleckten, büßten mit dem Untergang, ehe sie die Gnadenorte schauten; der Wahnsinn, der Schaaren von Kindern ihren Eltern zu entlaufen trieb, lieferte diese Unglücklichen in die sarazenische Sklaverei: das geordnete Heer Gottfrieds von Bouillon, der, wie einst Agamemnon als Haupt den griechischen Helden, als Führer und Muster den Rittern des Kreuzes vorleuchtete, erstritt nach großen Mühen und ungeheurem Verlust alle berühmten heiligen Orte, Jerusalem, die weltherrliche Stadt, Bethlehem, Gethsemane, Golgatha, das heilige Grab; ein Königreich Jerusalem wurde gestiftet, und das abendländische Lehenwesen eingeführt, den Sarazenen gegenüber gewiß die nachtheiligste Verfassung. Von dem Königreich hingen als vier unmittelbare Lehenherrschaften ab im Norden die Grafschaft Edessa, südwestlich von dieser das Fürstenthum Antiochien, weiter herab, die Grafschaft Tripolis, und Jerusalem zunächst das Fürstenthum Tiberias.

So hatten die Kreuzfahrer ihr Vorhaben erfüllt, und die Christen des Abendlandes konnten jetzt ungestört ihrem religiösen Bedürfniß Genüge thun und in die Fußstapfen treten, welche der Heiland der Welt zurück gelassen. Um denen, welchen es nicht möglich war, zum heiligen Grab zu wallen, die Segnungen der begnadigten Orte in der Heimath nahe zu bringen, wurden Schiffe mit der Erde des heiligen Landes beladen und nach Europa übergeführt. Aber bald erlosch die Begeisterung diesseits und jenseits. Von Europa aus kam keine Unterstützung mehr, und über dem Grabe dessen, der die Liebe gepredigt, der gesagt hatte: „Daran will ich erkennen, ob ihr meine Jünger seid, so ihr euch untereinander liebet,“ über dem heiligen Grabe entbrannten die häßlichsten Leidenschaften und Frevel, in welche die Fürsten und ihre Krieger, Geistliche und Laien, besonders die im heiligen Lande entstandenen Ritterorden, einer wie der andere sich theilten. Eine der Blüthen des ersten Kreuzzuges war nämlich die Verschmelzung des Mönchthums und des Ritterthums. Gegen die Unglaubigen mit dem Schwert zu streiten, zu Haus Arme und Kranke zu pflegen und selbst am Altar zu dienen, war die

Pflicht der Johanniterritter. Die Tempelritter schwuren, die drei gewöhnlichen Mönchsgelübde zu halten und das heilige Land zu schirmen. Statt des ersten, durch seltene Heldenthaten glorreichen Kampfes nach Außen, entglühte bald der Streit der Zwietracht im Innern, und dieser und der sittliche Ruin hätten nothwendig in wenigen Jahren den Zusammensturz des neuen christlich-morgenländischen Reiches herbeiführen müssen, wäre nicht unter den Moslemins selbst Zwiespalt gewesen. Der Krieg zwischen den Sunniten und Schiiten, zwischen dem Kalifat in Bagdad und dem Kalifat der Fatimiden in Aegypten, welcher allein die Eroberung des heiligen Landes möglich gemacht, schob den Verlust desselben hinaus. Das christliche Morgen- und Abendland wiegte sich in Sicherheit, Graf Joscelin von Edessa lebte mit seinen Rittern auf seinem lustigen Schloß Tellbascher herrlich und in Freuden, als der hochherzige, kriegerische Sarazenenfürst Zenki von Mosul sich vor Edessa, der großen und festen Stadt, dem östlichen Bollwerk des Königreiches, lagerte und es am 13. Dezember 1144 erstürmte. Die Christen hatten bei ihren Eroberungen die äußerste Grenze religiöser Wuth gegen die Sarazenen überschritten, und die schönen glücklichen Stätten morgenländischer Bildung mit Blutströmen und barbarischer Verwüstung geschändet. Zenki's Edelmuth gab den Gefangenen Freiheit und Güter zurück, und beschämte durch Milde und Menschlichkeit alle Fürsten und Völker der Christenheit. Zwei Jahre darauf starb er. Sein Sohn Nureddin zog, sich die Nachfolge zu sichern, nach Aleppo, mit seinem ganzen Kriegsvolk, und vertraute Edessa der Treue seiner christlichen Bewohner. Sie brachen die Treue und übergaben die Stadt an Joscelin. Nach sechs Tagen umschloß Nureddin die Stadt, und machte die alte, herrliche Feste, die Stätte des Treubruchs, zu einem ungeheuern Schutthaufen. 30,000 Christen begrub der Fall Edessas, mehr als 16,000 wurden Sklaven, das ganze Königreich erzitterte, auf dessen Thron eben eine Frau saß, Melisinde, die Wittwe des Königes Fulko. Das Angstgeschrei des heiligen Landes setzte das ganze Abendland in Schrecken. Der erste Schrecken ging vorüber, und Niemand rührte den Arm zur Hülfe. Des Papstes schwierige politische Stellung allein zwang ihn, künstlich in den Völkern thätiges Mitleiden für die morgenländische Christenheit und Begeisterung zu einem Kreuzzuge anzuflammen. Es wurde Sündenvergebung Allen und Jeden für Alles und Jedes verkündigt, welche die heilige Heerfahrt mitmachen würden. Weib und Kind, Hab und Gut der Kreuzfahrer

wurde unter den Schutz der Kirche gestellt. Kein Gut, in dessen Besitz ein Kreuzfahrer wäre, sollte vor seiner Rückkehr oder seinem Tod von irgend Jemand angesprochen werden dürfen. Verschuldete wurden, wenn sie das Kreuz nähmen, der Zahlung der rückständigen Zinse und des für diese Schulden gegebenen Wortes oder Eides entbunden. Wem Verwandte oder Lehensherren das zur Rüstung und zum Zuge nöthige Geld nicht darleihen wollten oder könnten, der sollte Land und Gut, an wen er wollte, verpfänden dürfen.

Durch diese politischen Kunstgriffe sollte die Begeisterung erleichtert, der heilige Bernhard mit seinen Wunderkräften und seinem Heiligenschein der Herold und die Posaune der Kreuzfahrer werden. Ohne zu ermüden, fing dieses Rüstzeug der Kirche in dem kirchlichen Frankreich an, seine Feuerpredigten zu halten und Tage lang Kreuze zu vertheilen. Ein Taumel, ein religiöser Rausch überkam Frankreich. Städte und Schlösser wurden leer, „sieben Weiber konnten nicht Einen Mann ergreifen,“ überall blieben nur Wittwen zurück, ihre Männer lebten, aber dem Kreuze. Der Sturm der Begeisterung faßte, über den Kanal hinüber, die Britten, selbst die wenig kirchlichen Italiener, ja die kalten Deutschen. An dem ersten Kreuzzuge hatten die Deutschen wenig, fast gar keinen Antheil genommen. Unergriffen von der allgemeinen Bewegung hatten sie die Züge der Kreuzfahrer als etwas Abenteuerliches mit Verwunderung und Spott durch ihre Gauen ziehen sehen. Nur die Anwohner des Niederrheins, und aus andern deutschen Landen nur einzelne Ritter und Kriegsleute waren dem allgemeinen Zuge gefolgt. Es gehörte die wunderthätige Rede des heiligen Bernhard dazu, die Deutschen zu der Kreuzfahrt zu befeuern. Dem Papste aber, dem seine politische Stellung in Rom mehr anlag, als das heilige Land, war es mehr um die Deutschen, namentlich um den deutschen König zu thun, als um alle Franzosen und Engländer. Den König Konrad ins Morgenland zu schicken, das war des heiligen Bernhards Hauptaufgabe, dafür mußte er Alles in Bewegung setzen. Der erste Versuch, den der Heilige an dem König selbst machte, scheiterte ganz. Konrads Wallfahrt, die er früher nach Palästina gethan, war ihm eine unvergeßliche Schule, worin er die Lage der morgenländischen Christen wie der Sarazenen, und alle Gefahren eines Zuges dahin kennen gelernt hatte. Sein Alter, seine Erfahrung, seine feste Natur erschwerten dem Heiligen den Sieg, den er über die entzündbaren Franzosen und ihren jungen König so leicht errungen. Der Hohenstaufen

ganze Politik forderte, daß sie weder von Deutschland, wo die innern Unruhen kaum beschworen, ihre Verhältnisse zu den Welfen, wenigstens nach einer Seite hin, nicht ohne Gefahr waren, noch von Italien, wo Alles gährte, sich weit entfernten. Der heilige Bernhard beschloß, zuerst den Feuerbrand der Begeisterung in die Nation zu werfen und des Königs besondern Willen von dem Nationalenthusiasmus fortreißen zu lassen. Er gürtete sich mit dem Schwert des Wortes Gottes; er malte in brennenden Farben die Noth des Landes, „welches der Herr durch Wunder verherrlicht, mit seinem Blut geweiht und worin die ersten Blumen der Auferstehung sich gezeigt. Sei doch die Erde selbst erbebt und erschüttert, weil Gott im Himmel einen Theil seines Landes verloren, wo er mehr als dreißig Jahre als Mensch mit Menschen wandelte. Er blicke auf die Menschenkinder, ob sich eines finde, das sein Unglück erkenne und beklage. Seines Erbes Rettung, rief er, bietet er als Mittel des Heils den Schwergefallenen an. Mörder, Räuber, Ehebrecher, Meineidige, mit andern Verbrechen Beladene, euch alle mahnt er zu seinem Dienst, um euch eine ausgesuchte Gelegenheit zu eurer Rettung zu geben. Der Sold, den er seinen Streitern reicht, ist Vergebung der Sünden und ewiger Ruhm. Ihr tapfern deutschen Männer, du nervige Jugend, deren Preis den Erdkreis füllt, zu den Waffen für den christlichen Namen! Was ist das für ein Wahnsinn, im Bruderkrieg sich wechselsweise zu Boden zu schlagen? Statt gegen euch selbst, fechtet für das Kreuz; hier ist der Sieg Ruhm, der Tod ewiges Leben."

Diese glänzenden Raketen der Bernhardischen Beredtsamkeit, die er von Frankreich aus nach Deutschland herüberwarf, entzündeten tausend und aber tausend Herzen. Ein Mönch Radulf, der seinem Kloster entlaufen war, war sein Vorläufer. Die Rheinstädte waren von diesem Unberufenen zu einem Kreuzzug gegen die Juden, „als die ersten und ältesten Feinde der Christenheit," aufgereizt worden. Fanatismus und Habgier des Pöbels wie der verschuldeten Herren warfen sich mit begieriger Lust unmenschlich wüthend über das unglückliche Volk Gottes und seine Gelder und Güter am Rhein, in Schwaben, in Franken, in Böhmen. Des Königs Waffenmacht und Bernhards strafende Rede steuerten diesen Greueln, zu denen übrigens der Papst durch seinen, alles Recht verletzenden Schuld- und Zinserlaß den Bekreuzten eine Art erster Veranlassung gegeben hatte. Hier zeigte sich schon der aufgeklärte, über religiöse Vorurtheile erhabene Geist der Hohenstaufen. Alle Burgen

derselben und ihrer Vasallen, alle hohenstaufischen Städte, Nürnberg voran, waren eine sichere Zuflucht aller Verfolgten. Bernhards persönliches Erscheinen in Deutschland, die Mirakel, die er verrichtet haben sollte, steigerten sein Ansehen beim Volk bis zur Anbetung. Nur der König schien unbeweglich. Die Politik, wohl auch die Scheu vor seinem, ihm geistig überlegenen, unkirchlichen Bruder überwogen die Stimme seiner religiösen, für ritterlich Abenteuerliches sehr gestimmten Natur. Kein Mensch von den Millionen im deutschen Volke verstand eine Sylbe von dem, was der heilige Bernhard in Person predigte, denn er predigte romanisch; dennoch, vielleicht eben darum, hingen sie an seinem Munde mit einer Schwärmerei, die nicht hätte größer sein können, wenn er der Heiland der Welt gewesen wäre. Arnolds von Brescia Rede war ein tiefer, aber ruhiger Strom, auf dem seine großen und neuen Ideen, nur von dem Feuer seines eigenen Geistes getrieben, keinen Port fanden, als die offenen Köpfe der Zeit; er sprach als Philosoph, als Politiker, als Reformator nur die Stimme der Wahrheit. Bernhards Beredtsamkeit war ein brillantes Feuerwerk, zusammengesetzt aus allen Knalleffekten, die ihm die Lektüre der alten Propheten, der feurigsten und bilderreichsten Heiligen, die ihm das ganze Zeughaus der Kirche an die Hand gab. Er sprach und handelte nur als Werkzeug der Kirche, und einzig und allein im Sinne des Papstthums. Arnold wirkte gegen, Bernhard für und durch den Aberglauben. Seine Rede war nicht überzeugend, sondern blendend, überraschend, hinreißend. Jener hatte nur die Denkenden, dieser die Glaubenden für sich, die zu allen Zeiten zahllos sind, wie der Sand der Erde. Gegen Arnold, gegen Abälard persönlich zu stehen, wozu er mehrmals aufgefordert ward, wagte und vermochte der Wunderthäter nie. Aber wenn beide Theile die Köpfe ihrer Verehrer zählten, so war Bernhard Sieger; er gebot über eine halbe Welt, Arnold über Tausende. War der Letztere seiner Zeit weit voraus, so war Bernhard der Mann seiner Zeit; er stand auf dem Punkt, von dem aus er, der einzelne Mann, einen ganzen Welttheil von Westen nach Osten zu bewegen vermochte. Sie rissen ihm das Kleid vom Leibe, um sich die Fetzen, als Kreuze ganz besonderer Kraft, auf die Schulter zu heften. Im Dom zu Frankfurt wäre der Heilige von seinen Verehrern erdrückt worden, hätte nicht Konrad seinen Königsmantel abgeworfen und den Bedrängten auf seinen Armen zur Kirche hinaus ins Freie gerettet.

Um einen Hauptgrund, aus welchem der König Deutschland nicht

verlassen wollte, die Furcht vor Unruhen Welfs in seiner Abwesenheit, zu beseitigen, begab sich der Heilige an den Bodensee, in die Erbgüter Welfs. Zu Freiburg, zu Basel, zu Schaffhausen, zu Konstanz, wo er hin kam, wurden alle Glocken geläutet, Jubel-Hymnen ertönten, alles Volk war außer sich, hörte seine Wunder, und nahm das Kreuz. So groß war die Menge, selbst von Räubern und Wegelagerern, daß Jedermann in einer so plötzlichen Umwandlung mit Bewunderung den Finger des Höchsten erkannte. Auch Welf wurde ergriffen, und bald nach der Rückreise des Heiligen, am Weihnachtabend, nahm er das Kreuz mit vielen seiner Vasallen. Bernhard war nach Speier geeilt, wo der König das Weihnachtsfest feierte. Mirakel, Prophetenpredigten, Unterredungen unter vier Augen brachten den König noch immer nicht dahin, sich für die Kreuzfahrt zu entscheiden. Am 28. Dezember hielt der Heilige das Hochamt vor König, Fürsten und Volk. Noch hatte er die Messe nicht vollendet, als der Geist über ihn kam, und er anfing zu predigen mit feuriger Zunge von der heiligen Fahrt, zu deren Herold er vom Himmel berufen sei. Die ganze Versammlung ward hinein gerissen in die Glut seiner Begeisterung. Plötzlich redete er den König an: Wie er am Tage des Weltgerichts seine Weigerung der heiligen Fahrt rechtfertigen wolle, und womit er sich dem Himmel, der ihm Krone und Reich, Kraft des Leibes und Geistes geschenkt, dankbar für solche Gnade gezeigt habe? Der König sprang vom Stuhle auf: „Ich erkenne den Willen und die Gnade des Herrn; er soll mich nicht undankbar finden!" So rief er, die ganze Kirche lobpreisete Gott, der Heilige nahm eine bereit gehaltene Fahne vom Altar, weihte sie, gab sie dem König, und heftete ihm das Kreuz auf die Schulter. Das Freudenjauchzen des schwärmenden Volkes übertönte Chorgesang und Orgelklang. Des Königs Vorgang riß alle schwankenden Fürsten nach. Sein Neffe, Friedrich, des Schwabenherzogs Sohn, nahm nach ihm das Kreuz, ebenso des Königs Halbbrüder, Bischof Otto von Freisingen und der Herzog Heinrich von Bayern, die Bischöfe Heinrich von Regensburg und Reginbert von Passau, und eine große Zahl Grafen, Ritter und Edle.

Auf den Tod erkrankt, lag der bejahrte Held Friedrich der Einäugige, der Schwabenherzog, auf einem seiner Güter, an der Grenze von Elsaß und Frankreich, während dies zu Speier vorging. Sein Lebenlang hatte dieser klare Geist, dieser erste ächte Gibelline verschmäht, der Kirche Werkzeug zu sein, und den wahren Vortheil seines Hauses

erkannt. Sein Sohn Friedrich war der einzige Sohn, welchen ihm das geliebte Weib seiner Jugend, die Welfin Jutta, geboren hatte. Ihn hatte er zum Erben aller seiner Herrschaften eingesetzt, ihn hatte er der besondern Sorgfalt seines Bruders des Königs empfohlen, und nun mußte er hören, wie dieser den fünfundzwanzigjährigen Jüngling, statt in der Heimath für sein und seines Vaterlandes Wohl zu arbeiten, hatte das Kreuz nehmen lassen, zum Zug ins ferne Morgenland. Der kranke Held entbrannte in heißem Zorn gegen seinen Bruder. Der heilige Bernhard eilte herbei, ihn zu trösten, zu besänftigen. Weder die Rede noch die Segenssprüche des Heiligen übten ihre Wunderkraft: der hohenstaufische Löwe, der so viele Schlachten und Wunden und die Wuth der Krankheit ausgehalten hatte, hielt den Schmerz über den unpolitischen Schritt seines Sohnes nicht aus. Er starb wenige Tage darauf und ward im Kloster der heiligen Walpurgis im Elsaß begraben.

Zu Regensburg, wohin sich der König wandte, um Bayern für das Kreuz zu bewegen, war der Zudrang so groß, als zu Speyer. Der Böhmenherzog, die Fürsten von Steyermark und Kärnthen und die meisten ihrer Vasallen nahmen das Kreuz. Auch hier drängten sich zahllos Raub- und Stegreifritter herbei, Abenteurer aller Art, weil auf der Kreuzfahrt Beides zugleich, Vergebung ihrer Sünden und Beute, zu hoffen war. Das geschah im Februar 1147. Die Sachsen weigerten sich, ins Morgenland zu ziehen. Sie zogen die Kreuzfahrt gegen ihre Nachbarn, die heidnischen Slaven in Holstein, Mecklenburg und Pommern vor. Dieselbe versprach ihnen die gleichen religiösen Früchte, und die weit lockendere politische, die Unterwerfung eines volkreichen Landes unter ihre Herrschaft. Selbst der Pfalzgraf am Rhein und der Zäringerherzog Konrad schlossen sich mit ihren Waffen den nordischen Fürsten auf dem Zug gegen die Slaven an. Die deutschen Völker am Niederrhein, die Holländer, Flamänder, Westphalen und Friesen gelobten den Zug ins Morgenland, aber nicht zu Land in Verbindung mit dem deutschen und französischen König, sondern zur See, um das westliche Europa herum durch das Mittelmeer durch. Trotz dieser Spaltung in der Waffenmacht der Kreuzfahrer waren es gegen 70,000 geharnischte Reiter und eine unzählbare Masse Leichtbewaffneter zu Roß und zu Fuß, welche sich im Mai 1147 unter dem Banner des Kreuzes zusammenschaarten, das der König zu Regensburg aufgesteckt hatte. Süddeutschland gab den Kern seiner Krieger. Die fünf Monate, die seit der An-

nahme des Kreuzes verflossen waren, hatte der König mit den Völkern benützt, Alles zu rüsten. Zu Frankfurt war von den Fürsten des Reiches für den Fall, daß Konrad stärbe, dessen minderjähriger Sohn, der Hohenstaufe Heinrich, zum König gewählt und zu Aachen gekrönt worden. Der Erzbischof von Mainz und der Abt Wibald waren zu Reichsverwesern ernannt. Zu Frankfurt war der Welfe Heinrich, der achtzehnjährige Sachsenherzog, vor den König getreten und hatte Bayern als sein, seinem Vater nicht nach Recht abgesprochenes, rechtmäßiges Erbe zurückgefordert. Der König, ein erfahrener Politiker, hatte den unerfahrenen Jüngling durch seine Wendungen und Vertröstungen zu dem Versprechen gebracht, bis zu seiner Rückkehr die Sache beruhen zu lassen. Allgemein wurde der Landfriede beschworen. So schien die Ruhe des Reiches gesichert. Beinahe über dem ganzen Abendlande lag tiefer Friede.

Berg und Thal stand in Blüthe, als der König mit dem Kreuzheer aufbrach, um das Wetter des Krieges in die Morgenländer zu tragen.

Neuntes Hauptstück.

Durch Oesterreich, wo sich die Böhmen, Steyrer und Kärnthner anschlossen, zog König Konrad Ungarn zu. Ein Theil des Kreuzheeres ging zu Schiff die Donau hinab, die Andern zogen zu Land weiter. Zu Ende des Juni folgte ihm der König von Frankreich. Sein Heer, an dessen Spitze die Lothringer, war so groß, als das deutsche, aber strahlender durch Waffenschmuck und durch die den Kreuzzug begleitenden Damen. Selbst die Königin Eleonore, romantisch und Abenteuer liebend, zog mit. Wie ein verzehrender Heuschreckenschwarm wälzte sich das Franzosenheer durch das von Mißwachs und der eigenen Ausrüstung erschöpfte Schwaben und Bayern. Die Deutschen des Niederrheins und der Weser waren früher über England nach der Küste von Portugal gesegelt, wo eben König Alfons von Castilien Lissabon belagerte. Da hier ungläubige Sarazenen wie im Morgenlande waren, glaubten sie eben so gut hier, als dort, ihr Gelübde lösen zu können. Sie halfen Alfons die Stadt erstürmen und, ohne weiter zu fahren, kehrten sie

mit reicher Beute wieder heim. Konrad aber zog unter großer Beschwer durch Ungarn und Bulgarien an die griechische Grenze. Der griechische Kaiser Manuel war voll Argwohn und Furcht vor dem unermeßlichen Heer. Beim Uebersetzen über die Donau zählten die entgegengeschickten griechischen Gesandten außer den eigentlichen Kriegsleuten schon über 90,000 Pilger, als ihnen die Geduld ausging, weiter zu zählen. Die Kreuzfahrer-Fürsten gelobten eidlich, keine Gewaltthätigkeiten zu üben, und was sie erobern würden, dem griechischen Reiche zu überlassen. Das zahlreiche Gesindel, das bei dem Kreuzzuge war, zeigte sich zügellos. Die Griechen, geängstet und mißhandelt, verfuhren feindselig. Bei Philippopel kam es zum völligen Gefecht. Der Argwohn der Griechen war hauptsächlich, daß es ebensowohl ihre als der Sarazenen Unterjochung gelte: griff sie doch zu gleicher Zeit König Roger von Sicilien an. In Adrianopel erkrankte ein Verwandter des Königs, ein Schwarm griechischer Parteigänger überfiel den Zurückgebliebenen und sein Gefolge, plünderte sie und verbrannte sie in ihren Wohnungen. Des Königs Neffe, der junge Schwabenherzog Friedrich, kehrte um und hielt ein strenges Gericht dafür. Dagegen schwärmten fortwährend im Rücken des Kreuzheeres wilde Schaaren von Petschenären und Komanen und folgten ihm mit Neckereien und Anfällen bis Konstantinopel. Ehe die Deutschen diese Hauptstadt erreichten, waren sie nahe daran, den Elementen zu unterliegen. In der Ebene von Chairobach, einem Städtchen, lagerten sie sich. Das frische Grün des Feldes, durch das die Flüsse Melas und Athyras sich schlängelten, das reizende Thal lud sie ein, hier das Fest der Geburt Marias fröhlich zu begehen. In der Nähe war das Meer.

Auf der ganzen Fahrt hatten sie nie so lustig gelagert und so geräumig. Nur der Schwabenherzog nahm sein Lager mit seinem Oheim Welf auf einer gegenüberliegenden Höhe. Gegen Tagesanbruch zeigte sich ein kleines Gewölke am Himmel. Es fing an linde zu regnen. Auf einmal brach es wie ein Wolkenbruch aus, ein wüthender Sturm erhob sich, die Zelte wurden zerrissen und zu Boden geschleudert, die Pilger hatten sich zum Unglück nach dem Morgengebet wieder schlafen gelegt, die ganze Ebene wiederhallte von Jammergeschrei, die Flüsse, angeschwellt, traten aus, das nahe Meer fluthete herein, die ganze Ebene war ein See. Die Pilger sahen darin vielmehr ein göttliches Strafgericht als ein Naturereigniß. Das vermehrte den Schrecken. Hier flogen sie zu den Pferden und schwangen sich hinauf, Andere hingen

sich an Hals und Schweif derselben, dort stürzten sie unordentlich in den Strom, verwickelten sich in einander und versanken schaarenweise in dem reißenden Strudel. Schwimmende wurden von solchen, die nicht schwimmen konnten, ergriffen und beide sanken unter. Ein Theil rettete sich hinauf, nach dem Lager des Schwabenfürsten, welches von dem Verderben verschont geblieben. Mit bitterem Schmerz begingen die Geretteten hier das Maria-Fest, und Weheklagen und Schluchzen mischte sich in den Festgesang des Tages. Unersetzlich war der Verlust an Menschen, Geräthen und allen, für eine so lange Fahrt unentbehrlichen Bedürfnissen.

Die Griechen, in deren Lande die Deutschen sich so ziemlich wie in Feindesland betrugen, frohlockten über dieses Unglück und sahen darin die Strafe ihrer Gewaltthätigkeiten. Der Kaiser Manuel versicherte mit kluger Politik den König seinen Schwager durch eine Gesandtschaft seiner Theilnahme und lud ihn zu einer wichtigen Besprechung ein. Der König verlangte, der Kaiser solle ihm vor seiner Hauptstadt entgegenkommen. Dieser wies diese Forderung, als gegen das Ceremoniel, zurück. So unterblieb die Zusammenkunft. Die Deutschen drangen nach Konstantinopel vor, lagerten in Pera und Galata, verwüsteten raubsüchtig und übermüthig die paradiesische Gegend und setzten nach einigem brieflichen Hin- und Herstreiten des Königs mit dem Kaiser auf griechischen Schiffen nach Asien über. Da entzweite sich der König mit seinem Halbbruder, dem Bischof Otto, über den Weg, der einzuschlagen sei. Konrad wollte mitten durch das Land der Türken, den kürzesten Weg, gerade auf Iconium ziehen, Otto schlug den längeren, aber weit weniger gefahrvollen Weg längs der Seeküste nach Syrien vor. Dem Könige folgte der größere Theil der Fürsten. In Nicomedien trennte sich Otto mit seinen Schaaren. Die griechischen Wegweiser riethen, sich gehörig mit Lebensmitteln zu versehen, weil der Zug mehrere Tage lang durch die öden Gegenden Phrygiens gehe. Die Pilger kauften theils zu wenig, theils wurden sie von den schmutzigen Griechen mit dem Gekauften betrogen; so mengten die griechischen Händler nicht selten Kalk unter das Mehl. So schlecht versorgt, verdarb das unermeßliche Heer in den öden Wüsten Phrygiens durch das vergiftete Mehl, durch Hunger und Durst tausendweise. Der Haß und die Habgier der Griechen erschlugen die Nachzügler. Durch reißende Ströme, über jähe Gebirge ging der erschöpfende Marsch. Viele ertranken, noch mehr erlagen dem Schwert

der leichten türkischen Reiterei. Ergrimmt über die Führer, welche die Reise weit kürzer angegeben hatten, drohte der König; diese entschuldigten sich, sie haben darauf gerechnet, daß das Heer größere Tagreisen machen würde, als es jetzt der Fall sei, doch müsse binnen drei Tagen Iconium sich zeigen. In dieser Hoffnung lagerten sich die Pilger bei Doriläum. Am Morgen waren die griechischen Wegweiser entflohen. Ohne Kenntniß der Gegend und des Weges, von den erlittenen Mühsalen und Entbehrungen erschöpft, sahen sich jetzt die Kreuzfahrer in einem engen wüsten Thale. Keine Quelle und kein Bach, kein fruchtbarer Baum, kein Nahrungsmittel für Menschen und Thiere zeigte sich. Ringsum nur kahle, schroffe Felsen und wilde, hohe Bergwände. Am Himmel zeigte sich die Sonne verfinstert, ein neues Schrecknis für die Bestürzten. Es war der 26. Oktober. Plötzlich erschienen an den Ein- und Ausgängen des Thals, auf den Höhen der Bergwände die türkischen Schaaren. Es war Paramus, der Feldherr des Sultans Masud von Iconium. Im christlichen Heer keine Schlachtordnung, durch den langen beschwerlichen Marsch wehrlose Weiber, Kinder, Gepäck, Krieger zu Roß und zu Fuß untereinander.

Konrad und der trotzige Schwabenfürst verloren den Muth nicht. Sie beschlossen, auf einem Seitenwege durch das Gebirge zu brechen und von Nicäa aus dem Bischof Otto der Meeresküste entlang zu folgen. Sie gelangten in eine große Ebene. Ihr Schicksal besserte sich nicht. Auf allen Seiten umschwärmten mit ihren windschnellen kleinen Rossen die türkischen Bogenschützen das nirgends geschützte deutsche Heer. Die ganze Ebene war mit türkischen Schwärmen bedeckt, die, ehe die schwergerüsteten, erschöpften Ritter auf ihren müden Streitrossen sie erreichen konnten, wie der Blitz da und dort in die unbewaffneten Pilgerhaufen einschlugen, und wie der Blitz wieder verschwanden. Alle deutsche Tapferkeit half nichts gegen diese flüchtigen Reiter; es traf wörtlich ein, die mächtigsten Streiche fielen in den Wind. Mehrere Tage lang zog das Heer so fort, mit dem unermüdlichen Feinde, mit Hunger und Durst, und Mühsal jeder Art in ununterbrochenem Kampfe. Die einzige Nahrung war das Fleisch der gefallenen und geschlachteten Pferde und Lastthiere. Von 70,000 streitbaren Kriegern entrannen nur 7000 dem Untergang, die Zahl der gefallenen oder gefangenen unbewaffneten Pilger, der Weiber und der Kinder war nicht zu berechnen. Mit den Trümmern erreichten der Schwabenfürst und der König endlich Nicäa. Vierzehn

Tage und vierzehn Nächte hatte Konrad die Rüstung nicht abgelegt und das Schwert nicht aus der Hand.

Das französische Kreuzheer war kurz zuvor bei Nicäa angelangt. Der deutsche König, den Franzosen zur Lehre, verschwieg keinen der Gründe des Unglücks. Er rieth, gemeinschaftlich den Weg über Smyrna nach Ephesus einzuschlagen. Bald jedoch brachen die schon früher hervorgetretenen Mißhelligkeiten zwischen den Deutschen und Franzosen aufs Neue aus. König Konrad, körperlich leidend und gedrückt durch den Gedanken, daß er, der erste Fürst der Christenheit, mit so armseligen Trümmern neben dem großen Frankenheer und ihrem stolzen König einher ziehen solle, nahm gerne die Einladung seines Schwagers, des griechischen Kaisers an, ging mit vielen seiner Waffengefährten bei Ephesus zu Schiffe und überwinterte in Konstantinopel, wo er durch die glänzendsten Feste geehrt wurde. Viele Deutsche kehrten in die Heimath zurück. Die Franzosen litten durch den Verrath der Griechen, die im Einverständniß mit den Türken handelten, durch Hunger, Pest und das Schwert der Feinde so viel, als zuvor die Deutschen. In den Pässen des Gebirges, jenseits Laodicäa, fielen sie in die gleiche Schlinge, wie die Deutschen bei Doriläum und erreichten mit Verlust des größten Theiles ihrer Reiterei und ihres Fußvolks im elendesten Zustand die Seestadt Athalea in Pamphilien. Hier aber fehlten die Schiffe, welche die Griechen vertragsmäßig zu liefern verpflichtet waren. Die Schlechtigkeit der Griechen gab für schweres Geld nur die elendesten Lebensmittel. Die Wuth der Seuchen im Heere stieg. Der französische König verließ die Stadt des Jammers mit den Vornehmsten seines Gefolges und segelte voraus über Antiochien nach Palästina. Lang nach ihm konnten die Trümmer seines Heeres ihm folgen. Diese Trümmer waren noch geringer, als die der Deutschen. Jede Art von Bedrängniß hatte das Heer langsam aufgerieben. Das Elend war so groß, daß die Türken, vom Mitgefühl überwältigt, Geld und Lebensmittel unter die unglücklichen Christen austheilten, während die Kranken von den Griechen, ihren Brüdern in Christo, völlig ausgeplündert, die noch Arbeitsfähigen mit Peitschen und Stockschlägen zu Sklavendiensten gezwungen wurden. In Schaaren flohen diejenigen, welche die Vernichtung der Sarazenen gelobt hatten, jetzt zu diesen als ihren Rettern, und sie fanden großmüthige Behandlung; selbst der sonst gewöhnliche Umtausch des Glaubens wurde nicht von ihnen gefordert. Viele wechselten ihn gerne auch äußer-

lich, da sie innerlich den Glauben an ihre Glaubensgenossen verloren hatten. Die Türken hatten jedoch gut großmüthig sein: alle Schätze und Kostbarkeiten, alles Geräthe und Rüstzeug der Deutschen waren in ihre Hände gefallen, von den Franzosen so viel, daß man Silber wie Blei verkaufte. Die christlichen Fürsten in Syrien, die sich in ihrer Erwartung von der Macht des Kreuzheeres getäuscht sahen, zeigten sich ziemlich lau, so feierlich auch König Konrad empfangen wurde, der im Frühling Konstantinopel verließ und in der Osterwoche bei Acon mit den geretteten Deutschen landete.

Zu gleicher Zeit hatte der französische König Antiochien verlassen, und beide trafen zusammen in der heiligen Stadt. Die Kriegsmacht des Kreuzheers verstärkten hier die eben Gelandeten, der Graf Alfons von Toulouse und der venetianische Große, Johannes Polano, mit ihren Kriegsgenossen. Die heiligen Orte wurden besucht, Bittgänge gehalten und dann ein Angriff auf Damaskus beschlossen. Diese alte, feste Stadt, der Lustgarten von Syrien, stand unter einem unabhängigen eigenen Fürsten. Zwischen ihm und Nureddin, dem mächtigen Beherrscher von Aleppo, war Zwist. Um so leichter glaubten der Hohenstaufe und der Franzose die Stadt zu bewältigen und dadurch die Verbindung des heiligen Landes mit den Christen in Edessa und Armenien herzustellen. Im Juni 1148 brach das vereinigte Heer auf. Nach einem mühsamen Zuge über den Libanon erreichten die Krieger das Dorf Daria. Sie waren aus einer bergigen und dürren Gegend gekommen, und angenehm überrascht sahen sie vom schönsten Lichte beleuchtet vor sich das prächtige Damaskus. Als Mahomed die Stadt mit der umliegenden Gegend von einem nahen Berge übersah, ward er davon so entzückt, daß er sie mit dem Paradiese verglich. In einer großen Ebene, welche der Goldstrom Barrady in sieben künstlichen Armen durchfloß, erhob sich die Stadt mit ihren zahllosen Baum- und Weingärten, Landhäusern, Wällen und Thürmen. Wie aus einem Wald ragten diese, die platten Dächer der Häuser, die Minarets und Kuppeln der Moscheen hervor. Hohe Mauern aus Ziegelsteinen umgaben die Stadt. Wie ein silberner Zauberring umgürtete diese der Fluß Barrady. Jeder Punkt der Mauer, jedes Landhaus, jede Hecke waren mit Bogenschützen, Lanzenträgern und anderer Mannschaft besetzt. Der tapfere kriegserfahrene Sarazene Anar hatte alle Mittel der Natur und Kunst erschöpft, die Stadt zu schirmen. Hätte nur Muth und Stärke dazu gehört, diese Feste zu erobern, so



wäre sie schnell dem löwenmüthigen Konrad und seinem Neffen in die Hände gefallen. Sarazenen und Franken setzten die Wunder der Tapferkeit des deutschen Königs in Staunen. Auf dem Zuge bildete der König von Jerusalem mit den Seinigen die Vorhut. Diese wurden bald mit den Sarazenen handgemein. Die Jerusalemiten schlugen sich in heißem Gefecht, ohne durchdringen zu können.

Der deutsche König führte die hinterste Heerabtheilung. Er fragt, warum das Heer nicht vorrücke. Man meldet ihm als Ursache, daß die Feinde sich am Flusse festgesetzt und das Christenheer nicht heran lassen. Zornentbrannt sprengte der König wie ein Pfeil, gefolgt von seinen Fürsten, mitten durch das Mitteltreffen, das die Franzosen bildeten, bis zur Stelle, wo Balduin und die Seinen, die Tempel- und Johannesritter, mit den Sarazenen vor dem Flusse im Kampfe waren. Der König selbst und seine Begleiter sprangen, wie es damals deutsche Sitte war, in großen Gefahren zu fechten, vom Pferde, stellten sich zu Fuß, die Schilde vor, und stürmten mit ihren Schlachtschwertern in die Feinde. König Konrad spaltete, so wird erzählt, einen gewaffneten Sarazenen mit Einem Hieb vom Hals herein quer durch die Schulter. Diese Probe deutschen Armes und der ungestüme Einbruch in ihre Reihen brachte Entsetzen über die Sarazenen und, die bisher so tapfer widerstanden, flohen vom Fluß hinweg, eilig in die Stadt. Dort verbreitete sich Trauer und Wehklagen. Die Moscheen waren voll Weiber und Alten, die Allah um Rettung flehten. Die Männer verrammelten alle Zugänge nach der Seite der Belagerer hin, damit, falls es denselben gelänge, die Stadt zu erstürmen, das Volk Zeit hätte, nach der andern Seite hinaus zu fliehen, ehe die Christen die Barrikaden in den Straßen überstiegen. Diese aber wagten keinen Sturm. Furchtsam fällten sie, statt zu stürmen, die schönen hohen Bäume in den schönen Gärten, um damit ihr Lager zu befestigen. Die Türken sahen es, machten einen Ausfall und ein heißer Streit entbrannte. Ein Mönch auf einem Esel, hoch empor ein Kruzifix haltend, schrie den Christen unaufhörlich sein Vorwärts zu: „Der Heiland hat es mir verheißen, ihr werdet Damaskus gewinnen!“ Ein sarazenischer Säbel fällte den Begeisterten, die Kreuzfahrer wichen zurück in ihr Lager, und die Türken frohlockten. Es war keine Eintracht unter den Christen, der Stolz des französischen Königs rieb sich, durch kein Unglück gedemüthigt, fortwährend an dem Hoheitsgefühl des deutschen Königs: so war kein Zusammenwirken. Die

Fürsten Nureddin und Saifeddin siegten nahe bei Edessa. Anar bestach den König von Jerusalem mit 200,000 Goldstücken, eben so bestach er die andern christlichen Fürsten Palästinas. Diese riethen nun den abendländischen Königen, das Lager auf die entgegengesetzte Seite von Damaskus zu verlegen, weil dort die schwache Seite der Stadt sei. Das geschah. Sogleich setzten sich die Türken wieder an dem Flusse und in den Gärten fest, schnitten den Christen das Wasser ab und gaben sie in der glühenden Sonnenhitze Syriens dem Verdursten und dem Verhungern preis. Ritter des Tempels waren es, welche von Anar die für diesen Verrath bedungenen Goldstücke in Empfang nahmen. Der Muselmann täuschte jedoch die Verräther, statt Gold gab er ihnen Kupfer mit egyptischem Gold überzogen. Außer der Geldgier war es der Neid der palästinischen Fürsten, was sie zum Verrath trieb. Sie fürchteten, das eroberte Damaskus möchte an den Grafen von Flandern, statt an sie, gegeben werden. Der Fürst von Antiochien haßte überdies persönlich den französischen König.

So von denen verrathen, an deren Kenntniß des Landes, an deren Rath und Beistand sie sich halten mußten, sahen sich der deutsche und französische König, als die Nachrichten vom Anzug starker türkischer Hülfsheere sich bestätigten, zu schimpflicher Aufhebung der Belagerung genöthigt. Viele Beute, viel Hab und Gut hatten sie vor Damaskus verloren; aber noch ruhmloser mißlang ihr Angriff auf Askalon, weil sie auch hier von den eingebornen Christen verlassen und verrathen wurden. Im Herbst kehrten viele Kreuzfahrer, viele im nächsten Frühling 1149 in die Heimath zurück. Der große Kreuzzug löste sich in schmähliche Trümmer auf. Mancherlei wirkte zu diesem Ausgang zusammen: der unbegreifliche Fehler gleich Anfangs, durch den man, statt des in jeder Hinsicht vortheilhaften Seewegs, den Landweg mit einer so ungeheuern Heeresmasse mitten durch zweideutige oder feindliche Völkerschaften wählte, dann im Morgenlande die Tücke und Feindseligkeit der Griechen, die Zügellosigkeit des Heeres, welche die letztern reizte, die Zwietracht und der Stolz der Fürsten, die Mißgriffe in der Heerleitung, die Treulosigkeit der morgenländischen Christen und die Unglücksfälle jeder Art, das Schwert, die Kriegskunde und die Begeisterung der Türken, deren Bewaffnung und Kampfart von der deutschen so ganz verschieden war. Von allen Seiten kehrten sich jetzt die Anklagen gegen den heiligen Bernhard, als den Urheber der Kreuzfahrt. Man schalt ihn einen Lügen-

propheten, der durch seine Weissagungen eines glücklichen Erfolges und Vorspiegelungen jeder Art Hunderttausende ins Elend gestürzt habe. Der Heilige aber erklärte das Scheitern als eine Züchtigung Gottes für die himmelschreienden Sünden der Kreuzfahrer. „Gott habe," sagte er, „die Leiber aufgerieben, um die Seelen nicht in den Qualen des höllischen Feuers verderben zu lassen. Uebrigens habe er nur den Weisungen des päpstlichen Stuhls gehorcht, als er das Kreuz gepredigt."

Zehntes Hauptstück.

König Konrad schiffte sich am 8. September 1148 nach Konstantinopel ein, und verweilte bei seinem Schwager, dem griechischen Kaiser, zu Thessalonich. Sie besprachen ein Bündniß gegen den Normannen-König Roger in Sicilien. Konrad sollte denselben in Unteritalien, Manuel zur See angreifen. Hier wurde Konrad durch die Botschaft überrascht, daß Welf im Begriff stehe, den Bürgerkrieg in der Heimath zu entzünden.

Bis Jerusalem hatten der Hohenstaufe und der Welfe im besten Vernehmen miteinander gelebt. Der König hatte ihn vielfach geehrt, um die alte Feindschaft in feste Freundschaft zu wandeln. Als der Zug gegen Damaskus ging, entschuldigte sich Welf mit Krankheit, blieb zurück und schiffte sich auf Rogers Flotte nach der Heimath ein. Er segelte nach Sicilien zu Roger, mit dem er noch immer im geheimen Bunde stand. Beide besprachen die Erneuerung des Bürgerkrieges in Deutschland, Roger gab ihm große Summen Geldes mit. Mit Hülfe mitwissender römischer Großen schlich er sich durch Rom in Verkleidung, und durch Italien weiter nach Schwaben, aber sein Gefolge mit vier Sarazenen wurde zu Rom vom Senat angehalten. Die Römer hofften bei dem König sich durch irgend eine Entdeckung in Gunst zu setzen. Ihr Verdacht bestätigte sich. Es wurden bei Welfs Gefolge Briefe gefunden von dem Könige von Sicilien an Herzog Heinrich von Sachsen, an Herzog Konrad von Zäringen und an dessen Sohn Berthold, worin mit denselben der Krieg gegen König Konrad besprochen war. Ja, selbst des Königs Neffe, der junge Schwabenherzog Friedrich, sollte durch

Welf, dessen Neffe er auch war, versucht werden. Der Papst selbst war im Bunde, um Konrad, wenn er vom Kreuzzuge heimkehrte, in Deutschland zu beschäftigen und es ihm unmöglich zu machen, den Bitten der Römer zu folgen.

Auf diese Kunde sandte Konrad seinen Neffen, den Schwabenherzog, voraus ins Vaterland. Ueber Bulgarien und Ungarn langte dieser im April in Schwaben an. Welf hatte gleich nach seiner Rückkunft die Fehde begonnen, in den Erblanden der Staufen sich festgesetzt und auf ihrem Boden Burgen zu bauen angefangen. Mehrere Vasallen und erste Hofbeamte des Herzogthums Schwaben hatten sich zu ihm geschlagen. Der Herzog Friedrich sah sich bemüßigt, sich als guter Richter zu erweisen: er ließ dem Frieden zum Frommen einige derselben über der Zugbrücke ihrer Burgen aufknüpfen. So kam Welfs Vorhaben ins Stocken. König Konrad erschien gleich darauf selbst in Deutschland. Zu Salzburg feierte er das Pfingstfest, und zu Regensburg, wo viele Fürsten des Reiches sich zu ihm fanden, theilte er an die, welche sich im Kriege wider die Ungläubigen ausgezeichnet hatten, prachtvolle Geschenke und Ehrenzeichen aus. Den Welfen sank der Muth. Da erkrankte der König und blieb bis Ostern des folgenden Jahres ans Krankengemach gefesselt, kaum der Regierung fähig. Die Welfen erhoben ihr Haupt. Heinrich der Sachsenherzog, von seinem Zuge gegen die Slaven zurückgekehrt, wollte das Herzogthum Bayern mit gewaffneter Hand einnehmen. Welf, um sich mit ihm zu verbinden, rückte ihm in das Ries entgegen, auf der Grenze von Franken, Schwaben und Bayern, und belagerte die hohenstaufische Feste Flochberg, zwischen Bopfingen und Nördlingen. Des Königs Sohn Heinrich eilte von der Feste Horburg an der Jaxt herbei. Unversehens überfallen, ergriffen die Welfischen die Flucht; keiner kam um, über 300 Reiter wurden gefangen, Welf und die Andern entwischten im Mantel der Nacht. Der Abt Wibald rieth dem König, Welf zu vernichten. Der junge Schwabenherzog aber trat vermittelnd zwischen seine beiden Oheime. In ihm, dem Sohn einer Welfin und eines Hohenstaufen, vereinigten sich durch natürliches Band die beiden Parteien und Familien. Er wollte den welfischen Streit rechtlich vermittelt wissen. „Die Stimme des Rechtes," sagte Wibald der Kanzler, dessen Beredtsamkeit ihm den Namen des Cicero seiner Zeit erworben, „werde kaum im Bereich weniger Gaue gehört; der Klang der Waffen, mit Glanz geführt, erschalle durch die

halbe Welt.“ Der Schwabenherzog drang durch. Der König versöhnte sich mit Welf. Gegen die Verzichtung auf Bayern erhielt dieser seine Gefangenen frei zurück und einige Lehen und Einkünfte von den Reichsdomänen. Welfs gewisser Untergang war so abgewandt.

Der Herzog der Sachsen, Welfs Neffe, Heinrich, der Löwe genannt, drang in Bayern ein, doch ohne Erfolg. Der König lud ihn wiederholt auf einen Fürstentag zu rechtlicher Entscheidung. Der Löwe kam nicht. Während die Herzoge von Bayern und Sachsen ihn auf der schwäbischen Grenze mit eisernem Netz umstellt hielten, ging der König nach Sachsen, um ihn dort in seinen Hauptstädten und Plätzen zu besiegen. Verkleidet entkam der Löwe mit drei Genossen aus dem Netz in seine Feste Braunschweig, ehe der König sie angriff. In dieser sichern Höhle war er unüberwindlich. Der König ging zurück nach Schwaben. Gedrängt von dem griechischen Kaiser, das in Thessalonich Besprochene zu erfüllen, dringend gebeten von den Römern, deren politische Grundsätze und Vorstellungen den König nicht ganz unberührt ließen, noch untheilhaftig einer Ehre, welche seine Vorfahren auf dem deutschen Throne erlangt hatten, der Kaiserkrönung durch den Papst, dachte er ernstlich an die Heerfahrt nach Italien. Der Papst, nach Rom zurückgekehrt, war aufs Neue verjagt, mit ihm die ganze päpstlich-sicilische Partei. Das Zustandekommen des Kreuzzugs hatte den Papst an die Spitze der weltlichen Macht gebracht, die Zügel des geistlichen Abendlandes waren in seine Hand gegeben, der deutsche König hatte, wie die andern Fürsten, eine untergeordnete Rolle gespielt, der Papst hatte im Namen Christi als sichtbares Oberhaupt der Kreuzfahrt gesprochen und gehandelt. Das hatte der heilige Bernhard durchgesetzt. Das schmähliche Mißlingen des Kreuzzugs aber hatte selbst in Deutschland, wie vielmehr in Italien, dem päpstlichen Ansehen einen harten Stoß gegeben. In Rom, dem Mittelpunkt seiner weltlichen Macht, konnte der Papst keinen Raum gewinnen, seinen weltlichen Fürstenstuhl darauf zu setzen. In ganz Italien, in der Schweiz gährte der religiös-politische Protestantismus fort. In Ulm, im Herzen von Deutschland, ward auf großer Versammlung beschlossen, daß, wer in den Bann gethan werde, erst vor einem weltlichen Gericht verhört und überwiesen werden müsse, damit nicht die Intriguen der Geistlichkeit störend in die Ordnung des Staates eingreifen, und daß die, welche die Kirche excommunicire, dennoch gute Christen, Bürger und Edle sein und bleiben können, daß also der

Kirchenbann auf die öffentlichen Verhältnisse des Bürgers oder des Adels nicht den geringsten Einfluß habe: denn das Reich Christi sei nicht von dieser Welt. Das gewann Arnold von Brescia gegen den heiligen Bernhard. Der König Konrad konnte sich diesem rings um ihn gährenden Geiste unmöglich ganz entziehen. Er verlegte zwar im Jahre 1150, um dieser Bewegung sich nicht einzumischen zu scheinen, seinen Hof von Ulm nach Regensburg. Dennoch klagte der Papst, der König, in dessen Abwesenheit im Morgenlande Fehden und Aufruhr ohne Einschreiten der Kirche in Deutschland ausgebrochen wären, strebe jetzt, das Gute mit Bösem zu vergelten, und denke daran, die heilige römisch-katholische Kirche, die Mutter aller Glaubigen, zu Boden zu werfen.

Konrad schrieb dem Papst, daß es sein Vorsatz sei, sich mit ihm zu besprechen, eben sowohl über den Zustand der römischen Kirche, als über die Erneuerung der Würde des römischen Kaiserthums. Der Papst sah sich in dem Falle, gute Miene zu dem bösen Spiel zu machen, und lud den König selbst zur Römerfahrt ein. Er vertraute wohl auf Wibald, den Priester, der die Kirche nicht fallen ließ, vielleicht auch auf Anderes. Der Schwabenherzog sollte in Deutschland zurückbleiben; seiner Macht und seinem Genie vertraute der König das Reich gegen etwaige Bewegungen des Löwen, seines Schwähers, des Herzogs von Zäringen, und ihrer Anhänger. Er selbst mit dem größten Theile der deutschen Fürsten rüstete sich nach Italien. Zu Bamberg sollten sich die Fürsten sammeln. In dieser Stadt beschlich ihn eine tödtliche Krankheit. Mehr als Ein Zeitgenosse sah darin die Wirkung von Gift, das ihm die Politik Rogers und seiner Verbündeten durch die Hand der italienischen Aerzte, deren Konrad sich bediente, gemischt. Mitten in den Schmerzen der verzehrenden Krankheit ungebeugt, sah er mit dem Heldenmuth, der ihn in seiner ganzen Laufbahn auszeichnete, seiner Auflösung entgegen. Sein zum König gewählter Sohn Heinrich war ein Jahr zuvor gestorben. Sein zweiter Sohn war erst sieben Jahre alt. Er verzweifelte daran, daß dieser Unmündige den Thron erhalten würde, und achtete es seinem Hause und dem Reiche zu besserem Frommen, wenn sein Neffe, der Herzog von Schwaben, ihm auf dem Königsstuhl folgen würde. Darum übergab er ihm mit seinem Sohne die Reichskleinodien, und dieser versprach ihm, als König dem Letztern einst zu den fränkischen Erbgütern das Herzogthum Schwaben und die Anwartschaft auf das Reich zu geben. So starb Konrad der Hohenstaufe, betrauert von Fürsten und

Volk; gerade, als er den Arm nach dem Glanz der römischen Kaiserkrone ausstreckte und dem Herde des neuen politisch-religiösen Geistes sich nähern wollte, plötzlich weggerafft; nachdem er fünfzehn Jahre König der Deutschen gewesen. Er starb im Jahre 1152 am 15. Februar. Die Diener seines Hauses wollten ihn in die Erbgruft zu Lorch bringen; aber die Kirche zu Bamberg ließ sich die Ehre seines Begräbnisses nicht nehmen, und begrub ihn königlich neben dem Grabe des Kaisers Heinrich II., des Stifters des Ortes. Ihm war nur das Vorspiel zugetheilt, aber er kannte die Sonne und bezeichnete sie sterbend, die auf seine Dämmerung folgen würde. Sie hatte ihr leuchtendes Roth schon lange in dieselbe hereingeworfen, und die Stunde war da, wo sie in vollem Glanze über Deutschland, über die Welt aufgehen sollte.

Zweites Buch.

Erstes Hauptstück.

Die Fürsten hatten erkannt, daß des Reiches Steuer in Zeiten des Sturmes in keiner Hand sicherer gewesen wäre, als in Hohenstaufischer. Des sterbenden Königs Empfehlung traf zusammen mit den Gedanken der meisten Fürsten. Viele waren schon zu Bamberg eingetroffen, andere auf dem Wege dahin. Von der Leiche des Königs hinweg, begaben sie sich nach Frankfurt. Am 5. März rathschlagten sie im Römer, dem alten Sitz eines kaiserlichen Hofs, von nun an dem Wahlhaus der deutschen Könige. Der Erzbischof von Mainz streute aus: der Schwabenherzog habe gesagt, wenn auch alle ihn nicht zum König wollten, werde er doch die Krone gewinnen. Diesen bösen Samen sogleich zu ersticken, erwies des Hohenstaufen Freund, der Kölner Erzbischof, die Unmöglichkeit dieser Rede in Friedrichs Munde, und bald war nur Ein Geist im Fürstenrath. Alle Straßen der alten Mainstadt wimmelten von den bunten Trachten aller deutschen Völkerschaften, und als der Herold Friedrich von Hohenstaufen als erwählten König der Deutschen ausrief, erschollen alle Straßen von den Jubelrufen der Bürger und der Krieger; die zufällig anwesenden italischen Großen stimmten freudig ein. Denn Friedrich der Hohenstaufe war längst gefeiert und ein Liebling des Volks; Deutschland hoffte, daß der verderbliche Streit der Welfen und Waiblinger in ihm, der beiden Häusern angehörte, sich enden und er die wankenden Füße des Königstuhles feststellen und mit neuer Herrlichkeit umgeben werde. Der erste Held des letzten Kreuzzuges, der Beschwörer der Zwietracht und des Bürgerkriegs zwischen König Konrad und Welf, der Mann in der Blüthe des einunddreißigsten Jahres berechtigte zu dieser Hoffnung. Seine Persönlichkeit war durch-

aus königlich. Mehr schlank als groß, aber starken straffen Leibes, ein Bild der Gesundheit und der Jugend, gestählt durch Gefahren und jede Kunst der Waffen, über der blendend weißen gewölbten Stirne blonde kurze Locken, unter derselben blaue glänzende Augen, über das feine Gesicht ein frisches Roth gehaucht, ein röthlicher Bart, gekräuselt über dem kräftigen feinen Kinn, die Zähne weiß wie Perlen, die Lippen fein, scharf umrissen, in jedem Schritt der Held, in jeder Bewegung der Fürst, über die ganze Gestalt die Heiterkeit der sich bewußten Kraft ausgegossen — so stand der neugewählte König vor den Augen der Deutschen. Der Geist mit seinen Lichtern und seinen Schatten, der diese Königsgestalt innen bewegte, sollte sich erst entfalten: die Proben, die er schon gegeben, so außerordentlich sie waren, waren nur das Wetterleuchten des tief hinter dem Gebirg hervorrollenden Gewitters.

Zweiundzwanzig Tage nach dem Tode seines Oheims wurde Friedrich der Rothbart zum König gekrönt. Ueber Köln und den Ardennenwald führten ihn die Fürsten in die Krönungsstadt Aachen. In der Kirche der heiligen Jungfrau, die Kaiser Karl der Große gebaut und mit Säulen aus Marmor und Gebilden und Altären aus Silber und Gold prachtvoll ausgeschmückt hatte, und in deren Schooß er ruhte, setzte Arnold, der Erzbischof von Köln, die deutsche Krone auf sein Haupt. Das Tedeum war verstummt, der Erzbischof stand am Altar, auf demselben der Königsmantel, Schwert, Scepter, Krone, der König vor ihm. Der Erzbischof reichte ihm nach der Sitte ein Stück um das andere, das Schwert, den Mantel, das Scepter mit dem üblichen Spruch der Weihe und der Mahnung, und als er des Königs Stirne, Schulter und Schläfe mit dem heiligen Oel gesalbt und der König mit der Krone geschmückt da stand, brach alles Volk in den Glückwunsch „Heil Friedrich dem Ersten!“ aus, daß die Wölbung des Doms und die Gräber der alten Kaiser wiederhallten. Der König nahm seinen Platz auf dem Sitze des Reiches der Franken, auf dem Königsstuhl, der von Karl dem Großen zwischen zwei feine Marmorsäulen in der Kirche aufgestellt war. Aller Augen waren freudig bewundernd auf ihn gerichtet, während das Hochamt am Altare gefeiert ward. Mit dem Schlusse des Amtes erneuerte sich das Jauchzen des Volkes, und aus der freudetrunkenen Menge drängte sich ein tief gebeugter Mann, die Züge von Gram entstellt, zum Königsstuhl, warf sich dem König zu Füßen und rief, die Füße des Thrones fassend: „Gnade und Erbarmen eurem reuigen Diener,

der, seit ihr ihn mit Recht verstoßen, ruhelos in der Welt umirrte." Ein Strom von Thränen erstickte seine Stimme. Es war ein ehemaliger Diener des Königs, aus der Zeit, da er noch Herzog war, den er wegen schwerer Vergehen entlassen, und der durch die Freude dieses Tages Friedrichs Strenge sich gemildert hoffte. Die Umstehenden standen überrascht, gerührt, der König aber saß streng und ernst auf seinem Stuhle. „Ich verstieß dich, sprach er, nicht aus Haß, sondern aus Rücksicht auf Gerechtigkeit, darum widerrufe ich es nicht." Selbst die nahestehenden Fürsten baten für den Unglücklichen, aber nicht der Fürsten Fürbitte, nicht das sonst jede Seele zur Milde stimmende Lächeln des Glücks, nicht die allgemeine Freude eines solchen Festes vermochten den König zu bewegen. Unerhört ging der Unglückliche von dem Unerbittlichen hinweg. Was der König hier zeigte, war der eiserne, strenge Charakter, wie er nöthig war, die auseinander fallenden Elemente des deutschen Reiches festzuhalten; aber es war auch derselbe, der später unerweicht und ungerührt über Mailands herrliche Stadt den Pflug zog und so viele schönen Städte in Schutt und Asche wandelte.

Zweites Hauptstück.

Gedanken, die er lange in sich getragen, stiegen mit dem neuen König auf den Thron: ein Plan, dessen Durchführung er sich zur Aufgabe seines Lebens setzte. Karl der Große war das Ideal, das Friedrich der Rothbart sich an das Ziel seiner Königslaufbahn stellte. Wie unter jenem ersten großen Kaiser der Deutschen, so sollte unter ihm das Reich in geistlichen und weltlichen Dingen und besonders in seiner Grenzausdehnung wieder werden. Italien, die Weltstadt Rom mit dem Zauber der Kaiserkrone und der alten, zu erneuernden Weltherrschaft wichen nicht aus seiner Seele. Von Aachen aus sandte er eine glänzende Gesandtschaft nach Italien, um seine Thronbesteigung zu verkünden. „Zwei Gewalten, schrieb er an den Papst, sind es, durch welche hauptsächlich die Welt regiert wird, die heilige Autorität der Päpste und die königliche Macht. Wir sind bereit, unter den Gehorsam aller Priester des Herrn in Demuth unsern Hals zu beugen, und die Feinde des heiligen Stuhles sollen unsere Feinde, seine Freunde unsere Freunde sein."

Von Aachen nach Utrecht geeilt, wo eine streitige Bischofswahl Unruhen erregt hatte, stellte er leicht die Ordnung her, ebenso in dem fehdebewegten Sachsen, wo er um Pfingsten zu Merseburg den ersten Reichstag hielt. Heinrich der Löwe und Albrecht von Brandenburg stritten sich um die Erbschaft des Grafen von Winzenburg. Der König sprach sie dem Löwen zu, und beruhigte den Brandenburger mit dem Erbe des kinderlos auf dem Kreuzzug gebliebenen Grafen von Plötzke. Es mußte dem Könige daran liegen, die Seele seines Vetters, des zweiundzwanzigjährigen Löwen, für sich zu gewinnen. Er war ihm nothwendiger als Alle auf dem Zug nach Italien. Um den Sachsen die Hoheit seines Königthums zu zeigen, lud er den Dänenkönig Sweno nach Merseburg. Dänemark war vom Bürgerkrieg lange zerfleischt. Kanut und Sweno kämpften um die Krone. Für diesen war Seeland, für jenen Jütland. Kanut, durch Swenos Siege vom dänischen Boden verjagt, wandte sich an den deutschen König um Hülfe, und bot als Preis dafür, die Krone der Dänen als Lehen des Reiches zu empfangen. Sweno und der deutsche König waren Waffenfreunde, vom Hofe des Königs Konrad her, an welchem sich, als einer Schule der Ritterlichkeit, Sweno früher aufgehalten. Um so argloser kam er Friedrichs Einladung entgegen, die Erinnerung der alten Freundschaft schlug in ihm jedes Bedenken nieder. Friedrich begrüßte ihn in Merseburg auf das Freundlichste. Dann vermittelte er den Streit um die Dänenkrone dahin, daß Sweno allein die Krone und das Reich der Dänen, aber als Lehen des deutschen Thrones, erhalten solle, Kanut dagegen als Vasall Swenos die Insel Seeland als Afterlehen. Diesen Spruch drohte Friedrich nöthigenfalls mit den Waffen auszuführen. Sweno war überrascht, seinen Glauben an des Königs Freundschaft so bitter getäuscht zu sehen. Aber mitten in Deutschland, fern von seinem Volke, in der Gewalt des deutschen Königs, gab Sweno nach. Kanut entsagte eidlich mit erhobenem Schwert der Krone, und Sweno trug, wie einst Magnus, Kanuts Vater, vor Kaiser Lothar, selbst gekrönt, am Pfingstfeste bei feierlichem Aufzug, dem König Friedrich I. das königliche Schwert vor. So zeigte Friedrich den Sachsen den Glanz seiner Hoheit durch die Demüthigung des Freundes. Heimgekehrt, weigerte sich dieser, den hinterlistig erzwungenen Vertrag zu halten; er entschädigte Kanut, aber nicht mit Seeland, sondern mit weit auseinander liegenden, und jedes Mittelpunkts entbehrenden Gütern, um ihn sich ungefährlich zu machen. Friedrich

aber hatte durch seinen Ausspruch die Zwietracht in Dänemark nicht beschwören, sondern fortnähren wollen, um es unfähig zu machen zu irgend einer gefährlichen Bewegung nach Außen, und so Heinrich dem Löwen, dem Nachbar desselben, den Vorwand von dieser Seite abzuschneiden, die Mitfahrt nach Italien zu weigern.

Friedrichs Politik in dieser Sache zeigte sich in keinem schönen Lichte: wäre sie wenigstens doch groß gewesen! Wollte Friedrich, wie er es that, der Freundschaft nicht achten, so war der günstigste Zeitpunkt, den scandinavischen Norden ganz mit dem deutschen Reich zu vereinen, dem Bürgerkrieg mit starker Hand ein Ziel zu setzen, und so den Dänen das Glück des Friedens und der Ordnung nnd alle Vortheile der Einverleibung in ein großes Ganzes, dem deutschen Reiche einen edeln Stamm, derb, kernhaft, unternehmenden Geistes, seine ihm von Natur angewiesene Grenzausdehnung, eine breite Meeresküste und Hafenplätze, und mit ihnen Welthandel, Reichthum und Bildung zu geben.

Aber nicht die Inseln und Küsten des Nordens, der Süden, Italien und seine Meere, waren der Magnet, der Friedrichs Seele anzog. Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte des germanischen Volkes, daß der Geist desselben keinen Zug fühlt nach seiner Wiege, dem Norden, sondern von jeher trieb es und treibt es die deutsche Phantasie und Sehnsucht nach dem Süden. Es sind nicht bloß die materiellen Verhältnisse, die Reize der Natur und des Reichthums Italiens und seine unschätzbare geographische Lage, was die deutschen Könige nach Italien lockte: es zieht den Deutschen vielmehr dahin wie ein romantisches Bedürfniß. Man schleppe das ganze Pantheon der Kunst aus Italien in den Norden und es wird dennoch die Sehnsucht der deutschen Künstler und Dichter nach dem Süden sich gezogen fühlen, wo der Himmel blauer, die Luft sanfter, das Leben schöner sich zeigt. Im Hause der Hohenstaufen besonders ist es, als hätte sich in ihnen mit dem Bedürfniß der Politik diese romantische Sehnsucht nach den hellen, heitern Regionen der südlichen Natur und Kunst bis zur unbesieglichen Leidenschaft verschmolzen. Es ist, als ob sie in einem Zauber befangen, fast nirgends Ruhe fänden, als unter den Lorbeern und Myrthen Italiens, in den weich kühlenden Lüften seiner Meeresküsten.

Italien und Heinrich der Löwe, dieser und jenes in engster Beziehung, beschäftigten auch jetzt nur Friedrichs Seele. Was er konnte, that er darum für „seinen geliebten Heinrich" den Herzog der Sachsen.

Im Vertrauen auf diesen Eifer des Königs für ihn und auf sein gutes Recht, trat dieser noch zu Merseburg vor ihn, und forderte das ihm während seiner Unmündigkeit entzogene Erbe seines Hauses, das Herzogthum Bayern, zurück. Er beschwor ihn bei Recht und Gerechtigkeit, bei den Banden des Bluts und der Freundschaft, und der König fühlte wohl das Unrecht, das Konrad dem jungen Löwen gethan: hätte sein Herz nicht für ihn gesprochen, sein eigener Vortheil sprach laut genug für die Bewilligung dieses Anspruchs. Aber der, welchem er das Herzogthum nehmen sollte, um es seinem geliebten Vetter Heinrich zu geben, war sein eigener Oheim. Er sann hin und her, das Schwierige auszugleichen. Die Stimme der Freundschaft für Heinrich, das Ideal seiner Sehnsucht, Italien, ließen die Einreden und Bedenken der Politik über das Gefährliche der Vereinigung zweier so großer Herzogthümer in einer solchen Hand nicht in ihm aufkommen. Zu Ende des Juni 1152 verlegte er seinen Hof nach Regensburg. Hier trafen ihn seine aus Italien rückkehrenden Gesandten mit angenehmer Botschaft. Hier suchte er die Fürsten zu einer Heerfahrt nach Ungarn zu bestimmen, um diese Lande zur Krone des deutschen Reiches zurückzubringen, und aus denselben eine Entschädigung wegen des an den Löwen abzutretenden Herzogthums Bayern für seinen Oheim zu bilden. Die Fürsten gingen nicht darauf ein. Auf einem Reichstag zu Würzburg sollte nun der Streitpunkt ausgeglichen werden. Der Herzog von Bayern, im Besitz des Landes, folgte weder dieser noch den andern Ladungen, und zu Goslar sprach ihm darum der Reichstag das Herzogthum ab. Zum Danke gelobte der Löwe dem König die Fahrt nach Italien. Dasselbe hatten die andern Fürsten schon früher auf dem Tage zu Würzburg gethan. Für seinen Plan mit Italien, als für eine Sache des Reichs, die Fürsten zu gewinnen, boten ihm unteritalische Flüchtlinge die schönste Gelegenheit. Aus ihren Herrschaften vertrieben, erschienen zu Würzburg der Fürst Robert von Capua und andere Große, Vasallen des deutschen Reiches. Sie warfen sich dem Könige zu Füßen und riefen mit lautem Wehklagen die Hülfe des Reiches an. Für die Ehre der deutschen Krone und zur Rettung dieser Unglücklichen sagten die Fürsten die Heerfahrt nach Italien binnen zwei Jahren eidlich zu. Um auch die höhere Geistlichkeit für den Zug zu gewinnen, ließ er es sich gerne gefallen, daß der Papst durch Gesandte die Bischofssitze von Unbrauchbaren reinigte. Unter den Abgesetzten waren theils solche, welche entweder durch Alter untauglich

oder Friedrichs Planen im Wege waren: an die erledigten Stellen wußte der König im besten Einverständniß mit den Kardinälen nur seine Anhänger zu bringen. Als die Kardinäle auch gegen den Bischof von Magdeburg und einige andere Freunde des Königs einschreiten wollten, verbat er sich dies und zwang sie, nach Italien zurück zu gehen. Der Papst wollte dagegen den von Friedrich eingesetzten Bischof von Magdeburg nicht anerkennen; er sandte einen neuen Legaten mit strengen Vollmachten. Als dieser Einiges gegen den Wink des Königs vornehmen wollte, empfand er die höchste Ungnade desselben, und sah sich gezwungen, unverrichteter Dinge unrühmlich wieder nach Hause zu gehen. Der Aerger tödtete ihn unterwegs, der König aber setzte die Anerkennung seines Bischofs vom Papste durch. Dadurch stieg nicht bloß in weltlichen, sondern auch in Kirchensachen sein Ansehen und sein Anhang ungemein. Papst Eugen suchte in dem König eine Stütze, seine Lage den Römern gegenüber zwang ihn dazu, und er wußte, daß er in Friedrich keinen Freund der neuen Lehre und der Freiheit zu fürchten hatte. Als der König im März 1153 zu Konstanz Hof hielt, ward zwischen ihm und dem Papste ein feierliches Bündniß geschlossen. Der König versprach, ohne Wissen und Willen des Papstes mit den Römern keinen Frieden zu schließen, sondern mit Macht dahin zu arbeiten, die Römer wieder unter das Joch ihres Herrn, des Papstes, zu bringen, mehr, als sie es seit hundert Jahren gewesen; mit Roger von Sicilien ohne den päpstlichen Stuhl keinen Frieden zu schließen, und dem griechischen Kaiser keinen Fußbreit italischen Landes zu überlassen. Der Papst versprach, den König ohne Zaudern zum Kaiser zu krönen, für ihn, als seinen geliebtesten Sohn, Alles zu thun, und seine Feinde, wenn er es verlange, selbst mit dem Bannfluch zu belegen.

So freundlich verbrüdert war in diesem Augenblick Königthum und Priesterherrschaft. Der König wünschte die Scheidung von seiner Gemahlin Adelheid, des Markgrafen von Vohburg Tochter, und die päpstlichen Legaten lösten gefällig das eheliche Band.

Drittes Hauptstück.

In der Lombardei hatte Mailand im Laufe der letzten Jahrzehende eine Höhe der Macht erreicht, die für ihre Freiheit zu bürgen schien. Gewaltige Mauern und hundert Thürme, die Zahl, die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe seiner Bürger schirmten es: seine Gewerblichkeit und sein Handel bildeten eine immer ergiebigere Quelle seines Reichthums, sein Reichthum bot ihm unerschöpfliche Mittel zum Widerstand gegen Angriffe von Außen. Drei Klassen zählte die Bürgerschaft, aber lauter Freie: höhern und niedern Adel, welcher vom Lande in die Stadt zu ziehen und in die Bürgerschaft einzutreten sich genöthigt gesehen; die Freisassen oder Ehrbaren, welche die Gesellschaften der Handelsherren, Banquiers, der Kapitalisten und der Künstler in sich begriffen; zuletzt die gewöhnlichen Gewerke und Betriebe, deren Glieder theils Freisassen, theils ehemals Leibeigene waren. Aber selbst der unterste Bürger war waffenfähig und waffenkundig, und kein Handwerk schloß von der Ritterwürde aus. So wurzelte der Geist der Freiheit sicher in den Waffen und in der Kraft des ganzen Volkes. Alle Freistaaten des Alterthums, die griechischen, Sparta und Athen, wie das ewige Rom, sind dadurch zum Anfang ihrer Macht gelangt, daß sie sich eine ausgedehnte, selbstherrliche Markung eroberten. Bei allen wurde der Tempel der eigenen Freiheit über den Trümmern der Freiheit der ihnen zunächst erreichbaren Gauen aufgebaut. Die Politik dieser Freistaaten nahm sich Mailand zur Richtschnur.

Nach vierjährigem, verheerendem Kampfe erstürmten die Mailänder im Jahr 1111 die Mauern von Lodi und zerstörten die Stadt von Grund aus. Die Bürger wurden in sechs offene Flecken vertheilt und mit aller Härte des Siegers fortan im Druck gehalten. Zehn Jahre lang kämpften die Mailänder gleichfalls gegen die freie Stadt Como am Fuße der Alpen. Die Comeser vertheidigten sich mit wahrhaft antikem Heldenmuth. Als im Jahr 1127 ihre Mauern wankten, als der Kern ihrer Bürgerschaft gefallen war, und nur Kranke, Greise und Kinder und ein kleines Häuflein von Kampferschöpften übrig war, fielen sie um Mitternacht heraus auf die Mailänder, während ihre Weiber und Kinder, und was sie Kostbares hatten, heimlich zu Schiff ins fremde Land hinüber fuhren. Sie schlugen die Mailänder zurück, schifften sich selbst

ein und gelangten unbemerkt in das unbezwingliche Felsenschloß Viko. Die Mailänder fanden erstaunt die leere Stadt. Sie bewogen die Geflüchteten zur Rückkehr unter vortheilhaften Bedingungen; aber Como verlor seine Mauern und blieb fortan Mailand unterthan.

In Lodi und Como lebte mit dem Druck der Mailänder das Gedächtniß und die Sehnsucht der verlorenen Freiheit fort. Zweiundvierzig Jahre waren vergangen; Wenige lebten, die den Untergang der Freiheit gesehen, fast Keiner mehr, der im unabhängigen Vaterland in der Versammlung des Volks mit berathend, das Süße der Freiheit selbst in sich erlebt hatte. Aber wie das Gedächtniß ehemaligen Fürstenthums, wie die Erinnerung des Adels der Ahnen von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt, so pflanzt sich das Andenken und der Schmerz des verlorenen Vaterlandes und der Freiheit, wie eines köstlichen, von der Gunst der Zukunft wieder zu gewinnenden Erbes, in einem unterdrückten Volke vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel.

Als Friedrich zu Konstanz Hof hielt und zu Gerichte saß, waren zufällig zwei Bürger aus Lodi in Geschäften des Konstanzer Bischofs in der Stadt. Sie sahen, wie der König unparteiisch Gerechtigkeit übte. Der Gedanke auf des Königs Beistand war oft in der Seele der Unterdrückten in Italien aufgestiegen; aber Lothar und Konrad hatten diese Hoffnung zu Nichte werden lassen. Dieser Gedanke erwachte lebhafter, als je, jetzt in den beiden anwesenden Bürgern aus Lodi. Aus den Trümmern ihres früheren Glücks hatten sich die Bürger der sechs Flecken nach und nach wieder zu einiger Wohlhabenheit erholt. Der Markt ihres Fleißes wurde bald so zahlreich fast, als der frühere, von den benachbarten Städten besucht. Da erwachte Besorgniß in den Mailändern über diesen wachsenden Wohlstand, sie fürchteten in ihm die Quelle des Selbstgefühls und des Strebens nach Freiheit. Sie zwangen die von Lodi, den Markt von ihren Wohnungen weit hinweg in das freie Feld zu verlegen und schnitten dadurch demselben den Lebensnerv ab. Die beiden Bürger aus Lodi glaubten den Augenblick gekommen, für ihr Vaterland etwas zu thun. Sie nahmen zwei große Kreuze, drängten sich durch die Reihen der Herren und Fürsten, warfen sich damit dem Könige zu Füßen und flehten weinend des Königs Gerechtigkeit an. Ueberrascht hieß der König sie aufstehen und reden. Der eine, der deutschen Sprache mächtig, schilderte in Worten und Tönen, wie sie die Vaterlandsliebe ihm eingab, feurig und alle Herzen bewegend,

die Ungerechtigkeit der Mailänder und das Loos seines zertretenen Vaterlands. Der König ergriffen, aufwallend von edlem Triebe, diktirte alsbald seinem Kanzler ein königliches Gebot an die Mailänder: Die von Lodi wieder in ihre alten Rechte einzusetzen und sich der angemaßten Herrschaft zu begeben. Mit diesem Befehl eilte ein königlicher Abgeordneter, Schwigger von Aspermont, über die Alpen, ihm voraus die beiden Bürger. Die von Lodi erschracken über das Geschehene: sie sahen sich wehrlos der Rache Mailands preisgegeben. So lange war kein deutsches Heer in Italien mehr gesehen worden, in den Städten desselben war nicht nur aus der Verwaltung und der Verfassung fast jede Spur der königlichen Rechte, sondern auch aus der öffentlichen Meinung jeder Rest von Furcht vor dem König, jede Hoffnung auf ihn ausgelöscht. Die Bürger von Lodi flehten den königlichen Abgeordneten, das königliche Machtgebot in ihren Händen zu lassen; damit es erst, wenn der König zu ihrem Schutz mit Heeresmacht auf italischem Boden stehe, an die Mailänder gelange. Schwigger aber wußte, daß er des Königs Befehl befolgen mußte, er ging nach Mailand.

In Mailand herrschte, wie gewöhnlich in Staaten, die unvermuthet und in kurzer Zeit aufblühen, stolzes Selbstgefühl, ein gewisser Uebermuth. An Befehle eines Königs waren sie nicht gewöhnt: sie hatten lange keinen gesehen. Die Konsuln der Stadt luden Schwigger vor die Volksversammlung, das Schreiben wurde vorgelesen. Der Herrscherton des Königs, welcher freie Bürger ungehört, ohne alle Rechtsform verurtheilte, erregte lauten und allgemeinen Unwillen. Die Schrift wurde dem Herold aus den Händen gerissen und mit Füßen getreten. Das Volk wüthete und Schwigger entzog sich seiner Wuth durch schnelle heimliche Entfernung aus der Stadt. Die von Lodi, in Todesangst vor der Rache der Mailänder, sandten Weib und Kind und Habe nach Cremona oder Pavia, und wachten entweder schlaflos des Nachts in ihren Wohnungen, jeden Augenblick eines Ueberfalls der Mailänder gewärtig, oder zerstreuten sie sich in die Wälder. Die Mailänder aber ließen sie in Ruhe, es fiel ihnen nicht ein, das Schwert gegen die Angstvollen zu ziehen.

Als Friedrich die Vorgänge in Mailand hörte, entbrannte er, und mit ihm die deutschen Fürsten, im heftigsten Zorn. Friedrich sah darin Empörung und Hochverrath. Der junge König war erfüllt von der göttlichen Machtvollkommenheit seines Königthums. Wie Karl der Große

sein Ideal war, so haftete er mit ganzer Seele in der alten privilegirten Herrlichkeit des Lehenwesens und der auf dieses gegründeten Krongewalt. Das wahre Königthum, wie es seiner Zeit entsprach, der Geist seiner Zeit war ihm noch nicht aufgegangen. Alle Vorurtheile des Adels verblendeten auch noch sein Urtheil. Der Begriff des freien Bürgers war ihm ein Unding, der Geist der Freiheit ihm in tiefster Seele verhaßt, und galt ihm als strafwürdigstes Verbrechen. In seinen Augen galt außer der Krone nichts für edel und frei, als der Ritter; alles Andere galt als Knecht, und nur der Knechtschaft würdig. So hart diese Schilderung des gefeierten Rothbarts klingen mag, sie ist die einzig wahre für seine erste Zeit: schwere, bittere Erfahrungen ermäßigten erst spät seine weltherrischen Ansichten und Leidenschaften. Der edle Bischof Otto von Freisingen repräsentirt den ganzen Geist, der damals die Fürsten und Herren beherrschte. Wenn König Friedrich von den freien Bürgern der italischen Städte nur als von „Knechten spricht, deren Wohnungen und Burgen mit Recht zerstört werden müssen," so nennt Otto, empört darüber, daß in jenen Städten Handwerker die Waffen und die Ritterwürde tragen, die edeln mechanischen Gewerke eine „verächtliche Handthierung" und die Bürgerschaft, welche diese treibe, „eine Pest."

Der Rothbart brannte, diesen Geist der freien Städte zu ersticken, der ein Blatt um das andere aus dem Kranze des unumschränkten Königthums, und aus der in seinen Augen herrlichen Kette der Feudalität, welche die leibeigene Welt an die Krone befestigte, ein Glied um das andere trotzig auszubrechen drohte. Auch war der gewaltige Normannenkönig Roger in Unteritalien gestorben. Sein Nachfolger Wilhelm I. hatte weder den Geist noch den Charakter seines Vaters. Es schien leicht, jetzt die Rechte des deutschen Königs auf Neapel und Sicilien geltend zu machen. Aus allen diesen Gründen beeilte Friedrich die Heerfahrt nach Italien. Auf dem Lechfelde bei Augsburg sammelten sich um ihn in den ersten Tagen des Oktobers 1154 die Fürsten und Herren mit ihren Schaaren. Es erschienen nicht alle, die die Fahrt gelobt hatten, und die Streitmacht, womit Friedrich Italien bezwingen wollte, war nicht sehr bedeutend. Ueber Brixen, Trident, längs den Ufern des Gardasees ging der Zug. Das Heer war so wenig mit Lebensmitteln versorgt, daß das Kriegsvolk im Gebirge schon aus Mangel selbst Klöster und heilige Stiftungen plünderte. Um die Geistlichen und den Himmel zu versöhnen, erhob Friedrich am Gardasee eine Geldsteuer

vom Heere, die den Beschädigten zugesandt wurde, und im November schlug er sein Lager auf der großen Ebene von Roncaglia, an der linken Seite des Po zwischen Piacenza und Cremona. Hier pflegten einst die Salier auf ihren Heerfahrten nach Italien zu lagern. Hier stellte er nach alter Sitte auf hoher Stange den Königsschild aus, und der Herold rief die Lehensträger der Krone öffentlich auf, welche in der nächsten Nacht bei dem Könige die Wache halten sollten. Die Fürsten forderten ihre Vasallen zum gleichen Dienste für sich durch Herolde auf. Die Lehensträger, die nicht erschienen und als wider Willen der Lehensherren abwesend sich fanden, wurden am folgenden Tage ihrer Lehen verlustig erklärt. Unter den Weltlichen war der ausgezeichnetste Albrecht der Bär, unter den Geistlichen der Erzbischof Hartwig von Bremen und der Bischof Ulrich von Halberstadt. Widerspenstig wegen der zu Gunsten Heinrich des Löwen gefallenen Entscheidung über Bayern hatten sie sich der Heerfahrt entzogen. Vordem fanden sich die italischen Vasallen im ersten Lager, das der König auf italischem Boden schlug, ein; diesmal erschien nur einer, der Markgraf Wilhelm von Montferrat. Er war der einzige Große, der sich bis jetzt gegen den Verband der freien Städte gehalten hatte. Alle andern von höherem oder niederem Adel in Oberitalien waren Bürger der Städte geworden, die zuvor von ihnen abhängig gewesen waren. Statt der Herzoge, Markgrafen, Grafen und Barone mit ihren glänzenden Gefolgen erschienen diesmal im Lager des Königs die einfachen Bürgermeister und Aeltesten der Städte. Diese lebendige Gegenwart des Siegs der Volksgemeinden über den Adel, der von diesem so tief verachteten Gewerbsamkeit über das stolze Ritterthum, konnte das Selbstgefühl und das Vorurtheil des ersten Ritters, des Königs, wie des letzten, des Besitzers der kleinsten Burg, nicht anders als unangenehm berühren. Sie sahen hier mit Augen in den freien Städten das Grab des Ritterthums. Wilhelm von Montferrat und der Bischof von Asti machten vor dem Könige die Leichenredner der alten, durch die Städte untergegangenen weltlichen und geistlichen Feudalherrlichkeit, und reizten die Abneigung des Königs gegen die Volksfreiheit bis zum Haß und Grimm gegen den trotzigen Bürgergeist. Die Gesandten der Städte Pavia und Cremona verklagten selbst ihre freie mächtige Schwesterstadt Mailand, aus Eifersucht und Neid wütheten die Städte selbst gegeneinander, und Mailands Vergrößerungssucht gab Stoff genug zu Klagen, auch die Konsuln von Lodi und Como erschienen und klagten

ihr Elend und Mailands Uebermuth. Ein Schlüssel feinsten Goldes, den sie dem König einhändigen ließen, schloß ihren Klagen die Thore des königlichen Herzens weit auf.

Bewundernswerth ist die Klugheit, womit sich die Mailänder gegenüber dem Könige benahmen. Dieser verlangte von Lodi den Huldigungseid. Die von Lodi sagten: sie seien Unterthanen von Mailand und ohne Erlaubniß dieser Stadt, ihrer Herrin, wagen sie dem Könige nicht den Eid der Treue zu schwören. Sie fragten in Mailand an. Der Falle ausbeugend, antwortete die Stadt, es werde ihr sehr lieb sein, wenn Lodi dem Könige huldige. Wie die andern Städte, säumten auch die Mailänder nicht, dem Könige, wie es gewöhnlich war, ihr Geschenk entgegen zu schicken. Ihre Konsuln, Obert von Orto und Gerhard der Schwarze, überreichten ihm ein goldenes Weinfaß, angefüllt mit Goldstücken. Aber der Glanz des Goldes war nicht stark genug, den Haß, der in Friedrichs Seele gegen Mailand gährte, nieder zu zaubern. Mailand war damals im Kriege mit Pavia. Der König befahl augenblickliche Niederlegung der Waffen auf beiden Seiten und Auslieferung der beiderseitigen Gefangenen an ihn. Es geschah. Die Mailänder boten viertausend Mark Silber, wenn der König Lodi und Como ihnen zuspräche. Mit Verachtung wies dieser das Anerbieten zurück. Italische Zeitgenossen behaupten, Pavia, die Todfeindin Mailands, habe den König ebenfalls durch Gold für das Gegentheil gewonnen. Friedrich erklärte, ehe er seine Entscheidung über Como und Lodi gebe, wolle er Novara näher rücken, und befahl den Konsuln Mailands, ihm den Weg dahin zu weisen. Für den niedern Dienst der Wegweiser konnte der König Leute genug finden und der Markgraf von Montferrat und der Bischof von Asti waren in seinem Hauptquartier, die ihm aus ihrem Gefolge treue Wegweiser abgeben konnten. Geduldig ließen Mailands Konsuln sich die Kränkung des Königs gefallen, der sie zum Knechtsdienst des Wegweisers zwang. Sie schlugen ihm für seine Fahrt den kürzesten Weg vor. Dieser zog sich fast in gerader Linie über Landriano, Rosate und Trecale bis zur Brücke des Tizino. Von Mailand kamen allerlei Händler mit Lebensmitteln, um dieselben dem Heere zu verkaufen. Aber das zügellose Kriegsvolk plünderte sie aus. Aus Furcht vor der Raubsucht der Deutschen flohen die Landleute mit Lebensmitteln, Vieh und aller Habe, die Gegend war ohnedies durch den Krieg zwischen Pavia und Mailand verheert. In dem ersten Nachtlager von Landriano

fand das Heer aus diesen Gründen kaum das Nothdürftige. Am zweiten Tage fielen solche Regengüsse, daß der weite Zug fast unmöglich und das ganze Heer wüthend auf die mailändischen Konsuln wurde, die doch weder an dem Wetter, noch an dem durch die Raubsucht der Deutschen und die unwegsam gewordenen Straßen herbeigeführten Mangel an Lebensmitteln Schuld hatten. Das, was sie von Mailand an letztern Platz bestellt hatten, war nur für eine Mahlzeit berechnet. Durch die unvorhergesehenen Regengüsse wurde aber das Heer achtundvierzig Stunden an einem Orte festgehalten, so stieg die Noth und mit ihr die Erbitterung des Heeres und des Königs. Die Konsuln wurden beschuldigt, das Heer arglistig in diesen öden Gegenden umhergeführt zu haben, um es aufzureiben. Gleich nach der Uebergabe der Gefangenen hatte Friedrich die Gefangenen freigelassen, die von Mailand zurückbehalten. Jetzt wurden diese Unglücklichen von den wilden deutschen Soldaten an die Schweife der Pferde gebunden und durch Koth und Pfützen fortgeschleppt. Den Konsuln gebot der König, das mailändische Schloß Rosate, wo fünfhundert Bewaffnete in Besatzung lagen, und vor welchem der König lagerte, sogleich zu räumen, und Alles, was darin sei, ihm und seinen Rittern zu überliefern. Die Konsuln gehorchten, die Besatzung zog aus. Der Schrecken vor den wilden deutschen Schaaren bewog die nun wehrlosen Bewohner der Feste, der abziehenden Besatzung zu folgen. Auch den Konsuln gebot der König, das Lager zu verlassen, wenn sie seinem Zorn entgehen wollten. Unter herzzerreißendem Jammergeschrei zogen die Bürger von Rosate mit Weib und Kind ab. Es war Winter, schon brach die Nacht ein, der Regen fiel in Strömen vom Himmel, nichts von ihrer ganzen Habe hatten sie mitnehmen dürfen. Mit Tagesanbruch besetzten die Deutschen die Festung, plünderten alle Vorräthe und stärkten sich darin von den erlittenen Drangsalen. Einige Ritter streiften bis an die Thore von Mailand und verwundeten oder fingen, was ihnen begegnete, und als der König von Rosate aufbrach, ließ er Stadt und Burg in Flammen aufgehen. Die Mailänder bestürzt, suchten den Zorn des Königs zu besänftigen, die Weiber von Rosate, ihre frostschauernden Kinder auf dem Arm, die Männer, die all' das Ihre verloren hatten, bezeichneten, heulend und Rache fordernd, in der Volksversammlung zu Mailand den Konsul Gerhard, als den, der den Zorn des Königs gereizt, und alle Schuld des Unglücks trage. Die Menge warf sich auf den Palast desselben und machte ihn dem Boden gleich.

Sie meldeten dem Könige, wie sie den Konsul bestraft haben; aber dieser achtete darauf nicht und rückte bis an den Tizino vor, um ihnen größere Schläge beizubringen. Einen Angriff auf die Stadt selbst wagte er nicht. Sie war zu fest und zählte sechzigtausend waffentragende Männer. Ihre Zeit nannte sie die Löwin unter den Städten, und bezeichnend für den Geist der Vaterlandsliebe in ihr ist es, daß Gerhard, erhaben über den Undank seines Volkes, der Zerstörung seines Hauses nicht achtend, gleich warm und unermüdet seinem Vaterland fort diente. Ueber die Umgebungen ließ der König plündernd seine Schaaren sich ergießen, nahm und verbrannte zwei befestigte Brücken über den Tizino und erstürmte, plünderte und zerstörte die festen und schönen Burgen Trecale und Galiate, für Mailand die Schlüssel in das Gebiet von Novara.

Die Mailänder versuchten durch eine neue Gesandtschaft den König zu besänftigen und boten ihm abermals große Summen. Friedrich nannte sie arglistige, treulose Betrüger, voll Trotz und Tücke, mit denen er nichts zu thun haben wolle; er gebot ihnen schleunigst seinen Hof zu verlassen, mit der Erklärung, daß er ihnen nicht mehr traue, und daß er in keinen Frieden oder Vertrag sich mit ihnen mehr einlassen werde, wenn sie nicht wegen Lodi und Como ohne Verzug ganz sich ihm unterwärfen. Auf dieses versahen die Mailänder ihre Stadt auf lange mit Lebensmitteln und rüsteten sich zum Widerstand in allen ihren Plätzen, falls das Gewitter, das jetzt an ihnen vorüber getobt, sich wieder auf ihr Gebiet zurückwerfen sollte. Nach der Feier des Weihnachtfestes zog der König von Novara durch Vercelli und Turin, lauter freie Städte, aber als Feinde Mailands bei dem König in Gnaden, und ging über den Po auf Chiari und Asti los. Die Bürger beider Städte hatten sich geweigert, dem Markgrafen von Montferrat Genugthuung zu leisten, und waren für Reichsfeinde erklärt worden. Als sie die Wettersäule, die mit flammender Verheerung ihren Zug durch das Mailändische bezeichnet hatte, gegen ihre Mauern sich bewegen sahen, flohen sie in's Gebirge. Der König plünderte, schleifte und verbrannte ihre Städte.

Von da zog er auf Tortona. Diese Stadt war Mailand befreundet und mit demselben im Bunde gegen Pavia. Unter den Trümmern von Asti klagten Pavias Gesandte vor dem Könige, daß sie von Tortona mehr zu leiden haben, als von Mailand, da ein großer Theil ihres Gebiets auf der Südseite des Tizino und des Po, also den Verwüstungen Tortonas zunächst liege. Der König gebot denen von Tortona, sogleich

dem Bunde mit Mailand zu entsagen und sich in seine Gewalt zu geben. Die Tortonesen erklärten, es sei in Tortona nicht Sitte, alte Freunde in der Noth zu verlassen, und der König erklärte sie als Majestätsverbrecher und Reichsfeinde.

Tortona, durch Natur und Kunst fest, fürchtete Astis und Chiaris Schicksal nicht. Fast am Fuße der ligurischen Alpen, auf einem Hügel erbaut, der wie ein Vorposten von dem Gebirge sich ablöst, schaute die steile Felsenburg trotzig, wie von einer Warte herab, in die Ebenen von Mailand und Pavia; hart unter ihren hohen und gewaltigen Mauern und Thürmen lag die untere Stadt. Auf die Kunde von Tortonas Gefahr sandten ihre Freunde schleunige Hülfe, doch erreichten nur einige ligurische Barone, darunter der Markgraf Obizzo Malaspina und dreihundert mailändische Reiter und Bogenschützen die Stadt, ehe sie eingeschlossen wurde. Des Königs stürmischer Zorn hatte seinen Bruder Konrad, den Herzog Berthold von Zäringen und den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, des Reiches Bannerträger, vorausgeschickt, um die Stadt zu erforschen, er selbst konnte erst drei Tage nachher ihnen folgen. Als wollte der Himmel selbst ihm Zeit und Gelegenheit geben, seinen Zorn abzukühlen, strömte unendlicher Regen herab und der Tanaro überschwemmte alle Wege. Erst am vierten Tage vermochte er mit großer Mühe über den Fluß zu setzen. So hatten die Tortonesen Zeit, mit allem aus der untern Stadt in die obere sich zurück zu ziehen.

Die untere Stadt, nur zum Schein vertheidigt, wurde beim ersten Anlauf genommen. Die Stärke der Felsen, welche freie Bürger vertheidigten, sollte der König erst kennen lernen. Er selbst lagerte gegen die Abendseite der Stadt und gegen den Tanaro, Heinrich der Löwe in der untern Stadt gegen Mittag, vor der Burg das städtische Heer Pavias gegen Morgen und Mitternacht, auf der Seite ihrer eigenen Stadt. Ein großer Graben wurde gezogen, der Tortona von aller Verbindung mit dem Lande abschnitt.

Wie in einem einzigen Kerker sahen sich die Belagerten von dem königlichen Heere eingeschlossen. Vor ihren Augen stand ein Galgen aufgerichtet, der jeden erwartete, der in des Königs Hände fiel. Die manchfaltigsten Maschinen und Sturmwerkzeuge waren in Thätigkeit, jede Lücke der Burg von den Schützen beobachtet. Der König versuchte Alles, um nicht vor diesen Felsen an dieser Handvoll Bürger zu Schanden zu werden. Seine Wurfmaschinen waren so gut, daß ein abge-

schnelltes Felsstück mitten in der Burg vor dem Eingang der Hauptkirche niederfiel und zersplitternd drei der vornehmsten Bürger, die sich eben über die Vertheidigungsmaßregeln berathschlagten, zu Boden schmetterte. Die königlichen Schanzgräber versuchten auf Friedrichs Befehl, einen Thurm, der nicht im Felsen wurzelte und den der alte Römerkönig Tarquinius Superbus erbaut hatte, Namens Rubea, zu untergraben und nieder zu stürzen; aber sie trafen auf Gegenminen der Belagerten, die sie in ihren eigenen Gängen verschütteten. Wie die Felsen ihrer Burg, war der Muth der Bürger; ihre Ausfälle fast immer glücklich. Der Geist der gereizten Freiheit ist ein Löwe und, wenn er gnöthigt ist, am Abgrund der Gefahr zu kämpfen, unbezwinglich durch edle Waffen. In der untern Stadt war ein Bach durch den Schutt der zerstörten Mauern und Thürme aus seinem Bette gedrängt. Daß dieser nicht einmal trübes Wasser den Belagerten liefere, bewachte ihn der Sachsenherzog mit den Seinen Tag und Nacht. Es blieb denen in der Burg nur noch Ein Brunnen auf der Seite, wo das Heer von Pavia stand. Der Wassermangel trieb die in der Burg täglich zu mörderischem Kampf mit denen von Pavia. Alter Haß, geschärft durch die Verzweiflung brennenden Durstes, war hier immer so siegreich, daß der König die von Pavia durch den Markgrafen von Montferrat verstärkte. Noch war der Posten zu schwach, die Belagerten drangen jedesmal durch, bis zum Brunnen. Jetzt ließ der König die Leichname der Erschlagenen und faules Aas in den Brunnen werfen, aber auch diese Verunreinigung hielt den rasenden Durst der Belagerten nicht zurück.

Müde der langen Belagerung, wollte ein gemeiner deutscher Kriegsmann den andern ein Beispiel geben, die Burg zu ersteigen. Mit Schild und Schwert bewaffnet und mit einer kleinen Streitaxt hieb er sich in den Felsen bei dem Thurm Rubea Fußtritte ein und stieg hinan. Ihn schreckten weder die anprallenden Steine, die das königliche Wurfgeschütz gegen den Thurm schleuderte, noch die Steine und Pfeile, die von der Burg herabregneten, er klimmte bis an den Fuß des Thurmes hinan, streckte einen Bewaffneten zu Boden, und stieg dann unbekümmert um alle Gefahren wieder zu den Seinen hinab. Der König rief den Kühnen zu sich und wollte ihn zum Ritter schlagen, aber der Plebejer antwortete: „Mein Stand genügt allen Wünschen," und der König entließ ihn, königlich beschenkt. Es nahte das Osterfest. Friedrich bewilligte einen Waffenstillstand, um die Tage des Leidens und Auferstehens des Herrn

zu feiern. Am heiligen Abend that sich eine Pforte der Burg auf und den Hügel herab zogen die Geistlichkeit und die Mönche in feierlichem Aufzug, Kreuze und Rauchfässer in den Händen, und nahmen ihren Weg zum Zelte des Königs. Dieser sah sie von ferne und ließ sie durch einige entgegen geschickte Bischöfe fragen, was ihr Aufzug bedeute. Sie fielen auf die Kniee und weinend, die Hände zum Himmel ausgestreckt, flehten sie bei den Wunden des Heilandes, der in diesen Tagen sein Blut vergossen zur Erlösung der ganzen Welt, den König um Milde, Menschlichkeit und Erlösung aus dem gegenwärtigen Elend, „nicht für die geächtete Stadt, nicht für die majestätsverbrecherischen Bürger," sondern für sich. Als der König vernahm, wie sich diese Priester mitten in der allgemeinen Drangsal der Ihren feige von der Sache ihrer Mitbürger lostrennen wollten, ließ er ihnen sagen, sie sollen, ohne sein Antlitz zu sehen, in die Burg zurückkehren. Ein frohes Lächeln über das Schicksal der stolzen Bürger flog über sein Gesicht; denn der Auftritt überzeugte ihn, daß sie der Verzweiflung nahe seien. Diese aber, unbesiegt durch so viele Noth, zertrümmerten, als Friedrich die Angriffe wieder begann, das stärkste königliche Wurfgeschütz mit einer während des Stillstandes erbauten Maschine. Schon waren wieder zwei Wochen seit dem Osterfest verflossen, und die Belagerten wehrten sich unbesiegt durch tägliche Ausfälle. Da ließ der König in jenen Brunnen brennende Fackeln von Pech und Schwefel werfen, dadurch wurde das Wasser ekelhaft bitter und völlig ungenießbar. Dem Verschmachten nahe, übergaben am dreiundsechzigsten Tage der Belagerung die tapfern Bürger ihre Felsenburg. Der Abt Bruno von Caravalle vermittelte die Uebergabe. Der König hatte ihm versprochen, die Stadt, wie sie war, stehen zu lassen, den Bürgern wurde Leben und Freiheit zugesichert, und jedem Abziehenden so viel Habe, als er zu tragen vermochte. Ausgemergelt, leichenhafte Gerippe, zogen die Belagerten aus der Stadt, wie aus dem Grabe hervor, und wandten sich nach Mailand. Ein Theil blieb in der Hauptkirche zurück, den Einzug des Königs zu erwarten. Dieser ließ die Stadt plündern und zu Ruinen ausbrennen. Denen von Pavia ließ er die Freude, die Thürme und Mauern, die den Flammen widerstanden hatten, zu brechen und zu zerstören. Von dem Schutt Tortonas hinweg, eilte der König im Triumph nach Pavia, der königlich gesinnten Stadt. Die Straßen waren mit Teppichen geschmückt, weiß gekleidete Jungfrauen zogen dem König entgegen und streuten Blumen,

die schönsten der männlichen Jugend, die Priester, die Magistrate der Stadt, in festlichem Aufzug und Jubelhymnen singend, begrüßten den König als Triumphator. Die Krone auf dem Haupte, zeigte sich Friedrich am Jubilatesonntag in der Kirche des heiligen Michael, dem alten Palaste der longobardischen Könige, dem Volke, und drei Tage lang dauerten die Freudenfeste.

Zu gleicher Zeit zogen, bewundert von Allen und als Brüder begrüßt, die Heldentrümmer der Bürger Tortonas mit Weib und Kind, wie die Schatten einer großen Vorzeit, in Mailand ein, und jedes Haus war ihnen gastlich. Sie hatten ein großes Beispiel gegeben. Eine große Königsmacht, größer als die war, mit der einst Kaiser Otto Italien erobert, hatte sich an einem kleinen Felsen der Freiheit, an ihrem Muth und ihren Mauern zwei Monate lang zerstoßen.

Viertes Hauptstück.

Mit sehr geschwächtem Heere, dessen Meutereien nur durch die strengsten Strafen unterdrückt werden konnten, zog der König Rom und der Kaiserkrone entgegen. Schon die nächste Stadt, Piacenza, gab ihm ein Merkzeichen, wie verbreitet in Italien der ihm feindliche Geist sei: sie schloß vor ihm ihre Thore, und ohne sie anzugreifen, zog er durch Toscana auf die Weltstadt zu. Seine Eile überraschte den Papst wie die Römer.

Nach mehrjähriger Verbannung war Papst Eugen zu Ende des Jahrs 1152 wieder in Rom eingezogen. Zwischen ihm und dem Volk und seinem Senat war fortan Frieden, der Freiheitsparoxismus der Römer war bereits im Fallen. Es ist eine durchaus verkehrte, gedankenlose Ansicht, anzunehmen, daß ein Geist, wie Arnold, im Ernste geglaubt habe, durch die Wiederbelebung abgestorbener Formen die Römer für die Freiheit zu beleben. Er wählte die alten Formen, weil sie ihm für die Römer zunächst lagen, um in ihrer Einkleidung seine neuen Gedanken das Volk bewegen zu lassen. Dem Ehrgeiz der Römer, welchem der neue Gesetzgeber so viele geistlichen Würden durch ihre Aufhebung entzog, mußte er Genüge thun, indem er neue weltliche schuf. Darum

seine Senatoren, deren erste Zahl von sechsundfünfzig er bald auf hundert erhöhte, darum seine Volkstribunen, seine Konsuln und andere neugeschaffene Würden mit antiken erinnerungsvollen Namen. Durch seinen Freund Wezel unterrichtete er Friedrich gleich nach seiner Thronbesteigung von der Lage Roms und der Kirche, welche gegen evangelisches, apostolisches und selbst kirchliches Gesetz weltliche Herrschaft in Händen habe und mit lautem Widerspruch göttlicher und menschlicher Ordnung kirchliche und staatsrechtliche Verhältnisse durcheinander menge. Er schilderte ihm, wie der Klerus das Mark des Reichs verzehre und wie jene Erzählung von der Taufe Konstantins des Großen und seiner Uebertragung der weltlichen Herrschaft auf den Vater der Geistlichkeit eine Lüge und eine Fabel sei, über die selbst Lohnknechte und alte Weiber zu Rom die größten Rechtsgelehrten belehren könnten. Dabei hielt er an der Idee fest, daß alle Macht und Gewalt des Staates in der Hand des Volkes ruhe, daß der Kaiser dem römischen Volke und nicht das römische Volk dem Kaiser angehöre, und daß Senat und Volk von Rom demnach ein gesetzliches und vernünftiges Recht haben, sich einen Kaiser zu wählen. Zuletzt lud er ihn ein, einsichtsvolle, edle deutsche Männer nach Rom zu schicken, um etwaigen Neuerungen zuvor zu kommen, die sich dort wider den König anspinnen möchten.

Aus dem Schlusse des Schreibens geht hervor, daß Uneinigkeit und Spaltung, daß selbst unter den Revolutionären eine Partei in Rom war, welche Anderes wollte als Arnold. Waren die Römer schon ihrem Charakter nach schwer zusammenzuhalten und zu lenken, so hatte Arnold eine noch schwierigere Stellung dadurch, daß er die beiden Haupthebel einer jeden Revolution, materielles Elend und religiösen Fanatismus, in Rom und in seiner Sache nicht in Bewegung setzen konnte. Unter der kurzen Regierung des Nachfolgers von Eugen, Anastasius IV., hatte Arnold an Einfluß gewonnen; aber im Jahr 1154 ward Nikolaus Breakspeare, der Sohn eines englischen Mönchs, zum Papste erwählt. Aus der niedern Sphäre des Bettelstudenten zu Paris hatte er sich bloß durch seine Talente auf den Stuhl Sankt Peters erhoben, unter dem Namen Hadrian IV. Als die Römer nach seiner Wahl von ihm Verzicht auf alle weltliche Herrschaft und Bestätigung der Republik verlangten, hieß er die Abgeordneten des Volks, ohne sie einer Antwort zu würdigen, entrüstet sich von seinem Thron entfernen. Das Volk gerieth in Aufruhr, der Kardinal Guido wurde auf dem Wege zu Hadrian

tödtlich verwundet. Arnold, der eben von Rom abwesend war, wurde schnell herbeigerufen. Der Papst belegte die Stadt mit dem Kirchenbann und entwich nach Orviedo. Bis auf diese Stunde hatte die Hauptstadt der Christenheit diese geistige Zucht noch nicht erfahren. Jetzt mußte sich zeigen, ob Arnolds Geist durchgedrungen war. Die Ostern kamen, kein Priester ertheilte die Sakramente. Vom Palmsonntag bis zum Gründonnerstag schien wirklich der Gott Roms gestorben. Der Fanatismus war mächtiger als die Vernunft. Unheimlich wurde die abergläubische Menge. Der Senat, um nicht die ganze Republik am Fanatismus scheitern zu lassen, bat um Aufhebung des Banns. Der Papst bewilligte ihn nur unter der Bedingung, daß die Römer sich wieder dem heiligen Stuhl unterwärfen und Arnold und seine eifrigsten Anhänger ihm ausgeliefert würden. Die Auslieferung wurde verworfen, die Verbannung zuerkannt, und versöhnt zog der heilige Vater mit allem Pomp der Kirche und der ganzen Schaar der geistigen Würdenträger in die Stadt ein. Das Volk jubelte, kniete, betete; denn der Papst las wieder Messe.

So wandte Arnold, Roms Gesetzgeber, vertrieben aus der ewigen Stadt, dem Werke so vieler Jahre den Rücken. Bei Ocricula in Tuscien fingen ihn die Häscher der Kirche unter dem Kardinal Gerhard. Befreundete Grafen, seine Verehrer, entrissen ihn dem Kardinal und führten ihn auf eines ihrer festen Schlösser. Hier wurde er als ein Prophet geehrt und behandelt. Indessen näherte sich der König Rom immer mehr. Der Papst verlangte, als erste Bedingung der Kaiserkrönung, daß ihm Arnold überliefert werde. Der König ließ einen der Grafen, die Arnold schützten, überfallen und gefangen nehmen. Die Auslieferung Arnolds an den König war der Preis seiner Freiheit. So war der gefürchtete Mann, der den Thron des Papstes in seinen Grundlagen erschüttert hatte, in der Hand Friedrichs. Wie viel hätte er wenige Jahre später darum gegeben, wenn er die Stimme des freisinnigen Mannes gehört und seines Geistes und seines Einflusses als erprobter Waffen gegen das Papstthum sich bedient hätte! Vierhundert Jahre nachher wurde dem Nachfolger Arnolds der Arm, womit er den tödtlichen Streich „dem römischen Drachen" versetzte, von deutschen Fürsten gestärkt und geführt. Arnold war nicht ohne Freunde; der Kardinal Oktavian, einer seiner Verehrer, eilte ins Lager des Königs nach Viterbo. Dieser sprach für Arnold und die Römer. Aber Oktavians Stimme

Stimme vermochte nichts gegenüber von dem Papste und seinen Gesandten, welche Arnold als Hauptanstifter einer Empörung gegen den König schilderten, der weder Kirche noch Reich, weder Papst noch Kaiser anerkenne. In Friedrichs Augen, der den neuen Geist der Zeit überhaupt haßte, und der sein Ideal nicht vorwärts, sondern rückwärts suchte, mußte Arnold als ein gefährlicher Schwärmer erscheinen. Auch hatte er schon in Deutschland zugesagt, alle Feinde der Kirche zu unterdrücken. Dies wiederholte er jetzt. Voll Freude über dieses Entgegenkommen begab sich der heilige Vater in das Lager des Königs auf der Wiese bei Nepi. Seit Kaiser Heinrich V. dem Papste Paschal II. bei ihrer Zusammenkunft vom Pferde geholfen, verlangten die Päpste das Steigbügelhalten von dem deutschen König, als schuldige Ehre. Wie Hadrian dem Zelte des Königs nahte, ging ihm Friedrich entgegen, unterließ aber dem Absteigenden den Bügel zu halten. Die Kardinäle, die den Papst begleiteten und den Deutschen zuvor mißtrauten, sahen darin eine gefährliche Absicht, und eilten in die feste Burg Castellana zurück. Hadrian kam nicht aus der Fassung, er nahm den ihm bereiteten Thron ein. Der König warf sich zur Erde und küßte ihm die Füße. Als er sich erhob, verweigerte ihm Hadrian den Friedenskuß. „Aus Ehrfurcht für die Apostel, meine Vorgänger, sprach er, haben die rechtgläubigen Kaiser, deine Vorgänger, dem heiligen Vater den Bügel gehalten. Du hast mir diese schuldige Ehre nicht erwiesen. Ich fordere Genugthuung.“ Zum Bügel bin ich nicht verpflichtet! rief Friedrich, und beide trennten sich. Da die Kaiserkrone am Steigbügel hing, und die ältern deutschen Fürsten gesehen hatten, wie Kaiser Lothar dem Papst Innocenz den Bügel hielt, so bequemte sich Friedrich nach langen Verhandlungen. Eine neue Zusammenkunft wurde ausgemacht. Als der Papst auf Schußweite dem Könige nahe kam, sprang dieser vom Pferde und hielt dem Papste mit der Miene heiterer Laune den Bügel, dafür gab ihm dieser den Friedenskuß.

Gleich darauf erschien eine Gesandtschaft des römischen Senats und Volks vor dem König. Ihre Anrede war voll hohlen Pompes und prahlerischer Phrasen. Arnolds und Wezels Geist war aus Rom verschwunden und der Senat zeigte sich jetzt als ein Schlauch, vom Winde aufgeblasen. In lächerlichem Pathos sprachen die Abgeordneten, als wären sie selbst eben jene alten Römer, die Weltkönige, und das jetzige Rom jenes Rom, das dem Erdkreis einst Gesetze schrieb. Sie gingen

so weit, von dem Könige 5000 Pfund Silbers für das Zujauchzen auf dem Kapitol zu verlangen. Der König, noch verdrüßlich über die Steigbügel-Ceremonie, ließ sie nicht ausreden. Er antwortete ihnen königlich. „Verkaufen wollt ihr mir, rief er, was mir gehört, als ob ich mit vollem Seckel käme, um mir eure Ehrenbezeugungen für Geld zu erhandeln, Ehren, die sich der Deutsche durch Tapferkeit zu verschaffen weiß. Ihr verlangt von euern Fürsten, was eher der Schenkwirth vom Trödler verlangen darf. Der Fürst der Römer soll nicht zahlen, sondern nur spenden; ich bin gewohnt, königlich und freigebig das Meinige nach Gefallen und Gebühr darzubieten, vor allen aber denen darzubieten, welche sich um mich verdient gemacht haben; wer aber Nicht-Gerechtes ungerecht begehrt, dem wird gerechter Weise Alles versagt. Ich bin nicht da, Bedingungen anzunehmen, der Fürst hat dem Volke Gesetze zu geben, nicht von ihm zu empfangen. Ich bin der gesetzliche Besitzer von Rom; entwende, wer es vermag, die Keule dem Herkules! Wo ist eure alte Kraft, wo das alte Rom? Wollt ihr die Vorzüge desselben sehen, den Ernst der senatorischen Würde, seine Kriegskunst, seine Kriegszucht und Tapferkeit, so sehet auf uns. Bei uns ist alles dieses, bei uns sind eure Konsuln, euer Senat, eure Ritter; mit dem Kaiserthum ist dies alles an uns gekommen. Nicht das nackte Kaiserthum kam an uns, es kam mit seiner Tugend begleitet, es zog seinen Schmuck nach sich. Die Macht der Franken ist noch ungeschwächt, wie zur Zeit, als Karl und Otto euer Reich eroberten. Das hat erst Dänemark erfahren, und noch andere Reiche hätten es erfahren, wäre nicht diese Heerfahrt vorangegangen. Ich soll euch schwören, daß ich die Gesetze der frühern Kaiser und eure guten Gewohnheiten bewahren wolle? Warum sollte ich eure Gerechtigkeiten verletzen, da ich selbst dem Geringsten das Seine zu erhalten wünsche? Was für Gesetze wollt ihr noch haben, als die deutschen, was für ein Recht außer meinem? was für eine höhere Freiheit könnte euch zu Theil werden, als eurem Könige zu dienen?"

Der König hatte Anfangs ruhig gesprochen, seine Haltung hatte nichts Heftiges, sein schönes Gesicht zeigte die königliche leidenschaftslose Seele; im Fortgang ward er hingerissen zur Schärfe; am Schluß zeigte er offen seinen Unwillen und seine Verachtung. Als der König schwieg, fragten einige der Umstehenden die Gesandten, ob sie noch mehr vorbringen wollten. Diese erwiederten, sie müssen zuvor das, was sie gehört, ihren Mitbürgern mittheilen, und kehrten eilig zurück. Dieses

Wort ließ den König ihr Vorhaben ahnen, daß sie mit Gewalt ihm den Einzug in Rom wehren wollten. Der Papst bestärkte ihn darin und rieth ihm, in der nächsten Nacht die Tapfersten seines Heeres voraus zu senden, um die Kirche des heiligen Petrus und die leoninische Burg zu besetzen; er selbst werde seine Ritter daselbst von seinem Willen benachrichtigen, daß sie die Deutschen einlassen. Der Kardinal Oktavian, der dem Könige sich so ergeben bezeige, möge den Deutschen den Weg weisen. Der König befahl es so. Mit Anbruch der Nacht zogen, geführt von Oktavian, der des Königs Befehl nicht ausweichen konnte, gegen tausend auserlesene deutsche Ritter, an das kleine, vom Papst bezeichnete geheime Thor, und besetzten gegen Morgen die leoninische Vorstadt und die Peterskirche.

So war Arnolds einziger Fürsprecher bei dem König, Oktavian, entfernt. Der Geist der Volkssouveränetät, der aus der Rede der römischen Gesandten sprach, und der den König an das Schreiben Wezels erinnern mußte, der ganze Vorgang ließ ihm Arnolds Lehre und Treiben als höchst revolutionär gegen den Staat erscheinen. Der Papst und seine Kirchenfürsten säumten nicht, den Zorn des Königs über die übermüthigen Römer, gegen Arnold als den Urheber und Nährer dieses Frevelmuths zu lenken, und der König lieferte den Edeln endlich zur Bestrafung in die Hände der racheglühenden Priester.

Wenn große Seelen sich für eine Idee begeistern, und sie ins Leben einzuführen unternehmen, eine Idee, die gegen das Bestehende in Staat oder Kirche, oder in beiden zugleich kämpfend auftritt, so sehen sie in der Stunde der Weihe dafür zugleich die Stunde, welche sie dem Undank, der Verfolgung, dem Gefängniß, der Verbannung oder dem Tod als ihrem wahrscheinlichsten Verhängnisse weiht. Der erste Stein zum Altare der Freiheit, der geistigen, wie der politischen, wird für den, der den Grund legt, fast immer zum Opferstein, worauf sein Blut vergossen wird. Arnold kannte die Geschichte der Völker zu gut, um aus dem Ausgang der großen Männer, die Aehnliches wollten und in dem schweren Dienste für die Menschheit unterlagen, nicht die Möglichkeit seines eigenen Ausgangs sich frühe vorher zu sagen.

Mit dem morgigen Tage war Oktavian wieder bei dem König. Eine Stunde konnte des Königs Sinn umwandeln. Arnolds Feinde glaubten eilen zu müssen, an ihm ihre Rache zu kühlen. In derselben Nacht noch wurde Arnold von den Priestern dem Stadtpräfekt Peter, der

Arnold und die Republikaner tödtlich haßte, übergeben. Sogleich ließ dieser ihn im Schatten der Nacht auf die nördliche Seite von Rom, auf den gewöhnlichen Richtplatz vor die Porta del Popolo bringen. Auf der hochgelegenen Stätte ward ein Scheiterhaufen errichtet, rings um ein Holz, an welches Arnold gehangen ward. Eben dämmerte der Morgen, als die Flammen des Holzstoßes empor loderten. Da lag zum Letztenmal vor ihm das ewige Rom, mit seinen letzten Blicken konnte er die halbe Stadt übersehen, für die er so lange gearbeitet hatte. Die Römer hatten nichts von seinem Schicksal seit seiner Flucht erfahren, da dringt mit dem Geräusche und Getümmel, das durch die Hinrichtungsanstalten so ungewöhnlich frühe erregt wurde, in das Ohr seiner schlafenden Freunde das Donnerwort von der äußersten Gefahr ihres Gesetzgebers. Sie greifen zu den Waffen, sie eilen zum Richtplatz, aber Arnolds Leib war Staub und seine große Seele in die goldenen Wolken des Morgenhimmels aufgegangen. Das Volk, dem er das Evangelium der Freiheit gepredigt, und für das er starb, wollte wenigstens seine verbrannten Gebeine als heilige Reliquien seiner Verehrung retten. Aber die Speere und Hellebarden der päpstlichen und deutschen Kriegsknechte schlugen sie zurück, und die Asche des Edeln wurde, um ihn ganz dem Volk zu entziehen, in die Tiber gestreut. So vollendete der politische Messias Italiens sein Schicksal.

Fünftes Hauptstück.

Früh mit der Morgenröthe des 18. Junius 1155 machte sich der König auf mit dem Heere, und zog durch das goldene Thor in die leoninische Vorstadt. Der Papst war mit den Kardinälen und den übrigen Geistlichen vorausgegangen und erwartete den König auf den Stufen der Peterskirche. Glänzend in ihrer Rüstung und in schönster Ordnung zogen die deutschen Krieger durch die öden Straßen, und die Sonne spiegelte sich auf ihren Schilden und Helmen. Auf der untersten Stufe der großen Treppe, bei der ehernen Kirchenpforte, saß das Haupt der Christenheit in seiner Pracht, ringsum die Großwürdenträger der Kirche. Als der König nahte, ging er ihm mehrere Schritte entgegen. Der

König hatte den zur Salbung und Krönung nöthigen Wechsel der Kleider vorzunehmen, und wurde in die Kirche der heiligen Maria „im Thurm“ geführt, wo der Papst ihn erwartete. Hier hatte der König zunächst das übliche Gelöbniß zu wiederholen, „den heiligen Petrus und seinen Nachfolger zu schirmen.“ Friedrich that es; und der Papst stieg jetzt die Stufen empor, die von der Marienkapelle aus zum Altar des heiligen Petrus führen. Der König folgte ihm dahin, in die weiten Hallen der Peterskirche. Zwei Redner sprachen jetzt. Die erste Rede ward vor den silbernen Thoren, die andere vor dem Grabe des Apostels Petrus gehalten. Hier wurde an dem Könige die Salbung vollzogen. Dann begann das Hochamt. Papst Hadrian selbst hielt es. Wie das Graduale nach der Epistel zu Ende gesungen war, nahete der König zum Altare des heiligen Mauritius. Darauf lag die Kaiserkrone, Scepter und Schwert. Der Papst setzte ihm feierlich die Krone auf das Haupt und übergab ihm dann Scepter und Schwert. „Leben und Sieg, Heil und Glück dem großen Kaiser Friedrich I.!“ jauchzten Fürsten, Ritter und Priester dem Gekrönten zu. Der Papst begab sich nach seinem Palast auf dem Vatican, neben der Peterskirche. Der Kaiser schwang sich, die Krone auf dem Haupt, mit dem Kaisermantel geschmückt, auf sein köstlich geziertes Roß. Kunstreich gewoben, deckte Purpur Rücken und Seiten desselben; Sattel und Gebiß und Zaum glänzten von Gold und edeln Steinen und vor der Stirne strahlte ein Karfunkel vom durchsichtigsten Wasser. Nur der Kaiser ritt, seine Fürsten, Ritter und Kriegsleute folgten zu Fuß. Durchs goldene Thor wieder hinaus, kehrten sie zurück in ihr Lager vor der Stadt zum festlichen Gelage.

Die leoninische Vorstadt ist durch eine einzige Brücke über die Tiber, am Fuße der Engelsburg, mit dem übrigen Rom verbunden. Diese Brücke hatten die Deutschen besetzt und dadurch die Römer von der Peterskirche abgesperrt. Ganz Rom war in brausender Bewegung. Die Kunde von dem qualvollen Leiden und Tod ihres Gesetzgebers verbreitete Trauer und Zorn. Dazu kam die Gewißheit, der deutsche König habe, ohne ihre Beistimmung, sich zum Kaiser krönen lassen von dem verhaßten Oberpriester; Kaiser und Papst seien Verschworene gegen die Republik Rom. Das flog durch die Stadt nach allen Seiten hin. Der Senat trat auf dem Kapitol zusammen. Andere sammelten sich auf der Stätte, wo Arnold verbrannt worden war, die Meisten an dem Ufer der Tiber der leoninischen Vorstadt gegenüber. Der ersten Betäubung war der

Durst nach Rache gefolgt. Kaum zogen die letzten Deutschen von der Tiberbrücke ab, als die Römer — es war 2 Uhr Nachmittags — wüthend mit den Waffen in der Hand hinüber in die Vorstadt stürmten. Im Nu waren sie durch das Thor der Engelsburg und über die Engelsbrücke hinein in die Gassen der Leostadt gedrungen, bis zur Peterskirche vor. Gleichzeitig griffen die Römer vom rechten Ufer der Tiber, von Trastevere aus, die Deutschen an. Was sie von Deutschen erreichten, selbst im Heiligthum der Peterskirche, machten sie nieder. Im deutschen Lager überließ sich eben Alles dem fröhlichen Schmause, als das Waffengeräusch sie aufschreckte. Zunächst an der Mauer lagerte Heinrich der Löwe, er hatte den ersten Angriff der Römer auszuhalten. Er zeigte, daß er nicht mit Unrecht den Löwen in seinem Schild und Namen führte. Dadurch bekam der Kaiser Zeit, das Heer zu waffnen und zu ordnen. Auf drei Punkten wurde gestritten, hier, am Berge Janiculus und unter der Burg des Crescentius (Engelsburg). Die Trasteveriner, das heißt, die auf dem rechten Ufer der Tiber Wohnenden, die sich rühmen, unmittelbar von den alten Römern abzustammen, fochten ihrer Väter würdig. Den ganzen Tag fort schwankte der Kampf; jetzt schlugen die Römer die Deutschen bis in ihr Lager zurück, jetzt drängten die Deutschen die verworrene Römermasse bis zur Tiberbrücke. Der Kaiser selbst stürzte vom Rosse. Die Sachsen, Heinrich den Löwen an der Spitze, machten ihm Luft, daß er ein zweites Roß besteigen und wieder in den Feind stürzen konnte. Am fürchterlichsten war der Kampf unter der Engelsburg. Hier waren die Deutschen zwischen der Burg und dem Tiberstrom eingeengt. Wenn die adelige römische Besatzung der Burg mit Steinen und Geschossen gegen die Deutschen mitgefochten hätte, so wären diese vernichtet und der Sieg den Römern gewiß gewesen. Aber die Damen in der Burg retteten die Deutschen vom Untergang; sie stellten den Befehlshabern, ihren Männern, vor, wie schade es wäre, wenn so herrliche und schmucke Ritter, wie die Deutschen, wegen der Tollheit des feigen Volkes zu Grunde gingen, und diese gehorchten ihnen und thaten nichts. Beim ersten Anfall fürchtete man im kaiserlichen Lager am meisten für den Papst. Da er noch im Vaticane mit den Kardinälen weilte, konnte er abgeschnitten und von den Aufgestandenen gefangen worden seyn. Der Kaiser hatte gewähnt, schon das Wiedererscheinen seines Heeres im Angesicht der Aufständischen werde schnell ihren Widerstand brechen. Wie war er enttäuscht! Den ganzen Nach-

mittag, besonders blutig bei dem großen Wasserbehälter, der „Piscina," war heiß gestritten worden und die Sonne neigte sich zum Untergang. Als wäre der Geist ihres Propheten, des ermordeten Arnold, in sie gefahren, so tapfer und kriegsgemäß, so unerschrocken und unermüdlich kämpften die sonst feigen und flüchtigen Römer. Heinrich der Löwe war es, der endlich entschied. Durch zerbrochene Mauern brach er in die Stadt und faßte die Römer im Rücken. Dadurch wurden diese gezwungen, zu weichen. Viele warfen sich in die Tiber und wurden vom Strome fortgerissen. Erbarmungslos wüthete das Schwert der Deutschen unter den Fliehenden, als ob sie, wie der kaiserliche Berichterstatter meint, sagen wollten: „Nehmt nun hin, statt arabischen Goldes, deutsches Eisen; das ist das Geld, welches dir dein Kaiser für deine Krone bietet. So kauft der Deutsche die Herrschaft." Erschlagen wurden, oder von der Tiber verschlungen gegen tausend Römer, zweihundert gefangen, eine große Zahl verwundet. Aber das Schwert der Römer hatte auch unter den Deutschen nicht träge gemäht; unter den Verwundeten war Heinrich der Löwe. Der Papst ehrte ihn durch Geschenke und Bewilligungen, das ganze Heer stimmte in sein Lob ein, und der Kaiser eilte in sein Zelt, band ihm mit eigener Hand den blutgefärbten Helm los, besichtigte seine Wunden und verband sie, und wusch ihm sorgfältig Blut, Schweiß und Staub von dem Angesicht.

Der Kaiser hatte über die Republikaner gesiegt, aber sie nicht besiegt. Das zeigte sich am andern Morgen. Die Römer verweigerten ihm und seinem Heere alle Lebensmittel. Er zog sich gleich am Morgen von der Stadt zurück, ohne Verlangen, einen zweiten Kampf mit den Römern zu wagen. Der Papst zog mit ihm in die fruchtbaren Gefilde von Tivoli. Hier war es, wo am Feste der Apostel Petrus und Paul beide Häupter der Christenheit neben einander, der Kaiser und der Papst, mit der Krone auf dem Haupte, in ihrer Herrlichkeit dem Volke sich zeigten. Bei dem Hochamte verkündete der heilige Vater Ablaß für Alle, welche im Kampfe mit den Römern Blut vergossen hatten. „Blut vergießen," sagte er, „im Dienste des Fürsten gegen einen Feind des Reichs, heißt nicht morden, sondern das Recht verfechten."

Der Kaiser hatte Arnold dem Gerichte überantwortet als einen Ketzer, wegen seiner freien, gegen die weltliche Macht der Kirche gerichteten Ansichten. Bald genug sollte der Kaiser erfahren, daß das, was er in Arnold verdammt hatte, in seiner eigenen Brust schon feste Wurzel

gefaßt hatte, und daß er, wenn Arnold schuldig gewesen, selbst mitschuldig wäre. Die Stadt Tivoli gehörte dem heiligen Stuhl. Abgeordnete derselben aber überlieferten dem Kaiser die Schlüssel der Stadt, verwarfen die Herrschaft des Papstes und huldigten dem Kaiser. Diese Losreißung von der weltlichen Macht des Papstes nahm Friedrich auf das gnädigste auf; Hadrian aber, offenbar beleidigt, forderte die Rückgabe; die deutschen Fürsten selbst erklärten, daß der Kaiser als Schirmvogt der Kirche die Rückgabe schuldig sei. Friedrich mußte sich bequemen. Die ungewohnte Hitze erzeugte bösartige Fieber im Heere. Der Kaiser verlegte darum dasselbe von den Sümpfen und Gewässern der Campagna hinweg in die Gebirge von Spoleto, in die gesunde Luft der Apenninen. Die gefangenen Römer überließ er dem Präfekten der Stadt, dem Mörder Arnolds, welcher die ihm Verhaßtesten hängen, die andern gegen Lösegeld frei ließ.

Der Papst ging von Tivoli in die Festung Castellana, von da nach Ferintino. Es war in Beiden etwas zurück, im Kaiser wie in Hadrian, von den einzelnen Reibungen und Spannungen ihres Zusammenseins her. Jedem, der verglich, wie Friedrich, wie Hadrian war, und was der Kaiser, was der Papst wollte, mußte es sein, als ob die Einigkeit zwischen Kaiser und Papst auf schwachem Grunde ruhe.

Von allen Städten und Schlössern hatte der Kaiser bisher auf seinem Zuge eine Steuer zum Unterhalt des Heeres bezogen. Von Spoleto verlangte er achthundert Pfund Silbers. Die Stadt sandte nur einen Theil dieser Summe, und das, was sie sandte, bestand in falscher Münze; zudem hatte sie einen aus Apulien zurückkehrenden kaiserlichen Gesandten auf ihrem Boden gefangen genommen und den kaiserlichen Befehl, ihn frei zu lassen, verachtet. Der Kaiser beschloß, sie seinen Zorn fühlen zu lassen. Ihre Mauern waren sehr fest, ihre Thürme hoch: statt sich hinter denselben zu vertheidigen, zogen die Bürger mit Schleuderern und Bogenschützen aus der Stadt heraus den Deutschen entgegen. Ihre Schleudern und Pfeile streckten manchen wackern Deutschen zu Boden. Der Kaiser sah es. Das ist ein Knabenspiel, rief er, kein Männerstreit, und gebot seiner Reiterei, gegen die Schützen anzustürmen. Die Bürger wurden nach männlichem Widerstand zum Weichen gebracht. Sie flohen der Stadt zu, aber den Fliehenden auf der Ferse stürzten zugleich die Sieger in die offenen Thore. Während die Deutschen plünderten, kam Feuer aus. Die Bürger, die dem Schwert

und den Flammen entrinnen konnten, retteten halbnackt nur ihr Leben in die hochliegende Burg und in das benachbarte Gebirge. Die Deutschen erstürmten aber am folgenden Tage die Felsenburg. Die Ausdünstungen der Leichname zwangen den Kaiser, von der Brandstätte etwas abseits zu lagern. Zwei Tage weilte er hier, damit, was die fortschreitenden Flammen verschonten, von seinen Kriegern erbeutet würde und den unglücklichen Bürgern nichts bliebe, als der Schutt; dann zog er auf Ancona. Hier erschienen Gesandte des griechischen Kaisers mit großen Geschenken, um ihn zum Angriff auf Apulien einzuladen. Einige von König Wilhelm I. von Sizilien verbannte Großen dieses Landes, welche am Kaiserhof Zuflucht gesucht hatten, drangen eben so in ihn, nunmehr den Krieg in die Staaten des Normannenkönigs zu spielen. Sie hatten unter Anführung des Fürsten Robert von Capua einen Einfall in Apulien gemacht, und während der Kaiser zu Rom war, alle Städte und Burgen bis auf fünf besetzt. Die griechische Flotte griff zu gleicher Zeit Brindisi und Bari an. Das ganze Land wartete nur auf die von seinen Gesandten verkündete Ankunft des Kaisers, um allgemein die Fahne des Aufstands zu erheben.

Papst Hadrian hatte gegen König Wilhelm von Sizilien den Bann geschleudert, weil dieser Normannenfürst das Verhältniß eines Lehenträgers des römischen Stuhls abstreifen wollte, wie das Vasallenverhältniß zur deutschen Krone. Kaiser Friedrich hatte eben darum dem Papste versprochen, den Normannenkönig von Sizilien durch Besetzung Apuliens zu züchtigen. Aber auch im Lager von Ancona griff, unter der Gluthhitze des italischen Sommers, die tödtliche Seuche aufs Neue furchtbar im deutschen Heere um sich, zumal bei der unvorsichtigen Lebensart der deutschen Kriegsleute, die in diesem fremden Klima sich gehen ließen, als wäre es ihre nordische Heimath. Der Rückzug allein konnte retten. Die Schwäche des deutschen Heeres, das Seuchen und Kämpfe bis auf achtzehnhundert gepanzerte Reiter zusammen geschmolzen hatten, und das ungeduldige Vaterlandsverlangen der Fürsten und Ritter, deren Dienstzeit abgelaufen war, machten dem Kaiser den Zug nach Apulien unmöglich. Er mußte zu Ancona sein Heer entlassen.

So sah sich Papst Hadrian vereinsamt. Er selbst hatte den Aufstand so vieler unteritalischer Großen insgeheim veranlaßt, in Aussicht auf das Vorrücken der Heermacht des deutschen Kaisers gegen Apulien. Jetzt war seine Lage so, daß ihm Zweierlei unmöglich war, der An-

schluß an das rückziehende Heer Kaiser Friedrichs und eben so die Rückkehr in seinen Papstsitz Rom.

Auf dem Stuhle von Rom hatte sich die altrömische Staatsklugheit, welche, je nach der Sachlage, niemals verlegen, Alles aus Allem zu machen wußte, forterhalten, so wenig auch von altrömischer Tugend da war unter dem christlichen Gewande. Alle Gebildeten Italiens hatten noch immer viel von dieser schlauen Staatskunst des altrömischen Freistaats und Kaiserreichs durch Ueberlieferung, Natur und Erziehung; und sie wandten dieses Erbe bei jeder Gelegenheit für sich vortheilhaft an gegenüber von denen, welche der gemeinste wie der feinste Mann in Rom die „Barbaren des Nordens" nannte, gegenüber von den Deutschen. Hadrian, der Sohn Englands und des eigentlichen Volkskreises der Geburt nach, war seit seinen Jugendjahren im südlichen Frankreich, in Avignon als Abt, dann in Italien als Kardinal mit der kirchlichen und weltlichen Staatskunst vertraut geworden und ganz romanisirt. Einsam im Kampfe vom Kaiser gelassen, ließ er sich von den verbannten Großen des sizilischen Reiches auffordern, die Lande des gebannten Normannenkönigs Wilhelm als heimgefallenes Lehen des römischen Stuhles persönlich in Besitz zu nehmen. Er ließ sich noch im Herbst 1155 zu San Germano von vielen versammelten Baronen als Oberlehensherr huldigen, ging dann über Capua nach Benevent, und ließ sich auch dort von den Herren und von den Städten den Huldigungseid leisten. Inmitten des Abfalls der Lehensträger und der Städte diesseits der Meerenge, wegen seines gewaltherrischen Königthums auch in Sizilien selbst von vielen gehaßt und bedroht, bot Wilhelm dem Papste seinerseits die Huldigung, Rückgabe der Freiheit an alle Kirchen seines Königreichs, vier feste Schlösser zu ewigem Eigenthum des römischen Stuhles, und so viel Waffenmacht und Geld an, daß die Unterwerfung der aufgestandenen Römer unter den Papst eben so gewiß als schnell wäre. Geblendet von den bisherigen Erfolgen und den glänzenden Aussichten, den Normannenkönig auch aus Sizilien zu vertreiben, und das ganze herrliche sizilische Reich diesseits und jenseits der Meerenge unter die Herrschaft des päpstlichen Stuhles zu bringen, war die Mehrheit im Rathe Hadrians gegen diese Verständigung mit dem Normannenkönig, und Hadrian wies seine Anträge zurück. Dieser Uebermuth des römischen Stuhles gewann dem Könige Wilhelm wieder viele Herzen, solche, welchen denn doch es noch ehrenhafter erschien, unter ihrem tapferen König, als unter Priesterherr-

schaft zu stehen, und schon im Sommer des nächsten Jahres hatte Wilhelm selbst in Apulien wieder die Oberhand. Der Papst eilte, unter großen Zugeständnissen den Frieden von Benevent mit dem Normannenkönige zu schließen. Der Papst erkannte darin der Krone Siziliens Vorrechte zu, welche wesentliche Abtretungen ausgedehnter früherer Befugnisse des päpstlichen Stuhles in sich schlossen. Je gewisser aber Hadrian und die Mehrheit seiner Räthe waren, daß der päpstliche Stuhl dem Sinn und der Art des Kaisers Friedrich gegenüber einen mächtigen Rückhalt bedürfe, und daß der Normannenkönig ein solcher für ihn sei, desto leichter nahm Hadrian in seiner jetzigen Lage augenblickliche Opfer. Der Normannenkönig leistete vor den Kardinälen, Bischöfen, Grafen und Baronen dem Papste den Vasalleneid, gelobte für Apulien und Kalabrien wie für die Mark den geforderten Jahreszins, machte sogleich reiche Geschenke in Gold und Silber, empfing, vom Banne gelöst, den Friedenskuß und wurde von dem Papste durch ein Fähnlein mit dem Königreich Sizilien, durch ein zweites mit dem Herzogthum Apulien, durch ein drittes mit dem Fürstenthum Kapua nebst allem dazu Gehörigen, mit Neapel, Salerno, Amalfi und allem dazu gehörenden Gebiet, so wie mit der Mark belehnt. Durch glänzende Festlichkeiten bezeugte der mit der Kirche ausgesöhnte Normannenkönig seinem Oberlehensherrn, dem Papste, seine Verehrung und Unterthänigkeit. Aber der Papst hatte dafür, daß er an König Wilhelm eine Stütze gewann, im Frieden gerade diejenigen Großen des sizilischen Reiches aufgeopfert, welche auf sein Anstiften die Waffen wider ihren König ergriffen und Alles für den Papst aufs Spiel gesetzt hatten, namentlich den Grafen Robert von Bassavilla; Robert von Sorrent, den Fürsten von Kapua; den Grafen Andreas von Rupe Canina. Nur die Auswanderung mit ihrem beweglichen Eigenthum gestattete der König auf des Papstes Bitten den Grafen Robert und Andreas; sie blieben vom Frieden ausgeschlossen, und der Fürst von Kapua, auf der Flucht über den Garigliano von einem Schiffer erkannt, von seinem eigenen Lehensmann Richard von Aquila gefangen genommen und an Wilhelm ausgeliefert, blieb im Kerker des Königs. Die Grafen Robert und Andreas aber überbrachten dem deutschen Kaiser, als Verbannte und als Augenzeugen, alles Vorgefallene. Treulos habe der Papst sie geopfert, sagten sie dem Kaiser; und ihre näheren Erörterungen reizten Friedrich um so mehr gegen Hadrian, als der Hohenstaufe in dieser Verbindung des Papstes und des Normannenkönigs und

in der päpstlichen Belehnung desselben mit Sizilien und Apulien einen Bruch des Vergleiches sah, welcher im März 1153 feierlich zwischen Friedrich und dem römischen Stuhle zu Constanz geschlossen worden war. War auch damals Eugen Papst und Roger König in Sizilien, so galt der Vertrag auch für Papst Hadrian und gegen König Wilhelm, und der Kaiser war der Ansicht, daß, wie er selbst auf Grund jenes Vergleichs ohne den päpstlichen Stuhl keinen Frieden mit dem sizilischen Könige schließen dürfe, auch der Papst ohne den Kaiser keinen Frieden mit dem Normannenkönige einzugehen befugt sei. Der einseitige und eigenmächtige Abschluß von Seiten Hadrians erbitterte den Kaiser, der ohnehin mehr als eine herbe Erinnerung an seinen letzten Aufenthalt in Italien unverwischt in sich verschloß.

In drei Abtheilungen waren die Deutschen zu Ende des Sommers 1155 in die Heimath zurückgekehrt, die einen zu Schiff über Venedig, die andern durch die Lombardei und Piemont; der Kaiser selbst hatte seinen Weg durch die Romagna an Bologna vorüber genommen und war zu Anfang Septembers über den Po gegangen.

Es war alte Sitte in Verona, wenn die Könige der Deutschen mit Heeresmacht nach Italien und von da zurück zogen, den Uebergang über die Etsch nicht durch die Stadt zu gestatten, sondern oberhalb derselben für die Deutschen eine Schiffbrücke zu bauen. Diese alte, von Kaisern ihnen eingeräumte Freiheit versuchte der Nationalhaß der Veronesen zum Untergang des Kaisers und der Seinen zu benützen. Der heiße Schmerz, der über die Verwüstungen der Deutschen, über die rauchenden Schutt- und Trümmerhaufen, die ihren Zug von Asti bis Spoleto bezeichneten, in jeder patriotischen Lombardenbrust brannte, zeugte in den Bürgern von Verona den Entschluß, die Rächer ihrer Landsleute zu werden, und dieser Entschluß gebar hinterlistige Tücke. Sie bauten die Brücke über die Etsch so, daß sie, nach Ottos von Freisingen Ausdruck, wohl eher eine Mäusefalle, als eine Brücke heißen konnte. Die Barken waren so locker zusammengebunden, daß sie kaum dem Strome Widerstand leisteten, und wenn ein fester Körper durch die Strömung gegen dieselbe getrieben wurde, die Seile zerreißen und die Brücke zusammenstürzen mußte. Zu diesem Zweck hatten sie unweit der Brücke einen starken Floß zusammengebunden, der, während die Deutschen über die Brücke gingen, den Fluß hinabgetrieben, durch seinen Anprall dieselbe zertrümmern sollte. Während so der Strom viele verschlingen

mußte, sollten die durch den Einsturz der Brücke in zwei Theile getrennten, von einander abgeschnittenen Reste überfallen und aufgerieben werden. Arglos betrat der Kaiser mit den Seinen die Falle; aber das Glück war mit ihm, das Zeichen zum Loslassen des Floßes wurde um einen Augenblick zu spät gegeben. Kaum hatte der letzte Deutsche den Fuß auf dem andern Ufer, als die Brücke krachend zusammenstürzte. Ein Haufen, der im Hinterhalt gelegen war, um die Ueberbleibsel, die etwa dem Einsturz entrinnen möchten, mit dem Schwert zu vernichten, brach vor, wurde aber sogleich von den wüthenden Deutschen zusammengehauen.

Die Geretteten, jetzt zu unmächtig, um sich an Verona zu rächen, setzten ihren Zug längs den romantischen Ufern der Etsch fort, und erreichten die Berner Klause. Rechts rauschte die wilde Etsch in der Tiefe mit ihren über Felstrümmer tosenden Wasserfällen, links zog sich ein Fußpfad hinan, dessen Schlangenwindungen sich bald so verengten, daß zwischen der Felsenwand, die schroff aufstieg, und dem Abgrund, unter welchem die Etsch laut toste, nur ein so schmaler Fußweg blieb, daß nur Ein Roß wandeln konnte und nur der festeste Auftritt vor dem Sturz in die Tiefe bewahrte. Ueber den gefährlichen Pfad her hingen drohend die Felsen. Auf einem derselben, der sich glatt und rund mit eingehauenen Stufen, auf der Ost- und Nordseite durch hohes Gestrüpp und Abgründe geschützt, erhob, trotzte eine Burg. Diese hatte der Ritter Alberich, ein veronesischer Edler, mit einer starken Schaar ritterlicher Raubgesellen besetzt. Wer durch diesen Paß zog, mußte den Räubern schwere Summen zahlen, oder wurde er mit Felsstücken zerschmettert und ausgeplündert. Die ersten Kaiserlichen, die noch vor der Nacht den Paß vorüber zogen, ließ Alberich ziehen, um den Kaiser sicher zu machen. Nachdem dieser die Nacht über sein Gefolge hatte ruhen lassen, schickte er mit Tagesanbruch eine Schaar voraus durch die Klause. Aber von der Burg herab flogen Geschosse, und Felsblöcke rollten, die Pferde verwundend, über den Fußsteig und stürzten mit fürchterlichem Geräusch in die tosende Etsch. Es waren noch in dem Gefolge des Kaisers zwei vornehme Ritter aus Verona, die ihn nach Rom und von da bis hieher begleitet hatten. Diese sandte der Kaiser an die Räuber, um sie als ihre Mitbürger von ihrem Frevel abzumahnen. Die auf dem Felsen hörten sie nicht an, sondern jagten sie mit Steinwürfen davon. Nun schickte der Kaiser einige deutsche Ritter an sie ab und befahl ihnen von

ihrem Vorhaben abzustehen. „Niemals, riefen die Räuber, wird der Kaiser hier vorüberziehen, wenn wir nicht von jedem Ritter den Panzer oder das Roß, und von dem Kaiser überdies Goldes genug erhalten." Diesen Worten ließen sie neue Steinwürfe folgen. Als der Kaiser dies hörte, sagte er: „Diese Bedingung ist hart; hart, daß der Kaiser dem Räuber Tribut zahlen soll." Was sollte er thun? wohin sich wenden? durch den Fluß gehen, der reißend tief mit unnahbaren Ufern den gewissen Untergang drohte? über die Felsen, die nur Vögeln zugänglich schienen? sollte er umkehren nach Verona? Aber auch hier bildete das Gebirge, wo es sich eng an den Fluß schmiegte, eine Klause, welche, sobald der Kaiser hindurch war, die Veronesen besetzt und verschlossen hatten.

War der Kaiser der Mäusefalle auf der Brücke entgangen, so sah er sich jetzt in dem Hohlweg wie in einem Käfig gefangen: die Burg mußte erobert werden, wollte er gerettet sein. Er befahl abzupacken und die Zelte aufzuschlagen, gleich als wollte er diese Nacht hier bleiben. „Hier," sagte er, „an der Schwelle des lieben Vaterlands, nach so vielen überstandenen Gefahren und Mühen, sollen wir nun die letzte und größte finden!" Alles mußte sich waffnen. Dann forschte er die beiden veronesischen Ritter über die ganze Umgebung der Burg und die Pfade zu ihr mit Fleiß aus. „Siehst du, sagten diese, jenen Felsen, welcher dort über die Burg hereinhängt und furchtbar schroff, zackigt, neben Abgründen aufsteigt? Kein menschlicher Fuß hat wohl seit lange dort gewandelt, wo nur die Vögel des Himmels nisten; darum ist er von den Räubern unbewacht. Von diesem Felsen führt ein enger Pfad in die Burg. Hast du in deinem Heere so kühne und gewandte Ritter, daß sie ihn unbemerkt ersteigen, so ist die Burg gewonnen." Viele Ritter erboten sich zu dem Wagstück. Aus ihnen wählte der Kaiser Otto von Wittelsbach, den Bannerträger des Reichs, zum Führer, und gegen zweihundert wohl bewaffnete Männer, ihm an Kühnheit ähnlich. Durch versteckte Wald- und Gebirgspfade, über Schluchten und Klippen langen die Muthigen durch Gestrüpp und Bergwasser mühevoll auf weiten Umwegen am Fuße des Felsen an.

Wie mit dem Schwerte abgeschnitten, ragt dieser vor ihren Augen in die Luft und scheint nirgends Punkte zum Hinanklimmen zu bieten. Der Wittelsbacher gebietet dem Kräftigsten sich zu bücken, auf diesen steigt ein Anderer, auf dessen Schultern ein Dritter, und auf dieser

natürlichen Leiter, die eben so gefährlich als beschwerlich ist, gelangen sie auf den ersten Absatz. Darauf wird aus Lanzen eine neue künstliche Leiter zusammen gebunden, und indem einer dem andern nachhilft, gelangen unbemerkt alle auf der Höhe des Felsen an. Vor ihnen liegt unbewacht der sichere Pfad zur Burg. Otto entfaltet jetzt die Fahne des Reiches, die er zusammengewickelt verborgen mit sich getragen, und als der kaiserliche Adler in den Lüften flatternd wie zum Vorzeichen des Siegs die Flügel ausbreitet, erheben Alle Siegesgeschrei und Siegesgesang. Der Kaiser und seine Ritter unten im Thale erwiedern das Siegesgeschrei, das die Felsen in fürchterlichem Echo wiederhallen, und dringen mit Waffengeklirr herauf wie zum Sturm gegen die Felsenburg. Die in der Burg, welche jenen Felsen für alle Sterblichen unzugänglich und nur den Vögeln erreichbar hielten, wie sie sich von oben und unten angegriffen sehen, erfaßt gedankenlose Verzweiflung; sie wollen fliehen, aber nirgends ein Ausweg zur Flucht. Viele jagt die Todesfurcht vor dem eindringenden Wittelsbacher und seinen Rittern gegen den Abhang des Felsen, und an den Zacken zerschellt und zerrissen, hauchen sie im Fallen die Seele aus, ehe sie den Boden erreichen. Andere aber würgt das deutsche Schwert. Von fünfhundert entkam nur einer, der sich in einer Spalte des Felsen barg.

Nur zwölf wurden mit ihrem Hauptmann Alberich gefangen genommen und gebunden vor den Kaiser geführt. Fast alle diese waren Adelige; der Kaiser verurtheilte sie zum Galgen. Einer unter ihnen wandte sich flehend zu Friedrich, ein schöner ritterlicher Jüngling. „Höre," flehte er, „mächtigster Fürst, des unglückseligsten Mannes Schicksal. Ich bin ein Franzose, kein Lombarde; arm, aber ritterlichen Standes und ein freier Mann. Zufall, nicht Absicht, führte mich in die Gesellschaft dieser Räuber, ich wollte meine Vermögensumstände verbessern. Sie versprachen, mich an Orte zu bringen, wo meiner Armuth aufgeholfen werden könnte. Ich Unglücklicher glaubte es und willigte ein. So kam ich in das Unglück. Wer hätte sich auch vorstellen mögen, daß Vasallen ihrem eigenen Fürsten, dem Herrn der Welt, nachstellen würden? Schone des Unglücklichen, schone des bejammernswürdig Verführten!" Diesen allein begnadigte der Kaiser, seine Strafe sollte darin bestehen, daß er mit eigener Hand seine Genossen aufknüpfe. Die Andern boten großes Lösegeld; vergebens. Der Franzose wurde losgebunden und mußte sie an den Galgen aufknüpfen. Die Leichname der

Uebrigen, die zerstreut am Berg umher lagen, wurden auf der Straße selbst in Haufen aufgeschichtet, den Vorübergehenden ein warnendes Wahrzeichen.

Dann zog der Kaiser weiter durch Tyrol und erreichte ohne neue Gefahr das Vaterland.

Sechstes Hauptstück.

Ein böses Gewissen durchschauerte einen großen Theil von Deutschland, als der Kaiser so unverhofft siegreich wieder auf vaterländischem Boden erschien. Im Morgenland, in den schönen Gegenden Syriens und Armeniens, im glücklichen Arabien, auf der Nordküste von Afrika, wie in dem romantischen Spanien an den Ufern des Guadalquivir und des Tajo, wo unter sanfterem Himmel in Mohameds Moscheen die Sittenlehre des Propheten von Mekka gelehrt wurde, hatte sich bereits aus dem Heldenthum des Fanatismus ein edles Ritterthum herausgebildet, das den Muth mit Großmuth paarte, dessen Tapferkeit nur in edeln Thaten Ruhm suchte, und das mehr als ein halbes Jahrhundert früher, als es in den Ländern des Kreuzes geschah, Liebe und Religion nebeneinander in seine Fahne stickte. Durch die Kreuzzüge hatten die Ritter des Abendlandes diesen edeln Rittergeist des Morgenlandes kennen lernen: nicht Alle gingen zurück, ohne etwas wenigstens von der freien, schönen Ritterlichkeit der Sarazenen in sich aufgenommen zu haben und sich zur Nacheiferung angespornt zu fühlen. Aber die Meisten brachten doch den alten Geist der Feudalrohheit wieder heim, oder sie sanken in der Heimath unter rohen gewaltthätigen Genossen bald wieder in denselben zurück. Es galt als ritterlich, die Schwachen zu unterdrücken, den Kaufmann, den Bürger, den Landmann zu überfallen und auszuplündern, in muthwilligen Fehden zu raufen, und dem Gesetze, auf dessen Kraft die bürgerliche Gesellschaft ruht, Trotz zu bieten. Während Friedrichs Verweilen in Italien war jenseits der Alpen der Tummelplatz der wildesten Leidenschaften. Fast das ganze deutsche Land war von Unruhen bewegt, und wurde mit Schwert und Feuer verwüstet. Deutschland spürte die Abwesenheit seines Herrschers, und die kleinen

Fürsten, Herren und Ritter überließen sich ungebunden ihrer Rauf- und Raublust. Da trat der König unter sie, umstrahlt von der Majestät der römischen Kaiserkrone; in seiner Hand blitzte das Kaiserschwert, vom Papste geweiht, Gerechtigkeit zu üben, und er kam, ein strenges Gericht zu halten. Um Deutschland zu zeigen, daß es einen König habe mit eisernem Willen, das Gesetz in seiner ganzen Strenge aufrecht zu halten, nach langer Zeit zum erstenmal ohne Unterschied und Rücksicht auf die hohe oder niedere Stellung des Uebertreters, fing er bei den Großen an und endete bei den Kleinen. Wollte er die Bezwingung Italiens, seinen Lieblingsgedanken, durchsetzen, so mußte er Deutschland, die feste Wurzel seiner Macht, in Ordnung und Frieden im Rücken lassen können.

Der herrliche Rheinstrom war der Zeuge schrecklicherer Verwüstungen gewesen, als irgend sonst wo geschahen. Die alte Rheinstadt Mainz hatte eine zahlreiche Bürgerschaft, aber noch lange nicht so viel bürgerliche Freiheit, als Speier, Worms und manche andere deutsche Stadt am Oberrhein, in Ober- und Niederschwaben, in Franken und Bayern. Wenn in den schweizerischen und schwäbischen Städten der in den Fesseln der Hörigkeit oder sogar der Leibeigenschaft so lange gehaltene dritte Stand, der Handwerkerstand, das Volk im engern Sinne, mit Glück seine rechtliche Stellung erweitert hatte, und namentlich in Zürich, während des Aufenthalts Arnolds von Brescia daselbst, die Handwerker, wiewohl vorerst ohne Erfolg, die volle Gleichheit ihrer Theilnahme an der Stadtverwaltung dem bevorrechteten Stadtadel abzudringen suchten, hatte in Mainz, so früh und so oft dort auch der gleiche Geist im Volke sich regte und nach Befreiung rang, der von Kaisern und Päpsten gleich begünstigte erzbischöfliche Stuhl dieses Regen und Ringen leicht niedergehalten, auch wohl blutig und grausam niedergedrückt. Jede Bereicherung an Gut und Vorrechten, welche einer der Mainzer Erzbischöfe um den andern vom römischen oder vom Kaiserhof erhielt, engte das Mainzer Volk noch mehr ein. Erst unter dem Erzbischof Adalbert I. war die Stadt Mainz zu einer freieren rechtlichen Stellung gelangt. Weil den Bürgern der im Kampfe gegen Kaiser Heinrich V. gefangene Erzbischof zum Danke verpflichtet war, gewährte er ihnen einige Freiheiten, namentlich dem „Volke" von Mainz die Theilnahme an der Wahl des Erzbischofs. Geistlichkeit und Volk miteinander hatten ihren Erzbischof zu wählen. So war im Jahre 1142 Erzbischof Heinrich I. gewählt worden. Dieser Erzbischof Heinrich war ein leutseliger Fürst,

volksfreundlich und darum geneigt, die Gelder, die er für seinen Hof bedurfte, lieber von den reichen Klöstern der faulen Mönche, als vom Volke zu holen. Weltgeistliche mochte er viel lieber, als Klostermönche, und daß er nach dem Aussterben der Weltgeistlichen an der Kirche zu Heidenheim nicht Mönchen die Amtsverrichtungen daran und zugleich den Genuß der fetten Pfründen überließ, war eine Hauptklage gegen den Erzbischof von Seiten der Ordensleute und des Papstes. Dieser Kirchenfürst Heinrich, der Mann des gemeinen Mannes in der Stadt und auf dem Lande, konnte nicht der Mann sein weder des Herrenstandsfreundes, des Kaisers Friedrich, noch der Junker, noch des römischen Hofes, wo man unter Papst Eugen III. Alles glaubte, was Mönchsfedern nach Rom schrieben, und man nichts so sehr für kirchenfeindlich erklärte, als die Bewegungen des gemeinen Mannes zu seiner Befreiung, und die Beförderung dieser Volksbewegungen, in denen Papst Eugen III. in seiner Angst nichts sah, als „freventliche Unternehmungen von Laien zur Zerstörung der Kirche." Christen, welche von den Ländern der untern Donau her, namentlich auch von Ungarn, ins deutsche Reich als wandernde Kaufleute kamen, hatten ebenso, wie Arnold von Brescia, jene Gedanken verbreitet, die dem weltlichen Papstthum, wie dem Herrenkaiserthum, dem in widerchristlichem Sinne herrschenden Thron und Altar, gleich gefährlich erschienen, erstens, daß der Statthalter Christi auf Erden keine weltliche Macht haben dürfe, und die Geistlichkeit auf das Nöthigste sich beschränken müsse, weil das Reich Christi nicht von dieser Welt sei, und zweitens, daß alle Christen Brüder und zu einem menschenwürdigen Dasein berechtigt, mithin die Standesvorrechte, Hörigkeit und Leibeigenschaft, die verschiedenen Arten von Unterdrückung des gemeinen Mannes unchristlich, Ausflüsse des Antichrists seien.

Es ist sehr merkwürdig, daß der diesen Bewegungen feindliche Zeitgenosse, der das geschrieben hat, ausdrücklich beisetzt, diese ketzerischen Grundsätze seien eine *Folge des Bibellesens*. Der Mönch Heinrich von Corvey, der Geheimschreiber des Abts Wibald von Corvey, dessen Briefwechsel mit Papst Eugen III. vorliegt, sagt ausdrücklich von diesen Kaufleuten aus den Karpathen und den österreichischen Alpen, sie seien die „Nachkommen einfältiger Leute, welche von alter Zeit her daselbst ihren Sitz haben und immer das Alte lieben. Diese Kaufleute *wissen die Bibel auswendig*, und die Formen der römischen Kirche seien ihnen ein Gräuel, als Neuerungen, wovon das Urchristenthum nichts

wisse; Bilderverehrung, Reliquienverehrung verwerfen sie, leben von Gemüsen und essen selten oder gar kein Fleisch."

Diese zwischen Italien, der Schweiz und Schwaben hin und her wandernden Kaufleute aus den Donauländern, diese die Bibel habenden und lesenden Christen sind keine andern, als die Nachkommen der alten Arianer, jener Gothen, welchen Arius ein vernünftiges Christenthum und der gothische Bischof Wulfila die verdeutschte Bibel in die Hand gab, jener ältesten Protestanten des Mittelalters. Freie Bibelforschung im Lichte der Vernunft und der Wissenschaft hat überall die Ansprüche auf die Freiheit des Gewissens und auf die bürgerliche Freiheit zur Folge. Diese Kaufleute hatten natürlich auch, wie nach dem Mönche von Corvey, „Bayern, Schwaben und die Schweiz," so auch die Rheinpfalz besucht; und aus den absichtlich unklar gehaltenen Berichten der diesen Gedanken und Bewegungen feindseligen Geistlichen über die „Wirren in Mainz" ist zwischen den Zeilen herauszulesen, daß diese Gedanken in der Stadt Mainz viel Raum gewonnen hatten, und daß der volksfreundliche Erzbischof Heinrich es für besser hielt, daß das deutsche Geld in Deutschland bleibe, als daß es „über die Berge" nach Rom gehe. Er war kein Ultramontaner, aber auch kein Freund des kaiserlichen Alleinherrentthums und der Junkerei.

In der Stadt selbst waren die Aristokraten ihm feind und der Landadel. Nicht sowohl er selbst, aber die Günstlinge an seinem Hofe eigneten sich Gut an, das der Mainzer Kirche und andern Kirchen gehörte. Von Rom aus drang man auf seine Absetzung; des Kaisers Sinn ganz entgegen war Heinrichs Begünstigung der Mainzer Volksbewegung; es gehörte zudem zur Staatsklugheit des Kaisers, auf allen Bischofsstühlen Deutschlands zu verdrängen, was nicht ganz für ihn war, und seine entschiedenen Anhänger dafür einzuschieben. Der Erzbischof vertraute seine Sache dem von ihm zum Probste zu Sankt Peter in Mainz beförderten Arnold von Seelenhofen, um sie persönlich am römischen Hofe für ihn zu führen. Er hoffte auf dessen Dank. Die Harmlosigkeit des Erzbischofs zeichnet sich darin, daß er übersah, daß Kaiser Friedrich vor kaum einem halben Jahr, im Mai 1152, Arnold zu seinem Kanzler gemacht hatte, daß es von der Staatsweisheit des Hauses der Waiblinger seit einem Jahrhundert so gehalten worden war, ihre Kanzler zu Erzbischöfen zu machen, und daß der Ehrgeiz Arnolds jede Gelegenheit ergreifen werde, Erzbischof zu werden. Die spätere

Ueberlieferung hat den von Erzbischof Heinrich nach Rom gesandten Arnold geradezu als „undankbaren Verräther seines Herrn" hingestellt. Jedenfalls hat er seinen Vollmachtgeber nicht geschickt vertheidigt, und mehr als wahrscheinlich ist, daß er ihn absichtlich in Schatten stellte, um ihn zu stürzen und, was er auch wurde, der Erbe seines Erzstuhls zu werden. Der Freund der religiösen und der bürgerlichen Freiheit, Erzbischof Heinrich, hatte den Mißgriff gethan, einen Mann zu seinem Vertheidiger zu wählen, welcher ihm sehr zu Dank verpflichtet und, so lang er um den Erzbischof war, wohl in die Anschauungen seines Herrn eingegangen war, aber innerlich diese volksfreundlichen Grundsätze seines Herrn haßte, und zugleich für seinen Ehrgeiz von Kaiser und Papst mehr in Aussicht fand, als bei aller seiner Treue gegen denjenigen, der ihn bis dahin empor gehoben hatte. Am 7. Juni 1153 wurde der Absetzungsspruch gegen Erzbischof Heinrich gefällt; er fiel als eines der Opfer der Reaktion gegen die bürgerliche und religiöse Freiheit, zu der damals Kaiser und Papst sich verbrüderten.

Gleich die Wahl des neuen Erzbischofs von Mainz zeigte klar, wo der Kaiser hinaus wolle: er setzte sich weg über die errungene Freiheit des Volkes, welche ihm die Theilnahme an der Wahl seines Erzbischofs sicherte. Friedrich berief nicht Geistlichkeit und Volk zur Wahlhandlung; er bezeichnete ohne Weiteres seinen Kanzler Arnold einer Zahl Geistlicher und Laien aus Mainz, welche gerade an seinem Hoflager zu Worms anwesend waren, als den Mann, welchen er, der Kaiser, zum Erzbischof haben wolle, und als diese zustimmten, nahm er das als Wahl und ließ sogleich mit dem herkömmlichen Glanz ihn mit den Regalien investiren und in Mainz weihen, in Gegenwart zweier Kardinäle, welche gerade als Gesandte des Papstes in Deutschland anwesend waren.

So hatte Kaiser Friedrich seinen Kanzler Arnold zum Erzbischof in Mainz gemacht. Das verdroß die drei Parteien in Stadt und Gebiet von Mainz, die Geistlichkeit und den Dienstadel eben so, wie das Volk. Als ob er unumschränkter Alleinherrscher wäre, hatte der Kaiser in die Freiheiten des Volkes hinein gegriffen und sie für nichts geachtet. Auch der Geistlichkeit langte er mit diesem herrischen Eingriff in die Freiheiten der Kirchenprovinz an eine verletzliche Stelle. Der Mainzer Dienstadel hatte in der Stadt zwei Führer in den alten, miteinander seit lange um die Vorhand in Mainz ringenden Familien der Meingot und der Selenhofen. Sie hatten abwechselnd die ersten

städtischen Aemter bekleidet. Jetzt war aus dem Geschlecht der Selenhofen einer, Arnold, sogar Erzbischof geworden. Dadurch wurden die Selenhofen übermüthig, die Meingot gereizt; es war ein Schlag für ihr Haus, dieser Arnold auf dem Erzstuhl. Der alte Meingot, das Haupt der Familie, welche bisher immer Vizedome, Schultheißen oder Kämmerer für Mainz geliefert hatte, wurde jetzt oder war wohl schon vorher unter Erzbischof Heinrich „ein Volksfreund"; ob bloß aus Familieneifersucht und persönlichem Haß gegen Arnold, oder als Mann des Fortschritts aus Ueberzeugung, ist aus den Ueberlieferungen nicht fest zu stellen; nur das, daß er mit der Erhebung Arnolds zum Erzbischof im Einverständniß mit der Volkspartei und an ihrer Spitze erscheint.

Durch die ganze deutsche Geschichte, so lang es Reichsstädte gab, geht die Thatsache, daß Kaiser, welche unumschränkte Alleinherren sein wollten, ihr Erstes sein ließen, überall in den Städten alle Aemter mit Aristokraten zu besetzen, und die Redlichsten und Kenntnißreichsten zu beseitigen, wofern diese in ihrem Amt entweder Neigung für das Volk bewiesen, oder von Haus aus ihren Ursprung aus dem Volke hatten. Das war Art und Uebung des kaiserlichen Gelüstes nach Alleinherrenthum in den deutschen Städten, auch ehe sie im vollen Sinne freie Städte des Reiches wurden. Und diese Art übte Kaiser Friedrich I. diesseits wie jenseits der Alpen, ehe der böse Geist in ihm, sein Haß bürgerlicher Freiheit, und seine bösen Geister neben ihm, seine Kanzler Arnold und Reinald, hinweggenommen waren.

Arnold, des Kaisers Kanzler und jetzt Erzbischof von Mainz, jetzt ganz kaiserlicher Absolutist, trat keck so in die Mainzer hinein. In seinen Reden wandte er auf die Mainzer Bürgerschaft das an, was König Rehabeam im alten Testament von dem Volke Israel gesagt hatte, „dieses starrsinnige Volk, gleich jenem Volk Israel, müsse mit Scorpionen gezüchtigt werden; da, wo insgesammt die Treue des Gehorsams wanke, thue ein Tyrann noth."

Arnold fing sofort an, in diesem Geiste die Reaktion ins traurige Leben treten zu lassen. Die „alte Pracht" sollte wieder den erzbischöflichen Hof umgeben, und die „alte Oberherrschaft"; welch' ein Zeugniß für den volksfreundlichen Erzbischof Heinrich! Die von den letzten Erzbischöfen dem „Volke" von Mainz gewährten Rechte setzte er außer Kraft, „als unvereinbar mit der alten Ehre des Erzstuhls." Was vom Kirchengut zur Belehnung für treue Dienste an die Lehenträger oder an die

Stadt gegeben worden war, erklärte Arnold als ungültige Verschleuderung und wollte das wieder an sich zurückziehen; und zugleich forderte er von dem Dienstadel des Erzstiftes Leistungen über Kraft und Herkommen. Dieser Prachtmensch auf dem Erzstuhl im „goldenen" Mainz, der ganz ungleiche Nachfolger seines Vorgängers, hatte, so alt er war, oder weil er so alt war, immer Ueberfluß an Geldmangel. Dieser Kanzler Arnold war ganz ohne Zweifel der Erste, welcher den Rothbart darauf leitete, aus dem römischen Rechte — Rechtstitel für Ansprüche im deutschen Reich, zunächst jenseits der Alpen, ausfindig zu machen; denn er selbst machte in seinem Erzbisthum eine wahre Jagd auf Rechtstitel; Ansprüche und Forderungen, welche den Betheiligten ganz neu erschienen. Für diesen Zweck brachte er seine Verwandten in die entscheidenden Stellen; und, was seit Jahrzehnten oder noch länger im Besitz der damit Begabten war, ließ er dem Erzstuhl, d. h. sich selbst wieder zusprechen. Gerade wie gleich darauf der Kaiser Alles, was ehemals Reichsgut hieß, wieder zurück haben wollte, so wollte der neue Erzbischof Arnold von Mainz alles Gut, was ehemals zum Stuhle von Mainz gehörte, wieder zurück haben.

Damit machte er sich die vornehmsten Herren des Rheingaus zu schwer verletzten Feinden: den Pfalzgrafen Hermann bei Rhein, der auf Schloß Stahleck saß, den Grafen Emich von Leiningen, Gottfried von Sponheim, Heinrich von Katzenellenbogen, Konrad den Grafen von Kyrburg an der Nahe, Heinrich den Grafen von Deidesheim, und viele Edelleute. Diese wollten die Güter nicht herausgeben; Arnold sprach den Bannfluch über sie aus, und seinen Dienstmann Meingot erklärte er seines Lehens für verlustig. Um sie Alle zu zwingen, griff Erzbischof Arnold sogar die Kirchenschätze an; er verkaufte ein Stück vom „heiligen Kreuz" im Martinsstift, so sehr Geistlichkeit und Volk zu Mainz gegen diese Plünderung sich verwahrten. Um zu Felde zu ziehen und den Herren das von ihm Angesprochene abzunehmen, brandschatzte er ganz willkürlich Domkapitel und Volk von Mainz, und wüthete weit umher mit Mord, Raub und Brand.

Daß dieser Landfriedensbruch von beiden Seiten, diese Art von Heimsuchung des Volkes, von dem Oberhaupte des Reiches um so strafbarer gefunden werden mußte, da das stattfand, während dieses jenseits der Alpen abwesend und beschäftigt war, das war in Ordnung. Aber der rückkehrende Kaiser war nicht gerecht; nur sein Spruch hatte den

Schein der Gerechtigkeit; daneben ließ er den Schuldigsten frei ausgehen.

Zu Worms versammelte um Weihnachten 1156 der Kaiser die Fürsten des Reiches, und saß zu Gericht. Der Erzbischof wie der Pfalzgraf wurden schuldig erfunden. Der Kaiser wählte eine Strafe, welche Eindruck machen mußte. Es fand sich unter den Bräuchen und Gesetzen der alten Franken und Schwaben eines, nach welchem für Landfriedensbruch, wenn nicht das Leben verwirkt war, der Freie einen Hund, der Dienstmann einen Stuhl, der Bauer ein Pflugrad zum Schimpf bis in die nächste Grafschaft tragen sollte. Diese Strafe, die lange außer Gebrauch war, wandte Friedrich wieder an. Der Pfalzgraf Hermann und zehn Grafen, seine Genossen, darunter Emich von Leiningen, Gottfried von Sponheim, Heinrich von Katzenellenbogen, Konrad von Kyrburg, wurden verurtheilt, Hunde zu tragen, und sie trugen sie eine deutsche Meile weit. Des Erzbischofes Person wurde wegen seines hohen Alters, und aus Rücksicht auf seine erzpriesterliche Stellung geschont, aber die Grafen seiner Partei wurden zum Hundetragen verurtheilt; doch wurden auch sie, nachdem sie schon angefangen, die Hunde zu tragen, aus Ehrfurcht für die erzbischöfliche Würde dahin begnadigt, daß sie sie nicht weiter tragen mußten. Der Pfalzgraf verbarg sich bald darauf aus Scham in das Kloster Ebrach und überlebte nicht ein Jahr seine Schmach. Der Kaiser aber ließ diese Verurtheilungen durch das ganze Reich bekannt machen, und die ausgesuchte schimpfliche Strafe, an einem so vornehmen und großen Fürsten des Reichs vollzogen, brachte einen solchen Schrecken über alle Reichsstände, daß die Fehdelustigsten gerne ruhig in ihren Schlössern saßen. Hartwig, der neue Bischof von Regensburg, hatte, ehe ihm der Kaiser die Regalien des Bisthums verliehen, gegen das Gesetz den Lehensleuten des Bisthums ihre Lehen ertheilt. Ihn strafte der Kaiser um hundert Pfund Silbers, und alle seine Vasallen mehr oder minder. Dann zog er mit hinlänglichem Kriegsvolk von einem Gau zum andern, um die Raubgrafen und die Raubritter zu richten. Mehrere Burgen, Festen und Schlupfwinkel zerstörte er. Einige der Gefangenen ließ er enthaupten, andere kreuzigen. Geistliche und weltliche Herren hatten den Handelsverkehr durch willkürliche Zölle bedrückt; überall tilgte er diese Mißbräuche. Mit Freuden erkannten alle Gutgesinnten in Schlössern und Klöstern, in Städten und Flecken, daß

ein König im Reiche war, der alle Glieder des Reichs, hohe wie niedere, dem Gesetz unterwarf.

Deutschlands Beruhigung zu vollenden, dazu war noch das Schwerste nöthig, die Befriedigung der Welfen. Sein Oheim, Herzog Heinrich von Oesterreich, blieb für die Vorschläge des Kaisers wegen Bayern noch immer taub. Heinrich der Löwe hatte auf der römischen Heerfahrt den Herzogshut von Bayern wohl verdient. Es war darum, und weil schon die Politik des Kaisers den mächtigsten Reichsfürsten zum Freund haben mußte, eines der ersten Geschäfte Friedrichs bei seiner Rückkehr gewesen, daß er alle Fürsten und Herren des Bayerlandes nach Regensburg berief, und dem Löwen, als ihrem neuen, rechtmäßigen Herzog, huldigen ließ. Zuletzt nach vielen Versuchen und Unterhandlungen gelang es dem Kaiser, seinen Oheim zu befriedigen. Dieser verzichtete auf das Herzogthum Bayern, dagegen wurde die Markgrafschaft Oesterreich, oder das Land ob der Ens, gänzlich von Bayern getrennt, zu einem eigenen Herzogthum erhoben und als solches untheilbar, in weiblicher wie männlicher Linie erblich, dem älteren Heinrich so zugetheilt, daß die Herzoge von Oesterreich als des Reiches Herz und Schild ihre Lehen jedesmal zu Pferde und nur auf ihrem eigenen Grund und Boden von dem Kaiser empfangen, auf Reichs- und Hoftagen demselben zur Rechten sitzen und ihre Lande nach Gutdünken mit Ordnungen versehen sollten. So beschwor Friedrich den Dämon des Streites zwischen dem Hause der Welfen und der Hohenstaufen: ganz Deutschland freute sich und nannte ihn Vater des Vaterlandes.

Mitten unter diesen Beschäftigungen der Politik und der Waffen lebte der Kaiser zugleich der Schönheit und der Liebe.

Auf jenem Tage zu Constanz, im Frühlinge 1153, hatte Friedrich, unter Zustimmung der deutschen Prälaten und der Gesandten des Papstes Eugen III., von seiner Gemahlin Adelheid, der Markgräfin von Vohburg, sich scheiden lassen. Noch heute sieht man in Oberbayern, an der Donau, zwei Meilen von Ingolstadt, die Trümmer des Bergschlosses Vohburg, der einstigen Hofstatt der Markgrafen von Vohburg, aus deren Hause sich der Herzog Friedrich von Schwaben die erste Gattin geholt hatte, von welcher er schon ein Jahr, nachdem er König der Deutschen geworden war, sich trennte. Die wahren Beweggründe der Trennung dieses ehelichen Bandes sind absichtlich von denjenigen Freunden des hohenstaufischen Hauses, welche allein darein eingeweiht sein konnten, mit

Schweigen verhüllt worden. Bischof Otto von Freisingen, der Oheim des Kaisers Friedrich, sein Geschichtschreiber und Lobredner, hilft sich mit dem gewöhnlichen Vorwande darüber hinweg, unter welchem Jahrhunderte lang die Kirche eheliche Bande gefällig zu lösen pflegte, mit dem Vorwande der Blutsverwandtschaft. Aus diesem Grunde, sagt er, haben die Gesandten des apostolischen Stuhles die Ehe gelöst. Daß das nur der vorgespiegelte Scheingrund war, welchen die Amtssprache der Kirchen- und Staatskanzlei zur Gewinnung eines Rechtsgrundes aufsuchte, ist klar. Denn weder bei der Eingehung noch bei der Fortsetzung der Ehe hatte die Kirche einen Anstoß an der Verwandtschaft genommen, und der Hohenstaufe war wenigstens ein Jahrzehent lang mit ihr verheirathet, als er in seinem zweiunddreißigsten Jahre sich von ihr schied. In der Familie des Hauses der salischen Waiblinger waren Heirathen aus Politik, und frühe Verlobungen und Heirathen, Hausgrundsatz bisher gewesen, und noch Kaiser Heinrich V. hatte nicht frühe genug eilen zu können geglaubt, den blutjungen Herzog Friedrich von Schwaben, seinen Neffen, den Vater des Kaisers Friedrich, mit der Welfin Jutta, der reichen Bayerherzogin, zu vermählen. Wohl möglich, daß die Politik seines Oheims, Kaiser Konrads III., welcher am stärksten die Grundsätze seines Oheims über Vergrößerung der Hausmacht in sich aufgenommen hatte, die güterreiche Markgräfin von Vohburg dem jungen Neffen Friedrich zugeführt hatte: er trennte sich von ihr gleich nach des kaiserlichen Oheims Tod. Nur Eine Stimme, aber keine zeitgenössische, die Chronik Otto's von Sankt Blasien, wagt es, die Ehre der ersten Gattin des Kaisers Rothbart anzutasten, und den Grund der Scheidung in „wiederholter ehelicher Untreue derselben" zu suchen. Diese Lüge ist greifbar. Des Rothbarts rasche, in der Verletztheit bei jugendlichem Blut sich überstürzende, bis zur Grausamkeit unversöhnliche Natur hätte die der Untreue nur einmal überwiesene Gattin nicht am Leben gelassen, geschweige sie fortwährend, die Geschiedene und Neuvermählte, an seinem Hofe behalten; denn der Vater der Adelheid, der Markgraf von Vohburg, blieb nach wie vor einer der treuesten Anhänger des Königs; Adelheid selbst vermählte sich einem Lieblingsritter des Kaisers. Entweder war sie, wie die Kaisertochter Agnes dem Ritter von Hohenstaufen, dem Ersten seines Hauses, noch als ein Kind verlobt worden, oder war es ihre Unfruchtbarkeit, was zur Scheidung den Rothbart bestimmte, als er auf dem deutschen Throne saß.

Männliche Nachkommen verlangte jedenfalls sein ungemessener königlicher Ehrgeiz, und seine Politik; aber von Adelheid hatte er weder eine Tochter noch einen Sohn; und vielleicht war der Hauptbeweggrund auf Seiten des deutschen Königs derselbe, wie bei dem Kaiser der Neufranken, als er sich von der edeln Josephine trennte. Für durchaus rein hat nachmals der Papst Hadrian Adelheid gefunden, als er, nach eröffneten Feindseligkeiten zwischen ihm und der deutschen Krone die Scheidung und die neue Vermählung des Kaisers seiner Rüge unterwarf. Beatrix, die einzige Tochter des verstorbenen Grafen Reinald von Chalons, des Besitzers von Hochburgund, war weit gepriesen wegen ihrer Schönheit und Sitte. Ihr Wuchs war minder groß als fein, ihre klaren Augen, ihr kleiner Mund, ihre Zähne, ihre Hände, Alles war voll Liebeszauber und Anmuth; man rühmte ihre wissenschaftliche Bildung in Sprachen und in der Dichtkunst. Ihr Oheim, Graf Wilhelm, hatte sie gefangen genommen, und in einem Thurm eingesperrt, damit sie entweder bald oder unvermählt stärbe und ihm ihr ganzes Erbe bliebe. Der Kaiser, als ächter Ritter, fühlte sich nicht nur zu ihrer Befreiung verpflichtet, er warb um sie. Ihr Oheim, durch die Kunde erschreckt, gab sie frei, und Friedrich vermählte sich mit ihr zu Würzburg im Mai 1156. Aber selbst in dieser Angelegenheit der Schönheit und der Liebe — denn es war bis an den Tod der Kaiserin eine glückliche Ehe der Herzen — spielte bei Friedrich ursprünglich die Politik mit herein. Noch heute entzücken den Deutschen wie den Franzosen die Lande, welche durch diese Vermählung mit Deutschland vereint wurden. Hochburgund, später die Freigrafschaft (**Franche comté**) genannt, war ein herrliches Land, und noch herrlicher war das Arelat, mit der Hauptstadt Arles an der Rhone, die sich hier theilt, dem Meere nahe; man spürt schon seine kühlenden Lüfte; dazu das weltberühmte Land der Trauben und des Weins, die Champagne. Das war das schöne Erbe der noch schöneren Erbin. Das Königreich Arelat war in den Augen des nüchternsten Staatsmanns, selbst für einen Kaiser, eine prächtige Mitgift. Zum deutschen Reiche hatte es zuvor schon gehört; jetzt wurde es ein Theil der Hausmacht der Hohenstaufen. Bisher auf der Gränze des deutschen Reiches, zwischen Deutschland und Frankreich mitten inne, hatte es nur lose mit Deutschland zusammengehängt und sich durch Sprache und Sitten zu Frankreich hinüber geneigt. Jetzt wurde es in seiner Einheit mit Deutschland gefestigt, und das aus alten und neuen Stücken

zu einem erweiterten Landschaftenverein zusammengeschmolzene Königreich Arelat umfaßte jetzt wie die Freigrafschaft und die Champagne, so die Dauphine, die Provence, Savoyen, das heutige Bern, die sämmtlichen Alpenlande des Jura. Somit war Deutschland nach Italien und nach Frankreich hin bedeutend verstärkt durch diese Erblande der Beatrix; sie waren ein schöner Zuwachs zur Macht des deutschen Reiches, nicht bloß zu der Hausmacht der Hohenstaufen.

Den Herzog von Zäringen entschädigte der Kaiser dadurch, daß er ihm zu seiner bisherigen Statthalterschaft diesseits des Jura die Regentschaft über Arles und die Schutzvogtei über die drei Städte und Bisthümer, Sitten, Genf und Lausanne, und den Titel eines Herzogs von Kleinburgund verlieh.

Ein Jahr nach seiner Vermählung besuchte er mit seiner schönen Gemahlin Arles. Hier war es, wo die Sänger der Provence sich um ihn sammelten, ein ritterlicher Verein, der sich neben den Waffenkünsten der Poesie, dem Gesang und der Musik widmete. Die Liederstimmen, die, süß und weich wie die Sommernacht des spanischen Himmels, an den Ufern des Ebro sich hören ließen, fanden im südlichen Frankreich bald ihr Echo, und selbst deutsche Ritter fingen an, in Gesang und Poesie sich zu üben. Friedrich selbst gehörte zu diesen und er gab zu Arles davon einen Beweis. Als die Provençalen ihm ihre Gesänge vortrugen, gab er sie ihnen in einer zierlich gereimten Strophe, die er selbst verfaßt hatte, zurück, und die Ehre, welche er ihrer Kunst und Wissenschaft anthat, machte seinen Namen unter den Provençalen so bekannt, daß ein späterer Sänger aus dieser Dichterschule ihn zu den weisen und begeisterten Männern zählt, nach welchen man sich in der Gegenwart vergebens sehne. Wie die Waldrose, wie die duftende Erdbeere mitten in der Wildniß des Fichtenwaldes, so sproßte die Blume des Gesangs zwischen den wildbewegten Schwertern und Speeren des Ritterthums. Wohl klangen jene Gesänge wie ein weichliches Trillern, wie ein schmeichelndes Girren, aber sie klangen in eine rauhe Zeit hinein, deren ungebändigte Kraft sie milderten und sänftigten: aber in einer feigen, entnervten Zeit sind, wenn noch so süß und schön, weichliche, schmeichelnde Gesänge, wofern sie zum Ton des Tages werden, ein Fluch eines jeden Volkes.

Siebentes Hauptstück.

Thatlose Ruhe ertrug Friedrichs königlicher Geist nicht: die Zeit, welche länger dem Vergnügen gewidmet wurde, hielt er für verloren. Er achtete es unwürdig eines Fürsten, die durch die Geschäfte des Kriegs angestrengte Kraft anders sich erholen zu lassen, als durch die Stille der friedlichen Reichsgeschäfte. Fühlten alle Lande des deutschen Reichs die wohlthätigen Folgen seiner richterlichen und ordnenden Thätigkeit, so sahen viele Städte und Gauen den König und sein königliches Wirken mit Augen. Jetzt war er am Bodensee, jetzt in Franken, jetzt am Nieder- und am Oberrhein, bald in Sachsen, bald in Schwaben, bald in Westphalen, bald in Burgund, und nirgends zu seinem Vergnügen, überall nur mit den würdigen Geschäften eines musterhaften Regenten beschäftigt, Frieden und Eintracht herzustellen. Bald war eine Ruhe in Deutschland, daß, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, es schien, als wären Menschen und Land anders, und selbst der Himmel milder geworden. Die östlichen und nördlichen Völker, welche die Herrlichkeit des Kaisers nicht freiwillig anerkannten, mußten sie fühlen. Wladislav, der Polenherzog, der Gemahl der schönen Agnes von Oesterreich, einer Tochter jener kaiserlichen Agnes, der Großmutter des Kaisers Friedrich I., war von seinem Bruder Boleslav aus dem Lande vertrieben worden. Elf Jahre schon saß Boleslav auf dem angemaßten Herzogsstuhl, als auf Wladislavs Bitten, und der eigenen Ehre wegen, der Kaiser die Heerfahrt nach Polen antrat, das auch dem Reiche den Tribut und den Gehorsam weigerte. Es waren namentlich die Sachsen von Meißen und der Lausitz, und die Böhmen des Herzogs Wladislav, der mit dem Polenherzog den gleichen Namen trug, und dessen Treue erst kurz durch die Belehnung mit der obern Lausitz belohnt worden war, welche der Kaiser gegen Polen führte. Friedrich selbst hat uns den Polenzug beschrieben. Das Heer durchschwamm unerschrocken die Oder. Um es in einer Wüste zu Grunde gehen zu lassen, verbrannten und zerstörten die Polen Städte, Dörfer und Flecken, und wichen zurück. Aber der Kaiser folgte ihnen so schnell durch die verwüsteten Gegenden, bis in das Bisthum Posen hinein, und verheerte selbst auch dieses Land so mit Feuer und Schwert, daß die Polen erschracken und um Frieden baten. Boleslav erschien vor dem Kaiser mit bloßen Füßen, das bloße

Schwert am Halse hängend, fiel ihm zu Füßen, und flehte um Verzeihung und Gnade. Er schwur, nicht zum Schimpf des Reichs seinen Bruder vertrieben zu haben, ihm sein Land wieder einzuräumen, und wegen des Weitern um Weihnachten sich vor den Richterstuhl des Kaisers zu Magdeburg zu stellen; dem Kaiser zweitausend, den Fürsten tausend, der Kaiserin zwanzig Mark Goldes, dem Lehenhof zweihundert Mark Silbers zu zahlen, dem Kaiser auf der Fahrt nach Italien mit dreihundert Reisigen zu folgen, und für Alles das seinen dritten Bruder mit andern vornehmen Polen als Geißel zu stellen.

Darauf kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück, wo ihn Gesandte fast aller christlichen Mächte begrüßten. Als er im September 1157, vier Wochen, nachdem Boleslav vor ihm gekniet hatte, einen großen Reichstag zu Würzburg hielt, erschienen vor ihm, außer den Fürsten und Herren des Reiches, Gesandtschaften aus England und Griechenland, aus Italien, Burgund, Dänemark, aus Ungarn, Frankreich und Spanien; alle brachten kostbare Geschenke. Unter denen des englischen Königs zeichnete sich ein großes, künstlich gewirktes Zelt aus. Alle bezeugten ihrer Fürsten Freundschaft oder Unterwürfigkeit. England hatte der Kaiser einen Handelsvertrag angetragen. Der König des Eilands antwortete: „Unser Königreich, und Alles, was nur unserer Herrschaft unterworfen ist, stellen wir Euch zu Gebot, und geben es in Eure Gewalt, daß nach Eurem Wink Alles geordnet werde, und in Allem der Willen Ew. kaiserlichen Majestät geschehe." Es sind dies Redensarten der Höflichkeit, sie zeigen aber doch, wie die Schreiben und Geschenke der andern Fürsten, daß der Name des Hohenstaufen glorreich war unter den Völkern gegen Mittag wie gegen Mitternacht, gegen Morgen und gegen Abend, und Europa ihm, wenn auch nicht alle mit Treuschwur, doch im Geist und im Herzen huldigte, als dem Größten in der Zeit. Die Gesandten des griechischen Kaisers führten zuerst die stolze, schwülstige Sprache ihrer Eitelkeit. Der Kaiser sah sie nicht an, und erst, als sie durch Bitten und Thränen ihre Unart gut gemacht, verzieh er ihnen. Sie baten im Namen ihres Kaisers, daß Friedrich den jungen Schwabenherzog gleichen Namens, den Sohn des Königs Konrad, den Neffen der Kaiserin Irene, in ihrer Gegenwart zum Ritter schlagen, und dadurch mündig erklären möge. Seine Tante, die griechische Kaiserin, hatte schon zuvor und besonders diesmal dem jungen Friedrich viele und kostbare Geschenke gesandt, und

ihren Gesandten geboten, nicht eher nach Griechenland zurückzukehren, als bis ihr Auftrag erfüllt sei. Gerne gewährte der Rothbart seinem Vetter, was die Kaiserin, seine Tante, wünschte. Die Gesandten Dänemarks kamen von Waldemar, dem König. Sweno trug, seit er zu Merseburg dem deutschen König als Vasall das Schwert vorgetragen, einen Makel in den Augen der Dänen. Daß er deutsche Sitten, und mit seiner Gemahlin, einer deutschen Fürstin, viele Deutsche an seinen Hof einführte, verdroß die Dänen noch mehr. Viele wandten sich Kanut zu. Die schöne Hand der Schwester des Letztern, um die Swenos früherer Freund Waldemar, der Herzog von Schleswig, warb, zog auch diesen auf Kanuts Seite. Vor den Waffen seines eigenen Volks und vor den siegreichen Kanuts, floh Sweno nach Deutschland, und suchte Hülfe bei Heinrich dem Löwen.

Heinrich den Löwen trieb, wie Friedrich den Rothbart, ein feuriger Drang nach großen Thaten und nach Herrschaft. Da der Süden für ihn verschlossen war, arbeitete es in ihm, ein großes Reich im Norden zu gründen, und in der Wahl der Mittel dazu war er weit weniger gewissenhaft, als der Kaiser. Um sich Geld zu holen, überfiel er die arglosen Friesen auf dem großen Markt zu Bremen und plünderte sie rein aus. Dann wollte er das ganze Land der Friesen als eine leichte Beute gewinnen; aber er scheiterte an dem Freiheitsmuth dieses Stammes und an den Bollwerken, mit welchen die Natur ihre Freiheit schirmte. Dagegen unterwarf er sich Städte und Ländereien des auf der Ebene von Roncaglia seiner Lehen verlustig erklärten Erzbischofs Hartwig von Bremen. Graf Adolph von Holstein hatte eine Handelsstadt am günstigsten Orte angelegt, zwischen der Trave und Wackeniz, und sie Lübeck genannt. Wie er schöpferisch sein verwüstetes Land bald mit blühendem Anbau überdeckte, so hob sich auch durch ihn die neue Stadt mit ihrem vortrefflichen Hafen bald so, daß der Binnenhandel der seit Jahrhunderten berühmten Stadt Heinrichs des Löwen, Bardewik, darunter litt. Der Löwe ruhte nicht, bis er das durch Zufall in Flammen aufgegangene Lübeck mit seinem Hafen und seiner Insel dem Grafen Adolph abgedrungen hatte, um es schöner aufzubauen. Dem früher unterworfenen Theil der Slaven preßte er durch ungeheure Bedrückungen auch das Letzte, was sie hatten, fast das Blut ab, so daß das edle Volk in seinen Todeszuckungen mit Abscheu von dem Christenthum sich wegwandte, weil seine Bekenner solche Peiniger sein können.

Schon die Lage Dänemarks, unmittelbar an Holstein und den slavischen Ländern, mußte es dem Löwen wünschenswerth machen, Einfluß auf dieses Reich zu gewinnen. Als Sweno ihn bat, ihn in sein Reich zurückzuführen, sah er darin die günstigste Gelegenheit für seine Politik. Zugleich that der Gedanke, einem König sein Reich zurück zu geben, seinem Stolze wohl, das Gold Swenos seiner Habsucht. Er führte mit Heeresmacht den Vertriebenen auf den dänischen Boden. Sweno bemächtigte sich mehrerer festen Plätze und Inseln, und Kanut und Waldemar boten Unterhandlung an. Das ganze Reich wurde neu getheilt, und zu Roskill das Festmahl der Versöhnung gefeiert. An diesem ließ Sweno meuchlings die beiden Fürsten überfallen. Kanut wurde erschlagen, Waldemar entfloh verwundet, sammelte ein Heer, und bei Wiborg auf der Grathehaide kam es zur Schlacht. Sweno verlor, auf der Flucht spaltete ihm ein jütländischer Bauer mit der Axt den Schädel, und Waldemar wurde von allen Dänen als einziger Herrscher begrüßt. Um Bestätigung dieser seiner Wahl suchte nun Waldemar bei dem Kaiser nach und erkannte denselben als seinen Oberlehensherrn. Seine Gesandten mußten überdies dem Kaiser eidlich versprechen, daß der König persönlich vor ihm erscheinen wolle.

Zu **Besançon** in Burgund, wohin der Kaiser von Würzburg gegen Mitte Octobers 1157 ging, ward er nicht minder gefeiert von den Herren und Vasallen dieser Lande und von Gesandten fremder Länder. Auch vom Papst erschien hier eine Gesandtschaft. Zwischen Hadrian und Friedrich war nach und nach immer mehr Spannung eingetreten. Ein Zufall brachte die Spannung zum Bruch. Auf der Heimkehr von einem Besuch in Rom war Eskill, der Erzbischof von Lund in Schweden, auf dem Boden Burgunds von unbekannten Rittern überfallen, ausgeplündert und gefangen hinweggeschleppt worden. Der Papst hatte sich darüber bei dem Kaiser beschwert, dieser aber die Thäter nicht bestraft, auch die Entlassung des Gefangenen nicht befohlen. Dieser Erzbischof von Lund war dem Kaiser ein Dorn im Auge; denn er war ein offener Feind des deutschen Reiches. Von der deutschen Krone war der Erzbischof von Bremen mit der obersten Gerichtsbarkeit im scandinavischen Norden betraut. Dieser Erzbischof von Lund, der Schwede, griff aber mit Glück über in dieses Rechtsgebiet des deutschen Erzbischofs von Bremen. Ja derselbe war das eigentliche Haupt der deutschfeindlichen Partei in diesem Norden, welche auf die Abstreifung des Lehens-

verhältnisses Dänemarks zur deutschen Krone hinarbeitete. Daß der Staatsmann Kaiser Friedrich diesen offenen Feind des deutschen Reiches wieder auf seinen Sitz in Süder-Gothland zu seinem eigenen Nachtheile und zum Nachtheile des deutschen Reiches zu bringen nicht eilte, mußte man auch zu Rom begreifen. Zudem noch war dieser Eskill bekannt als ein Erzpfaffe, als einer, der stolz sich überhob über das weltliche Herrenthum, auch über die Kronen, und der von sich selbst sagte, er sei gewohnt, vielmehr Gebieter der Könige zu sein, als ihnen zu gehorsamen; selbst wenn man die lateinischen Worte im mildesten Sinne verdeutschen wollte, so sagte er doch damit, er sei gewohnt den Königen vielmehr vorzugehen, als ihnen nachzugehen, ihr Führer eher, als in ihrem Gefolge zu sein. Diesen Mann konnte die aristokratische und auf das fürstliche Geblüt stolze, hochfahrende Natur des Kaisers Friedrich nur hassen. Und dieser Haß, wie die Politik, bestimmten den Kaiser, trotz der Beschwerde des Papstes, die Sache der Gefangennahme des Erzbischofs Eskill unberücksichtigt zu lassen. Hadrian ergriff begierig diese Gelegenheit, dem in den Augen des römischen Hofes mit jedem Tag selbstherrischer und mächtiger werdenden Kaiser entgegen zu treten, und ihn die Herrlichkeit des apostolischen Stuhls fühlen zu lassen.

Schon unter Gregor VII. waren kleine Fürsten auf der Gränze des deutschen Reiches, italienische und französische Große, nach Rom geeilt und Vasallen des römischen Stuhles geworden. Sie suchten und fanden in Gregor den Beschirmer ihrer Freiheiten und Rechte gegen die Unterdrückungsversuche und Vergewaltigungen der Könige. Graf Bertrand von Provence übergab dem Papste Gregor VII., als „dem erhabensten Herrn und Fürsten des ganzen Erdkreises" alle seine Würde, mit dem Zusatz, „der Papst, sein Herr, möge fortan nach seinem Gefallen über ihn und alle seine Ehre verfügen." Daß aber ein so mächtiger Fürst, wie der Normannenkönig Wilhelm, der Herr des sizilischen Reiches, als Vasall dem Papste Hadrian gehuldigt hatte, das machte die Rathgeber Hadrians schwindeln. Sie war noch nicht ausgestorben, sondern neu belebt, die alte Vorstellung, daß „Italien, näher seine Hauptstadt Rom, nach göttlicher Anordnung die Herrschaft über alle Länder der Welt besitze." Am päpstlichen Hofe war das die Tageslosung. Kaiser Lothars Schwäche hatte den Uebermuth der römischen Höflinge gesteigert. Die Oberherrlichkeit des Papstes auch im Weltlichen zu einem Weltgrundsatz zu machen und sofort zu verwirklichen, schien ihnen zeitgemäß. Sie

wähnten, es bedürfe nur des Aussprechens und des oberherrlichen Auftretens, so werde die Sache erreicht sein, der Kaiser der deutschen Barbaren und diese Barbaren selbst werden sich fügen, wenn der römische Stuhl gebiete, in Folge der Erfahrungen, welche der Kaiser, seine Fürsten und seine Edeln kürzlich in Italien gemacht haben. Hadrian selbst war durch Geburt wie durch die seit Gregor VII. wieder auf dem römischen Stuhle herrschend gewordenen Grundsätze ein „Demokrat.“ Das Papstthum war zwar zur Monarchie geworden; die Zeiten des aristokratischen Papstthums, wo die Kirche auf der bischöflichen und Synodalform ruhte, war für immer vorüber; aber während die Kirche jetzt unter einem geistlichen Monarchen stand, war die Grundlage dieser kirchlichen Monarchie — die reine Demokratie. Mit dem Geiste Gregors war die monarchisch gewordene Kirche zurückgekehrt zu den Anfängen der christlichen Gemeinde, wenn auch nicht in der Form, doch in den leitenden Grundsätzen. Und darin lag ihre Macht in der Zeit. Das Kaiserthum, im anerzogenen Sinne der Waiblinger, stellte sich ganz auf den Boden der aristokratischen und absolutistischen Grundsätze; das Papstthum stellte sich fester als je in Gregors Geiste auf den Boden der demokratischen Grundsätze. Wer die Mehrheit in der Abstimmung Aller für sich gewänne, darauf kam es an. Ob die Völker oder ob die Großen, ob der Bürger und der Bauer oder die Herren, ob die Volksfreiheit oder das unterdrückende Herrenthum es zum Sieg und zur Entscheidung bringe, davon hing ab, wer Oberherr werde in der Welt, der Kaiser oder der Papst. Weil aber Kaiser Friedrich bisher nicht für die Volksfreiheit, sondern nur für die Freiheit des Herrenthums und für die Oberherrlichkeit der deutschen Krone über den Kirchenhut focht, wider den Geist in der Zeit, und weil er nicht einsehen wollte, daß dieser Geist seit den Zeiten Heinrichs IV. fortgeschritten und die Lage der Welt eine andere geworden war, so konnte das Kaiserthum zwar augenblickliche Vortheile erringen, aber den Sieg nicht behalten.

Aber die Rathgeber am Hofe Hadrians nahmen es denn doch zu leicht, das deutsche Kaiserthum dem päpstlichen Stuhle unterwürfig, den Kaiser zum Vasallen des Papstes zu machen, jetzt, wo ein Kaiser, wie Friedrich der Hohenstaufe, Scepter und Schwert führte. Uebrigens nicht bloß am römischen Hofe, sondern im Herzen des deutschen Reiches diesseits der Alpen hatte das Herrenkönigthum hochbegabte Männer zu seinen Gegnern, welche dem Kaiser Friedrich um so gefährlicher waren, weil

sie neben nicht gewöhnlichen Geistesgaben, neben der mündlichen und schriftlichen Beredtsamkeit durch untadelhaften Lebenswandel, wahrhaft apostolische Einfachheit der Sitten und einen in Liebe thätigen Glauben dem Volke vorleuchteten und diesem wie Heilige erschienen, um so mehr, je volksfreundlicher sie waren und jeder Bedrückung des Volkes entgegen traten, ob diese von der Krone kam, von den zuchtlosen Großen und Kleinen des weltlichen Herrenthums, oder von den geistlichen Bedrückern, von den Höfen der Erzbischöfe, der Bischöfe, der Aebte und dem Priesterrock in jeder Gestalt.

Es ist höchst merkwürdig, wie gerade in der Zeit der hohenstaufischen Kaiser der demokratische Geist, als Vorkämpfer für die Befreiung des Volkes wider herrische Vergewaltigung und deren Quelle, die Herrschsucht, die Prachtliebe und die Genußsucht der Herren, mit Macht sich geltend machte auf dem religiösen Gebiet; und zwar nicht bloß von solchen, welche dem Papstthum feind waren, von den Bibellesern, den Arianern, die vom Osten her, der Donau entlang, herauf nach Bayern, Franken und Schwaben kamen, in die Schweiz, nach Piemont, nach dem südlichen Frankreich; nicht bloß von den Anhängern Abälard's, Arnolds von Brescia und Wezels, nicht bloß von den Lichtfreunden und Protestanten des Mittelalters; sondern auch aus dem Lager der römischen Kirche von ächtchristlichen Männern im Prälatenkleid, in genauen und vertrauten Beziehungen zu einer Reihe von Päpsten ihrer Zeit stehenden Priestern, und zwar erweislich nicht aus eigener Berechnung, nicht auf Anweisung berechnender Oberen, sondern aus christlichem Grundsatz, aus evangelischer Ueberzeugung, welche ihren Oberen oft genug unbequem wurde und Verlegenheiten bereitete.

So gewiß ist, daß, wo die Wahrheit der urkundlichen Christusreligion Platz greift in Kopf und Herz eines Menschen, ob er hüben oder drüben, im Lager der Rechtgläubigen oder der Andersgläubigen, unter den Priesterfeindlichen oder den Priesterfreundlichen sich finde, nur für die allgemeine brüderliche Freiheit sein kann, und geistlichen wie weltlichen Despotismus, Junkerthum und Pfaffenthum, als gottlos, als antichristisch, als unmenschlich und thierisch, als einen Hohn auf Gott und die Menschheit, als einen Fußtritt auf die Christuslehre, wie auf die Menschenwürde, verwerfen, hassen und bekämpfen muß.

So ein Mann der Kirche war Gerhoch, der greise Probst des zwischen Braunau und Schärding am Inn gelegenen Kloster Reichers-

berg, im Erzstift Salzburg. Genährt und durchdrungen von den tief-demokratischen Grundgedanken des Christenthums, ein Augustiner, wie vier Jahrhunderte nachher der Reformator Martin Luther, und, wie es scheint, aus dem Kern des Volkes geschnitten wie dieser, einer der mächtigsten Schriftsteller seiner Zeit, der sich in der Enge seiner Klostermauern ein Ideal der Weltverbesserung gebildet hatte, war er, wie kaum einer vor und nach ihm, ein unermüdlicher Kämpfer dafür, daß die Kirche frei werde vom Staate. Diese Freiheit der Kirche vom Staate wollte er durch Zweierlei begründen, durch eine Reform der Kirche, aller Verhältnisse ihrer hohen und niedern Diener, und durch eine Auflösung der großen weltlichen Reiche in ihre nationalen Bestandtheile, durch eine Beseitigung der europäischen Großmächte, als der Haupthindernisse für die Verwirklichung einer freien Kirche im wahrhaft christlichen Sinn, und für deren Thätigkeit, den Segen des ächten Christenthums, nach welchem Jeder ein Bruder des andern ist und Jeden gleich, als sich selbst, lieben soll, unter dem christlichen Volke aufgehen zu lassen.

Zu diesem Zwecke wollte er zuerst die geistlichen Fürsten, und dann durch diese die weltlichen Fürsten zur höchsten Einfachheit im Leben, zur Einfachheit der Bedürfnisse und der Bezüge zurückführen. Es sollten nach ihm noch Fürsten sein, aber so ohne Anmaßung und ohne Belästigung, wie sechs Jahrhunderte nachher der berühmte Apokalyptiker und evangelische Prälat Albrecht Bengel die Fürsten im tausendjährigen Reiche sich dachte und malte. Vor Allem aber sollte die Geistlichkeit allem Glanz entsagen, mit den Armen der Gemeinde sollte nach ihm der Bischof sich in den Genuß der Zehenten und der Einkünfte des Kirchengutes theilen, ein unscheinbares Gewand, kein Prachtkleid, noch weniger die gleißende, kriegerische Rüstung tragen; keine Güter zu Lehen haben, nicht als Vasall im Geleite seiner Dienstmannen an dem Hofe des Lehensherrn erscheinen, sondern frei sein durch Bedürfnißlosigkeit und darum durch Unabhängigkeit von jedem weltlichen Großen, und mächtig und unbeschränkt wirksam sein in christlicher Thätigkeit eben mittelst dieser Freiheit und Unabhängigkeit. Im Auge aber dabei hatte er an der Spitze der Kirche einen demokratischen Papst, im Sinne und von der Kraft Gregors VII., einen Reformator, welcher seine, Gerhochs Gedanken, ausführen würde. Im Ausblick auf einen solchen, rein der Idee dienenden Papst und auf Nachfolger gleichen Geistes, schrieb Ger-

hoch das bekannte Wort: „Es wird noch dahin kommen, daß die goldene Bildsäule des Königthums ganz zermalmt und jedes große Reich in Vierfürstenthümer aufgelöst wird. Erst dann wird die Kirche frei und ungedrückt bestehen, unter dem Schutz des großen gekrönten Priesters."

So sehr Gerhochs Gedanken und Aussprüche gegen das Bestehende in der Kirche wie im Staate ankämpften, so sehr er in Bezug auf Leben, Einkommen und Besitz der Bischöfe, der ganzen höhern und niedern Geistlichkeit, mit dem Republikaner Arnold von Brescia zusammentraf, so war eben doch Gerhoch nur ein idealer und nicht, wie Arnold, ein praktischer „Revolutionär;" dabei einerseits ein ebenso entschiedener Mann der Kirche und Freund Hadrians, als er ein Feind des weltlichen Herrenthums mit und ohne Krone war, das die Zucht der Kirche nicht annehmen und sich nicht vor ihr beugen wollte. So wenig man am römischen Hofe, im Kreise der Kardinäle, im Sinne hatte, nach Gerhoch'schen Grundsätzen dem irdischen Besitz zu entsagen, sich zu kleiden und zu leben, und so sehr das jetzige Papstthum des Papstes und aller Bischöfe Ansehen und Geltung vorzugsweise bedingt glaubte durch die feste Grundlage großen irdischen Besitzes: so sehr würdigte man den demokratischen Gerhoch als einen wichtigen Vorkämpfer gegen das weltliche Königthum. Hadrian und seine Räthe verstanden einen Gerhoch trotz des ihnen Mißliebigen in seinen Grundsätzen für die Zwecke des römischen Stuhles besser zu verwenden, als Kaiser Friedrich und seine Räthe den Vorkämpfer gegen das Papstthum, Arnold von Brescia mit seinen republikanischen Bestrebungen, zu benützen wußte. So einfach klar zu Tage lag für den gesunden Menschenverstand, welche Stellung der Kaiser zu Arnold von Brescia und zu den Römern, zu seinen Grundsätzen und zu seiner Partei in der Lombardei einzunehmen hatte, so war das doch für den Feudalkaiser und für die Feudalherren in seiner Umgebung verborgen gewesen. Vorurtheil, Hochmuth und Selbstsucht sehen niemals das Richtige, und wo die Junker allein zu reden hatten, kam es immer und überall nur, über augenblicklichen Vortheilen und Siegen, zu einer Politik im Ganzen, welche ebenso heillos für Fürst und Volk, als blind und thöricht war.

Der römische Hof hatte die Mißgriffe, die politischen Fehler des Kaisers, die Thorheiten seiner Umgebungen in ihrem Auftreten und Benehmen, die sie in Italien begangen hatten, gesehen und sich gemerkt. Darauf, wie auf die ihm verbündete öffentliche Meinung hüben

und drüben der Alpen, namentlich auf die geistlichen und weltlichen Großen in Burgund, deren Führer die Erzbischöfe von Vienne, Arles und Lyon waren, stützte sich der römische Hof, als er zu Besançon die Sprache der Oberherrlichkeit des römischen Stuhles zu reden wagte. Es war ein politischer Versuch, wie weit die Mehrheit der Reichsfürsten auf so ein Auftreten des römischen Hofes bereitet wäre und einginge. Die zwei Ersten unter seinen Kirchenfürsten, die Kardinäle Roland und Bernard, sandte Hadrian nach Besançon. Roland, der nachmalige Papst Alexander III., redete Kaiser und Reich an: „Euch grüßen der Papst, unser Herr, als Vater, die römischen Kardinäle als Brüder." Schon dieser seltsame Gruß machte einen unangenehmen Eindruck. Bis zum Grimm steigerte ihn bei den Fürsten das Schreiben des Papstes. Der Papst zeigte sich entrüstet über die Unbilden, welche dem Erzbischof Eskill in Burgund widerfahren waren; er sprach sein Befremden aus, daß es bisher von Seiten des Kaisers nicht zu strenger Ahndung in diesem Falle gekommen sei. „Der Kaiser," schrieb er, „wisse das Schwert, das ihm durch Gottes Gnade zum Schutze der Guten und zur Bestrafung der Bösen anvertraut sei, keineswegs gehörig zu gebrauchen; seine Verstellung und Nachlässigkeit sei ihm unbegreiflich, und er solle sich vor die Augen seines Geistes zurückführen, was die heilige Kirche für ihn gethan, wie zuvorkommend sie ihm die Kaiserkrone ertheilt, wie es den heiligen Vater nicht gereut habe, das Verlangen seines Herzens hierin zu erfüllen, vielmehr wie er sich mit Recht freuen würde, wenn der Kaiser noch größere Beneficien aus seiner Hand hätte empfangen können."

Beneficium, nach seinem ursprünglichen Begriff, Wohlthat, Gefälligkeit, Geschenk, war in der Sprache des Mittelalters der gewöhnliche Ausdruck für „Lehen." Als des Kaisers Kanzler, Reinald, der das Schreiben vorlas, an diese Stelle kam, wo der Papst die Kaiserkrone und das Kaiserthum nicht undeutlich ein Lehen des päpstlichen Stuhles nannte, und als sich einige der Fürsten sogleich an jenes Gemälde im Vatican erinnerten, wo Kaiser Lothar als Lehensmann des Papstes dargestellt war, da entbrannte die ganze Versammlung in Unwillen und Zorn. Als die Aufregung über diese Anmaßung der Kirche immer größer wurde, wagte Roland ihr trotzig die Stirne zu bieten. „Von wem denn hat der Kaiser das Kaiserthum," rief er, „wenn nicht von dem Papste, dem Herrn?" Dieses Wort wandelte

die Versammlung in ein brausendes Meer. Otto von Wittelsbach, der Pfalzgraf von Bayern, riß das Schwert, das er dem Kaiser vortrug, aus der Scheide, und hätte dem Priester damit für immer den Mund gestopft, wäre nicht Friedrich, ruhevoll, obgleich selbst über diese seine Herabsetzung heiß vor Zorn, ihm in den Arm gefallen, und mit seinem kaiserlichen Ansehen beschwörend zwischen den Sturm getreten. Er ließ die Kardinäle mit sicherer Bedeckung aus der Versammlung hinweg in ihre Herberge führen. Der Kanzler Reinald selbst geleitete sie; denn das Volk auf den Straßen war so aufgebracht, daß ihr Leben in Gefahr war. Hier fand man eine Menge Abschriften des päpstlichen Schreibens unter ihrem Gepäck, und viele leere Papiere, mit dem päpstlichen Siegel versehen, welche sie nach Gutdünken mit einem solchen Inhalt erst hätten ausfüllen sollen, der den Umständen angemessen und berechnet gewesen wäre, gegen den Kaiser aufzuregen, um sie dann in den einzelnen Kirchen des Reichs zu verbreiten. Aus diesen Gründen gebot Friedrich den Gesandten des Papstes, mit Tagesanbruch die Stadt zu verlassen, und weder links noch rechts abzubeugen, sondern geraden Wegs, ohne auf bischöflichem oder klösterlichem Gebiet zu verweilen, nach Rom zurückzukehren. So energisch wies der Hohenstaufe die Anmaßung des heiligen Vaters zurück, der den Vorrang der Kirche behaupten zu wollen gegen ihn den Versuch gewagt hatte, und alle Großen der burgundischen Länder, welche aus Unabhängigkeitstrieb sich längst widerspenstig und jeder Unterwürfigkeit abgeneigt gezeigt hatten, die Erzbischöfe von Vienne, Arles und Lyon, wie die andern Fürsten und Herren, erschracken über diese Energie des gewaltigen Herrschers, und eilten zu den Füßen seines Throns, den Vasalleneid zu leisten. Zugleich ließ der Kaiser durch den ganzen Umfang seines Reiches in besondern Schreiben die Anmaßung des Papstes bekannt machen. „Da wir," schrieb er, „durch die Wahl der Fürsten, von Gott allein unser König- und Kaiserthum empfangen haben, und da Petrus der Apostel gelehrt hat: Fürchtet Gott und ehret den König! so ist Jeder, welcher behauptet, daß wir die Kaiserkrone als ein Lehen vom Papste, als unserem Herrn, empfangen haben, ein Feind der Lehre des Apostels und der göttlichen Ordnung, und spricht als Lügner. Weil wir aber bisher die Ehre und Freiheit der Kirche, welche schon lange unter dem Joch unbilliger Knechtschaft seufzte, aus der Hand der Egypter zu erretten und ihr alle Rechte und Würden zu erhalten uns angelegen sein

ließen, so bitten wir euch allesammt in unsern Schmerz über eine so große Schmach mit uns und dem Reiche einzustimmen. Wir hoffen, daß eure ungetheilte Treue nicht dulde, daß die Ehre des Kaiserthums durch eine so unerhörte Neuerung, durch einen so anmaßenden Uebermuth gemindert werde. Wir wenigstens wollten lieber den Tod, als solchen Schimpf auf uns nehmen."

Friedrichs starke Sprache gegen den Papst, dem immer noch eine mildere, unverfängliche Deutung des den Sturm erregenden Ausdrucks Beneficium frei blieb, gründete sich mit Recht auf Rolands Erklärung. Auch meinte der Papst es so. In seinem späteren Schreiben an die Erzbischöfe von Trier und Mainz behauptete er dasselbe geradezu. Friedrichs Ansprache an das Nationalgefühl, an die Ehre des deutschen Volkes, hatte eine Wirkung, welche nie erhört war. Wie mit Einem Munde gab die gesammte Geistlichkeit, als der Papst sie aufforderte, mit ihm und für ihn zu stehen, die überraschende Antwort: „Der heilige Vater möchte, wenn er Rath annehmen wolle, den Unwillen des löwenmüthigen Kaisers, ihres Herrn, so schnell als möglich durch honigsüße Worte besänftigen. Das ganze deutsche Reich sei empört über seine Worte, kein Ohr habe sie ertragen können, und auch sie selbst haben dieselben wegen ihrer unglückseligen Zweideutigkeit nicht billigen können, da sie unerhört bis auf diese Stunde seien."

Achtes Hauptstück.

Der Verfasser dieser kaiserlichen Schriftstücke war des Kaisers noch nicht lange in dieses Amt eingetretener Kanzler Reinald (Reinhold). Kein Mensch hat auf Kaiser Friedrich und auf den Gang der Angelegenheiten in Deutschland und Italien einen so großen Einfluß ausgeübt, als dieser sein Kanzler Reinald.

Reinald war Probst von Hildesheim, zugleich Probst zu Münster und Probst zu Goslar, wie er als kaiserlicher Kanzler von Friedrich angestellt wurde. Auch da behielt er diese einträglichen Kirchenämter fort, obgleich die Vereinigung mehrerer derselben auf dem Haupt eines Mannes als Mißbrauch galt. Noch sehr jung hatte er schnell nach

einander diese Würden erlangt; denn er gehörte nicht zu jenen Mitgliedern der Geistlichkeit, welche Söhne niedrig geborener oder armer Eltern waren und selbst bei größten Geistesgaben eine Reihe von Jahren brauchten, um sich emporzuarbeiten. Reinald war ein geborener Graf von Dassel, aus einem in Sachsen am rechten Ufer der Weser reichbegüterten Hause, jedoch ein nachgeborener Sohn, und darum frühe dem geistlichen Stande bestimmt; wissenschaftlich gebildet auf Gelehrtenschulen und auf Reisen in Frankreich; besonders mit den Werken der Klassiker, der Römer und Griechen, vertraut, mit den letztern natürlich in der lateinischen Uebersetzung. Er war mehr bei den alten Heiden, als bei den Kirchenschriftstellern, mehr beim Cicero und Seneka, als bei den Evangelien; und selbst ein Lobredner des Kanzlers, der zu dessen Lebzeiten ein Gedicht auf ihn machte, sagte ihm darin als Fingerzeig zum Frommwerden, er sei im Traum im Himmel gewesen, habe aber dort weder den Aristoteles noch den Homer gesehen. Otto von Freisingen widmete ihm eine Weltkronik, als „Einem, der in allen Zweigen des philosophischen Wissens wohl unterrichtet sei." Seit dem Frühling 1156 erscheint er an des Kaisers Seite als dessen Kanzler.

Nach den Schilderungen Deutscher und Welscher, des Feinds wie des Freunds, vereinigte Reinald große Eigenschaften des Staatsmanns. Kaum von mittlerer Größe und wohlbeleibt, besaß der Mann mit dem schönen, farbigten Angesicht, mit dem weichen gelblichblonden Haar eine ungewöhnliche Beredtsamkeit, großen Scharfsinn, Gewandtheit, Schlangenklugheit, Schlauheit und Vorsicht; anmuthige gesellschaftliche Tugenden, unermüdliche Arbeitskraft in Staatsgeschäften und Ausdauer in Gefahren und Anstrengungen. Dabei war er voll persönlichen Muths, wenn gleich kein Kriegsmann im eigentlichen Sinn; obgleich die von ihm reichbeschenkten Lobredner ihn in der Ueberschwenglichkeit ihres Hofstyls auch zum unwiderstehlich tapfern Helden machen. Aus den Begebenheiten erhellt, daß er zwar auch im Kriegsrath Weisheit zeigte, aber doch nur der Diplomat im Lager war, niemals eigentlicher Anführer und Streiter in der Schlacht. Bei den Charakterschilderungen wie bei den Schlachtenmalereien der Schriftsteller jener Zeit ist gar Vieles abzuziehen: sie sammeln wörtlich die Redensarten und namentlich die lobenden und ausmalenden Beiwörter aus den altrömischen Geschichtsschreibern und heften diese, oft ganze Zeilen wörtlich entlehnt, ohne weiteres ihren Helden und deren Thaten auf. Darum sind sie

nur in dem glaubwürdig, was als wirkliche Eigenschaft aus den unzweifelhaften Thatsachen für ihre Helden bleibt. Es wirft einen breiten Schatten auf die hohe in so vielen günstigen Lichtern leuchtende Gestalt des Kaisers Friedrich I., daß er die Schmeichler an seinem Hofe nicht bloß duldete, sondern mit Gold und Ehren lohnte; daß er die Schmeichelei liebte und wollte, und zwar in einem so überfließenden Grade, daß der Hofstyl der Lobredner der byzantinischen Kaiser nachgeahmt wurde.

Die Kunst der einschmeichelnden wie der schmeichelnden Rede besaß auch der junge Kanzler Reinald in seltenem Grade. Gerade vollends das Letztere im Bunde mit seinen höheren Geistesgaben, seiner überlegenen Bildung und seiner Gewandtheit in Staatsgeschäften, gab ihm eine solche Macht über den Kaiser und im Reiche, daß thatsächlich wahr wurde, was sein Lobdichter von ihm sang: auf dem Gebiete der Staatsgeschäfte geschah stets das, was er vorschrieb; wenn auch der Zusatz des Hofpoeten, „der Geist des Kaisers sei eifersüchtig auf einen so großen Genossen in der Regierung," eine ungeschickte lobrednerische Uebertreibung enthält. Es gelang ihm auf lange, den Kaiser glauben zu machen, daß bei allem Denken und Thun ihn, den Kanzler, nichts Anderes bewege und treibe, als allein der Eifer für den Ruhm und die Ehre des Kaisers, für die Erhöhung des Kaiserthums. Geschickt wußte er vor seinem Herrn zwei Leidenschaften zu verdecken, welche die Grundtriebfedern seines Wesens waren, einen brennenden Ehrgeiz und eine maßlose Herrschsucht. Sein Ehrgeiz namentlich bestand darauf, daß im Rathe des Kaisers keine Ansicht zur Geltung und zur Oberhand komme, als seine eigene, und daß diese seine Ansicht durchgeführt werde, Jahre lang, wenn die großen Opfer und Gefahren auch ein Einlenken oder Abweichen bei der Ausführung bald genug als das Bessere zeigten. Seine Herrschsucht ging dahin, daß diesseits und jenseits der Alpen nur das geschehe, was er wollte, und nur so, wie er es wollte; und daß er dafür angesehen werde im Reiche, daß er es sei, von welchem alle Staatsgeschäfte abhängen. Das Letztere erreichte er in so hohem Grade, daß der Kaiser, so weit es die Staatsgeschäfte betraf, lange nur in und durch Reinald dachte, während er wähnte, sein Kanzler denke nur in ihm und durch ihn; er ahnte lange gar nicht, wie beherrscht er war durch die selbstsüchtigen Gedanken und die Bestrebungen Reinalds; er erkannte das viel zu spät, zum Schaden seiner Person, des Kaiserthums und aller Völker des deutschen Reichs hüben

und drüben. Mehr als einmal, wo der Friede zwischen Kaiserthum und Papstthum, der allein dem unheilvollen langen Krieg ein Ende machen konnte, eben so günstig abzuschließen, als ein höchstes Bedürfniß für die Völker war, hat Reinald das hintertrieben, sowohl aus eigensinnigem Ehrgeiz, der an die Fortbehauptung seiner Parteiansicht lieber Alles setzen wollte, als aus Furcht, ein Opfer des Friedens zu werden und seine hohe Stellung im Rathe des Kaisers dadurch zu verlieren, die seiner Liebe zum Herrschen volle Genüge gab und ihm aus Deutschland, aus Italien und aus fernen Ländern, deren Fürsten und Höfe mit dem deutschen Kaiserhofe sich politisch berührten, Reichthümer zuströmen ließ. Denn auch das Geld, Reichthum liebte er sehr; seine Freunde wie seine Gegner sagen das von ihm. Aber er griff nach Gold und Silber, er suchte nach vollen Einkommensquellen nicht aus Geiz, nicht aus der Gemeinheit des Sinns, welcher Haben, welcher bloß Besitzen will, sondern zur Unterlage seiner zwei Hauptneigungen, seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht, zur Unterlage und Hebung seiner Stellung. Er behielt die Reichthümer nicht, er setzte sie in Umlauf, er belohnte damit, er war freigebig ohne Gränzen, wie kein Fürst des Reichs und am allerwenigsten der Kaiser es ihm gleichthat; er gab aus, um Anhang und Eifer für sich, den bewaffneten Arm der Freunde, den Mund, der für ihn sprechen, die Feder, die für ihn schreiben konnte, sich zu gewinnen, um fest zu stehen und auf seiner Höhe zu glänzen. Schmiegsam, der Mann der feinen Formen, dem auf sein König- und Kaiserthum eifersüchtigstolzen, Selbstherrscher sein wollenden Hohenstaufen, seinem Herrn, gegenüber, herablassend bis zur Leutseligkeit und zum Schein milder Herzensgüte gegen die, welche ihm anhingen und nach seinem Willen dienten, konnte er hochfahrend, voll Uebermuth, verletzend auftreten gegen Andere, sogar gegen weltliche und geistliche Fürsten des Reiches, wo er wußte, daß er gegen diese seinen Herrn als gleichgesinnt auf seiner Seite hatte, schon ehe er Erzbischof von Köln, also selbst Reichsfürst war; vollends aber, nachdem er das geworden war. Am schroffsten hervortreten sein Stolz, seine Hartherzigkeit, das Despotisch-Leidenschaftliche in seinem Wesen gegenüber von den Besiegten, und zwar ohne Unterschied, ob die Besiegten Deutsche oder Lombarden sind; doch hat diese Härte ihren Sitz nicht bloß im Herzen, sondern auch, und überwiegend, im Kopf. Denn diese Besiegten waren keine Feudalherren, keine Junker, sondern Bürger, darunter sogar edelgeborene Bürger,

Alt- und Hochadelige, welche, mit dem unadeligen Volke vereinigt, freie Stadtgemeinden, ein freies Bürgerthum diesseits der Alpen gründen wollten, wie es jenseits derselben schon gegründet war.

Gegen ein solches Bürgerthum war Reinald von Haus aus ganz ergrimmt, besonders gegen den Adel dieses Bürgerthums; der galt ihm als abtrünnig, als Verräther an der Sache des Herrenthums; nach dieser Seite hin war selbst der philosophisch gebildete Reinald ein „harter Kopf." So sehr kann selbst ein höher begabter und ins Helle strebender Geist, wie Reinald, nach einer Seite hin ein harter Kopf werden, durch das Blut in den Adern, durch Erziehung und Umgebung, durch die mit der Muttermilch eingesogenen und später gepflegten Vorurtheile, in Häusern, in welchen die ersten Gebote der Christusreligion, in jedem Menschen ein Abbild Gottes, ein Kind des Vaters im Himmel, also die Menschenwürde zu achten und den Nächsten gleich als sich selbst zu lieben, unbekannt, geschweige herrschend sind, weil die Beichtväter, die Lehrer und Erzieher in diesen fürstlichen und adeligen Häusern, gewissenlos sind. So fangen frühe an die Vorurtheile da zu sein und zu wachsen; der Kopf fängt an ganz jung sich zu verhärten, und damit das Herz gegen die Mitmenschen, gegen die von Gott und vor Gott Gleichgestellten auf Erden, was alle Menschenkinder sind, nach der Lehre des Weltheilandes; und im Kampfe dieser Vorurtheile mit den Verhältnissen verhärten sich dann nach und nach Kopf und Herz bis zum Hartsein, bis zum harten Kopf und zum harten Herzen. Und damit fängt das Nichtverstehenkönnen der Zeit und der Verhältnisse an, der politische Unverstand, der sich in unsern Tagen in allen den zutreffenden Kreisen findet, gerade wie in jenen Tagen des ersten Kaisers Friedrich und seinen Umgebungen; jener falsche politische Geist, welcher sie fortgehen ließ, viele Jahre lang, auf blutüberschwemmten Bahnen, weil sie sich verhärtet hatten, einseitig und selbstsüchtig, gegen den Geist in der Zeit und seine großen, weit über sie hingehenden, gewaltigen Entwicklungen. Reinald, der nachgeborne Sohn des regierenden Grafen von Dassel, war noch viel mehr ein verbissener Feudalaristokrat und Absolutist, als der Waiblinger, Kaiser Friedrich I., von Haus aus. Er hatte alle Vorurtheile der deutschen Edelinge aus der heidnischen Zeit, die ganze Einbildung, eine Handvoll Menschen sei edler geboren, aus anderem Stoff, als die übrigen, und diesen Wenigen gehören allein das Waffenrecht, der Besitz, die Staats- und Heerämter, die Herrschaft; ja sie allein haben eine

Ehre, sie allein Anspruch auf Freiheit, auf Menschenwürde, auf Geltendmachung eines eigenen Willens. So tief stand selbst ein Reinald, dieser gepriesene Kanzler, unter den Aristokraten der altheidnischen griechischen Welt; und ebenso sein Freund, Bischof Otto von Freisingen, der Herr im geistlichen Kleid aus dem Waiblingisch-Babenbergischen Hause, der sich aus den altrömischen Geschichtsschreibern zwar eine Masse von lateinischen Phrasen angeeignet hatte, aber nicht einen Hauch von ihrem freien Geiste, von den Staatsanschauungen eines Livius, von dessen großartiger Betrachtung der Verhältnisse und der Kämpfe von Volk und Adel, von dessen Grundsätzen des unveräußerlichen Rechtes Aller. Nur ein aus falscher Vaterlandsliebe zum Schalk gewordenes Auge könnte in Reinald und Otto von Freisingen die mit Halbkultur übertünchten Barbaren heute noch verkennen. Weder der Grad von wissenschaftlicher Bildung, noch die Art von Religiosität, die er hatte, war vermögend gewesen, in Reinald die Kruste feudalherrlicher Beschränktheit und Härte zu durchbrechen und ihn zu freieren und edlen, zu menschlichen Anschauungen zu erheben. Wie groß stehen darin über Reinald, dem staatsklugen, geschäftsgewandten Minister und Diplomaten, Gregor VII., Presbyter Mangold, Gerhoch, der hingerichtete Arnold von Brescia, so manche schlichte, fromme, deutsche Stadtbürger und die edeln, für ihre Menschenwürde und Selbständigkeit fechtenden und sterbenden Lombarden! Der Haß gegen den freien Gedanken und gegen die Bestrebungen hochgesinnter Männer, das Volk zu etwas zu machen, gegen die Unternehmungen des Volkes, etwas sein zu wollen — dieser allem Junkerthum stets innewohnende Haß war es besonders auch mit, was Reinald zum bösen Geiste seines Kaisers machte, was ihn selbst und den Rothbart sich verhärten ließ gegen die Rechte des Volkes, welche die Christusreligion doch heiligte, gegen die Wendung, welche die Welt genommen hatte; was Beide in die Bahnen einer ganz falschen Politik hineintrieb und darin den Kaiser so lange festrannte, bis der Tod ihn von Reinald frei machte; was dem Kanzler und seinem Herrn die Augen verschloß gegen die wahren Aufgaben Deutschlands, die ganz wohl neben anderen Bestrebungen zu erfüllen waren, gegen die Förderung städtischer Gemeinwesen, die schon bestanden, gegen die Gründung neuer im Innern Deutschlands, und besonders auf den Gränzen an der Oder und an der Ostsee; ja selbst gegen die deutschen Niederlassungen, welche sich schon zuvor dort gebildet hatten; gegen die ganze von Keimen schwellende Zeit

und Welt um sie her. Den Charakter Reinalds vollendet, was die Zeitgenossen erzählen und was die Thatsachen bestätigen, daß er, der unbeugsam Stolze und Zähe, weder vor den Folgen seiner einmal gethanen Schritte, noch vor irgend einem Mittel zurückscheute, womit er sich einbildete zum Ziele zu kommen. Gottesfurcht war gar keine in ihm, am allerwenigsten eine geläuterte; wohl aber ein durch seinen Unglauben zeitweise unläugbar hervortretender Aberglauben, in Krankheitsanfällen, wenn er den Tod als nahe fürchtete.

Dieser eigenthümliche Charakter des Kanzlers, wie er sich aus dem, was vorliegt, greifbar ergibt, ist nicht aus den Augen zu lassen bei den Thaten und Begebenheiten, am wenigsten bei dem Vorschlag zur Bildung einer von Rom abgelösten freien deutschen Nationalkirche; ein Gedanke, den man als ursprüngliches Eigenthum dem Kanzler Reinald schon unterschoben hat, und auf diesem Fußschemel konnte er Manchem höher scheinen, als er ist.

Reinald war es auch, welcher auf dem Tage zu Besançon den Kaiser hineintrieb in das thatkräftige, vom deutschen Standpunkt aus würdige, aber zugleich feindselige und herausfordernde Auftreten des Kaisers gegen den Papst. Das Erstere war thunlich ohne das Letztere; aber es war der Wille Reinalds, daß das Letztere als Zuthat hinzukam. Reinald wollte den Bruch. Unter den Füßen des Kanzlers zu Besançon steigen die Wolken auf, die zum Gewitter werden, das Deutschland wie Italien bedroht.

Schon der Ton und die Art, wie Reinald zu Besançon das Schreiben des Papstes den versammelten Fürsten verdeutschte, war Ursache der leidenschaftlichen Aufregung des Kaisers und der Fürsten. Die päpstlichen Gesandten wälzten die Schuld von den stürmischen Auftritten in ihrem Schreiben nach Rom ausdrücklich dem Kanzler Reinald zu; „die Art, wie er die zweideutige Stelle verdeutscht habe, habe es unmöglich gemacht, dieselbe vor den Fürsten in Schutz zu nehmen.“ Reinald war es offenbar auch, welcher die Fürsten daran erinnerte, „daß man in Rom sage, die Stadt Rom und das Königreich Italien sei nur eine Schenkung der Päpste an die deutschen Könige und keineswegs ein ihnen gebührendes erbliches Besitzthum.“ Ebenso wurde Reinald beschuldigt, „große Lästerungen gegen die päpstlichen Legaten und die römische Kirche auf dem Reichstag ausgestoßen zu haben.“ Das Schreiben seiner Gesandten erbitterte Papst Hadrian so sehr gegen Reinald, daß er die

Bischöfe des deutschen Reiches aufforderte, auf die Bestrafung desselben zu bringen. Diese lehnten jedoch das Ansinnen ab; sie wollten nichts derart von ihm gehört haben.

Der ganze Ton in dem Schreiben Hadrians an den Kaiser auf dem Reichstag zu Besançon an und für sich schon setzt es außer Zweifel, daß der römische Hof mit der angefochtenen Stelle wirklich das Verhältniß des Papstes zum Kaiser, als eines Oberlehensherrn zum Lehenträger, und zugleich als eines Vormunds über Kaiser und Reichsfürsten aussprechen, gewissermaßen seine Theorie von diesem Bevormundungsrecht in ein öffentliches Schriftstück bringen wollte. Für uns heute liegt es urkundlich vor, daß schon Gregor VII. die Oberlehensherrschaft über Rußland, Ungarn, Croatien, Dalmatien, Sardinien, Korsika, Spanien und Frankreich in Anspruch nahm, aber nicht theoretisch, sondern praktisch in bestimmten, für ihn günstig liegenden praktischen Fällen. Gregor war der Mann der Praxis, nicht theoretischer Aufstellungen; seine Theorie behielt er für sich, bis die Sachen auswärts so lagen, daß er für ihre praktische Verwendung im einzelnen Fall auf Erfolg rechnen konnte. Gregor hatte dabei nicht für sich die Beweggründe der Herrschsucht, sondern Absichten der Verbreitung christlicher Bildung und Gesittung, der Hebung der Völker zur Menschenwürde, „civilisatorische Gedanken und Plane," wie man in unsern Tagen das zu benennen liebt. Weder so praktisch noch so sittlich, weder so menschlich noch so christlich, wie der vielverkannte Gregor VII., waren die Räthe Hadrians, unter deren Einfluß der greise Papst stand, und denen selbst mit besserem Willen der Alte nicht mehr zu widerstehen vermochte. Sie hatten Hadrian dahin gebracht, dem deutschen Reiche gegenüber zu thun, was Gregor VII. nicht gethan, sogar das Kaiserthum als ein Lehen des päpstlichen Stuhles zu erklären.

Je heftiger, je herausfordernder die nach dem Reichstage von Besançon veröffentlichten Erlasse des Kaisers waren, desto leichter war es, den vielverletzten Greis Hadrian in ihrem Sinne vollends ganz zu beherrschen.

Der Verfasser von diesen Schriftstücken allen aber war Reinald. Reinald, der kluge Staatsmann, hatte bei jedem Worte, das er zu Besançon sprach, bei jedem Worte, das er nachher in des Kaisers Namen in Schrift brachte, zuvor schon die Folgen ins Auge gefaßt; sonst wäre er der Staatsmann nicht gewesen, welcher er war; der „Schlangenkluge," wie ihn sein Lobredner nennt.

Der Kanzler wußte auch, daß von nun an zwischen ihm und dem Papste eine Versöhnung nicht mehr möglich und eines der Ziele seines Ehrgeizes, das er seit Jahren im Auge hatte, ein erzbischöflicher Stuhl, für ihn verloren war, wenn es vom römischen Papst und nicht vom Kaiser abhing, ihn darauf zu setzen. Auch schon darum mußte er den Kaiser zu immer kühneren, zu äußersten Schritten fortreißen. Er warf den Gedanken in Friedrichs Seele, ein selbständiges deutsches Kirchenthum mit einem Primas an der Spitze, eine Nationalkirche mit einem deutschen Papst unter des Kaisers Oberhoheit zu gründen. Der Gedanke leuchtete dem Kaiser ein; die volle kaiserliche Allgewalt in der Christenheit, welche Friedrichs Ideal war, konnte er nicht erreichen neben den vor Augen liegenden Bestrebungen des römischen Stuhles, welcher auch die höchste Gewalt sein wollte, und zwar nicht bloß im Geistlichen, sondern auch im Weltlichen. War Friedrich auch noch kirchlich genug, um eine höchste geistliche Gewalt als Bedürfniß der Zeit und der Seelen zu begreifen und anzuerkennen, so wollte er doch eine solche nicht einmal neben sich, geschweige über sich ertragen, sondern unter sich haben. Leicht beredete ihn bei solchen Anschauungen der schlaue und glatte Reinald, daß der Segen einer obersten geistlichen Gewalt für das kirchliche Heil des deutschen Reiches gar nicht an Rom und den römischen Bischof gebunden sei; daß ein deutscher Primas Alles dafür leisten könne und daß durch die kirchliche Losreißung des deutschen Reiches vom römischen Stuhle des Kaisers Ideal einer Alleinherrschaft und Allgewalt am ehesten zu verwirklichen wäre; dadurch würde die Anmaßung des römischen Stuhles am empfindlichsten gestraft, und entweder ganz gestürzt, oder auf immer unschädlich für Deutschland gemacht.

Dieser Plan zeigt eben so die Kühnheit des jugendlichen Kanzlers, als seinen Mangel an Verständniß der Zeit, der Menschen im Allgemeinen und der hervorragenden Geister insbesondere; er verstand sich gleich wenig auf einen Geist, wie Arnold von Brescia, den Papstfeind, und auf einen Geist, wie Erzbischof Hillin von Trier, den Kirchenfreund.

Diesen Hillin hatte Reinald, und mit ihm der Kaiser, zum Oberhaupt der zu gründenden neuen deutschkatholischen Kirche ausersehen. Hillin war durch Stellung und Persönlichkeit in gleicher Weise ausgezeichnet. Früher schon wurde der Erzbischof von Trier als geistlicher Fürstprimas nicht nur über das belgische Gallien, d. h. über die welsch-

redenden Theile des deutschen Reiches und die auf dem linken Rheinufer am Niederrhein gelegenen deutschen, sondern zu Zeiten auch über das ganze Deutschland angesehen. Die Stadt und Kirche von Trier, der Sitz des Erzbischofs, galt als die älteste deutsche Metropole über das belgische Gallien am römischen Hofe wie im deutschen Reiche. Vom päpstlichen Stuhle war den Erzbischöfen von Trier längst der erste Rang in Deutschland zugesprochen. Schon darum hatte Kaiser Friedrich gleich von Anfang seiner Regierung an den jetzigen Inhaber des Stuhles zu Trier, den gelehrten und weitum hochverehrten Hillin, durch Beweise seines Vertrauens auszuzeichnen und für sich zu gewinnen gesucht. Zudem hatte gerade kürzlich Papst Hadrian an Hillin, das Amt eines apostolischen Legaten „durch ganz Deutschland" gegeben. Hadrian selbst hatte zu Ende des Jahres 1155 den Bischöfen von Metz, Toul und Verdun diese seine Ernennung zum Legaten für ganz Deutschland gemeldet.

Das Schreiben, welches Kaiser Friedrich bald nach dem Reichstage von Besançon durch seinen Kanzler an den Erzbischof Hillin erließ, enthält den Plan Reinalds und seines Herrn, neben dem römischen Papst einen deutschen Papst in der Person des Erzbischofs Hillin aufzustellen und eine große, ganz unabhängige deutsche Kirche zu stiften. Trier sollte das deutsche Rom werden. Die früher angezweifelte Aechtheit dieses Briefes ist heute als unbestreitbar anerkannt. * Nach einem ebenfalls unbestritten ächten Schreiben des nachmaligen großen Papstes Innozenz III. hatte Reinald ausdrücklich dem Kaiser den Plan aufgeredet, den Papst Hadrian abzusetzen, weil er der Sohn eines Priesters sei, was allerdings so war. Reinald wollte also erstens die Person, die als Hadrian IV. auf dem päpstlichen Stuhle saß, durch kaiserliche Absetzung beseitigen; zweitens durch die deutschkatholische Kirche der römischkatholischen Kirche die Zuflüsse aus dem deutschen Reiche, also die Hauptquellen ihrer Lebenskraft, abgraben, und so es dem deutschen Papste leicht machen, auch der absterbenden, an Geldzuflüssen verarmenden Kirche Roms Oberherr und Papst zu werden, wie der der umfangreichen, vom Kaiser gehobenen, an Lebensquellen reichen deutschen Kirche.

In seinem Schreiben an Hillin hatte der Kaiser zuerst ausgeführt,

* Von Sybel noch hielt ihn für ein Machwerk des 16. Jahrhunderts; er ist aber in zwei unzweifelhaften Handschriften des 13. Jahrhunderts da, im Stift Malmedy und auf der Straßburger Universitätsbibliothek.

daß er seine Kaiserkrone von Niemand zu Lehen trage als von Gott, und seine Erhebung allein von der freien Wahl der Fürsten herleite; die unerhörten Aeußerungen des Papstes seien eine strafbare Anmaßung. Dann hieß es weiter: „Ich werde zu Gericht sitzen über den Papst. Der Papst hat das wahre Rom verlassen und zu Viterbo, einem Besitzthum des deutschen Reiches, ein neues Rom errichtet. Ich werde alles Reichsgut, das der Papst widerrechtlich in Italien besitzt, zurückfordern. Ich werde seinen Bannfluch verachten, man hält sogar jenseits der Alpen nichts darauf; denn derjenige macht sich der Gewalt zu binden und zu lösen verlustig, welcher sie nach seinem Belieben, nicht nach der Würdigkeit ausübt. Auch Ihr müsset vernommen haben, wie sie zu Rom schon lange gelacht haben über die Einfalt der Deutschen, wie sie uns für Narren halten, und dumme ungeschlachte Schwaben schelten, daß wir uns den Aussprüchen eines fremden Papstes unterwerfen, während der Erdkreis der Gewalt unsers Armes nicht widerstehen könne. Nicht nach Viterbo, dem neuen Rom, sondern nach Trier, dem zweiten Rom, soll man fortan pilgern. Das verfüge ich kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit, daß jeder aus dem Reich diesseits der Alpen sich nicht mehr nach Viterbo, sondern nach Trier wenden soll. Dort in Viterbo herrscht das Gold, nicht Petrus; dort hausen Räuber und Dämonen. Trier ist des Apostels wahre Stätte, Trier ist ausgezeichnet vor allen Städten. Hier ist des Herrn ächtes „ungenähtes" Kleid, Trier ist in dessen Besitz. Der römische Papst aber hat das Kleid des Herrn, die Kirche, zerrissen. Es wird ihm genommen werden. In Trier ist der wahre Hirtenstab des Petrus. Nicht ohne Bedeutung hat der heilige Petrus diesen seinen zu Trier befindlichen Stab dem Erzbischofe von Trier hinterlassen, während der römische Papst bekanntlich noch immer ohne den Stab Petri wandelt. Durch diese heiligen Reliquien ist das deutsche Erzstift Trier Erbe der Gewalt des heiligen Petrus geworden."

Nachdem Reinald im Namen seines Kaisers also zu dem Ehrgeiz des Erzbischofs und des Kapitels von Trier gesprochen hatte, ging er auf die Hauptsache über, und schloß, Hillin, als der wahre Nachfolger des heiligen Petrus, und als der Primas diesseits der Alpen schon zuvor, möge jetzt das Erbe des heiligen Petrus antreten, demjenigen gegenüber, welcher sich fälschlich den Statthalter Petri nenne, und die

unter ihm stehenden Bischöfe bewegen, daß sie für die selbständige deutsche Kirche und für den deutschen Papst stimmen, dessen Sitz fortan zu Trier sein solle.

Der Ehrgeiz Hillins war unmittelbar zuvor vom Papste dadurch verletzt worden, daß dieser jüngst den Erzbischof Arnold von Mainz ebenfalls mit dem Titel und Amt eines apostolischen Legaten in Deutschland betraut hatte, wenn auch ohne dem Trierer diese Würde zu entziehen. Aber die Staatsklugheit Hillins war größer als sein Ehrgeiz; und sein Auge war nicht, wie das Reinalds, von persönlicher Leidenschaftlichkeit gebunden und beirrt; er rechnete nicht wie Reinald mit kühnen Wünschen, groß scheinenden Einbildungen und eigensinnigen Vorstellungen, welche das Unmögliche für leicht erreichbar ansehen; er rechnete mit den in der Wirklichkeit gegebenen Verhältnissen, mit den Menschen und Sachen, wie sie lagen. Darum wußte er, daß so, wie der Kaiser und sein Kanzler die neue deutsche Nationalkirche wollten, unter den aristokratischen und absolutistischen Voraussetzungen und Gelüsten, welche sie in Kopf und Herz, ja im Blut, in den Adern hatten, dieselbe unmöglich war. Hillin zeigt sich als einer der hellersehenden und dabei als einer der edleren Menschen seiner Zeit; nicht bloß als einen unabhängigen, seiner Ueberzeugung nach handelnden und darin festen Charakter, sondern auch als einen, welcher die geistigen Richtungen abzuwägen weiß, welche die Zeit in fortwährender Bewegung seit lange erhalten; einerseits die Strömung der kirchlichen Ideen, wovon das römische Papstthum getragen ist und seine Zeit beherrscht, andererseits die Strömung der freiheitlichen Gedanken, derjenigen Ideen, welche mit dem bisher Bestehenden in Kirche und Staat gleicherweise längst im Kampfe lagen, wohl auch mit dem römischen Papstthum, aber noch mehr mit jeder Art von weltlicher Gewaltherrschaft, also auch mit dem „Absolutismus" des Kaisers. Da der Kaiser die Träger der religiösen und politischen Freiheitsgedanken bisher thatsächlich verfolgt und das als sein System sich herausgestellt hatte, so konnte jeder, welcher nicht von diesen aristokratischen und absolutistischen Verirrungen verblendet war, abmessen und abwägen, daß Kaiser Friedrich und sein Kanzler Reinald, d. h. die Aristokraten und Absolutisten — im Kampfe mit der Strömung der römisch-kirchlichen Ideen nicht zum Siege kommen konnten. Der Strom der politischen Freiheitsgedanken war zwar noch auf einen engeren Raum begränzt, schwächer als der Strom der römisch-kirchlichen Ideen; jener

ging weder so tief noch so breit wie dieser. Und doch waren die von den politischen Freiheitsgedanken getragenen Volkskräfte mächtige Bundesgenossen des deutschen Kaisers, wenn Friedrich von Anfang an ein Bürgerkönig, ein Volkskaiser hätte sein wollen, und nicht ein starrer Feudalkönig, ein trotziger Kaiser des Herrenstandes, in dessen Augen damals noch der Bürger, der frei sein wollte, ein Frevler war, und das Volk als ein Berechtigtes gar nicht existirte. Da der politische Freiheitsgeist jede Art von Despotie bekämpfen muß, und da der Dogmatismus der römischen Papstkirche, diese Bindung der Gewissen und des Glaubens, auch Despotie war, wie es jeder Dogmatismus ist, so hätte Friedrich den politischen Freiheitsgeist zu einem nachhaltigen Vorkämpfer gegen diese Despotie des römischen Stuhles suchen, mit Aufopferung seiner herrenthümlichen Vorurtheile für sich schon gewonnen haben müssen, wenn ein Tieferblickender an seinen dauernden Sieg über das römische Papstthum glauben sollte. So lagen nun aber eben die Sachen nicht; in der Wahl zwischen zwei Despotien, zwischen der des hohenstaufischen Feudalkaisers und der des geistigen Oberherrn zu Rom, war die Mehrheit der Italiener schon aus nationalen Gefühlen für das Bündniß mit dem römischen Papst. So hoch auch um diese Zeit bei den Oberitalienern, wie in der Stadt Rom selbst, vielfach jener Grad von Bildung sich zeigt, welcher Kirche und Papstthum, Christenthum und Gewissenszwang nicht mehr für Eines und Dasselbe hält und für welche gar manche Satzungen und Ansprüche des römischen Papstthums todt, und, wo sie sich noch zeigten, wie Spuk abgeschiedener Geister sind: so sind die Lombarden eben doch für den römischen Papst, weil er ihre Rechte und Freiheiten schützt gegen die kaiserliche Vergewaltigung eines barbarischen Feudalabsolutismus von jenseits der Alpen her; weil der römische Stuhl ihnen große politische und materielle Vortheile gewährt, und weil er sie während der Spannung und des folgenden Kampfes zwischen Kaiser und Papst ganz unbeirrt, ganz frei läßt in ihren religiösen Anschauungen, in der Freiheit des Geistes, welche mit der politischen Freiheit, wenn sie dauern soll, unzertrennlich verbunden ist.

So durch alle diejenigen verstärkt, welche für die bürgerliche Freiheit waren, schwoll die Macht des römischen Stuhles voraussichtlich im Laufe weniger Jahre nothwendig bis zur Oberhand an durch die ohne Verhältniß größere Masse Derer, welche von der Macht der Gewohn-

heit beherrscht waren, und welchen römisches Papstthum gleichbedeutend mit katholischem Glauben war, gerade wie noch in unsern Tagen so vielen Millionen Deutschen, sogar sogenannten Gebildeten, aber durch Erziehung geistig Unfreien „Ultramontan" und „Katholisch," diese zwei doch grundverschiedene Begriffe, von römisch-gesinnten Priestern als völlig gleichbedeutend anerzogen werden und darum so allein für sie Geltung haben. Hillin wußte, daß zu tief, fest und zäh in den deutschen Köpfen und Herzen die Wurzeln des althergebrachten Glaubens waren, der den ächten Papst mit Rom engst verbunden sich dachte, als daß ihnen ein Papst diesseits des Gebirgs für den Papst jenseits der Alpenberge, Trier für Rom so leicht unterschoben werden könne; er kannte den Zauber, welchen die Ferne eines Jenseits, wie das in Sagen, Thaten und Werken wunderbar leuchtende Rom als Mittelpunkt der Christenheit und Sitz ihres geistlichen Hauptes, als erster Hort der göttlichen Gnaden, auf die Einbildungskraft und das Gemüth der Menschen üben mußte. Er wußte, daß der Kaiser zwar die augenblickliche Entrüstung seiner Deutschen gegen den römischen Papst benützen und durch den Glanz, womit er seinen deutschen Papst, seine deutsche Nationalkirche einzuführen, Trier als Neu-Rom zu verkünden vermochte, augenblicklich blenden konnte, wie die Deutschen von jeher durch prachtvolle, pomphafte Schauspiele leicht eine zeitlang sich blenden ließen, daß aber die Eindrücke davon nur vorübergehend sein konnten, und die alte Stimmung, die nach Rom, als dem Gnadenort, zu schauen gewohnt war, wiederkehrend die Oberhand gewinnen und die Macht der Gewohnheit, die bannende Gewalt des durch Verjährung Geheiligten sich auch hier bewähren würde.

So erschien in den Augen Hillins Reinalds und des Kaisers Plan als ein Gedankenspiel ohne Boden, als ein staatsmännischer Traum, vielleicht in fernen Jahrhunderten ins Leben einführbar, für jetzt aber außer der Zeit, und als etwas für ihn, wenn er auf das kaiserliche Ansinnen einging, sehr Gefahrvolles, etwas, das ihn seinen schönen Stuhl zu Trier kosten konnte, ja kosten mußte.

Hillin beschloß, zwischen Kaiser und Papst eine Mittelstellung einzunehmen, so daß er weder für den einen noch für den andern entschieden Partei nähme, aber auch weder mit diesem noch mit jenem bräche. Er machte den Versuch, den Kaiser und den Papst zu versöhnen. Um dem Letztern das Dringliche seiner Versöhnung mit dem Kaiser vor

Augen zu bringen, übersandte er den eigenen Brief des Kaisers, der den Plan mit dem deutschen Papst und der deutschen Kirche enthielt, an Hadrian nach Rom. Er malte ihm die Entrüstung und Aufregung der Deutschen, die Sachlage in Deutschland als eine bedrohliche, die nur geändert werden könne durch Versöhnung des Papstes und des Kaisers, der „beiden Götter dieser Erde."

Statt zur Versöhnung wurde Hadrian durch des Kaisers Brief zum heißesten Zorn bewegt. Er schrieb den deutschen Bischöfen am 19. März 1158, Friedrichs Thun sei von Anfang an nur ein fortwährender Verrath gewesen; Friedrich habe den Aufstand der Römer mit Absicht hervorgerufen und die ungeheure Blutschuld auch über ihn, den Papst, gebracht; Friedrich sei es, der die noch fortdauernden Unruhen in Rom, dem Sitze des Papstes, insgeheim anstifte und der zu immer neuen Bewegungen aufreize; zugleich habe Friedrich in ungeheurer Anmaßung sich erdreistet, dem Papste sich gleich zu stellen, und doch sei Friedrich nur durch ihn, den Papst, Kaiser; die deutschen Könige seien es nur durch päpstliche Verleihung. Ohne die päpstliche Kaiserkrönung wäre Friedrich ein so machtloser König, wie einst Childerich. Alle Gewalt, welche Friedrich in Italien habe, sei eine vom römischen Stuhl ihm geliehene. Ganz Italien bis an die Alpen sei päpstliches Eigenthum; in Italien habe der Kaiser keine andere Gewalt, als die, die Rechte des Papstes zu schützen. Durch seine Auflehnung aber gegen ihn, den Papst, habe sich Friedrich auch dieser Gewalt verlustig gemacht. Er, Hadrian, werde den Hohenstaufen Friedrich wieder auf seinen Winkel deutscher Erde beschränken und das römische Kaiserthum an den griechischen Kaiser übertragen, gemäß demselben Recht, nach welchem es den Griechen von früheren Päpsten genommen worden sei.

Doch stellte Hadrian das Letztere nur als eine Drohung vorerst hin, was er thun könnte, und für den Fall, daß Friedrich sich nicht bekehre, thun würde. Darum, so schloß er, sollen die deutschen Bischöfe den Wahnsinnigen zum Gehorsam zurückführen, damit ihn nicht das Verderben treffe.

Als die Leidenschaft Hadrians so zu den deutschen Bischöfen sprach, hatte er nur seinen Bund mit dem Normannenkönig und die Hülfe der Griechen für sich im Auge, nicht die furchtbaren Rüstungen, welche der Hohenstaufe, Friedrich, zu einer zweiten Heerfahrt nach Italien machte, um das für seine Freiheit kämpfende, aber in den Augen der Herren

des Kaiserhofes, wie Otto von Freisingen es nennt, „treulose" Mailand zu züchtigen, und dann hinabzuziehen nach Unteritalien zur Erdrückung des Normannenkönigs Wilhelm von Sicilien, welchen der Kaiser „seinen" Vasallen nannte und dessen kürzlichen Bund und Vertrag mit dem römischen Stuhl er, als Auflehnung gegen ihn, den Kaiser, bezeichnete. Als Hadrian diese Rüstungen erfuhr, namentlich auch neben Hillin durch Herzog Heinrich den Löwen, als er jene Antwort der deutschen Bischöfe auf sein apostolisches Schreiben erhielt, als ihm des Kaisers Ansprache an die Ehre der Deutschen vor Augen lag: da wurde dem Papste und seinen Rathgebern denn doch anders zu Muthe, zumal in der Kardinalversammlung auch eine geheime kaiserliche Partei sich fand. Offenbar den tiefsten Eindruck auf Hadrian hatte die Antwort der Kirchenwürdenträger aus Deutschland gemacht.

Diese Sprache im Munde der deutschen Bischöfe hatte der Papst nicht erwartet. Sie war ein sprechender Beleg, wie gewaltig der Geist und der Arm dessen war, der nicht bloß die weltlichen Fürsten niederzuhalten, sondern selbst die geistlichen Würdenträger zu zwingen vermochte, daß sie ganz nach seinem Sinne zum heiligen Vater sprachen. Hadrian erschrack. Der Kaiser konnte in wenigen Monden mit voller Heeresmacht vor Rom stehen; schon hatte er den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und seinen Kanzler Reinald mit einem kleinen Heertheil über die Alpen vorausgesandt. Darum lenkte der heilige Vater klüglich ein: er erklärte das Wort Beneficium in seinem ursprünglichen Sinne als eine gute That genommen zu haben, und wollte unter dem Ertheilen der Kaiserkrone nichts verstanden haben, als das Aufsetzen derselben. Die Kardinäle, seine Gesandten, grüßten den Kaiser nicht mehr als seine Brüder, sondern sie grüßten ihn als ihren „Herrn, den Herrscher Roms und der Welt," und nannten sich „seine" Geistlichen. Heinrich der Löwe war es namentlich, welcher dem Papste zur Nachgiebigkeit gerathen und versprochen hatte, den Handel zwischen der Kirche und dem Kaiser zu vermitteln. Er hielt sein Wort, und der Kaiser gab sich mit dieser Genugthuung zufrieden. Es war ja ein eigentlicher Widerruf des Papstes. Die Gefahr für ihn war auch schon sehr nahe an ihn herangerückt. Seine Gesandten hatten den Kaiser mit dem großen Heere auf dem Wege nach den Alpen, an der Grenze Schwabens, getroffen, und Friedrichs Vorläufer hatten erstaunliche Fortschritte in Oberitalien gemacht.

Neuntes Hauptstück.

Aus dem Schutt und der Asche Tortona's brach die Flamme hervor, welche die Lombardei aufs Neue entzündete. Schon während Friedrich nach Rom zog, hatten die Konsuln zu Mailand die vaterstadtlosen Bürger von Tortona dem versammelten Volke als die Märtyrer der italienischen Freiheit vorgeführt, und das Volk hatte beschlossen, die zerstörte Stadt aus seinen Mitteln wieder aufzubauen. Es war Ein Eifer. Der Edle, der Kaufmann, der Handwerker, Alles bot sich an. Wer kein Geld, aus eigenem Mangel, bieten konnte, bot seine Arme, seine Arbeit an. Je drei Wochen lang arbeitete ein Drittel der mailändischen Bürger zu Tortona, dann wurden sie durch neue abgelöst. Schnell stiegen Mauern und Gebäude aus Schutt und Asche wieder empor. Die von Pavia suchten den Wiederaufbau ihrer gefürchteten Nachbarstadt zu hindern. Der Markgraf von Montferrat selbst rieth ihnen öffentlich von diesem Versuch ab. „Was denkt ihr, Unbesonnene?" sagte er; „glaubt ihr nicht, daß in der ganzen Lombardei keine besseren und tapfereren Bürger sind, als die von Tortona?" Selbst dieser Fürst hatte noch Nationalgefühl genug in der Brust, daß er nicht die gräuelvolle Zerstörung der Städte seines Vaterlandes mit Schmerz gesehen und ihren Wiederaufbau gewünscht hätte. Die von Pavia folgten seinem Rathe nicht, und überfielen die mit dem Bau von Tortona Beschäftigten. Aber schnell tauschten diese Kelle und Hammer mit Speer und Schwert und schlugen sie zurück. Bei einem zweiten Ueberfall bemächtigten sich die Pavesaner der untern Stadt. Die Mailänder und Tortonesen flohen in die obere, deren Mauern und Wälle auch noch nicht ganz geschlossen waren. Dennoch schlugen sie die Angreifenden zurück. Während des Gefechts waren einige in die Kirche geflüchtet, nach Beendigung desselben ließen die Konsuln auf den Haupteingang der Kirche die Namen aller derer eingraben, welche am Altar Zuflucht gesucht, statt muthvoll zu streiten, und als der Bau der Stadt vollendet war, gab Mailand an Tortona eine eherne Posaune, das wieder freie Volk zur Versammlung zu rufen; eine weiße Fahne mit rothem Kreuz, als Zeichen der Erlösung von blutigen Feinden und friedlicher Gegenwart; und eine Fahne, darin Sonne und Mond gewirkt war, als Zeichen des Verhältnisses Tortonas zu Mailand. Das neue Wappen der Stadt,

welches Mailand und Tortona nebeneinander abgebildet darstellte, sollte den brüderlichen Bund der Mailänder und Tortonesen bezeugen.

Jetzt heischte der vaterländische Zorn, diejenigen, welche der allgemeinen lombardischen Sache sich entzogen, ja, gegen dieselbe mit den Fremden sich verbunden hatten, zu züchtigen; die Klugheit forderte, wenigstens ihre Macht zu brechen und dadurch die Gefahr zu mindern, die von einem Einfall der Deutschen Mailand und den freien Lombarden drohte. Während die Konsuln von Mailand 50,000 Mark reinsten Silbers auf die Befestigung ihrer Stadt verwandten, kämpften ihre Waffen nach allen Seiten hin gegen ihre Gegner. Neu und fester bauten sie die abgebrannten Brücken über den Tizino und die Adda. Vor ihren siegenden Fahnen floh geschlagen der Markgraf von Montferrat, sanken gegen dreißig feindlich gesinnte Schlösser, flohen die Cremonesen, beugte sich Pavia, wiederholt geschlagen, daß es hundert vom Adel und zweihundert aus dem Volk als Geißeln stellen, und einen Konsul von Mailand annehmen mußte. Die von Como und Lodi wurden gedrückt, damit sie entweder unbedingt Mailand huldigen sollten, oder ein Vorwand gegen sie gefunden würde, dieser verdächtigen Nachbarn sich zu entledigen. Lodi verweigerte die unbedingte Huldigung, und Mailand ergriff die harte und grausame, aber von der Klugheit, von der Sorge für die eigene Sicherheit gebotene Maßregel des vorsichtigen Feldherrn, der Alles, was unmittelbar vor seiner Festung liegt, und worauf er sich nicht verlassen kann, niederbrennt, damit sein Feind nicht darin sich setze. Mailändisches Kriegsvolk lagerte sich in den Flecken von Lodi und schleppte alle Habe und alle Vorräthe nach Mailand weg. Die von Lodi zogen auch jetzt noch vor, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen, als der schuldigen Treue gegen den Kaiser zuwider den Eid zu leisten, und am dritten Tage brannten die Mailänder ihre Flecken vom Boden weg. Es geschah dies im Jahr 1158. Schon drang die Vorhut der Deutschen über die Alpen gegen Mailand vor.

Hatte schon bei der Rückkehr vom ersten Zuge der Kaiser beschlossen, bald mit größerer Macht wieder zu kommen, so mußte ihn der trotzige Geist Mailands, durch welches fast die ganze Lombardei gegen ihn eine feindliche Stellung annahm, noch heftiger dazu reizen. Schon bei seinem Vermählungsfeste zu Würzburg war der zweite Zug nach Italien festgesetzt worden, zuerst gegen die Griechen, dann nach deren Niederlage gegen Mailand. „Der Stolz der Mailänder,“ schrieb der Kaiser an

die Fürsten, „hat schon lange sein Haupt gegen das römische Reich erhoben, und strebt durch seine Waffenmacht bald ganz Italien umzukehren, oder unter das Joch seiner Herrschaft zu bringen. Damit ein solcher Uebermuth zu unserer Zeit nicht siege, oder unsere Herrlichkeit jener freche Pöbel an sich reiße, oder mit Füßen trete, gedenken Wir, dem Kommenden männlich entgegen zu treten und die ganze Kraft des Reichs in die Waffen zu rufen, um sie zu vernichten und das faule Glied abzuschneiden, ehe der ganze Körper ergriffen wird." Schon auf dem ersten Tag, den Friedrich nach seiner Rückkehr aus Italien zu Regensburg hielt, war auch eine Gesandtschaft von Verona erschienen, gebildet aus dem Bischof der Stadt und jenen beiden edeln Veronesen, deren kluger Rath und Ortskenntniß die Rettung aus der Berner Klause möglich gemacht hatte. Des Kaisers Zorn wegen der früheren Tücke sollten sie beschwören. „Dein Volk von Verona," sprach der Bischof, „glorreichster Fürst, ist dein eigenes Volk, dir als seinem Herrn und Kaiser in Treue und Demuth ergeben. Es kam zu uns, daß, während du durch unser Gebiet zogest, Räuber dir den Weg zu sperren gewagt haben, und daß du sie mit der verdienten Züchtigung gestraft. Verona freute sich über diese Strafe. Ferne sei es, daß deine Majestät glaube, daß die Bürger von Verona an diesem Frevel Theil haben. Wir hörten mit großem Schmerz, daß du deine treue Stadt hierüber im Verdacht habest. Wer dir dieses eingeflüstert, war ein Verläumder, neidisch auf fremdes Glück. Ist Verona nicht, als du es verließest, in deiner Gnade geblieben? Wie sollte es unter dem Mantel der Treue treulos seinen Fürsten beleidigen? Seine Unschuld zu beweisen, ist es bereit vor deiner Majestät. Möge der gute Kaiser seines demüthigen Volkes Rechtfertigung annehmen, und die Stachel seines Zorns gegen der Mailänder und der Römer Uebermuth wenden!" Die Gesandten erwähnten der Mäusefall-Brücke mit keiner Sylbe, aber sie verstärkten die Gründe ihrer Entschuldigung mit großen Summen Geldes, und gelobten eidlich, all ihr Kriegsvolk dem Kaiser gegen die Mailänder zu stellen. Friedrich berieth sich mit den Fürsten, und nahm Verona zu Gnaden an. Die Stadt war durch ihre Lage am Fuße der Alpen zu wichtig für den Eintritt nach Italien wie für die Rückkehr daraus, und ihre freiwillige Unterwerfung ihm nützlicher, als ihre Bezwingung mit den Waffen.

Die zu der Heerfahrt festgesetzte Zeit war Pfingsten des Jahrs 1158. Die Ereignisse in Italien erforderten eine frühere Gegenwart

kaiserlichen Ansehens. Darum hatte er schon zu Anfang dieses Jahrs Reinald und Otto von Wittelsbach vorausgesandt, um Freunden und Feinden, Jenen zur Ermunterung der Treue, Diesen zum Schrecken, ein sicheres Pfand der nahen Ankunft des Kaisers selbst zu sein, den Durchzug durch die Alpenpässe offen zu halten, und für das Einrücken des großen Heeres Alles vorzubereiten.

Die Zeitgenossen Radewich, der Schüler und Freund Otto's von Freisingen, der Fortsetzer seines Geschichtsbuches über Kaiser Friedrich I., und der Italiener Acerbus Morena haben uns, wie Reinalds, so auch des Pfalzgrafen ausführliches Bild hinterlassen. Otto von Wittelsbach, der Pfalzgraf, war eine Heldengestalt; lange schwarze Locken wallten über ein längliches, gebräuntes Gesicht, dessen große, flammende Augen die Kühnheit und das Feuer des Geistes verkündeten. Seine ganze Erscheinung zeigte den Mann, dem keine Anstrengung ungewohnt, kein Platz unüberwindlich, kein Feind in Waffen furchtbar war. Von Reinald wußte man in Italien, daß von ihm der ernste und feste Ton gegen den Papst angegeben worden war: des Wittelsbachers Schwert war bekannt, der Kardinallegat zu Besançon hatte es erst recht nahe an seinem Haupte gefühlt. In der Wahl dieser Vorläufer war des Kaisers Sinn und Wollen gegen Italien nicht zu verkennen. Die meisten Städte erschracken.

Zuerst besetzten Otto und Reinald die Burg Rivoli, welche durch natürliche Festigkeit unbezwinglich über der Veroneser Klause lag, um dadurch dem großen Heere in den engen Gebirgspässen Eingang und Rückzug zu sichern. In Verona wurden sie auf das Ehrenvollste empfangen. Die Bürger gingen ihnen entgegen, der Bischof mit der Geistlichkeit, und Alle schwuren, die Hand auf den Evangelien, dem Kaiser treu zu sein und seine Heerfahrt in Allem zu unterstützen. Zu Cremona war ihr Aufenthalt ein wahres Hoflager. Es erschienen vor ihnen die Erzbischöfe von Ravenna und Mailand, fünfzehn Bischöfe, viele Grafen, Markgrafen, Konsuln und die Vornehmsten aller umliegenden Städte. Vielen Königen wurde nicht die Ehre und Verherrlichung, welche hier den Gesandten des Kaisers zu Theil wurde. Von da eilten sie nach Ancona. Sie hatten erfahren, daß daselbst Gesandte des Kaisers zu Konstantinopel verweilen, dem Vorgeben nach, um Söldner gegen den Normannenkönig zu werben, in Wahrheit aber, um die Küstenstädte Italiens mit Gewalt oder List unter griechische

Herrschaft zu bringen. Nicht weit von Ravenna weg begegneten sie einer ganzen Schaar aus den Vornehmen des Landes, gegen dreihundert Rittern, welche so eben von einer vertraulichen Unterredung mit den griechischen Gesandten und mit griechischem Golde zurückkehrten. Otto von Wittelsbach in heftigem Zorn, daß sie, statt vor den Gesandten des deutschen Kaisers zu erscheinen, mit den griechischen verrätherisch unterhandelt, zog, ohne auf sein kleines Gefolge und die Zahl der Lombarden zu achten, das Schwert und legte Hand an den Vornehmsten und Edelsten in Ravenna, an Wilhelm von Maltraversar, den Führer der Schaar. Laut erklärte er ihn, seinen Sohn und sechs andere seiner Begleiter im Namen des Kaisers für Gefangene. Die Hinteren flohen, die Anderen schwiegen vor Staunen und Bestürzung. Nur auf die Bitten des Erzbischofs Reinald ließ der Pfalzgraf sie frei, unter Drohungen und Warnungen. Die Kühnheit, die Unerschrockenheit des Pfalzgrafen, der sich weder durch das große Gefolge des vornehmen Mannes, noch durch die Nähe der mächtigen Stadt zurückhalten ließ, als kaiserlicher Gesandter das kaiserliche Ansehen geltend zu machen, schlug Alle nieder, Maltraversar bat um Verzeihung, und bemühte sich, den Pfalzgrafen zu besänftigen. Otto zog mit Reinald weiter gegen Ancona. Die Warnung Otto's wirkte, Ravenna schwur dem Kaiser bald darauf den Eid der Treue, was seit zweihundert Jahren nicht geschehen war.

Vor den Mauern Ancona's lagerte sich Otto, nachdem er alle seine Mannschaft an sich gezogen. Hier luden Beide die griechischen Gesandten vor sich, und ließen sie hart und drohend an: „Nicht unbekannt seien die griechische Arglist und die Intriguen der Danaer. Unter dem Schein der Freundschaftlichkeit haben sie böse Thaten beabsichtigt, und mit heimlichster Tücke haben sie gegen ihre Freunde gerüstet, was sie gegen ihre Feinde zu rüsten scheinen wollen, und da sie als Feinde des römischen Reiches überwiesen seien, bleibe nichts übrig, als daß man gegen sie Alle als Majestätsverbrecher verfahre.“ Die griechischen Gesandten erschracken darob im Innersten, und beschworen ihre Unschuld mit vielen demüthigen Worten, gaben kostbare Geschenke, und wurden zuletzt friedlich zu Schiff nach Griechenland entlassen.

Während seine Gesandten in Italien ihm vorarbeiteten, hatte der Kaiser in Deutschland Alles zur Heerfahrt bereitet. Schon zu Anfang des Januars 1158 hatte er Wladislav, den Böhmenherzog, mit der Königskrone und allen Zeichen der Königswürde geschmückt, und zum

Danke dafür hatte der neue König mit neuem Eifer einen bedeutenden Zuzug zum kaiserlichen Heere gerüstet. Um Pfingsten sammelten sich die Völkerschaften in dem großen Heerlager vor Augsburg. Es war ein Zusammenfluthen von mehr als zwölf Nationen, so groß, wie es noch bei keiner Heerfahrt nach Italien geschehen war. Darum befahl der Kaiser, daß das Heer sich theile, und auf verschiedenen Wegen den Zug antrete. Die Herzoge von Oesterreich und Kärnthen, die Ungarn, die Grafen und Herren der östlichen Gränze zogen durch Friaul; Berthold von Zäringen mit den burgundischen und lothringischen Vasallen über den Sankt Bernhard; viele Franken, Schwaben und Rheinländer über Chiavenna am Comersee hin. Der Kaiser selbst und mit ihm sein Freund, der Böhmenkönig Wladislav, Friedrich der Schwabenherzog, der Sohn Konrads III. und Geschwisterkind des Kaisers, der Rheinpfalzgraf Konrad, des Kaisers Halbbruder, die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier, die Bischöfe von Eichstädt, Prag, Verden, Würzburg, der Abt von Fuld und andere Prälaten, eine ganze Schaar von Markgrafen, Grafen und Herren — diese alle nahmen ihren Weg durch Tyrol.

Glücklich kamen alle diese Heerschaaren über die Alpen, und stiegen in den ersten Tagen des Juli in die schönen Ebenen Italiens hinab. Wladislav mit seinen Böhmen führte die Vorhut, und die böhmischen Rotten fingen gleich im Brescianischen wie in Feindesland zu plündern an. Die Brescianer waren mit Mailand im Bunde. Im Vertrauen darauf, auf ihre Streitkräfte und ihre feste Stadt, griffen sie die plündernden Rotten mit den Waffen an, um ihre Habe zu schirmen: aber der Böhmenkönig zerrieb sie wie Spreu, und als die ganze Heermacht des Kaisers ihrer festen Stadt nahte, und mit Feuer ihre Dörfer und Burgen umher zerstörte, verzweifelten die Bürger in der Stadt, stellten am fünfzehnten Tage sechzig Geißeln und erkauften um großes Geld den Frieden. Vor Brescia waren auf des Kaisers Mahnung auch die Zuzüge Pavia's, Parma's, Cremona's und anderer lombardischen Städte, sowie der Vasallen zu ihm gestoßen, gegen 30,000 Italiener, und als nun das ganze Heer beisammen war, machte der Kaiser, um dieses bunte Gemisch von Nationen und Leidenschaften im Zaume zu halten, eine Heerordnung in fünfundzwanzig Artikeln als Gesetz bekannt. Die angedrohten Strafen und die bestimmten Straffälle geben gerade kein günstiges Zeugniß für die Bildung der Zeit und die Zucht des Heeres,

und waren gewiß nicht geeignet, die Furcht auch der kaiserlich-gesinnten Lombarden vor dem Besuche dieser Kriegsvölker zu schwächen, für welche eine solche Heerordnung nöthig erfunden ward. Es sind Strafen gegen Rauferei und Verwundungen im Lager, gegen Beraubung der Kaufleute, gegen Diebstahl, Kirchenplünderung, muthwilliges Weinverderben, Brandstiften u. s. w.; und die Strafen sind: Handabhauen, Nasenabschneiden, Glattscheeren, Prügeln, auf der Wange Brandmarken, Ruthenstreichen, Hängen. Die ganze Heerordnung trägt unverkennbar das Gepräge, daß sie für halbe Barbaren gemacht ist. Aber auch charakteristisch für die Ansicht des Kaisers ist es, daß in derselben nur Ritter und Knechte, als die einzigen Unterscheidungsklassen, vorkommen, daß, wenn der Knecht, der raubt, mit Peitschen und Brandmarken bedroht wird, der Rittersmann, der raubt, mit dem bloßen Schadenersatz davon kommt, und daß der Kaufmann und jedes Gewerke mit den Strafen des Knechts bedroht, also als „Knechte" betrachtet werden.

Diese Heerordnung, der Fürstenfrieden genannt, wurde beschworen. Um die Furcht, als möchte der Kaiser das Heer gegen Rom oder gar nach Apulien führen, zu bannen, berief Friedrich eine große Versammlung. Er betrat eine Bühne, von welcher aus er allgemein gesehen und gehört werden konnte. Von da las er folgende Ansprache ab: „Dem König der Könige sind Wir, Wir bekennen es, großen, unermeßlichen Dank schuldig. Da es seiner Vorsehung gefallen hat, daß Wir als sein Diener das Steuer eures Reiches führen, so hat er Uns auch mit einem so großen Vertrauen in eure Treue und Klugheit beschenkt, daß Wir Alles durch eure Hülfe und euern Rath leicht zu unterdrücken glauben, was das gemeine Wesen des römischen Reiches zu stören wagt, des römischen Reiches, sagen Wir, dessen Leiter Wir in Uns, dessen Würde und Kraft Wir in Euch, den Ersten des Reichs, erkennen. Niemand glaube, daß Wir zu Unserem Vergnügen Kriege führen, deren Ausgang ungewiß ist, und deren Gefolge, Hunger, Durst, Nachtwachen, und der Tod in allen Gestalten, Uns nicht unbekannt ist. Zum Kampfe treibt Uns nicht Herrschsucht, sondern die wilde Empörung Unserer Unterthanen. Mailand ist es, das euch vom väterlichen Heerd vertrieben, das euch den theuren Umarmungen eurer Weiber und Kinder entrissen, das alle diese Mühsale durch seinen Ungehorsam und seinen kecken Trotz auf euer Haupt gebracht. Gerechten Grund zum Kriege haben sie euch gegeben, da sie sich gegen ihren gesetzlichen Herrscher empört haben. Ihr

werdet darum den Kampf aufnehmen, nicht aus Beutelust oder Grausamkeit, sondern aus Eifer für den Frieden, damit der Bösen Verwegenheit gestraft werde, und die Guten die Frucht ihres Gehorsams, ihres geordneten Wesens genießen. Wollten Wir aus Lässigkeit oder Furchtsamkeit die Schmach an Mailand nicht mit dem Schwert abrächen, so trügen Wir wahrlich das Schwert umsonst, und man müßte hierin nicht sowohl Unsere Geduld loben, als Unsere Nachlässigkeit tadeln. Darum fordern Wir, als Diener der Gerechtigkeit, eure Zustimmung mit Recht dazu, daß es dem kecken Trotz Unserer Feinde nicht gelinge, und daß das Reich die Ehre erhalte, die es unter Unserer Verwaltung verdient. Nicht wir sind die Beleidiger, sondern die Beleidigten, welche die Beleidigung zurückweisen. Und da der Krieg gerecht ist, der auf Befehl des Herrschers geführt wird, so seid allesammt unverdrossen, den Ruhm guter Krieger zu erwerben, und von euern Verdiensten und Anstrengungen werdet ihr zu rechter Zeit die Frucht ernten. Mit dem Beistand der göttlichen Barmherzigkeit werden Wir Uns nicht entartet, nicht träge von der feindseligen Stadt finden lassen, das zu erhalten, was Unsere Vorfahren, Karl und Otto, dem Glanze des Reichs erworben haben, jener der Erste unter den Westfranken, dieser der Erste unter den Ostfranken."

Daß der Kaiser den Haß der Italiener gegen Mailand, besonders der von Como, Lodi und anderer von den Mailändern mißhandelten Städte aufreizte, verfehlte seine Wirkung nicht. Die Deutschen waren zuvor voll blinder Erbitterung gegen die stolze Bürgerstadt. Als darum der Kaiser geendet, klirrten alle Waffen zusammen, und Jubelgeschrei erscholl aus dem ganzen Heere. Jeder rief in seiner vaterländischen Sprache dem Kaiser Glück zu. Das Heer wollte sogleich gegen Mailand geführt sein. Der Kaiser aber hatte italienische Rechtsgelehrte bei sich. Diese mußten, damit Mailand in der Form Rechtens verurtheilt erschiene, eine juristische Komödie spielen. Sie traten vor den Kaiser und sagten: man müsse die Mailänder, obwohl sie ruch- und ehrlos seien (improbi et infames), erst in drei gesetzlichen Fristen zur Rechtfertigung vorladen, damit es nicht den Anschein habe, als seien sie wider die Rechtsform, abwesend und ungehört, verurtheilt worden. Gerne ging der Kaiser darauf ein. Er glaubte, die Mailänder würden den Ladungen nicht folgen, und dadurch von selbst in die Acht fallen.

Aber die Mailänder erschienen. Die Gelehrtesten und Beredtesten

aus ihrer Mitte vertheidigten das Verfahren ihrer Stadt. Sie boten große Summen dem Kaiser für den Frieden, sie suchten die Fürsten für ihre Sache zu gewinnen, aber vergebens. Die Rechtsgelehrten des Kaisers, die italienischen Großen stimmten ein in das Verdammungsurtheil des Kaisers, und Mailand wurde in die Reichsacht erklärt. Der Markgraf Malaspina hatte Friedrichs Stellung zu dieser Stadt fein bezeichnet. Als ihn der Kaiser über der Tafel, um ihn als einen bekannten Städtefreund zu versuchen, um seine Ansicht über Mailand fragte, zeigte der Markgraf auf eine vor ihm stehende, mit einem Deckel wohl verschlossene Torte. „So lange," sagte er, „der Deckel auf der Torte liegt, kannst Du nicht davon essen; Mailand aber ist Italiens Deckel und Schutz." Darum half vor dem Kaiser keine, auch noch so wohl begründete, Rechtfertigung: Mailand mußte schuldig sein.

Zehntes Hauptstück.

In Mailand, wie in jedem reichen, aber in der Freiheit noch jungen Staat, waren die Gemüther und die Ansichten sehr getheilt. Die Einen waren voll Muth und brannten nach dem Kampf. Die Andern fürchteten für sich und wünschten um jeden Preis den Frieden. Zu den Letzteren gehörten manche der Herren vom Adel und die älteren reichen Bürger. Nur die erstarkte Freiheit überwiegt die Lust des Besitzes, und der Reiche muß mit dem ersten Athemzuge die Freiheit eingeathmet haben, wenn er ihr Alles soll opfern können. Mailands Jugend war mit der Freiheit aufgewachsen, darum war auch ohne Unterschied die ganze Jugend, adelige und reiche, wie die andern Bürger, voll Begeisterung, für das Vaterland zu sterben. Die Aermeren waren für den Krieg, weil er ihnen Nahrung und Beute versprach, und sie der harten Arbeiten des gewöhnlichen Tages überhob. So überwog die für den Kampf gestimmte Partei, und aus Furcht vor derselben schwiegen der Adel und die Reichen. Mailand war gut vertheidigt. Die Adda war eine treffliche Schutzwehr für das Gebiet der Stadt. Dieser Fluß theilte die Grenze von Cremona und Mailand, und war für das letzte schon oft eine Scheidewand gewesen, an welcher die Streifzüge der

Cremonesen ihr Ziel fanden. Eine einzige Brücke führte über den Strom bei Cassano, alle andern hatten die Mailänder abgebrochen. Durch den geschmolzenen Schnee der Alpen waren die Wasser ungewöhnlich angeschwollen, und es schien unmöglich, sie zu durchschwimmen. Die Cassanobrücke hatten sie mit tausend Pferden besetzt. Als der Kaiser mit dem Heere die Adda erreichte, fand er zu seinem Verdrusse selbst durch große Opfer den Uebergang kaum möglich. Das Heer breitete sich am Ufer hin aus, am weitesten hinab der Böhmenkönig. Einem gefangenen Landmann zwang er es ab, daß er ihm die Furth bei Corneliano als die am wenigsten tiefe zeigte. Der König und der Herzog von Kärnthen mit ihrem Gefolge stürzten sich in das Wasser. Mehrere Hunderte riß der Strom fort und begrub sie unter seine Wogen, aber die Andern, unerschrocken, schwammen durch, und erreichten das jenseitige Ufer. Mailändische Reiter, die das Ufer hinab streiften, entdeckten bald den Uebergang des Königs, und meldeten es denen an der Brücke; zu gleicher Zeit fing der Kaiser auf einem in Eile gemachten Flosse an, über den Strom zu setzen. Im Rücken und vorn bedroht, und getäuscht über die Zahl der Böhmen, zog sich der Posten an der Cassanobrücke unter tapferem Kampf auf Mailand zurück. Während das kaiserliche Heer über die nun offene Brücke zog, brach ein Theil derselben, und mit ihm stürzte Mann und Roß und Gepäck in die Wellen. Bis die Brücke hergestellt war, verfloß geraume Zeit, und ungehindert flüchteten sich die Landleute mit ihrem Vieh und ihrer besten Habe in die Stadt. Nicht weit vom Flusse, auf einer kleinen Anhöhe auf der Ebene lag das Schloß Trezzo. Dieses erstürmte der Kaiser nach kurzer Gegenwehr und besetzte es; ebenso die Burg Malignano.

In Mailand verbreiteten die Flüchtlinge ihren eigenen Schrecken, die ganze Stadt nahm eine andere Gestalt an; das flüchtige Landvolk, das Haus und Hof hinter sich gelassen, brachte Verwirrung, Wehklagen, Verzagtheit in die Mauern, und in ihre herzzerreißenden Stimmen mischten sich die Thränen und Jammerrufe der Frauen und Jungfrauen der Stadt, die sich, ihre Kinder und Eltern beklagten und den gewissen Untergang des Vaterlandes. Um Zeit zu gewinnen, die Stadt aus dieser unmännlichen Muthlosigkeit aufzurichten, sandten die Konsuln eine neue Gesandtschaft an den Kaiser. Sie trafen ihn auf den Ruinen von Lodi, am 4. August. Hier hatte er absichtlich sein Lager geschlagen, um in Deutschen und Italienern durch den Anblick der noch frischen Ver-

wüstung die Erbitterung gegen Mailand zu schärfen. Mit Kreuzen in den Händen und Asche auf dem Haupte nahten sich hier die vertriebenen Bürger von Lodi dem Kaiser, und baten um eine neue Stätte, um darauf ihr Vaterland aus der Asche wieder aufsteigen zu lassen. Dieser Auftritt war nicht geeignet, den Mailänder Gesandten ein günstiges Gehör zu verschaffen. Sie durften nicht vor dem Kaiser erscheinen. „Eure Worte," ließ er ihnen durch den Erzbischof von Ravenna sagen, „sind zwar süß und demüthig, aber ihr tragt den Fuchs im Busen. Ihr habt die Kirchen Gottes und die Städte des Kaisers verwüstet, und mit dem Maße, mit dem ihr gemessen habt, soll euch wieder gemessen werden." Diese Antwort erhielten die Mailänder auf der Brandstätte von Lodi. Zugleich legte der Kaiser auf einer kleinen Anhöhe am Ufer der Adda, vier Miglien von den Trümmern des ehemaligen Lodi entfernt, selbst den Grundstein zu Neu-Lodi.

Die strenge Antwort mußte den Mailändern den Muth der Verzweiflung geben. Unterwerfung brachte ihnen gewissen Untergang, in tapferer Gegenwehr lag die Hoffnung des Siegs, wenigstens die Bürgschaft ehrenvoller Bedingungen. Und die Muthigen begünstigte das Glück. Vertrauend auf die Verzagtheit in der Stadt, und begierig nach Lorbeeren, wagte Graf Eckbert von Pitten, an der Grenze von Ungarn, ohne Wissen des Kaisers, die Ueberrumplung eines Thores von Mailand. Mit mehreren Edeln und gegen tausend Reitern, darunter viele Hausvasallen des Kaisers, stürmte er in der Hoffnung, durch Ueberraschung zu siegen, gegen die Stadt. Aber die Mailänder hatten sich nicht verkrochen; vor dem Thore stieß Eckbert auf eine wohlgerüstete, überlegene Zahl. Nach kurzem Lanzengefecht wird zum Schwert gegriffen. Bald erhebt sich solches Staubgewölke, daß Jeder wie in der Nacht ficht. Es ist ein wilder, wirrer Kampfknäuel, kein Raum zur Flucht oder zur Verfolgung, sondern wer unter den Vordern steht, muß entweder sich morden lassen, oder morden, weil zu fliehen nicht vergönnt ist. Die von hinten drücken die von vornen, fast keine Spanne bleibt zwischen den Kämpfenden frei. Die Ueberzahl und die Tapferkeit der Mailänder reibt den Heldenmuth und die Kriegserfahrung der Kaiserlichen zusammen. Viele Edle, viele Ritter fallen; bis auf wenige Flüchtlinge büßen alle die Kühnheit mit dem Untergang. Eckbert sieht einen seiner Freunde zu Boden gestürzt, er springt vom Pferd in den dichtesten Feindeshaufen, befreit den Freund, treibt, wie ein Rasender fech-

tend, die Feinde einen Augenblick zurück, und stürzt, von der Menge überfluthet, von einer Lanze durchbohrt, zur Erde. Niemand kann ihm zu Hülfe eilen, er ist abgeschnitten. Helm und Panzer wird ihm ausgezogen, das Haupt vom Rumpf getrennt. So endete dieser vornehme Graf, in dessen Adern königliches Blut rollte. Geliebt wegen seiner Sitten und seines Heldenmuths, wurde er tief beklagt, nicht nur von den Seinen, sondern auch von den Fremden.

Die wenigen Geflüchteten empfing der strenge Zorn des Kaisers. „Die Mailänder," sprach er, „thun Alles mit Ueberlegung und Klugheit, und darum begünstigt das Glück ihre listigen und gefährlichen Anschläge. Die Unsern sündigen durch die entgegengesetzten Fehler. Nicht mit Unrecht werden sie darum besiegt und geschlagen; denn es ist das Allerschlimmste, in Gegenwart des Feldherrn, ohne dessen Wissen und Führung zu fechten. Selbst ein Sieg, der ohne Befehl des Feldherrn erfochten wird, ist Unehre." Der Kaiser schloß mit der Drohung, gegen die, welche an dem Unternehmen Theil genommen, nach der Strenge des Gesetzes zu verfahren. Das Heer beschwor ihn für die Kameraden, und bat, die Unbesonnenheit Weniger dem Gehorsam Aller zu lieb zu verzeihen. So ließ er sich besänftigen, doch unter strengen Warnungen für die Zukunft, und gab für den andern Morgen Befehl zum Aufbruch.

Mit der Morgenröthe des 6. August setzte sich das unermeßliche Heer in Bewegung, nach der Angabe von Freunden und Feinden mehr als 15,000 Ritter und gegen 100,000 Knechte, Fußgänger und Belagerungsarbeiter. Mit sieben Heersäulen, nach der Zahl der sieben Thore, umschloß wie mit sieben Riesenarmen der Kaiser die ungeheure Stadt. Gegen fünf Stunden im Umfang dehnten sich die Werke der stolzen Bürger. Um die Mauern, deren gewaltige Stärke der berühmte Kriegsbaumeister Guintellino erst kürzlich noch erhöht hatte, schlang sich ein breiter, auch erst kurz noch mehr vertiefter, ganz mit Wasser gefüllter Graben. Thürme, Wälle, Basteien vollendeten die Befestigung. Jedes Thor war eine kleine Festung. Von diesen Mauern herab, von diesen Wällen schauten die Bürger in ihren Waffen ruhig zu, wie die kaiserlichen Legionen heranzogen, wie die Adler und Fahnen und die zahllosen Helme und Harnische, die Speere, Schwerter und Hellebarden in der Sonne leuchteten, und die furchtbaren Kriegsmaschinen und Wurfgeschütze sich heran wälzten. Unter Schlachtgesängen und dem furchtbaren Schall aller Instrumente der Kriegsmusik nahm jede Heersäule

ihren Posten ein. Der Kaiser lagerte zwischen der Porta Tosa und Romana. Sogleich mußte sich das ganze Heer verschanzen. Denn er verzweifelte, diese gewaltige Stadt mit dem Widder, den beweglichen Thürmen, der Schildkröte oder anderen Belagerungswerkzeugen bezwingen zu können, und hoffte durch lange Einschließung sie auszuhungern, oder, wenn sie im Vertrauen auf ihre große Zahl herausbrächen, sie in offener Feldschlacht zu überwinden. Kaum hatten die Kaiserlichen sich zu verschanzen angefangen, als die in der Stadt auf allen Seiten herausfielen, da und dort die angefangenen Wehren zerstörten, diese Ausfälle von Zeit zu Zeit wiederholten und von den Mauern herab mit Pfeilen und Schleudern Viele tödteten oder verwundeten. Zu äußerst, von dem übrigen Heere fast abgeschnitten, lagerten der Pfalzgraf bei Rhein, des Kaisers Halbbruder, und der Schwabenherzog, des Kaisers Vetter, mit ihrem Heerhaufen, welcher schwächer als die andern war, wie auch die beiden Fürsten die jüngsten im Heere waren. Alle diese Vortheile benützten die Mailänder. In der Hoffnung, einen vollen Triumph leicht über sie davon zu tragen, vielleicht gar die beiden Fürsten, als schwere Pfänder des Friedens, gefangen zu nehmen, beschlossen sie hier einen Hauptangriff. Die Sonne war untergegangen, alle Krieger im Lager überließen sich, müde von der Anstrengung des Tags, dem Schlummer, nur die Posten wachten: da thaten sich die Pforten des Thores still auf, und heraus zogen geräuschlos die streitbarsten Bürger. Die Vorposten werden niedergeworfen, sie dringen ins Lager, die Verschanzungen sind überstiegen, das Blutbad beginnt, ehe die Ueberfallenen aus dem Schlaf erwachen, die Erwachten sich waffnen können. Die Fürsten, der ganze Heertheil scheint verloren. Das Waffengeklirr, das Geschrei, das grause Schlachtgetümmel der Nacht schallt ins Lager des nächsten Heertheils herüber, zu den Ohren des Böhmenkönigs. Wladislav fliegt auf sein Roß, mit ihm die Seinen, sie stürmen den Bedrängten hinüber zu Hülfe. Alle Trommeten, Hörner und Pauken, den Schwaben zum Zeichen der Hülfe, läßt der König vorauf erschallen. Die Rosse der Böhmen, an Hindernisse des Terrains gewöhnt, setzen leicht über die Mauern der Weingärten und die Verzäunungen. Wie der Trommeten- und Paukenschall sich nähert, steigt mit der Gewißheit der nahen Hülfe der Muth der Ueberfallenen. Sie sammeln sich, sie stehen, sie fechten, aus Scham doppelt tapfer. Wladislav kommt an, der mailändische Bannerträger fällt von seinem Schwert durchbohrt, die

Mailänder glauben das ganze kaiserliche Heer in Bewegung und Anzug, sie ziehen sich zurück, tapfer fechtend, aber bis an das Thor verfolgt. Es war dies der erste und letzte Ausfall der Bürger auf dieser Seite, wo Wladislav stand.

Dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach brannte diese kecke That der Bürger im Herzen. Er nahm seine zwei jüngern Brüder und eine auserlesene Schaar, und beobachtete vor dem Thor, wo er lagerte, genauer das Thun der Feinde. Eines Tages sieht er die Wachen dünner am Thore, die Bürger scheinen sorglos, mit der Dämmerung läßt er heimlich seine Ritter sich waffnen, die Knechte sich mit Feuer und dürren Reisbüschen versehen. Auf des Pfalzgrafen Wink brechen sie hervor, dringen bis an den Brückenkopf, und werfen die brennenden Reisbüscheln in die Wehren. Der Brückenkopf steht in Flammen. Der Pfalzgraf hoffte die Brücke und das Thor selbst vielleicht zu verbrennen. Aber das Geprassel der Flamme und das Geschrei der Wachen bringt die Stadt in Bewegung. Bewaffnet und unbewaffnet stürzen die Bürger herbei, die Flamme zu löschen. Es kommt zum erbitterten Kampf, die dunkle Nacht erleuchtet das brennende Vorwerk und der Fackeln Glanz. Die Bayern werden zurückgetrieben und das Feuer gelöscht. Des Wittelsbachers und seiner Brüder Kühnheit aber wurde hoch gepriesen im Heere. Wenige Tage darauf fielen die Bürger gegen den Herzog Heinrich von Oesterreich heraus. Dieser Ausfall war der blutigste von Allen; auf beiden Seiten holten Viele sich Wunden oder Tod. Für die Mailänder wurde dieser Ausfall dadurch sehr nachtheilig, daß in demselben Statius einer ihrer edelsten Männer erschlagen ward. Als sein Tod bekannt wurde, legte die ganze Stadt Trauer an, und die Bürger erkauften mit mehreren in diesem Kampfe Gefangenen und einer großen Summe Goldes die Leiche des Todten von dem Herzog, um sie mit königlicher Leichenfeier in vaterländischer Erde zu bestatten.

So zog sich unter größern und kleinern Gefechten die Belagerung hin, nicht ohne bedeutenden Verlust des Kaisers; denn die welschen Bogenschützen fehlten selten. Zur Abwechslung wurden Zweikämpfe versucht. Ein mailändischer Ritter ritt gegen das Lager des Kaisers heraus, tummelte sein Streitroß mit seltener Kunst umher, und forderte die tapfersten und besten Ritter zum Zweikampf heraus. Lange erschien keiner von den Kaiserlichen. Mancher glaubte, mit einem, der den Tod suchte, nicht fechten zu müssen. Der Mailänder höhnte die Feig-

heit der Deutschen. Da stürzte Graf Albert von Tyrol und Andechs, ohne Helm, Harnisch und Schienen, auf einem kleinen Pferd, nur mit Schild und Speer gegen den Prahler und hob ihn aus dem Sattel, verschmähte aber, den Gefallenen zu tödten; er hielt es hinlänglich für seinen Ruhm, daß er ihn tödten hätte können, und kehrte ohne ein Wort zu den Seinen zurück. Während so zwischen den Kaiserlichen und den Mailändern ein täglicher Streit um Thaten und Ruhm war, unterließ der Kaiser nichts, was zur Bezwingung der Stadt dienlich schien. Er umkreiste die Mauern, um Angriffspunkte zu entdecken und versuchte Alles, die in der Stadt zur offenen Feldschlacht heraus zu locken. Durch diese Besichtigungen auf der andern Seite der Stadt erreichte er übrigens ein Wesentliches. Noch war bis jetzt die Stadt nicht so eng eingeschlossen gewesen, daß nicht die Bürger einen Aus- und Eingang sich offen gehalten und selbst ihr Vieh außerhalb der Mauer geweidet hätten. Die Bürger selbst lebten der Zuversicht, daß es unmöglich sei, ihre Stadt ganz einzuschließen, und hatten darum versäumt, sich hinlänglich mit Vorräthen zu versehen. Der Kaiser verschloß nun aber jeden Ausgang, und jetzt erst fühlten die in der Stadt die Nachtheile der Einschließung. Als der Kaiser einst mit großer Mannschaft die Mauer umritt, glaubten die in der Stadt, es gelte einen Sturm. Die ganze Stadt kam in Bewegung, die Signalhörner ertönten, die Trommeten schmetterten, die Wehrhaften eilten zu den Waffen, die Frauen und die Schwachen jammerten. Aber Niemand ging aus der Stadt heraus, nur zur Vertheidigung stand die Jugend in den Waffen, unerschrocken, auf der Mauer. Einen Bogenschuß weit vom Wall, vor der Porta Romana, erhob sich ein altes Denkmal, der Römerbogen geheißen. Ein alter Römerkaiser hatte diesen Bogen als Triumphdenkmal errichtet. Vier Schwibbögen aus gediegenem Marmor bildeten eine Art von Porticus. Auf demselben hatte ein Longobardenkönig zum Andenken an die Eroberung Mailands einen Thurm erbaut. Darin lagen vierzig mailändische Krieger. Seine Besetzung war für Mailand wichtig, theils, weil er in der Hand der Feinde diesen zur bequemsten Warte dienen mußte, Alles, was in der Stadt vorging, zu sehen, theils, weil man von demselben eben so Alles im kaiserlichen Lager leicht beobachten und in die Stadt hinein melden konnte. Alles Wurfgeschütz, jede Maschine war wirkungslos gegen diesen Bogen und Thurm; denn die Quader, aus denen beide erbaut waren, waren zum Erstaunen gewaltig, und

mit bewundernswerther Kunst in einander gefügt, wie verwachsen. Friedrich umstellte ihn mit einer dreifachen Reihe Schleuderern und Bogenschützen, in solcher Zahl und von solcher Geschicklichkeit, daß Jeder, welcher über die Zinnen des Thurmes hervorsah, von ihnen getödtet wurde. Zugleich gelang es den Kaiserlichen, sich unter dem Portikus selbst festzusetzen und das Gewölbe zu untergraben. So mußte sich die Besatzung des Thurms am neunten Tage ihrer Einschließung gegen freien Abzug ergeben.

Der Wahnsinn, in welchem die Lombardei sich selbst zerfleischte, zeigte sich auch hier auf eine schauderhafte Weise. Die, welche im ganzen Belagerungsheer am grausamsten wütheten, und die wilden barbarischen Horden der Böhmen übertrafen, das waren die von Cremona und Pavia, und gegen keine zeigte sich der Haß und die Erbitterung der Belagerten so furchtbar. Gleich als wollten Cremona und Pavia Alles, was sie seit vielen Jahren von Mailand erlitten, und was sie an der übermächtigen Stadt zu rächen allein nicht vermocht hatten, die Tausende Erschlagener oder in harter Gefangenschaft verschmachteter Mitbürger, die Plünderung und den Brand ihrer Felder und Flecken, nun auf einmal an der bedrängten Stadt abrächen, rasten sie, nicht wie ein stammverwandtes Volk gegen das andere, sondern wie gegen Fremde, wie gegen Nationalfeinde, mit einer Grausamkeit, wie sie selbst Barbaren verabscheuten. Die schönen Weingärten, die Feigen und Olivenpflanzungen der Mailänder rißen sie entweder mit der Wurzel aus, oder freuten sie sich, sie abzuschneiden oder abzurinden, für den Augenblick weder jenen zum Schaden noch sich zum Vortheil. Doch diese Barbarei theilten sie mit dem Kaiser. Sein eigener sklavischer Lobredner, Otto Morena, rühmt ihm nach, daß er alle Saatfelder verwüstet, alle Weinstöcke und Bäume umgehauen, alle Landhäuser, Mühlen, Burgen, Höfe und Flecken in Flammen habe aufgehen lassen und dem Boden gleich gemacht. Dagegen wenn die von Cremona und Pavia Mailändische gefangen bekamen, stießen sie ihnen im Angesichte der Mailänder entweder das Schwert in die Kehle, oder spießten sie sie; und zur Vergeltung sah man die Mailänder gefangene Cremonesen und Pavesen auf der Mauer, den Ihren draußen zum gräßlichen Schauspiel, Glied für Glied zerreißen und ins Lager hinabwerfen. So verfuhren gegeneinander die Söhne Eines Stammes.

Schon verzweifelte der Kaiser, die Stadt bald auszuhungern. Die,

welche er auf den Thurm des Römerbogens gelegt, meldeten ihm, daß sie mehrere tausend Säcke Getreides auf dem öffentlichen Markte zum Verkauf ausgesetzt sehen. Doch es war dies eine List der Mailänder. Die Säcke waren mit Sand gefüllt. Zwei Feinde, mächtiger als die Hunderttausende des Kaisers von Außen, zehrten von Innen an dem Mark der Stadt, Hunger und Seuche. Nicht als ob der Hunger jenen furchtbaren Grad erreicht hätte; denn in den kleinen Gefechten hatten die Mailänder den Deutschen so viele Pferde abgenommen, daß das Stück um weniger, als anderthalb Gulden nach unserem Geld, in der Stadt verkauft wurde, und Niemand dachte daran, Pferdefleisch zu essen. Aber die vielen Tausende des Landvolks, der Söldner und Hülfstruppen, welche mit den Einwohnern von den geringen Vorräthen zehrten, hatten bald einen gewissen Mangel der gewohnten Nahrungsmittel, und dieser Mangel, in Verbindung mit dem engen Zusammensein, Seuchen und Sterblichkeit zur Folge. Solche, welche den Widerstand gegen den Kaiser nicht gerne sahen, wollten darin eine Strafe des Himmels finden. Die Aermeren sahen scheel dazu, daß sie Mangel leiden sollten, während die Reichen hinreichende Genüsse hatten. Die wehrhafte Jugend jedoch und viele Bürger gelobten sich, für das Vaterland und die Freiheit Alles zu opfern. Aber viele der trefflichsten Männer waren schon durch Gefechte oder Krankheit umgekommen. Der Kaiser hatte heimlich eine Partei in der Stadt, die bloß, weil sie nicht gerne bürgerlich war, kaiserlich-gesinnt war. Viele vom Adel, nur aus Noth städtisch, und eifersüchtig auf die gleiche Rechte ansprechenden Gewerke, wünschten die Bürger gedemüthigt. Die Geistlichkeit hatte nicht vergessen, welche Freiheiten und Vortheile die neue Verfassung ihnen entzogen hatte. Sie träumten mit der Rückkehr der Kaiserherrschaft die Rückkehr ihrer guten alten Zeit. Alle diese Stimmen wurden jetzt laut, und die im Einverständniß mit dem Kaiser Stehenden wußten das Schwanken der Einen und den Unmuth oder die gedrückte Stimmung der Andern schnell zu benützen. Einer der Ersten des Adels in Mailand war Graf Guido von Blanderate, ein feiner Kopf, und durch seine Leutseligkeit seit lange sehr populär bei der untersten Klasse. Er war beim Kaiserhofe sehr beliebt, und hatte in dieser kritischen Zeit mit solcher Klugheit seine kaiserliche Gesinnung zu verbergen gewußt, daß das Volk keinen Verdacht gegen ihn faßte. Er und seine Partei veranstalteten eine Versammlung der Unzufriedenen, und er bearbeitete sie mit glatter So-

phistik, die Stadt zu übergeben. Er betheuerte seine Vaterlandsliebe und seine Bereitwilligkeit, für das Volk und die Stadt sein Leben zu opfern. „Aber sie sollen sich doch ihre Kinder, ihre Gattinnen, ihre alten Eltern vor Augen stellen, die, wenn sie sich nicht dem Kaiser ergeben, der Hunger und die Seuchen aufreiben werden. Mailand sei bisher eine freie, herrliche Stadt gewesen, und es gebe Leute, welche behaupten, die Freiheit sei ein unschätzbares Gut, und es sei schön, für die Freiheit zu kämpfen: aber es sei ein Gesetz für die wilden Thiere, wie viel mehr für Menschen, der Uebermacht zu weichen. Wer der gesetzlichen Macht widerstehe, widerstehe der göttlichen Ordnung, und wenn sie dem Kaiser länger widerstehen, so müssen sie fürchten, wider Gott zu stehen. Es falle zwar schwer, nach langem Genusse der Freiheit Sattel und Zügel zu tragen, aber man könne es ja mit dem Rade halten: wer jetzt unten sei, sei bald wieder oben. Ueberdies sei es keine Schande, wenn sie sich unterwerfen; denn sie unterwerfen sich einem mächtigen Reiche und der Kaiser sei ein herrlicher Fürst, von dessen Milde Alles zu hoffen sei, wenn sie ihren Trotz nicht aufs Aeußerste treiben. Ihre Vorfahren seien besser und glorreicher, als sie jetzt, gewesen, und doch haben sie sich dem Kaiser gefügt. Zum Schlusse betheuerte er nochmals, nicht Feigheit sei es, was ihn so reden lasse, sondern die Betrachtung der ihnen drohenden Gefahren; sie kennen ja seine Vaterlandsliebe, und er sei stündlich bereit, für sie zu sterben."

Rom war nie größer, als wenn die Gefahr vor seinen Thoren stand; dann schwiegen alle Parteien, alle Privatleidenschaften, alle kleinlichen Interessen; dann war es nur Ein Heldenleib, von Einem Geiste beseelt, der das freie Vaterland wollte oder den Untergang, und mit diesem eisernen Willen der Bürger stand das Schicksal im Bunde, und die ewige Roma war frei, so lange dieser Wille bestand. Dieser Wille hätte Jeden, der so zu sprechen gewagt hätte, wie Guido von Blanderate, vom tarpejischen Felsen herabgeschmettert; aber in Mailand fand er so viel offene Ohren, daß die Wenigen, die den Verräther in Guido erkannten, überschrieen wurden und sein Rath als das Klügste und Vernünftigste gepriesen wurde, was man thun könnte. Die Konsuln mußten mit den Vornehmsten der Stadt den Frieden bei dem Kaiser nachsuchen. Sie wandten sich zuerst an den Böhmenkönig und den Herzog von Oesterreich, dann auch an andere Fürsten, wie den Pfalzgrafen Otto von Bayern, den Bischof von Bamberg; und diese vermittelten

den Frieden, welchem der Kaiser um so weniger abgeneigt war, als er selbst bisher große Verluste erlitten, und es nur in seiner Politik liegen konnte, die Bürger der Stadt und die Stadt den Bürgern zu erhalten. Die Mailänder versprachen, den Städten Lodi und Como die Freiheit wieder zu geben, dem Kaiser Treue zu schwören, den kaiserlichen Palast in der Stadt wieder aufzubauen, innerhalb sechs Monden 9000 Mark Silbers zu zahlen; auf alle Hoheitsrechte, wie Zölle, Weg- und Geleitgeld, Münzrecht, und alle ähnlichen, wenn sich noch sonst andere ergeben sollten, zu verzichten, und für all das dreihundert Geißeln zu stellen. Der Kaiser dagegen versprach, sein Heer von den Mauern Mailands zurück zu ziehen, ohne die Stadt zu betreten, das Recht der Mailänder, ihre Konsuln durch das versammelte Volk selbst zu wählen, anzuerkennen und die Gewählten zu bestätigen, Mailands Verbündete in den Frieden mit aufzunehmen, und auch den Frieden mit den Feinden Mailands zu vermitteln.

Waren die Bedingungen dieses Vertrags für die Verhältnisse weder besonders hart, noch ehrenkränkend, so war die Form, in welcher derselbe abgefaßt war, es noch weniger. Die Mailänder stellten dreihundert Geißeln, und jetzt erfuhren sie, wie, wer einmal sich gedemüthigt, in der Willkür des Siegers ist. Friedrich gewährte ihnen Verzeihung nur, wenn sie sich erniedrigten. In zwei langen, unabsehbaren Reihen stellte er sein Kriegsheer auf, und diese Reihen so eng, daß kaum paarweise durchzukommen war. Durch diese engen Spaliere, den Siegern zur dauernden Augenweide, mußten am 8. September 1158 die Mailänder ziehen, vom vierzehnten bis zum siebzigsten Jahr, um dem Kaiser zu huldigen. In der Mitte seiner Fürsten saß Friedrich auf einem prachtvollen Thron, die Gedemüthigten erwartend. Voran zog der Erzbischof und die Geistlichkeit, in einfachem Gewand, mit Kreuzen und bloßen Füßen, dann die Konsuln und die Vornehmsten der Stadt, ohne Kriegsmantel, mit bloßen Füßen, das entblößte Schwert über dem Nacken, hinter diesen die ganze wehrhafte Mannschaft, Alt und Jung. Es war ein erschütternder Anblick, der selbst in manchem rauhen Deutschen Mitgefühl erregte, die kurz noch so stolzen Bürger in diesem Aufzug! Alle warfen sich vor dem Throne nieder, und die Konsuln sprachen in demüthigen Worten für ihre Stadt, die nicht in feindseliger Absicht gegen den Kaiser, und auch nicht gegen das Reich die Waffen ergriffen, sondern die nur die Verwüstung ihrer von ihren Vätern nach dem Rechte

des Krieges gewonnenen Grenzen nicht habe dulden können. Der Kaiser sah sie gnädig an und sprach: „Ich will lieber über solche herrschen, die willig gehorchen, als über solche, die dazu gezwungen werden müssen, und ich bin schneller zu besiegen durch Unterwerfung als durch Krieg." Dann leisteten Alle den Eid, und der Kaiser reichte den Vornehmsten, seinen Freunden, die Rechte und küßte sie. Darauf wurden die Gefangenen frei gegeben. Sie stürzten in die Arme ihrer Verwandten und Freunde, es war ein Bewillkommen und Umarmen, worin sich Thränen der Wehmuth mit der Freude mischten, der Vater fand den lange verlorenen Sohn wieder, der Bruder den Bruder, der Schwäher den Eidam; aber Manche, die sie jung und blühend verloren hatten, sahen sie jetzt ergraut und entstellt wieder, die Gefangenschaft in wüsten Kerkern hatte früh ihre Jugend gebrochen. Die Fürsten und Krieger der Deutschen gedachten bei diesem Auftritte mit Sehnsucht der Ihrigen im fernen Vaterlande, und da der Kaiser mit der Unterwerfung des mächtigen Mailand die Aufregung in Italien beschwichtigt glaubte, so entließ er jetzt einen großen Theil des Heeres mit ihren Fürsten in die Heimath, den Böhmenkönig, den Herzog von Oesterreich mit den ungarischen Schaaren, den Erzbischof von Mainz, den Herzog Berthold von Klein-Burgund, und viele Markgrafen und Freie. Aber auf Mailands höchsten Thurm pflanzte er, den Bürgern ein tägliches Mahnzeichen seines Sieges, die kaiserliche Fahne.

Elftes Hauptstück.

Als Friedrich in dem Friedensvertrag nicht bloß von solchen **Hoheitsrechten** redete, die als solche **allgemein erkannt** waren, sondern auch von **andern**, „ähnlichen," welche „sich etwa noch als solche heraus stellen dürften," hatte er bereits den Entschluß gefaßt, die kaiserlichen **Hoheitsrechte** aufsuchen und festsetzen zu lassen. Gleich darauf schrieb er auch einen großen **Reichstag** auf den **roncalischen Feldern** auf den Martinstag aus, um auf demselben die Rechte des Kaisers und die Pflichten der Beherrschten genau zu bestimmen.

Seine gelehrten Hof-Juristen hatten ihm ein überaus glänzendes

Bild von dem Umfang der Hoheitsrechte vorgemalt, die dem Kaiserthum zustehen und von seinen Vorfahren vernachlässigt worden seien. In der Zwischenzeit stellte er die Kriegszucht her. Seinen Kriegsgesetzen zum Trotz hatte sich eine Menge Dirnen, Troßbuben und Marodeurs im Heer eingenistet; diese trieb er mit der Strenge der alten Kriegszucht aus, züchtigte durch Verwüstung des Gebiets und der Burgen meuterische Vasallen im Veronesischen, und förderte den Bau von Neu-Lodi mit kaiserlicher Freigebigkeit. Dann zog er nach Roncaglia, um dem stolzen Bau des Kaiserthums in Italien durch die aus den Pandekten wieder hervorgegrabenen alten Rechte neue Pfeiler zu geben, und mit der Hand des Siegers die ganze Verfassung Italiens umzuschaffen.

Am Ufer des Po schlug er sein Lager. Auf der andern Seite des Flusses lagerten die italienischen Völkerschaften. Beide Lager umschloß ein Wall, beide verband eine Brücke. Aus allen Theilen des italienischen Königreiches strömten mit großem Gefolge die Erzbischöfe und Prälaten, die Herzoge, Grafen und Herren, die Konsuln und Richter der Städte zusammen. Das bunte Gemisch der Sprachen und Völkerschaften wetteiferte mit dem bunten Vielerlei der Zelte, das Ganze glich einer plötzlich entstandenen Stadt; Haupt- und Nebenstraßen, freie Plätze und Thore waren zu sehen. Vor dem Walle des viereckigen Lagers erhoben sich die Buden der Kaufleute, der Schmiede, der Bäcker und anderer Handwerke und Gewerbe, und bildeten die Vorstädte. In der Mitte ragte das Zelt des Kaisers wie ein Tempel über die anderen hervor, um dasselbe her die Zelte der Hauptleute und Fürsten und ihrer Untergebenen in bestimmter Ordnung. So prachtvoll und zahlreich war nie eine Versammlung an den Ufern des Po gewesen. Zuerst berief Friedrich aus weltlichen und geistlichen Fürsten zu einem geheimen Rath die Vertrautesten zu sich; dann forderte er die Versammlung auf, zu rathschlagen, in wie fern mit Gottesfurcht weise und segensreich die Angelegenheiten Italiens zu ordnen seien, auf daß die Kirchen Gottes sich der Ruhe des Friedens erfreuen und die königliche Hoheit und die Herrlichkeit des Kaiserthums die ihnen gebührende Ehre erlangen. Drei Tage lang dauerte diese Berathschlagung, welche die Juristen des Kaisers leiteten. Am vierten Tage erst trat der Kaiser selbst in die Versammlung hervor, und sitzend auf einem erhöhten Throne, wo er von Allen gesehen werden konnte, sprach er, da er des Lateinischen nicht mächtig war, durch einen Dolmetsch. „Da es der göttlichen Vorsehung gefallen, von

welcher alle Gewalt im Himmel und auf Erden stammt, daß wir das Steuer des römischen Reichs halten, so ist es billig, daß wir Alles, was für die Würde des Staates dienlich erkannt wird, so viel wir mit Gottes Gnade es vermögen, ausführen. Es ist der kaiserlichen Majestät Pflicht, durch Wachsamkeit und das Schreckniß der Strafen die Schlechten und Unruhigen im Zaum zu halten, den Guten Raum und Ruhe zu geben. Darum haben wir untersucht, welche Rechte, welche Ehren die festen Bestimmungen der göttlichen und menschlichen Gesetze an den königlichen Thron knüpfen. Wir tragen zwar den Königsnamen, und könnten darum nach unserem Gefallen Alles ungestraft thun, doch wollen wir lieber nach Gesetzen regieren, wobei jedem seine Freiheit und seine Rechte erhalten werden, als König sein, was man gewöhnlich König sein nennt, das heißt, willkürlich sich Alles erlauben und das Herrscheramt zur übermüthigen Ungebundenheit, zur Gewaltherrschaft machen. Mit Gottes Gnade soll das Glück unsere Gesinnung nicht ändern. Durch dieselben Mittel werden wir das Kaiserthum erhalten, durch welche es gegründet worden, aber nimmer werden wir dulden, daß irgend wer seine Glorie schmälere. Das bürgerliche Recht ist, wie ihr wißt, durch uns verbessert, durch den Gebrauch erprobt und befestigt. Das Staatsrecht dagegen bedarf in unsern Landen, wo vieles früher Gültige durch späteres Außer-Brauch-Kommen dunkel geworden ist, einer Beleuchtung durch unsere kaiserliche Nachhülfe und eure Einsicht unumgänglich. Mag aber nun unser Recht oder das eure in Schriften niedergeschrieben werden, so ist bei seiner Feststellung wohl darauf zu sehen, daß es gerecht, ehrbar, ausführbar, nothwendig, nützlich, dem Ort und der Zeit angemessen sei. Darum müssen wir, wenn wir Gesetze machen, mit größter Vorsicht zu Werk gehen. Denn sind die Gesetze einmal festgestellt, so steht es nicht mehr frei, über sie zu sprechen, sondern es muß nach ihnen gesprochen werden."

Als der Kaiser so gesprochen, brach die Versammlung in stürmischen Beifall aus. Man bewunderte den Fürsten, der, ohne gelehrte Bildung, kaum über das Jünglingsalter hinaus, in seiner Rede so viel ruhige Weisheit und so viel Wohlredenheit entfaltet hatte. Die Bischöfe, die Großen des Landes, Konsuln und Gesandte der Städte wetteiferten bis in die Nacht hinein, in einem Schwall von Lobeserhebungen dem Kaiser ihre ganz besondere Verehrung zu bezeugen. Aber Alle übertraf der Erzbischof von Mailand in der Antwortsrede. „Dies ist der Tag,"

rief er, „den Gott gemacht, lasset uns jauchzen und fröhlich sein. Das ist der Tag der Gnade und Wonne, an welchem, in der Mitte seines Volkes, der glorreiche Sieger, der triumphirende Friedensfürst, nicht mit den Blitzen des Krieges, nicht mit den Donnern der Tyrannei in drohender Hand, sondern in höchster Milde mit den Gesetzen des Friedens erschienen ist. Glücklich ist endlich Italien nach so vielen Jahrhunderten; denn es hat einen Fürsten gefunden, der in uns Menschen, ja Nächste und Brüder wieder erkennt. Bisher herrschten Tyrannei, Verwüstungen, Proscriptionen, Frevel jeder Art. Lobpreisen wir Gott, nach stürmischem Wetter ist der heiterste Tag uns hervorgebrochen. Es hat deiner Majestät," so schloß der Redner seine prächtigen Phrasen, „gefallen, die Gesetze und Rechte, welche dem Kaiser über uns, deine Getreuen, dein Volk, zustehen, in Berathung zu ziehen. So wisse denn, alles Recht des Volks bei der Gesetzgebung ist dir übertragen. Dein Wille ist Gesetz, wie geschrieben stehet: „„Was dem Fürsten gefällt, hat Gesetzeskraft, da das Volk ihm und an ihn alle seine Gewalt und Herrschaft übertragen hat."" Was ein Kaiser durch ein Schreiben festsetzt oder richterlich entscheidet, oder durch eine Verordnung gebeut, ist darum anerkannt Gesetz. Es ist naturgemäß, wer das Unangenehme einer Sache trägt, soll auch das Angenehme davon genießen. Da du die Last, uns Alle zu schützen, auf deinen Schultern hast, so ist billig, daß du Allen als Herr gebietest."

Nirgends findet sich eine Spur, daß der Kaiser dieser niedrigen Schmeichelei, dieser sklavischen Preisgebung der Volks- und Menschenwürde die gebührende Verachtung bewiesen habe. Die italienischen Patrioten, die in der Versammlung waren, konnten ihren Unwillen nur in die Brust verschließen, ihre Stimmen wären verhallt in dem brausenden Meer der Lobeserhebungen. Des Kaisers edlerer Theil war berauscht durch die Weihrauchwolken, die seinen Thron umdampften, und er lauschte mit Vergnügen den Preisliedern der Provençalen und italienischen Sänger, die vor ihm seine Thaten und seinen Ruhm zum Saitenspiel besangen. Er fühlte sich den Herrn der Welt. Die Juristen, die er an seinen Hof berufen hatte, waren die vier berühmtesten Rechtslehrer der Hochschule zu Bologna, Martin Josias, Jakobus Hugolinus, Bulgarius und Hugo de Porta Ravennate. Diese Männer waren Schüler des Guernieri, der zu Anfang des Jahrhunderts das Studium der alten

römischen Rechtsbücher, wie sie Kaiser Justinian zusammengestellt, aufgebracht hatte. Dieses römische Recht war großentheils der Erfahrungs- und Gesetzgebungsschatz der verworfensten Periode der römischen Welt, und die Hoheitsrechte des Kaiserthums, wie sie darin enthalten waren, waren aus der Zeit, da jeder Rest von bürgerlicher Freiheit ausgetilgt war, die Welt unter den rohesten und verabscheuungswürdigsten Tyrannen seufzte, und diese selbst Sklaven der ruchlosesten Weiber und Freigelassenen, oder Spielball ihrer meuterischen Heere waren; aus einer Zeit, wo von einer gesetzlichen Herrschaft gar nicht die Rede sein konnte, wo edlere Fürstennaturen nur seltene glückliche Zufälle waren, und die römischen Kaiser unbewußt ihre Schicksalsbestimmung erfüllten, indem sie der alten Welt das Blut abzapften, damit sie um so leichter die kraftlosen, durch unmenschliche Knechtschaft entehrten Arme den Fesseln der kräftigen Barbaren des Nordens darböte.

Vor lauter Gelehrsamkeit, aber auch aus Wohldienerei, welche nach goldnem Lohn dürstete, wurde die Kleinigkeit des ungeheuern Unterschieds zwischen dem damaligen Kaiserthum und dem jetzigen von den rechtsgelehrten Herren übersehen, und indem sie das deutsche Kaiserthum für eine natürliche Fortsetzung des altrömischen erklärten, sprachen sie die ganze Allmacht jener Herrscher auch Friedrich zu. Weil sie nichts gelesen hatten und täglich lasen, als die Grundsätze des Despotismus aus der Sklavenzeit der römischen Kaiserperiode, so wußten sie auch von nichts Anderem. Friedrich ritt mit den Weisen Bulgar und Martin spazieren. Er fragte sie wie im Scherz, ob er denn wirklich dem Rechte nach der Herr der Welt sei. „Nicht als Eigenthümer!" antwortete schnell Bulgar. Aber Herr Martin sagte, ja, er sei der Herr der Welt. Als der Kaiser bei der Rückkehr vom Pferde stieg, gab er es dem weisen Martin zum Geschenk, und Bulgar sagte hierauf in anmuthigem Wortspiel: „Amisi equum, quia dixi aequum, quod non fuit aequum." *

In den folgenden Tagen saß der Kaiser zu Gericht vom Morgen bis zum Abend, und hörte die Klagen und Ansprachen der Reichen und Armen. Er entschied mit Beiziehung der bolognesischen Rechtslehrer und anderer Rechtskundigen die Streitigkeiten. Die Menge derselben war zu groß. Er ernannte darum mehrere unparteiische Richter, um dieses

* Das Wortspiel ist im Deutschen nicht wiederzugeben möglich. Wörtlich heißt es: „Weil ich sprach, was recht war, verlor ich ein Pferd, was nicht recht war."

in seinem Namen zu thun. Dann kam es an die königlichen Hoheitsrechte. Seine Juristen erklärten, nachdem sie sich klüglich achtundzwanzig Richter aus allen Städten beigesellt hatten: „Nach dem Buchstaben des römischen Rechts gehören zu den Hoheitsrechten des römischen Kaisers alle Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften, die Wahl der Konsuln der Städte, die Münzen, Zölle, Hafen- und Weggelder, die Lieferungen, Mühlen, Brücken, Fischereien, Dingstätten, Grund- und Kopfsteuern, überhaupt alle Nutzbarkeit aus den Flüssen und dem festen Lande." Dem Kaiser selbst anfangs schwindelte, wie jedem der Betheiligten, über dieser unerhörten Reihe königlicher Hoheitsrechte. Aber Derjenige, an welchen diese abgetreten werden sollten, hatte ein gewaltiges, siegreiches Heer um sich. Der Erzbischof von Mailand und die Bischöfe waren die Ersten, welche alle ihre Hoheitsrechte in die Hände des Kaisers zu legen sich bereit erklärten. Die kaiserlich-gesinnten Städte und Herren folgten. Was sollten Mailand und die wenigen andern thun? Sie mußten einstimmen. Aber Friedrich selbst wagte nicht, so weit zu greifen. Er verhieß, Jeden in seinen Rechten zu lassen, der seine Ansprüche urkundlich beweisen könnte, unter der Bedingung einer jährlichen Abgabe an den Kaiser als Oberlehensherrn. Dadurch mehrten sich die jährlichen Einkünfte des Reichs um 30,000 Pfund Silbers. Von höchster Bedeutung für die kaiserliche Allgewalt war es, daß dem Kaiser die Wahl der Konsuln und Richter in den Städten, wenn auch mit der scheinbaren Beschränkung der Volkszustimmung, als Hoheitsrecht zugesprochen wurde. So entstanden die Podestas, das heißt, Richter, vom Kaiser für jede Stadt aus auswärtigen Orten zur Vermeidung von Parteilichkeit gewählt, um im Namen des Kaisers Recht zu sprechen; ein Institut, welches für die Gerechtigkeitspflege sehr vortheilhaft war, aber, ähnlich den kaiserlichen Reichsvogteien in Deutschland, durch seine Stellung den Konsuln gegenüber von nun an an der Lebenswurzel der Städtefreiheit zehrte. Denn Podestat und Konsulat standen zu einander wie Königthum und Volksthum, und jenes suchte überall dieses zu verdrängen. Die Städte waren dadurch entstanden und groß geworden, daß sie von den Fürsten, Grafen und Herren viele Lehen, größere und kleinere, durch Kauf und Darleihen an sich gebracht hatten. Mit dem Wachsthum der Städte nahm die Herrlichkeit der Lehenwelt ab. Friedrichs Ideal aber war ein feudalistischer Thron. Er ließ nun auf diesem Reichstag das Gesetz ausgehen, daß alle Veräußerungen ohne Beistim-

mung des Lehenherrn oder zu seinem Schaden für die Zukunft verboten, und alle schon früher geschehenen Verkäufe und Verpfändungen ungültig und nichtig sein, und zurück gegeben werden sollen. Das war, wenn es ausgeführt wurde, ein tödtlicher Stoß für die Städte, und es war eine seltsame, illusorische Gerechtigkeit, wenn der Kaiser das Unrecht dieses rückwirkenden Gesetzes dadurch zu beschönigen glaubte, daß, nach der Rückgabe an den Verkäufer, dem Käufer das Recht bleiben solle, mit demselben ehrlich über den Preis zu handeln. Ein anderes Gesetz verbot alle Fehden und Kämpfe, alle Verbindungen und Verbrüderungen zwischen Städten und Einzelnen, alle Vereine in- und außerhalb der Städte, und wies jeden Streit vor den Richter. Allen von achtzehn bis siebzig Jahren ward geboten, den Landfrieden zu beschwören und alle fünf Jahre zu erneuern. Durch dieses Gesetz ward den Städten wie den Herren das langgeübte Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, entzogen, aber dem Ganzen zur größten Wohlthat. Das „Verbot der Vereine" dagegen griff tief in das innerste Leben des Bürgerthums ein.

So glaubte Friedrich die Herrschaft des Kaisers gesetzlich begründet, die Leidenschaften gebändigt, den Geist der Zeit gefesselt; er stand da, in seinen eigenen und in seiner Schmeichler Augen, strahlend in der Herrlichkeit Karls des Großen, als Sieger in den Waffen, und als Gesetzgeber der Besiegten, und er griff jetzt nach auswärts liegenden Theilen des ehemaligen römischen Kaiserthums, nach den Inseln Korsika und Sardinien. Er sandte Befehl an Pisa und Genua, seine Bevollmächtigten nach jenen Inseln überzuführen. Jenes wie Dieses weigerte sich, diesem Befehl, wie den Beschlüssen des Reichstags zu Roncaglia über die Hoheitsrechte, Folge zu leisten. Der überall siegreiche Kaiser drohte mit der Schwere seines Zorns. Ganz Genua arbeitete Tag und Nacht, alle Geschlechter, alle Stände, Männer, Weiber und Kinder an Mauern, Wällen und Kriegsmaschinen. Alle Schlösser, alle Pässe wurden besetzt, Vorräthe aller Art eingebracht, und der Kaiser fand es klüger, von den entgegengeschickten Gesandten Genuas mit 1200 Mark Silbers sich besänftigen zu lassen, als den Kampf mit der muthigen und festen Seestadt zu wagen. Nicht so gut ward es der Stadt Piacenza. Lange mit ihrer Nachbarin Cremona, der kaiserlich Gesinnten, in erbitterter Fehde, hatte ein Theil der Bürger die Cremonesen, als sie der Reichsfahne zuzogen, geneckt. Dies wurde dem mit Mailand

verbündeten Piacenza als Verbrechen gegen die Majestät zu Roncaglia ausgelegt, und es wurde verurtheilt, seine, in den letzten Jahren zum Widerstand gegen den Kaiser aufgeführten, trefflichen Mauern und Thürme zu brechen, die Gräben auszufüllen und eine bedeutende Geldstrafe zu zahlen, damit die andern Städte von Empörung abgeschreckt würden. So wurde Piacenza geschleift. Die mathildischen Güter, mit welchen Friedrich seinen Oheim Welf für die Verzichtung auf Bayern belehnt hatte, Toscana und Spoleto, Sardinien und das übrige Erbe wurden von dem Kaiser jetzt für diesen theils in Besitz, theils in Anspruch genommen, zugleich Lieferungen in Unteritalien, selbst auf den Gütern der römischen Kirche, ausgeschrieben; der Sohn des Grafen Guido von Blanderate, des Verräthers von Mailand, unter des Kaisers Einfluß und bewaffneter Nähe zum Erzbischof von Ravenna erwählt, und Reinald der Kanzler zum Erzbischof von Köln bestimmt.

Der Erste, als Subdiakonus zu Rom, war im Besitz vieler Geheimnisse des apostolischen Stuhls; der Andere, dem Kaiser ganz ergeben, und ein erprobter Gegner der Hierarchie. Beide in so hohen, einflußreichen Kirchenstellen zu sehen, war gegen des Papstes Neigung eben so sehr, als gegen seine Politik. Die Willfährigkeit, mit welcher die Erzbischöfe und andere Geistlichen allen Forderungen des Kaisers sich hingaben; die Besitznahme der mathildischen Güter, die der römische Stuhl ansprach, die Ausschreibung der Lieferungen im päpstlichen Gebiete, gaben dem Papst Hadrian Anlaß genug, dem übermächtig ausgreifenden Kaiser entgegen zu treten.

Der leidenschaftliche Hadrian mußte nach solcher Demüthigung, zu der er sich bis zum Widerruf herbeigelassen hatte, um so verbitterter werden durch die Art, wie Kaiser Friedrich seine Triumphe über ihn in Italien feierte, und durch den wirklichen Abbruch, welchen der Kaiser der Macht der römischen Kirche that. Dessen Ansprüche auf die ausschließliche Lehensverbindlichkeit auch der Bischöfe in ihrem Verhältniß zur Kaiserkrone, waren schon durch das einschreckende Auftreten seiner Vorläufer, des Pfalzgrafen und des Kanzlers zur vollendeten Thatsache geworden: die italienischen Bischöfe hatten überall den allgemein geforderten Huldigungseid dem Kaiser schwören müssen, der Streit über die Investitur mit den Regalien war ein thatsächlich erledigter; die furchtbare Heermasse, welche unter dem Kaiser selbst den Vorläufern auf dem Fuße folgte, hatte so hereingedroht, daß die Bischöfe Oberitaliens

unter diesem Zwang schon in die Hände der kaiserlichen Bevollmächtigten den geforderten Eid schwuren. Der Kaiser war gekommen und hatte überall, wo durch Otto und Reinald der Lehenseid von den Bischöfen noch nicht eingenommen war, diesen persönlich sich schwören lassen. Furchtbar empfindlich aber trafen den römischen Stuhl einzelne Bestimmungen der oktroyrten Reichsverfassung, welche auf den ronkalischen Feldern der Allein- und Selbstherrscher Friedrich durch seine Hofjuristen verfaßt, durch seine Heerfürsten und sein Kriegsheer der Welt diktirt hatte, im Wahn, die Welt dadurch rückwärts drehen zu können.

Die Absicht Kaiser Friedrichs I. bei den „ronkalischen Beschlüssen" war unläugbar eine rückwärtsgewandte, eine feudalherrische; vorwärts schaute und arbeitete mit eigenem Willen und Wissen der erste Hohenstaufe Friedrich auf dem Kaiserthron gar nicht. Gerade das, wozu ihn die spätere Sage und die Sehnsucht des deutschen Volksgemüths gemacht hat, der Träger des Lichts und der geistigen, der religiösen und politischen Freiheit im Kampfe gegen ein verfinstertes römisches Papstthum, war er nicht; er so wenig, als sein Reinald. So seltsam spielt die Volkssage und der Glaube der Völker mit den urkundlichen Thatsachen der Geschichte, verwechselnd und umbildend, in Zeiten, in welchen es keine freie Wissenschaft, keine freie Presse und keine Kritik gibt. Bei allem Abbruch, welchen er dem Papstthum that, wollte er einzig seine Selbsterhöhung, Zuwachs zur alleinigen Oberherrlichkeit des Kaiserthums. Durch den Sturz oder die Beugung des römischen Papstthums wollte er das freie Bürgerthum in Italien brechen, dessen Schirm, wenn auch unter den jetzigen Päpsten nur aus Politik, noch immer der römische Stuhl war; brechen, vernichten wollte er zugleich alle Bestrebungen des italienischen Nationalgeistes, dessen Mittelpunkt und Pfleger ebenfalls der römische Stuhl war.

So lange Reinald an seiner Seite war, und so lange noch nicht ein Uebermaß des Unglücks den Kaiser geläutert hatte, steigerte sich in Friedrich die Abneigung seines herrischen Sinnes, die von Haus aus in ihm war, von Jahr zu Jahr, bis zum tödtlichen Haß gegen den sich selbst bestimmen wollenden „Nationalgeist," gegen das „Bürgerthum," schon als solches; dann aber vollends, als er durch Erfahrung wahrgenommen hatte, daß die Bestrebungen dieses Bürgerthums immer mehr, ganz offen, das aristokratische Element in den Städten entweder in das übermächtig gewordene demokratische einschmolzen oder

ganz aus ihren Mauern ausstießen. Selbst in den kaiserlich-gesinnten Städten war ihm dieser, auf dem Wege der fortschreitenden Bildung mit Naturnothwendigkeit vor sich gehende Umwandlungsprozeß widerwärtig, weil er Niemand um sich hatte, aber auch Niemand um sich duldete, welcher ihm die volle Wahrheit sagte, seinem durch aristokratische und absolutische Vorurtheile gebundenen Auge den Staar stach, und ihn sehend machte für das, was dem Kaiser ebenso als den Völkern allein frommte. Diese Operation an ihm fiel darum derjenigen Macht zu, welche das Gottesgericht auf Erden ist, der Hand der Weltgeschichte, welche mit dem Messer des Unglücks sie an ihm vollzog. Ganz grimmig aber hatte ihn gemacht, daß das städtische Bürgerthum in Italien auf so manchen Punkten geradezu als republikanischer Geist im demokratischen Gewande hervorgetreten war. Ob die städtische Freiheit eine aristokratische, eine demokratische oder eine aus Beidem gemischte Form hatte, das konnte dem Kaiserthum als solchem gleichgültig sein, nicht aber einem Kaiser des bloßen Herrenstandes, nicht dem aristokratischen Friedrich. Damit ganz Italien feudalkaiserlich werde, wollte er und mußte er den demokratischen und den republikanischen Geist, wo er sich zeigte, brechen, und ebenso die Macht, welche diesen Geist in Oberitalien hielt und für sich verwendete, das Papstthum Roms. Darauf zielten die meisten Punkte der ronkalischen Beschlüsse; und ganz besonders hart getroffen wurde die kirchliche Macht durch zwei Beschlüsse. Der eine war, daß die Bischöfe, gleich den Fürsten und Städten, auf alle Regalien verzichten mußten, und daß nur diejenigen ihre bisher besessenen Regalien wieder zurück empfingen, welche durch rechtsgültige Urkunden zu beweisen vermochten, daß das Bisthum im Besitze derselben durch Schenkung eines deutschen Königs war. Diese empfingen sie aber nur zurück als kaiserliches Lehen im Namen des Reichs. Der andere Beschluß war das Verbot, keiner der Lehensträger solle künftig sein Lehen ganz oder nur ein Stück davon verkaufen, verpfänden oder irgend wie in fremde Hände geben, auch nicht für sein Seelenheil an die Kirche schenken dürfen, ohne Erlaubniß des Lehensherrn.

Gerade durch solche Schenkungen für das Seelenheil an die Kirche und durch Erwerbungen an Land und Leuten aus den Händen der kleinen, oft auch einzelner größerer Lehensträger war die Kirche bisher an Hab und Gut reich geworden. Es war viel an sie geschenkt, viel von Lehensträgern in Geldnöthen an sie verkauft oder verpfändet und

das Pfand nicht mehr ausgelöst worden, somit in die Hände der Kirche übergegangen. Die Ansprüche der Oberherrschaft in der Welt, wie sie das jetzige Papstthum machte, ruhten vielmehr, als auf der sittlichen und geistigen Macht der Kirche, auf einer gesicherten Grundlage von Einkommensquellen, welche reichlich flossen, auf Gut und Geld, auf Besitz an Land und Leuten. Des Kaisers und seiner Bevollmächtigten Auftreten und Thun ging noch hinaus über die Grundsätze, welche auf den ronkalischen Feldern als Recht aufgestellt und aufgenöthigt worden waren, und zwar durch die Hofjuristen, nach der Lügenart des Absolutismus zu allen Zeiten, unter dem Namen einer Wiederherstellung alter Rechte, nicht als das, was es war, als eine Aufzwingung des Unrechts, als eine Anmaßung niemals bei der deutschen Krone gewesener Rechte, unter dem Schild- und Schwerterklirren der kaiserlichen Heermacht, unter dem Verrath vieler geistlichen und weltlichen Aristokraten Italiens, unter der Einschreckung derer, gegen welche das in den Schein einer Rechtsform gebrachte Gewaltsystem kaiserlichen und aristokratischen Herrenthums gerichtet war.

In jenem Schreiben des Kaisers an Hillin mit dem Plane von einem deutschen Papst und einer deutsch-katholischen Kirche war gedroht, der Kaiser werde alles „Reichsgut," das der römische Stuhl in Apulien besitze, eines Tags einziehen. Das, was der Kaiser, sein Otto und sein Reinald in der Lombardei bereits gethan hatten, gab Grund zu dem Schluß und zu der Besorgniß, der Kaiser gedenke dasselbe auch im ganzen Kirchenstaate zu thun. Der Huldigungseid, den auf die ronkalischen Beschlüsse hin der Kaiser den Bischöfen abgefordert hatte, verpflichtete sie dem Kaiser so sehr, daß dabei das Verhältniß des bisherigen Gehorsams, in welchem sie zu dem päpstlichen Stuhle standen, für sie nicht mehr möglich war. Durch diese Eidesformel, klagte Hadrian, seien die „heiligen Hände ausschließlich in die des Kaisers gelegt und die Söhne des Höchsten unbedingt an den Sohn dieser Erde gekettet."

Der erste Widerstand, den Hadrian leistete, war, daß er dem Gesandten des Kaisers, welcher um Genehmigung der Wahl des Grafen Guido zum Erzbischof von Ravenna ansuchte, diese abschlug, obgleich die Wahl in Gegenwart eines päpstlichen Legaten zu Ravenna vor sich gegangen war. Eine Beschwerdeschrift des Papstes über das bisherige Vorgehen des Kaisers wurde nicht in der Würde der hergebrachten Form an das kaiserliche Hoflager gebracht. Eines Tags erschien ein Mensch

„in lumpiger Kutte“ und drang das Schreiben dem Kaiser auf, in so unehrerbietiger Weise, daß man in ihm einen „Feind, der dem Kaiser nach dem Leben trachte,“ hätte vermuthen können. Dann entfernte er sich, ehe das Schreiben gelesen war, und ließ sich nicht weiter blicken. Darin sah der Hof, sah der Kaiser von Seiten des Papstes die Absicht seiner Mißachtung. Der Inhalt des päpstlichen Schreibens reizte vollends, weil Hadrian darin das ganze Verfahren des Kaisers rügte, und der Ton, in welchem er das that, ein sehr scharfer war. Die Entscheidung des Streites zwischen Brescia und Bergamo, sagte Hadrian, gehöre gar nicht zur Befugniß des Kaisers, sondern nur zu der des Papstes; und jedes weitere Vorgehen des Kaisers bedrohte er mit Kirchenstrafen. Dennoch ließ der Kaiser das für jetzt ohne Rüge, und schickte seinen getreuen Hermann, Bischof von Verden, mit einem neuen Schreiben an den Papst, um die Genehmigung der Wahl des Grafen Guido von Blanderate doch noch zu erlangen. Hadrian lehnte diese Beförderung, wenn auch in höflicher Wendung, auch jetzt wieder ab.

Das alles fiel in die letzten Tage des Jahres 1158 und in den Januar 1159. Noch in diesem Monat entspann sich ein Hader zwischen dem kaiserlichen und päpstlichen Hof über den Kanzleistyl. Der Papst nannte sich in seinen Schreiben „Wir“ und den Kaiser „Du.“ Der Kaiser nannte sich in seinen Schreiben an den römischen Hof, jene Anmaßung zu strafen, „Wir,“ den Papst „Du,“ und setzte den Kaisernamen dem päpstlichen voran. An diesen Streit über nichtsbedeutende Formen knüpfte sich der Streit wegen der wesentlichen Streitpunkte. Es war zu fürchten, daß aus der Reibung der Worte endlich eine Flamme hervorbrechen werde, die sich weit verbreite über Priesterthum und Königthum. Man sprach von Briefen, welche aufgefangen worden seien, von Briefen des apostolischen Stuhls an die Mailänder und andere Städte, voll Aufreizungen zum Aufstand gegen den Kaiser. Der Kaiser glaubte, bisher nur mit Hoheit und Würde die Ehre des Throns und des Reiches gegen den Papst gewahrt und neben dem Wortstreit durch die That gezeigt zu haben, daß er nicht bloß dem Titel nach, sondern in Wahrheit römischer Kaiser sei und sein wolle. Jetzt drohte er, auf Rom zu ziehen. Da stellte der Aufstand Mailands sich wie eine feurige Wand zwischen ihn und den Papst.

Zwölftes Hauptstück.

In dem feierlichen Vertrage, auf welchen hin die Mailänder dem Kaiser sich unterworfen hatten, war die Wahl ihrer Konsuln durch das Volk und die Unverletztheit ihres Gebiets ausdrücklich anerkannt und beschworen. Schon die Härte, mit welcher der Kaiser den mit keiner Sylbe im Vertrag erwähnten demüthigenden Versöhnungsakt den Bürgern aufgedrungen hatte, mußte ihnen Bitterkeit und gerechte Zweifel in die kaiserliche Großmuth einflößen, deren Anschein zuerst der ziemlich milde Vertrag gezeigt hatte. Bald sollte sich aber ihnen die arglistige Politik des Kaisers bei diesem Vertrage ohne Maske zeigen. Friedrich mußte, als er den Vertrag mit Mailand schloß, wenn auch nicht im Einzelnen, doch im Allgemeinen zum Voraus schon wissen, daß die den Bürgern günstigen Hauptpunkte desselben durch die mit Nächstem fest zu stellenden Schlüsse des ronkalischen Reichstags wieder aufgehoben würden. Eingehüllt in den Mantel ungemessener Königsmacht, womit ihn die beispiellose Unterthänigkeit jenes Reichstags geschmückt hatte, glaubte er sich an den beschworenen Vertrag mit Mailand nicht mehr gebunden. Vertragswidrig riß er vom mailändischen Gebiete die Krönungsstadt der lombardischen Könige, Monza, ohne Scheu ab, gleich darauf die beiden Grafschaften Martesana und Seprio, und verlieh sie einem eigenen Grafen Goswin, seinem ergebenen Anhänger. In das mailändische Schloß Trezzo legte er deutsche Besatzung, und gebot sogar, dem mit Mailand verbündeten und in den Vertrag mit eingeschlossenen Crema, die eigenen Mauern zu schleifen und die Gräben auszufüllen. Die ihm nothwendig scheinende Schwächung Mailands, und das Gold der Cremonesen, der Feinde Crema's, diktirten dem Kaiser diesen vertragswidrigen Befehl. Zu allem diesem, was der Kaiser gegen den beschworenen Vertrag vornahm, kam etwas, was die Mailänder am meisten aufbringen mußte. In dem Vertrage vom 8. September 1158 war eine Hauptbedingung, daß die bisherigen Konsuln Mailands bis zum Februar 1159 im Amte bleiben und die folgenden Konsuln wie bisher frei vom Volke gewählt werden, und nur von dem Kaiser die Bestätigung entgegennehmen und ihm den Lehenseid leisten sollten. Von einem Recht des Kaisers, die Konsuln in Mailand einzusetzen, stand keine Sylbe im Vertrag; ja, weil der Kaiser schon in kaiserlich-gesinnten Städten statt der

Volkswahl eine kaiserliche Einsetzung der Konsuln beliebt hatte, war von den Mailändern ausdrücklich dieser Hauptartikel in den Vertrag gebracht worden, daß dem Volke von Mailand die freie Wahl seiner Konsuln bleibe und für Mailand vom Kaiser nur die Bestätigung, nicht die Ernennung in Anspruch genommen werde. Nun hatte zwar der Kaiser auf den ronkalischen Feldern von seinen Hofjuristen — unter anderem Neuen und Unerhörten — sich auch das Recht der Ernennung der Konsuln in den Städten zusprechen lassen. Diese Hofjuristen hatten ihm das für seine Geschenke an Gold und Gut, für Stellen und Auszeichnungen an seinem Hofe gethan, und er hatte das und das Andere, was ihm die Machtstellung der altrömischen Kaiser geben sollte, mit den gezückten Schwertern seiner vor Augen stehenden Kriegshaufen zum Reichsgesetz erheben lassen. Aber in denselben ronkalischen Beschlüssen war denn doch zugleich auch ausdrücklich ausgesprochen, daß urkundlich bewiesene „Privilegien" den Städten nicht genommen werden sollen.

Die freie Wahl ihrer Konsuln war nicht nur ein urkundliches „Privilegium" der Mailänder von lange her, sondern dasselbe war so eben noch in dem Septembervertrag als solches vom Kaiser aufs Neue anerkannt und feierlich bestätigt worden. Das alte Privilegium Mailands hatte durch die Beschwörung des Septembervertrags allerneueste Rechtsgiltigkeit gewonnen; und derjenige Artikel der ronkalischen Beschlüsse, welcher den Städten ihre urkundlich bewiesenen Privilegien sicherte, schloß in Bezug auf Mailand das dem Kaiser von seinen Hofjuristen zugesprochene Recht der Konsulernennung unzweifelhaft aus. Durch ihre alten Urkunden, durch den Septembervertrag und den schützenden Artikel der ronkalischen Beschlüsse, also durch allerneueste Urkunden, war die freie Wahl ihrer Konsuln ein unbestreitbares, also ein unantastbares Recht der Mailänder. Dagegen hat man von deutscher Seite dem Kaiser, als etwas wohl nicht zu Bestreitendes, das Recht der Einsetzung eines Podesta in Mailand zusprechen wollen und sich darauf berufen, die mailändischen Gesandten selbst haben diese Maßregel dem Kaiser vorgeschlagen. Diese letzte Nachricht aber ruht auf einer einzigen und dazu auf einer kaiserlichen Quelle. Da von deutscher Seite zugestanden ist, „eben diese neue und fremdartige Obrigkeit anzunehmen, sei den Mailändern vorzüglich verhaßt gewesen:" so dürfte doch wohl voraus-

zusetzen sein, daß die Mailänder es nicht waren, welche, einen kaiserlichen Podesta in ihre Stadt sich setzen zu lassen, den Vorschlag machten.

Aber nicht nur einen Podesta als Kronbeamten zu setzen, sondern neue, vom Kaiser ernannte Konsuln in Mailand einzusetzen, erschien in der ersten Hälfte des Januars 1159 der Kanzler Reinald, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und der neubelehnte Graf Goswin. Das war eben dieser, welcher früher mit den Landschaften von Seprio und Martesana zu Mailand gehört hatte, mit diesen Gebieten im Jahr 1158 von Mailand abgefallen und dafür vom Kaiser hiemit belehnt worden war. Und diesen schickte jetzt der Kaiser als seinen Bevollmächtigten nach Mailand; ebenso den Pfalzgrafen, welcher der Stadt Mailand am meisten geschadet hatte, und welcher wegen seines leidenschaftlichen und gewaltherrischen Wesens, nach deutschem Zeugniß, sogar im deutschen Heerlager nicht beliebt war. Das liegt denn doch so, als wäre es am Kaiserhofe darauf abgesehen gewesen, das Volk von Mailand so zum Aeußersten zu reizen, daß es Mißgriffe thue, auf welche hin man den Septembervertrag als beseitigt erklären und ihm mit den römischen Rechtsparagraphen von Majestätsbeleidigung und Hochverrath beikommen könne.

Schon an vielen Orten hatten die kaiserlichen Bevollmächtigten vom Kaiser ernannte Konsuln und den Podesta der Krone eingesetzt. Die kaiserlich-gesinnten Städte hatten sich das schweigend gefallen lassen, wie die Ausführung der andern ronkalischen Beschlüsse. Reinald und der Pfalzgraf scheinen darauf gerechnet zu haben, der Vorgang so vieler andern Städte werde einen solchen Eindruck auf die Mailänder machen, daß auch sie sich in das Neue fügen, vereinsamt, und der Uebermacht der Verhältnisse weichend. Sonst wären sie nicht mit so geringem Gefolge nach Mailand gekommen. So könnte man sagen; aber genauer angesehen, nimmt die Sache selbst aus den geringen, uns erhaltenen Urkunden und Berichten der Zeitgenossen andere Gesichtszüge an.

Warum waren es gerade dieser Goswin, dem Namenslaut nach offenbar ursprünglich deutschen Blutes, warum Graf Guido von Blanderate, warum der so unbeliebte Pfalzgraf Otto, welche man vom Kaiserhofe in einem so heiklen Staatsgeschäft gerade nach Mailand wählte und sandte? Und selbst der Podesta, der neue kaiserliche Kronrichter — wer war er? Bernhard, Graf von Lignini, wird er in den Jahrbüchern des kaiserlichen Cremona genannt. War das etwa auch ein

Deutscher, dessen Name ins Italienische umgesetzt worden war, wie erwiesenermaßen die Namen so mancher deutschen Vögte, welche mit den Waiblingern, mit dem dritten, vierten und fünften Heinrich, mit Konrad und dem Rothbart und mit dem sechsten Heinrich nach Italien kamen? War dieser Graf von Lignini vielleicht aus demselben Geschlechte, das später in den welschredenden Niederlanden als de Ligne, theilweise mit Grafen- und Fürstentitel vorkommt, und ursprünglich zu dem schwäbischen Stammgeschlecht der Herren vom Holz gehört, deren Hausgüter nur wenige Stunden von der Wiege des hohenstaufischen Kaisergeschlechts, vom Berg Hohenstaufen lagen und noch heute liegen? Allem Anschein nach war der Podesta von Mailand ein italienisirter Deutscher. Warum ist Niemand es bisher aufgefallen, daß die Namen der Konsuln, welche der Kaiser für Mailand ernannt hatte, in keinem Berichte der kaiserlichen Partei genannt sind? Waren es etwa auch deutsche Ritter? Oder waren es Guido von Blanderate und der italienisirte Graf Goswin, beide gleichverhaßt bei den Mailänder Bürgern? War das alles so, damit um so gewisser einen Sturm, den man Aufruhr taufen könnte, hervorzurufen? Der Gegenstand des ausbrechenden Volkshasses waren jedenfalls die Grafen Goswin und Blanderate. Diese hatten auch ihren Aufenthalt außer den Mauern Mailands genommen; die Gesandten des Kaisers aber, Reinald und Otto, hatten ihre Herberge innerhalb der Stadt genommen; der Pfalzgraf wohnte im kaiserlichen Palast, Reinald im Kloster des heiligen Ambrosius.

Zuerst eröffneten die kaiserlichen Bevollmächtigten den Willen ihres Herrn nur den beiden Konsuln Mailands, eben den Männern, deren Amtsthätigkeit nach dem zwischen dem Kaiser und der Stadt beschwornen Vertrag noch bis in den Februar zu dauern hatte. Sie ließen ihnen bis zum nächsten Sonntage Frist zur Rücksprache mit dem mailändischen Adel und mit dem Volke. Der Sonntag kam. Die Konsuln beriefen sich auf den beschworenen Vertrag, die Gesandten des Kaisers erklärten diesen durch die ronkalischen Schlüsse für aufgehoben; von nun an könne es auch zu Mailand nur noch vom Kaiser oder von dessen Vollmachtsträgern gewählte Obrigkeiten geben.

Die Fülle von Vertragsbrüchigkeiten auf Seiten des Kaisers hatte bei den Bürgern den durch die erste Demüthigung in tiefster Brust erzeugten Groll von Höhe zu Höhe gesteigert. Jetzt schäumte das Gefäß über. Als es im Volk verlautete, daß die kaiserlichen Gesandten er-

klären, dem Volke bleibe nichts, als die vom Kaiser gesetzten Obrigkeiten beifällig anzunehmen, und daß der Kaiser in keiner Hinsicht den Vertragseid achte: da fluthete die Menge in wildem Getümmel zu den Palästen, wo sie die Gesandten gerade vermuthete. Laut wurden aus den Volkshaufen die Vollmachtsträger des Kaisers mit dem Tode bedroht. Vom mailändischen Adel unterstützten viele die Bemühungen der Konsuln, die Volkshaufen zu besänftigen. Die Konsuln strengten sich auf das Aeußerste an; sie sahen klar in die Sachlage; sie ahneten nicht bloß die Folgen einer Gesandtenverletzung; sie begriffen aus Allem, daß man das von kaiserlicher Seite gerade wollte. Wie hätte sich sonst, mitten hinein in ihre Besänftigungsversuche, der Graf von Blanderate zeigen können, dessen Anblick schon, noch ehe er als Besänftiger sprechen wollte, die erhitzte Volksmenge noch mehr reizen und alle Arbeiten der Konsuln für ihre Mitbürger mit Einem Schlag vernichten mußte?

Die Schmähreden, die Drohungen gegen die Gesandten verwandelten sich beim Anblick Blanderates, wie er den Mund aufthun wollte, in das Geschrei: „Tod dem Verräther! Tod dem Meineidigen!"

Offenbar befanden sich der Pfalzgraf und Reinald im Palast des Grafen von Blanderate, nicht im kaiserlichen Palast; denn es ist ausdrücklich berichtet, „die Pferde der kaiserlichen Gesandten und ihres Gefolges seien außerhalb des Palastes gestanden, in welchem die Gesandten sich eben befunden haben, und da der Volkshaufen die Thore verschlossen fand, habe er die Pferde derselben fortgeführt." Also die vor einem adeligen Palaste, also offenbar Blanderate's, stehenden Pferde der deutschen Bevollmächtigten und ihres Gefolges verriethen dem ergrimmten Volkshaufen die Anwesenheit der Gesandten in diesem Palaste, welche in diesem Augenblick noch nicht den Wolkenbruch über sich erwartet hatten, und, nach adeliger Sitte, einen Anstandsbesuch machten. Die fortwährenden Drohungen und Schimpfreden steigerten sich, schon flogen Steine in die Fenster des Palastes; Geschrei, ihn zu stürmen, ließ sich hören. Aber den Konsuln gelang es mit Hülfe der besonnenen Bürger, den wüthenden Haufen vom Sturm auf den Palast abzuhalten, und ihn zu entfernen.

Die Aufregung jedoch hatte auch einen großen Theil des mailändischen Adels erfaßt und mit fortgerissen. Die mailändischen Konsuln baten die kaiserlichen Gesandten, diesen Auftritt vor dem Palast dem Kaiser zu verschweigen, unter Zusagen großer Geldverehrungen. Reinald

und der Pfalzgraf gingen darauf ein, versprachen zu schweigen und begaben sich in ihre Wohnungen. Die Grafen aber, Goswin, Blanderate und Bernhard von Lignini, flohen noch in der Nacht an das Hoflager des Kaisers, und ihre Angst malte dem Kaiser das, was ein unbesonnener Volkshaufen gethan, in den übertriebensten Farben als die That und Schuld des gesammten mailändischen Volkes. So waren diese Unglücksraben vorausgeflogen. In der Morgenfrühe folgte ihnen auch der Pfalzgraf nach; er verließ heimlich die Stadt; er wußte sich verhaßt und traute nicht. Aber auffallend ist es, daß der gewaltige Kriegsmann den lebensfröhlichen staatsklugen Reinald, seinen Mitgesandten, weder mit sich aus der Stadt nahm, noch ihm Mittheilung machte. Das vergaß der geistliche Herr dem Pfalzgrafen nicht, und er hatte Grund dazu: alles Gefolge, mit dem die Gesandtschaft in die Stadt gekommen war, hatte sich mit dem Feldherrn des Kaisers, dem Pfalzgrafen, aus der Stadt entfernt, um nicht als Geißeln von den Mailändern zurückbehalten zu werden. Denn die Wegführung ihrer Pferde hatte entweder den Grund, daß die Besonnenen unter den Mailändern sich versichern wollten, daß durch Niemand so im ersten Sturm die aus dem Volkshaufen gefallenen Worte und Steine aus der Stadt hinaus so an den Kaiser gebracht werden, oder wollte die aufgeregte Menge Gesandte und Gefolge für alle Fälle als Geißeln behalten. Die Vergleichung aller Nachrichten der Zeitgenossen, der zwei Mailänder Raul und Morena, wie der fünf Berichterstatter der kaiserlichen Partei, ergibt jedem Unbefangenen, daß an die Absicht eines Gesandtenmords nicht gedacht wurde, daß die Taktlosigkeit des Grafen Blanderate den Sturm hervorrief, und daß dieser ihm zuerst allein galt. Die Kunde von der Flucht des Grafen, des Pfalzgrafen und des Gefolges mußte am andern Morgen die Stadt aufs Neue aufregen und den Gedanken hervorrufen, gegen den Zorn des Kaisers wenigstens den Kanzler zu behalten; und so fluthete ein Volkshaufen nach dem Ambrosiuskloster, nachdem die Thore der Stadt vom Volk geschlossen und besetzt waren. Da war Reinald allein, zurückgelassen ohne allen Schutz. Unter dem Toben eines gereizten Haufens auf dem Vorhofe des Klosters brachten die Konsuln und die Mönche den wohlbeleibten Kanzler unter dem Schutz einer Verkleidung glücklich aus der Stadt. Ob er wirklich Angst gehabt hat, daß der Tod ihm drohe; ob er wirklich bedroht war, oder ob er nur empfindlich nahm, daß er verkleidet diese Stadt verlassen mußte, in welcher er vor wenigen

Tagen so stolz eingezogen war — darüber weichen die Berichte ab. Das Erste und das Letzte in Verbindung miteinander ist das Wahrscheinliche. Gewiß aber ist: von diesem Tage an trug Reinald Groll gegen den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, und von diesem Tage an arbeitete er, wie der Mailänder Sire Raul versichert, „am Untergange Mailands aus allen Kräften."

Keiner weder der Gesandten noch ihres Gefolges war verletzt; aber die ersten Flüchtlinge hatten den Kaiser in die leidenschaftlichste Stimmung versetzt. Als sie vor ihn traten, gab er gerade zu Antimiaco bei Bologna Gesandten des griechischen Kaisers und der Könige von Frankreich und England Audienz, die ihm kostbare Geschenke und die schmeichelhaftesten Freundschaftsbezeugungen ihrer Höfe überbrachten.

Man sprach von dem Vorfall in Mailand nicht anders, als von ruchlosem Friedens-, Eid- und Bundesbruch, von Hochverrath und beabsichtigtem Gesandtenmord, von dem Gift erneuerter Empörung, welches die Bürger längst in der Brust verschlossen getragen und welches durch geheime Umtriebe genährt, jetzt aber durch diese Unbesonnenheit ohne Scheu offenbar worden sei. Während dem kamen, nicht minder schreckensvoll, die kaiserlichen Gesandten von Crema.

Auf den Befehl, ihre Burg zu schleifen, hatte die ganze Stadt zu den Waffen gegriffen. Die Besonnenen entzogen die Gesandten der Masse, und nach längerer Verborgenheit flohen sie aus der Stadt; sie trugen aber auch die durchgemachte Angst mit fort, und erzählten von Lebensgefahr. Das alles geschah in den Tagen des Januars 1159. War Friedrichs Heer großentheils schon nach dem Vertrag mit Mailand, ein anderer Theil gegen den Winter hin in die Heimath zurückgekehrt, so waren Viele auch durch den Feldzug und das ungewohnte Klima umgekommen. Mit dem Reste lagerte er fern von Mailand, bei Bologna. So fehlte es ihm, Mailand und Crema seinen Kaiserzorn fühlen zu lassen, im Augenblick an der nöthigen Waffenmacht. Aber schnelle Boten eilten nach Deutschland, Hülfe herbei zu rufen. Auf den 2. Februar rief er die geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens und die Abgeordneten der Städte an seinen Hof, nach Antimiaco, um vor ihnen das aufrührerische Mailand zu verklagen. Sein Angesicht zeigte Schmerz und Entrüstung zugleich. „Wir sehen uns," sprach er, „gezwungen, in eure Ohren zu rufen den Hochverrath, das Majestätsverbrechen, welches sich die ruchlose Stadt, das nichtswürdige Volk, die verbreche-

rische Gemeine, die Mailänder, nicht Einmal, sondern oft zu Schulden kommen lassen. Der Frevel, welchen gegen uns, gegen euch, gegen das Reich, der Uebermuth jener verworfensten Menschen sich erlaubt hat, scheint durch ein verborgenes Gericht Gottes dahin zu zielen, daß die, welche zu ihrem und Vieler Verderben in trunkener Raserei ausschweifen, auch durch Vieler Verdammniß dem kaiserlichen Ansehen und der Kraft der Gesetze Genugthuung geben. Wo ist jene Treue, welche bisher allein unter allen Städten jungfräulich rein bewahrt zu haben die Mailänder sich rühmten? Wo die Gerechtigkeit, mit der sie sich ganz besonders viel wußten? Auf, tretet mit gemeinsamen Kräften den gemeinsamen Feind zu Boden!"

In diesen Ton stimmten alle Anwesenden ein, Einer eifriger als der Andere, um dem Kaiser zu gefallen. Der Bischof von Piacenza, ein feiner Höfling, erhob sich, den Kaiser, der seiner augenblicklichen militärischen Unmacht gerne eine günstige Maske vorhängen mochte, unter dem Schein der Mäßigung und Großmuth um Aufschub der Rache zu bitten. „Ich sehe prophetisch," sagte er, „Mailands Untergang. Babylon, Ninive sind Höhlen der Drachen und der Raubvögel geworden. Uebermuth hat Engel vom Himmel gestürzt, das erste Menschenpaar aus dem Paradies vertrieben. So wird Mailand von seiner Höhe fallen, aus seinem Lustgarten vertrieben werden. Du bist gekommen und hast gesiegt, noch bist du derselbe Sieger, um dich steht dasselbe Heer mit gleicher Begeisterung für dich; aber es wird dich als einen guten Kaiser und gerechten Reichter zeigen, wenn du eine gesetzliche Untersuchung vorhergehen läßst und selbst mit deinen Feinden lieber zuerst auf dem Rechtsweg, als mit den Waffen in der Hand handelst." So sprach der Hofmann in des Kaisers Sinn, und Alle stimmten bei. Mailand wurde zur Verantwortung auf das Schloß Marnika vorgeladen. Die Bürger wählten ihre Abgeordneten.

Einer darunter, der Erzbischof von Mailand, jener von Roncaglia Berüchtigte, schützte Krankheit vor und entzog sich der Gefahr, durch die Sprache der Wahrheit dem Kaiser sich unangenehm zu machen. Denn wollten die Mailänder, was sie mit Recht konnten, ihre Sache vor dem Kaiser vertheidigen, so konnte nicht verschwiegen werden, wie vielfach der Kaiser den beschworenen Vertrag zuerst gebrochen habe, und die muthvollen Gesandten scheuten sich auch nicht, dies in Anregung zu bringen; aber man wollte am Kaiserhofe nichts von dem Vertrag mit

Mailand wissen, sondern drängte die Bürger immer nur wieder auf die Schlüsse des ronkalischen Reichstags hin, die sie beschworen. „Wohl," sagte der mailändische Sprecher, „wir haben geschworen, aber wir haben nicht versprochen, den Eid zu halten, wenn man uns den Vertrag nicht hält, einen Vertrag und einen Eid, die uns abgezwungen wurden." Die Versammlung empörte sich über diese Rede, als über die höchste Ruchlosigkeit; aber — war es das Gefühl der Wahrheit ihrer Rede, und eine innere Scham? — der Kaiser wagte Mailand nicht zu verurtheilen und setzte eine neue Frist nach Bologna. Die Mailänder aber sahen, daß sie vor des Kaisers Gericht nicht gerechtfertigt werden würden: sie kannten die bolognesischen Juristen, Herrn Martin und Herrn Hugolinus. Sie erschienen auf die folgenden Ladungen nicht mehr.

Friedrich hatte indessen Neu-Lodi mit einem mächtigen Wall und festen Thoren und Außenwerken umgeben. In dieser Feste, so nah an Mailand, gedachte er seinen Hauptwaffenplatz zu haben. Zugleich befestigte er die umliegenden Schlösser und Burgen und entzündete den Eifer der befreundeten Städte und Vasallen, daß sie sich zum Kampf rüsteten, und am 16. April 1159 wurden die Mailänder in großer Versammlung zu Bologna, weil sie nicht den Ladungen Folge geleistet, von den Richtern und Gesetzkundigen und den Fürsten als „halsstarrige Empörer und Abtrünnige vom Reich" erklärt, geächtet als „Feinde," und „ihre Habe der Plünderung, ihre Personen der Sklaverei, ihre Stadt der gänzlichen Zerstörung verfallen" erkannt. — An dieser über Mailand verhängten Reichsacht hatte Reinald einen Hauptantheil.

Als die Gesandten der Mailänder von Marnika in die Stadt zurückgekehrt waren, und ihre Aufnahme bei dem Kaiser mittheilten, da erkannte alles Volk, daß es jetzt keine Wahl mehr gebe, als den Kampf auf Tod und Leben. Ihre Verbündeten bestanden bloß in dem nicht zahlreichen Crema und in dem vom Kaiser früher schnell unterworfenen Brescia. Warum Tortona ihnen nicht beistand, darüber ist nichts überliefert. Piacenza und die Inselbewohner des Comersees waren von dem Kaiser gezwungen worden, ihm ihre Mannschaft zu stellen. Lodi an der Adda gab durch seine befestigte Brücke ihm jeden Augenblick freien Uebergang in das Mailändische. Viele edle Bürger waren im letzten Kampfe gefallen, der Schatz erschöpft, Feld und Garten noch großentheils wüste. Diese Thatsachen waren den Mailändern nicht verborgen, aber aus ihrem letzten Unglück war unter ihnen ein Geist erstanden, der

an den Bürgersinn der alten Republiken erinnert. Ihre Verurtheilung war gewiß, sie verloren dadurch Alles, worin der Stolz ihres Staates, ihre Liebe zum Vaterland wurzelte. Sie waren überzeugt, daß für sie ohne Freiheit kein Glück, die Freiheit aber für sie nicht mehr möglich sei, als wenn sie tapfer sich vertheidigen und derselben jedes Opfer zu bringen bereit seien. Sie sahen, daß sie durch Nachgeben nichts erlangen, als Verlust dessen, was sie erhalten wollten, und Schmach bei der Mit- und Nachwelt, daß sie aber durch den Rest ihres Reichthums, der doch jedenfalls verloren ging, durch männliches Handeln und Wagen den Sieg vielleicht, rühmlichen Untergang in jedem Fall und der Sache der Freiheit einen Fortschritt gewinnen müßten. Sie rüsteten ihre Stadt zum letzten Kampf, und statt den Angriff zu erwarten, griffen sie an. An demselben Tage, an welchem sie zu Bologna in die Acht und Aberacht erklärt wurden, donnerten bereits ihre Kriegsmaschinen gegen die Mauern der Burg Trezzo. Hier hatte Friedrich eine starke Besatzung, aus Deutschen und Lombarden gemischt; denn diese Burg war ihm nicht nur ein Schlüssel zum Gebiet Mailands und raubte den Mailändern die sonst feste Stellung im Schutz der Flüsse, die von zwei Seiten Mailand umfließen; hier hatte er auch den größten Theil der Gelder niedergelegt, welche er aus der Lombardei und andern Gegenden Italiens zusammengebracht hatte. Er feierte gerade ein Fest zu Bologna an seinem Hofe, als er die Kunde von dem Angriff der Mailänder erhielt. In einem Nu war Alles verwandelt; die Instrumente, die eben noch zum fröhlichen Tanze aufgespielt hatten, riefen kriegerisch schmetternd zum Aufbruch, zum Kampfspiel. Aber der Kaiser fand seiner Eile ungeachtet von Trezzo nur noch einen rauchenden Schutthaufen. Nach drei Tagen hatten die Mailänder die Burg gewonnen. Unausgesetzte Angriffe hatten die Besatzung erschöpft, die Mailänder konnten mit immer frischer Mannschaft wechseln, die in der Burg konnten nie ihren Posten verlassen. So wurden sie überwältigt. Die Lombarden entflohen großentheils, als die Mailänder eindrangen; die, welche sie ergriffen, erschlugen sie alle: nur die Deutschen nahmen sie gefangen an, keiner von diesen entrann. Die Beute war außerordentlich, dann zerstörten sie die Burg von Grund aus. Des Kaisers Schmerz war groß; er schwur, die Krone nicht eher wieder zu tragen, als bis das aufrührerische Mailand im Staube liege.

Wäre die Hülfe von Deutschland schon da gewesen, so hätte er sogleich Mailand angegriffen. So blieb ihm nichts, als die Felder und

Gärten um die Stadt, die Landhäuser und Schlösser zu zerstören, und der Stadt die Zufuhr abzuschneiden. Die Bürger fielen am Pfingstfest heraus, 500 zu Pferd, gegen Neu-Lodi, um das Vieh der Stadt zu erbeuten; aber der Ausfall mißglückte; eben so der gleichzeitige Einfall der Brescianer in das Cremonesische. Vierzig Tage lang dauerte die Verwüstung des flachen Landes um Mailand. Dann nahm Friedrich sein Lager bei Neu-Lodi. Die Besetzung aller Straßen durch die Kaiserlichen, die schweren Strafen, die Jeden trafen, der Lebensmittel in die Stadt zu bringen wagte, und die Voraussicht einer langen Einschließung zwangen bald die Konsuln, die Vorräthe mit der strengsten Sparsamkeit auszutheilen. Die Greuel der Verwüstung und die Entbehrung steigerten in den Bürgern den Haß gegen den Feind ihres Vaterlandes bis zum Fanatismus. Dieser ließ Alles wagen, um die Stadt von ihrem Dränger zu befreien. Acht kühne Jünglinge verschworen sich, Neu-Lodi anzuzünden. In einer stürmischen Nacht warfen sie die Feuerbrände in die Gebäude. Aber die Wächter nahmen die Flamme bald wahr, zwei wurden ergriffen, und beide starben, ungeachtet einer das Mönchskleid trug, am Morgen für ihr patriotisches Wagniß am Galgen im Angesichte ihrer Mitbürger. So groß war die gegenseitige Erbitterung, daß man sich gegenseitig das Aergste zutraute, der Kaiser sein Leben von mailändischen Meuchelmördern bedroht glaubte. Ein Gemüthskranker verlor durch diesen Argwohn schuldlos sein Leben. Dieser Unglückliche, von großem, kräftigem Körperbau, trieb sich einige Zeit im Lager um, die Kriegsleute ergötzten sich lachend an seinen Thorheiten, und Niemand störte ihn. Bald schlug er sich, im Anfall des Wahnwitzes, Brust und Wangen, bald schien er sich in hellem, gellem Lachen nicht ersättigen zu können, bald ahmte er kriechend verschiedene Thierstimmen nach, oder ging er, Buße predigend, langsam feierlich, wie ein Altarpriester einher. Selbst der Kaiser schenkte seinen Kunststücken seine Aufmerksamkeit. Das kaiserliche Zelt stand nahe am Ufer der Adda. Dieses war hier abschüssig und der Fluß sehr tief. Eines Morgens ging der Kaiser frühe aus seinem Zelte, um nach seiner Gewohnheit vor einem Crucifix an der Adda sein Gebet zu verrichten. Der Geisteskranke schlich ihm nach, stürzte sich mit einem Sprung, wie ein Thier auf seinen Raub, auf ihn, strickte die starken Arme um den kaiserlichen Leib, und strengte sich an, ihn durch Tragen, Ziehen und Zerren gegen das Ufer zu schleppen. Der Kaiser rang mit dem durch Natur und

Wahnwitz Stärkeren, und im Ringen verwickelten sich Beide in die Zeltstricke und fielen zu Boden. Auf des Kaisers Hülferuf sprangen die Wachen herbei. Als sie sahen, wie der Unglückliche in den heiligen gesalbten Leib ihres Kaisers die frevelnden Hände geschlagen, ward er ergriffen, schrecklich mißhandelt und über den Uferrand hinab in die Adda gestürzt. Sie sahen in ihm den verstellten Wahnwitzigen, den berechnenden Meuchelmörder, einen mailändischen Fanatiker: den Unbefangenen im Heer war es bald ausgemachte Wahrheit, daß der Unglückliche wirklich wahnwitzig war, und unschuldig mit dem Leben büßte. Aber die aufgeregte Leidenschaft sah in ihrer Verblendung nur zu leicht Mordversuche und Kaisermörder. Bald darauf meldete ein unbekannter Warner dem Kaiser brieflich, es sei ein geheimnißvoller Alter in Italien angekommen, ein Spanier oder Sarazene, häßlich von Angesicht, schielend und ungestalt, mächtiger als alle vor ihm in Zauberkünsten und Giftmischen; er verachte den Tod, und er, wie seine Gefährten und Schüler, gegen zwanzig an der Zahl, glauben, sich ein großes Verdienst, einen unsterblichen Ruhm und Namen durch die Ermordung des Kaisers zu erwerben. Er werde kleine Kostbarkeiten mit sich führen, Arzneien, Ringe, Edelsteine, Zäume, Sporen; Alles sei mit einem so feinen und wirksamen Gifte getränkt, daß der Kaiser augenblicklich dem Tod verfallen sei, wenn er es nur mit der bloßen Hand berühre. Auch trage er einen verborgenen Dolch unter dem Gürtel, um, wenn durch irgend einen Zufall die Vergiftung nicht gelänge, mit diesem sein Vorhaben auszuführen. Der Alte erschien. Der Kaiser ließ ihn, weil gewisse Anzeichen mit den Angaben des Briefes zusammentrafen, verhaften. Er versprach ihm, wenn er über die Anstifter dieser That die Wahrheit bekennen würde, völlige Straflosigkeit, und drohte, wenn er Falsches vorbrächte, ihn zu Tod zu martern. Der Alte wollte oder konnte Nichts bekennen. Er ward gefoltert, aber er ertrug mit Ruhe die Martern, und drohte, daß sein Tod den Tod des Kaisers augenblicklich nach sich ziehen würde. Dieser aber ließ den Alten, ohne daß irgend etwas von ihm bekannt worden wäre, gleich als einen überwiesenen Verbrecher, kreuzigen, und lobpreisete Gott, daß er ihn aus so großer Gefahr gerettet habe.

Während dem zogen die aufgebotenen und andere deutschen Zuzüge durch die Alpen heran. Heinrich der Löwe war im vorigen Jahre mit des Kaisers Willen zurückgeblieben, um in seinen eigenen Landen zuvor

den Frieden zu befestigen. Jetzt brach er um Pfingsten 1159 auf, und führte demselben 1200 geharnischte Ritter und zahlreiches Fußvolk, alle wohlgerüstet, nach. Mit ihm zog die Kaiserin mit dem Aufgebot ihrer burgundischen Lande. Graf Adolph von Holstein, der Bischof Konrad von Augsburg, der Burggraf Heinrich von Regensburg, die Grafen Ulrich von Lenzburg, Berthold von Andechs, Heinrich von Eppan im Tyrol, Luitold von Platen und viele andere Herren schlossen sich an. Welf, nunmehr Herzog von Spoleto und Fürst von Sardinien, folgte mit 300 seiner Vasallen und 2000 zu Fuß einige Wochen später. Auch der Eifer des Böhmenkönigs war nicht erkaltet. So sah der Kaiser zu Anfang des Julius wieder ein Heer von nahezu 100,000 Kriegern um sich versammelt. Ein Theil davon war freilich durch den bisherigen Feldzug so abgemagert und zerlumpt, daß die Bürger von Crema ihres ärmlichen Aussehens spotteten. Denn nicht Mailand, sondern Crema galt der erste Angriff. Mailand durch Waffengewalt jetzt schon zu bezwingen, hielt Friedrich für unmöglich. Ausgehungert und innerlich zerfallen, mußte es später um so leichter in seine Hände fallen. Er theilte darum sein Heer. Mit dem einen Heertheil, worunter namentlich die Mailand feindseligen Lombarden, setzte er die Gefechte und die Verwüstung gegen diese Stadt fort, und es wurde erfüllt das Wort des Propheten: „Was die Raupen lassen, das fressen die Heuschrecken, und was die Heuschrecken lassen, das fressen die Käfer, und was die Käfer lassen, das frißt das Geschmeis." So erzählt der Geschichtschreiber Radewich, ohne jedoch auf die Mailänder anzuwenden, was der Prophet von den Kindern Israels sagt, daß die Ackerleute jämmerlich gesehen, die Weingärtner geheult um die Ernte und den Herbst, und die Priester und die Gemeine in Sack und Asche Wehe geschrieen. Die Mailänder Bürger sahen mit Heldenmuth die schönen Umgebungen ihrer Stadt zur Wüste werden und ließen die Verwüstung nicht ungerochen. Es hob ihren Muth, daß der Kaiser sie nicht zu umlagern wagte und sich mit der Beobachtung ihrer Stadt begnügte, ja, sie sandten einen ihrer Konsuln, Manfred von Dugnano, mit einer kühnen Reiterschaar und 400 zu Fuß Crema zu Hülfe, gegen welche Stadt der Kaiser den andern Heertheil befehligte. Schon zuvor hatten sich die Todfeinde derselben, die Cremonesen, davor gelagert.

Crema, die Verbündete Mailands, war eine Pflanzstadt des kaiserlich-gesinnten Cremona, am Serio, in einer morastigen Ebene,

zwischen der Adda und dem Oglio gelegen, 24 Miglien (sechs Meilen) von Mailand. Von einer Seite machte der Morast die Stadt unzugänglich, auf einer andern war der Fluß eine gute Wehr; die zugänglichen Seiten waren durch einen breiten tiefen Wassergraben, durch eine zweifache hohe Mauer und jede Art von Werken vertheidigt. Ihre Bürger, im schweren Befreiungskampfe gegen Cremona herangewachsen, theilten sich mit den Tortonesen in den Ruhm der besten Krieger Italiens. Wie Mailand, sandte Brescia Hülfe. Seit der Verjagung der kaiserlichen Gesandten hatte Jung und Alt an Kriegsmaschinen und Vertheidigungswerken fortgebaut. Spottlieder singend, zogen Cremesinen durch die Straßen, sie sangen zum Voraus von Friedrichs schmählichem Abzug, worin er seinem Vorfahr Lothar gleichen werde. Die Männer aber zogen aus den Mauern heraus und griffen die Cremonesen und die Deutschen an, wie sie eben sich verschanzen wollten. Garner (Werner), der Markgraf von Ankona, einer der ersten Helden des Kaisers, und viele andere Herren wurden von den Bürgern erschlagen. Fielen auch von diesen nicht wenige, so verloren sie doch keinen ihrer Führer und behielten die Oberhand. Nicht so glücklich waren die Mailänder. Die Pavesen befehligte der Kaiser zum Angriff auf Mailand; während er selbst sich in Hinterhalt legte, sollten sie durch scheinbare Flucht die Mailänder zum Verfolgen herauslocken. Es war der 15. Julius. Die Mailänder brachen so gewaltig über die von Pavia her, daß diese nicht zum Schein, sondern in allem Ernst flohen. Die Mailänder, siegestrunken, verfolgten die Fliehenden zu hitzig, und auf einmal sahen sie sich von ihrer Stadt abgeschnitten und von allen Seiten von der kaiserlichen Reiterei eingeschlossen. Der Kaiser selbst führte sie, Herzog Berthold trug das Banner. Ueber 100 wurden erschlagen, 600 gefangen, die andern schlugen sich durch. Es war ein glorreicher Kampf; denn die tapfersten Bürger Mailands waren darunter. Die Ebene war mit Lanzen, Schwertern, todten und verwundeten Reitern und Rossen bedeckt. Triumphirend über diesen Sieg, den ersten, den er in diesem Feldzug davon trug, kehrte Friedrich nach Neu-Lodi zurück und begab sich dann selbst vor Crema, wo die Seinen eben geschlagen worden waren, mit dem größten Theile auch des andern Heerhaufens; denn um Mailand herum war kein Halm mehr für seine Pferde zu finden. Die in Crema wurden ernster, als sie des Kaisers neue Heerschaaren vor ihren Mauern sahen; aber mit der Gefahr wuchs ihr Muth und ihre

Erfindungsgabe; und es begann ein Kampf, durch den Geist, welcher in demselben seine Macht über das Physische wunderbar offenbarte, glorreich, wie wenige in der Weltgeschichte.

Die Stadt und die Zelte der Belagerer wiederhallten Tag und Nacht von dem Geräusch der Arbeiter an den Kriegsmaschinen, welche die in der Stadt zur Abwehr, die außen zum Angriff verfertigten. Bald fielen die Bürger heraus, bald stürmten die Kaiserlichen. Keinen Tag ruhte der Kampf. Das Glück war öfter den Belagerten günstig, als den Belagerern; es nützte diesen nichts, daß es ihnen gelang, eine Verschanzungslinie gegen die Stadt zu ziehen: Diese war von den Ausfallenden leicht überstiegen, die Belagerer aber verbluteten sich mit jedem Sturm unter großem Verlust an den unübersteiglichen Mauern der Stadt. Ihre Sturmdächer, ihr Wurfgeschütz, ihre Belagerungsthürme wurden von den Bürgern immer wieder durch Steine oder Feuer zerstört. Es war nur Ein Wille in ganz Crema: lieber frei zu sterben, als von der Gnade des Feindes ein Leben in Knechtschaft zu empfangen. Eines Morgens, noch rang die Nacht mit der Dämmerung, zog eine Schaar der Tapfersten zu dem Thore heraus, vor welchem der Kaiser selbst lagerte. In tiefem Schlafe lagen die Kaiserlichen. Die Bürger erreichten die Kriegsmaschinen, ehe auf den Lärm der Waffen die Schlafenden zu den Waffen greifen konnten, und von den Feuerbränden der Cremesen loderten aus dem kaiserlichen Belagerungszeug hoch auf die verzehrenden Flammen, als Otto von Wittelsbach und der Schwabenherzog dem bedrängten Kaiser zu Hülfe eilten, das Feuer löschten und nach erbittertem Kampfe die Cremesen zum Rückzug zwangen. Nur vier dieser Helden wurden gefangen, und diese mußten die ganze Wuth der Kaiserlichen über die Zerstörung ihrer mühsam erbauten Werke an sich erfahren. Dem Einen schlugen sie die Beine, dem Andern die Arme vom Leib ab, und ließen sie so auf dem Felde liegen. Glücklicher fanden Andere, die das Thor nicht mehr zu erreichen vermochten, in dem tiefen Graben einen schnellen Tod. Als sie bald darauf verkundschafteten, daß der Kaiser zum Besuche seiner Gemahlin, welche auf einem benachbarten Schlosse weilte, aus dem Lager sich entfernt habe, brachen sie mit 600 Reitern aus der Stadt heraus, gerade auf den Punkt, wo die kaiserlichen Hausvasallen lagerten. Es war ein langes grimmiges Morden. Die deutschen Ritter glühten vor Scham, von Bürgern geschlagen zu werden, und fochten mit der äußersten Anstrengung.

Doch vermochten sie nicht, an diesem Tage die Bürger zum Weichen zu bringen. Die Tapferkeit that auf beiden Seiten ihr Letztes. Die Bäche rötheten sich vom Blute der Gefallenen und Verwundeten, und die Regengüsse, die aus dem Gewitter, das am Abendhimmel blitzte, hervorbrachen, schwellten die blutigen Bäche und zerflößten das Blut auf dem Felde, daß Alles geröthet schien. Die Nacht und das Gewitter zwang die Einen hinter ihre Verschanzungen, die Andern hinter ihre Stadtmauer sich zurück zu ziehen. Am gleichen Tage waren die Bürger auch auf andern Seiten herausgefallen, und hatten glücklich mehrere hölzerne Belagerungsthürme und einen Theil der Verschanzungslinie zerstört. Der andere Tag gab ein gräßliches Schauspiel. Im Ingrimm schnitten die Deutschen den verwundet oder todt auf dem Schlachtfeld Liegenden die Köpfe ab und spielten damit, wie mit Bällen, indem sie sich dieselben mit Lachen und Spott zuschleuderten, und als die in der Stadt dieses sahen, wollten sie hinter den Deutschen nicht zurückbleiben, zerrissen erbarmungslos auf den Mauern die Gefangenen Glied um Glied und warfen die Stücke in das Lager herab. Der Kaiser war bei seiner Rückkehr außer sich vor Schmerz und Zorn; er schwur, daß die rasenden Bürger, die seine bisherige Milde und Geduld nicht zu bessern vermocht, nunmehr das jedem Gefangenen gewisse Blutgerüst zähmen solle. Sogleich ließ er die Cremesischen Gefangenen im Angesicht der Stadt hängen. Die Bürger, zur Vergeltung, führten zwei deutsche Ritter auf die Mauer und kreuzigten sie. Darüber, daß die Bürger, die als Gefangene zu betrachten seien, eben so wie er, der Sieger, zu verfahren sich anmaßten, entbrannte Friedrichs Zorn bis zu einer Art von Wahnsinn. Er ließ durch den Herold in die Stadt hinein rufen, kein Cremese solle fortan auf Gnade von ihm hoffen, er werde keinen verschonen, sie sollen sich wehren, so gut sie vermöchten, er werde fortan nur des Krieges Recht geltend machen. Zugleich befahl er, vierzig Geißeln, welche Crema bei dem Vertrage mit Mailand hatte stellen müssen, vorzuführen, um sie hinrichten zu lassen. In diesem Augenblick brachte Heinrich der Löwe sechs vornehme mailändische Gefangene ein. Der Löwe war mit 40 seiner Ritter auf einen Streifzug ausgeritten. Auf den Feldern von Mailand ging munter der Pflug und bewaffnete Reiter ritten zum Schutz neben den Pflügenden. Der Löwe und seine Ritter griffen an, und blieben nach heftigem Kampfe Sieger. Unter den sechs Gefangenen war ein Ritter, welchen der Ruhm des schönsten Mannes

in Italien, das köstlichste Seidengewand und die schönste Rüstung schmückte. Andere Mailänder wurden, als sie mit Piacentinern eine Zusammenkunft hatten, ergriffen, darunter ein Neffe des Erzbischofs von Mailand, ein reicher Mann und durch seine Rathschläge eine Hauptstütze der Stadt. Diese alle wurden vorgeführt; großes Lösegeld, das sie boten, verschmähte der Kaiser; er ließ alle vor den Mauern Cremas aufhängen. So zog die Gewitterwolke weg über das Haupt der vierzig Geißeln dieser Stadt. Der Grimm des kaiserlichen Recken war gestillt.

Im kaiserlichen Lager wurde eine ungewöhnlich große Sturmkatze gebaut, um unter dem Schutz derselben die Mauern mit dem Widder zu brechen. Die von Lodi lieferten 200 Fässer und auf 2000 Karren Holz, Reisig und Erde, damit wurde ein Theil des Wallgrabens ausgefüllt und ein Damm gebaut, auf welchem die Sturmkatze hart an die Mauer geschoben ward. Es war aber in der Stadt einer der berühmtesten Kriegsbaumeister seiner Zeit, Markesi, der im letzten Kreuzzug seine Kunst bewährt hatte und durch die bisherige Vertheidigung seiner Vaterstadt ihr die Krone aufsetzte. Dieser baute neun Manken, eine Art von Katapulten, welche die größten Steine und Felsblöcke schleuderten. Damit durch diese die Sturmkatze nicht zerschmettert würde, bauten die Cremonesen im kaiserlichen Lager einen beweglichen Thurm, um von ihm aus die Katapulten der Bürger unschädlich zu machen. Beide verderbenschwangere Maschinen näherten sich dem Graben. Ein Regen von Felsblöcken aus der Stadt schmetterte auf die Sturmkatze und den Thurm und die kaiserliche Mannschaft. Dem Thurm und der Sturmkatze, kaum mühsam gefertigt, drohte schnelle unvermeidliche Zerstörung. Aber in der Christenheit Unerhörtes, grausam Ungeheures ersann der Kaiser. Er ließ, wie einst Agathokles, der Tyrann, vor Utika, die vierzig vornehmen Geißeln der Belagerten, darunter Greise und Kinder, an den cremonesischen Thurm festbinden: die Bürger sollten ihr Wurfgeschütz gegen den Thurm zu richten aufhören, oder Herz und Glieder der eigenen Kinder, der Brüder und Väter zerschmettern. So näherte sich der Thurm abermals den Wurfgeschützen der Belagerten gegenüber. Da hingen die Kleinen, festgebunden an der Kriegsmaschine, und flehten mit Worten, Winken und Blicken ihre Eltern um Schonung an. Da standen gegenüber auf der Mauer die unglückseligen Väter, mit ungeheurem Jammer ihre unglücklichen Kinder betrachtend, als ein Bürger hervortrat, ein Vater, und rief: „O! glückselig ihr, die ihr rühmlich

sterben dürft, schmählichem Leben enthoben! Fürchtet euch nicht, zu sterben; großen Leiden entführt euch der Tod. Wären wir tapfere Männer, ächte Kämpfer für die Freiheit, so würden wir nicht über diesem Anblick unschlüssig sein oder die Stimme der Mahnung erwarten. Der Tod verbürgt die Freiheit, und dreimal glücklich sind die, welche für das Vaterland sterbend den Kranz der Unsterblichkeit erwerben. Unglücklicher, als ihr, sind wir, die wir noch leben, welche der Tod, den wir so oft suchen, nicht annimmt. Denket an die grausame Knechtschaft der deutschen Barbaren, an die grausamere eurer Landsleute; denket daran, wenn ihr eure Frauen, eure Töchter zur Schändung abführen sehen, wenn ihr mit gefesselten Händen die hülfeflehenden Stimmen eurer Kinder anhören, wenn ihr eure Eltern, die greisen Haare ausraufend, auf der Asche des Vaterlandes sitzen sehen müßtet. O! daß wir alle stärben, ehe wir unsere Mauern die Cremonesen schleifen, ehe wir Pavias ruchlose Hände unsere heilige Stadt zerstören sehen!"

„Genug!" unterbricht den Redner das Volk. Ein übermenschliches Feuer ergreift sie, der Geist der Freiheit, der Geist jener Helden von Utika in seiner antiken Größe, in seiner schrecklichen Schönheit zeigt sich. Aus allen Katapulten fliegen die Felsstücke gegen den Thurm. Schon sind neun getödtet, dem Zehnten sind die Beine zerschmettert, dem Elften ein Arm. Noch hängen die Andern lebend, des grausamsten Todes gewärtig. Entsetzen und Bewunderung ergreift den Kaiser und alle Deutschen, als sie diesen Heldenmuth sehen, welcher das Herz des eigenen Kindes für die Freiheit nicht schont. Kein Stein trifft die andern Geißeln; aber fast zerschmettert von den Felsblöcken muß Thurm und Sturmkatze zurückgezogen werden, und als die Bürger den Sturm glücklich abgeschlagen, da ergreift ungeheurer Schmerz und wilde Wuth die Vaterherzen und sie stürzen in die Kerker und holen deutsche und cremonesische Gefangene, binden sie an das Wurfgeschütz und schleudern ihre zerrissenen Glieder vor die Augen des Kaisers.

Die Mailänder brachen, um ihren Verbündeten eine Diversion zu machen, mit 30,000 Mann heraus aus ihrer Stadt und legten sich vor die Burg Manerbo am Comersee. Friedrich entsandte den Grafen Goswin, den Schwabenherzog und Heinrich den Löwen zum Entsatz, und die Mailänder zogen sich mit Verlust in ihre Stadt zurück. Die Bürger von Piacenza zogen sich die Reichsacht zu, weil sie nach Mailand und Crema Zufuhr zu bringen wagten. Die Cremesen ver-

tauschten die kühnen Ausfälle mit der List. Sie fertigten Fußangeln und legten sie vor dem Wall umher; arglos fingen sich die deutschen Krieger darin. Sie legten Gruben an und bedeckten sie leicht mit Erde; die Deutschen fielen darein und wurden gefangen oder getödtet. Mit gleicher List verbrannten sie fleißig die Belagerungsmaschinen. Ihre Schlauheit reizte den Kaiser so sehr als ihre Kühnheit. Er verzweifelte, die Stadt durch Hunger zu nehmen; denn sie hatte Ueberfluß an Früchten. Es blieb ihm nur die Gewalt der Waffen. Sein Heer war der langen Belagerung überdrüssig. Die Anstrengungen, die glücklichen Waffen der Bürger und Krankheiten hatten einen großen Theil desselben aufgerieben. Schon war es der sechste Monat der Belagerung, der Winter war regnerisch und die Kälte ungewöhnlich hart. Der Kaiser ließ alle Kriegsmaschinen der Mauer sich nähern. Er hatte Sturmdächer und Thürme, um sie vor dem Verbrennen zu schützen, mit Weidenflechten und Thierfellen, um die Gewalt der auf sie geschleuderten Steinblöcke zu brechen, mit wollenen Tüchern und Filzdecken überzogen. Ein Thurm war siebzig Ellen hoch und dreißig breit; er war voll Schleuderern und Bogenschützen und den tapfersten Kriegern. Mit großer Anstrengung wurden alle diese Maschinen über Dämme bis zur Mitte des Wallgrabens vorgeschoben. Die Schützen, unsichtbar im Thurm, tödteten viele auf der Mauer. Nach ihrer Gewohnheit griffen die Bürger die Maschine mit feurigen gebogenen Eisenhaken an, um Holz und Tücher in Brand zu stecken. Die in den Thürmen lösten mit langen Stangen und Spießen die Widerhacken vom Holze ab und löschten das Feuer mit Wasser; brannte das Tuch oder der Filz, so wurde es sogleich mit Sensen abgeschnitten. Zwanzig Mann trieben den eisernen Widder unter der Katze gegen die Mauer, und der große Thurm näherte sich immer mehr derselben. Da that der Boden sich auf im Rücken der Sturmkatze, und, als spiee er Flammen aus, stiegen die Cremesen mit Schwertern und Fackeln aus einem unterirdischen Gange hervor. Der Streit entbrannte, die Cremesen mußten sich zurückziehen, der Thurm erreichte die Mauer; aber Pech, Schwefel, siedendes Oel in Töpfen, brennende Fässer, von der Mauer dagegen geschleudert, und neue verzweifelte Ausfälle zerstörten seine Wirkung. Das Glück verließ die Bürger nicht, so lange sie selbst sich nicht verließen.

Der Erste, dem der Muth entsank, oder den Friedrichs Verheißungen verlockten, war Markesi. Er, der bisher mit unerschöpflicher

Erfindungskraft sein Vaterland vertheidigt hatte, wurde jetzt zum Verräther an demselben. Er floh in des Kaisers Lager und diente jetzt dem Feinde seines Vaterlandes gegen die eigene Vaterstadt. Er baute dem Kaiser einen neuen Thurm, in welchem sechs Stockwerke eingerichtet waren mit einer Fallbrücke, vierzig Ellen lang und sechs Ellen breit. Das obere Geschoß ward mit Schleuderern und Bogenschützen besetzt und mit starken Kriegsleuten, welche auf ein Zeichen die Fallbrücke niederlassen sollten. In den mittlern Stockwerken wurden die Versuchtesten des Heeres geborgen, welche, wenn die Fallbrücke herabgelassen wäre, über dieselbe auf die Mauer vorstürmen sollten. Ins untere Geschoß wurden solche gelegt, die jeden Angriff durch Feuer mit Wasser löschen und die Haken der Belagerten von dem Thurme fern halten sollten. Nach diesem Muster wurden auch die andern Thürme umgebaut. Als alle vollendet waren, beschloß Friedrich einen Hauptsturm. Das Heer wurde zwischen den Thürmen rings um die Mauer vertheilt, mit dem Befehl, gleich nach dem Niederlassen der Fallbrücken, die Mauern mit der Hake zu untergraben oder mit Leitern zu ersteigen. Als die Bürger sahen, wie rings um ihre Stadt alles von Waffen schimmerte, und die Trompeter aller Abtheilungen und die Bannerträger bereit standen und das Zeichen zum Angriff erwarteten, rüsteten sie sich auch ihrerseits, selbst in der äußersten Noth hinter den Kaiserlichen in Tapferkeit und Gegenwehr nicht zurück zu bleiben. Der Morgen dämmert, der Sturm beginnt. Hinter dem Schirm hölzerner Wände stehen die stärksten Bürger auf den Mauern vertheilt. Das Wurfgeschütz bedienen die Geschwächteren; Frauen und Jungfrauen, Alte und Kinder schleppen Feuerbrände, siedendes Oel, Pechkränze, Balken und Steine auf die Mauer. Die furchtbaren Maschinen nahen, die Bogenschützen hinter den Schießscharten der Thürme, welche verwunden und tödten, ohne daß gegen sie Angriff oder Abwehr möglich ist, vertreiben da und dort die Bürger von der Mauer. Schon sind die Brücken an dieselbe angelegt, schon setzen manche Deutsche, Otto von Wittelsbach zuerst, den Fuß auf die Mauer. Aber die Bürger empfangen diese von unten und oben mit Nachdruck; die Hintern weichen erschreckt zurück; das Heer vor der Mauer stäuben die Steinblöcke des Wurfgeschützes aus einander; die, welche mit Leitern heranklimmen, werden rückwärts hinabgestürzt. Der zweite Sturm beginnt, die Fallbrücke des größten Thurms wird niedergelassen. Graf Berthold von Urach, ein Schwabe, riesenhaft und kühn vordringend, der erste auf der Mauer, springt in

die Stadt hinab und treibt mit seinem gewaltigen Schwert die Bürger weit vor sich her. In diesem Augenblick zerschmettert das Wurfgeschütz der Belagerten die Fallbrücke. Berthold, von den Bürgern umringt, von den Seinen abgeschnitten, wird, verzweifelnd fechtend, von hinten mit einer langen Streitaxt erschlagen. Mit der Grausamkeit eines Rasenden zieht, der es that, dem Gefallenen die Kopfhaut ab und schmückt mit dem glänzenden Haupthaar desselben seinen Helm. Otto von Wittelsbach brennt, das Unglück durch strahlende Tapferkeit zu verdunkeln. Zum drittenmal wird gestürmt, zum drittenmal wird, aller Tapferkeit des Wittelsbachers ungeachtet, der Sturm abgeschlagen. Große Heldenthaten geschehen auf beiden Seiten; die Bürger fechten, unsterblichen Ruhmes werth. Die untergehende Sonne sah sie als Sieger auf den Mauern stehen. Aber als sie ihre Krieger zählten, sahen sie erst, wie furchtbar die kaiserlichen Bogenschützen und Schleuderer und das Schwert der Stürmenden in ihren Reihen gelichtet. Zu schwach an Zahl, um bei einem neuen Sturme die äußere Mauer in ihrem ganzen Umfang besetzen zu können, mußten sie diese preisgeben, und sich hinter die zweite innere Mauer zurückziehen. Sie hatten so gestritten, daß sie auf Achtung auch bei dem Feinde Anspruch zu haben glaubten, und nach wenigen Tagen ward ihnen in dem Antrag der Belagerer zu Unterhandlungen diese Anerkennung. Heinrich der Löwe und der Patriarch von Aquileja kamen mit den Häuptern der Bürger zusammen. Der Patriarch ermahnte sie, wenn sie nicht die Mauern ihrer Vaterstadt schonen wollen, wenigstens die Ueberbleibsel der Bürgerschaft zu schonen, und statt im Widerstand zu beharren, durch Unterwerfung ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen. „Nicht gegen den Kaiser," sprachen die Cremesen, ihren Schmerz im Herzen bekämpfend, „sondern gegen unsere Landsleute, gegen Cremona haben wir die Waffen ergriffen. Nicht Cremonas, sondern nur Gottes und des Kaisers Diener wollen wir sein, und wir glauben glänzend bewiesen zu haben, daß wir den Tod einer unverdienten Knechtschaft vorziehen. Wir haben dazu mit den Mailändern einen Bund geschlossen und ihn, so lange es Gott gefallen hat, treulich gehalten. Jetzt lastet Gottes Zorn über uns wegen unserer Sünden; des Kaisers Glück ist überwiegend. Noch haben wir Ueberfluß an Waffen und keinen Mangel an Lebensmitteln, und doch hat uns Gott offenbar die Hoffnung des Sieges genommen. Der Tapferkeit des Kaisers können wir nicht entgehen, wir wünschen darum den Krieg zu enden; aber das

bitten wir, daß nicht unsere Todfeinde, die Cremonesen, sondern allein der Kaiser über uns verhänge."

Der Kaiser stellte die Bedingungen, und die Cremesen nahmen sie an. Diesem Vertrage gemäß durften sie frei mit ihren Waffen ihre Stadt verlassen, und mit Frau und Kindern und so viel Habe, als sie tragen konnten, hinziehen, wohin sie wollten. Die Hülfsmannschaft aus Mailand und Brescia durfte eben so frei, doch ohne Waffen, abziehen. Am 27. Januar 1160 zogen die Cremesen mit Weib und Kind, gegen 20,000 an der Zahl, hinweg von dem theuern Heerd ihrer Väter. Es war strenger Winter; wenige Habe konnten sie tragen; denn der Kranken, der Verwundeten waren zu viele, deren Rettung vorging. Die nicht zurück zu weisende Hochachtung für den Heldenmuth der Verbannten und der Anblick ihres Elends rührten selbst das starke Herz des großen Hohenstaufen zu Wehmuth und Mitleiden. Mit eigenen Händen soll er einen ermüdeten Kranken durch Schutt und Trümmer getragen haben. Die Cremesen wandten sich nach Mailand; ihr rückgewandtes Auge sah ihre Heimath mit ihren Flammen den Himmel röthen. Die geplünderte Stadt hatten die Kriegsleute in Brand gesteckt, durch den Eifer derer von Lodi und Cremona waren die Thürme und Mauern bald ein Schutthaufen. Aber die Hab- und Heimathlosen umschwebte, wie die Asche ihres Vaterlandes, eine Glorie, die bis in die fernsten Zeiten hinüberleuchten wird.

Mit freudigem Triumph über die Besiegung der „Empörer," umgeben von seinem frohlockenden Heere, zog der Kaiser in Pavia ein. Die ganze Stadt war wie ein Tempel ausgeschmückt und duftete von Aromen und Wohlgerüchen jeder Art. Das Volk jauchzte ihm als dem Heilbringer entgegen, und sobald er in der Kirche dem Allmächtigen für den Sieg gedankt, ließ er durch das ganze Reich Schreiben ergehen von den glorreichen Triumphen, welche ihm die göttliche Huld zum Lob und Preis des Namens Christi verliehen, und wie er aus fürstlicher Gnade dem armen Volke von Crema das Leben geschenkt.

Dreizehntes Hauptstück.

Der Hof zu Rom hatte den Fortschritten der Kaisermacht in Italien nicht gleichgültig zugesehen; jede Stadtruine der freien Lombardei ward eine Staffel am Throne der kaiserlichen Alleinherrschaft. Mailand, der Stamm der Lombardenfreiheit, mußte es schmerzlich fühlen, wie Friedrichs siegreiches Schwert einen starken Ast nach dem andern ihm abhieb. Nur ein größerer Bund vermochte gegen den Mächtigen, der über die Gelder und Arme so vieler Völkerschaften zu verfügen hatte, zu schirmen. So bildete sich das erste Bündniß der Freiheit mit dem Papstthum, und, durch das letztere vermittelt, mit den Feinden und Eroberern Unteritaliens, den Normannen. Schon im zweiten Monat der Belagerung Cremas schwuren die von Mailand, Brescia und Piacenza in einen Bund zusammen. Diesem trat auf ihre Einladung der Papst Hadrian mit dem größten Theile der Kardinäle bei, dann auch König Wilhelm von Sicilien und viele Große Italiens. Der römische Hof hatte in den letzten Monaten zu gleicher Zeit mit dem Kaiser unterhandelt und daneben den Aufstand in der Lombardei geschürt. Und der Kaiser hatte diese Unterhandlungen mit dem römischen Stuhl hingezogen, und zu gleicher Zeit den Aufstand der Römer gegen den Papst geschürt. Die Belege für diese Staatskunst des kaiserlichen wie des päpstlichen Hofes sind uns erhalten und sprechen deutlich. Wo die Politik in ihren Triebfedern und in ihren Zielen unsittlich ist, da scheut sie nie das Unsittliche in den Mitteln zum Zweck; und seit den Zeiten des christlichen Mittelalters hat sich diese Art von Staatskunst in kleinen und großen Staaten dadurch in ihrer Schande markirt, daß ihre weltlichen, wie ihre geistlichen Vertreter, die einen wie die andern, das Unrecht mit Formeln des Rechtes, die Unsittlichkeit mit religiöser Salbung verbrämten, nach Braminenart, wie mit rücksichtslosem Spott der Weltweise Hegel das Wort „Verbrämen" von Brama und von Braminen ableitet. Die heidnischen Römer und Karthager waren auch treulos in der Politik, aber doch zu fromm, um in Worten zu den Thaten ihrer treulosen Staatskunst — die Religion zu mißbrauchen. Die Geschichte kennt das nur als eine Unsittlichkeit und Gottvergessenheit christlicher Höfe.

Während Gesandte des Papstes in der zweiten Woche des Aprils 1159 im Lager des Kaisers vor Bologna mit diesem verhandelten,

langten eben daselbst Gesandte des römischen Volkes an, um hinter dem Rücken des Papstes mit dem Kaiser einen Vergleich abzuschließen. Daß es weder dem Papste noch dem Kaiser ernst damit war, den Frieden zwischen Papstthum und Kaiserthum festzustellen, und beide Theile nur Zeit gewinnen wollten, dafür spricht, daß der Papst durch seine Gesandte Forderungen stellen ließ, welche, wie Jeder am römischen Hofe wußte, mit dem, was der Kaiser wollte, und was er im Besitz hatte, unvereinbar, also für ihn unerfüllbar waren; und daß der Kaiser darauf antwortete, was mit dem, was der Papst in Anspruch genommen hatte, unvereinbar, also für diesen unerfüllbar war. Der Papst verlangte, der Kaiser solle keine Geschäftsträger ohne des Papstes Wissen nach Rom schicken, weil jedes Amt dort und alle Regalien dort dem heiligen Petrus angehören. Darauf erwiederte der Kaiser, diese päpstliche Behauptung müsse von ihm selbst erst noch näher erwogen werden. Doch wenn er römischer Kaiser sei und genannt werde, so wäre diese Würde ein bloßer Schein, falls er über Rom selbst gar keine Gewalt haben sollte. Der Papst forderte, die Bischöfe Italiens dürfen dem Kaiser zwar den Eid der Treue, aber nicht den Huldigungseid leisten. Der Kaiser entgegnete, wenn die Bischöfe Italiens ihm den Huldigungseid nicht leisten wollen, so haben sie auch auf die Regalien zu verzichten, die sie von ihm, dem Kaiser, zu Lehen tragen. Der Papst forderte, die Geschäftsträger des Kaisers dürfen künftig ihre Wohnung nicht mehr in den Palästen der Bischöfe nehmen. Der Kaiser antwortete, die bischöflichen Paläste seien auf dem Grund und Boden erbaut, welchen die Bischöfe vom Kaiser zu Lehen tragen; was auf diesem Grund und Boden gebaut sei, gehöre zu diesem selbst, mithin auch jene Paläste. Der Papst verlangte von dem Kaiser die Wiederherausgabe aller Besitzungen der römischen Kirche, und die Entrichtung einer Jahressteuer von Ferrara, Massa, Figuruola, von allen Gütern, die zur ehemaligen Herrschaft der Markgräfin Mathilde gehörten, von allem Lande von Aqua pendente an bis Rom, von dem Herzogthum Spoleto, von den Inseln Sardinien und Corsika. Der Kaiser schlug dagegen die Wahl eines Schiedsgerichts vor. Dem sollen Kaiser und Papst sich gleichmäßig unterstellen, und das Schiedsgericht solle gebildet sein aus allen deutschen und lombardischen Bischöfen, so wie aus allen weltlichen Fürsten, Baronen und Vasallen des Kaiserreiches. Er, der Kaiser, habe bereits vor den versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches sich zu diesem

Schiedsgericht erboten und sich bereit erklärt, vor solchem Recht zu geben und zu nehmen, in Betreff der zwischen Kaiser und Papst obschwebenden Streitfragen, unter der Voraussetzung, daß der Papst ebenso, wie er, der Kaiser, dem Ausspruch des Schiedsgerichts sich unterwerfe.

Der Kanzler Reinald hatte diesen Absatz, der vom Schiedsgericht handelte, zwar nicht unmittelbar an den so eben erwähnten Hauptpunkt in den Forderungen des Papstes, an die Wiederherausgabe jener Besitzungen der römischen Kirche und an die Jahressteuer für die andern Landschaften, angehängt, sondern an die unbedeutenderen Streitgegenstände, an Fragen äußerst untergeordneter Art, wie z. B. über „die Kosten, welche während der Reisen der päpstlichen Legaten die deutschen Kirchen zu tragen haben; über die unbegründeten Berufungen in Kirchensachen." Die Staatskunst Reinalds aber hatte eben als ihr Grundmerkmal das an sich, was man mit einem Ausdruck bezeichnet, für welchen die deutsche Sprache noch heute kein Wort hat, so häufig auch die Sache von deutschen Höfen aus geschieht, nämlich das „Perfide."

Unterstellte sich in den unbedeutenden Fragen der altersschwache Papst einem solchen Schiedsgericht, so konnte er folgerecht in keiner andern Frage sich demselben entziehen, auch in der wichtigsten Frage nicht. Zudem ließ der Kanzler den Kaiser nicht sprechen, diese oder jene Frage unterstellen wir, sondern „Wir unterstellen Uns." Sich aber überhaupt einem Schiedsgericht unterstellen, konnte der Papst nicht, ohne dem obersten Grundsatz des Papstthums schon jetzt und der göttlichen Vollmacht und Würde, die es ansprach, selbst entgegenzutreten.

Es war ein Hin- und Herverhandeln zum Schein, um während dessen Kräfte zu sammeln zum offenen Bruch und zur gegenseitigen Bekämpfung. Der Kaiser schickte nochmals Gesandte nach Rom unter dem Vorwand, mit dem Papst eine neue Vereinbarung einzuleiten, aber in Wahrheit mit dem Senat und Volke von Rom ein geheimes Bündniß abzuschließen. Der Papst indessen, oder vielmehr sein Kanzler Roland, war gleichzeitig thätig, die Lombardei gegen den Kaiser in die Waffen zu bringen, und ihrem Kampfe die Weihe eines heiligen Kriegs zu geben. Unterhändler und Schreiben gingen hin und her zwischen dem römischen Hof und den lombardischen Städten Mailand und Crema; dem kaiserlichen Kanzler entging dieses Treiben des päpstlichen Hofes so wenig, als dem päpstlichen Kanzler die geheimen Verabredungen des kaiserlichen Hofes mit den Römern. Schon zu Ende des Mai 1159 hatte darum

der Papst Rom verlassen und sich nach Frascati begeben, weil er unter den Römern sich nicht mehr sicher fühlte. Von da war er nach Paläst-rina und dann nach Anagni gegangen und mit ihm von den Räthen des Papstes alle diejenigen Kardinäle, deren Führer der Kanzler Roland, und deren Losung erstens die „Oberhoheit des Papstthums" über alle Herrschaften der Welt, besonders auch über das Kaiserthum, und zweitens die „Befreiung Italiens von den Barbaren des Nordens" war. Der Kampf gegen das deutsche Kaiserthum, der vom römischen Stuhl aus von jetzt an geführt wird, ist kein bloß hierarchischer mehr, sondern zugleich auch ein nationaler. Es ist nicht bloß das Priesterthum in seinen Ansprüchen, sondern es ist zugleich auch die italienische Volksthümlichkeit, was in die Waffen tritt; jenes gegen den herrischen Kaiser, welcher allein Oberherr der Welt sein will, diese gegen die Fremden von jenseits der Alpen, die „Barbaren," gegen deren Druck sich ihre Bildung und ihre Freiheit sträubt. Diese letzteren Triebfedern bewegen die Kardinäle um Hadrian ebenso, wie die Bürger von Mailand und Crema. Auch die Kardinäle fühlen sich als ganze Italiener, stolz auf ihre Volksthümlichkeit, den Deutschen gegenüber. Nur das Freistaatliche ist ausschließlich den Mailändern und ihren Verbündeten eigen als stärkste Bewegkraft. Dem päpstlichen Hofe an und für sich war der republikanische Geist so unbequem, als er dem Kaiser widerwärtig war; aber italienischen Nationalgeist hatte auch der römische Hof.

Nur die sehr kleine kaiserliche Partei unter den Kardinälen, deren Führer Kardinal Octavian war, blieb in Rom zurück. Octavian war vom Kaiser zum Nachfolger Hadrians ausersehen, da bei dem hohen Alter und dem Gesundheitszustand Hadrians ein plötzlicher Wechsel eintreten konnte. Diese Kardinäle, die Führer des römischen Volkes und die Gesandten des Kaisers in Rom, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und Guido von Blanderate, verständigten sich über die Maßregeln für den Fall einer Papstwahl. Wenn Octavian Papst wurde, so war ohne Bruch für den Kaiser zu gewinnen, was er wollte. Schon darum nahm dieser die Verhandlungen immer wieder auf. Aber Hadrians Leidenschaft, so alt und krank er war, mäßigte sich nicht. Er warf dem Kaiser Treubruch neben unerhörter Anmaßung vor, wieder wie zu Besançon, und sein Schreiben vom 24. Juni 1159 schloß: „Besinne dich, besinne dich! Salbung und Krone verdankst du uns. Nimm dich in Acht, daß du nicht über dem Anspruch auf das, was dir nimmermehr zu-

gestanden werden kann, das verlierst, was dir zugestanden ist." Der Kaiser antwortete durch Reinald unter Anderem, „den Huldigungseid habe streng genommen sogar der Papst selbst dem Kaiser zu leisten, nicht bloß die Bischöfe. Alles, was der Papst an Grund und Boden besitze, sei ja auch nur ein Regale, das einst Kaiser Constantin dem Bischof Sylvester verliehen habe. Nur der Gunst der weltlichen Fürsten verdanke die Kirche ihren Grundbesitz; ursprünglich habe sie keinen gehabt."

Die bittere Antwort des Kaisers brachte den kranken Papst fast außer sich, und sein Kanzler Roland that Alles, die Gereiztheit desselben zum sofortigen Bruch mit dem Kaiser zu benützen. Roland, welcher Hadrians Nachfolger werden wollte, mußte zu diesem Zwecke vorher über seinen Widersacher, den Kaiser, den Bannfluch der Kirche heraufbeschwören. Er verlangte von Hadrian, daß er den Bann über den Kaiser ausspreche, und brachte das oben berührte Bündniß zu Stande. Die verbündeten Kardinäle und ihre Freunde schwuren am Krankenbett Hadrians, der kaiserlichen Allmacht entgegen zu treten, Keiner den Andern zu verlassen, keinen Frieden mit dem Kaiser zu machen ohne Zustimmung Aller, und wenn Hadrian stärbe, nur aus der Mitte der verschworenen Kardinäle seinen Nachfolger zu wählen, und nur einen, der den Vollzug des Bannfluchs vorher gelobe. Hadrian versprach zwar, aber zögerte dann wieder, den Bannstrahl auf des Kaisers Haupt zu schleudern, und ehe er dazu kam, starb er am 1. September 1159 an der Halsentzündung. Die kaiserlich Gesinnten aber erzählten sich: wie er, um sich abzukühlen, zu Anagni aus einer Quelle getrunken, sei eine giftige Mücke ihm in den Mund, mit welchem er den Fluch über den Kaiser habe aussprechen wollen, geflogen, keine Kunst der Aerzte habe die in die Kehle Eingehängte abzulösen vermocht, und so sei er gestorben. Die Kardinäle beider Parteien brachten die Leiche Hadrians nach Rom, und hier trafen sie eine schriftliche Uebereinkunft, wenn sie bei der Papstwahl nicht einstimmig zusammenträfen, solle keiner ohne gemeinschaftliche Zusammenstimmung vorschreiten. Drei Tage lang beriethen sie sich bei verschlossenen Thüren in der Peterskirche. Der römische Senat und viele Zuschauer, darunter Otto von Wittelsbach, Guido von Blanderate und andere Abgeordnete des Kaisers waren zugegen. Am dritten Tage erhielt Kardinal Roland, dessen Geist jener Auftritt zu Besançon charakterisirt, vierzehn, Oktavian neun Stimmen. Roland weigerte sich der

Würde, aber der Aelteste der Kardinäle hing ihm sogleich den päpstlichen Mantel um, da trat Oktavian dazwischen, rief: „man muß ihn nicht zwingen!“ und riß ihm den Mantel von den Schultern. Es entstand Tumult und Wortgelärm. Die kaiserliche Partei berief sich auf die schriftliche Uebereinkunft der nothwendigen Stimmeneinheit. Ein Mitglied des römischen Senats nahm dem streitenden Oktavian den Papstmantel aus der Hand. Oktavian ließ sich durch seinen Kaplan sogleich den andern päpstlichen Mantel reichen und warf diesen mit solcher Hast sich um, daß er verkehrt zu sitzen kam, das Unterste nach oben und das Hinterste nach vorn; viele Zuschauer lachten, Oktavian eilte, es zu verbessern; außer sich, konnte er die Aermel nicht finden, so knüpfte er die Ecken des Saumes sich um den Hals, und nannte sich Papst Viktor IV. Als solchen begrüßte ihn die kaiserliche Partei, unter heftigstem Widerspruch der Gegner. Da öffneten sich auf Oktavians Wink die Pforten der Peterskirche und herein drangen Bewaffnete mit bloßen Schwertern, Oktavians Verwandte, seine Freunde und viel von ihm gewonnenes Volk. Roland und die Seinen wichen der Gewalt und entfernten sich. Das Volk, der Sitte gemäß befragt, ob es Viktor zum Papste wolle, jauchzte dreimal mit Einem Mund sein Ja zu. Die kaiserlichen Kardinäle und die Geistlichkeit stimmten das Tedeum an, kleideten ihn mit allen Würdezeichen ein, setzten ihn auf den Stuhl des Apostels, und Geistliche und Laien küßten ihm die Füße; dann führten sie ihn in den päpstlichen Palast. Roland aber, der sich jetzt Papst Alexander III. nannte, wurde von ihnen eine ganze Woche lang gefangen gehalten, bis seine Anhänger, die Frangipani an der Spitze, einen Volksaufstand erregten und Jenen aus der Stadt in Freiheit brachten, und am 20. September ließ sich Roland bei der Cisterne, in welcher Nero einst auf der Flucht vor den verfolgenden Römern sich barg, in Gegenwart mehrerer Kardinäle, Bischöfe und vieler edeln und gemeinen Laien einkleiden, salben und krönen, dann wählte er Anagni zu seinem Sitz und sprach über Viktor den Bannfluch aus. Viktor, der vor dem Volksaufstand in Rom nach Segni sich begeben hatte, schleuderte den Fluch auf Alexander zurück.

Alexander meldete durch Gesandte dem Kaiser seine Erhebung auf den apostolischen Stuhl. Ueber den Ton seines Schreibens aufgebracht, warf Friedrich das Papier zu Boden, und die Gesandten, die im Lager vor Crema erschienen waren, sahen in ihrer Angst sich schon aufgeknüpft.

Friedrich aber erklärte ihnen, eine Mehrheit von Kardinälen, deren Feindseligkeit gegen das deutsche Reich offenbar sei, sei keine Mehrheit, und gebot ihnen, sich augenblicklich zu entfernen; dann schrieb er einen großen Tag nach Pavia aus, um die heillose Kirchenspaltung, die sich auf die ganze Christenheit erstrecken müßte, zu beseitigen. Er berief sich darauf, daß die ältern römischen Kaiser, Konstantin, Theodosius, Justinian, daß auch Karl und Otto, die Großen, Kirchenversammlungen gehalten haben. Beide Päpste lud er vor, unparteiisch, wie er sagte, aber das Schreiben an Oktavian führte die Aufschrift: an „Viktor den römischen Papst," das andere nur „an den Kanzler Roland." Alexander, der dies erfuhr, und sich bereits vom Kaiser verurtheilt sah, erschien nicht in Pavia und protestirte energisch gegen die Kirchenversammlung daselbst. „Der Kaiser," sagte er, „sei weit über die Grenzen seiner Macht hinausgegangen, indem er ohne Mitwissen des Papstes eine Kirchenversammlung berufe und ihm befehle, vor ihm zu erscheinen, als hätte er Gewalt über den Papst. Er habe an die Mutter, die Kirche, geschrieben, wie an eine Magd; er aber werde, ehe er das dulde, für die Freiheit der Kirche das Leben lassen." Viktor aber, von den kaiserlichen Gesandten ganz als Papst behandelt, und der kaiserlichen Gunst gewiß, erschien in Pavia. Am 4. Februar 1160 wurde die Versammlung eröffnet, umgeben vom Heere des Kaisers. Nach sieben Tagen wurde von den anwesenden Bischöfen und Geistlichen, meist Deutschen und Lombarden, Roland verworfen und Viktor als einzig rechtmäßiger Papst anerkannt, und als dieser den weißen Zelter bestieg, hielt der Kaiser ihm Zaum und Bügel, führte ihn an der Hand zum Altar, setzte ihn auf den Thron, warf sich vor ihm nieder und küßte ihm die Füße. Das Gleiche that alles Volk. Am folgenden Tage, dem Sabbath, hielt der neue Papst mit den Seinen eine Versammlung. Roland und seine vornehmsten Anhänger wurden bei brennenden Kerzen gebannt, und dem Teufel übergeben zum Verderben des Fleisches, damit ihre Seele gerettet sei am Tage des Herrn. Alexander dagegen zeigte schon jetzt die Standhaftigkeit und Entschlossenheit, die er nachher bewährte. Er sprach über alle seine Widersacher am grünen Donnerstag den Bannfluch, vor Allen aber über den Kaiser, und entband alle Glieder des Reichs vom Gehorsam gegen ihn.

Friedrich stand da in der ganzen Größe seines Geistes und seiner Jugendkraft, seines Glückes und seiner Macht. Der Bannstrahl Alexan-

ders rührte keine Locke seines kaiserlichen Hauptes; für ihn unschädlich, leuchtete er durch die Luft; aber es waren viele Tausende von Herzen, welche durch denselben ein geheimes Grauen und Schrecken überkam, und Alexander hatte eine große Macht für sich: offen und laut die Sicilier, das römische Volk und die Lombarden; im Stillen die Mehrzahl der Christenheit. Cremas Untergang war dem Kaiser gelungen; aber der erhabene Heldenkampf der Bürger hatte diesen mitten in und nach dem Kampfe die Theilnahme aller edeln Herzen gewonnen, eine Theilnahme, welche dem Triumphe des Siegers sehr schadete, und Friedrichs Verfahren in der Papstwahl wandte gleichfalls Viele von ihm ab. Unterhandlungen mit den verbündeten Städten Mailand, Piacenza und Brescia wiesen diese mit den Worten zurück: sie haben mit Hadrian einen Bund beschworen, keine Uebereinkunft zu schließen, ohne Zustimmung des jedesmaligen Papstes. Ihr Papst aber sei Alexander, der von den Kardinälen Gewählte, nicht Viktor, der Kaiserpapst. Dieser Erklärung folgte die Verkündigung des Bannfluches gegen Viktor und den Kaiser in allen Kirchen Mailands.

Mailand fühlte sich stark im Bunde mit dem Papst. Es wußte, daß Friedrichs Macht im nächsten Feldzuge nicht die des vorigen sein konnte. Die Dienstzeit der deutschen Fürsten und Herren war längst um, die Sehnsucht nach der Heimath sprach sich unverholen aus. Der vorige Feldzug war eine Kette von Beschwerden gewesen. Die Lombardei, durch den langen Aufenthalt eines so großen Heeres erschöpft, war nicht einladend, länger zu verweilen; hatte man doch schon die befreundeten Städte mit Lasten drücken müssen! Friedrich sah sich genöthigt, so schwer es ihm ward, den größten Theil der Deutschen in die Heimath zu entlassen. Heinrich der Löwe wurde durch die Stellung, in welche indessen seine eigenen Lande zu den Dänen gerathen waren, zu schleuniger Rückkehr genöthigt. Die Andern folgten nur zu gerne seinem Vorgang. Der Kaiser rief die Fürsten zu sich und die Vornehmsten der Ritterschaft, dankte ihnen für ihre Anhänglichkeit und Treue, rühmte ihr gutes Verhalten und ihre Tapferkeit in allen Fährlichkeiten. Die, welche sich besonders ausgezeichnet, rief er einzeln bei ihren Namen auf, belobte sie und versprach, ihrer mit Ehren und Lohn zu gedenken. Dann theilte er Gold und Silber, künstliche Gefässe, köstliche Gewande und Waffen, Lehengüter und andere Geschenke königlich freigebig aus. So zogen sie fröhlich nach der Heimath; er selbst blieb mit Wenigen in

*

Italien zurück, und diese Wenigen waren seine nächsten Verwandte, sein Vetter, Friedrich der Schwabenherzog, sein Halbbruder, Konrad der Pfalzgraf bei Rhein, des alten Welfs, der in die Heimath zog, einziger Sohn gleiches Namens, und Otto von Wittelsbach der Pfalzgraf. Diese mit ihren Vasallen, mit der kaiserlichen Hausmacht und den kaiserlich-gesinnten Städten und Lehensleuten, bildeten die ganze Stärke seines Heeres und ihm blieb nichts als der kleine Krieg, der sich mit wechselndem Glück durch das Jahr 1160 durchspielte, bis in die Mitte des folgenden Jahres hinein. Es war mehr ein Bürgerkrieg, in welchem sich die Lombarden selbst zerfleischten, die Deutschen nahmen wenig Theil. Pavia, Cremona, Novara, Lodi, Como und geringere Städte, die Fürsten und Herren der Lombardei liehen dem Kaiser aus Haß und Eifersucht, wohl auch aus Furcht vor dem Kaiser oder in der Hoffnung großer Begünstigungen von ihm, ihre Macht und ihr Blut gegen ihre eigenen Landsleute, gegen Mailand, Piacenza und Brescia, die Stammhalter der lombardischen Freiheit. Guido von Blanderate, früher Verräther an seinem Vaterland durch verführerische Glattzüngigkeit, trug jetzt in offenem Felde die Waffen gegen dasselbe, und selbst Obizzo Malaspina, der Held Tortonas, der Städtefreund, sah sich gezwungen, sich gegen Mailand zu stellen. Aber Guintellino, der Kriegsbaumeister der Mailänder, erfand und baute ihnen hundert Sichelwagen. Mit diesen, ihren Reisigen und Fußknechten fielen sie oft auf die plündernden Feinde heraus, und das Schwert der mailändischen Gäste, der Cremesen, säumte nicht, den Untergang ihres Vaterlandes an ihren Landsleuten abzurächen.

Der bedeutendste Kampf erhob sich um die Burg Carcano am Comersee. Vor diese legten sich die Mailänder. Friedrich eilte zum Entsatz mit geringer Heeresmacht. In dem Augenblick stieß der Herzog von Böhmen, Wladislavs Bruder, mit frischer Mannschaft von den Alpen kommend, zu ihm. So war der Kaiser stark genug, das Belagerungsheer der Mailänder einzuschließen und ihnen alle Zufuhr abzuschneiden. Die Mailänder baten um freie Rückkehr in ihre Stadt ohne Kampf. Der Kaiser schlug es ab. Die Konsuln mit den Ihren weihten sich dem Tode und nahmen das heilige Abendmahl. Gegenüber ordnete der Kaiser die Schlacht. Es war der 9. August. Dem Kaiser unmittelbar und den Deutschen gegenüber stellten die Konsuln die Mannschaft vom römischen und vom östlichen Thor; ihr ward die Ehre das Caroccio, die auf einem Wagen aufgepflanzte Stadtfahne, zu hüten.

Die übrigen Schaaren stellten sie den kaiserlichen Lombarden gegenüber. Die Trommeten, Hörner und Paucken erschallten, darein das Kriegsgeschrei der Lombarden und Deutschen. Friedrich siegte, drang bis zu dem Caroccio durch, tödtete die vorgespannten Rinder, zerschlug das goldene Kreuz und eroberte die Stadtfahne. Der Sieg ist unser, rief er laut. „Mit nichten," entgegnete ein gefangener Mailänder, „siehst du nicht, wie dich die Unsern einschließen?" Und ringsum goßen sich die mailändischen Schaaren, wie Gewölk um die kaiserliche Sonne. Die kaiserlichen Lombarden waren auf dem andern Flügel von den Mailändern völlig geschlagen. Von der Reiterei Mailands und Brescias gedrängt, ergossen sie sich in schmähliche Flucht, als die Hülfsmannschaft von Piacenza sie im Rücken angriff. Der Kaiser, bloß gegeben, brach wie ein Donnerkeil in die Feinde, aber nicht alle um ihn kämpften wie er. Schon waren viele der Seinen erschlagen oder gefangen; er zog den Rest in einen Kreis zusammen, und voran kämpfend, stürzte er mit dem Pferde. Die Verwirrung ward allgemein, im Strom der Fliehenden wurde der Kaiser mit fortgerissen. Endlich, so erzählen die Deutschen, sah Gott vom Himmel herab, und ließ, um seinen Knecht zu befreien, in diesem Augenblick ein furchtbares Gewitter und einen Platzregen aus den Wolken hervorbrechen, daß keiner den andern unterscheiden und die Mailänder ihn nicht weiter verfolgen konnten. Mit vielen Gefangenen und reichen Siegestrophäen, der Beute des ganzen kaiserlichen Lagers, zogen die Mailänder in ihre Stadt ein, nachdem sie noch eine Schaar von Cremona und Lodi, die dem Kaiser zu Hülfe ziehen wollte, geschlagen, aber an der Eroberung Carcanos verzweifelten, als die Besatzung ihren Belagerungszeug verbrannte. Der Kaiser bezog hierauf die Winterquartiere zu Pavia. Vor ihrem Abzug ließ er die italienischen Vasallen schwören, im nächsten Frühling wieder mit ihrer ganzen Macht zu ihm zu stoßen.

Friedrichs Geist umwölkte sich; es fehlten ihm die Mittel, seine Wünsche zu befriedigen; die Verhältnisse in Italien wurden bedenklich, aus Deutschland trafen unerfreuliche Botschaften ein. Durch die Kirchenspaltung war Italien, selbst ein Theil von Deutschland, in Gährung. Friedrich gebot allen Bischöfen und Aebten Italiens, sich zu dem Papst Viktor zu begeben, oder den italienischen Boden zu verlassen, und bedrohte jeden, der sich zu Alexander begebe, mit Gefängniß, Güterentziehung, ja mit dem Tode. Dieses Verbot ihres Herrn wurde von

vielen Kaiserlichen schnöde mißbraucht: viele Reisende wurden unter dem Vorwand, daß sie Anhänger Alexanders seien, ihrer Habe, selbst ihres Lebens beraubt. Viele Geistlichen verließen ihre Kirchen, ihre Verwandten, ihr Vaterland lieber, als daß sie „das Götzenbild, das Friedrich errichtet" — so nannten sie Papst Viktor — anbeten wollten. Die Anhänger Viktors, welche die verlassenen Kirchenstellen einnahmen, galten dem an Alexander glaubenden Volke als Götzendiener. In Deutschland selbst erklärte sich der fast heilig verehrte Erzbischof Eberhard von Salzburg, ein Mann, wahr in Wort und That, für Alexander. Ihm folgten andere Bischöfe. Der König von Frankreich, Ludwig VII., sprach sich für Alexander aus, England eben so. „Wer," sagte der berühmte Johann von Salisbury, „wer unter den Menschenkindern war mit Friedrich vergleichbar, ehe er aus einem Herrscher ein Tyrann, aus einem katholischen Kaiser ein Schismatiker und Ketzer ward?" Der damals mächtigste Orden in der Christenheit, der Orden der Cisterzienser, den der heilige Bernhard gestiftet, sprach ganz für Alexander; des Papstes enger Bund mit den verbündeten freien Städten Italiens gab eben dadurch, daß Alexander als das wahre Haupt der Kirche von den Meisten anerkannt wurde, der Sache der Städte ein für die öffentliche Meinung entscheidendes Gewicht, eine gewisse Weihe. Dadurch, daß ihre Sache die Sache des Papstes wurde, wurde sie auch die Sache Aller, die Alexander als den wahren Papst erkannten. Aus dem Schlund des Verderbens, den Friedrich glücklich geschlossen, aus dem Hause der Welfen, drohte ihm neue Gefahr hervor. Der alte Welf hatte seine italienischen Besitzungen übernommen und war als ein freigebiger, volksfreundlicher Fürst überall schnell beliebt worden. Seinem Sohne, der ihn in diesen Tugenden noch übertraf, flogen alle Herzen zu; der Welfen Verfahren stach gegen das des Kaisers gar zu sehr ab. Das verdroß diesen. Noch übler empfand er es, daß der junge Welf die kaiserlichen Schaaren, wenn sie in Spoleto oder Toscana wie in den andern Landschaften hausen wollten, mit gewaffneter Hand zurück wies, und daß sich von jetzt an die Liebe der Italiener an den welfischen Namen hing, an den Namen der Waiblinger nur Furcht oder Haß.

Der widerspenstige Geist, welcher ihm in Mailand und seinen verbündeten Städten so sehr widerwärtig war, erschien ihm nun auch in deutschen Bürgern. Ein Volksaufstand in Mainz raubte ihm eine seiner treuesten Stützen, den Erzbischof Arnold.

Vierzehntes Hauptstück.

Gleich nach dem Gerichtstage zu Worms, an Weihnachten 1155, hatte dieser Erzbischof wieder die frühere Gunst des Kaisers erlangt. Den alten Meingot zu versöhnen, belehnte er ihn aufs Neue und löste ihn vom Bann. Verklagt von den Domherren des Martinsstifts beim Papste, wußte er durch persönliches Erscheinen vor diesem einen ihm günstigen Richterspruch zu gewinnen, und suchte nach seiner Rückkehr seine Gegner im Stifte Mainz zu trennen und den bewaffneten Theil dieser Partei von dem Domkapitel ab- und auf seine Seite zu ziehen, durch Nachsicht gegen den Lehenadel, durch Bereicherung der Söhne Meingots mit Lehen und durch Beförderung ihres Oheims Burkhard an die Propstei zu Sct. Peter, ja durch Berufung desselben in seinen geheimen Rath.

Die zweite Heerfahrt des Kaisers nach Italien zwang den Erzbischof, aus seiner milden Art, womit er ein Jahr lang regiert hatte, wieder zu seiner früheren gewaltherrischen Weise überzugehen. Seine Geldlage, eine Nachwehe der früheren großen Fehde, bestimmte ihn zuerst zu der Bitte an den Kaiser, ihn als einen „altersschwachen, und zum Kriege nicht tüchtigen Mann" von der Theilnahme an dieser Heerfahrt zu befreien. Der Kaiser that es nicht, der Erzbischof mußte mit nach Italien. Gerade weil die Kosten dieser Theilnahme an der Heerfahrt nur durch eine außerordentliche Kriegssteuer gedeckt werden konnten, und weil diese neuen Auflagen wieder den Unmuth in seinen Unterthanen aufwecken mußten, hatte er zu Hause bleiben wollen. Vom Kaiser zur Mitfahrt gezwungen, sann er dem meingotschen Lehenadel und den Altbürgern der Stadt eine außerordentliche Kriegssteuer an. „Der Glanz des Erzstiftes," sagte er, „erfordere eine würdige Ausstattung der Mannschaften; es sei eine Ehrensache, die fehlenden Mittel im Wege der Steuer zu decken." Allein die Mainzer gingen darob vom Kopfschütteln in laute Unzufriedenheit über. Im Jahre 1135 hatte Erzbischof Adelbert I. in die ehernen Thüren des Domes einen Freiheitsbrief eingraben lassen, nach welchem das Ansinnen einer außerordentlichen Kriegssteuer an die Mainzer Bürger und Dienstmannen verfassungswidrig war. Darauf machte Arnold der Rothe, ein Lehensmann, in der Versammlung des Lehenadels und der Altbürger aufmerksam. Alle stimmten ihm zu, und

der Erzbischof mußte hören, daß man Vermehrung der Freiheiten erwarte, nicht Verletzung der alten hergebrachten Freiheiten. Allgemein wurde die Steuer verweigert, Gewaltschritte des Erzbischofs hätten zum Aufruhr geführt, und so nahm er die Kosten der Ausrüstung seines Heergefolges auf sich allein. Ja, als er im Juni 1158 nach dem Sammelplatz des deutschen Heerbanns, nach Augsburg aufbrach, übertrug er an Burkhard die Stellvertretung in geistlichen, an den älteren und jüngeren Meingot die in weltlichen Sachen. Diese Gnaden und Vertrauensbeweise sollten versöhnend wirken.

Mit dem Erzbischof war großentheils sein Anhang, waren die Werkzeuge seines Gewaltherrenthums ins Feld und in die Ferne gezogen. Das benützten die Bürger der Stadt, sie fühlten sich und thaten als Freigewordene, und feierten die erfolgreiche Steuerverweigerung jubelnd als einen Sieg der bürgerlichen Freiheit. Burkhard und die Meingot, die Stellvertreter des Erzbischofs, ließen Manches zu, was in den Augen des Erzbischofs als schwere Ausschweifung erschien, Kränkungen solcher, welche sich früher durch Wort und That als die unbedingt Erzbischöflichen markirt hatten, als Feinde der Entwicklung bürgerlicher Freiheit und als Freunde und Helfershelfer des früheren erzbischöflichen Unterdrückungssystems.

Diese schickten die übertriebensten Berichte ins kaiserliche Heerlager nach Italien an den Erzbischof. Dieser, voll Zorn und Rachegedanken gegen die Mainzer Bürger, erwirkte sich gleich nach der Uebergabe Cremas vom Kaiser die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutschland. Die Mainzer hatten im Grunde nichts gethan, als frühere Plackereimaßregeln des Erzbischofs, die ganz gegen ihre Freibriefe und das hergebrachte Recht waren, in Abwesenheit des Erzbischofes abgethan, und sich Raum zu freiheitlichem Aufschwung ihrer alten Stadt gemacht, nachdem sie mit ihren wiederholten Klagen beim Kaiser ohne Schutz und Hülfe geblieben waren. Je verbitterter der Kaiser in Italien gerade jetzt durch den Kampf mit den Lombardenstädten gegen alles ihm trotzende Bürgerthum war, desto leichter war es dem Erzbischof, bei dem Kaiser und bei dem städtefeindlichen Theile seiner Umgebungen, d. h. der Mehrzahl der Reichsfürsten und Herren, die Mainzer Bürger und ihre adeligen Parteiführer als Empörer hinzustellen. Der Kaiser und die Mehrheit der Reichsfürsten bei ihm erklärten alle Hintersaßen des Erzbischofs auf so lange ihrer Lehen verlustig, bis sie die früher von ihrem Herrn

verlangte Kriegssteuer, und daneben noch Genugthuung für die begangenen Ausschreitungen und Eingriffe geleistet haben würden; und zugleich erhielt der Erzbischof Vollmacht, ein strenges Strafgericht über die zu halten, die er besonders schuldig fände.

Angelangt mit seinem Heergefolge am Rheine bei Mainz, stieg er in die Schiffe, um über den Strom zu setzen, nach seinem Bischofssitz. Ein Pfeilregen aus der Stadt empfing ihn. Trotzdem landete er am andern Ufer. Aber den Einzug in die Stadt sperrten ihm die verbarrikadirten Thore. Nicht sein Kriegsvolk erzwang den Einzug in die Stadt, sondern auf Unterhandlungen hin und auf Bedingungen öffneten ihm die in der Stadt die Thore. Das ist klar aus dem ganzen Gang dessen, was geschah. Hätten der Erzbischof und sein Kriegsgefolge mit stürmender Hand die Stadt genommen, so wäre Blut geflossen, geplündert, hingerichtet worden; von all dem geschah nichts. Das Einzige war, daß die Führer der Volkspartei in der Stadt, so wie der adelige und geistliche Widerpart des Erzbischofs, versprachen, auf einen bestimmten Tag sich zu Recht zu stellen für das Vergangene, für Alles, was in seiner Abwesenheit vorgekommen war. Der Erzbischof aber mußte auf alle Gewaltschritte gegen die Stadt und Einzelne Verzicht aussprechen, ehe er in die Mauern eingelassen wurde. Kaum aber war er in der Stadt und durch seine Kriegsmannen Meister der sie beherrschenden Stellen, so brachte er den gegen die Mainzer vom Kaiser und von den Reichsfürsten gefällten Spruch wegen Verweigerung der außerordentlichen Kriegssteuer zur Vorlage und zum Vollzug. Den Protest des Propstes Burkhard und Arnolds des Rothen, die für sich wie für Alle die Zahlung als verfassungswidrig verweigerten, beseitigte der Erzbischof durch Verbannung Beider aus der Stadt. Bürger und Dienstmannen ehrten diese Männer als das, was sie auch waren, als die Vorfechter und Märtyrer des verbrieften Rechtes der erzstiftlichen Lehenträger in und außer der Stadt.

Der Erzbischof trieb die Kriegssteuer durch seine Reisigen mit Gewalt ein; Jedermann aber wußte, daß er vor dem Kaiser und den Reichsfürsten die Hauptsache, nämlich die Freibriefe der Stadt, nach welchen diese Kriegssteuer ungesetzlich, vertragsbrüchig war, verschwiegen hatte. Darum gingen die beiden aus der Stadt Verwiesenen, Propst Burkhard und Arnold der Rothe, und mit ihnen der Sohn des alten Meingot, Embricho (Emerich) und der Abt des Sct. Jakobsklosters, Werner von

Bonland, begleitet von andern Geistlichen und Laien, nach Italien an das Hoflager des Kaisers. Sie traten vor das Reichsoberhaupt als Ankläger der Willkürgewalt und des Verfassungsbruchs ihres Erzbischofs.

Die politische und militärische Lage des Kaisers in Italien, gegenüber seinen geistlichen und weltlichen Gegnern, war zu der Zeit so, daß es aus beiden Rücksichten geradezu unthunlich war, jetzt auch wie bisher, ohne Rücksicht auf Recht, nur die Partei seines Günstlings und eifrigen Anhängers, des Erzbischofs, zu nehmen. Es handelte sich um eine in jeder Hinsicht wichtigste Stadt des Reiches, gleich wichtig vom politischen, vom militärischen, geographischen und kirchlichen Standpunkt aus, und deren angesehenste Vertreter standen vor ihm. Und hier sah er deutsche Männer, deutsche Edle, deutsche Geistliche, deutsche Bürger vor sich, welchen es, weil die Gedanken einer freieren christlichen Anschauung bei ihnen Eingang gefunden hatten, völlig gleich war, ob der Papst zu Rom Viktor oder Alexander hieß. Keine Spur findet sich in den überlieferten Quellen, daß das Für und Wider in dem Streit der Gegenpäpste Alexander und Viktor die aufgeklärten Rheinstädte und darunter Mainz irgend angeregt hätte. Diesen Städten, und vor allen Mainz, lag nur an, in bürgerlicher Freiheit weiter zu kommen. Die einen wollten die Freiheit erringen im Kampfe der kaiserlichen mit der päpstlichen Macht; die andern wollten die Freiheiten, in deren Besitz sie schon waren, gelegentlich wahren. Damit waren sie alle auf den Kaiser gewiesen. Sie konnten, wenn er ihnen darin sich gütig erwies, ihm mächtige Hülfsquellen an Mannschaft und Geld in seinem Kampfe mit den Feinden jenseits der Berge sein, und ein Halt und Hort diesseits, gegen seine Widersacher auf deutschem Boden und an den Gränzen. Sie konnten ihm aber auch, wenn er jetzt in dieser seiner gefährlichen Lage sie zurücksetzte, abstieß und reizte, seine gefährlichsten Feinde in seinem Rücken werden, neben dem, daß ihm dann ihre Hülfsquellen nicht so floßen, als bei gutem Willen der Bürger.

Er wählte, weil er auch die Mitwirkung des Erzbischofs für seine Plane in Kirche und Staat nicht entbehren mochte, den Ausweg, beiden Parteien zur Versöhnung zu rathen: Der Erzbischof solle die Verbannten vom Banne lösen und zurückrufen, die Verbannten sollen zu Recht sich stellen und dem Rechtsspruche nachkommen. Der Erzbischof löste sie vom Bann und rief sie in die Stadt zurück. Die Synode, welche die Rechtsentscheidung zu geben hatte, war auf einen Oktober-

tag angesetzt. Der Erzbischof zog um die Synode her seine Kriegsvölker zusammen, unter dem Vorwand, damit die Gerichtsverhandlung geschützt sei; es sei eine gewaltsame Störung derselben durch das Volk zu besorgen. Die Gerichtsverhandlung begann, der Erzbischof forderte Genugthuung, die Beklagten erboten sich, dem Rechtsspruch sich zu unterwerfen, wofern dieser Genugthuung spräche: da vertagte das Gericht seinen Spruch auf den andern Tag; es waren Männer dazwischen getreten, die sich alle Mühe gaben, statt des rechtlichen einen gütlichen Austrag der Sache herbeizuführen. Die Volkspartei stellte nun der einschüchternden Streitmacht des Erzbischofs, welcher gegenüber jedenfalls das Gericht, die Synode, sich nicht frei fühlen konnte, eine bewaffnete Volksmacht gegenüber. Sollte das Gericht zwischen Waffen berathen und Recht sprechen, so sollten wenigstens Volksstreitkräfte dem erzbischöflichen Kriegsvolke gegenüber ein Gleichgewicht herstellen. Zur anberaumten Stunde zogen ganze Schaaren Bewaffneter aus dem Stiftsgebiet nach der Stadt, um sich mit der Volkspartei darin zu vereinigen. Der Erzbischof veranlaßte auf das hin selbst eine Vertagung des Rechtsspruchs um zwei Wochen.

Er begab sich nach Seligenstadt zur Weihe des Bischofs von Würzburg. Das benützten einige seiner Feinde, einen Haufen aus der untern Schichte des Volkes zu erhitzen und dessen Haß gegen den tyrannischen Priester Arnold, sein Leben und Wirthschaften, sowie gegen die Priesterkirche überhaupt bis zur Wuth zu steigern, welche das Zerstörungswerk begann. Ein solcher Haufen drang in den Dom, zerbrach die Thüren der Schatzkammer, entweihte die Gefässe des priesterlichen Gottesdienstes, zerriß die prachtvollen Meßgewande und plünderte sogar Kostbarkeiten, die sich vorfanden. Doch ist der Zeuge für diese Plünderung nur ein Priester, welcher in seiner Schrift „das Märtyrium Arnolds" diesen Erzbischof als den unschuldigen Märtyrer hinnimmt, und die Mainzer Bürger und ihre Haltung so entstellt, daß ihm die schwärzesten Farben dafür nicht schwarz genug sind. Aus dem Dome drang der erhitzte Haufen in den erzbischöflichen Palast, und zertrümmerte dort, was in seinen Augen als widerchristlich, heidnisch, unsittlich erschien, an Gemälden und Bildern. Sogar die Wohnungen derjenigen Domherren, welche stets zu dem Erzbischof gehalten hatten, wurden verwüstet. Die Bürgerschaft besetzte jetzt die Thore der Stadt, und ließ Niemand aus und ein; auch den Erzbischof nicht, als er rachevoll von Seligenstadt zurück-

kehrte. Sie schickte eilig aus ihrer Mitte Abgeordnete an den Kaiser in Italien, um diese vereinzelten Vorgänge in ihrer Stadt vor den Kaiser zu bringen, noch ehe der Erzbischof sie in seiner Art ausbeute.

Aus der Mitte Derer, welche sich das Zerstörungswerk erlaubten, hörte man ausdrücklich die Worte, sie seien kaiserlich-gesinnt; der Kaiser wolle es so; das sei des Kaisers Sinn und Vollmacht.

Die sie aufhetzten, mögen das so vorgespiegelt haben. Aber bei der Stellung, welche der Kaiser öffentlich zu dem Papste Roms, zu Alexander, und zur Hierarchie überhaupt genommen hatte, lag es dem Volke ganz nahe, zu denken, wer priesterfeindlich sei, sei gut kaiserlich; der Kaiser wolle die Ausrottung der Priesterherrschaft. Wo die Lehre Arnolds von Brescia und seines Freundes Wezel Platz gegriffen hatte, da mußte das ganze priesterherrschaftliche Wesen als widerchristlich gelten, als Reich des Antichrists, als Babel. Und in Mainz hatten diese Anschauungen Eingang gefunden.

Der von der Stadt ausgesperrte Erzbischof verhängte am 1. November 1159 das Interdikt über die Stadt, und eilte über die Alpen zum Kaiser, zu klagen und die Hülfe des Reichs zu holen. Drüben in Italien wußte man bereits von den Vorgängen in Mainz. Jene Abgeordneten der Stadt waren ihrem Erzbischof zwar voraus gekommen über die Alpen, aber ein Freund des Letzteren, ein Italiener, hatte sie aufheben und gefangen legen lassen. Sie wurden erst frei, als der Erzbischof schon beim Kaiser war. Der geistliche Herr selbst mußte sich für ihre Freiheit verwenden, wollte er nicht als Mitschuldiger an dem räuberischen Ueberfall freier deutscher Bürger, an diesem Frevel des Italieners, dastehen, und seine Sache selbst im schlimmsten Licht erscheinen lassen. Wie schon einmal aber, hatte der Erzbischof unter den Reichsfürsten beim Kaiser meist Seinesgleichen gefunden, und diese empfingen die Abgeordneten der Stadt Mainz bei ihrer Ankunft im Lager mit Blicken des Hasses, mit Verwünschungen und Drohungen.

Der Kaiser, welcher offenbar früher gegen die Mainzer Aeußerungen gethan hatte, welche sie nicht anders als günstig für sich deuten konnten, suchte jetzt Zeit zu gewinnen, und schob die Sache hinaus, bis Weihnachten 1159. Um Weihnachten entschied aber die Sitzung der Reichsfürsten zu Gunsten des Erzbischofs. Die bürgerfeindliche Mehrheit wies die begründeten Klagen der Stadt Mainz eben so, wie die Entschuldigungsgründe für die letzten Vorgänge, ohne Weiteres ganz ab, und ver-

urtheilte die Mainzer, nicht bloß zur Tragung alles verursachten Schadens, zur Herstellung des Doms und des erzbischöflichen Palastes, sondern sogar zur Leistung „aller Genugthuung, welche ihr Herr von ihnen fordern würde;" ja, „die Stadt müsse wieder in denjenigen Stand der Dinge zurückversetzt werden, worin sie vor dieser italienischen Heerfahrt gewesen sei." Von diesen zwei letzten Punkten des Urtheils gab der eine die Gegner des Erzbischofs ganz der Gnade und Ungnade desselben preis, der andere bestätigte die unumschränkte Fürstenherrschaft des Erzbischofs, alle rechtswidrigen Uebergriffe desselben, alle seine Verfassungsbrüche, alle seine Maßregeln zur Unterdrückung der hergebrachten städtischen Rechte und Freiheiten. Dieser Fürstenspruch war das schreiendste Unrecht. Die Häupter der Volksbewegung in Mainz sollten zudem noch durch einen feierlichen Eid angeloben, die Stadt Mainz und das Gebiet des Stiftes so lange zu meiden, bis der Erzbischof sie wieder zu Gnaden aufnähme. Die am Hoflager des Kaisers jetzt anwesenden Abgeordneten der Stadt sollten gleichfalls zu diesem Eidschwur gezwungen und als Geißeln im kaiserlichen Lager zurückbehalten werden.

Der volksfeindliche Sinn dieser Gewaltherren hatte dabei übersehen, daß Gebannte nicht schwören konnten, und daß der Erzbischof von Mainz es für sich weder nützlich noch zeitgemäß hielt, diese jetzt schon vom Bann zu befreien.

Damit hatte der Kaiser erkauft, daß Erzbischof Arnold auf der Synode zu Pavia alle seine Beredtsamkeit zu Gunsten des kaiserlichen Papstes Viktor und gegen den Papst Alexander einsetzte. Von seinem Kanzler Reinald beherrscht, von seiner eigenen Herrschsucht, seinen Hofjuristen und seinen italienischen Planen verbleudet, von den Unzeitgemäßen unter den Reichsfürsten in seiner Feindschaft gegen das aufstrebende deutsche Bürgerthum noch gereizt und vorwärts gedrängt, vergaß Kaiser Friedrich I., daß die Hülfe des greisen Erzbischofs Arnold etwas Vorübergehendes, eine deutsche Stadt, wie Mainz, etwas Dauerndes und ihre Bürgertreue etwas Nachhaltigeres und Mächtigeres sei, als der Mund und die Person Arnolds, seines früheren Kanzlers. Er übersah über dem Bedürfniß des Augenblicks die Größe des politischen Fehlers, eine Stadt wie Mainz, und damit Recht und Gerechtigkeit, das Ehrenkleid eines deutschen Kaisers, zu opfern, um mit solchem Kaufpreis einen Priester für sich zu gewinnen.

Der Verlauf der Verfassungskämpfe in den deutschen Städten

überhaupt unter den Hohenstaufen zeigt durchaus eine Verschiedenheit von der bürgerlichen Entwicklung der Städte Italiens. Eine dem römischen Papstthum widerstrebende demokratische Geistesrichtung ist es, was in den deutschen Städten zündet und treibt, reichsfrei zu werden, und was die unteren Schichten der Bevölkerung, das eigentliche Volk in den Städten, aufklärt, daß sie nach Gleichberechtigung, wenigstens nach Theilnahme an der städtischen Verwaltung ringen. So wenig die Mainzer Volkspartei vor der Synode zu Pavia „ihre Bewegung" durch den Schein eines kirchlichen Freiheitskampfes zu weihen gesucht hat, wie man schon annahm, so wenig suchte sie das jetzt, nachdem auf der Synode von Pavia Papst Alexander verworfen war. Um diese Zeit zeigt sich in Deutschland nur eine zerstreute Partei für Alexander, und zwar nur in Klöstern der Cisterzienser im Salzburgischen und Augsburgischen; unter der Städtebürgerschaft nirgends. Nur dort hatten die Boten und Briefe Alexanders angeklungen und bewegt, nicht aber hier.

So konnte auch unmöglich die Verwerfung des Papstes Alexander oder sein und seiner Partei Einfluß der Brennstoff werden, welcher Mainz gegen seinen Erzbischof entflammte, bis zu dessen Untergang. Der Uebermuth des grauköpfigen Despoten im Erzbischofsmantel, der es jetzt, nach seinem Siege auf der Synode zu Pavia und bei der Huld des Kaisers, der ihm übergnädig war, bei der Gewißheit der Waffenhülfe ihm gleichgesinnter despotischer Reichsfürsten, an der Zeit hielt, seinen Fuß auf den Nacken seiner Mainzer Gegner zu setzen, war es hauptsächlich, was in Mainz die Sachen aufs Aeußerste trieb. Aecht tragisch führte der Erzbischof durch fortwährende Häufung seiner Sündenschuld die Strafe dafür, daß er das beschworene Recht mit Füßen trat, selbst herbei, seinen Untergang durch das lang und viel beleidigte Volk.

Zu Pavia noch machte der Erzbischof den Anfang, den Spruch des Kaisers und der Mehrheit der dortigen Reichsfürsten im Sinne seiner Rach- und Herrschsucht auszuführen, indem er die Büßungen bestimmte, welche diejenigen auf sich nehmen sollten, welche er als die Schuldigsten bezeichnete. Ueber die Nichtgeistlichen darunter sprach er die Verbannung aus der Stadt und dem Stiftsgebiet aus; die Geistlichen darunter sollten in leinenem weißem Büßerhemd mit bloßen Füßen von Sankt Peter nach Sankt Alban durch die Stadt Mainz gehen und Hunde tragen; dann wolle er ihnen den Friedenskuß, zur Besieglung

ihrer Lösung vom Bann, geben und sie zu Gnaden annehmen, das Letztere jedoch nur unter der Einschränkung, daß sie auch ferner, wenn er wolle, wegen des Vergangenen ihm zu Recht stehen und ihm Genugthuung geben.

Vergessen konnte er es nicht haben, wie tief einschneidend die schimpfliche Strafe des Hundetragens wirkte; er war ja selbst vom Kaiser früher dazu verurtheilt und nur aus besondern Rücksichten begnadigt worden. Mit Bewußtheit also wollte der rachsüchtige Priester durch die schimpflichste aller Strafen seine Gegner in Mainz zu Grunde richten.

Er nahm aus des Kaisers Umgebungen „die hochangesehensten Männer mit sich nach Mainz, welche an des Kaisers Statt seine Sachen in Mainz durchführen sollten," als Vollstrecker des Reichsspruchs. So sagt ausdrücklich der Zeitgenosse, welcher den tyrannischen Erzbischof als heiligen Märtyrer und seine Gegner in Mainz als schwarze Missethäter malt. Am 28. März 1160 kam der Erzbischof im Angesichte der Stadt Mainz mit diesen seinen Gesinnungsgenossen an, in dem nicht weit von der Stadt gelegenen Sankt Albanskloster. Vor seinen Augen ließ er hier an den verurtheilten Geistlichen die Strafe vollziehen, damit das Anschauen davon die Bürger von Mainz zerknirscht ihm zu Füßen lege. Eine edle Stimme hatte ihn bei seiner Rückkehr gewarnt, die Mainzer Bürger zu reizen. Das war die Aebtissin des Ruprechtsklosters bei Bingen, die heilige Hildegard. Sie galt im Land am Rhein als mit dem Geiste der Weissagung begabt, bei Hochgeborenen, nicht bloß beim Volke. Sie war jedenfalls eine hell in ihre Zeit und deren Bedürfnisse hineinsehende Frau, und hatte ein Herz für das Volk. Der heilige Bernhard und die römische Kirche hatten ihre „Offenbarungen," ihre „Gesichte" benützt. Ihr Ruhm war groß. Der Erzbischof und seine Ritter aber achteten nicht auf die Warnung der edeln Frau, die doch so nahe an Mainz saß und die Zustände der Stadt besser zu beurtheilen vermochte, als diese, welche eben aus dem italienischen Feldzug herkamen. „Die Mainzer Hunde können nur bellen, nicht beißen," antwortete der Erzbischof der Aebtissin. „Sieh dich vor, Vater," schrieb ihm dagegen Hildegard; „den Hunden sind die Stricke abgenommen." So groß die Verachtung seiner Junker gegen das Bürgervolk war, so stutzig wurden sie, wie der Erzbischof, als sie die Vertheidigungsmittel und den Muth desselben sahen.

In der Stadt waren von adeligen Gegnern des Bischofs Gottfried von Eppenstein und Reinboth von Bingen und die Führer der Volkspartei, die Meingot, rechtzeitig eingetroffen. Alle diese Verbannten hatten ungeachtet des Verbots leicht heimlichen Eingang in die Stadt gefunden. Sie leiteten die Vertheidigung der Stadt, die Befestigung der Thore, die Barrikaden, die in den Straßen aufgeführt wurden; die Mauern wurden mit mehr Thürmen versehen, steinerne Gebäude in kleine Festungen verwandelt, die Eingänge zugemauert und verrammelt, Vertheidigungsmaschinen gebaut. Der Hohn der erzbischöflichen Junker verstummte vor ihrer Wuth und dem Gefühl ihrer eigenen Unmacht, als sie die Stadt in dieser Art bewehrt sahen. Der Erzbischof gab Geld und gute Worte, die bewaffnete Hülfe des jungen Sachsenherzogs, Heinrichs des Löwen, sich zu gewinnen. Damals war der Löwe auch voll Haß und Grimm gegen Bürgertrotz, gegen Städte, welche frei sein wollten und nicht mehr Fürstenstädte, gegen alles Freistaatliche. Es wurde kund, der biete in seinen nahe gelegenen Landen, während der Erzbischof in Hessen und Thüringen Kriegsvolk sammle, in großer Zahl seine Mannen auf, den Trotz der Mainzer Bürger niederzuschlagen, schon damit er nicht um sich greife im deutschen Reich, namentlich in seinen eigenen Landen; und der Erzbischof sei im Begriff, bei Amöneburg * seine Schaaren mit denen des Herzogs Heinrich zu vereinigen. Auch andere Fürsten hatte der Erzbischof eingeladen „zu dem Schauspiel," wie sein Lobredner sich ausdrückt, der Züchtigung der Mainzer. Die Friedenspartei in Mainz siegte; die Führer der Volkspartei waren klug genug, diese machen zu lassen; denn auf eine lange Belagerung, auf eine Einschließung durch die vereinigte Fürstenmacht war die Stadt nicht mit Vorräthen versehen. So ging eine städtische Abordnung an den Erzbischof ab. Sie traf ihn zu Amöneburg. Er hatte wenig Gefolge bei sich; das Kriegsheer war noch weiter zurück. Die Abgeordneten von Mainz redeten ihm ins Herz, er solle abstehen, das fremde Kriegsvolk gegen seine eigene Stadt zu führen; sie wollen Geißeln geben, so viel er wolle, von jedem Rang und jeder Stellung in der Bürgerschaft; er solle nur friedlich in seine Stadt Mainz kommen; es werde ihm alle Genugthuung geleistet werden.

Der alte Gewaltherr im Priesterrock war, wie alle Seinesgleichen zu allen Zeiten, schwach, wenn ihm geschmeichelt wurde, leicht beredet,

* Das heutige Amelburg, in Oberhessen, zwei Stunden von Marburg.

wo er unbedingte Unterwerfung zu sehen glaubte. Er fand damit seiner Eitelkeit einen Weihrauch dargebracht, der ihn betäubte; der geistliche Stolz des greisen Herrn war gekitzelt und gesättigt. Daß er, wenn er mit den fremden Kriegsvölkern seine Hauptstadt erstürme, und diese darin plündern und morden, für sich selbst am Schlimmsten fahre, sah er ein. Er ersuchte den Sachsenherzog und die andern Fürsten, mit ihren Kriegsvölkern Halt zu machen; er eilte mit kleinem Waffengefolg voraus nach Bingen, um hier in der Nähe das Weitere mit der Bürgerschaft von Mainz zu verhandeln. Zu Bingen traf er noch andere Mainzer Bürger, welche ihm zu aufrichtiger Versöhnung mit der Stadt riethen. Es wurde verabredet, im Kloster zu St. Jakob sollen ihm die Geißeln gestellt werden. Der Erzbischof ritt nach St. Jakob, am 22. Juni 1160. Hoch über der Stadt lag dieses Kloster, außerhalb der Ringmauern derselben, auf einem Berge, stark ummauert. Des alten Meingots Sohn Embricho (Emerich) war Abt des Klosters, einer von denen, welche früher in Italien beim Kaiser gewesen waren, als Kläger wider die Tyrannei des Erzbischofs, im Jahre 1158. Selbst der Lobredner des Erzbischofs, der Zeitgenosse, hat diesen Emerich Meingot wider Willen und Ahnen als einen städtischen Patrioten und als einen Mann der Freiheit gezeichnet, indem er ihm die Worte in den Mund legt, der Erzbischof sei „ein Feind des Landes, welcher die Söhne desselben in die Knechtschaft verkaufe, ein Verbrecher am Land."

Der gleißende Erzbischof hatte immer versprochen und nachher nie Wort gehalten. Was er zur Unterdrückung der Freiheiten der Mainzer gethan, war unbestreitbar Verbrechen an Stadt und Land. Während er selbst im Jakobskloster blieb, ging sein Gefolge in die Stadt hinab, quartirte sich dort ein, that sich bei fröhlichem Gelag gütlich und wartete hier auf den Abschluß der morgigen Uebereinkunft. Ein Ausschuß aus der Stadt kam zum Fürsten hinauf und vereinigte sich mit ihm über die Geißeln. Der Lobredner des Erzbischofs macht den Abt zu St. Jakob geradezu zum Verräther an seinem Erzbischof und seinem Gastfreund. Der soll zu dem Ausschuß gesagt haben: „Der Herr hat den Feind euch überliefert. Umringt den greisen Verbrecher, brennet das Kloster nieder und sorgt dafür, daß er euch nicht entkommt." — Am Johannestag kam die städtische Abordnung wieder und brachte die bestimmte Zahl der Geißeln mit. Der Erzbischof wollte diese nicht an-

nehmen; sie seien aus der untersten Klasse, und wüthend schloß er mit der Drohung, nach der Tafel werde er noch ein Weiteres mit ihnen reden.

Er tafelte, legte sich dann aufs Ruhebett und schlief. Inzwischen war es in die Stadt hinabgekommen, der Erzbischof wolle den verabredeten Vertrag nicht halten. Jetzt erhielten die Aeußersten in der Volkspartei und die persönlichen Feinde des Erzbischofs die Oberhand in der Stadt. Sie erhitzen das Volk, Rache zu nehmen, den „schimpflichen Treubruch" an dem Erzbischof zu rächen. Rache für den Treubruch des Fürsten wird die Volkslosung, das Straßen-Geschrei. Sturmgeläute auf den Thürmen und Hörnerklang erschallt durch einander als Ruf zum Kampf. Bewaffnete Adelige und Bürger, Volk mit Fackeln, Pechkränzen, Leitern, Belagerungswerkzeug aller Art, sammelt sich, drängt sich zu den Thoren hinaus die Anhöhe hinauf nach dem Jakobskloster. Meingots Söhne sollen die Führer gewesen sein. Dudo von Selenhofen, des Erzbischofs Bruder, hatte sich, wie dieser, nach den Freuden der Tafel zum Schlummer gelegt. Aufgeschreckt von dem Getöse, eilt er in das Schlafgemach des Erzbischofs. Aufrecht sitzt dieser auf dem Bett, der Bruder drängt zur Flucht, der greise Fürst bleibt, in Gedanken vertieft, oder halb bei sich unter der Nachwirkung des Schlafs und des Weins; wohl auch schreckenbetäubt, daß „die Mainzer Hunde" jetzt nicht bloß „bellten," sondern „bissen." Aber auch sein Stolz schon läßt ihn jetzt nicht fliehen, sein aristokratischer Hochmuth, der das Bürgervolk immer verachtet hat; kein Held mit Waffen von Eisen, betet er zu den Heiligen, während, was von seinen Rittern mit ihm getafelt hatte, wacker das Kloster vertheidigt, von den Mauern, aus Fenstern und Lücken mit Pfeilen schießt, Speere und Steine schleudert, namentlich auf die, welche mit Aexten an den Thoren des Klosters arbeiten. Eisen und Holzwerk der Thore widersteht lange den Axtschlägen. Die brennenden Pechkränze, welche die Stürmenden werfen, setzen das Holzwerk an den Thoren, an dem Thorhäuschen, an dem Vertheidigungsgerüste in Brand, ebenso, was von Holz ist, im Klosterhofraum; das Kloster selbst brennt. Die Stürmenden dringen in den Hof und machen Alles nieder, was bewaffnet ist und nicht entrinnt. Der Erzbischof sucht in den Klosterthürmen Schutz, wohin ihn seine Getreuen flüchten. Flamme, Rauch und Hitze, das Geschrei seiner adeligen Todfeinde, die er an der Stimme erkennt, jagen ihn aus dem ersten Thurm in den andern hoch

hinauf. Die Flammen lecken auch an diesem Thurm. Die Todesangst treibt seine letzten Getreuen einen um den andern von seiner Seite. Er ist vereinsamt, voll Angst; nur sein Bruder Dudo noch bei ihm. Durch die Rauchwolken erkennt er einen Ritter seines Hofhalts aus früherer Zeit. Flehentlich, schreckenvoll, ruft er diesem zu, derselbe kommt herauf, räth ihm, die Kleider zu wechseln; nur in einer Rüstung sei es möglich, durch die Flammen zu kommen, durch die Flucht sich zu retten; er wolle gehen, ihm eine Rüstung zu verschaffen. Aber die Steine des Thurmes werden glühend von der Hitze des Klosterbrandes, ehe Jener zurückkommt. Der Bruder des Erzbischofs steigt hinab und wird erstochen. Der Erzbischof selbst, um sich unkenntlich zu machen, hüllt sich in eine Mönchskutte, nimmt ein Kruzifix in die Hand und steigt hinab in die Klosterkirche; die Haare versengt ihm das Feuer auf der Treppe. Es ist hier Niemand. Außerhalb der Klostermauern suchen nach ihm seine Feinde; sie wähnen ihn über die Mauern geflüchtet. Unbemerkt, todesmatt sitzt der greise Kirchenfürst im Mönchsgewand im Dunkel am Eingang der Klosterkirche zusammengekauert. Auflodernd beleuchtet die Flamme seine Gestalt; Helinger, einer seiner ritterlichen Todfeinde, erkennt ihn, schlägt ihn mit Rachegeschrei nieder, und die Wuth einer dadurch herbeigerufenen Rotte ist so groß, daß sie den Leichnam des „Ungeheuers,“ des „Vaterlandsfeindes“ verhöhnen, indem sie ihn zerfleischen; und feile Dirnen und Höckerweiber schlagen am andern Tage noch mit Steinen dem Erzpriester die Zähne ein. Denn die Wuth, nicht der Bürgerschaft, sondern seiner adeligen Todfeinde und einer von ihnen erhitzten Rotte gestattete nicht gleich, daß ihn Jemand begrub. Drei Tage lang lähmt das Schreckenssystem dieser Rotte die ganze Stadt. Erst nach drei Tagen nehmen die Stiftsherren zur h. Maria heimlich Nachts die fast unkenntlich gewordene Leiche hinweg: der Erzbischof hatte sie erst kürzlich durch eine Schenkung begnadet. Dafür begraben sie ihn in ihrer Kirche.

Schmerzlich traf den Kaiser die Kunde davon in Italien.

Fünfzehntes Hauptstück.

Friedrich hatte seinen Vetter, den Schwabenherzog, und seinen Halbbruder, den Pfalzgrafen, über die Alpen gesandt, um in den deutschen Fürsten und Herren die Erinnerung an ihr Versprechen des Zuzugs wach zu halten. Dieses und ein gewisses Schamgefühl, das sie mahnte, ihren Kaiser nicht allein im Kampfe mit den Feinden des Reiches stehen zu lassen, brachte sie in die Waffen. In der Mitte des Frühlings stiegen sie über die Alpen herab in die Ebene der Lombardei. Es war ein bedeutendes Heer. Heinrich der Löwe war nicht dabei; aber Ludwig der Eiserne, der hochherzige, volksfreundliche Landgraf von Thüringen, des Kaisers Schwager. Dieser führte 500 wohlgerüstete Vasallen zu, der Schwabenherzog 600, Reinald, der Kanzler und neuerwählte Erzbischof von Köln über 500, der Sohn des Böhmenkönigs mit seinem Oheim, dem Herzog von Böhmen, über 300 Ritter, die andern Fürsten, Bischöfe, Markgrafen, Grafen und Herren, Jeder, wie viel ihm sein Eifer und seine Macht anwies. An der Spitze dieses Heeres gebot der Kaiser jetzt wieder fast über 100,000 Mann. Aber doch wagte er nicht, durch das Schwert seiner Krieger Mailand zu besiegen, sondern nur durch Hunger. Sechs Monden hatte er an Cremas kleinen Mauern und an dem Muthe seiner Bürger seine Kraft gebrochen: wie hätte er von einer Belagerung des ungeheuern Mailands etwas hoffen können? Der Hunger arbeitete sicherer für ihn, und die Noth des Hungers wußte er durch Schrecken und Grausamkeiten zu steigern. Er fing an, die reifenden Saaten zu zerstören. Auf sieben Stunden im Umkreis verwüstete er alle Erntehoffnung der Bürger. Der Jubel derselben über den Sieg bei Carcano war bald von Schrecken und Unheil verschlungen worden. Acht Tage nach demselben brach an einem stürmischen Tage Feuer in der Stadt aus, ein Quartier brannte ganz ab, ein anderes größtentheils, ein drittes halb, im vierten ganze Straßen. In den Flammen gingen die aufgespeicherten Vorräthe großentheils mit auf. Dieser Verlust und die Verwüstung der Ernte mußten den baldigen Fall der Stadt nach sich ziehen. Zehn Tage lang zog das kaiserliche Heer um Mailands Mauern, sengend und brennend. Grimmig fielen die Bürger heraus, aber den Brand, der ihre schöne gelbe Ernte gefaßt hatte, und der sich von selbst fortwälzte, konnten ihre tapfern Schwerter

nicht aufhalten. Die Italiener in des Kaisers Heer waren am eifrigsten zu Mailands Verderben. Die von Pavia wurden auch von den Mailändern am grimmigsten angefallen. Aber diese fochten unglücklich, wenn auch noch so tapfer, und fing der Kaiser einen vom Adel, so ließ er ihn sogleich aufknüpfen. Das deutsche Heer nahm auf Friedrichs Befehl keinen Theil am Kampfe. Seine deutschen Kerntruppen mußte er schonen. Zehn Tage lang hatte sich die Verwüstung um die Stadt gewälzt, täglich waren die Mailänder, einige Male wiederholt an Einem Tage, herausgefallen, aber sie hatten die überlegenen Feinde nicht aus ihrem Gebiet zu vertreiben vermocht. Jetzt, da Alles wüste war, zog der Kaiser sich nach Lodi zurück. Das deutsche Heer stellte er bei Cornegliano auf, um Mailand alle Zufuhr abzuschneiden; die Lombarden entließ er in ihre Heimath; er selbst hielt mit seinem Papst Viktor im Juni zu Lodi eine Kirchenversammlung im Kleinen. Hier wurden zahlreiche Bannblitze geschmiedet und nach vielen Häuptern geschleudert; wie am 20. Juni gegen alle am Morde des Mainzer Erzbischofs Betheiligten, so am 22. gegen den Erzbischof Ubert von Mailand, gegen die Bischöfe von Piacenza und Brescia, und gegen die Konsuln dieser drei Städte, gegen den Bischof Gerhard von Bologna und andere Prälaten, welche zu Papst Alexander und zur italienischen Nationalpartei hielten. Während dem ging zwar nicht der Kampf, aber die Grausamkeit gegen Mailand fort. Um die Mailänder in ihre Stadt hinein zu schrecken, und durch die Menge der darin Zusammengedrängten die Hungersnoth zu mehren, wurden schon bei der Rückkehr nach Lodi sechs vornehmen Gefangenen die Augen ausgerissen, dem siebenten die Nase abgeschnitten und ein Auge gelassen, damit er die andern als Wegweiser nach Mailand zurück bringe. An Einem Tage wurde 25 Piacentinern, welche Lebensmittel in die Stadt bringen wollten, und bei der Versprengung ihrer Schaar gefangen wurden, die rechte Hand abgehauen. Bei der Eroberung von Rocha ließ der Kaiser mehreren Hunderten von der Besatzung die Hände abhauen, siebzehn andere in den Kerker stoßen, während die Flammen und die eifrigen Hände seiner Krieger diese Burg und andere zerstörten.

In Mailand waren schon im Mai aus jedem Kirchspiel zwei Männer und aus jedem Stadtquartier drei erwählt worden, nach deren Entscheid Lebensmittel, Wein und alle Waaren verkauft und Gelder ausgeliehen wurden. Diese Maßregel, welche die Noth gebot, ward eine

reiche Quelle von Unzufriedenheit und schlug zum Verderben der Stadt aus. Das Volk verlangte den Frieden, und als der Kaiser zu Anfang des August abermals vor die mit Noth und innerer Uneinigkeit kämpfende Stadt zog und zu Cerro lagerte, knüpften die Konsuln Unterhandlungen an. Es waren in der Umgebung des Kaisers der Landgraf Ludwig der Eiserne, Diephold, der Böhmenherzog, König Wladislaws Sohn, und der Pfalzgraf Konrad, des Kaisers Bruder, diejenigen, welche bei den Mailändern die meiste Hochachtung genossen; an diese wandten sie sich. Beide Theile gelobten sich gegenseitig sicheres Geleit, und mehrere Konsuln der Stadt kamen heraus, um sich zu einer Unterredung mit diesen Fürsten zu begeben. Plötzlich sahen sie sich von Lehensleuten des Kanzlers Reinald bei dem Kloster von Bagnolo überfallen und gefangen, nachdem sie kurz zuvor das Kriegsvolk ihres Geleites, nichts Böses ahnend und dem Fürstenwort vertrauend, zurück gelassen. Als dieses sah, wie man seinen Konsuln nicht Wort hielt, stürzte es über die Leute des Kanzlers her, um die Konsuln zu befreien, und es entspann sich ein Kampf. Der Landgraf, der Böhmenherzog und der Pfalzgraf entbrannten bei der Kunde von der Gefangennahme der Konsuln, denen sie ihr Wort verpfändet hatten, in gerechtem Zorn über die Hinterlist des Kanzlers, der noch im Lager war, und beschlossen, ihn zu erschlagen. Dieser floh auf dieses Wort zum Kaiser, stellte die That als ohne sein Vorwissen geschehen dar, und der Kaiser befahl den Fürsten, dem Kanzler nichts Unangenehmes zu erzeigen. Friedrich selbst mit dem Schwabenherzog und den andern Fürsten eilte zum Kampfplatz, den Kölnern zu Hilfe. Des Böhmen und des Landgrafen Entrüstung aber war so groß, daß sie dem Kaiser nicht in den Kampf folgten. Bis in die Nacht wurde gestritten, die Mailänder zogen sich gegen die Stadt zurück. Die Konsuln aber in der Stadt hielten den größten Theil der Mailänder, die den Ihren zu Hülfe eilen wollten, in den Mauern zurück. So verfolgte der Kaiser die außerhalb der Mauer bis an die Brücke des Grabens, er fing 80 Reiter und 266 zu Fuß, die alle nachher in den Kerkern von Lodi schmachteten. Der Kampf war so erbittert, und der Kaiser immer da, wo er am heißesten war, daß ihm das Pferd unter dem Leib erstochen und er selbst verwundet ward, in der Nähe des Römerbogens. Die andern Mailänder warfen sich theils in die Stadt, theils in die Kirche des heiligen Laurentius, wo sie sich so tapfer vertheidigten, daß der Kaiser, ohne etwas gegen sie auszurichten, sich

mit der Nacht zurück zog. Des andern Tages begann er die Verbrennung der reifenden Hirsen- und Bohnenfelder, wie er früher das Aehrenfeld verbrannt hatte, dann legte er an den Verbindungsstraßen, die nach Mailand führten, mehrere Burgen an, und fuhr fort, jedem Ergriffenen die Hand abzuhauen, um Arme wie Reiche zu schrecken, die Stadt zu verlassen, und dadurch Noth und Zwietracht und Zerrüttung im Innern derselben auf den Gipfel zu treiben. Dann ging er bei der Nähe des Winters wieder nach Lodi. Der Landgraf und der Böhmenherzog kehrten in tiefem Groll mit ihren starken Zuzügen in die Heimath zurück. Auch das Kriegsvolk des Kanzlers entließ der Kaiser, wohl zum Schutz des Erzbisthums des Letztern gegen den Landgrafen, der dem treulosen Kanzler den Tod geschworen.

In der Stadt erreichte die Noth einen furchtbaren Grad. Noch sechs Monate rang sie mit Hunger, Seuchen, Frost und innerer Zwietracht, zuletzt selbst mit Wassermangel. Durch den Naturtrieb von Eseln, welche man durstig herumführte, und welche an den wasserreichen Stellen mit den Füßen scharrten, hatten die Kaiserlichen die unterirdischen Quellen entdeckt, welche Wasser in die Stadt führten, und dieselben abgeschnitten. Ein Pfund Rindfleisch kostete 136, ein Scheffel Salz 195 Liren. Der Zwiespalt unter den Bürgern, von welchen die Einen sich unterwerfen, die Andern männlich ausdauern wollten, erreichte den höchsten Grad. Vater und Sohn, Mann und Frau, Bruder und Bruder waren wider einander, und auf den Straßen floß im vater- und brudermörderischen Kampfe nicht selten Blut. Schon waren mehrere Große der Stadt zu dem Kaiser übergegangen. Jetzt verbreitete sich das Gerücht von einer Verschwörung, welche die vornehmsten Bürger unter sich gemacht hatten, die Stadt heimlich zu verlassen. Das Volk wüthete, Viele starben unter den Schmerzen der Folter, weil sie das Geld, das man von ihnen forderte, nicht zahlen konnten. Dem Erzbischof und den übrigen Anhängern des Papstes Alexander, die zur Ausdauer ermahnten, drohten Rasende mit dem Tode. Auch den Konsuln und Allen, die gegen die Uebergabe der Stadt sprachen, wurde mit dem Tode gedroht. Die Konsuln Osa, Albert und Anselm von Orto mußten zuletzt dem Wuth- und Wehegeschrei Folge leisten und zu dem Kaiser nach Lodi gehen; denn es hieß, der Kaiser habe gesagt, daß er die Stadt in ihrem Zustande und allen Bürgern ihr Eigenthum lassen wolle.

Sie wandten sich zuerst an die einflußreichsten Fürsten, und da sie diese bessern Bedingungen nicht zugänglich fanden, erklärten sie sich zu dem Härtesten bereit, was die Ehre des Kaisers fordern könne, Mauern, Thürme und Wälle niederzureißen, den Wallgraben auszufüllen, 300 vom Kaiser auszuwählende Geißeln zu stellen, jeden Podesta, den der Kaiser ihnen setzen wolle, sei es ein Deutscher oder ein Lombarde, anzunehmen, allen Hoheitsrechten zu entsagen, eine Geldbuße zu zahlen, eine kaiserliche Pfalz, so groß als er wolle, und wo er sie wolle, in oder außer der Stadt auf ihre Kosten zu bauen, nie einen Graben oder eine Mauer ohne Willen des Kaisers auszuführen, mit keiner andern Stadt oder Gemeine je einen Bund oder eine Einigung einzugehen, 3000 Bürger aus der Stadt zu verbannen, und den Kaiser mit seinem Heer, so lang er wolle, in der Stadt zu herbergen. Der Kaiser berieth sich mit seinen Räthen hierüber. Die meisten Fürsten, an ihrer Spitze der Graf von Flandern, waren für die Annahme der Vorschläge. Die Minderheit war dagegen; sie fürchtete, die Mailänder wollen sie dadurch nur sicher machen, und während man im kaiserlichen Lager sie mit der Ausführung des Vertrags beschäftigt glauben würde, von Piacenza oder Brescia Lebensmittel einführen. Das Haupt dieser Partei war Reinald der Kanzler, dessen priesterliche und aristokratische Rachsucht Mailands Bürgern nicht vergessen konnte, wie sie ihn als kaiserlichen Gesandten behandelt hatten. So verwarf der Kaiser die Vorschläge. „Besiegte," sprach er finster, „haben den Siegern keine Vorschläge zu machen, und sie haben nichts von ihm zu hoffen, wenn sie sich nicht ohne Bedenken und Bedingung in Allem ihm unterwerfen, was er ihnen geböte." Mit dieser Antwort kehrten die Konsuln in die Stadt zurück. Alle edeln mailändischen Bürger knirschten mit den Zähnen. Viele wollten den Kampf fortsetzen, aus der Stadt heraus brechen, und so die Freiheit retten durch den Tod oder durch mildere Bedingungen. Andere fürchteten, bei der Fortsetzung des Kampfes zuletzt nach großen neuen Leiden dennoch dem Kaiser sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen zu müssen. Das Volk aber unterbrach ihr Schwanken mit wildem Getümmel und Geschrei; die Fürsten verbürgen die Gnade des Kaisers und man müsse sich ihr unterwerfen.

Einige Tage war den Mailändern vom Kaiser Frist gegeben. In dieser Zeit erhob sich gegen Mitternacht bei starkem Wind eine furchtbare Feuersbrunst in Lodi, dem Sitze des Kaisers. Friedrich sah von



J. L. Raab sculp.

Die Mailänder vor Kaiser Friedrich I. (Barbarossa.)
1162.

Druck v. C. Berg in Nürnberg.

seinen Fenstern aus in die Wogen des Flammenmeeres, das sich vor ihm und neben ihm immer weiter und höher hinauf verbreitete. Ein halbes Stadtviertel sank in Asche. Die geweihten Gotteshäuser, die Magdalenenkirche und die Klosterkirche von Sankt Johann mit ihren Nachbargebäuden brannten aus. Aber des Kaisers Seele, welche den Untergang des großen Mailands in sich wälzte, ward durch dieses Schauspiel, das wie ein feuriger Fingerzeig Gottes ihn zu mahnen schien, durch die ihn mit Flammen umgebende nahe eigene Gefahr, nicht zur Betrachtung des Wechsels der menschlichen Dinge, nicht zur Demuth und Milde bewegt.

Des andern Tages, am 1. März 1162, während noch Flammen und Rauchwolken zum Himmel dampften, erscheinen neue Abgeordnete Mailands, ein großer Theil der Konsuln und acht Ritter vor ihm in seinem Palast. Die Lebensmittel in Mailand reichten kaum noch auf ein paar Tage. Mit bloßen Schwertern in Händen werfen sie sich vor ihm zu Boden, übergeben in voller Fürstenversammlung ihm die Stadt auf Gnade und Ungnade, und schwören für sich und für alle Mailänder den Eid der Unterwerfung. Am Sonntag darauf erscheinen auf Friedrichs Befehl mehr als 300 der vornehmsten Ritter mit der vorigen Gesandtschaft wieder vor seinem Throne und flehen die Gnade des Kaisers an, indem sie ihm den Fuß küssen und schön und rührend ihr Schicksal klagen. Unter ihnen ist der große Kriegsbaumeister Guintellino, lange Mailands größte Hoffnung. Dieser überreicht dem Kaiser die Schlüssel, die Andern legen ihm ihre Schwerter, 36 Bannerträger ihre Fahnen zu Füßen, und schwören, allen seinen Befehlen zu gehorchen. Der Kaiser befiehlt hierauf alle in Gewahrsam zu halten und sendet das Gebot in die Stadt, daß alle die, welche seit den letzten drei Jahren Konsuln gewesen, und ein Theil des Fußvolks mit der Stadtfahne vor ihm erscheinen sollen. Nach zwei Tagen ziehen 1000 tapfere Krieger zu Fuß mit dem Fahnenwagen und der Stadtfahne und 94 andern Fahnen heran. Der Kaiser sitzt noch beim Mahle, als sie vor dem Thore anlangen, der Regen stürzt in Strömen herab, und sie müssen vor dem Thore warten, bis der Kaiser das Mahl vollendet hat. Durchnäßt ziehen sie in Neu-Lodi herein zum Palast des Kaisers, der diesmal auf einem höheren Throne sitzt. Auf dem Fahnenwagen stehen die Musiker mit den ehernen Posaunen, ihr starker düsterer Klang scheint den letzten Willen des Volkes anzudeuten und die sterbende

Freiheit mit den letzten Feiertönen zu Grabe zu geleiten. Mit den letzten hinsterbenden Klängen werden sie zu den Füßen des Kaisers gelegt. Die Schaaren ziehen in Reih und Glied in düsterem Schweigen vor dem Kaiser vorüber, und jede legt ihre Fahne zu seinen Füßen. Der Fahnenwagen, das geweihte Palladium der Freiheit, naht zuletzt. Der Wagen erscheint, von gewaltigem Bau, ganz mit Eisen beschlagen und von allen Seiten zur Vertheidigung von oben herab trefflich eingerichtet. Mitten aus demselben steigt ein hoher Mastbaum empor, von unten bis oben eisern mit eisernen Blättern, auf der Spitze ein großes Kreuz, dessen Vorderseite den Schutzheiligen der Stadt, den heiligen Ambrosius, zeigt, wie er herab schaut, und nach allen Seiten hin Segen spendet. Unter dem Kreuze flattert die weiße, mit rothem Kreuzzeichen geschmückte Stadtfahne. Im Angesichte des Kaisers lassen die Führer des Carrocio auf ein Zeichen die Bänder und Stricke, womit der Mastbaum befestigt ist, nach: zum Zeichen, daß Mailand seine letzte Ehre ihm opfere, neigt sich der Freiheitsbaum der Stadt vor dem kaiserlichen Throne bis zur Erde. Da stürzen Ritter und Volk wie Ein Mann nieder auf ihr Angesicht, weheklagend, um Gnade rufend, und als sie sich wieder erheben, nimmt einer der Konsuln das Wort und spricht aus der Fülle des Herzens zum Kaiser. Als er geendet, fällt wiederum alles Volk nieder, streckt dem Kaiser die Kreuze, die es in Händen hält, entgegen, und ruft mit ungeheurem Klagegeschrei bei der Kraft des Kreuzes die kaiserliche Gnade an. Alle, die es hören, Deutsche und Lombarden, werden heftig erschüttert bis zu Thränen, aber über des Kaisers Angesicht läuft keine Bewegung. Da tritt der Graf von Blanderate, wohl im Innern zerrissen von dem Gefühl, daß sein früherer Verrath für sein Vaterland so ungeheure Folgen haben sollte, hervor, ein Kreuz in der Hand, und fleht für seine ehemaligen Freunde, Mailands Bürger, so rührend, daß er Allen Gewalt anthut, daß sie sich der Thränen nicht enthalten können. Mit ihm zugleich stürzt die ganze Menge, Gnade rufend, vor dem Kaiser nieder; aber der Kaiser allein bleibt fest und kalt wie ein Fels. Dann tritt der Erzbischof von Köln hervor und verliest die Unterwerfungsakte klar und laut, und alle Mailänder antworten auf seine Frage, ob sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben, mit gebrochenem Herzen Ja. Dann verspricht der Kaiser, er werde sich berathen und zu gelegener Zeit ihnen seine Gnade zuwenden. Damit werden Alle entlassen mit

dem Bescheid, sich andern Tages wieder zu stellen. Sie wollen der Kaiserin Fürsprache anflehen, aber sie werden nicht zugelassen. Weil sie sie selbst nicht sehen dürfen, werfen sie im Vorüberziehen, um in ihrem Namen stumm und doch sprechender, als es sonst geschehen konnte, ihre Milde anzuflehen, die Kreuze, welche sie in Händen halten, durch die Fenster des Palastes hinein in der Kaiserin Gemach. Des andern Tages antwortet der Kaiser auf ihr Gnadeflehen, er wolle den Anfang mit der Gnade und nicht den Anfang mit dem Gerichte machen: nach dem Rechte hätten Alle das Leben verwirkt, aber er wolle der Barmherzigkeit Raum geben. Dann befiehlt er, zu den Konsuln, Vornehmen und Rittern, die er schon in seiner Gewalt hat, noch so viele andere Geißeln ihm zu stellen, daß die Zahl 400 voll werde. Die gemeinen Krieger entläßt er nach der Stadt, mit dem Befehl, die Mauern an allen Thoren der Stadt so weit niederzureißen und den Graben damit auszufüllen, daß er, der Kaiser, mit seinem ganzen Heere in breiten Heersäulen und gleichem Schritt in dieselbe einziehen könne. Eben dahin sendet er sechs Deutsche und sechs Lombarden aus den kaiserlichgesinnten Städten, um von dem ganzen Volke den Eid unbedingter Huldigung zu empfangen. Die Mailänder thun Alles. Friedrich widerruft die Reichsacht, aber statt seinen Einzug in Mailand zu halten, wendet er sich mit seinem Heer und den Geißeln nach Pavia. Am 19. März erst erhalten die Konsuln von Mailand den Befehl, binnen acht Tagen alle Personen, männliche und weibliche, die Stadt räumen zu lassen. Die Mailänder thun es in ahnungsvoller Trauer. Der Erzbischof und die Erzpriester sind schon Tags zuvor nach Genua zu dem Papst Alexander geflohen. Sechs Tage lang dauert die Auswanderung der Mailänder aus ihrer Stadt. Herzzerreißend ist es zu sehen, wie diese in düsterer Verzweiflung, Jene mit lautem Klagegeschrei und Jammern, Männer und Frauen, Greise und Kranke, Hochschwangere und Säuglinge und Kinder, hinwegziehen vom heimathlichen Heerd auf das wüste Feld hinaus mit ihrer zusammengerafften Habe, und im Freien lagern. Jeder Stadttheil hält zusammen und lagert sich um eine der vielen vor der Stadt gelegenen Klosterkirchen, doch alle nicht weit vom Wallgraben; hier erwarten sie die Gnade des Kaisers, im Glauben, daß er ihnen sogleich wieder gestatten werde, in die Stadt zurückzukehren und nach gewohnter Weise darin zu wohnen. Nur wer Gastfreunde in den benachbarten Städten hat, begibt sich in dieselben.

Am 26. März erscheint endlich der Kaiser wieder mit dem Heere vor der Stadt, und spricht den so viele Tage in banger Erwartung Harrenden das Endurtheil: Mailand, die Blume Italiens, soll in Staub und Asche zerfallen. — Zu Pavia, im Rathe der Fürsten, war der Kaiser, lange schwankend, ob er die Stadt zerstören solle, durch Reinalds des Kanzlers Vorstellungen, daß nur die Zerstörung die Beleidigungen der Stadt gegen den Kaiser ausgleiche, und durch die Bitten Pavias, Lodis und anderer italienischer Städte, besonders ehemaliger Unterthanen der Mailänder, dazu bestimmt worden, welche sich darauf beriefen, daß den Becher der Trübsal, den Mailand so lange so vielen kaiserlichen Städten gereicht habe, nun auch Mailand trinken müsse. So wurde die Stadt verurtheilt, als Mittelpunkt aller Unruhen, als Anhängerin des gebannten Papstes, als eine, deren Freiheit und Bestand unverträglich sei mit dem allgemeinen Frieden; sie wurde verurtheilt, vom Angesicht der Erde zu verschwinden, und ihre Bürger, in vier Flecken, jeder zwei Meilen vom andern entfernt, sich anzubauen.

Gnade hatten die Mailänder erwartet: das Todesurtheil über ihre Stadt, über das Gemeinwesen, in welchem allein der Bürger lebt, wirft sie zu Boden, ein Donnerstrahl aus der Hand des Allgewaltigen. Die Mannschaft der Städte, welche Mailand am bittersten hassen, wird befehligt, jede die Zerstörung eines der Stadtquartiere auszuführen. Mit dem Kaiser rücken sechs Heersäulen durch die neben den Thoren geöffneten Mauern auf sechs Seiten ein. Zuerst wird alles in der Stadt noch Zurückgelassene ausgeplündert, dann die Brandfackel in die Gebäude geworfen. Unter dem Jubel der Zerstörer lodern fast auf einmal an hunderten von Punkten die Gluthen empor. Wie in ein Meer zusammen fließen die zahlreichen Feuerströme, deren Wogen sich prasselnd wälzen über die Häuser der Handwerker und über die Paläste der Großen. Mit entsetzlichem Krachen stürzen der prächtige Circus, der Triumphbogen, den vier Gewölbe und herrliche Säulen tragen, die Burg mit ihren Marmorsälen, der Sankt Georgenthurm im Palast, viele unersetzliche Denkmale der Kunst und Wissenschaft, was alte und neuere Meister Schönes und Großes geschaffen, in dem Flammenmeer zusammen. Was dem Feuer widersteht, zerstören Menschenhände und Brecheisen. Die von Lodi, um sich recht für so viele Unbilden in ihrer Rache zu ersättigen, sind so eifrig, daß sie außer dem ihnen zugewiesenen Stadtquartier noch ein zweites zerstören helfen. So wird,

dessen Zerstörung man kaum in zwei Monden möglich geglaubt hatte, und was der Stolz und Geschmack von anderthalb Jahrtausenden gebaut, in einer Woche vernichtet. Am siebenten Tage ist kaum der fünfzigste Theil der Stadt noch zu zerstören. Die aufsteigenden Rauchwolken verhüllen Tage lang den Himmel in undurchdringlichem Trauerschleier, und das Jammergeheul der außen auf dem Feld im Elende weilenden Bürger, die vor ihren Augen die Gräber ihrer Väter und ihre Wiegen untergehen sehen, verschlingt, wie den Jubel der Zerstörer, das Geprassel und Zischen der Flammen, das Krachen und Brechen der Thürme und Häuser. Doch bleiben größtentheils die Ringmauern mit ihren hundert Thürmen, ein Riesenbau, so fest und gewaltig, wie, außer den römischen, keiner in Italien je gesehen ward, unzerstörbar der Flamme und der hastigen Händearbeit des Augenblicks. Es bleibt großentheils der Römerbogen; es bleibt der 245 Ellen hohe Glockenthurm der Marienkirche, ganz von Quadern gebaut und von wunderbarer Schönheit, der einzige seiner Art in Italien. Aber auch ihn läßt nach einigen Tagen der Kaiser umstürzen, weil er, ausgebrannt, sich auf die Kirche herabsenkt und einen großen Theil derselben eindrückt. Es bleiben die Kirchen des Mauritius, Ambrosius, Laurentius, Nazarius und andere verschont, aus Scheu vor dem Heiligen oder durch die Festigkeit ihres Baues, die den Flammen widersteht. Ebenso bleiben verschont viele Paläste des Adels und viele Gebäude in den Vorstädten, wohl aus Rücksicht auf ihre gut kaiserliche Gesinnung. Aber was jetzt an Mauern und Thürmen nicht geschieht, holen im Laufe des Sommers die feindseligen Städte nach: dreimal kehren sie zurück, bis die Mauern und Thürme ganz gebrochen und der Graben ausgefüllt sind. Fast die ganze kaiserliche Lombardei arbeitet an diesem Werk der Zerstörung. Tempel und Altäre werden geplündert, die Reliquien vieler Heiligen, woran die Stadt reich war, aus den Kirchen weggenommen; die Beute ist unermeßlich. Die Plünderer geben davon dem Kaiser ungeheure Summen Geldes, gleichsam als Preis für die erlaubte Zerstörung, und der Kaiser überweist ein Zehntheil davon, zur Sühne für die geplünderten Heiligthümer, oder aus Dank für den Sieg, an verschiedene Klöster. — So erzählen Augenzeugen, kaiserliche wie republikanische, den gräuelvollen Untergang der herrlichen Stadt, und später lief eine Sage durch die Lande, die Zerstörer haben, wie über ein Ackerfeld, über die Brandstätte kreuzweis einen Pflug gezogen, und in die Furchen Salz

gestreut, als auf eine verfluchte Stätte, die keinen Fruchtsamen empfangen, keine Frucht mehr tragen solle. Sei dieser Hohn wirklich geschehen oder bloße Sage, möglich war er, er paßte zum Ganzen, und die herrliche Stadt war ja nach des Kaisers eigenem Zeugniß „dem Boden gleich gemacht," Ein ungeheures Staub- und Aschenfeld, und die Ruinen der Paläste wie die noch gut erhaltenen, die verschonten Kirchen und Denkmäler standen, in der Oede einsam ragend, nur als um so schauerlichere Mahnzeichen da an das große und herrliche Ganze, von dessen untergegangener Pracht sie allein als Zeugen übergeblieben.

Es waren die letzten Tage vor der Leidenswoche dessen, der für die Menschheit sein Leben ließ, in welcher der Kaiser, der die Brandstatt nicht verlassen hatte, unter seinen Augen an Mailand die erbarmungslose Vergeltung üben ließ. Am siebenten Tage, am Palmsonntag, ließ er über dem Grabe der mailändischen Freiheit und Größe, in dem Tempel des Schutzheiligen derselben, in der Ambrosiuskirche, das Hochamt halten und sich von dem Erzbischof Reinald die Siegespalme reichen; und vom Tempel hinweg eilte er nach Pavia, wo sich die Großen Italiens um ihn sammelten. Hier trug er am Osterfeste, nach drei Jahren zum erstenmal, wieder die Krone auf dem Haupte: mit Mailands Sturz war sein Wort gelöst. Mit ihm zugleich erschien, gleichfalls gekrönt, die Kaiserin in der Hauptkirche. Groß waren die Feierlichkeiten und die Freudenbezeugungen der Zuschauer. Nach dem Hochamt ließ der Kaiser, gnädig und freundlich wie nie, alle anwesenden Bischöfe, Fürsten und Grafen und Konsuln der Städte zum Mahle zu sich laden im bischöflichen Palaste, und die Bischöfe in ihrem feierlichen Schmucke, die Fürsten und Herren in ihren kostbaren Gewanden, in der Mitte der Kaiser und die Kaiserin mit Kronen auf dem Haupte, feierten das Siegesmahl; ohne Grenzen war die Fröhlichkeit, der Jubel und die Huldigung wegen des Glückes, womit Gott den Kaiser beschenkt. So hat es einer der Geladenen, Acerbus Morena, der Nachwelt erhalten.

Mehrere Monate lang rechnete Friedrich in Urkunden die Zeit von der Zerstörung Mailands an. Die Bürger erhielten nach vierwöchentlichem Aufenthalt des Jammers in elenden Hütten am Grabe ihres Vaterlandes den Befehl, bei Vigentino, Nogeta, Lambrate und Carraria in vier offenen Flecken sich anzusiedeln, und am 2. Mai fingen sie an zu bauen. Der Bischof Heinrich von Lüttich wurde als kaiserlicher Vogt über sie gesetzt. Von den Geißeln, die der Kaiser zu Mai-

land und Pavia gefangen hielt, befahl er nur hundert zu behalten und diese jeden Monat gegen neue auszuwechseln. Mit dem Sturze Mailands, des Stammes, sanken die Aeste, schnell nacheinander; verzweifelnd an ihrer Sache, unterwarfen sich alle freien Städte dem Kaiser: Brescia, Piacenza, doch dieses erst, als es sich von Brescia verlassen sah, Bologna erst nach kurzem Widerstand, Imola, Ravenna, Faenza und andere. Um durch schnelle Unterwerfung Mailands Schicksal zu entgehen, nahmen sie alle Befehle des Kaisers an, sie trugen ihre Thürme ab, brachen ihre Ringmauern, ebneten Gräben und Wälle, zahlten große Kriegssteuern und nahmen aus seiner Hand, unter dem Namen kaiserlicher Podestas, deutsche Herren zu ihren Landvögten an. Nur die getreuen kaiserlichen Städte behielten ihre Vorrechte. Der Schrecken, der von ihm ausging, unterwarf ihm die ganze Lombardei und weiterhin Italien bis Rom. Froh seines Sieges, in stolzem Selbstgefühl, Italien unter sich, Deutschland beruhigt hinter sich, von der Welt als der stets Siegreiche überall gefeiert oder gefürchtet, die Arme frei, beide Sicilien zu erobern — so stand Friedrich und mit ihm das Haus der Hohenstaufen, die Kaisermacht auf dem Gipfelpunkt des Glückes und des Glanzes: aber die heilige geheimnißvolle Hand, die das Uebermaß straft und die Schaalen der Wage hält, faßte schon die goldene Locke seines königlichen Hauptes.

Sechzehntes Hauptstück.

Die Lombardei war besiegt, aber nicht ihr Verbündeter, das Haupt der Kirche, der kräftige, entschlossene und scharfsichtige Alexander. Nach Mailands Unglück begab sich dieser nach Frankreich und ward von allen Kirchenfürsten dieses Landes mit Ehrfurcht begrüßt, von dem Volke mit Anbetung. Auf einer Kirchenversammlung zu Toulouse hatten gegen 100 Prälaten schon im Jahr 1161 sich für Alexander entschieden. Friedrich suchte dagegen den König Ludwig für seinen Papst Viktor zu gewinnen und gegen Alexander besonders dadurch einzunehmen, daß dieser mehr als 20,000 Pfund Schulden in Italien gemacht, welche zu bezahlen, er jetzt Frankreich aussaugen wolle. Eine diplomatische In-

trike, durch welche auf einer Kirchenversammlung zu Dole an der Saonne König Ludwig getäuscht und Viktor von demselben hätte anerkannt werden sollen, wurde von der Gegenpartei entdeckt und die Zusammenkunft beider Fürsten scheiterte. In der Versammlung zu Dole ließen sich der Kaiser und sein Kanzler Reinald von der Leidenschaft hinreißen, einen Gedanken ihrer Seele zu enthüllen, der viele Herzen von ihnen abwendig machen mußte. Schon gegen König Ludwig hatte sich Reinald zu Losne geäußert, daß nur die Prälaten der unter dem römischen Reich stehenden Kirchen befugt seien, über den Wahlstreit des päpstlichen Stuhles zu urtheilen und Ludwig hatte geantwortet, daß er sich wundere, wie ein so kluger Mann so Wunderliches reden könne, ob denn die Könige der Franzosen und ihre Prälaten nicht auch zu den Schafen der allgemeinen Heerde gehören? Zu Dole nun ließen Beide ihren Gedanken laut werden, daß sie keine Eine allgemeine Kirche wollen, und kein Haupt derselben, als eines, zu dessen Erhebung keiner der andern Könige, der „Provincialkönige," wie sie genannt wurden, mitzusprechen habe, sondern allein der Kaiser. Der Dänenkönig Waldemar verließ auf dieses die Versammlung, mit ihm der Bischof Absalon; sie hatten nicht Lust, auch noch den Bannfluch abzuwarten, welchen der anwesende Papst Viktor wiederholt gegen Alexander auszusprechen sich anschickte. Von Dole aufbrechend, kehrte Friedrich, nach fünfthalbjähriger Abwesenheit, nach Deutschland zurück.

Sein erster Hoftag war zu Konstanz im November 1162, der zweite zu Würzburg, der dritte zu Worms um Ostern 1163. Die Deutschen sahen wieder den Thron in ihren Marken von Stadt zu Stadt wandern, aber bald sollten sie auch sehen, wie ihr König durch den langen Aufenthalt in Italien umgewandelt war, und wie er die Grundsätze, als deren Opfer schöne Städte in Italien in den Staub sanken, auch nach Deutschland herüber gebracht hatte. Von Worms aus zog er nach Mainz. Er hatte nicht vergessen den trotzig kecken Geist der Bürger, welcher gewagt hatte, sich selbst Recht und Hülfe zu verschaffen, und diesen in Deutschland wie in Italien mit der Wurzel auszurotten, eilte er in Mainz sich zu Gericht zu setzen.

Die Stimmung in Deutschland zur Zeit der Ermordung des Erzbischofs Arnold von Mainz muß eine sehr aufgeregte, dem Kaiser und seinen Bestrebungen höchst ungünstige gewesen sein, in ganzen Landstrichen des Reiches, und zwar bei mächtigen Fürsten, wie beim Volke.

Sein Kanzler Reinald war am Tage des Mords, am 24. Juni 1160, urkundlich in Deutschland anwesend, in der Würde eines kaiserlichen Bevollmächtigten für Deutschland, um die auf der Synode zu Pavia beschlossenen Erlasse des Kaisers zur Ausführung zu bringen und auch auf deutschem Boden alle Prälaten, welche nicht für den kaiserlichen Papst Viktor sich aussprächen, nicht nur aus ihren Sitzen, sondern aus dem Reiche zu vertreiben, und jedem Habe und Leben zu nehmen, der auf der Reise zu dem Papst Alexander ergriffen würde. Die Zeitbücher weisen nach, daß Reinald diese Erlasse mit Strenge auszuführen anfing, aber nur gegen Kleine; und auch gegen diese nur da, wo ihm die Streitkräfte streng=kaiserlicher Fürsten zur Hand waren; nicht aber gegen Große. Diese Lage Deutschlands kam den Mainzern zu Statten. Reinald vermochte nichts zu thun gegenüber von der blutigen That, in welche ein Theil der Mainzer die Stadt Mainz verwickelt hatte. Nicht bloß einflußreichste geistliche Fürsten, sondern auch weltliche Fürsten, wie die Welfen, so die Zäringer, hatten eine dem Kaiser ungünstige Haltung angenommen. Der Zäringer, Herzog Berthold von Burgund, war besonders mißvergnügt. Der Kaiser hatte ihm nicht gehalten, was ihm im Vertrag von 1152 zugesichert war; er sah sich statt des Herzogthums Burgund längst auf den Besitz von bloß drei Städten beschränkt. Und der Zäringer saß gerade auf der Westgränze des Reiches gegen Frankreich hin; eine Verbindung dieses Fürsten mit dem König Ludwig von Frankreich konnte dem Kaiser gefährlichst werden, und es sind Briefe vorhanden, worin Berthold ausdrücklich von dem „Hasse deutscher Fürsten gegen den Kaiser" spricht, nicht bloß von seinem eigenen, und von der Möglichkeit, daß diese mit ihm die Waffen gegen den Kaiser ergreifen, und zwar im Bunde mit dem französischen Könige. So weit hatte es die Herrsch= und Ländersucht gebracht, durch welche Kaiser Friedrichs Politik seine Hausmacht vermehren und die kaiserliche Gewalt verstärken wollte, und zudem gehörte Berthold zu den Verwandten des Kaisers; aber dieser Zäringer sah und empfand im Benehmen des Hohenstaufen gegen ihn nicht das, was es bei Friedrich war, nämlich Berechnung der Staatskunst, sondern die Gesinnung „persönlichen Hasses gegen das ganze Haus der Zäringer."

Die adeligen Führer bei der blutigen That in Mainz, wie die andern Männer daselbst, welche an der That keinen Theil hatten, aber Freunde des Wohls ihrer Stadt und der bürgerlichen Freiheit waren,

konnten nicht ohne Kenntniß des Mißvergnügens des zäringischen Herzogs sein, da die gewaltsamen Vorenthalte allgemein bekannt waren, durch welche der Kaiser dem Herzoge Berthold vollauf Ursache dazu gegeben hatte. Daran ist gar nicht zu denken, daß die Mainzer durch die Erhebung Rudolfs von Zäringen, eines Bruders von Berthold, zum Erzbischof von Mainz, an die Stelle des erschlagenen Arnold, „die Gunst des Kaisers sich zu erkaufen" hofften, weil Rudolf des Kaisers Anverwandter sei. Wenn man selbst in Frankreich die gereizte Stimmung und Spannung zwischen dem Hause Zäringen und Kaiser Friedrich kannte, so konnte sie in Deutschland nicht unbekannt sein. Bei dieser Wahl konnten die Mainzer höchstens daran denken, daß der Kaiser diese Wahl nicht verwerfen werde, in Betracht dessen, was er gegen den Bruder des Gewählten, den Herzog Berthold, gut zu machen hatte, und in Betracht der zu berücksichtigenden Hausmacht der an Erb- und Eigengütern überreichen Zäringer, sowie der Stellung des Herzogs Berthold am Oberrhein und an der Rhone, so nahe dem Gebiet des französischen Königs Ludwig. Der mächtige Reichsfürst Berthold, der mehr Geld als alle hatte und dem Junkerthum so feind war, wie einer kaiserlichen Gewaltherrschaft, hatte auch die äußeren Mittel der Macht, im Nothfall für die Stadt des Bischofssitzes seines Bruders einzutreten. Die Bürgerfreundlichkeit des Hauses Zäringen war ohnedies überall bekannt.

So wählte die Geistlichkeit des Erzstiftes Mainz in ganz kanonischer Form den Zäringer Rudolf zum Erzbischof, ohne eine Spur, daß dazu eine Einschüchterung der Mehrheit der Wähler nöthig gewesen wäre. Der Kaiser hatte zwar noch bei Lebzeiten des Erzbischofs Arnold im Jahre 1157 durch „künstliche Bearbeitung" der Mainzer Geistlichkeit die Zusage abgenommen, „nach dem Tode seines Kanzlers Arnold keinen neuen Erzbischof zu wählen, ohne daß der Kaiser selbst inmitten ihrer Berathung bei ihrem Beschluß anwesend wäre." Das war seine Politik, die er auch bei andern Erzstühlen, bei Magdeburg und Köln, geübt hatte, aber sie entsprach weder dem Herkommen, noch den Verträgen. Die Wahl Reinalds zum Erzbischof von Köln hatte er so betrieben, daß der Engländer Johann von Salisbury an Papst Alexander schrieb, der Kaiser habe das Erzbisthum Köln an Reinald „geschenkt." Die Mainzer, welchen der Kaiser „durch List" dieses Versprechen abgelockt hatte, waren Aebte, Pröpste und einige höhere Lehen-

träger der Mainzer Kirche gewesen, die sich damals gerade am kaiserlichen Hoflager befanden. Auf dieses Versprechen war nun bei der Wahl des Zäringer Rudolf keinerlei Rücksicht genommen. Reinald, der Kanzler des Kaisers, that gegen Mainz nichts, als daß er auf dem Fürstentage zu Erfurt am 25. Juli 1160 wegen der Ermordung des Erzbischofs Arnold die Acht über Mainz aussprechen ließ, im Frühlinge 1161 war er dann mit seinem Kriegsvolk wieder zum Kaiser nach Italien gegangen.

Um die Zustimmung des Papstes, wie des Kaisers, welche beide jetzt besonders Geld nöthig hatten, zu seiner Wahl zu gewinnen, ließ Rudolf einfache Kirchengefässe herstellen, und die alten schweren goldenen und silbernen Kirchengeräthe, sowie die Edelsteine daran zu Geld machen, soweit sie noch vorhanden waren; denn schon der ermordete Vorgänger Arnold hatte die goldenen und silbernen Kreuze, Becken und Kelche stark angegriffen und Geld daraus schlagen lassen. Der Geistlichkeit und dem Volk versprach Rudolf, Alles wieder in den Kirchen herstellen zu wollen nach seiner Rückkehr aus Italien, wohin er mit dem Gelde ging, um von dem Kaiser die Belehnung mit den Regalien für sich, für Mainz die Zusicherung der kaiserlichen Gnade, wie die Bestätigung seiner Wahl von Papst Viktor auszuwirken. In Italien aber exkommunicirte ihn und seine Wähler der Papst des Kaisers; der Kaiser selbst belehnte ihn nicht. Erst sieben Jahre später erscheint Rudolf als Bischof von Lüttich wieder. Pfalzgraf Konrad, des Kaisers Stiefbruder, gleichfalls kaiserlicher Bevollmächtigter im Reich, hatte, wie der Zäringer nach Italien abgereist war, für sich den Mainzern einen Erzbischof oktroyirt, wahrscheinlich durch Wahl einiger zu ihm geflüchteter Mainzer Geistlichen, den Grafen Christian von Buch. Der Pfalzgraf glaubte ganz im Sinn seines kaiserlichen Bruders aus allen heraus den rechten Mann getroffen zu haben. Das war nicht bloß ein Charakter von seltener Kraft, sondern auch ein Leib von ganz ungewöhnlicher Stärke, und über Beiden ein Kopf von einem gewissen genialen Anflug. Dieser in den Geschäften der Kanzlei und der Diplomatie brauchbare, aber auf dem Schlachtfeld mit seinem furchtbaren eisernen Streitkolben in seiner Art ganz einzige Mann, stand wegen dieser Eigenschaften schon damals in ganz besonders hoher Gunst des Kaisers. Dem Papste Viktor gefiel Christian wohl als „erwählter" Erzbischof von Mainz. Von dem Mann mochte er allerdings mehr als von einem andern hoffen, daß er

dazu angethan sei, ihn auf dem päpstlichen Stuhle zu Rom festzusetzen und zu halten. Dennoch durfte der Papst des Kaisers ihn nicht anerkennen und bestätigen, ohne den Willen des Kaisers. Er hätte ihn bestätigt, er wandte nichts ein gegen seine Wahl, so unkanonisch diese auch war; aber — der kaiserliche Alleinherrscher hatte andere Gedanken als sein Papst. Der staatskluge Kaiser und sein noch staatsklügerer Reinald konnten für jetzt eine so ganz formlose Wahl für den mächtigsten Erzstuhl des deutschen Reiches denn doch nicht anerkennen; sie wußten, das hieße, eine schneidende Waffe dem schlauen Gegenpapst Alexander in die Hand geben. Wie wollten beide damit in Deutschland vor einem Erzbischof Eberhard von Salzburg, vor einem Gerhoch von Reichersberg und vor der römisch-katholischen Welt im deutschen Volke bestehen, das auf deren Stimme und Losung hörte, wie auf den Ausspruch höherer Wesen? Vor ihnen, die jetzt noch schwankten zwischen Papst Alexander und dem Kaiser, wenigstens in so weit, daß, wenn sie in ihrem Gewissen für Alexander waren, wenigstens doch noch äußerlich nicht wider den Kaiser waren und selbst innerlich Anhänglichkeit an ihn hatten?

Der Kaiser bestimmte eigenmächtig einen Andern zum Erzbischof von Mainz und ließ dieser Alleinherrscherhandlung wenigstens etwas von Schein einer gesetzlichen Form geben, indem er einige Prioren der Mainzer Kirche, die gerade in Sachen derselben in Italien bei ihm sich befanden, von sich aus veranlaßte, in seinem Lager eine Art von Wahlkomödie zu spielen, durch welche der Mann der kaiserlichen Wahl mittelst ein paar geistlicher Stimmen als kanonisch gewählt erscheinen sollte. Dieser Mann war des Kaisers naher Verwandter aus einem den Hohenstaufen treu anhängigen Hause, der Bruder seines tapfern Feldherrn Otto von Wittelsbach, des Pfalzgrafen in Bayern. Dieser vom Kaiser zum Erzbischof gemachte Konrad von Wittelsbach wurde und blieb Fürst auf dem Stuhle zu Mainz; er hielt sich durch eigene Charakterkraft und Klugheit auf dem Erzstuhl unter allen Schwankungen des langen Kampfes zwischen dem Kaiserthum und den im Glück wechselnden Päpsten. Den Grafen Christian entschädigte der Kaiser bald darauf durch die Ernennung zum deutschen Reichskanzler im Jahre 1162, gleich bei seiner Rückkehr nach Deutschland, und nachdem er Reinald zur Würde des Erzkanzlers für Italien erhoben hatte.

Auf diesen Pfalzgrafen Konrad von Wittelsbach baute die berech-

nende Staatsklugheit Friedrichs Hoffnungen und Entwürfe in seinem alleinherrlichen Sinn: nach drei Jahren empfand er, wie sehr er sich verrechnet hatte. Er selbst führte den Erzbischof seiner Wahl in seinen Sitz Mainz; selbst das Maß der Strafe war dieser Stadt in seinen Gedanken längst zugemessen, vor welchen sie durch ihren bürgerlichen Freiheitsgeist schuldiger war, als durch das von einem Theil der Einwohner vergossene Blut des Erzbischofs.

Die Mainzer hatten sich um Acht und Bann des Kaisers und seines Papstes Viktor seitdem wenig gekümmert. Der Kaiser war weit weg, jenseits der Alpen, und keine Macht in Deutschland, den schweren Worten, die über die Alpen herüber brieflich kamen, irgend eine thatsächliche Folge zu geben. Und das Zäringer Haus deckte die Stadt.

Erst nachdem Friedrich den bürgerfreiheitlichen, jedem Junker- und Alleinherrenthum abholden und widerstrebenden Geist mit Mailands Fall jenseits der Alpen niedergeworfen hatte, traf die Nachwirkung davon die deutsche Rheinstadt Mainz. Als er acht Tage nach Ostern 1163 von Worms aus gegen Mainz zog, fanden er und die dahin zu einem Hoftag berufenen Fürsten die Stadt von Menschen verlassen, nicht nur die Straßen leer, sondern auch die Häuser verödet. Man wußte in Mainz aus Aeußerungen, die er zu Besançon, in seinem burgundischen Reiche, unterwegs gethan hatte, was für Mainz zu erwarten war von demjenigen, welcher also mit und an Mailand in Wort und That gehandelt hatte. Selbst wer noch so unschuldig war, konnte nach solchen Vorgängen nicht bleiben, dem ersten Zorn des Schrecklichen gegenüber. Und der Groll des in seine junkerthümlichen und herrischen Anschauungen mehr als je verbissenen, irregeleiteten Kaisers übersah die Blöße, welche er vor der ganzen christlichen Welt sich gab, als er, ohne die Beklagten vorzuladen und zu hören, wie es das alte deutsche Recht forderte, in der menschenleeren Stadt, wo er Hoftag hielt, sich auch zu Gericht setzte und das Schreckenssystem aufstellte; als er ohne Ladung eine solche Stadt des Reichs im Ganzen verurtheilte, gerade bloß um zu schrecken, nicht um der Schuld und der Unschuld gerecht zu werden.

Nur wenige Häuflein armen Volkes hatten die Stadt nicht verlassen. Sie mit denen, welche des Kaisers Gunst vorher gewonnen hatten, empfingen ihn. Nach denen, die der Theilnahme am Morde des Erzbischofs beschuldigt waren, wurde gefahndet; einer davon, ein Mainzer Bürger, Namens Brunger, wurde ergriffen, vorgeführt, so-

gleich verurtheilt und hingerichtet. Der Abt des Sankt Jakobsklosters wurde auch vor den Kaiser geführt. Sein Bemühen, von den Beschuldigungen sich zu reinigen, gewann ihm den Kaiser nicht; er wurde abgesetzt, gebannt und verbannt. Die Mönche des Jakobsklosters, auf des Kaisers Befehl in ein Haus gefangen gelegt, brachen auf die Kunde von dem Verfahren gegen ihren Abt aus, durch die Fenster und durch andere Ausgänge. Die Wenigen, die blieben, wurden aus der Stadt getrieben. Papst Viktor IV. hatte nur über diejenigen, welche persönlich an dem Erzbischof Arnold sich vergriffen haben, den Fluch der Kirche verhängt; der Kaiser aber verurtheilte die ganze Stadt. Er sprach über die der Theilnahme am Mord Beschuldigten und Entwichenen ewige Verbannung aus, über die Stadt selbst aber, daß ihre Mauern gebrochen, ihre festen Thürme und Thore niedergerissen, Wall und Graben geebnet werden sollen; er sprach die Stadt als solche aller ihrer Rechte und Freiheiten verlustig; die Bürgerschaft von Mainz solle mit ewiger Unehre belegt, jeder Würde im Reich unfähig, jeder kaiserlichen Gnade für immer verlustig sein.

So wollte der Kaiser das uralte herrliche Mainz als Schreckensbeispiel hinstellen auf deutschem Boden, wie Mailand auf italienischem. Das Niederreißen der Mauern, das Zerstören der Befestigungen begann; aber nicht alle Mauern, nicht alle Werke wurden gebrochen. Nur die Sage ließ alle zerstören und Mainz ohne alle Schutzwehr dastehen. Der wirkliche Vollzug des ganzen Zerstörungswerks war eben so sehr wider den Vortheil des neuen Erzbischofs selbst, als wider den der Stadt. Seinen eigenen Sitz Mainz zu einem für Wölfe und Hunde, Räuber und Diebe offenen Flecken selbst zu machen, wäre höchst unpolitisch von dem Erzbischof gewesen. Man hörte auf, im Abtragen der Werke fortzufahren, sowie der harte kaiserliche Richter weit weg war. Denn bald genug riefen den Kaiser neue Bewegungen in Italien von Deutschland wieder ab: es waren die Früchte seines Verfahrens daselbst, die nun zeitigten.

Siebzehntes Hauptstück.

In Italien schalteten die deutschen Vögte des Kaisers alle wie kleine Tyrannen. Der Bischof von Lüttich, der den mailändischen Verbannten zum Vogt gesetzt war, verließ seine Stelle bald wieder und setzte Peter von Cunin zu seinem Verweser. Dieser ersann unzählige Arten der Bedrückung, und war unerschöpflich in neuen Erfindungen, Geld zu erpressen. Bauern und Bürgern raubte er, was sie noch aus der Zerstörung gerettet hatten, durch gezwungene Anleihen. Die Geißeln durften nur gewechselt, Schuldforderungen nur eingetrieben werden, wenn zuvor eine gewisse Summe an ihn bezahlt ward. Starb einer ohne Sohn, so trat er in die Erbschaft, und zur Zeit der Reis- und Weinernte forderte er von Rittern und Bauern ganz willkürliche Abgaben. Die Martinsschweine und die jungen Lämmer zu Ostern machte er sich zu reichen Geldquellen. Hart waren schon des Kaisers Forderungen, dieser verlangte den vierten Theil der Früchte, den dritten des Heus u. s. f. Peter von Cunin trieb das System seines Herrn auf eine höhere Stufe, im Wetteifer mit seinen Amtsgenossen. Denn Heinrich der Schwabe, des Kaisers Vogt, der auf dem Ghezonsberge saß, ließ in den Ländereien, welche die Mailänder im Bisthum Lodi hatten, alle Früchte für sich einsammeln. Marquard von Winsbach, der auf Trezzo saß, that dasselbe in seinem Bezirk. Der Graf Goswin, der über Seprio und Martesana gesetzt war, ließ die Mailänder keine Schuld in seinem Gebiet eintreiben, warf alle Schuldscheine, deren er habhaft werden konnte, ins Feuer, die Besitzer der andern nahm er gefangen und zwang sie, dieselben zu vernichten. Im ganzen Lande wurden Zwingburgen, kaiserliche Paläste und andere gewaltige Bauten aufgeführt, viele Meilen weit mußten die Mailänder und die anderen Unterdrückten Steine und Sand zu dem Bau als Frohnknechte herbeischaffen, nicht aus dem Steinbruch, sondern aus dem Grabe ihres Vaterlandes: die heiligen Trümmer ihrer Vaterstadt, wurden die Unglücklichen genöthigt, auf ihren eigenen Schultern herbei zu schleppen, um Zwingburgen für ihre Unterdrücker daraus zu bauen. Der Bischof von Lüttich, empört durch die Kunde von Peters Bedrückungen, setzte diesen ab, aber sein Nachfolger, Friedrich, der Schulmeister genannt, war noch habgieriger und schmutziger.

Seinen Kanzler Reinald hatte der Kaiser zu seinem Stellvertreter in Italien ernannt. Diesen sandte er darum auch bald aus Deutschland über die Alpen zurück. Reinald war nicht der Engel, von welchem die Bedrängten Schutz erwarten konnten. Er selbst war mit gutem Beispiel vorangegangen. Er nahm an sich dem Glauben jener Zeit unersetzliche Schätze und Geldquellen, die angeblichen Gebeine zweier Märtyrer und der heiligen drei Könige und brachte sie aus der mailändischen Kirche des heiligen Eustorgius über die Alpen nach Köln. Sollte Priesterhänden, welche die Kirchen des Herrn nicht ungeplündert ließen, Anderes heilig und unantastbar seyn? Reinald, der feine gewandte Priester, der liebenswürdige Gesellschafter, der unermüdete Eiferer für seines Kaisers Interesse, war zugleich der Schöpfer oder Beförderer alles dessen, was der Kaiser Strenges und Grausames in Italien gethan. In seiner Seele war keine Stelle für ein Gefühl des Mitleids mit den ihm verhaßten Mailändern und Lombarden. Ihm war es nur darum zu thun, die Großen in Italien und die kaiserlichen Städte in der Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit zu erhalten, alle Prälaten, die dem Papst Alexander anhingen, abzusetzen und ihre Würden und Stellen Treuergebenen zu übertragen, und er sah es gerne, wenn den mailändischen Verbannten und den andern Gleichgesinnten jedes Mittel und dadurch jede Hoffnung entzogen wurde, ihr in den Staub getretenes Haupt je wieder zu erheben. Dazu schienen ihm die unerhörten Bedrückungen der Vögte und die Zwingburgen ganz geeignet. Der Bischof Hermann von Verden, den der Kaiser nach Italien sandte, um für ihn das Richteramt zu versehen, ein frommer, leutseliger, gerechter Mann, verfuhr weise und mäßig in den Landen, aber er hatte nur Recht zu sprechen und keine Verwaltung. Auch gehörten die Klagen der Italiener gegen die deutschen Vögte nicht vor sein Gericht. Der Uebermuth der deutschen Vögte drückte auch seinen ehernen Fuß nicht nur auf den Nacken der besiegten Städte, sondern er kam nicht selten auch mit dem Stolz der kaiserlichgesinnten Städte in unangenehme Berührung, und alle sahen mit Sehnsucht der Ankunft des Kaisers entgegen, den sie von den Gewaltthätigkeiten seiner Vögte nicht unterrichtet glaubten.

Wenigstens war er es von dem Geiste nicht, welchen die Tyrannen in den Lombarden erregt hatten. Ohne Heer, mit geringem Waffengefolge, von seiner Gemahlin begleitet, kam der Kaiser im Oktober 1163 wieder nach Italien. So sicher, als träte er in ein Land, wo ihm

alle Herzen aus Furcht vor seiner Macht, oder aus Liebe unterthan wären, trat er auf den feuerunterhöhlten Boden. Zu Alt-Lodi trug er mit dem Papst Viktor, dem Patriarchen von Aquileja und dem Abt von Clügny die kostbaren Gebeine des heiligen Basianus des Bekenners auf seinen kaiserlichen Schultern zur Kirche heraus, von wo sie nach Neu-Lodi geführt wurden; dann nahm er seinen Sitz in seinem getreuen Pavia. Auf die Bitte seiner getreuen Pavesen, welche ihm vorstellten, wie Tortona, um den Kaiser und sie zu verhöhnen, wieder aufgebaut und befestigt worden sei, und wie es nicht nur mit den verbannten Mailändern in geheimem Einverständniß, sondern überhaupt verdächtig sich zeige, gebot er, die Mauern Tortonas aufs Neue zu schleifen. Die Pavesen zogen in grenzenlosem Jubel hinaus, entwaffneten im Namen des Kaisers die Bürger und zerstörten mit schneller Hand nicht nur die Mauern, sondern alle Gebäude der Bürger von Grund aus. Zum zweitenmal lag Tortona in Schutt und Staub, und zum zweitenmal zogen die Tortonesen, mitten im Winter, mit Weib und Kind ins Elend hinaus. Der Kaiser aber residirte, ohne die frevelhafte Ueberschreitung seines Befehles an den Pavesen zu ahnden, den ganzen Winter über in der Mitte dieser seiner Getreuen, und diese zahlten ihm große Summen aus der Beute der zerstörten Stadt. Am 3. Dezember begab er sich nach Monza, um seinen neuen Palast, der dort gebaut wurde, zu sehen. Als er bei Vigentino, in dessen Nähe einer der vier, von den verbannten Mailändern angebauten Burgflecken lag, eine Miglie südlich von Mailand, vorüber kam, gingen ihm die Verbannten mit Weib und Kind auf die Straße entgegen. Es war Nacht, heftig fiel der Regen, und sie warfen sich in dem Koth auf die Kniee vor dem Kaiser, und forderten Barmherzigkeit. Der Kaiser ritt fürbaß und ließ ihnen seinen Kanzler, der ihnen sagte, sie sollen des andern Tages einige aus ihrer Mitte nach Monza senden. Diese erschienen. Der Kaiser befahl, die noch gefangen gehalteuen Geißeln der Mailänder frei zu geben. Dann feierte er in seinem Palaste ein kostbares Festmahl, und bedeutete vor seinem Abgang den mailändischen Abgeordneten, indem er auf den Kanzler und den Grafen von Blanderate hinwies: „Diese Zwei werden über eure Sache das Gehörige ordnen." Der Kanzler Reinald berief zwölf von jedem Burgflecken zu sich. Freudig, in der Hoffnung, Mitleid und Gerechtigkeit endlich zu finden, erschienen die Abgeordneten. Weinend traten sie vor ihn. Der

Kanzler aber fragte sie, welches Geschenk sie dem Kaiser darbringen wollen. Flehentlich schilderten die Unglücklichen ihr Elend und ihre Armuth und entschuldigten sich mit guten Gründen, daß sie überhaupt kein Ehrengeschenk bringen können, als Thränen und guten Willen, ein Geschenk, das nach den Lehren der Weisen an Knechten und Besiegten nicht zu verachten sei. Da brach der Priester in Zorn und heftige Drohungen aus. „Wozu euer weises Gerede?" rief er; „Geld wollen wir, nur Geld!" und sie mußten ihm schwören, vor dem Marienfeste im nächsten Februar 880 Pfund kaiserlicher Münze bezahlen zu wollen. Sie bezahlten es, doch ohne Gerechtigkeit zu erlangen. Die Vögte, wie sie sahen, daß des Kaisers Ohr den Klagen gegen sie verschlossen blieb, schalteten noch gewaltthätiger als zuvor. Der Kaiser wechselte zwar einige, aber nicht zum Glück der Bedrückten; denn die Neuen brachten dahin, wo die Früheren schon bis aufs Blut ausgesaugt hatten, frischen Heißhunger. Die Namen derselben, offenbar fast lauter Deutsche, sind der verdienten Brandmarkung dadurch entgangen, daß sie, bis auf Wenige, von den italienischen Geschichtschreibern zum Unkenntlichen verstümmelt sind. Unter dem Vorwand, die kaiserlichen Hoheitsrechte, den ronkalischen Beschlüssen gemäß, einzutreiben, erpreßten sie siebenmal mehr von Städten und Herren. Den Mailändern ließen sie von dem Drittheil ihrer Felderzeugnisse nur ein Drittheil, den Cremesen nahmen sie das Drittheil ihrer Ländereien. Jeder Heerd in der Hütte des Landmanns wie im Palast der Großen wurde mit Auflagen belegt, jede Mühle aufs Härteste besteuert, jeder Fischer mußte den Drittheil seines Fanges, jeder Kopf, hoch oder nieder, eine bedeutende jährliche Kopfsteuer abgeben; jedes Wild, jeder Vogel, die erjagt wurden, nahm der Vogt weg. Jeder Tag brachte neue unerhörte Plackereien. Am Schwersten jedoch wurde die Geißel über den Mailändern geschwungen. Viele entflohen und irrten von Stadt zu Stadt umher. Die flüchtigen Mailänder, die ohne Schuld ins Elend getriebenen Tortonesen, waren eine lebendige wandelnde Zeitung von der Schmach und den Freveln, welche sich die Fremden gegen Italien erlaubten, und wenn sie sprachen von den einzelnen bösen Thaten, von „ihrer egyptischen Sklaverei und von dem Hohn ihrer Bedrücker," waren ihre Worte glühendes Metall, in die Seele der Zuhörer gegossen, und der Lobredner des Kaisers, Morena, selbst versichert, daß in ganz Lombardien kein Herz geschlagen habe, welches nicht die große Schmach und Schande, tiefer als er beschreiben

könne, gefühlt, welches nicht eingestimmt hätte, lieber ganz unterzugehen, als diesen Hohn und Druck länger zu dulden, und welches nicht in tiefster Brust Rache gekocht hätte. Selbst die Städte, welche Mailand und Crema zerstören halfen, nahmen jetzt Mailands und Tortonas Flüchtlinge auf, und das Joch, das der Kanzler Reinald im Sinne seines Herrn ohne Unterschied auch ihnen wie dem übrigen Italien aufzulegen anfing, ließ sie recht lebendig fühlen, wie in Mailand das Bollwerk auch ihrer Freiheit zertrümmert worden war, und wie auch ihrer Freiheit, der lang gewohnten und theuer erkauften, drohte, von der Alleinherrschaft des Kaisers verschlungen zu werden. Die Unterdrückten griffen, da sie sahen, wie der Kaiser ihnen nicht helfen wollte, zur Selbsthülfe. In den mailändischen Flecken wurde Roland de Rubeis, des Kaisers Vogt, während des Mittagsschlafes erschlagen; in Bologna Bozzo, der kaiserliche Vogt, zum Fenster hinaus auf die Straße gestürzt, daß die Hunde das Blut des Ungerechten leckten. Zu Padua saß ein Graf Paganus (von der Heiden?). Seine Lüsternheit warf ihr Auge unter vielen andern Schönheiten auch auf ein edles Mädchen, Speronella Dalesmani. Sie widerstand seinen Wünschen und Lockungen. In der Nacht drang der Vogt in das Haus des alten Dalesmani, und entführte die Tochter auf die Burg Pendisi. — Der Bruder der Entführten, früher des Vogtes Freund, ritt, racheglühend, nach Venedig, erzählte die That, und kam mit einer Schaar Gewaffneter zurück. Das Volk schloß sich ihm an, der Vogt wurde in seinem festen Schloß belagert und entrann durch die Flucht dem Tode. Arnold Barbavera, der als Vogt zu Piacenza saß, entfloh auf die Kunde davon mit allen Freiheitsbriefen der Stadt und dem Kirchenschatz des heiligen Antonius über die Grenze. Verona, Paduas Beispiel folgend, Treviso und Vicenza verjagten ihre Vögte. Die Losung war gegeben. Verona, Padua, Vicenza, Treviso und die ganze Mark traten zusammen in einen Bund, und schwuren, mit Vorbehalt des alten Rechtes des Reichs, fortan dem Kaiser nichts weiter zu gewähren, als was von ihren Vätern den Vorfahren des Kaisers, Karl dem Großen und andern rechtgläubigen Kaisern, anerkannter Weise gewährt worden sei, und sich gegenseitig zur Abwehr jedes Drucks mit den Waffen zu unterstützen. Das mächtige Venedig, die reiche Wasserstadt, trat dem Bunde bei. Auch der griechische Kaiser Manuel war demselben nicht fremd. Schon lange weilten seine Unterhändler zu Venedig und suchten mit Wort und Geld die Lombarden

gegen den deutschen Kaiser in die Waffen zu bringen. Der Papst Alexander hatte es auch an Ermunterungen nicht fehlen lassen.

Das schmerzte den Kaiser um so mehr, als ihm die hinreichende Waffenmacht fehlte. Er versuchte Unterhandlungen, er versprach vollkommene Gerechtigkeit, wenn sie ihre Klagen vor ihn brächten. Die Bundesstädte sandten Abgeordnete zu ihm nach Pavia. Da aber der Kaiser durchaus sich nicht zu der Gerechtigkeit, die sie ansprachen, verstehen wollte, gingen sie wieder zurück. Friedrich nahm die wenigen Deutschen, die er bei sich hatte, und die Mannschaft der kaiserlich-gesinnten Städte, um Verona durch Ueberfall zu schrecken. Verwüstend, Burgen und Flecken zerstörend, drang er durch das Veronesische: vor Verona selbst fand er überrascht ein überlegenes Heer der Verbündeten zum Kampfe bereit. Gleich Anfangs hatte er wahrgenommen, daß seine getreuen Städte eine gewisse Lauheit, ihm zu folgen, an den Tag legten. Wie erschrack aber der gewaltige Kaiser, als ihm diejenigen, die ihm bisher am getreuesten beigestanden, die Lombarden zu unterjochen, Pavia und Cremona, ins Angesicht erklärten, daß sie ihn ganz verlassen würden, wenn er nicht die Freiheit ihrer Städte wieder herstelle, wie sie unter seinen Vorfahren gewesen! Um sich wenige Deutsche, sonst lauter Lombarden, denen er nicht mehr trauen zu können fürchtete, vor sich den überlegenen Städtebund, floh der Kaiser plötzlich nach Pavia zurück, weil er sich in seinem eigenen Heere nicht mehr sicher glaubte, glühend von Schmerz und Scham.

Achtzehntes Hauptstück.

Wohin der Kaiser sah, zeigte sich ihm dunkles Gewölke. Die kirchlichen Verhältnisse gestalteten sich mit jedem Tag entschiedener zu seinem Nachtheil. Schon im April 1164 war sein Papst Viktor zu Lucca gestorben. Düstere Schwermuth hatte in den letzten Tagen seinen Geist umnachtet. Bloß zwei Kardinäle blieben dem Sterbenden, seiner Leiche wurde die Aufnahme in der Hauptkirche verweigert; und doch nicht gewarnt durch dieses unglückliche Ende des kaiserlichen Papstes, zu stolz, in das Grab Viktors die verderbliche Kirchenspaltung mit hinab zu

senken und dem Papst Alexander die Hand zur Versöhnung zu bieten, wählten der Kanzler Reinald und wenige italienische und deutsche Bischöfe den Kardinal Guido von Crema rasch zu ihrem Papste, unter dem Namen Paschal III., um jedem Schwanken seines Herrn zuvorzukommen. Der Kaiser war durch die Kunde vom Tode seines Papstes schmerzlich berührt, durch die Voreiligkeit seines Kanzlers in größter Verlegenheit. Reinald hatte einen Papst gemacht, ohne ihn zu fragen. Das Veroneser Bündniß zeigte ihm, wie wenig fest sein Sieg in Italien war: das Gefühl seiner gegenwärtigen Ohnmacht war ihm und Andern vor Verona schmerzlich offenbar worden. Auf Deutschland und ein großes dort zu sammelndes Heer stand seine Hoffnung: aber dorther kamen die niederschlagendsten Botschaften. So stand Friedrich, kaum noch auf dem Gipfelpunkt des Glücks und der Macht, auf einmal tief umschattet: die Zügel der Welt, die er mit so stolzem Selbstgefühl, wie er wollte, zu führen geglaubt, schienen ihm aus der Hand zu gleiten. Aber dadurch bewies er sich den großen Charakteren der Weltgeschichte ebenbürtig, daß, aus der Nacht des Unglücks vordringend, sein Stern nur strahlender sich zeigte. Nach seinem Unglück vor Verona entwich er nicht feige aus Italien, ein ganzes Vierteljahr blieb er noch, kaiserlich sich selbst vertrauend, und dadurch stärkte er das Vertrauen der Seinen in ihn. Er zog die Fürsten und Herren der Lombardei enger in sein Interesse und legte seine besten deutschen Krieger in ihre Burgen. Dieser hohe Adel, der natürliche Feind der freien Städte, sollte ihm den Anhalt ersetzen, welchen er an seinen sonst getreuen Städten nicht mehr sicher zu haben fürchtete. Er betrieb den Ausbau seiner Burgen und Schlösser, suchte Pavia, Genua, Ferrara und andere Städte durch neue Begünstigungen zu fesseln, und erst, nachdem er Alles geordnet glaubte, um seine Sache in Italien zu sichern, bis er mit einem großen Heere wieder käme, ging er im Herbst 1164 über die Alpen nach Deutschland.

Durch ganz Deutschland, vom Rhein bis zur Oder, von der Donau bis an die Ost- und Nordsee waren die wilden Kräfte des Streits losgelassen, und der rohe Geist des Faustrechts, den der Kaiser gebändigt, hatte während dessen langer Abwesenheit seine Fesseln zerbrochen und drohte, das mühsam und glücklich aufgeführte Gebäu der Ordnung im Reiche umzuwerfen. Das furchtbarste Schauspiel gab der Norden. Hier wetteiferten die Natur und die Menschen im Zerstören. Im Februar warf sich, vom Orkan gepeitscht, die Meeresfluth über

die ganze Küste von der Elbe bis weit über Friesland hin, Inseln versanken, die Menschen und die Wohnstätten der Menschen wurden in das ungeheure Wassergrab fortgeschwemmt. Ströme und Meerbusen änderten ihre Gestalt und neues Land fing sich zu bilden an. Am gleichen Tage, an welchem die Meeresküsten durch den Ueberfall des Oceans verwüstet wurden, warf sich der gerechte Grimm des Slavenfürsten Pribislav, zur Rache für sein unterdrücktes, unmenschlich mißhandeltes Volk, über die Besatzungen und Burgen Heinrichs des Löwen im Lande der Slaven. Der Löwe, im Bund mit dem Dänenkönig und dem Grafen von Holstein, eilte mit großer Macht heran, und hing den durch Vertrag vor einem Jahr in seine Haft gerathenen Bruder des Slavenfürsten schmählich an den Galgen. Aber Pribislav warf sich über den größten Theil des sorglosen Sachsenheers, mordete siegreich die Edelsten, eroberte das Lager, als der Löwe, herangeeilt, in die plündernden Massen der Slaven einbrach und ihnen den Sieg wieder entriß, und unter den Flammen der Städte, Burgen und Flecken, welche die fliehenden Bewohner selbst in Brand steckten, das ganze Land unterjochte. Am Rhein verwüsteten der Pfalzgraf Konrad, des Kaisers Bruder, Ludwig, der Eiserne, König Konrads Eidam, und der Schwabenherzog Friedrich, des Kaisers Vetter, das Bisthum Köln, um sich an dem verhaßten Kanzler Reinald zu rächen. In Westphalen lagen die Bischöfe von Paderborn, Minden, Münster, mit dem Grafen von Avensberg, in den Niederlanden die Bürger von Gröningen mit dem Bischof von Utrecht in Fehde. Am Neckar und an der Donau schlug der alte Streit zwischen Welfen und Waiblingern in hellen Flammen aus. Hugo, der Pfalzgraf von Tübingen, ergriff in seinem Gebiet einige des Straßenraubs überführte Ritter, zerstörte ihre Burg Mähringen und ließ mehrere davon aufhängen. Diese waren Vasallen des Herzogs Welf. Welf forderte Genugthuung, der Pfalzgraf weigerte sich, und bald artete der kleine Streit in einen Krieg aus, der ganz Süddeutschland, selbst den Böhmenkönig in seine Wirren hineinzog. Der alte Welf rief seinen Sohn, der bei dem Kaiser in Italien war, zu sich und begab sich selbst zu dem Kaiser. Der junge Welf brannte, die Ehre seines Hauses an dem Pfalzgrafen zu rächen. Zu ihm stellten sich die Bischöfe von Augsburg, Speyer und Worms, der Herzog Berthold von Zäringen, die Markgrafen von Vohburg und Baden, die Grafen von Habsburg und Vöhringen, von Pfullendorf, Calw und Berg und viele andere Herren, zusammen ein

Heer von mehr als 5200 geharnischten Reitern. Den Pfalzgrafen schützten der Schwabenherzog, die Grafen von Zollern und von Württemberg und viele andere Herren; doch waren sie der Macht ihrer Gegner bei weitem nicht gewachsen, sie verließen sich auf die feste Pfalz Tübingen. Auf einem schmalen Berge zwischen dem Neckar, der hart an seinem Fuße hinströmt, und zwischen der Ammer erhob sich das Schloß als eines der festesten im Lande. Während der Unterhandlungen vor der Pfalz entspann sich durch den Uebermuth einiger welfischer Ritter ein Kampf, welcher beide Lager in Allarm brachte, auf der Pfalz wurde zum Angriff geblasen und bald waren beide Heere handgemein. Die Waiblinger hatten das Terrain für sich, sie stritten von guten Verschanzungen herab, vor sich den Neckar, durch welchen die Welfischen durchgehen mußten, um das verschanzte Ufer anzugreifen, und nach zweistündigem Gefecht setzten die Waiblinger über den Fluß und jagten den ganzen großen welfischen Haufen in die Flucht. Neunhundert wurden gefangen, besinnungs- und ordnungslos zerstreuten sich die Verfolgten in die Wälder und Höhlen; Welf selbst erreichte fliehend mit zwei oder drei seiner Freunde das Schloß Achalm ob Reutlingen. Der alte Welf erlangte von dem Kaiser den Befehl an den Pfalzgrafen, die Gefangenen frei zu geben und Frieden zu halten. Der Pfalzgraf, auf den Schwabenherzog trotzend, zögerte. Nun fiel Welf mit Brand und Verwüstung in die Besitzungen des Pfalzgrafen ein und erstürmte und zerstörte seine Schlösser Kehlmünz, Weiler, Hildrizhausen und die Befestigung der Kirche von Gültstein. Der Pfalzgraf flehte den Schwabenherzog um Hülfe, dieser zog den Böhmenherzog an sich und sie überfielen bei Gaisbeurren den siegesfroh heimziehenden Welf, und schlugen ihn, daß er mit Noth in sein Schloß Ravensburg entrann. Die Böhmen aber, ein zügelloses Volk, durchzogen, ohne Unterschied zwischen Freund und Feind, sengend und plündernd, das Land vom Bodensee bis zum Böhmerwald. Zu gleicher Zeit schlugen sich zwei der angesehensten Kirchenfürsten offen auf die Seite Alexanders, der Erzbischof von Mainz, der erste unter den deutschen Bischöfen, und der Erzbischof von Salzburg. Friedrich büßte jetzt, daß er an die Stelle des erschlagenen Arnold mit Verwerfung des vom Kapitel erwählten Rudolf, eines Bruders Bertholds, des Herzogs von Zäringen, so wie mit Verwerfung des von dem Pfalzgrafen Konrad, seinem Bruder, und dem Landgrafen Ludwig dem Eisernen eingesetzten Christians, des Propstes zu Merseburg,

auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz Konrad von Wittelsbach, einen Bruder Ottos des Pfalzgrafen, erhoben. Hatte er zuvor schon die Zäringer so beleidigt, daß der Herzog Berthold dem König von Frankreich schrieb, im Fall eines Krieges mit dem Kaiser dürfe der König auf seinen und anderer Fürsten Beistand rechnen, so waren die Zäringer dadurch noch erbitterter auf ihn. Und den Wittelsbacher Erzbischof hatte er doch auch nicht an seine Sache gefesselt; denn schon nach kurzer Zeit hatte dieser sich von ihm abgewandt, sich zu dem Papst Alexander nach Frankreich begeben, und sich nach seiner Rückkehr so unverholen für denselben erklärt, daß er öffentlich jedem Gesandten Paschals III., der nach Mainz käme, die Augen ausreißen zu lassen drohte. In Salzburg war ein Bruder des edeln Otto von Freisingen, der mehrere Jahre zuvor, zu früh für den Kaiser, starb, Konrad von Oesterreich, Bischof zu Passau, ein Stiefoheim des Kaisers, zum Erzbischof erwählt worden. Wie seinen Vorfahren, vermochte auch ihn der Kaiser durch nichts, Alexander nicht für den ächten Papst anzuerkennen, und gestützt auf zwei so mächtige Kirchensäulen, griff die Stimmung für Papst Alexander immer weiter im Reich um sich. Die Geister wie die Waffen waren in Bewegung, als Friedrich im Oktober den deutschen Boden betrat.

Zuerst versöhnte er die welfisch-waiblingische Fehde auf einer großen Reichsversammlung zu Ulm. Er konnte die Macht der Welfen nicht entbehren, wenn er eine neue Heerfahrt nach Italien thun wollte, noch weniger Schwaben in Fehden und Unruhen hinter sich lassen; der Pfalzgraf zu Tübingen mußte durch dreimaligen Kniefall vor Welf sich in dessen Gnade ergeben, und wurde von diesem auf sein Schloß Neuenburg in Graubündten gefangen gesetzt. So opferte der Kaiser einen der treuesten Anhänger seines Hauses, den Pfalzgrafen. Die Politik gebot es. Zu Bamberg versöhnte er den Pfalzgrafen am Rhein und Reinald den Erzbischof. Beider Pflicht, sagte er, sei, Andern mit Friedliebe voranzugehen. Die Waffen und die Leidenschaften legten sich zur Ruhe vor des Kaisers Erscheinung. In seiner Persönlichkeit lag die Majestät, nicht in dem Namen, und er wußte es zu machen, daß Alle in seiner Nähe fühlten, welche Ehrfurcht Fürsten und Völker dem Kaiser schuldig seien. Italien blieb der Hauptgedanke seiner Seele, und sein Geist spannte alle Sehnen an, durch alle trüben Erfahrungen ungebeugt, groß und klar, um diesen Gedanken seines Lebens zu verwirklichen.

Sollte Italien dem Kaiser zu Füßen liegen, so mußte der Mann auf dem apostolischen Stuhle nicht bloß des Kaisers Geschöpf sein, sondern des Kaisers Werkzeug bleiben; stürzte er den kühnen und thatkräftigen Papst Alexander, so stürzte er in ihm eine große feindliche Macht, die bisher nicht nur in Italien, sondern in einem großen Theil der Christenheit gegen ihn stand. Alexander zu stürzen, war auch jetzt das Erste, worauf er hin arbeitete. Der König von England war so eben mit Alexander zerfallen. Sogleich sandte der Kaiser seinen Kanzler Reinald zu Anfang des Jahrs 1165 über den Kanal hinüber, um ihn für den neuen kaiserlichen Papst zu gewinnen, und zu Pfingsten fanden sich auf dem großen Reichstag zu Würzburg unter den weltlichen und geistlichen Fürsten auch zwei Gesandte des englischen Königs ein. Die Fürsten erwarteten, daß von Angelegenheiten Deutschlands oder von einer Heerfahrt nach Italien gehandelt würde, als der Kaiser den Papststreit zur Sprache brachte. Reinald, der Erzkanzler, trat auf und sprach: „Die Kirchenspaltung zu enden, bleibt nichts, als daß Kaiser, Bischöfe und Fürsten sich durch feierlichen Eid verbindlich machen, weder Alexander noch irgend einen künftigen Papst seiner Partei anzuerkennen, sondern Paschal III., und nach dessen Tod keinen andern als einen von seiner Partei; im Falle des Todes des Kaisers keinen König zu krönen, ehe er denselben Eid geleistet; endlich denselben Eid von allen ihren Untergebenen zu nehmen und jeden, Geistliche wie Weltliche, wer sich des Eides weigern würde, aller Güter, Lehen und Würden verlustig zu erklären." Die Anwesenden waren durch diesen Gewissenszwang überrascht, betreten. Der Erzbischof Wichmann von Magdeburg forderte, Reinald solle zuerst schwören. Reinald, der die Weihe noch nicht empfangen hatte, sagte, nicht die erst Erwählten aber noch nicht Geweihten, sondern die schon Geweihten sollen den Vorzug haben. „Verräther!" sprach der Kaiser mit scharfem Ton zu Reinald, „wenn du, ohne meine Briefe abzuwarten, die Wahl Paschals einleiten konntest, weil sie dir heilsam schien, so magst du auch nun vorangehen in dem Schwur, den du selbst für nöthig hältst, und dich von Paschal weihen lassen." Nun schwur Reinald den Eid auf die Evangelien und auf Reliquien und die anwesenden Fürsten folgten zögernd, weinend; auch die Gesandten des englischen Königs schwuren. Auch der Kaiser leistete den Schwur, mit dem Zusatz, er werde nie zugeben, daß einer wegen dieses Gehorsams gegen ihn abgesetzt werde. Vor dem Schwur entwichen der Schwaben-

herzog Friedrich und Konrad von Mainz aus der Stadt. Der Kaiser erklärte Letztern in die Acht. Alexander entschädigte ihn mit dem Kardinalshut, und das Erzbisthum Mainz wurde jetzt von dem Kaiser an Christian, Grafen von Buch, Propst zu Merseburg, gegeben. Aber auch des Kaisers Stiefoheim, der Erzbischof von Salzburg, der nicht anwesend war, verweigerte den Eid, weil Paschal nicht der gesetzliche Hirte der Kirche sei. Er versah vielmehr seine festen Plätze mit Kriegsvolk und Vorräthen, um seiner Ueberzeugung und seinem Worte treu zu bleiben; auch er wurde geächtet und das ganze Salzburg. Ein ganzes Jahr dauerten die Kämpfe und die Gräuel, womit das Erzbisthum am gräulichsten von Otto von Wittelsbach verwüstet wurde, und erst, als seine Stadt Salzburg in Flammen aufgegangen war, verließ der Erzbischof sein Land. Friedrich konnte ihn nicht schonen, es galt die Alleinherrschaft des Kaiserthums, es galt den Grundgedanken seines Lebens. Darum zwang er auch das Volk zum gleichen Schwur, wie die Fürsten.

Das gewann er auf dem Tage zu Würzburg. Aber eines gewann er nicht: Heinrich den Löwen für die Heerfahrt über die Alpen zu bestimmen. Ungern entbehrte er seine Streitkraft; noch weniger gern mußte er in seinem Rücken des Löwen Macht so gefährlich sich mehren sehen. Dann durchzog er als Richter das Reich, zugleich um die Fürsten für den Zug nach Italien zu gewinnen. Er zog durch Bayern nach Oesterreich, von da wieder heraus nach Schwaben, den Rhein hinab. Nach dem Christfeste 1165 ließ er zu Aachen sein Ideal, den Gründer des deutschen Kaiserthums, Karl den Großen heilig sprechen. Vierthalb hundert Jahre hatte der große Karl von seinem schweren glorreichen Tagwerk in der Marienkirche geruht. Geschmückt mit den Zeichen des Kaiserthums, das goldene Evangelienbuch auf den Knieen, auf dem Haupt ein Stück des heiligen Kreuzes, an der Seite eine Pilgertasche, so saß er auf seinem vergoldeten Thron, und als Otto III. die zugemauerte Pforte seiner Ruhestatt aufbrach, um den großen Karl zu sehen, schrack er zurück und die Heroengestalt dessen, den er in seiner Ruhe gestört, schreckte ihn in seinen Träumen. Der große Hohenstaufe schrack nicht zurück, als er an die Ruhepforte seines großen Vorbilds pochte. Er ließ ihn aus der marmornen Gruft erheben und in einem prachtvollen Sarge ausstellen. Reinald der Erzbischof und Alexander, der Bischof von Lüttich, verrichteten die Heiligsprechung. Friedrich verherrlichte sich selbst in Karl.

Während der Kaiser solches in Deutschland vollbrachte, nahm sein Gegner, Papst Alexander, den Stuhl Sankt Peters in Rom ein. Sein Vikar zu Rom, der Kardinal von Sankt Johann und Paul, wußte das Volk zu Rom und die Großen mit Geld zu gewinnen, seine Anhänger in den Senat zu bringen, die Kaiserlichen auszuschließen und sie aus dem Besitz der Peterskirche zu vertreiben. Eine feierliche Gesandtschaft der Römer lud Alexander ein, aus Frankreich nach Rom zurückzukehren. Begleitet von dem Erzbischof von Mainz, Konrad dem Wittelsbacher und seinen Kardinälen, verließ er Frankreichs Küste, kam glücklich durch die Gefahren des Meeres, und durch die feindlichen Schiffe der Pisaner, ward vom Sturm nach Messina geschleudert, und von dem dortigen König Wilhelm mit fünf Galeeren prachtvoll nach der Tiber geleitet. Mit dem frühesten Morgen des 23. Novembers 1165 gingen die Edlen, die Senatoren, die Geistlichkeit und das Volk von Rom, Oelzweige in den Händen, in feierlichem Zug ihm entgegen, huldigten ihm als ihrem Seelenhirten, und geleiteten ihn unter Jubelhymnen in den Lateran. Die Kunde, daß Alexander, feierlich eingeholt von den Römern, auf den Stuhl des Apostels sich gesetzt, mußte elektrisch durch ganz Italien, über die Alpen herüber, durch die ganze Christenheit wirken. Rom war wieder der Mittelpunkt, in welchem alle Radien des großen Kampfes zusammenliefen gegen den Kaiser und seine Allgewalt.

So sehr es Friedrich im Innern drängte, so gelang es ihm doch nur langsam, eine neue Heerfahrt nach Italien vorzubereiten. Als er die Lombardei verließ, hatte er in die Städte allenthalben neue Vögte gesetzt, in die mailändischen Flecken namentlich den Grafen Marquardt von Grumbach. Die Mailänder kamen und brachten ihm einen silbernen Becher, mit Gold gefüllt, zum Geschenk. Er ließ sie alle unbedingten Gehorsam schwören, und setzte ihnen als seinen Unterbeamten den Abt zu Sankt Peter vom goldenen Himmel, Heinrich von Arbelia, Scacabarotio, Anselm von Orto und Aliprando Judice als Rentmeister. Diese ersannen unglaubliche Auflagen, von schon geschnittenen Wiesen, von seit zwanzig Jahren bestellten Aeckern, von abgehauenen Waldungen. Sie legten ein Buch an, das Schmerzenbuch genannt, worin alle Gründe, Matten, Feuerheerde, Ochsenjoche, alles Steuerbare bis ins Kleinste verzeichnet wurde. Sie selbst praßten mit maßlosem Aufwand in den kaiserlichen Palästen und preßten systematisch die letzte Kraft den Bürgern aus, um ihnen jedes Mittel, gefährlich zu werden, zu rauben,

und so gebeugt war der Geist der Mailänder, daß sie Abhülfe dieser himmelschreienden Plackereien eher von der Ankunft des Kaisers, als von einem Anschluß an das Veroneser Bündniß erwarteten.

Des Kaisers Vorläufer in Italien war wieder Reinald, der Erzkanzler; schon dort war Christian, der neue Erzbischof von Mainz. Otto der Wittelsbacher brach und sengte noch im Salzburgischen. Der Erzbischof Christian spielt von 1164 an eine Hauptrolle in Italien. Er liebte, wie die Schlacht, so auch galante Abenteuer, Freigebigkeit und vornehmes Auftreten; er sprach acht Sprachen; eine Riesengestalt, liebte er einen goldenen Helm, einen eisernen Panzer, und darüber einen veilchenblauen Rock zu tragen, in der gewaltigen Faust einen dreizackigen eisernen Streitkolben, womit er einst 38 edeln Lombarden in Einem Treffen die Zähne einschlug. So ritt er einher, der gewaltigste Kämpe, der je den Priesterrock getragen. Ihnen folgte der Kaiser mit einem größeren Heere, das sich aus allen Theilen des Reiches gesammelt hatte. Mit ihm zog der Schwabenherzog Friedrich und der jüngere Welf. Der alte Welf wallfahrtete, vom Schauplatz der kirchlichen Zerrüttung hinweg, im Herzen ein treuer Anhänger Alexanders, zum heiligen Grabe. Im November 1166 zog Friedrich, da die Veronesen die Pässe des Etschthals sperrten, durch das Camonika-Thal, den Oglio hinab über Brescia, dessen Burgen er zerstörte und von wo er sechzig Geißeln hinweg führte nach Lodi. Hier sammelten sich die lombardischen Großen um ihn. Er war überaus heiter und gnädig; er eröffnete ihnen, wie er entschlossen sei, gerade auf Rom zu ziehen, um den rechtmäßigen Papst auf Peters Stuhl zu setzen. Hier war es aber auch, wo Bischöfe, Fürsten und Herren, Groß und Klein, mit und ohne Kreuze, vor ihm erschienen und schwere Anklage erhoben über seine Vögte und Beamte, und alle Gräuel enthüllten, die in der Lombardei verübt wurden. Der Kaiser hörte sie, und zeigte Leid und Zorn darüber, ohne jedoch nachher den Klagen Folge zu geben. Als die Lombarden dies sahen, gingen sie mit ungeheurem Schmerz hinweg, und sahen auf ihr Vaterland als auf ein Grab. Der Glaube wuchs unter ihnen, daß die Statthalter des Kaisers alles mit Wissen und Willen ihres Herrn gethan, und sie fürchteten noch Aergeres für die Zukunft.

Neunzehntes Hauptstück.

Am 11. Januar 1167 brach der Kaiser auf gegen Rom. Reinald und Christian zogen durch Toscana voraus und machten ihm Bahn. Statt gerades Weges auf Rom zu ziehen, bewegte sich Friedrich langsam an Bologna, Faenza, Forli, Forlipopoli, die er brandschatzte, vorbei auf Ancona. Alexander hatte in demselben Augenblicke, in welchem er seines großen Gegners Absicht erkannte, Alles gethan, was ein Geist, wie er, für einen solchen Kampf thun konnte. Er zog das Band, das ihn mit dem Normannenkönig verknüpfte, fester, trat mit dem griechischen Kaiser in Bund und schürte das durch alle Adern der Lombardei schleichende Feuer des Aufstands mit erhöhtem Eifer. Rom selbst befestigte er, wo es noch fehlte; und während er durch die Thätigkeit seiner Unterhändler im Süden die Waffen der Sicilianer, im Osten des griechischen Kaisers, im Norden der Lombarden, als sicheres Netz um den Kaiser zusammenzog, erwartete er ihn furchtlos in Rom. Kaiser Manuel verschwendete an Alexander sein Gold und versprach, außer Schiffen und Mannschaft, alle griechischen Kirchen dem römischen Stuhle zu unterwerfen, wenn Alexander ihm die römische Kaiserkrone böte, so daß Eine Kirche und Ein Reich in der Christenheit sei. Alexander nahm das Gold und das Versprechen der Hülfsvölker an, ohne etwas zuzusagen, und verschaffte auch den Lombarden Geldunterstützung von Konstantinopel. Zugleich besetzten die Griechen das wichtige Ancona am adriatischen Meer, im Einverständniß mit den Bürgern. Die Griechen daraus zu vertreiben, vergeudete Friedrich mit einer langen Belagerung seine Zeit. Sechs Monate verlor er zwischen Bologna und Ancona wie vom Schicksal verblendet, und bereitete so seinem Heere selbst das Verderben.

In stolzer Geringschätzung der lombardischen Kräfte hatte er das glimmende Feuer in seinem Rücken gelassen, und während er umsonst seine Macht und seine Kriegskunst an den festen Werken der Seestadt abnützte, brach dieses Feuer in einen großen Nationalbrand hinter ihm aus, der die ganze Lombardei ergriff. Des Papstes Boten gingen geschäftig von Ort zu Ort, die Genossen des Veroneser Bündnisses breiteten in der Stille den Bund immer weiter aus, die Flüchtlinge der

gebrochenen Städte, die von einem gastlichen Heerd zum andern irrten, waren ebenso willige als beredte Vermittler. Allerlei Gerüchte und geheimnißvolles Geflüster von neuen Ereignissen liefen durch das Land, und jede ungünstige Sage über des Kaisers Fortschritte wurde von dem unterdrückten Volke freudig verschlungen. Die deutschen Vögte spürten den unheimlichen Geist, der um sie her sich rührte. Sie ergriffen die härtesten Maßregeln, um diesen Geist im Werden zu erdrücken, und die sich regenden Lombarden in Unmacht zu halten. Im März erpreßte der Vogt der Mailänder, Heinrich von Diez, noch hundert Geißeln und wenige Tage darauf wollte er ihnen schwere Brandschatzungen abzwingen, die ihm aber die List der Bürger verzögerte. Es war unter den Mailändern Bruder Jakob, ein kluger Kopf, und von feuriger Liebe seines Vaterlandes erfüllt. Dieser edle Mönch ging heimlich von Stadt zu Stadt, um sie für seine unglücklichen Mitbürger zu bewegen, und am 7. April traten in dem abgelegenen Kloster Pondito, zwischen Mailand und Bergamo, in tiefem Geheimniß die Boten von Cremona, Brescia, Mantua, Verona, Ferrara, Treviso, Vicenza, Padua, Parma, Piacenza, Modena, Venedig und Mailand zusammen, um zu rathschlagen, wie das Vaterland zu retten sei. So groß war der Druck, so tief das Nationalgefühl verletzt, daß Städte, die in halbhundertjähriger Todfeindschaft gelebt hatten, einander die Hand boten. Sie schwuren, da es besser sei, wenn es sein müsse, mit Ehren zu sterben, als in Schmach und Schimpf zu leben, so wollen sie treulich zu einander halten gegen Jeden, der ihre seit Heinrich IV. erworbenen Rechte schmälern wolle, jedes Unrecht abtreiben, ohne Stimmeneinheit weder Frieden noch Waffenstillstand schließen und Jedem den etwaigen Schaden ersetzen. Obert, der edle Mailänder, trat hervor, und beschwor die Versammelten, Mailands Wiederaufbau zu beschließen, damit seine Mitbürger, stark, wie früher, für Italiens Freiheit fechten könnten. Die Versammelten, eingedenk, welches Bollwerk Mailand gegen die Fremden zuvor gewesen, beschlossen einstimmig seine Wiederherstellung. Sie bestimmten den Tag, an welchem sie mit gewaffneter Hand in den mailändischen Burgflecken eintreffen und die Verbannten in ihre zerstörte Vaterstadt zurückführen wollten. Sie schwuren, gemeinsam zu arbeiten, bis Mailands Mauern wieder aus dem Schutt emporgestiegen seien, und den Mailändern so lange mit ihrem bewaffneten Schutz zur Seite zu stehen, bis diese sich selbst zu vertheidigen vermöchten. Auf zwanzig Jahre wurde der Bund ge-

schlossen, der sich den Lombardenbund jetzt nannte. Dann gingen die Boten zurück, jeder in seine Stadt, und der Eid, den die Boten geschworen, wurde nachgeschworen von allen Bürgern, vom vierzehnten bis zum sechzigsten Jahr, ausgenommen Priester, Taube und Stumme, und der Bund wuchs mit jedem Tage an Zahl.

Dunkel verlautete von diesen Bewegungen, und Heinrich von Diez erzwang noch 200 weitere Geißeln von den Burgflecken und schickte sie in die Kerker Pavias. Wenige Tage darauf forderte er 100 weitere aus dem Ritterstand und drohte, die Burgflecken mit Hülfe derer von Pavia und Seprio zu zerstören, wenn sie des andern Tages nicht gestellt wären. Schlau wußte man ihn durch Worte hinzuhalten. Pavesische Bürger warnten ihre Gastfreunde in den Burgflecken, ihre Kostbarkeiten und ihre Familien zu retten. Daraus schlossen die Mailänder auf die Erfüllung der Drohung. Viele schafften ihre Habe nach Como, Novara, Pavia, Lodi und anders wohin. Drei Wochen lang schwebten die Mailänder in Todesangst, täglich hieß es: „Gebt Acht, die von Pavia kommen, unsere Flecken zu verbrennen.“ Da, am 27. April 1167, erschien die Mannschaft von Bergamo mit wehenden Fahnen, es erschienen mit ihnen die Fahnen von Brescia, Cremona, Mantua, Verona und Treviso, bewaffnet und mit Waffen für die Mailänder reich versehen, und unter Lobgesang und Jubelgeschrei führten sie die Verbannten auf die zerstörte Stätte Mailands zurück. Die verschütteten Wallgräben wurden aufgeräumt, die gebrochenen Mauern wieder aufgebaut, die Wälle hergestellt; dann ging es an den Wiederaufbau der Häuser, und nicht eher wichen die Waffen des Lombardenbundes, bis Mailand wieder so weit stand, um einen Ueberfall abzuwehren. Alle verbündeten Städte hatten an Einem Tage ihre Bedrücker verjagt. Die Mailänder sagten, wenn Lodi ihnen keine Lebensmittel zuführe, oder die Zufuhr aus andern Städten nicht zuließe, so müßten sie wieder ihre Stadt verlassen, und wenn der Kaiser von Rom zurückkehrte und in Lodi sich würfe, so könnte er von diesem überaus festen Waffenplatz aus die Lombardei von Neuem bedrohen: darum gingen Gesandte nach Lodi, diese Stadt in den Lombardenbund einzuladen. Diese Gesandtschaft wurde den Cremonesen, den alten Freunden Lodis, übertragen. Die treue Kaiserstadt verweigerte den Beitritt. Wiederholte Gesandtschaften waren erfolglos, selbst die Drohung der Zerstörung ihrer Stadt. Da lagerte sich das Heer der verbündeten Lombarden um Lodi. Die Stadt war

nicht versehen, baldiger Entsatz nicht zu hoffen, und so traten die Bürger nach zehntägiger Vertheidigung, jedoch mit Vorbehalt der Treue gegen den Kaiser, dem Bunde bei. Auf dem Rückzug umlagerten die Mailänder und Bergamesen das starke, von dem Kaiser aus seinen Trümmern wieder fester hergestellte Trezzo, worin eine deutsche Besatzung und der kaiserliche Schatz lag. Zehn Wochen lang wurde die Burg ausgehungert, daß sie sich ergeben mußte. So fiel zum zweitenmal die Schatzkammer des Kaisers in die Hände seiner Feinde.

Vor Ancona vernahm Friedrich den Aufstand der Lombarden. Obgleich diese Botschaft ihn innerlich auf das Tiefste traf, so that er äußerlich doch, als lege er wenig Werth darauf. Sein stolzer Geist gestattete ihm nicht zurück zu gehen. Wäre er schnell Herr von Rom geworden, so wäre es immer noch Zeit gewesen, seine Waffen mit Erfolg gegen die Lombarden zu wenden. Denn noch waren Pavia und andere Städte ihm unerschütterlich treu. So aber zog er auch nicht rasch auf Rom, er blieb vor Ancona liegen, das sich männlich vertheidigte. Sein Kanzler Reinald war bis in das kaiserlich-gesinnte Tusculum vorgerückt, und wurde dort von 30,000 Römern eingeschlossen. Auf die Kunde von der Gefahr seines Freundes berief der Kaiser einen Fürstenrath. Die meisten weltlichen Fürsten waren dafür, daß die Aufhebung der Belagerung eine Schmach für die deutschen Waffen wäre. Da erglühte der Erzbischof von Mainz, daß sie einen Streiter des Herrn, wie Reinald, so gleichgültig seinem Schicksal überlassen wollten. „Und wenn Niemand zu ihm hält," rief er, „so will ich allein mit meinem Kriegsvolk ihm zu Hülfe eilen." Und er stieg alsobald mit 500 seiner Reisigen zu Pferde, und hingerissen durch seine Bitten und sein Gold, folgten ihm 800 Ritter, meist Italiener. Auf den Flügeln des Sturms war Christian vor Tusculum. Die ungewöhnliche Uebermacht der Römer, zwanzig gegen einen, erschreckte die Seinen; er versuchte darum, die Römer durch Unterhandlung zu gewinnen. Mit Hohn antworteten diese: „Es ist sehr wohlgemeint von dem Kaiser, daß er uns seine Priester schickt, um uns Messe zu lesen, der Erzbischof mag sich uns auf Gnade und Ungnade ergeben, oder wir wollen ihm eine andere Weise aufspielen." Auf Christian wirkte dieser Hohn wie Feuer vom Himmel, er schwang seinen Streitkolben, rief durch Bitten, Drohen und Versprechen und durch sein eigenes Beispiel den Muth der Seinen zurück. Indem stürzen die Römer mit ihren Massen auf die Kaiser-

lichen, daß diese kaum Stand halten. Da nimmt Christian eine Fahne in die eine Hand, stimmt den Schlachtgesang: „Christ, der du geboren bist," mit gewaltiger Stimme an, und dringt mit seinem Streitkolben, Bahn zu brechen, in die Römer. Diese, wenig geordnet, weichen vor der Riesengestalt Christians und seinen Kolbenschlägen, vor den festgeschlossenen, geharnischten Reihen; zugleich bricht Reinald mit seinen Leuten, der Graf von Tusculum mit seinen Bogenschützen aus der Burg hervor. Die römische Reiterei, zersprengt von vorn, im Rücken gefaßt, läßt besinnungslos zur Flucht sich fortreißen. Das Fußvolk, im Stich gelassen, ergreift gleicher Schrecken, es flieht, und hinter ihm her die Kaiserlichen mit Schwert und Lanze, der riesenhafte Christian vor allen mit seinem Streitkolben mörderisch arbeitend unter den Fliehenden. Als ein Wunder des Herrn sahen sie diesen Sieg an: 30,000 flüchtig vor 3000, 2000 wurden erschlagen, 3000 gefangen. Der Kaiser, hoch erfreut über die Siegesbotschaft, eilte auch jetzt nicht nach Rom. Mit Sehnsucht harrte Paschal zu Viterbo seit lange; wieder und wieder mahnte er den Kaiser an Beschleunigung seines Zuges: „schon sei die Saat gelb zum Schneiden und die Zeit der Weinlese vor der Thüre." Denn auch er hatte in Verbindung mit Reinald durch große Bestechungen in Rom eine Partei sich erworben. Erst die Nachricht vom Anzug eines großen normannischen Heeres auf Rom brachte den Kaiser in Bewegung. Schnell traf er mit dem belagerten Ancona eine Uebereinkunft, empfing eine Kriegssteuer und zog ab. Das Fußvolk und das Lager hinter sich lassend, eilte er Tag und Nacht mit der Reiterei voraus, um den Normannen zuvor zu kommen. Diese eilten jedoch, auf die Nachricht von der Niederlage der Römer und in Furcht, das ganze kaiserliche Heer vor sich zu haben und von demselben abgeschnitten zu werden, in ihre Heimath zurück. Nur wenige ihrer Reiter fing noch der nachjagende Kaiser. Christian hatte mit den Rom feindseligen Umwohnern die Burgen und Felder der ewigen Stadt gründlich verwüstet; Reinald mit den Pisanern Civita vecchia erobert und die Mündung der Tiber besetzt. Alexander hatte in Rom Alles für die Vertheidigung gethan: durch das Geld der Kirche, durch griechische und sicilische Hülfsgelder, durch Wallfahrten, Ausstellung der Reliquien, und Kreuzpredigten waren die Bürger und die päpstlichen Hausvasallen befeuert. Am 24. Juli vereinigte Friedrich alle seine Heertheile auf dem Monte Malo im Angesichte Roms, des andern Tages griff er die leoninische Vorstadt an; nach schwachem

Widerstand drang er durch den Zwischenwall von St. Peter ein. Die römische Landwehr floh über die Tiber, viele wurden erschlagen, viele gefangen, die Häuser ausgeplündert und verbrannt. Die päpstlichen Hausvasallen warfen sich in die Peters- und Marienkirche. Beide waren in Festungen verwandelt. Fast acht Tage dauerte hier der Kampf, keinen Tag unterbrochen. Die Kriegsmaschinen, die Wurfgeschosse prallten erfolglos an die Mauern St. Peters, und die darinnen wehrten sich männlich. Als die Deutschen sahen, daß sie durch Tapferkeit nicht siegen konnten, warfen sie Feuerbrände in die Marienkirche. Die Kirche loderte in Flammen auf und brannte ganz aus mit allem Herrlichen, was Kunst und Andacht darein gestiftet hatten; es schmolz namentlich ein wunderthätiges Christusbild vom reinsten Golde, das seines gleichen nicht hatte, und ein anderes herrliches Bild St. Peters. Die Flamme sprang hinüber auf die Vorhalle der Peterskirche. Als dies die Vertheidiger sahen, ohne Hoffnung auf Entsatz von den Römern, erschracken sie, und als sie das Feuer zu löschen bemüht waren, gelang es den Deutschen, die Pforten der Peterskirche aufzusprengen: der Schwabenherzog drang zuerst ein; pflanzte die Reichsfahne zwischen römischen Leichen auf dem blutigen Altar auf, und die Besatzung ergab sich. Am Tage darauf wurde Paschal mit seinen Kardinälen in die Peterskirche eingeführt. Alexander aber verließ schnell den Lateran mit seinen Kardinälen und floh in das Colisseum, über dessen ungeheuren Ruinen die Frangipani eine Festung erbaut hatten. Paschal krönte den Kaiser und die Kaiserin. Aber Rom war nicht in seiner Gewalt. Die Engelsburg, das Colisseum, die Paläste und Burgen der Frangipani und des ihnen gleich gesinnten Theiles, die täglichen Beunruhigungen aus denselben, machten die Lage des Kaisers, selbst wenn es ihm gelungen wäre, sich jenseits der Tiber zu setzen, höchst schwierig; darum versuchte er, die Römer durch Unterhandlungen zu gewinnen. Reinald sein Kanzler ging als Unterhändler mit Alexanders Genehmigung in die Stadt, Konrad der Wittelsbacher von Seiten Alexanders zum Kaiser. Reinald bot Frieden und Auslieferung aller Gefangenen, wenn beide Päpste ihren Ansprüchen entsagen und die Entscheidung einer neuen Wahl annehmen wollten. Reinalds geheime Anhänger in der Stadt bearbeiteten mehrere Tage lang das römische Volk für diesen Vorschlag, und die künstlich aufgereizte Menge forderte ungestüm von Alexander die Annahme desselben. Aber dieser erklärte, nichts werde ihn je vermögen,

von der Höhe herab zu steigen, zu der ihn Gott erhoben; der Statthalter Christi sei keinem Gericht der Erde unterthan. Die kaiserliche Partei wußte dem Volke diese starke große Haltung Alexanders als unwürdiges Benehmen einzureden, die Gährung wurde so gesteigert, daß Alexander ihren Ausbruch gegen ihn nicht zu erwarten wagte, er vertheilte sein Geld unter seine Partei und entwich heimlich aus dem Colisseum, über Terracina und Gaeta nach Benevent, in das Gebiet seiner Freunde, der Normannen. Die Römer aber schwuren dem Kaiser Gehorsam und dieser bestätigte den Senat und alle Rechte des Volks.

Nun hatte der Kaiser den Arm frei, den Lombardenbund zu erdrücken. Sein Geist flog höher als je. Sein Papst saß auf des Apostels Stuhl, er selbst stand mit einem siegreichen Heere, als anerkannter Herr, in der Weltstadt, den schweren Lorbeer des frischen Sieges um das königliche Haupt; er hatte der Welt abermals gezeigt, daß er könne, was er wolle. In diesen Tagen kam der alte Welf von seiner Pilgerfahrt zum heiligen Grabe zurück in Rom an. Als Welf den Greuel der Verwüstung und die entweihten Heiligthümer sah, da ergriff ihn ein Entsetzen; er floh eilig hinweg von der Stätte in die Heimath, um nicht von dem Strafgericht Gottes mit ergriffen zu werden, das in seinen Augen für solche Frevel unausbleiblich war. Wenige Tage seit dem Siege waren verflossen, der Himmel war überaus heiter, die Sonne stechend: plötzlich fing es heftig zu regnen an und gleich darauf folgte wieder die glühendste Sonnenhitze. Die aufsteigenden Dünste entwickelten das in Rom gewöhnliche Sumpffieber, und plötzlich, wie vom Engel des Herrn geschlagen, lag des Kaisers siegreiches Heer darnieder. Die Krankheit zeigte sich diesmal mit ganz ungewöhnlicher Wuth. Die Strapazen des Feldzugs unter dem ungewohnten Himmelsstrich und die Unmäßigkeit in den Genüssen des schönen Landes hatten die Deutschen für die zerstörende Kraft derselben besonders empfänglich gemacht. Am 9. August fing die pestartige Seuche zu wüthen an. Ritter, Fußknechte und Knappen stürzten hin und starben so zahlreich und schnell, daß man kaum alle den Tag über begraben konnte. Viele, die am Morgen gesund und wohl auf die Straße gingen, fielen auf einmal nieder und starben, ehe Hülfe angewandt werden konnte. Im Begraben stürzten die Begrabenden todt in die Grube nach. Keine Arzneikunst, keine Vorsicht rettete Anfangs vor dem Gift der Seuche. Nach wenigen Tagen waren Haufen von Leichen in die Tiber geworfen, Andere, unbeerdigt, vergifteten die

Luft noch mehr. Die, welche die Wuth der Krankheit aushielten, wurden kahl und aschfarb. Von den Häuptern der Fürsten bis zum geringsten Knecht herab ging der Todesengel mit gleicher Strenge. Es starb der Schwabenherzog Friedrich, überall in Italien betrauert, wegen seines Edelmuths und seiner Güte; es starb der junge Welf, der letzte Sprosse seines Hauses; es starb Reinald, des Kaisers Staatsmann und Satan, der Knechter der Völker und der Gewissen, die Brandfackel der Welt; es starben die Bischöfe von Speier, Regensburg, Lüttich, Prag, Augsburg, Halberstadt, Verden und Zeiz, der Pfalzgraf Heinrich von Tübingen, die Grafen von Sulzbach, Nassau, Hochberg und Lippe; es starben über 2000 Ritter aus Schwaben, Franken und vom Rhein, und fast alle deutschen Knechte. In wenigen Tagen war das ganze Lager fast Ein Todtengrab. Die Schrecken der Gewissensangst, welche viele in dem schauerlichen Sterben die Rache Gottes für die ausgeplünderten und besudelten Kirchen sehen ließ, förderten die Verheerungen der Seuche. Verzweifelnd sahen sie neben dem zeitlichen ihr ewiges Verderben, wie es die Priester ihnen gedroht, vor sich, und die brennenden Gotteshäuser, die blutigen Altäre, die in der Glut schmelzenden wunderthätigen Christus- und Heiligenbilder, und die Bannflüche des heiligen Vaters, die nicht aus ihren Phantasien kamen, zerrütteten das Gehirn der Kranken. Der Pflege war wenig, jeder dachte nur an sich, und die Eingebornen scheuten sich, in die Wohnungen des Todes Hülfe zu bringen. Ein edler Ritter, der die Gebeine seines gestorbenen Bruders in einem Kessel auskochte, um sie nach der Sitte in die heimathliche Erbgruft zu senden, wurde von einem Waffengenossen um den Kessel angegangen: „Gedulde dich nur ein wenig," sagte der Gebetene, „denn wenn ich meinem Bruder die letzte Ehre erwiesen, möge ein Anderer mir das Gleiche thun, ich fühle den Tod am Herzen." Ein paar Stunden darauf war er eine Leiche. In acht Tagen war das blühende kampflustige Heer, die Krone der Ritterschaft Deutschlands, das Werk von dreizehn mühevollen Jahren vernichtet. Der Glaube der Lombarden und anderer Italiener sah in dieser Wandlung der Dinge Gottes Finger; er sah den Arm, der vom Himmel herab griff und mit einem Griff die Gewaltigen in Nichts wandelte, damit die Freiheit auf Erden nicht verloren gehe. Eine begeisterte Zuversicht, ein religiöser Glaube, daß die Erlösung von der Herrschaft der Fremden gekommen, belebte den kaum gewordenen, noch wenig erstarkten

Lombardenbund. Die Städte und Herzen, deren Wünschen und Hoffen die Furcht vor der Macht des Gewaltigen noch immer gelähmt und zurückgehalten hatte, traten offen dem vaterländischen Bunde bei, und die frommen Christen sahen in dem grausenvollen Schicksal des Kaisers den Beweis, daß Gott mit Alexander und seinen Bannstrahlen sei, ein Glauben, der Friedrich mehr schadete, als drei verlorene Schlachten.

Friedrich sah die ungeheure Todesernte, 25,000 der besten Krieger gefallen um sich her, ohne zu wissen, ob die Sichel des Würgengels an ihm vorüber gehe. Die Trümmer zu retten und sich selbst, verließ er das Siegesfeld des Todes, das große Grab, das seinen Triumph und seine Hoffnungen, seine Freunde und seine Freude verschlungen hatte. Aber er stand aufrecht. In der Mitte des August floh er von Rom hinweg. Die Kranken empfahl er den Römern, von welchen er Geißeln nahm, um ihrer Pflege gewiß zu sein. Seinem Papst Paschal, der zu Viterbo blieb, ließ er mit einer auserwählten Schaar den tapfern Christian, den Erzbischof, zur Wache, er selbst mit den übrigen zog der Lombardei zu. Nirgends war der Eindruck, welchen die durchziehenden leichenhaften Trümmer des vor Kurzem noch so stolzen und gewaltthätigen Heeres auf ihrem Rückzug hervorriefen, dem Kaiser günstig. Die Seuche floh mit dem fliehenden Heer vorwärts. Ueber 2000 sanken noch todt auf die Straße, ehe er die Lombardei erreichte, Fürsten und Edle wie vom Troß des Heeres. Auf diesem Rückzug starb auch Acerbus Morena, Otto Morenas, des Geschichtschreibers, Sohn, ein edelsinniger Italiener aus des Kaisers nächster Umgebung, welcher in der Fortsetzung der Geschichte seines Vaters der knechtischen Lobrednerei desselben durch freimüthige Wahrheit ein schönes Gleichgewicht gegenüber gestellt und sich selbst dadurch ein Denkmal gesetzt hat. Die, welche das Leben davon trugen, zogen meist todesschwach als Jammergestalten dahin, schattenartig, haarlos. Bisher hatte das Heer keine der zum Lombardenbund gehörigen Städte berührt; nur noch fünfzehn deutsche Meilen hatte es bis Pavia, als es vor Pontremoli, das nicht zu dem Bunde geschworen hatte, einem schwachen, ohnmächtigen Städtchen am Fuße der Apeninnen, die Thore verschlossen, den Durchzug verweigert fand. Die Pässe der Apeninnen waren von Lombarden besetzt. Zwischen der Meeresküste und dem Gebirge, in welchem seine bittersten Feinde ihn erwarteten, eingezwängt, ohne Macht, den Durchzug durch die Stadt zu erzwingen, wäre der Kaiser verloren gewesen, hätte nicht

der Markgraf Obizzo Malaspina ihn längs der Meeresküste, mit Zurücklassung des Gepäcks, auf abseiten Wegen, durch sein eigenes Gebiet, bald da, bald dorthin abbeugend, die Engpässe hindurch geführt und so am 12. September glücklich nach Pavia gebracht. Hier in seiner getreuen Stadt angelangt, traf ihn als neuer Schlag die Botschaft von der Eroberung der Burg Trezzo und dem Verlust seiner Schätze. Hier sammelte er am 21. September 1167 seine Getreuen aus Italien, wenige an der Zahl, um sich, warf den Handschuh zur Erde und sprach über alle Städte, die den Bund unterzeichnet hatten, Lodi und Cremona ausgenommen, ganz als Herr der Welt, als stände noch sein gewaltiges Heer zum Vollzug ihm zur Seite, die Reichsacht aus. Dann streifte er verwüstend in das Pavia nahe Gebiet der Mailänder und plünderte aus, wo ihm keine Macht entgegen trat; wo ihm aber die Mailänder und ihre Verbündeten nahe rückten, zog er sich zurück, seine Deutschen waren nur noch eine Handvoll. Das römische Verderben hatte die Geretteten entweder, aus Dank für ihre Rettung in Klöster, oder über die Alpen in die Heimath getrieben; Andere, noch siech, waren nicht waffenfähig. Italiener standen auch nur wenige noch bei ihm; um diese fest zu halten, wußte er kein Mittel, als den kleinen Krieg zur Quelle reicher Beute für sie zu machen. Die Lombarden aber erneuerten und erweiterten ihren Bund, indem sie jeder Stadt und jedem Herrn Italiens den Eintritt darein öffneten. Der Kaiser aber, im offenen Felde überall flüchtig vor den Verbündeten, sah sich zuletzt selbst in Pavia nicht mehr ganz sicher. Die Seinen hatten einen vornehmen Pavesen geblendet, und dadurch eine Aufregung hervorgerufen. Die Lombarden sammelten zudem ihre verbündeten Schaaren, um Pavia einzuschließen. Gern hätte der Kaiser sein kaiserliches Ansehen, welches ein längerer Aufenthalt in Italien unter solchen Umständen wenig heben konnte, über die Alpen hinüber gerettet, aber alle Pässe waren von den Verbündeten besetzt, überall folgten seinen Bewegungen ihre Kundschafter. Darum kreuzte er in den ihm treu gebliebenen Städten und Burgen unstät umher, nirgends über drei Tage weilend, befestigte da und dort Schlösser, knüpfte, um die Lombarden lässiger zu machen, täuschende Unterhandlungen mit der alexandrinischen Partei an; auf der andern Seite unterhandelte der Markgraf von Montferrat für ihn mit dem Grafen Humbert von Savoyen um den Durchzug durch sein Gebiet, die einzigen Alpenpässe, wohin die Wachen der Lombarden nicht reichten; und als dies durch Gold und große Ver-

heißungen gelungen war, stahl sich der Kaiser im März 1168 so heimlich, daß selbst nicht die Lombarden, die bei ihm waren, von seiner Reise wußten, aus dem Lande. Die Verbündeten setzten ihm auf die erste Kunde seiner Flucht nach, und kamen ihm so nahe, daß der Kaiser, um die Verfolgenden zu lähmen, die mailändischen und andern Geißeln, die er mit sich genommen, von Strecke zu Strecke am Wege aufknüpfen ließ, mit der Erklärung, daß bei fortgesetzter Verfolgung, alle Geißeln das Gleiche treffen würde. So ließen die Lombarden ab, um den Ihrigen das Leben zu erhalten. Mit etwa 30 deutschen Reitern erreichte Friedrich Susa. Auf einer Anhöhe vor dieser Stadt ließ er noch einen edlen Brescianer, Zillio de Prando, aufhängen, als einen thätigen Theilnehmer an dem Bunde, vor dem er so unkaiserlich hatte fliehen müssen. Da griffen empört die Bürger von Susa zu den Waffen, und zwangen ihm alle Geißeln, die er noch hatte, ab. Sie erklärten dem Kaiser, der Untergang drohe ihrer Stadt vom Lombardenbund, wenn sie ihre Landsleute weiter schleppen ließen über die Grenze in den gewissen Tod. Seines Lebens nicht sicher, floh der Kaiser, als Knecht verkleidet, mit seiner Gemahlin und fünf Verkleideten in der Nacht aus der Stadt. Otto von Sankt Blasien erzählt, ein Theil der Bürgerschaft habe die Ermordung des Kaisers in der Nacht beschlossen. Sein Wirth habe ihn noch zu rechter Zeit gewarnt, für ihn habe sich Hartmann von Siebeneichen, ein deutscher Ritter, der dem Kaiser ähnlich gesehen, in sein Bett gelegt, während er selbst entfloh. Gegen Morgen haben die Bürger den Kaiser gesucht und auf die Antwort der Wache, daß er schlafe, mit Gewalt die Thüren gesprengt und gefunden, daß er entflohen war. Aus Furcht vor des Kaisers einstiger Rückkehr und Rache haben sie sowohl jenen getreuen Ritter, als seine übrigen Gefährten ungestört ihm nachziehen lassen. Von da erreichte Friedrich glücklich Burgund, sammelte durch Drohungen und Verheißungen die Großen des Landes um sich, und betrat in ihrem Gefolge kaiserlich die Grenze von Deutschland.

Zwanzigstes Hauptstück.

In Flammen und noch dauernder Verwüstung hatte der Kaiser, als er vor anderthalb Jahren nach Italien zog, das schöne Salzburg hinter sich gelassen, und gleich darauf war im Norden Deutschlands ein Kampf ausgebrochen, so wild und verwüstend als in Italien.

Heinrich der Löwe ward von den Sachsenfürsten wegen seiner täglich wachsenden Macht und Herrschsucht eben so gefürchtet als gehaßt. Einer der bittersten Feinde des Herzogs war auch Reinald, der Erzbischof von Köln. Reinalds Haß traf mit dem Vortheil seines Herrn des Kaisers wunderbar zusammen, und als Heinrich dem Kaiser nicht nach Italien folgte, brachte der kluge Kanzler, um dem Löwen einige Zähne auszubrechen, wenigstens das Wachsthum seiner Herrschaft zu hemmen, und zugleich seinen Groll zu befriedigen, eine große geheime Verbindung gegen ihn zusammen, und blieb selbst von Italien aus die Seele des Bundes. Außer ihm bildeten drei große Prälaten, der Erzbischof von Magdeburg, der von Bremen und der Bischof von Hildesheim, Albrecht, der Markgraf von Brandenburg mit seinen Söhnen, Ludwig, der Landgraf von Thüringen, Albrecht von Sommersenburg, Pfalzgraf in Sachsen, die Grafen von Assel, Oldenburg, Dasenburg, der Markgraf von Meissen und Andere, die Verschwörung. Sobald der Kaiser über den Alpen war, fingen die Fürsten an, den verabredeten Angriffsplan, nach welchem der Löwe von allen Seiten gefaßt werden sollte, auszuführen. Heinrich entging die Bewegung gegen ihn nicht. Er rüstete sich zum gewaltigen Kampfe. Zu Braunschweig vor seiner Burg ließ er auf einer großen steinernen Säule einen ehernen Löwen errichten mit offenem Rachen, seinen Feinden zum Sinnbild, daß er sie zu verschlingen hoffe. Er verstärkte seine festen Plätze und seine Anhänger; dem Slavenfürsten Pribislav gab er das ganze Erbe seines Vaters zurück, und machte ihn dadurch sich zum treuesten Freunde. Angefallen, warf er sich mit seiner ganzen Macht dahin, wo er seine mächtigsten Feinde vor sich hatte, um diese zuerst zu Boden zu werfen und dann nach denen zur Seite sich zu wenden. Er warf auch, Alles vor sich her verwüstend, den Bären von Brandenburg und den Erzbischof Wichmann nach Magdeburg zurück, und nahm dann schnell das ihm entrissene Bremen wieder; aber seine Feinde, wieder ermuthigt und ge-

sammelt, fielen indessen über seine Lande zerstörend her, und verderbensvoll schwankte die einheimische Fehde, keinem zum entschiedenen Vortheil, herüber und hinüber, als Friedrichs Kaiserwort aus der Lombardei noch herüber und seine erwartete Ankunft Stillstand gebot.

Nicht wie Derjenige, der eben das schönste Land der Welt, Italien, das blühendste Heer, das Blut und die Arbeit von einem halben Menschenalter verloren hatte, sondern in der ganzen Größe des Herrschers erschien Friedrich auf dem deutschen Boden, auf welchem noch Tausende von Familien in den Fürstenpalästen wie in den Hütten Söhne, Brüder, Verwandte, Freunde als Opfer seiner Herrscherplane betrauerten. Der alte Welf hatte den einzigen Sohn zu beklagen, dennoch fand Friedrich diesen seinen Oheim ihm mehr als je zugethan. Wie vor der Sonne im Lenz schwanden vor dem Geiste des Kaisers die Wolken, der Sturm legte sich. Auf zwei großen Reichsversammlungen strafte er den Friedensbruch der Fürsten mit nachdrücklichen Worten. Ihnen schrieb er sein Unglück in Italien zu; durch ihre Streitigkeiten haben sie die Lombarden zum Abfall ermuthigt, dadurch, daß sie sich ihm entzogen, die Macht der Reichsfeinde erhöht. Der Löwe und seine Feinde mußten einander ihre Eroberungen zurückgeben und Urfehde schwören. Die Sachsenfürsten sahen bitter dazu, daß der übermüthige Welfe, der sie so vielfach beeinträchtigt hatte, in seiner Macht und seinen Rechten blieb. Aber des Kaisers Politik konnte weniger auf die Gerechtigkeit als auf die Nothwendigkeit der Verhältnisse sehen. Des Löwen Feindschaft war ihm gefährlich, um so gefährlicher, da er erst kurz durch Vermählung mit Mathilde, der Tochter des englischen Königs, einen mächtigen Bundesgenossen gewonnen hatte, und er seine Hülfe für Italien in Anspruch nehmen wollte. Wedekind von Dassenburg weigerte sich, des Kaisers Ausspruch zu folgen; aber der Löwe verschlang seine unbezwinglich scheinende Burg und ihn selber, zwang den König der Dänen, Waldemar, durch seine Slaven, die kühnen Korsaren, ihm die Hälfte der Insel Rügen und andere Eroberungen abzutreten, und schuf die slavischen Lande, den ganzen Norden, so weit er unter ihm stand, zu belebten Pflanzstätten des Ackerbaus, des Handels und der Bildung um, freilich auch zu ergiebigen Quellen vielfältiger Einnahmen, die daraus in seinen Schatz flossen.

Des Kaisers Unglück in Italien aber war gewissermaßen wieder ein Glück für ihn, es wurde die günstigste Veranlassung, die Macht

seines Hauses beträchtlich zu erweitern. Der Tod seines kinderlos verstorbenen Vetters, des Schwabenherzogs, brachte dessen ganze große Erbschaft an den Kaiser. Ohne Hoffnung, von seiner Gemahlin noch Kinder zu bekommen, und um den Gram über den Verlust seines Sohnes und seine einsamen Tage zu verwinden, warf sich der alte Welf in ein Meer sinnlicher Genüsse. Seiner Hauswirthin Utha satt, schickte er diese auf die Alpen. Er selbst hielt sich meist zu Memmingen auf, liebte Trunk, Schmaus und schöne Mädchen, glänzte mit übermäßiger Kleiderpracht an seinem Hofe, hielt große Jagden und Festspiele, und lebte überhaupt ein lustiges Leben. Wer von verbannten oder verschuldeten Rittern und Kriegsleuten seine Zuflucht zu ihm nach Ravensburg oder Memmingen nahm, den hieß er freundlich willkommen. Er machte sie zu seinen Kameraden, gab ihnen Pferde, Kleider und Geld und war guter Dinge mit ihnen. Es war nicht anders möglich, als daß er bei diesem fröhlichen Leben, das alle seine Einkünfte verschlang, in große Schulden gerieth. Als er die Kosten nimmer auftreiben konnte, verkaufte er von seinen großen Besitzungen die mathildischen Güter, die Mark Toscana, Sardinien und Spoleto an den Sohn seiner Schwester Jutta, den Kaiser Friedrich, um ein schönes Stück Geld. Der Kaiser gab auch seinem Oheim Silber, Gold und Edelsteine genug. Die Stammgüter in Schwaben und Bayern aber wollte er an seines Bruders Sohn, Heinrich den Löwen, gegen Zahlung überlassen. Doch dieser knickerte und zögerte mit der Zahlung, weil er dachte, es würden diese Ländereien alle in Kurzem umsonst ihm zufallen, da er nach dem Tode des alten Welfs dessen rechtmäßiger Erbe wäre. Als der Alte dies merkte, trug er, mit Enterbung Heinrichs des Löwen, des Sohnes seines Bruders, dem Sohne seiner Schwester, Kaiser Friedrich, auch die Stammgüter zum Kaufe an. Dieser war klug genug, mit dem Alten nicht zu markten, und gab ihm so viel Silber und Gold, als er verlangte, worauf er sogleich einen Theil der Ländereien in Besitz nahm, das Uebrige aber, nach dem alten Herkommen, dem Welf wieder zu Lehen gab. Als endlich der alte Welf der Weltlust satt wurde und das Gesicht verlor, berief er seine Gemahlin wieder von den Alpen, faßte einen Haß gegen die sinnlichen Genüsse, und pflegte der Andacht und der Wohlthätigkeit gegen Dürftige und gegen die Kirche. Außer diesen Erwerbungen fielen dem Kaiser auch noch andere zu. Der einzige Erbe des Grafen zu Pfullendorf war gleichfalls in Italien gestorben,

und der alte Graf setzte seinen Vetter, den Kaiser, zum Erben aller seiner Güter und Lehen in Schwaben ein. Fast zu gleicher Zeit starb Ulrich, der Graf von Lenzburg, und seine Lehen fielen dem Kaiser zu. Auch die Edeln von Schwabeck, Warthausen, Bibra, Horningen, Schwanhausen, Biedertann, Werde, starben ohne Erben, und ihre Güter bereicherten das hohenstaufische Haus. Des Kaisers Gemahlin, die schöne Beatrix, hatte ihm mehrere Söhne geboren, welchen er diese Erwerbungen für das Stammgut zudachte. Den erstgebornen, Heinrich, ein fünfjähriges Kind, ließ er auf dem Reichstage zu Bamberg durch seinen getreuen Kanzler und Reichsfeldherrn, den Erzbischof Christian von Mainz, zum römischen König vorschlagen, die Fürsten wählten ihn, und am 16. August 1169 krönte ihn der Erzbischof Philipp von Köln zu Aachen. Da es altes Herkommen und Recht war, daß das Reichsoberhaupt Lehen des Reiches nicht in seiner Hand festhalte, sondern sie wieder ausleihe, so suchte der Kaiser dieses Recht dadurch zu umgehen, daß er die neuerworbenen Lande schon zum Voraus an seine kleinen Söhne vertheilte. Seinem zweiten Sohn Friedrich verlieh er das Herzogthum Schwaben und die Lande des alten Welf und des Grafen von Pfullendorf; dem dritten, Konrad, das Herzogthum Franken, getheilt mit dem Bischof von Würzburg, zugleich die reiche Erbschaft und die Lehen des verstorbenen Schwabenherzogs, seines Vetters; dem vierten, Otto, die Statthalterschaft in Burgund und die Erbschaft seines mütterlichen Großvaters. So stärkte Friedrich die Macht seines Hauses, und durch diese die Gewalt der Krone; so suchte er den alten Gedanken früherer Kaiser, die Erblichkeit der Krone, in seinem Hause zu verwirklichen. Daran knüpfte Friedrichs weitausblickender Geist noch einen kühneren Gedanken. Seinen jüngst Geborenen, Philipp, bestimmte er dem geistlichen Stande, um dereinst auch vom Stuhle des Apostels aus durch einen Hohenstaufen die Welt beherrschen zu lassen.

Fast sieben Jahre weilte Friedrich in Deutschland. Diese Hausmacht sich hier zu begründen, die ihm jenseits der Alpen bis jetzt mißlungen war, blieb sein vorzüglichstes Geschäft in diesem Zeitraum: er mußte einen festen Punkt haben, auf dem er stehen konnte, um, was er einzig wollte, Italien und sodann die Axe der Welt nach seinem Sinn zu bewegen. Ihm gelang es, das Kaiserthum zu einer Wahrheit in Deutschland zu erheben. Dafür zeugen die Ereignisse: sein Wort ward Gebot, er trat auf und es ward Ruhe. Welche neue Gestalten

durch ihn in dieser langen Zeit das öffentliche Leben der Deutschen annahm, darüber ist wenig überliefert. Aber der Geist, der die Zeit überhaupt in frischer Strömung bewegte, stand in Deutschland nicht still. Sein Heimathland Schwaben wenigstens blühte unter Friedrich in kurzer Zeit schön auf. Die Zersplitterung desselben in sich durchkreuzende, bekämpfende Interessen, die er antraf, löste sich in ein wohlgeordnetes Ganze. Viele neue Klöster wurden unter ihm in Schwaben gegründet, neue Städte entstanden, alte hoben sich zu größerer Freiheit und Blüthe. Vielen Klöstern stellte er Freiheitsbriefe aus, mehrere begabte er selbst. Er wollte in ihnen Anstalten schützen, welche Handel und Ackerbau, Gewerbe und Kunstfleiß fördern, wie die Pflege der Wissenschaft. Als Einigungen eines dritten Standes zwischen der Geistlichkeit und dem Adel, die er in Italien so unversöhnlich befehdete, rief er selbst in Schwaben f r e i e S t ä d t e hervor und förderte sie. Ulm, Gmünd, Hall, Eßlingen, Göppingen, Giengen, Ueberlingen und viele andere Städte kamen unter ihm empor und erhielten mancherlei Freiheiten und Vergünstigungen. Heilbronn umgab er selbst mit Mauern und erweiterte ihre Freiheiten und ihr Gebiet. Dieses sein urkundliches Schaffen in Schwaben mag zum Maßstab dienen für die andern Lande. Die Thätigkeit seines Geistes war zu weit greifend, als daß sie hätte auf den engen Raum Schwabens sich beschränken sollen. Aber Italien, das schöne Land, war mitten in der Arbeit für das Heimathland der letzte Zielpunkt seiner Wünsche, seiner Sehnsucht und seines Strebens. Sich diejenige Macht zu verschaffen, um mit der Hoffnung des Sieges den großen Kampf auszufechten, den er für die Alleinherrschaft des Kaiserthums mit dem Papstthum und dem Bürgerthum so lange geführt, und aus dem er zuletzt so unrühmlich hinweggegangen, dafür arbeitete sein stolzer Geist Tag und Nacht. Er war bald gerüstet für sich; aber die deutschen Fürsten für seine Sache zu waffnen, kostete ihn die Mühe vieler Jahre. Um seine gerüstete Macht, die er allein nicht über die Alpen führen wollte, nicht müßig seine Mittel aufreiben zu lassen, führte er sie im Sommer 1172 nach Polen, und stellte dort, in Böhmen und Schlesien den kaiserlichen Einfluß wieder her. Große Kriegssteuern waren der Gewinn des Zuges. Im September endlich des Jahres 1174 konnte er den vierten Heerzug nach Italien antreten, mit großer Heeresmacht durch dieselben Landschaften, welche ihn in so unkaiserlichem Aufzuge vor sechs Jahren aus Italien hatten fliehen sehen.

Einundzwanzigstes Hauptstück.

Mit 8000 geharnischten Reitern, Böhmen und Deutschen, an welche sich auf dem Zuge viele Burgunder und Flamänder anschlossen, stieg Friedrich, den Schrecken vor sich her, den Mont Cenis hinab, und die Flammen, welche Susa in Staub verwandelten, sollten den Lombarden den Rächer verkünden. Asti unterwarf sich nach achttägiger Belagerung, eben so Turin, ohne Schwertstreich. Das bestärkte den Kaiser in der kühnen Hoffnung, mit dieser Macht, die er um sich hatte, den Lombardenbund leicht zu zerstäuben. Es lag ihm der große Krieg, den er wieder aufnahm, nicht als ein Kampf vor der Seele, der aus der Tiefe der Verhältnisse, aus der Natur der Dinge und des Volkes hervorgegangen, sondern als ein Kampf, schnell zu enden, wenn er nur die Häupter desselben, die mächtigsten Städte und ihre Führer, bewältigt hätte. Merkwürdig ist es, wie die Mäßigung und ruhige Würde, die Klugheit und glückliche Politik, die dem Hohenstaufen in Deutschland immer zur Seite waren, ihn hier auf der Schwelle Italiens verlassen, und ein hochfahrender, wegwerfender, gewaltsamer Geist sich wieder seiner bemächtigt, sobald er dem Zauberland naht. Aber wie ganz anders fand er Italien! Das waren nicht jene Bürger mehr, die sich selbst zerfleischten; es war ein Bund, dessen Adern das Bewußtsein straff anschwellte, Söhne Eines Stammes, Eine Nation zu sein. Alle lebendigen Kräfte hatte die Noth in ihnen geweckt, und sie standen da in einer Kraft, wie nie zuvor. Den Flitterstaat der Freiheit hatte Friedrich herabgerissen, aber das ächte Gold desselben war in den Flammen der gebrochenen Städte rein ausgeschmolzen worden, und die Freiheit stand jetzt anders ihm gegenüber, ihre Rüstung war von gediegenem Golde.

Gleich nach seiner Flucht aus Italien eroberten die Lombarden das Schloß Blanderate, befreiten alle dort gefangen gehaltenen Geißeln, zerstörten es, und zwangen den Grafen, zum Bunde zu schwören. Vercelli, Novara, der Markgraf von Malaspina, Como, die Vasallen von Belfort und Seprio traten offen zum vaterländischen Bunde, im März 1168, und führten die Verbannten Tortona's wieder in ihre Stadt. Bald hatte der Kaiser in der Lombardei nur noch Pavia und den Markgrafen von Montferrat für sich. Selbst Genua war dem

Bunde befreundet. Der ganze Feudaladel schwur, wenn auch innerlich ungerne, zum Bund. Zwischen Pavia und dem Montferrat die Verbindung zu unterbrechen, und beide unschädlich zu machen, baute der Bund gemeinsam, hart an den Grenzen der beiden noch kaiserlich Gesinnten, in einer sehr fruchtbaren Gegend, wo der mächtige Tanaro der wilden Bormida sich vermählt, eine neue Stadt, eine Bundesfestung, und nannte sie dem Papste Alexander zu Ehren, dem Haupte des Bundes, und dem Kaiser zum Trotz, Alexandria. Von Natur fest, fast unbezwinglich durch die Werke, welche der wunderbare Eifer aller Verbündeten aufführte, stand Alexandria bald als ein herrliches Sinnbild des Geistes da, welcher den Bund beseelte: schon im ersten Jahre stellte sie 15,000 streitbare Männer ins Feld, lauter freie Bürger, die keine Aufgabe und keinen Trieb kannten, als die Freiheit zu verfechten. Dann gelobten alle Städte des Bundes, der sich innerlich vervollkommnete und auf fünfzig Jahre sich erneuerte, eidlich, nie einzeln mit den Hohenstaufen und ihrer Partei Frieden oder Einigung aufzurichten. Das ganze Land war in steter Arbeit, innerlich und äußerlich sich zu stärken und zu rüsten, Mauern, Thürme, Wälle zu bauen, Kriegsvolk einzuüben und die Freundschaftsbande mit dem griechischen Kaiser und dem Normannenkönig enger zu knüpfen. Friedrich war der Vereinigung dreier mächtigen Feinde, dem Fanatismus der Rechtgläubigkeit, der Ausdauer der Freiheit und der Seuche, das Letztemal erlegen. Um die zwei ersten zu trennen, knüpfte er klüglich mit dem Papst Alexander Unterhandlungen an. Paschal III. war zu Ende des Jahrs 1168 gestorben; durch die alsbaldige Wahl Calixts III., welche Paschals Anhänger vornahmen, blieb die christliche Welt zwischen zwei Päpste gespalten. Alexander, der des Kaisers Absicht durchschaute, ihn seinen Verbündeten zu verdächtigen, sprach des Kaisers Gesandte nur in Gegenwart der Abgeordneten des lombardischen Bundes, und theilte die erbetene geheime Unterredung denselben sogleich mit. „Wir sind bereit, ließ Alexander dem Kaiser sagen, ihn vor allen Fürsten der Welt zu ehren und zu lieben, sobald er seine Mutter, die heilige römische Kirche, welche ihn auf den Kaiserthron erhoben, mit der Demuth eines Sohnes lieben und ihre Freiheit ihr wahren wird." Ebenso mißlang dem Kaiser, einzelne Städte oder den Normannenkönig von dem Bunde zu trennen. Auch ohne die Verfassung eines geregelten Bundesstaats, nur durch das lockere Band eines Staatenvereins zusammengehalten, war der Bund in den

ersten Jahren durch Gefahr, Begeisterung und Ein Interesse unauflöslich geknüpft; und blühender und stärker, ein Phönix aus der Asche, stieg jede der zerstörten Städte empor. Mailands Bürgergeist, durch das Unglück gereift, offenbarte jetzt Blüthe und Frucht in schönster Gestalt. Die Stadt selbst bot einen bewundernswerthen Anblick. Die Ringmauern waren größer, ausgedehnter, die Wallgräben über sechzig Fuß breit, die Thore aus gewaltigen Quadern erbaut, mehrere aus Marmor, und die kunstreiche Hand patriotischer Bildhauer hatte die Portale mit den größten Scenen des Freiheitskrieges geschmückt. Im Innern der Stadt zeugten gut eingerichtete Verpflegungshäuser für Verwundete, Kranke und Arme und Anstalten aller Art zum allgemeinen Besten für den schönen Fortschritt des bürgerlichen Geistes.

Unvermögend, selbst auf dem Boden zu erscheinen, wo der von ihm befehdete Geist einen so stolzen Aufschwung nahm, und die schwankenden Städte der Romagna und anderer Landschaften unter sich in Gährung waren, sandte der Kaiser im Herbst 1171 den Erzbischof Christian von Mainz als seinen Stellvertreter nach Italien. Kein Heer konnte er ihm mitgeben, er vertraute ihm selbst, seiner Verschlagenheit, seiner Streitbarkeit und seinem Glück, und diesen seinen Vorzügen vertraute er mit Zuversicht seine Sache in Italien. Nicht der goldene Helm und der dreigezackte Streitkolben, sondern das gleißende Priesterkleid wurde diesmal von Christian gewählt. So kam er durch die Alpen. Am Tanaro entdeckten ihn die Streifwachen der Lombarden; aber kühn sprengte er mit seinen Reitern durch eine Furth des Flusses und entkam glücklich nach Genua, wo er als Stellvertreter des Kaisers sich darstellte. Hier entfaltete er alle diplomatischen Künste und alle Taktik eines großen Feldherrn, die unter seinem Priesterrock sich bargen. Seine Verheißung, daß ihm im nächsten Jahre der Kaiser mit einem mächtigen Heere folgen werde, entschied schnell die Schwankenden für ihn. Klug, wie eine Schlange, wußte er in wunderbaren Krümmungen und Wendungen zu locken, zu umwinden, zu stacheln. Zwar mißlang ihm, die Pisanen und Genuesen zu versöhnen. Pisa mißtraute seiner Unparteilichkeit und verband sich mit dem griechischen Kaiser. Aber er gewann Genua, Lucca, Siena, Pistoja und den Grafen Guido Guerra, Toscanas mächtigsten Großen, und trat, da er nicht länger die Rolle eines unparteiischen Vermittlers fortspielen konnte, als entschiedenes Parteihaupt an ihre Spitze. Er mußte, da der Kaiser im folgenden Jahre

nicht kam, etwas Bedeutendes thun, um seine Partei nicht auseinander fallen zu lassen. Durch seine diplomatischen Künste und durch die Macht seiner außerordentlichen Persönlichkeit, die zugleich schreckte und anzog, hatte er die Häupter der Partei des Kaisers in allen Landschaften Welfs, in ganz Mittelitalien an sich gezogen, und durch einen Meisterstreich der Politik selbst den Beistand des mächtigsten Gliedes des Lombardenbundes, der Republik Venedig, der Königin der Meere, für sein Unternehmen gewonnen. Sein Anschlag galt Ancona, dem Heerde der griechischen Umtriebe gegen Italien, der Stadt, von welcher der Kaiser nicht mit Ruhm hatte abziehen müssen. Ancona, von zwei Seiten vom Meere umwogt, den Bewegungen und Leidenschaften, die seit Jahrhunderten Italien verwirrten und schwächten, ferne, war zu einer reichen Handelsstadt aufgeblüht. Mit großer Schlauheit und Kunst wußte der Erzbischof die Leidenschaften der Venetianer zu bearbeiten und aufzuregen. Der griechische Kaiser hatte einer Streitfrage wegen venetianische Kaufleute verhaften und ihre Schiffe in Beschlag nehmen lassen. Auf Ancona war Venedig eifersüchtig wegen seines Handels. Beides benützte der kaiserliche Unterhändler so glücklich, daß die Republik sich anheischig machte, sie, die Verbündete der Lombarden, dem Feinde der Lombarden sich zu verbinden und mit ihm Ancona, die freie Stadt, die Feindin des Kaisers, des allgemeinen Feindes, zu belagern.

Der Erzbischof hatte ihnen versprochen, Ancona zu zerstören, und die Beute mit ihnen zu theilen. Um so eifriger waren die Venetianer, die gehaßte kleine Stadt, welche ihnen in ihrem Handel mit dem Morgenlande so vielfach in den Weg trat und ihnen die Alleinherrschaft im adriatischen Meere streitig machte, schnell zu beseitigen. Mit 40 Kriegsschiffen fuhr am 1. April der Sohn des Dogen Ziani in den Hafen Anconas ein und legte sich hart an die Mauer der Stadt; ohne Widerstand, denn die Einwohner waren auf keine Belagerung gefaßt. Aber die natürliche und künstliche Stärke ihrer Stadt ließ sie nicht verzweifeln. Auf einem Vorgebirge, amphitheatralisch emporsteigend, um ein weit geöffnetes Becken, jäh und steil von der Meeresküste bis zum Bergesgipfel, dessen Rückseite nach dem Meere zu von Natur unüberwindlich, bot sie nur Eine zugängliche Seite, vom Lande her, dar. Vor diese Seite legte sich zu gleicher Zeit mit italienischen und den vom letzten Feldzug her noch im Lande zerstreuten Kriegsvölkern der kaiserliche Kanzler Christian von Mainz, und schnitt, wie die Venetianer mit der

See, jede Verbindung mit dem flachen Lande ab. Noch stand ihre Ernte draußen auf den Feldern. Nichts Feindliches ahnend, hatten sie ihre Vorrathskammern nicht versehen. Christian zerstörte vor ihren Augen ihre Saaten, ihre Weinreben, ihre Obstgärten. Die streitbaren Einwohner waren nicht zahlreich; viele waren draußen, ferne auf der Handelsfahrt. Untergang drohend, schreckte inmitten der venetianischen Gallionen besonders das größte Schiff, das bis dahin gesehen worden war, und das den Namen „die ganze Welt" trug. Mitten im Hafen lag es, ein schwimmendes Kastell, von welchem aus die Wurfmaschinen und die Krieger täglich großen Schaden der Stadt thaten. Viele aus der Mark Ancona bedrängten die Hauptstadt mit den Kaiserlichen. Die Glieder wollten das Haupt abschneiden. Im Hafen und zu Land dauerte unaufhörlich der Kampf fort. Ein kleines Heer Anconas, welches die Stadt dem anrückenden Kanzler entgegen geschickt, war geschlagen und ein großer Theil gefangen worden. Der Mangel stellte sich bald als der gefährlichste Feind ein, noch ehe die Mitte des Sommers kam. Der Kanzler, in der Hoffnung, die von Hunger geschwächte Stadt leicht zu überwältigen, beschloß endlich einen Sturm. Die Trompeten schmetterten, die Trommeln wurden gerührt, das Heer rückte mit dem Schlachtgesang in Schlachtordnung an. In der Stadt stürmten die Sturmglocken, die Bürger fielen heraus und stürzten sich tapfer auf die Feinde. Ihre vom Hunger kraftlosen Sehnen spannte die Begeisterung für Freiheit und Ehre straff an, und in Staubwolken, aus welchen nur das Schmettern der Schlachthörner, das Wiehern der Rosse, das Geschrei der Kämpfenden hervordrang, barg sich der erbittertste Kampf. Zu gleicher Zeit griff auf des Kanzlers Befehl die venetianische Flotte von der Seeseite an, und schiffte Kriegsvolk an das Ufer aus. Schon drangen einzelne Kriegsleute in die Wohnungen am Hafen. Die Konsuln aber ließen sie durch die Bürger des Hafens zurückschlagen, während sie selbst mit den übrigen die Kaiserlichen bis zu ihrem Belagerungszeug zurück drängten. Einer warf glücklich ein mit Pech und Harz gefülltes Reiserbündel an die Belagerungsmaschinen, aber keiner wagte, es in Flammen zu setzen, weil herüber und hinüber die Geschosse der Kämpfenden flogen. Da ergriff eine Wittwe, Stamura ist der Heldin Name, eine Fackel, stürzte mitten durch den Regen der Geschosse beider Heere hindurch und hielt die Fackel so lange an das Brennmaterial, bis die Flamme hoch empor schlug. So verbrannten die hölzernen

Thürme und die Wurfgeschütze durch ein unerschrockenes Weib. Die Belagerer mußten sich von den Mauern ohne Ruhm eine Strecke weit zurückziehen, und die Bürger fanden keinen geringen Lohn ihres Sieges in den vielen Pferden, welche die Kaiserlichen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde verloren und deren Fleisch ihnen sehr zu gut kam. Von nun an beschränkte sich der Kanzler, die Stadt auszuhungern. Die Belagerten aber blieben sich getreu. Ein Priester der Stadt, Johannes, saß eines Tages am Hafen und sann, ob er etwas zu seines Vaterlandes Ehre und zum Schaden der Feinde thun könnte. Ein starker Wind trieb die Wogen hoch auf, und die venetianischen Gallionen rissen hin und hergeworfen gewaltig an ihren Ankern. Plötzlich wirft er sein Gewand ab, als wolle er baden, faßt ein Beil, stürzt sich in die See, schwimmt zu dem Hauptschiff und schneidet die Ankertaue desselben ab, unbekümmert um die Pfeile, Speere und Steine, die nach ihm regneten; denn wie eine Tauchente tauchte er unter auf den Grund. Die im Schiff, bei dem Sturm in Lebensgefahr, warfen die Schiffsladungen großentheils ins Meer, und nur die Sicherheit des Hafens rettete es vom Scheitern: so lange der Sturm währte, schaukelte „die ganze Welt" zum großen Gespötte der Belagerten haltlos im Hafen umher. Ermuntert durch ihres Priesters kühne That fielen sie noch während des Seesturmes heraus, vertrieben sieben Galeeren aus ihrer sichern Stellung, daß sie vom Sturm gefaßt wurden und am Stadtufer scheiterten.

Bei steigendem Mangel versuchten die Belagerten eine Unterhandlung. Christian der Erzbischof führte eine ebenso seltsame als kostbare Haushaltung. Die Geistlichen seines Gefolges waren lauter Krieger, die Frauen dabei lauter Amazonen. Die schönen Mädchen, Maulthiere und Pferde, die er mit sich führte, kosteten seinen Haushalt mehr, als den Kaiser sein ganzer kaiserlicher Hof. Darum boten die Belagerten ihm große Geldsummen, wenn er die Belagerung aufhöbe. „Siehe da," sagte der Erzbischof lächelnd, „sie bieten uns Geld, das Geld, das schon unser ist! Wäre der nicht ein Narr, welcher das Ganze hätte, und sich dafür einen Theil geben ließe? Lernet doch endlich den Sinn jener Parabel: „Ein Jäger ging mit einer Koppel Hunde in einen großen Wald, da fand er eine Löwin. Er verfolgte sie lange Zeit und verlor darob viele Hunde und zerriß sich die eigenen Gewande. Endlich sperrte er sie in einer Höhle ein, wo der Hunger sie so ängstete, daß sie ihm nicht entrinnen konnte, zuletzt brüllte sie auf und wollte dem Jäger für

ihre Freiheit Eine Klaue geben. Würdet ihr dem Jäger rathen, für eine Klaue die Löwin loszugeben?" Der Abgeordnete Anconas, ein kluger Mann, sann eine Weile, was er dem Kanzler antworte; dann sprach er: „Wenn der Jäger meinem Rath folgen würde, würde er die Löwin für Eine Klaue nicht frei lassen, aber, wenn sie zu der Klaue die Ohrenlappen geben wollte, würde ich dem Jäger rathen, es anzunehmen, weil er in Kurzem, was er an beiden Enden gefaßt, ganz haben könnte; denn oft geschieht es, daß, wer nur das Ganze will, auch den Theil verliert und damit die Frucht langer Mühe. Ein Vogelsänger stellte auf dem Felde sein Netz aus und es kamen sieben Tauben, die Lockspeise zu fressen. Er sah auf den Bäumen umher andere Vögel sitzen, und wollte das Netz nicht zuziehen, bis er auch diese mit finge. Lange wartete er; siehe da flogen Falken durch die Luft und verscheuchten auch die sieben Tauben, welche die Lockspeise schon gefressen hatten, und der Vogelsteller fing nichts." Gereizt durch diese Rede, schwur der Kanzler, daß er keinen andern Vertrag mit Ancona annehmen werde, als unbedingte Unterwerfung. Der Abgeordnete kehrte mit dieser Antwort bekümmert in die Stadt zurück. Die Konsuln versammelten die Vorsteher der Bürgerschaft, und es wurde beschlossen, vorerst durch einen Ausschuß von Zwölfen den ganzen Vorrath von Lebensmitteln in der Stadt zu untersuchen. Diese durchsuchten die Vorrathskammern der Kirchen und der Einwohner, aber sie fanden nicht mehr als sechs Säcke Waizen und neun Säcke Frühgetreide für mehr als 12,000 Menschen beiderlei Geschlechts. Da fing das Volk an schwer zu weheklagen. Einige sagten, es sei das geringere Uebel, dem Kanzler sich zu ergeben; Andere straften diese, es sei besser in der Schlacht zu sterben, als den Untergang des Vaterlandes zu sehen. Da erhob sich, ehrwürdigen Angesichts, ein greiser Bürger an einem Stab; seine Augen waren vor Alter dunkel geworden, denn er zählte fast hundert Jahre. Der trat hervor und hielt an seine Mitbürger eine Rede, ein herrliches Denkmal der Jugend des Geistes, wo der Leib so sehr gealtert hatte. „Zu euch spreche ich," hob der Greis an, „ihr Bürger von Ancona, ihr Enkel des edeln Römerstammes, die ihr bisher als Männer für die Freiheit eurer Stadt gestritten, höret die Stimme eines Alten und erwäget, was er sagt. Ich rede nicht, um Konsul zu werden; Niemand wird das glauben, ich bin zu alt dazu; ich rede nicht um Gunst, nicht um mich zu zeigen, nicht aus Ehrgeiz, denn die Eitelkeit dieser Welt ist für mich längst welk gewor-

den; mein Auge sieht kaum das Licht des Himmels und mein Geist drängt sich nach oben. Höret also die Stimme eines Alten, am Rande des Grabes. Ich war Konsul, als der König Lothar unsere Stadt belagerte, in der Hoffnung, sie unter das Joch ewiger Knechtschaft zu zwingen; aber wir zwangen ihn, mit Schande sich zurück zu ziehen. Andern Kaisern nach ihm gelang es nicht besser. Welche Schmach für uns müßte es sein, wenn sich diese Stadt einem einzigen Priester ergäbe, die Königen und Kaisern Trotz bot? Was könntet ihr künftig noch sagen, wenn ihr vor der Bischofsmütze euch beugtet, ihr, über welche die Königs- und Kaiserkrone nicht siegte? Fürchtet euch nicht; haltet aus ein wenig noch, denn mächtig ist Gott, und er wird sich unser erbarmen. Ist die Gefahr am größten, ist Sieg und Ruhm am nächsten. Vertragt ihr euch mit dem Kanzler, wird er den Vertrag nur so lange halten, bis er im Stande ist, das Volk zu unterjochen. Laßt keine Schlange in den Busen, keinen Wolf in den Schafstall, keine Maus in die Tasche, keine geilen Buben zu einer Jungfrau; denn schlecht lohnen sie ihre Gastfreunde. Das habe ich gesehen, erfahren und erprobt, daß selten zwischen Wälschen und Deutschen wahre Liebe bestehen kann. Denket an die große Stadt, an Mailand, die Kaiser Friedrich unter der Maske des Vertrags von Grund aus zerstört hat. Wenn das am grünen Holze geschah, was soll am dürren werden? Sendet eure Boten eilig aus, wendet alles Geld auf, ein Heer zu eurer Hülfe zu werben; gelingt es, so könnt ihr mit Recht euch rühmen. Wo nicht, so werft eure Schätze ins Meer und stürzt hinaus zum Kampf, daß eure Feinde mit euch zu Grunde gehen; denn besser ist es auf dem Schlachtfeld zu sterben mit Ruhm, als des Vaterlandes Zerstörung zu sehen, und unauslöschliche Schmach auf sich zu laden."

Gegen diese Worte des hundertjährigen Bürgers wagte Niemand den Mund aufzuthun. Sogleich wurden drei edle Bürger erwählt, von den Freunden draußen Hülfe zu suchen. Wie durch ein Wunder entkamen sie in der Nacht in einer kleinen Barke mitten durch die Kriegsschiffe und Galeeren der feindlichen Flotte. Sie führten viel Geld mit sich zum Sold des Entsatzheeres. Sie wandten sich zuerst an Wilhelm Marcheselli, einen mächtigen Edeln aus Ferrara. Dieser sandte sie zu Alderada, der Gräfin von Bertinoro, aus dem Hause der römischen Frangipani.

Während dem stieg die Hungersnoth immer höher. Pferde-, Esel-

und anderes Thierfleisch wurde mit schwerem Geld aufgewogen. Brod mangelte gänzlich. Bald gingen alle menschlichen Lebensmittel aus, und man aß selbst das Ekelhafte, kochte Leder und speiste es in Wein, Essig oder Oel; Mäuse und Ratten wurden Leckerbissen, selbst Meernesseln wurden unter den Felsen ausgegraben und, obwohl sie für giftig galten, gespeist. Das Angesicht bleich und gelb, konnten sich die Menschen kaum von der Stelle bewegen; nur die Sturmglocke vermochte sie zu elektrisiren. Eine edle Frau, ihr säugendes Kind auf den Armen, fand hart an einem Thore eine Wache am Boden liegen: er sei, sagte er, vom Hunger ganz aufgerieben. „Seit vierzehn Tagen," sprach die edle Frau, „habe ich nichts gegessen als gekochtes Leder; meine Milch reicht kaum für mein Kind; doch wenn du willst, lege deinen Mund an meine Brust und stärke, wenn du noch ziehen kannst, dein Leben fürs Vaterland." Der Krieger schlug die Augen auf und sah die Schönheit der edeln Frau: Scham durchglühte ihn; er griff, sich aufraffend, zu den Waffen, stürzte hinaus, tödtete vier Feinde und sank todt nieder. Die begeisterte Aufopferung der Frauen und Jungfrauen machte die Verzagten, die Erschöpften wie neu geboren. Furchtbarer stieg die Noth. Keine Nachricht von dem Erfolg ihrer Botschafter, kein Zeichen einer Hülfe. Dumpfe Verzweiflung unter den Bürgern. Die Mehrzahl sprach von Uebergabe. Da traten edle Frauen in die Versammlung und sprachen: „Ist das Fleisch der Esel schmackhafter als unseres zu essen? Esset uns auf, oder werft uns ins Meer; denn lieber wollen wir sterben, als in die Gewalt jener rohen wüthenden Horden fallen." Eine Wittwe sah ihre beiden Söhne, tapfere Krieger, nach Nahrung schmachten: sie eilte nach Hause, öffnete sich heimlich eine Ader, kochte ihr Herzblut mit anderer Zuthat und erquickte damit die Ermatteten. Hinter dieser Größe nicht zurück zu bleiben, ermannten sich die erschütterten, die beschämten Bürger, und in dem Augenblick kamen Boten von ihren Ausgesandten mit der frohen Nachricht, daß ein Entsatzheer bereit sei. Alles raffte sich auf, Alles war durch die Freudenbotschaft neu gestärkt. Nicht lange. Neue Botschaft kam: „Die Lombarden wagen aus Furcht vor dem nahenden Kaiser keine Hülfe zu entsenden und die Gräfin sei ihrem Versprechen untreu geworden; sie sollen sich, ehe des Kaisers Heer mit dem Kanzler sich vereine, schnell mit diesem vertragen." Das löschte das kaum aufgeflackerte Leben; das Flämmchen ihres Muthes neigte sich sterbend. Die zuerst gekommenen Boten schwuren hoch und

theuer, diese Nachricht könne nicht wahr sein. Die Standhaftesten und die Frauen beschworen das verzweifelnde Volk, nur noch einen Tag mit der Uebergabe zu warten. Ohne Hoffnung schauen die Bürger von ihren Mauern und Thürmen nach Norden, ob der Stern der Hülfe aufgehe. Der Tag schwindet, die Sonne sinkt ins Meer und mit ihr die Hoffnung, die Freiheit Anconas. Kein Schlaf kommt in der Bürger Augen. Da, um Mitternacht, wiederstrahlt der herrliche Golf von tausend und aber tausend Fackeln und Feuern, die sich auf dem Falconaraberge über der Stadt und dem Hafen lebendig bewegen und den ganzen Kranz des Berges einnehmen. Näher und näher steigen die Flammen und Lichter die Rückseite des Berges herab, durch die taghell gelichtete Nacht entfaltet sich eine große goldene Fahne, und himmelan schlägt der Jubelschrei der Erlösung, den die Bürger erheben auf den Mauern, auf den Thürmen, meist um die Hauptkirche versammelt, und tausendfach wiederhallt vom Berge der Freudengruß, der Schlachtruf der Erretter.

Die drei Ausgesandten hatten ihren Zweck erreicht. Die Gräfin Alderada rief alle Reisigen und Fußknechte in ihrem ganzen Gebiet zu den Waffen. Marchesellí warb in der Lombardei ein Heer. Er verpfändete sein ganzes Erbe für Sold und überredete die Söhne aller seiner Freunde und seiner Vasallen zum Mitzug. So gewann er zwölf Reitergeschwader und eine große Masse Fußvolk, und eilte der bedrängten Stadt zu. Den Paß bei Ravenna fand er durch seinen Schwager Peter Traversario gesperrt. Seinen Bitten, ihn frei durch zu lassen, setzte dieser die Antwort entgegen: er sei ein Getreuer des Reichs und Freund des Kanzlers, und müsse ihm den Paß wehren, dazu habe er sein Kriegsvolk gesammelt. Marchesellí sah, daß kein anderer Durchzug möglich war. „So wollen wir," sagte er zu Traversario, „beide unser Kriegsvolk entlassen und mit einander nach Ancona gehen und die Stadt durch unsere Vermittlung retten." Traversario nahm dies an und entließ seine Mannschaft. Marchesellí wandte sich zu den Seinen: „Ich habe mit Traversario die Uebereinkunft getroffen, mein Heer zu entlassen; darum befehle ich euch, in eure Heimath zurück zu kehren; allein überleget wohl als kluge Männer, ob ich euch von dem Eide, den ihr geschworen, entbinden kann und darf, und was ihr in diesem Falle zu thun habt." Nach diesen Worten ritt er mit Traversario Ancona zu. Abälard, Marchesellis Bruder, verstand seine Meinung und blieb bei

dem Heere zurück. „Ihr wißt," sprach er, „edle und kluge Männer, mein Bruder ist weder Papst noch Bischof, daß er euch von dem Bande des Eides entbinden könnte. Wir haben alle geschworen, Ancona zu retten; darum vorwärts mit Gott!" So zogen sie durch den Paß. Bald erkannte Traversario, daß er überlistet war; er fühlte keine Lust mit Marcheselli weiter nach Ancona zu reiten. So schloß sich dieser den jubelnden Seinen wieder an und vereinigte sich mit der edeln Alderada und ihren Mannen. Am Abend des vierten Tages erreichen sie die Höhe des Falconara. Mit der Nacht dehnt Marcheselli seine Reihen über die ganze Breite der Bergwand aus, und läßt überall Wachtfeuer anzünden, jeden Krieger Fackeln in die Hand nehmen und zwei oder drei Lichter an seine Lanze stecken. So strahlt der Berg wie von den Wachtfeuern und Fackeln eines fünfmal größeren Heeres, und die List gelingt. Der kluge Erzbischof Christian, getäuscht durch die Feuer, die von allen Höhen strahlen, über die Größe des Entsatzheeres, gibt sogleich das Zeichen zum Rückzug, verlegt noch in dieser Nacht sein Lager auf einen entfernten Berg, und zieht sich, ohne weiter einen Kampf zu wagen, nach Spoleto zurück. Er war es, der, von dem Vorhaben der drei Ausgesandten benachrichtigt, jene zweite, alle Hoffnung des Entsatzes abschneidende Botschaft an die Bürger unterschoben hatte. Die Erlöser aber werfen sich mit reichen Lebensmitteln in die jubelnde Stadt. Die venetianische Flotte lichtet auf des Kanzlers Rückzug gleichfalls die Anker, und die Gräfin Alderada und Marcheselli werden von der dankbaren Stadt fast angebetet, welche nach sechsmonatlichen Leiden von Musik und festlichen Tänzen wiederhallt.

Die Botschaft von dem Ausgang der Belagerung Anconas traf den Kaiser, als er gerade auf Alexandria zog, um diese neugeborene Stadt, dieses Denkmal des Triumphes seiner Feinde über ihn, diese Stadt mit dem Namen seines bittersten Gegners, einem Namen, ihm zum Trotz und Hohn geschaffen, gleich Susa zu vertilgen. Schon war es Ende Oktobers. Es war ein ungesunder, nasser Herbst; er aber hoffte, da Mauern und Thürme noch lange nicht vollendet waren, im ersten Anlaufe die Verhaßten zu vernichten. Der leichte Fall Astis ließ ihn nichts Anderes glauben. Der Lombardenbund hatte zwar nach Asti treffliche Männer, die Vertheidigung zu leiten, geschickt, und das Versprechen, bei steigender Noth mit Heeresmacht sie zu entsetzen. Es war der Plan des Bundes, das kaiserliche Heer in Belagerungen sich auf-

reiben zu lassen. Aber feige hatten die von Asti ohne alle Noth dem Kaiser die Schlüssel ihrer festen Stadt überliefert. Alexandria war noch großentheils bloß durch seine Wälle vertheidigt. Aber während der Kaiser die Zuzüge Pavias und des Markgrafen von Montferrat erwartete, trat so anhaltendes Regenwetter ein, daß der Tanaro und die Bormida austraten und das ganze Gebiet der Stadt überschwemmten. Der thonige, vom Wasser durch und durch getränkte Boden war ein guter Verbündeter der Belagerten. Die kaiserlichen Zelte standen oft hoch hinauf im Wasser. Ungeschreckt wagte Friedrich einen Sturm. Die Belagerungsmaschinen rückten an die Mauern: aber die in der Stadt fochten übertapfer, es waren die kühnsten Männer darin, und der Kaiser wurde bis in sein Lager zurückgeschlagen und seine Kriegsmaschinen wurden verbrannt. Die Fürsten, die mit ihm waren, riethen, die Belagerung aufzuheben und nicht länger gegen Verzweifelte, gegen Himmel und Erde anzukämpfen. Denn dem Regen folgte Schneegestöber und Kälte, Glatteis überzog den Boden und machte ihn gefährlich. Aber der abgeschlagene Sturm erhöhte den Trotz und Zorn des stolzen Geistes. Die Kälte stieg, die Zufuhr ward schwieriger, Menschen und Pferde erkrankten, die Zahl der Ausreißer nahm täglich zu, der gute Muth der Bleibenden stündlich ab. Friedrich beharrte, nicht vom Platze zu weichen, bis er ihn bezwungen. Vier Wintermonate durch setzte er die Belagerung gegen die hartnäckig widerstehenden Bürger fort. Ausfälle und Angriffe wechselten, die unmenschlichsten Thaten geschahen auf beiden Seiten. Drei gefangene Alexandrier wurden eines Tages vor den Kaiser geführt: zweien waren bereits auf seinen Befehl die Augen ausgerissen, als er den dritten fragte, warum er gegen das Reich sich empört habe. „Ich habe nur den Befehlen meines Herrn gehorcht," sagte der Gefangene; „wenn mein Herr mit dir gegen Alexandria gekämpft hätte, hätte ich eben so getreu seinem Befehl gehorcht. Auch ohne Augen werde ich ihm fortdienen, so viel ich kann." Das gefiel dem Kaiser, er ließ ihn ungekränkt die beiden andern Auglosen in die Stadt zurück geleiten. Grausam rächten die in der Stadt jedes grausame Zufügen. Alle Künste der Belagerung hatte Friedrich vier Monate lang erschöpft. Die Stadt forderte im März 1175 erst den Lombardenbund auf, ihr zu Hülfe zu ziehen. Sogleich versammelte sich der Bund, der klug nicht eher mit dem Kaiser eine Schlacht wagen wollte, als bis er seine besten Kräfte vor Alexandria aufgerieben. Die

Mannschaft aller Bundesstädte setzte sich zu Roß, zu Fuß und zu Schiff Alexandria zu Hülfe in Bewegung, und am Palmsonntag lagerte sich das Heer der freien Städte dritthalb deutsche Meilen vom kaiserlichen Lager. Friedrich hatte seit längerer Zeit an einem großen Minengang arbeiten lassen, der unter den Wällen hindurch in die Stadt führte. Trotz der schlimmen Jahreszeit und dem morastigen Boden war ihm die Mine fast vollendet, ohne daß die in der Stadt eine Ahnung hatten. Auf diese Mine baute er die sichere Eroberung der Stadt. In der Nacht wollte er eine Schaar durch dieselbe in die Stadt bringen, welche ein Thor überfallen und dem Belagerungsheer öffnen sollte. Der Anzug des großen Lombardenheeres drohte ihn um die Frucht der langen mühseligen Arbeit zu bringen. Er bot darum denen in der Stadt am Gründonnerstag einen Waffenstillstand an, der die Feiertage hindurch dauern sollte. Die Belagerten nahmen ihn an. Vertrauend dem Stillstand überließen sie sich in ihren Wohnungen der Ruhe. Der Kaiser ließ die Tapfersten um die erste Nachtwache mit den Minirern in die Mine sich begeben, er selbst stellte sich, zum Angriff bereit, mit seinem Heer an die Thore. Mitten auf dem Marktplatz brachen die ersten Krieger durch die geöffnete Mine hervor. Aber die Wachen schliefen nicht, sie wurden entdeckt, die Sturmglocke rief die Bürger zu den Waffen, wie Löwen stürzten sie auf die hundert Kaiserlichen. Mehrere erzählten, sie haben den heiligen Petrus auf weißem Roß in leuchtender Rüstung vor sich her sprengen sehen. Die außerhalb der Mine flohen, wurden aber niedergehauen oder stürzten sich über die Wälle hinab; die, welche noch in dem unterirdischen Gang waren, wurden durch den Einsturz desselben jämmerlich verschüttet; dann brachen die Bürger aus ihren Thoren hervor und schlugen das überraschte kaiserliche Heer so, daß von dem Graben bis zum Lager die Erde mit Todten bedeckt, und ein großer hölzerner Thurm von ihnen erobert und mit seiner tapfern Besatzung verbrannt ward.

Der Kaiser sah jetzt die Unmöglichkeit der Eroberung der Stadt. Um nicht vor der Festung von dem Lombardenbund eingeschlossen zu werden, verbrannte er in der folgenden Nacht seinen ganzen Belagerungszeug und brach mit der Morgenröthe des Osterfestes mit seinem Heer gegen Pavia auf. Das Heer der Verbündeten, ihm an Zahl und Macht weit überlegen und geführt von Ezzelino da Romano dem Stammler und Anselm Dovara zog ihm schlachtbereit entgegen. Fried-

rich, kühn und überraschend, verließ seine Richtung auf Pavia, stellte sich keck den Bürgern gegenüber und schlug innerhalb eines Pfeilschusses vor ihrem Lager das seine. Der Lombardenbund wußte nichts von seinem Verlust von Alexandria. Diese Keckheit, diese Zuversicht, die Ueberraschung wirkte auf die Führer und die Bürger. Der Kaiser rastete bei der Villa Guiguella gelagert, zu schwach, um anzugreifen, sicher, daß er nicht angegriffen würde, wenn er nicht dazu herausforderte, und die Lombarden wagten nicht, ihre Sache auf den Würfel einer entscheidenden Schlacht zu setzen. So löste sich der zuvor unvermeidlich scheinende Kampf in einen Waffenstillstand; schon am Ostermontag traten einige parteilose Edle mit dem Kaiser und mit den Lombarden zusammen. Gibt es, sagten sie, einen größeren Wahnsinn, ein seltsameres Unglück, als wenn der Herr den Unterthan, der Unterthan den Herrn gewaltsam seines Rechtes berauben will? Noch ist das drohende Unheil eines Kampfes nicht eingetreten, und wenn beide Theile mit ihrem Rechte sich begnügen, könnte ein erwünschter Friede geschlossen werden. „Ich bin," antwortete der Kaiser, „unbeschadet der Rechte der Kaiserkrone, bereit, den Streit einem Schiedsgerichte tadelloser Männer von beiden Theilen zu unterstellen." Der Lombardenbund erklärte: „Unbeschadet unserer und der römischen Kirche Freiheit, sind wir zu dem Gleichen bereit." So wurde am 16. April ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem sechs Schiedsrichter die streitigen Punkte untersuchen und schlichten, die beiderseitigen Gefangenen ihre Freiheit erhalten und beide Heere bis zur Aufkündigung des Stillstandes ihre Fahnen verlassen sollten. Der Kaiser ließ sich die vornehmsten Lombarden vorstellen und empfing sie mit kaiserlicher Huld. Noch hatten sich die Städter von der mit ihnen aufgewachsenen Ehrfurcht vor des Kaisers Majestät nicht los gemacht und bezeugten ihm wetteifernd die demuthsvollsten Huldigungen, indem ihm einige den Mantel, andere die Füße küßten. Dann begab sich der Kaiser nach Pavia mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und seiner Hausmacht. Die Zeit der andern Fürsten und Herren in seinem Heere war ohnedies um, und er hätte sie in jedem Fall in die Heimath entlassen müssen. Die Lombarden kehrten auf der Straße nach Piacenza um. Hier stießen sie auf den Zuzug der Cremonesen, der durch Schuld seiner Konsuln sich verspätet hatte, welche es mit Pavia und dem Kaiser nicht verderben wollten. Ihre Erbitterung und Scham, hinten nach gekommen zu sein, wurde durch die Witz- und Spottreden der andern Lom-

barden zu solcher Wuth gesteigert, daß sie, heimgekehrt, die Paläste der Konsuln ausplünderten und zerstörten, die Konsuln selbst verjagten; diese aber waren es, die der Kaiser zu Oberschiedsrichtern ernannte, im Fall die sechs Schiedsrichter, die nach dem Vertrage ernannt waren, sich nicht einigen könnten.

Der Kaiser konnte nicht im Ernst an eine gütliche Ausgleichung denken; er wollte die Ansprüche der Krongewalt, die ronkalischen Beschlüsse festhalten, die Lombarden wollten sie aufgehoben wissen. Das war der Apfel des bisherigen Zanks. Friedrich konnte keine andere Absicht bei dem Waffenstillstand und den Unterhandlungen haben, als Zeit zu gewinnen, die seinem Heere vor Alexandria geschlagenen Wunden zu heilen, und eine neue Heermacht aus Deutschland an sich zu ziehen, wohl auch den Lombardenbund durch Intriguen und Unterhandlungen zu entzweien, zu trennen. Es war ihm keine Wahl geblieben, als der Vertrag oder der Verzweiflungswurf einer Schlacht, in welcher zu siegen für ihn höchst unwahrscheinlich, zu unterliegen fast gewiß war, und nach deren Verlust ihm Tod oder Gefangenschaft, im glücklichsten Falle ruhmlose Flucht nach Deutschland blieb, wo die Verluste vor Alexandria nur des Kaisers Starrsinn zugeschrieben wurden und große Unzufriedenheit erregten. Friedrich zog auch die Unterhandlungen auf jede Art hinaus, und während derselben, seltsamer Weise, setzte sein Kanzler im mittlern Italien, selbst gegen ein Bundesglied, gegen Bologna, die Feindseligkeiten fort. Zu Pavia wurde unterhandelt, besonders auch mit dem Papst Alexander. Alexander aber trat gebieterisch auf: er verlangte unbedingte Anerkennung als allein rechtmäßiger Kirchenhirte. Friedrich verlangte nicht einmal alle Vorrechte seiner Vorfahren; Alexander aber erklärte, was er fordere, gehe weit über das, was selbst Karl dem Großen eingeräumt worden. Friedrich hatte Verstärkungen aus Deutschland, wozu er in wiederholten Botschaften die deutschen Fürsten ermahnte, sicher bis zum Herbste erwartet. Aber diese erschienen nicht, und der Faden der Unterhandlungen war nicht länger künstlich auszuspinnen. Der Congreß zu Pavia löste sich auf zu Ende des Jahrs, und die Lombarden verwüsteten die Markungen von Como, Pavia und Montferrat. Eilboten auf Eilboten sandte Friedrich an die deutschen Fürsten, des Reiches Ehre zu retten, namentlich den Erzbischof Philipp von Köln sandte er zuletzt. Schmerzlich, niederschlagend traf ihn die Botschaft, daß Deutschlands erster Fürst, Heinrich der

Löwe, jeden Beistand weigere. Noch ein Mittel versuchte er: er lud ihn ein zu einer persönlichen Zusammenkunft in Chiavenna, nicht weit vom Comersee. Von dem Eindruck, wenn Kaiser und Herzog sich selbst gegenüber ständen, von der Macht des bittenden Wortes, wenn es Angesicht zu Angesicht, Herz zu Herz gesprochen würde, von der Stimme der Freundschaft ihrer Jugend hoffte er Alles.

Zweiundzwanzigstes Hauptstück.

Glücklicher als der Hohenstaufe in Italien, hatte Heinrich der Welfe im Norden den Bau seiner Macht und Größe aufgeführt. Vom Niederrhein bis zur Ostsee und zur Oder dehnte sich seine gewaltige Herrschaft aus und die nervigen, freiheitssinnigen, kühnen Söhne von dem heutigen Westphalen, Friesland, Oldenburg, Stadt Braunschweig, Thüringen, Altsachsen, der Altmark, Holstein, Meklenburg und Pommern trugen die Säulen seines Throns; das große Herzogthum Bayern war ein mächtiges Vorwerk desselben. Seine Siege auf dem Schlachtfeld und seine kluge Politik hatten das, was er ererbt, zu dieser Herrlichkeit ausgebaut. Er hatte auf den blutgedüngten Feldern der Slaven, zwischen der Elbe und der Oder, das Christenthum, die Anfänge gesellschaftlicher Kultur, Ackerbau, Handel und Verkehr durch deutsche Ansiedlungen gepflanzt, Handelsstädte mit Freiheiten und Rechten ausgestattet, die Räuberei zur See und zu Land vertilgt, und durch energische Handhabe seiner Gesetze eine glückliche, die Blüthe eines neuen Völkerlebens des Nordens rasch hervortreibende Ruhe über alle seine Lande gebreitet. Der Hohenstaufe war ihm dabei in nichts hemmend entgegen getreten, ja er hatte, um ihm seine Herrschaft abzurunden, die hohenstaufischen Erbgüter in Sachsen gegen Güter des Welfen in Schwaben ausgetauscht, gleich als hätte er auf die Ewigkeit ihrer Freundschaft gebaut. Ja er war ihm gefällig, wo er konnte, oft zum Verdruß und Nachtheil von Gliedern selbst des Waiblingischen Hauses. Aber der Löwe war ein zu selbstständiger Geist, ein zu wenig edles und aufopferungsfähiges Gemüth, um dafür dankbar den Bahnen des Freundes hingebend zu folgen. Nur zu bald offenbarte der Löwe, daß er vorzog,

für sich selbst im Norden, als für den Kaiser in Italien zu arbeiten. Sein Ehrgeiz war zu groß, als daß er in die Länge hätte beitragen wollen, die Sonne des Freundes höher und höher am Himmel zu heben und in ihren Strahlen selbst verdunkelt zu stehen. Er ertrug nicht unter, nicht neben dem Hohenstaufen zu stehen, er konnte nur fern von ihm und gegenüber ihm stehen. Der Löwe und der Rothbart, befreundet in der Jugend, ferner geworden im Fortgang, mußten zuletzt feindlich zusammentreffen. Aber allmählig nur zogen die Gewitter auf, deren Zusammenstoß die Gestalt des deutschen Reiches veränderte.

Als an jenem Abend der Hohenstaufe im Zelte des Löwen saß, und ihm die Wunden wusch und verband, die er für seine, des Kaisers, Rettung von den Römern empfangen, da schlugen wohl beide Heldenherzen warm gegeneinander, und keiner gedachte der Macht der Verhältnisse, die künftig den einen da, den andern dorthin führen dürfte. Aber wenn der Löwe später der großen Dienste gedachte, die er dem Kaiser geleistet, mochte er wohl auch glauben, genug gethan zu haben, um die Gefälligkeiten, die er dem Kaiser schuldete, abzutragen. Darum war er ihm in der letzten Zeit nicht mehr nach Italien gefolgt. Eine Abneigung gegen die italienischen Heerfahrten war immer tiefer in ihm gewurzelt, weil er das Blut, das sie kosteten, vergeudet glaubte, weil er seine Kräfte für sein Nordreich selbst bedurfte, weil er, weniger feudalistisch als der Kaiser, und ein Freund der Bürger und der bürgerlichen Gewerke, den Kampf gegen die italienischen Städte ungern sah, und weil er in seinem Herzen für Alexander war, in dem er, wie sein Oheim Welf, im Geheimen das ächte Haupt der Christenheit verehrte. Je weniger Friedrich den Flug seiner Entwürfe von Heinrich in der spätern Zeit gefördert sah, desto weniger nahm er in seinen andern Strebungen nach und nach auf ihn Rücksicht, und die tiefe Wunde, welche er durch die Erwerbung der Güter des alten Welf dem Löwen, dem rechtmäßigen Erben derselben, geschlagen, wurde durch die Zugeständnisse und Begünstigungen, welche er in der Entscheidung seines Streits mit den sächsischen Fürsten ihm zu Theil werden ließ, nicht geheilt. Es trat keine offene Spannung zwischen ihm und Friedrich ein, aber das Vertrauen war dahin, die Freundschaft starb an dem verletzten Interesse, und Friedrichs Bemühungen, ihn für Italien zu gewinnen, entzog er sich zuerst durch eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe. Es gehörte immer noch zur Glorie des Ritterthums, die Morgenlande gesehen und die Stätten betreten zu haben, wo der Herr in

Menschengestalt gewandelt. Heinrich lag in den Banden des Glaubens seiner Zeit, und es mußte ihm tröstlich und bequem sein, die Sünden seines Lebens, seine Gewaltthaten und Bedrückungen auf das Grab des Erlösers niederzulegen, an welche ihn vielleicht die schreckenden Ereignisse in der Natur, Erdbeben, Stürme, Ueberschwemmungen und Seuchen, welche gerade die letzten Jahre bezeichneten, gemahnt hatten. Aber mehr als dieses hatte gewiß die Politik Antheil an seiner Pilgerfahrt. Sie entzog ihn zunächst jeder weitern Ansprache, jeder Verpflichtung für den Kampf in Italien. Oder sollte es gar mit einer von dem sonst sehr glaubwürdigen gleichzeitigen Geschichtschreiber Helmold erwähnten Gesandtschaft seine Richtigkeit haben, welche schon im Jahre 1164 der griechische Kaiser an Heinrich abgeordnet haben soll? Sollten wohl gar schon seit längerer Zeit geheime Anknüpfungen zwischen dem konstantinopolitanischen Hof und dem Löwen in Bezug auf die großen politischen Verhältnisse statt gefunden haben, und diese Pilgerfahrt nur eines der Schlußglieder der verborgenen diplomatischen Kette gewesen sein? — Heinrich trat seine Fahrt an mit frommen Bischöfen, seinen Freunden, dem neubekehrten Slavenfürsten Pribislav, Gunzelin, dem Grafen von Schwerin, und einem glänzenden Gefolge. Nicht unbeobachtet von dem Kaiser; denn ein kaiserlicher Gesandter reiste zu gleicher Zeit mit ihm von Regensburg nach Konstantinopel, unter freundlichem Vorwande, in der Wahrheit aber, um alle Schritte des Welfen an den Kaiser zu berichten. In den ersten Tagen des Jahrs 1172 trat er die Pilgerfahrt an, und traf nach vielen Gefahren, und hochgeehrt und beschenkt von dem Sultan von Iconium und von dem griechischen Kaiser, in den ersten Tagen des Jahrs 1173 wieder in der Heimath ein.

Während der Pilgerfahrt des Herzogs hielt sich der Kaiser viel in Sachsen auf, und es wird erzählt, daß er sich nicht nur die Herzen zu gewinnen gesucht, sondern sogar die Mächtigeren des Landes, welchen der Löwe seine Städte vertraut, durch Furcht und Versprechungen zu dem Eide verbunden habe, falls der Herzog nicht wiederkehre, die Städte mit dem Lande ihm in seine Hand zu übergeben. Als Heinrich zurück kehrte, mußte ihn dieser Vorgriff des Kaisers empfindlich verletzen; denn selbst, wenn er gestorben wäre, hatte er für seine Stammgüter rechtliche Erben an seinen Töchtern, für seine Reichslehen an Welf seinem Oheim; und wie weit der Kaiser zu greifen wage, zeigte er zu eben dieser Zeit dadurch, daß er die Plötzkische Erbschaft, die vor vierund-

zwanzig Jahren Albrecht dem Bären verliehen worden war, dessen Söhnen entreißen wollte, worüber es ohne Vermittlung nahezu zum blutigen Kampfe gekommen wäre. Aber auch diesen Verdruß wußte Heinrich zu bergen; noch erschien er der alte Freund am Kaiserhof zu Augsburg. Sein natürlicher Hang jedoch zum Kirchlichen, seine christ-katholische Glaubensschwärmerei war durch seine Pilgerfahrt gesteigert worden. Um so weniger war er für einen neuen Kriegszug nach Italien, der seinem Papst und dessen Verbündeten galt. Aber um so versteckter hing er an Alexander, als eine offene Erklärung für denselben den offenen Kampf mit dem Kaiser unvermeidlich gemacht hätte. Denn in dieser Zeit, 1173, beraubte der Kaiser Adalbert, den Sohn des Böhmenkönigs, als einen erklärten Anhänger Alexanders, des Erzbisthums Salzburg, seinen Vater, den einst so treuen Wladislav, aus dem gleichen Grunde und weil er wie ein Souverän Böhmen, des Reiches Lehen, als Erbe seinem Sohne, ohne die Belehnung des Kaisers nachzusuchen, übertrug, des Königsthrons, und gab das Reich der Böhmen nicht an seinen Sohn, sondern als Herzogthum an Zibislas, einen Seitenverwandten des Gestürzten. Um Heinrich immer in der Nähe zu haben, hielt Friedrich fünf Reichstage in Sachsen; aber als alle gegenwärtigen Fürsten und Herren zu Nimwegen die Heerfahrt gelobten, gelobte der Löwe nicht mit. Im Vertrauen, daß ihm seine Hülfe, wenn er ihrer bedürfe, doch nicht entgehen werde, nöthigte ihn der Kaiser nicht, und noch deckte der Schein der Freundschaft, als sie schieden, die Mißstimmung, die in Beider Herzen Platz griff. Aber des Hohenstaufen Herz war größer und edler als das des Welfen. Trotz aller inneren Erkältung glaubte er nicht an einen Bruch, an ein völliges Vergessen der alten Freundschaft; er hielt es nicht für möglich, daß Heinrich ihn verlassen könnte. Darum war er so überrascht, als er auf die Botschaft, welche er durch den Patriarchen von Aquileja an ihn gelangen ließ, die Weigerung vernahm, ihm dem Kaiser, dem Freunde seiner Jugend, in seiner großen Noth beizustehen.

In den Fasten, so wird erzählt, kam Heinrich zu Chiavenna mit Friedrich zusammen. In tiefem Geheimniß gelang es dem Kaiser, der Aufmerksamkeit der Lombarden seine Abreise von Pavia zu entziehen und, glücklich durch das Mailändische hindurch, den Ort der Zusammenkunft zu erreichen. Heinrich kam aus dem nahen Bayern. Friedrich ging dem Kommenden mit offenen Armen entgegen. Der Welfe entschuldigte

sich damit, daß er zu alt zu schweren Feldzügen sei, die Strapazen seines bisherigen Lebens haben ihn vor der Zeit gealtert, er wolle den Kaiser mit Gold und Silber und anderem zur Ausrüstung eines Heeres Nöthigen, wenn er ihm dagegen die Harzstadt Goslar opfere, gerne Hülfe leisten, doch ihn möge derselbe in Gnaden von dem Zuge entbinden. Leicht entkräftete der Hohenstaufe den von seinem frühe Gealtertsein hergenommenen Grund; denn der Löwe war erst 47 Jahre alt; eben so den Grund, daß er in seinen Landen Feinde zu fürchten habe. Das wichtige Goslar mit den Bergwerken des Harzes war schon lange das Ziel von Heinrichs Sehnsucht, mit dieser Stadt wäre er nicht nur Herr des ganzen Harzes geworden, sondern der Kaiser hätte damit seinen letzten Haltpunkt im Norden, ja, das ganze nördliche Deutschland aufgegeben. „Der Gott des Himmels," sprach er, „hat dich vor allen Fürsten durch Reichthum und Ehren groß gemacht; du, der mächtigste Fürst des Reichs, hast die Pflicht, des Reiches Ehre jetzt, da sie sinken will, zu retten, und darin allen andern Fürsten voranzugehen. Erinnere dich, daß ich dir niemals eine Bitte versagt, und daß ich immer bereit gewesen zur Vergrößerung deiner Ehre. Deine Feinde waren stets auch die meinen, nie ließ ich einen gegen dich aufkommen. Ich will dich nicht mahnen an den Eid der Treue, den du dem Reiche geschworen, aber an die heiligen Bande des Blutes, die uns verknüpfen, damit du in der gegenwärtigen Noth, mir, deinem Blutsverwandten, deinem Kaiser, deinem Freunde, mit aller Treue beistehst, und ich werde dir dafür in Allem, was du wünschest, willfährig sein." Der Herzog aber dachte jetzt an all das nicht, nicht an das viele Gute, das ihm der Kaiser gethan, nur an das, wodurch er sich von ihm gekränkt fühlte. Des Hohenstaufen Bedrängniß, vielleicht sein Untergang in Italien stand ihm vor Augen, als das Günstigste, was für ihn, den Welfen, sich ereignen könnte. Traf nur das Erste ein, so hinderte ihn wenigstens nichts an der Vollendung seines großen Herzogthums zu einem erblichen Reiche im Norden; traf sogar der Untergang ein, so strahlte für ihn der Glanz der Kaiserkrone, und die Welfen stiegen, wo die Hohenstaufen sanken. Nur die Stimme der Politik sprach in ihm, das Herz blieb stumm, er weigerte standhaft den Zuzug. Immer bänglicher wurde es vor dem Hohenstaufen: draußen lag Chiavenna mit allen Herrlichkeiten seiner Natur ausgebreitet; von dem nahen glänzenden See her über die Berge streifend, warf der Wind die Düfte der blühenden Lorbeer- und

Orangenwälder, der Cypressen und breitlaubigen Feigen herein; er sah Italien, das schöne Italien, es galt den Preis seines Lebens, und er warf sich nieder, er, der Kaiser, vor dem Herzog, der Freund vor dem Jugendfreunde, und beschwor ihn knieend, ihn in dieser letzten Noth nicht zu verlassen. Der Herzog erschrack, daß es dahin gekommen, er hob eilend den Kaiser auf; aber sein Truchseß Jordanus rief ihm zu: „Herr, lasset immerhin die Reichskrone euch zu Füßen kommen, bald wird sie euer Haupt schmücken.“ „Herr,“ flüsterte dagegen ein Anderer seines Gefolgs ihm zu, „ich fürchte, sie wird über euer Haupt empor wachsen.“ Auch die fußfällige Bitte änderte des Herzogs Entschluß nicht; nur verwirrt, nicht erschüttert, stand er; und der Kaiser wandte sich hinweg, der Herzog ritt Bayern zu. Der Augenblick, in welchem der gekrönte Hohenstaufe vor dem Welfen, seinem Vasallen, auf den Knieen lag, und Heinrichs Selbstsucht ihn nicht erhörte, war der größte in Heinrichs Leben, aber er entschied für immer das Schicksal der Welfen. Der Würfel war gefallen, kein Rückschritt war möglich, das Unerhörte war geschehen, des Löwen wartete jetzt die Kaiserkrone oder der Untergang.

Dreiundzwanzigstes Hauptstück.

Friedrich war wieder er selbst. In den ersten Tagen des Frühlings 1176, bald nach der unglücklichen Zusammenkunft, sammelte sein Getreuer, der Erzbischof Philipp von Köln, die Schaaren der Fürsten, die ihren Kaiser in der Noth nicht verließen. Es waren die Erzbischöfe von Magdeburg und Arnold von Trier, der Graf von Flandern, die Bischöfe von Worms und Münster, viele andere Prälaten und Herren vom Rhein und eine große Zahl Treuer aus Schwaben und andern Landen. Auf ihrem Durchzug durch Bayern verfuhren die Kölner und die Flamänder, empört durch Heinrichs des Löwen Betragen, so feindlich gegen dessen Lande, daß überall die Bewohner vor ihnen flohen und Felder und Flecken verwüstet wurden. Am Comersee erwartete der Kaiser die Ankunft dieser zahlreichen Kriegsschaaren, stellte sich dann an ihre Spitze und führte sie über Kairate, dem Tessin folgend, weiter nach Italien hinein. Denen von Pavia, dem Markgrafen von Mont-

ferrat und dem Erzbischof Christian, welcher inzwischen mit seinem Heertheil im mittleren Italien mehrere Vortheile errungen, hatte er den Befehl gegeben, sobald er das Mailändische betrete, sich mit ihm zu vereinigen.

Unter den Lombarden herrschte die größte Zuversicht und Begeisterung. Der starke Geist der Eintracht gab ihnen Kühnheit und Vertrauen, durch entscheidenden Kampf die Freiheit für immer sich zu retten, sie waren zu Allem gerüstet. Mailand hatte zwei Geschwader auserlesener Reiterei errichtet. Das eine derselben, 900 Mann stark, nannte sich „die Schaar des Todes.“ Sie führte Alberto da Giusano, eine Riesengestalt. Das andere Geschwader, aus 300 Reitern, aus den ersten Familien der Stadt gebildet, hieß „die heilige Schaar des Carroccio.“ Beide hatten sich durch feierlichen Eidschwur verpflichtet, nie zu fliehen, sondern eher zu sterben. Die übrige Bürgerschaft Mailands bildete sechs Heerhaufen. Ein Fehler war es, daß die Lombarden nicht alle Alpenpässe sperrten. Während sie die Veroneser Pässe besetzten, überraschte sie die Botschaft von dem Zuge des kaiserlichen Heeres durch Graubündten, Engaddin, über Chiavenna nach Como, und der Vereinigung der Comeser mit demselben. Friedrich zweifelte auch nach diesem Fehler der Lombarden nicht an seiner glücklichen Vereinigung mit denen von Pavia und seinen andern Getreuen. Aber die Mailänder waren entschlossen, ihn anzugreifen, ehe sich sein Heer von dem Marsche erholt und sich mit den Andern vereinigt hätte. Noch waren erst die Zuzüge von Piacenza, Verona, Brescia, der Mark, Vercelli, Lodi und Novara in Mailand eingetroffen, die andern befanden sich noch auf dem Marsch. Doch drang die Ansicht der Mailänder durch, das Carroccio rückte aus und die Verbündeten zogen längs der Olonna nach dem Lago Maggiore hin, dem Kaiser entgegen. Am Sonnabend den 29. Mai stieß ihre Vorhut, 700 Pferde, auf den Vortrab der Kaiserlichen, der aus 300 Reisigen bestand. Augenblicklich waren beide Theile handgemein. Als das kaiserliche Heer seinen Vortrab erreichte, wurde die Vorhut der Lombarden schnell auf ihr Hauptheer zurück geworfen, das unweit Legnano angelangt war, und jetzt erst ordneten sich beide Heere zur eigentlichen Schlacht. Die Lombarden waren den Kaiserlichen an Zahl sehr überlegen. Im Kriegsrath des Kaisers war die Mehrheit, auf die Kunde vom Anzug der Lombarden, dafür gewesen, jedes Zusammentreffen zu vermeiden, und durch geschickte Bewegungen die Ver-

einigung mit dem von Pavia kommenden Heere zu vollführen. Der Kaiser aber hatte, als seiner unwürdig, verworfen, den „Empörern" auszuweichen, und vorgezogen, durch einen kühnen Schlag von vorn herein das Uebergewicht zu gewinnen. Das Gefecht, das zwischen dem beiderseitigen Vortrab zufällig sich entspann, riß nun von selbst das ganze Heer in den Kampf hinein. Um das Carroccio umher gereiht, bildeten die Mailänder das Mitteltreffen, die andern Verbündeten die beiden Flügel, seitwärts deckte die Stellung ein tiefer Graben. Als sie die deutsche Reiterei heransprengen sahen, knieeten sie nieder, und flehten mit lauter Stimme zu Gott, dem heiligen Petrus und Ambrosius um Beistand. Der Kaiser aber stürmte so gewaltig heran, daß fast alle Brescianer und ein großer Theil der übrigen verbündeten Reiterei geworfen wurden, und verwirrt Mailand zuflohen. Die Flucht des einen Flügels riß auch einen großen Theil der mailändischen Edeln im Mitteltreffen mit fort. Schnell warf sich der Kaiser auch auf das Mitteltreffen. Hier drängten sich die Bürger zu Roß und zu Fuß um die heilige Hauptfahne zusammen, eine undurchdringliche Mauer von Schilden und Speeren. Die „Schaar des Todes" und die „heilige Schaar des Carroccio" erneuerten ihren Eid, dem Vaterland sich zu opfern, und als der Kaiser gegen das Carroccio andrängte, fand er das Viereck unbeweglich, undurchdringlich. Indessen trafen neue Zuzüge der Verbündeten auf dem Schlachtfeld ein. Die Fliehenden besannen sich, standen und kehrten um. Auf der ganzen Ebene entbrannte heißer die Schlacht. So verstärkt, brach die heilige Schaar des Todes und des Hauptbanners, und das Fußvolk, welche sich bisher nur in der Vertheidigung gehalten, ungestüm angreifend hervor. Des Reiches Pannerträger sank, von einem Pfeil durchbohrt, die Deutschen wichen, ihre Glieder wurden durchbrochen. Der Kaiser, in seiner leuchtenden Rüstung überall kenntlich, an der Spitze seiner Tapfersten bemüht, die Feinde zurückzuwerfen, brach in das dichteste Getümmel, sein Pferd, tödtlich verwundet, stürzte und er verschwand. „Der Kaiser ist gefallen!" dieses Schreckenswort lähmte den letzten Widerstand der Deutschen, alles floh, viele wurden erschlagen, viele in den Tessin gesprengt, nicht wenige gefangen. Die Comesen, die von den erbitterten Lombarden, als Verräther des Vaterlandes, keine Gnade zu hoffen hatten, deckten großentheils das Schlachtfeld. Die ganze reiche Beute des Lagers, darunter des Kaisers Schild, Fahne, Kreuz und Lanze, ward den

Siegern; sie suchten lange des Kaisers Leichnam auf dem Schlachtfelde. Die Kaiserin zu Pavia legte Trauerkleider an. Die Trümmer des kaiserlichen Heeres flohen in der Richtung nach Como und sammelten sich in zerstreuten Häuflein, die Einen noch in der Nacht, die Andern am zweiten oder dritten Tage, Manche erst am siebenten in Pavia wieder, und hier traf, wohl am andern Tage, auch der vermißte Kaiser ein. Mit dem Schwert hatte er sich mit wenigen seiner Tapfersten wie durch ein Wunder durch die Feinde durch geschlagen, und auf großen Umwegen seine getreue Stadt erreicht.

Sein schönes Heer, seine ganze Kriegsrüstung war verloren, seine Umgebungen, wie die Italiener, sahen großentheils den Finger Gottes in dem unerwarteten Unglück, und Einzelne erklärten ihm gerade, wenn er nicht eile, seinen Frieden mit der Kirche zu machen, können sie ihm nicht länger folgen. Siebenmal hatte er in zweiundzwanzig Jahren ein Heer über die Alpen geführt, um den Geist der Freiheit zu brechen, zu vernichten; aber dieser Geist hatte sich über den zerstörten Schlössern und Städten, über dem Blut- und Flammenmeer unbesiegt erhalten, dieser Geist war ihm jetzt auf denselben Feldern, auf welchen er ihn vor zweiundzwanzig Jahren schon bezwungen glaubte, nur wenige tausend Schritte von der Stätte, wo er zum erstenmal den mit Bürgerblut getränkten Lorbeer um die Königsstirne schlang, furchtbarer als je entgegen getreten, und er hatte nichts als sein Haupt und wenige Trümmer aus der grausen Niederlage gerettet. Von allen Seiten schollen und leuchteten um ihn die Jubelrufe, die Freudenfeuer des befreiten Landes, und vor den Mauern Pavias sah er das siegreiche Heer der Bürger sein Lager schlagen. Rings um sich nur Feinde, kein Heer, kein Geld, seine besten Freunde muthlos, verzagend, keine Hoffnung der Hülfe aus Deutschland; von Deutschland selbst die Blicke des Löwen herüber drohend und manchfacher Samen der Unzufriedenheit im Aufgang begriffen — ja, jetzt mußte Friedrich seinen Frieden mit den Lombarden oder mit dem Papste machen, oder eigentlich mit Beiden. Er zog es vor, mit dem gehaßten, so lange verfolgten, durch feierlichen Eidschwur von ihm und allen deutschen Fürsten verworfenen Alexander zu unterhandeln. Er versuchte aufs Neue, diesen mächtigen Verbündeten der Lombarden von ihnen zu trennen, und sprach schlau und fein in dem Papste, seinem Gegner, nicht den Bundesgenossen der Lombarden, sondern den Vermittler an. Der gewandte Erzbischof Christian mit

dem Erzbischof von Magdeburg und dem Bischof von Worms knüpfte die Unterhandlungen an, und sie gelangen. „Nie," sprach der Papst in der ersten öffentlichen Audienz, „werde ich meine Sache von der meiner Verbündeten trennen!" Aber in den geheimen Zusammenkünften trennte der heilige Vater bald genug seinen besondern Vortheil von dem allgemeinen, und bald war man über das Vorläufige einig. Der Kaiser gab seinen Papst Calixt ohne Schwierigkeit preis, und erkannte Alexander als rechtmäßigen Papst an. Der Papst versprach, die vom Kaiser ernannten Prälaten zu bestätigen und gab damit seine treuesten Anhänger, die Erzbischöfe, Konrad von Mainz und Adelbert von Salzburg, preis; zugleich übernahm er die Vermittlung zwischen den Lombarden und dem Kaiser.

Die Lombarden hatten die Einschließung Pavias bald wieder aufgegeben, weil der Sieg sie sorglos machte, und, wie es scheint, die Eintracht mit der Gefahr abnahm. Geschickt wußte der Kaiser diejenigen, welche, besonders unter den vornehmen Familien, in den Städten insgeheim für ihn waren, als Werkzeuge zu gebrauchen und durch sie einzelne Städte von der allgemeinen Sache der Lombarden zu trennen. So trat noch vor Eröffnung der allgemeinen Unterhandlungen Cremona zu dem Kaiser zurück. Alle Lombarden, selbst die Kirche waren über diesen Verrath erbittert. Aber auch Tortona schloß seinen besondern Frieden mit dem Kaiser, und bald folgten Ravenna und andere. Gerne gewährte Friedrichs Politik diesen Einzelnen, was er der Gesammtheit der Verbündeten zu verweigern entschlossen war, die Bestätigung ihrer Vorrechte und Freiheiten, eben um stark genug zu sein, dem künstlich auf diese Art geschwächten Bunde diese verweigern zu können. Denn daß der Papst die Freiheit der Lombarden in den Unterhandlungen eben nicht besonders eifrig vertheidigen würde, darüber waren Kaiser und Papst längst heimlich übereingekommen. Es lag nicht im Interesse der Kirchenherrschaft, die Freiheit der Völker unbedingt zu fördern. Der Geist Arnolds von Brescia mußte dem apostolischen Stuhle ein drohendes Gespenst bleiben. Und bald genug ahnten und fühlten es die Lombarden, wie unaufrichtig der Bund des Priesterthums mit der Freiheit gemeint war, und wie der heilige Vater sie, seine treuen Verbündeten, die wie eine Mauer für die Kirche gestanden, nun, als zu seinen Zwecken verbraucht, fallen ließ.

Zu Anfang des Jahres 1177 bestieg Alexander die Galeeren des

Normannenkönigs, um sich nach Bologna, dem verabredeten Congreßort, zu begeben. Vom Sturm an die dalmatische Küste verschlagen, lief er erst am 24. März im Hafen von Venedig ein. Hier stellten sich sogleich Gesandte des Kaisers vor ihn, mit dem Wunsche desselben, daß der Congreß nicht in Bologna, sondern in Ravenna oder Venedig statt finde. Der Papst erklärte eine Veränderung nur unter gemeinsamer Zustimmung zulässig, und berief zu einer Besprechung alle Betheiligten nach Ferrara. Bei der Eröffnung der Versammlung in der Georgenkirche lobpreisete der Papst Gott für das Wunder, daß ein greiser, wehrloser Priester der deutschen Wuth zu widerstehen, und ohne Kampf des Kaisers Macht niederzukämpfen vermocht habe. Er rühmte, wie die Lombarden für das Haus Israel männlich gestritten und wie er darum den ihm vom Kaiser gebotenen Frieden ohne sie nicht habe annehmen wollen und keinen annehmen werde, als welchen sie, die Genossen seiner Drangsale, billigen würden. Die lombardischen Abgeordneten, Söhne eines Volks, das seit langer Zeit in beiderlei Kampf, mit den Waffen und mit der Rede, gleich ritterlich zu fechten verstand, erwiederten: „Wir haben das Unerhörte getragen, gelitten und gethan für die Ehre und Freiheit der Kirche, wie für die Italiens. Wir haben nicht mit bloßen Worten gefochten. Wir haben uns selbst und unsere Kinder dem Tode bloß gestellt, und Alles dem heiligen Kampfe geopfert, mehr als ihr und die euern. Darum, heiliger Vater, haben wir ein Recht, zu fordern, daß ihr keinen Frieden ohne uns mit dem Kaiser schließet, wie auch wir es ohne euch nicht gethan haben, so oft er es auch uns anbot. Wir werden den Frieden des Kaisers dankbar annehmen, wenn die Ehre Italiens gewahrt wird; wir wünschen seine Gnade, wenn unsere Freiheit unangetastet bleibt. Gern geben wir dem Kaiser, was ihm von alten Zeiten her gegeben ward, aber unsere Freiheit, wie wir sie von unsern Vätern ererbt haben, wollen wir auf unsere Kinder vererben. Wir sind entschlossen, lieber rühmlich in Freiheit zu sterben, als elend in Knechtschaft fort zu leben." Alexander erkannte, daß, wenn die Lombarden getäuscht und geopfert werden sollten, dies auf eine feine Art geschehen müßte. Drei Tage darauf trafen sieben Bevollmächtigte des Kaisers ein. Mit diesen traten sieben päpstliche und sieben lombardische zusammen, und bald entspann sich ein langer Streit über den Congreßort. Die Lombarden verwarfen Ravenna und Venedig, jene als eine bundesbrüchige Stadt, diese, weil sie gegen

den Bundeseid mit dem Kaiser unterhandelt und Ancona belagert habe. Den Kaiserlichen war Bologna als Bundesstadt verdächtig. Nach mehrtägigem Streit erklärte sich der Papst für Venedig, eben so die sicilischen Gesandten. Die Lombarden gaben nach, nachdem der Doge Ziani und zwölf edle Venetianer feierlich beschworen hatten, daß vor Unterzeichnung des Friedens die Stadt Venedig dem Kaiser ohne Wissen und Genehmigung des Papstes den Eintritt in ihre Mauern nicht gestatten, und die Sicherheit Aller verbürgen wolle. Die Lombarden fürchteten von Friedrichs persönlicher Anwesenheit die Wiederholung des Dramas von Roncaglia.

Vierundzwanzigstes Hauptstück.

In der Mitte des Mai wurde der Congreß zu Venedig eröffnet. Hier trennte der Papst alsobald seinen Frieden von dem der Lombarden. Er verlangte, daß die Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und den Städten besonders und zuerst vorgenommen werden sollten. Die Lombarden mußten es sich gefallen lassen: dreiundzwanzig Städte, darunter Genua, traten als kaiserlich-gesinnte auf, nur fünfundzwanzig der Sache Italiens und der Freiheit getreue zählte noch der Bund. Aber die Abgeordneten desselben, vor allen ihr Sprecher, Gerhard von Pesci, Mailands Konsul, verloren weder den Muth, noch die Besonnenheit. Des Kaisers Bevollmächtigter, Christian von Mainz, verlangte, daß die zu Roncaglia von den bolognesischen Richtern ausgesprochene rechtliche Entscheidung aufrecht bleiben sollte. „Was du da," sprach Gerhard, „von einer rechtlichen Entscheidung sagst, die gegen uns von bolognesischen Richtern gesprochen sein soll, so wissen wir nichts von einer solchen; es war keine rechtliche Entscheidung, sondern ein kaiserlicher Machtspruch." Der Lombarden Forderungen waren jedoch sehr billig und gemäßigt, obwohl sie die Sieger waren. Mit Verwerfung der roncaglischen Beschlüsse, wollten sie nur ihre althergebrachten Freiheiten vom Kaiser anerkannt. Der Papst unterstützte sie hiebei entweder gar nicht oder lau, und des Kaisers Gesandte führten eine Sprache, als hätte die Niederlage von Legnano gar nicht statt gefunden. Beide

Theile blieben bei ihren Ansprüchen. Die Kaiserlichen schlugen auch vor, die Lombarden sollen für ihr Verhältniß zum Kaiser das als Regel annehmen, was hierinnen zu den Zeiten Heinrichs IV. als Regel gegolten. „Heinrich," sprach Gerhard, „der berüchtigte Schismatiker, der Feind der Kirche, war kein König, sondern ein Tyrann, der und dessen Verfahren wohl weder uns noch dem Kaiser Friedrich zum Vorbild zu empfehlen sein möchten." Der Papst fürchtete, die ganzen Unterhandlungen möchten sich zerschlagen, und trug auf einen sechsjährigen Waffenstillstand an, eine Zeit, in welcher man alles Einzelne genau bedenken und untersuchen könne. Die geheimen Unterhandlungen zwischen dem Papst und dem Kaiser dauerten fort, der Letztere verweilte zu Pomposa, nahe bei Ravenna. Durch eine schlaue Intrigue, zu welcher der Antrag des Waffenstillstandes den Anknüpfungspunkt gab, gelang es, die Einwilligung des Congresses zu erhalten, daß der Kaiser seinen bisherigen Sitz mit dem nur drei deutsche Meilen von Venedig entfernten Chiozza vertausche. Schon bei seinem früheren Aufenthalt hatte der gewandte Christian von Mainz durch seine Künste das Volk für sich zu bewegen gewußt. Sobald die Kunde von des Kaisers Ankunft in Chiozza nach Venedig kam, strömten die Anhänger desselben dahin, und forderten ihn auf, ohne die Zustimmung des Congresses geradezu nach Venedig zu kommen, und dort den Frieden zu diktiren, nicht zu empfangen, im Vertrauen auf das Volk der freien Stadt, das treu zu ihm halten werde. Friedrich folgte nicht sogleich ihrer Einladung, er wollte sicher gehen und das ganze Volk zuvor dafür gewonnen sehen: getragen von einer großen Volksbewegung, sollte sein Einzug in die Stadt ein unzweifelhafter Triumphzug sein. Seine Anhänger kehrten zurück und in Kurzem brachten ihre Künste den ganzen Freistaat in Aufregung. Es wäre eine ewige Schande, hieß es, des Reiches Oberhaupt in einem so elenden und ungesunden Neste gleich einem Verbannten sitzen zu lassen; man müsse ihn seiner Würde gemäß einholen. Sie wollten den Dogen zwingen, mit ihnen einzustimmen. Er berief sich auf seinen Eid, ohne des Papstes Zustimmung den Kaiser nicht in die Stadt aufzunehmen. „Hat der Papst," erwiederten sie, „doch selbst den Kaiser nach Chiozza geladen, eine Stadt, die im Gebiete Venedigs liegt; so sind wir ganz unseres Eides quitt." Der Doge beharrte. Von ihm hinweg stürmten die Häupter der Bewegung zum Palast des Papstes und lärmten ihn vom Schlaf auf. Dieser, erschrocken, vergab seiner Würde nichts.

„Seine an den Kaiser abgegangenen Kardinäle," sprach er, „müssen erst zurück sein, ehe er weitere Schritte thun könne." Vorstellungen, gute Worte, Bitten wurden nicht gespart. Die Häupter entfernten sich, aber die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Der Doge beschwor, sein greises Haupt vor der tobenden Menge bis zur Erde neigend, sie zur Ruhe, zur Geduld. Umsonst. Die Gesandten des Lombardenbundes glaubten sich nicht länger sicher und verließen die Stadt. Der Papst, in wachsender Angst vor den Dingen, die da kommen könnten, erschöpfte sich in Wehklagen und rüstete sich, auf den sicilischen Galeeren zu entfliehen. Anders Romuald, Erzbischof von Salerno, der Bevollmächtigte des Normannenkönigs, und seine Gefährten. Er trat kühn in die Versammlung der Venetianer. „Auf den Eid," sprach er, „vertrauend, welchen Euer Doge und zwölf aus eurer Mitte feierlich geschworen, haben wir den Papst und die Gesandten des Bundes bewogen, Venedig zu wählen, und nun vergeßt ihr des geschworenen Eides. Wir sind entschlossen, den Kaiser nicht in der Stadt zu erwarten, wir werden unsere Galeeren besteigen, und unserm König nach Sicilien treuen Bericht der Kränkungen überbringen, wofür ihm Venedig Genugthuung geben soll." Der Doge bemühte sich, den Gesandten zu begütigen. „Man kann eures weisen Rathes jetzt nicht entbehren, darum können wir euch jetzt nicht abreisen lassen." — „Ohne eure Erlaubniß," sagte Romuald, „sind wir hergekommen, ohne eure Erlaubniß werden wir weggehen, und die Beleidigung des Königs, unseres Herrn, nicht mit Worten, sondern mit der That zu rächen wissen." Damit ging er aus der Versammlung hinweg und gab Befehl zur Abreise. Sie hörten es, sie sahen es; das schlug ein in die Versammlung der Kaufherren. Die Lande des Normannenkönigs waren reiche Absatzwege für den Handel Venedigs, eine große Zahl venetianischer Bürger, Schiffe und Waaren lagen gerade in den vielen Häfen Siciliens und Neapels. Das alles war verloren, wenn der König die Drohung seines Gesandten erfüllte. Die reichen Kaufleute geriethen in Angst, die Arbeiter, die Armen, die an das Interesse jener gekettet waren, erschracken mit ihnen. Plötzlich war die Aufregung wie weggeblasen, und ohne Widerspruch konnte der Doge bekannt machen, daß Niemand, bei schwerer Strafe, von der Einholung des Kaisers, ohne Zustimmung des Papstes, mehr sprechen solle.

Der Kaiser hatte von dieser intriguirten Volksbewegung Alles erwartet. Er hatte die vom Congreß an ihn abgesandten Kardinäle ohne Antwort auf ihre Vorschläge warten lassen, des Augenblicks der Entscheidung gewärtig. Das völlige Scheitern der Intrigue, durch welche er mit Einem Schlag den Lombarden und dem Papste ihre errungenen Vortheile entreißen wollte, zwang ihn nun, wenn er nicht selbst seine bisherige, immer noch wenigstens nicht nachtheilige Stellung ganz verscherzen wollte, aufs schnellste die Vorbedingungen der Unterhandlungen zu unterzeichnen. Es blieb ihm kein Ausweg mehr. Die Fürsten und Prälaten in seiner Umgebung drangen mit Nachdruck auf den Frieden. Selbst Christian von Mainz, der seines Herrn Angelegenheiten bisher mit so seltenem Geschick und Eifer geleitet hatte, aber eben durch die Unterhandlungen auch zu Alexander in eine nähere und freundliche Stellung gekommen war, erklärte dem Kaiser: „Die kaiserliche Majestät müsse sich wohl erinnern, was durch ihn und andere auf kaiserlichen Befehl zu Anagni mit dem Papst Alexander verhandelt worden sei, und schlechte Menschen nur können die Majestät dazu mißleiten, dem zu Anagni Verhandelten jetzt auszubeugen. Gehorsam in allem Weltlichen gegen den Kaiser, könne doch er, wie seine Freunde, seine Seele nicht für ihn ins Verderben stürzen: er wolle und könne mit seinen Freunden nur Alexander als dem katholischen Papste gehorchen." Friedrich wich diesem Drange. Der Papst rief die Bundesgesandten zurück, und der Kaiser ließ durch den Grafen Heinrich von Diez in seinem Namen ewigen Frieden mit der Kirche beschwören, und einen Waffenstillstand von fünfzehn Jahren mit dem Normannenkönig, von sechs mit den Lombarden.

Jetzt entband der Papst den Doge und das Volk von Venedig ihres Eides, den Kaiser nicht in die Stadt zu lassen, und die edelsten Venetianer liefen mit sechs Galeeren aus, um den Kaiser einzuholen. Am Sonnabend, dem 23. Juli 1177, segelte Friedrich mit seinen Fürsten und Edeln an Bord der prächtig ausgeschmückten Galeeren durch die vielen üppig bebauten, mit Kirchen, Villen und Befestigungen prangenden Inseln hindurch nach der stolzen Wasserstadt, die damals als der Markt der Welt das Abend- und das Morgenland verband. Im Glanze des Abends stieg vor ihm aus der Tiefe des Meeresspiegels die königliche Tochter des Meeres empor, mit ihren zahllosen Masten, Palästen und Kirchen, und in strahlenden Purpur kleidete die unterge-

hende Sonne die Wunderstadt, als der Kaiser im Angesichte des herrlichen Markusplatzes in den Kanal einlief. In der Frühe des andern Morgens bestieg der heilige Vater die sicilischen Galeeren, umgeben von den Gesandten der Städte, des Normannenkönigs und seinen Kirchenfürsten, und begab sich zur Markuskirche; alle Plätze und Straßen, die vom Ufer dahin führten, waren von festlich geschmückten Zuschauern überdeckt. Alexander entsandte den Bischof von Ostia mit andern Bischöfen und Kardinälen zu den Galeeren des Kaisers, um den Bann, der noch über ihm lag, zu lösen. Dies geschah. Der Doge, der Patriarch und die hohe Geistlichkeit Venedigs geleiteten darauf den Kaiser unter dem Jubelruf der unermeßlichen Menge vom Ufer über den Markusplatz nach dem prachtvollen Dome. Hintenher mit Kreuzen, Fahnen und Festgesängen das Volk. Auf der Schwelle der Markuskirche erwartete ihn der Papst. In seiner Nähe warf Friedrich den Kaisermantel ab, neigte sich zur Erde und küßte dem Papst zur Ehre des Apostelfürstens die Füße: „Nicht Dir, sondern Petro!" sprach der Hohenstaufe. „Mir und Petrus!" sprach jener. Aber als er den Kaiser zu seinen Füßen sah, weinte er, hob ihn auf und gab ihm mit großer Ehrerbietung den Friedenskuß. Dieser Auftritt erfüllte alle Herzen mit unermeßlicher Freude; der lange verderbliche Kirchenstreit war versöhnt, und aus allen Kehlen scholl das „Herr Gott, dich loben wir." Unter dem Lobgesang führte der Kaiser den Papst an der Hand durch die Kirche nach dem Chor, neigte vor dem Altare sein Haupt und empfing den päpstlichen Segen. Am folgenden Tage, dem Feste des heiligen Jakob, feierte der Papst selbst die Messe, der Kaiser trat in feierlicher Prozession der Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und der übrigen hohen Geistlichkeit wieder zum Altar. Die deutsche Geistlichkeit, Christian von Mainz an der Spitze, sang mit heller Stimme das Hochamt. Dann fiel der Kaiser mit seinen Fürsten abermals vor dem Papste nieder und küßte ihm die Füße, nachdem er den Kaisermantel abgelegt, dann führte er denselben wieder zur Kirche hinaus, hielt, als er seinen weißen Zelter bestieg, ihm den Bügel, faßte den Zügel, drängte das Volk zurück und führte so den Papst durch die Reihen der Menge hindurch, bis dieser ihn mit nochmals ertheiltem Segen entließ. Des andern Tages machte der Kaiser dem Papst in seinem Palast einen Besuch. Beide Häupter der Kirche und des Reichs beglückwünschten sich lange zu ihrer Versöhnung und besprachen sich heiter und freundlich. Am 1. August versammelte sich der Congreß zum

Letztenmal. Auf erhöhtem Throne saß der Papst, zu seiner Rechten der Kaiser, zu seiner Linken Romuald, der Gesandte des Normannenkönigs, der als Augenzeuge alle erzählten Auftritte des Congresses der Nachwelt beschrieben. Ringsum die Kirchen- und weltlichen Fürsten und die Gesandten des Städtebundes. Der Papst lobpreisete Gott, daß der theure Sohn der Kirche, der preiswürdige Kaiser, der verloren gewesen, wieder gefunden worden, daß der Vater ihn als seinen theuersten Sohn in die Arme seiner Liebe schließen könne, und das Schiff, so lange in den Leidensstrudel gerissen, endlich in den sichern Hafen des Friedens eile. Darauf entwickelte der Kaiser in deutscher Sprache, welche Christian von Mainz verdolmetschte, wie er bisher auf dem Wege der Wahrheit zu wandeln geglaubt, jetzt aber den Irrthum einsehe, und, um den Frieden mit der Kirche zu gewinnen, Alexander als den rechtmäßigen Hirten der Christenheit anerkenne. Dann wurde von allen Seiten der Friede nochmals beschworen. Dieser bestand darin: Während der Dauer des Waffenstillstandes mit den Lombarden genießen Eigenthum und Personen der Bundesglieder auf kaiserlichem Gebiet dieselbe Sicherheit, dieselben Vortheile, wie im Frieden; ebenso die Kaiserlichen auf dem Gebiete des Bundes. Der Bund bleibt in seiner ganzen Kraft, der Kaiser verlangt von den Lombarden keine Huldigung, verhängt keine Strafe wegen unterlassener Lehensmuthung und hält kein Gericht über Vergangenes, etwaige neue Streitigkeiten werden durch ein Schiedsgericht geschlichtet. Die Konsuln und die Räthe in den Städten des Bundes, wie in den kaiserlichen, werden nach wie vor in offener Volksversammlung und bei dem Seelenheil des Volkes verpflichtet, den Stillstand zu erhalten.

So erlangte der Lombardenbund Alles, was er bei der Eröffnung des Congresses als seine Forderung hingestellt hatte, nur mit dem Unterschied, daß diese Freiheiten nicht ein fester Frieden, sondern nur ein Stillstand auf sechs Jahre verbürgte. Der Kaiser hatte auf diese Weise es umgangen, durch einen förmlichen Friedensschluß sich für alle Zukunft die Hände zu binden, und blieb auch den Lombarden in den sechs freien Jahren ein schöner Spielraum, das Werk ihrer Selbständigkeit für immer zu befestigen, so blieb das Gleiche auf der andern Seite dem Kaiser, um den durch die Eifersucht der Städte aufeinander bereits lockernden Bund durch seine politischen Künste zu trennen und zu schwächen. Das gewann ihm sein geheimer freundlicher Verkehr mit dem Papst. Der Papst verlor zwar durch die zweideutige Rolle, die er ge-

spielt, das Vertrauen der Lombarden, und die edelsten Patrioten nannten ihn geradezu einen Verräther: aber er gewann, um was es ihm allein in dem Bunde mit der Freiheit zu thun war, die ungetheilte, von der ganzen Christenheit nun anerkannte Herrschaft des apostolischen Stuhles. Der Kaiser versprach, ihm Alles zu leisten, was seine Vorfahren den Päpsten leisteten, der Kirche ihre Besitzungen zurück zu geben und den Geistlichen zu ersetzen, was ihnen um des Kirchenstreits willen entzogen worden, besonders die Lande der Markgräfin Mathilde an die Kirche zurück zu geben; dagegen versprach der Papst, ihm die Nutznießung dieser Lande, nicht als Lehen, auf fünfzehn Jahre zu lassen, den jungen König Heinrich als römischen König anzuerkennen, und die Kaiserin zu krönen, Christian als Erzbischof von Mainz, Philipp auf dem Stuhle von Köln zu bestätigen, wie alle andern kaiserlichen Prälaten, und Konrad den Wittelsbacher, den Erzbischof von Mainz, auf den Stuhl von Salzburg zu setzen. Der unglückliche Adelbert, den seine Treue gegen Alexander das Erzbisthum Salzburg gekostet, ging leer aus. Der unglückliche Papst Calixt sollte mit einer Abtei versorgt werden, jeder seiner Anhänger in seine früheren Verhältnisse zurückkehren. Zuletzt versprachen sich noch Kaiser und Papst wechselseitigen Beistand zur Sicherheit ihrer beiderseitigen Hoheitsrechte. Der Normannenkönig blieb im ungeschmälerten Besitze seines Reiches.

So endete der zweiundzwanzigjährige, durch große Scenen des Heldenmuths und unerhörte Gräuel, durch die größten Wechsel des Glücks ausgezeichnete Kampf. Das war nicht zu verkennen und zu läugnen: die Kaisermacht war erlegen gegen den Bund der Bürgerfreiheit und des Priesterthums, aber der lange Kampf hatte viele Ideen erzeugt und verbreitet unter den Völkern, welche der Herrschaft der Kirche über die Geister Abbruch thaten. Das Streben des Geistes der Zeit zu bürgerlicher Freiheit war durch das Bündniß mit der Kirche als gerecht und christlich öffentlich anerkannt, und eben dadurch künftig von der Gefahr frei, als „strafwürdige Auflehnung der Knechte gegen ihren Oberherrn" bezeichnet zu werden; ja nicht bloß der Papst, der Kaiser selbst hatte dem Bunde der Städtebürger eine schwere, folgenreiche, öffentliche Anerkennung gegeben, indem er auf dem Congreß zu Venedig mit dem Bunde nicht sowohl als mit Unterthanen, vielmehr als mit einer Macht unterhandelte. Die Umwandlung, die der Geist in der Zeit vollbrachte, sah sich jetzt schon der Hohenstaufe genöthigt, an seinem Theil hinzu-

nehmen: die neue Macht, die zwischen der Kirche und der weltlichen Macht sich bildete, mußte er, wenn auch schweigend und mit bittrem Unmuth, als eine gewaltigere über sich anerkennen, den Geist des Bürgerthums, und diese Anerkennung änderte seine Politik, sein ganzes Wesen.

Die Welt jauchzte laut, als die goldene Frucht des lang ersehnten Friedens reif in ihren Schoos fiel. Der Triumphwagen Alexanders ging vernichtend über die letzten Reste der noch jungen und doch längst gealterten römischen Republik. Rom gab die Peterskirche und alle Hoheitsrechte in die Hand des Papstes zurück und der römische Senat leistete ihm den Vasalleneid. Roms Boden und Luft war längst entartet, das künstlich gepflanzte Reis der Freiheit mußte darin verdorren. Im Frühling 1178 zog Alexander als Priesterkönig in der alten Weltstadt ein. Sein Gegner Calixt, der geopferte kaiserliche Papst, von Christian von Mainz mit den Waffen in der Hand zur Annahme der Friedensbeschlüsse genöthigt, unterwarf sich erst ein Jahr nach dem Friedensschluß. „Ich bekenne meine Sünde," sprach er vor dem siegreichen Alexander; „ich sündigte auf kaiserliche Autorität hin gegen Gott, die Kirche und ihr Oberhaupt." Alexander war groß genug, den Geopferten edel zu behandeln, er behielt ihn wie einen Freund an seinem Hof, an seiner Tafel. Noch elf Monate weilte der Kaiser in Italien. Nachdem er seine Finanzen dort geordnet, holte ihn Herzog Berthold von Zäringen, der in der Schlacht von Legnano von den Mailändern gefangen worden war, mit einem schönen Kriegsgefolge ab, und geleitete ihn, die Kaiserin und seine Kinder über die Alpen nach Burgund, von wo er zwei Monate darauf im September 1178 nach vierjähriger Abwesenheit Deutschland wieder begrüßte, auf der Stirn eine Wetterwolke, deren Donnerkeil das Haus der Welfen in den Staub schmettern sollte.

Fünfundzwanzigstes Hauptstück.

Zu Chiavenna lag die Jugend- und Heldenfreundschaft zwischen dem Löwen und dem Hohenstaufen begraben, und ahnend trieb der Geist den Erstern damals von dort hinweg, um sich gegen den, der nun aus seinem

Freunde sein erbittertster Feind geworden war, mit allen Feinden desselben zu verbinden. In Schwaben verband er sich mit den Grafen von Zollern und Böhringen, mit vielen andern Edeln, selbst vielen unzufriedenen Hausvasallen der Hohenstaufen und vielen Stiften und Klöstern des Landes, welche sich offen für Papst Alexander und gegen den gebannten Kaiser erklärten. Von Schwaben hinweg begab er sich über Bayern in die Stadt Ems, wo er mit Herzog Heinrich von Oesterreich zusammenkam. Viele bayrischen Großen waren mit ihm. Auf dem Reichstag zu Regensburg, wo Adelbert des Stuhles von Salzburg verlustig erklärt wurde, war Heinrich von Oesterreich, der Oheim desselben, als sein Beschützer und Vertheidiger aufgetreten, und als trotz seiner Verwendung derselbe abgesetzt wurde, hatte er den Beschluß der Fürsten verworfen und war mit feindlichem Gemüthe hinweggegangen. Mit diesem knüpfte nun auch der Löwe an. Dann ließ er ruhig, im Vertrauen auf seine Stärke und die angeknüpften Verbindungen im Herzen der hohenstaufischen Hausmacht, die Ereignisse in Italien ablaufen, als deren sicheres Opfer sein Wunsch und seine Hoffnung den Hohenstaufen ansah, und ging nach Sachsen zurück. Die Wendung der Dinge in Italien kam ihm unerwartet, sie überraschte ihn; er hatte darauf gerechnet, der Kaiser werde, wenn nicht seinen Untergang, doch jahrelange Beschäftigung in Italien finden; er war darum noch nicht gerüstet genug, um dem Sturme, der nach dem Vertrag von Venedig nach ihm sich zu wenden drohte, gewachsen oder gar überlegen zu sein. Heinrich hatte schon vor und bei dem Auftritte zu Chiavenna das Verhältniß des Reichsstandes zu dem Kaiser abgestreift; er mußte, wenn er nach einem großen Plane handelte, einmal aus der gesetzlichen Stellung zum Reiche herausgetreten, folgerecht das Aeußerste wagen; er mußte, während Gefahren aller Art noch den Kaiser in Italien umgaben, in Deutschland für die Kirche und gegen den Hohenstaufen öffentlich auftreten; er mußte die ihn lockende Krone nicht von der Schlachtfluth Italiens ruhig sich zuspülen lassen, er mußte an die Spitze Deutschlands sich stellen und sie erkämpfen. Der Glanz der erstrebten Größe, der Schimmer des Kaisermantels hätte das Unedle der That beschönigt und bedeckt: aber es ist, als hätte dem Löwen, so weit vorzuschreiten, der Muth gefehlt. Lange hatte er in seinem hochfahrenden Geiste mit dem großen Gedanken sich beschäftigt, und als es zur großen That kommen sollte, zögerte, strauchelte er. Er sah die Wetterwolke von ferne, er wußte, daß sie

für sein Haupt den Strahl in sich barg, aber er that, nach geringem Anfang des Handelns, nichts weiter, sein Haupt zu schützen, gleich als überließe er dem Winde des Glücks, die Wetterwolke zu zerstreuen. Das Glück täuschte seine Hoffnung, und wie er das Haupt wandte, zuckten schon die ersten Blitze nach ihm.

Er focht gerade mit den Slaven vor der Feste Demmin, um sie für Seeräubereien zu züchtigen, als er die Kunde erhielt, daß sein alter, bitterer Feind Ulrich aus Italien zurück gekommen, und wieder seinen Bischofsstuhl von Halberstadt eingenommen habe. Ulrich war als Anhänger Alexanders früher vertrieben und an seine Statt Gero erhoben worden. Gero war ein Freund Heinrichs des Löwen. Darum ließ der Kaiser ihn allein unter allen deutschen Bischöfen nicht auf seinem Stuhle, und führte durch eine Bestimmung des Vertrags von Venedig, den von ihm selbst früher abgesetzten Ulrich auf den Bischofsstuhl zurück. Ulrich, der bittere Feind des Löwen, gab für den Kaiser ein köstliches Werkzeug seiner Anschläge gegen denselben ab. Leicht vertrieb Ulrich Gero aus dem Bisthum, und warf Alles um, was dieser während seines Amtes angeordnet hatte. Namentlich forderte er die Lehen, die unter andern auch Heinrich der Löwe durch Gero von dem Bisthum erhalten hatte, bei Strafe des Bannes zurück. Der Löwe ahnte den Zusammenhang des Gewebes, das in Italien gegen ihn angelegt war, und erkannte in Ulrich den ersten Jäger des Kaisers, gesandt, das edle Wild des Nordens zu hetzen. „Kriege," sprach er auf diese Kunde, „Kriege, meine Freunde, stehen uns bevor!" Schnell traf er mit den Slaven ein Abkommen: durch seinen geschickten Kriegsbaumeister Friedrich ängstete er die Feste in drei Tagen so, daß sie ihm Geißeln stellten. Dann eilte er nach Braunschweig zurück. Ulrich hatte sich schon mit den Feinden des Löwen, den Fürsten Ostsachsens, Otto von Meissen, dem Markgrafen der Lausitz, dem Landgrafen von Thüringen, den Grafen von Anhalt und andern in enge Verbindung gesetzt und eine Feste auf dem Hoppelberge zu bauen angefangen. Auf diese warf sich der Löwe und zerstörte die begonnenen Werke. Er zog ab, und die Werke wurden von Neuem aufgeführt. Die Waffen der Sachsenfürsten deckten den Bau; die Kriegsschaaren, die der Löwe zum Zweitenmal dagegen entsandte, wurden von Graf Bernhard von Anhalt geschlagen. Viele fielen in der Schlacht, viele wurden gefangen, ein Theil erstickte in einem Sumpf. Das war der erste Schlag. Bald folgten andre, schnell

auseinander. Seine besten Freunde starben, es starb ihm Heinrich, Graf von Orlamünde, einer seiner streitbarsten Helden; es starb ihm Evermond, der Bischof von Razeburg, sein Treuergebener, der beim Volke im Ansehen eines Heiligen stand; es starb ihm, einst sein Kaplan, Balduin, Erzbischof von Bremen. Um auf diesem wichtigen Stuhle den verlorenen Freund einigermaßen sich zu ersetzen, bat er den Papst, Siegfried, den Sohn des verstorbenen Albrecht des Bären, auf diesen Stuhl zu erheben. Durch ihn hoffte er die Feindschaft der Brüder desselben, der Grafen von Anhalt, in Freundschaft umzuwandeln. Siegfried bestieg den Stuhl zu Bremen, und ward, wie seine Brüder, des Löwen Feind. Indem trat ein neuer Feind, mächtiger als alle bisherigen, auf den Schauplatz, des Kaisers Vertrauter und Feldherr, Philipp, der Erzbischof von Köln. Aus Italien zurück gekehrt, griff er ohne Verzug des Löwen Lande an. Dieser hatte hinlänglichen Vorwand dazu gegeben. Er behauptete, die Grenzen seines Herzogthums Sachsen erstrecken sich einen Lanzenwurf weit über das Rheinufer hinaus, da wo die Stadt Deutz Köln gegenüber liege. Somit machte er Anspruch auf die Rheinzölle. Auch hatte er die Erbschaft des Grafen Otto von Assel und des Grafen Christian von Oldenburg, der Verwandten des Kölners, ungerecht an sich gerissen. Der Kölner stürmte in Westphalen hinein bis an die Weser, bis Hameln, und die Flammen der Städte und Dörfer bezeichneten seinen Rachezug. Der Löwe, auf der andern Seite von den Sachsenfürsten bedroht, hielt sich in seiner Höhle, in dem starken Braunschweig, und die Vermittlung des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg und des Bischofs von Merseburg bewog den Kölner, die Fackel der Verwüstung nicht weiter über die Weser zu tragen. Der Löwe hatte sich wohl auch darum so ruhig gehalten, um ganz als der leidende Theil erscheinen und Gerechtigkeit vom Reichsoberhaupt gegen seine Feinde wegen Landfriedensbruchs und Verwüstung fordern zu können. Und er eilte auch sogleich klagend an den Kaiserhof, als Friedrich in Speyer erschien. Es ist keine Frage, als Friedrich zu Chiavenna des Löwen Beistand forderte, hatte er kein gesetzliches Recht dazu, und der Herzog, der es weigerte, verfehlte sich dadurch nicht gegen das Reich und des Reiches Haupt. Friedrich forderte seine Hülfe damals auch nicht als eine Pflicht, sondern er bat darum, als um eine Gefälligkeit, als Freund, nicht als Kaiser. Der Löwe wußte, daß Friedrich ihm diese Weigerung nie verzeihen konnte,

aber er wußte auch, daß der Kaiser kein Recht hatte, aus dieser Weigerung einen Grund herzunehmen, offen als des Reiches Haupt feindselig gegen ihn zu verfahren. Und so wagte er vor dem, welchen er unerhört vor sich knieen lassen, klagend, Recht fordernd, ohne Scheu zu erscheinen. Zugleich gab er durch diesen Ritt zum Hofe des Kaisers sich den guten Schein des gewissenhaften Reichsstandes, der das Schickliche gegen den Kaiser und Herrn zu erfüllen eile. Der Hohenstaufe unterdrückte die innere Bewegung, als der Welfe vor ihn trat. Er verstand die Kunst und übte sie, die dunkeln, gewaltigen Regungen seiner Brust mit Ruhe und Lächeln zu verschleiern. Auf Heinrichs Klagen gab er ihm den kaiserlichen Bescheid, auf dem nächsten Tage zu Worms sollen seine und die Klagen der Fürsten gegen ihn gehört werden. Der Löwe empfand den Haß des Kaisers; es mußte ihm klar werden, daß aus den Klagen seiner vielen Feinde gegen ihn eben so viele Fäden zu dem Netze gedreht werden würden, das ihn verderben sollte. Er erschien auf dem Tage zu Worms, der am 13. Januar 1179 gehalten ward, nicht. Er wollte nicht vor seinen geschworenen Feinden, nicht vor dem Kaiser sich verantworten, der sein Ankläger, sein Feind und sein Richter zugleich war. Auch konnte er sich nicht verhehlen, daß er schwere, gerechte Anklagen in Fülle gegen sich veranlaßt hatte. Er hatte seit Jahren her willkürlich Jeden, der seiner Herrsch- und Habsucht widerstand, in den slavischen Ländern, in Sachsen, in Bayern zu Boden gedrückt; er hatte mit Erb und Eigen als mit Gütern seiner Lehensleute geschaltet; er hatte die Erbschaft von Assel und Oldenburg widerrechtlich erworben, in die Rechte und Freiheiten der Bisthümer und Erzstifte sich Eingriffe erlaubt, und freie Grafen des Reichs seine Vasallen genannt und sie als solche behandelt, überhaupt durch seinen Stolz und durch seine Herrschsucht, für welche er kein noch so ungerechtes Mittel scheute, fast alle Fürsten und Herren gegen sich erbittert. Darum kam er nicht auf den Reichstag. Seine Feinde erschienen um so zahlreicher. Sein Nichterscheinen wurde als Verachtung der kaiserlichen Majestät und des Reiches erklärt: er habe durch sein Betragen gegen den Kaiser schon früher des Verbrechens beleidigter Majestät sich schuldig gemacht und verdiene strenge Bestrafung. Jeder neue Kläger, der sich gegen den Abwesenden erhob, rief die Klagen einer ganzen Reihe anderer auf. Am heftigsten verklagten ihn die geistlichen Fürsten: es gebe fast nicht eine Kirche, die er nicht bedrückt

und geplündert habe. Der Kaiser zeigte sich ruhig, sein Verfahren besonnen. Er lud den Löwen zum Zweitenmal nach Magdeburg auf das Johannesfest. Dieser aber rüstete sich zum Kampfe. Den ostsächsischen Fürsten schickte er in den Slaven und Pommern, die er zu einem Einfall in ihre Lande aufreizte, zügellose Feinde über den Hals. Das Erzbisthum Magdeburg, dessen Fürst zu seinen Feinden getreten war, und die Lausitz, erfuhren alle Gräuel slavischer Einfälle. Die Einwohner, die nicht flohen, wurden erschlagen, darunter selbst Aebte und Mönche, oder gefangen weggeschleppt. Ulrich von Halberstadt schleuderte den Bannfluch gegen den Löwen und seine Anhänger. In seinem ganzen Bisthum standen plötzlich alle Gottesdienste, alle kirchlichen Gebräuche still, und als keine Glocke mehr geläutet, keine Kirche mehr geöffnet, kein Sakrament mehr ausgetheilt, kein Todter mit den religiösen Bräuchen bestattet wurde, wurden die Herzen erschreckt und gegen Heinrich als den Quell dieses Fluches aufgeregt. Kamen doch Schrecken der Natur, Zeichen am Himmel und auf Erden zu den religiösen Schreckmitteln hinzu. Der Löwe suchte gerade den Beistand des Dänenkönigs Waldemar, er kam mit demselben persönlich auf dänischem Boden zusammen, um ihn zur Theilnahme an dem Kampf gegen den Kaiser zu gewinnen. „Es ist immer schwer," sagte der Dänenkönig, „gegen den Kaiser zu kriegen; es wird unmöglich, wenn auch der Himmel zürnt. Darum versöhne zuerst den Himmel durch Zurückgabe der Kirchengüter, die du den Bischöfen genommen; dann will ich, wenn du mit diesen versöhnt bist, mich dir verbinden; sonst hilft die mächtigste Hülfe nichts." „Wenn ich," antwortete der Löwe, „das wieder alles herausgeben wollte, was die Bischöfe ansprechen, so würde ich ein Bettler. Ich schlage die geschornen Glatzköpfe nicht so hoch an, daß ich ihrethalb mein Vermögen opfern und mehr auf ihren Zorn, als auf meine Ehre sehen sollte. Willst du aber mir ohne dies deinen Beistand nicht zusagen, so sage wenigstens Niemand, daß du mir ihn verweigert hast, damit die Meinen nicht muthlos werden." Waldemar versprach zu schweigen und der Löwe ritt von dannen. Er hatte auf den mächtigen Beistand des Dänenkönigs gezählt. Aber auch schon der Schein und die Hoffnung auf denselben, die er den Seinen vorspiegelte, ermuthigten diese. Von seinem mächtigsten Freunde verlassen, fand er bei seiner Rückkehr durch den Bann und das Interdikt die Herzen seiner Unterthanen gegen sich aufgeregt. Er mußte fürchten, wenn dieser Zustand fortdaure, oder von andern

Bischöfen in ihren Sprengeln das Gleiche geschehe, den Beistand sei[illegible] eigenen Volkes zu verlieren. Er gewann das Schwerste über sich, [illegible] ging mit seiner Familie als Büßender nach Halberstadt, warf sich re[illegible] und zerknirscht dem Bischof Ulrich, seinem alten Feinde, dem nich[illegible] geachteten Kahlkopf zu Füßen, unterhandelte mit ihm und seiner Kir[illegible] über die Bedingungen des Friedens, und der alte Priester, dadurch e[illegible] weicht, löste ihn und das Land vom Banne.

Das Johannesfest ging vorüber, ohne daß der Löwe der zweit[illegible] Ladung folgte. Die Leidenschaften seiner Feinde auf diesem Reichsta[illegible] warfen sich noch schrankenloser über ihn her. Der Verwüstungszug de[illegible] Slaven hatte Oel in ihre Flamme gegossen, und Dietrich, der Mark-graf der Lausitz, klagte ihn des Verraths gegen Kaiser und Reich an und erbot sich, seine Anklagen durch das Gottesgericht eines Zweikampfes mit ihm zu beweisen. Der Löwe wurde zum Drittenmal geladen nach Goslar; er erschien auch auf diese Ladung nicht. Da erhob sich der Kaiser und legte den versammelten Fürsten die Frage vor: „Was das Recht gegen den festsetze, der, dreimal in gesetzlicher Form geladen, ausgeblieben sei, das Gericht der Fürsten abgelehnt und das Reich beschimpft habe?" Und alle Fürsten sprachen einstimmig: nach dem Rechte müsse er in die Reichsacht erklärt, aller Ehren und Lehen verlustig, und seine Würden Andern ertheilt werden. Mehrere Fürsten riethen jedoch zum Aufschub der Aechtung des Löwen; denn noch war ihre Macht nicht gerüstet genug, dieselbe zu vollziehen. Auch kam zur Sprache, daß Heinrich behaupte, als geborner Schwabe könne er nach altem Rechte nur auf schwäbischem Boden gerichtet werden. Der Kaiser behauptete, nach dem Lehenrechte, das im ganzen Reiche die gleiche Gültigkeit haben müsse, stehe dem Kaiser das Recht zu, jeden Fürsten des Reichs an jedem Orte des Reichs vor die Reichsversammlung vorzuladen; und ein schwäbischer Ritter erbot sich die Wahrheit dieser Behauptung vermittelst eines Zweikampfs zu beweisen. Niemand hob den hingeworfenen Fehdehandschuh des Ritters auf, Niemand bewies das Gegentheil dieses Ausspruchs, und so wurde festgesetzt, daß er für beständig fortan gelten solle. Der Kaiser setzte dennoch dem Löwen einen vierten Tag, er lud ihn auf schwäbischen Boden, in die Hauptstadt Ulm. Darauf verließ der Kaiser Sachsen, und unmittelbar nach seiner Abreise nach Schwaben folgte der Ausbruch der Feindseligkeiten im Norden. Des Bischofs von Halberstadt Leute streiften plündernd und sengend

n der Hornburg aus in die Lande des Löwen. Dieser erhob sich, sandte sein Kriegsvolk, und dieses verfolgte die Bischöflichen bis in Stadt Halberstadt hinein. Der Bischof zog sich mit seinen Mannen die Burg hinauf. Das Kriegsvolk des Löwen plünderte die Stadt. orglich hatten die Bürger alles Feuer ausgelöscht; doch fand ein Kriegsnn sorgfältig versteckte glimmende Kohlen und steckte muthwillig das aus in Brand. Mit größter Schnelligkeit griff die Flamme um sich, ld brannte die ganze Stadt, das Stephans- und Marien-, das Jonnes- und Pauls-Kloster und fast alle übrigen Gotteshäuser brannten s, und mehr als tausend Menschen kamen um im Feuer und Dampf, er durch die feindlichen Waffen. Selbst zur Burg hinauf verbreitete ch das Feuer. Der Bischof hatte zwar die Reliquien des heiligen Stephan, einen Hauptschatz, bei sich; aber auch diese verbrannten zur Hälfte, und er gab sich mit den Seinen, dem Feuer weichend, gefangen. Der Löwe jubelte, als er in Braunschweig die Botschaft von dem Siege und der großen Beute vernahm; denn auch die Hornburg war erstürmt und zerstört. Als er aber das Weitere hörte, als der greise, altersschwache Ulrich vor ihn geführt ward, und dieser seine Verletzungen und die halbverbrannten Reliquien des Märtyrers ihm wies und den gräuelvollen Untergang so vieler Gotteshäuser und Gottesdiener klagte, da barg der Löwe sein Angesicht in seine Hände, brach in bittere Thränen aus, bejammerte den Bischof und die Stadt, und schwur hoch und theuer, daß diese Gräuel wider seinen Willen und Befehl geschehen seien. Er ließ seinen Gefangenen mit Ehrerbietung bewachen, und Mathilde, des Löwen Gemahlin, beschenkte den alten Bischof in frommem Sinn mit allen Bedürfnissen. Der Erzbischof von Magdeburg und mehrere Fürsten lagerten sich schon am achten Tage darauf vor Haltesleben, einer starken Feste des Löwen. Bald schloß sich den Belagerern auch der Landgraf Ludwig von Thüringen an und Philipp der Kölner führte zahlreiche Rotten Fußvolks herbei, die das Land verwüsteten. Alle Gräuel und Schandthaten, die je der wildeste Krieg hervorrief, übten „diese Söhne Belials.“ Die Feste aber hielt sich. Es befehligte darin einer der größten Helden des Löwen, Graf Bernhard von der Lippe. Die schlechten Fortschritte der Belagerung auf dem sumpfigen Boden, der eingetretene Winter, Uneinigkeit unter den Fürsten und der Anzug des Löwen mit einem Heer hatten die Aufhebung der Belagerung in der vierten Woche zur Folge, und hinter ihnen her trug der Löwe die Flam-

men seiner Rache in die Besitzungen seiner Feinde. Das ganze Land um die Bode, und Kalbe, die Stadt des Magdeburgers, brannte er nieder und ging erst im tiefen Winter nach Lüneburg zurück. Hier feierte er das Weihnachtsfest, umgeben von seinen Großen, lud den gefangenen Bischof zu sich, machte mit ihm Frieden und entließ ihn mit Ehre in sein Land. Der schneebehaarte Ulrich erreichte dieses nicht mehr, sondern starb unterwegs, nach kurzem Genusse der Freiheit, die ihm ohnedies der Löwe nur unter Bedingungen gestattet hatte, welche der Papst und der Kaiser verwarfen.

Auch die vierte Ladung, auf den Tag nach Ulm, wo der Kaiser das Weihnachtsfest feierte, verachtete der Löwe. So fielen gleich zu Anfang des Jahrs 1180 die Würfel über ihn zu seinem Verderben. Auf dem Reichstage zu Würzburg wurde über ihn die längst beschlossene Reichsacht verhängt, „weil er es verachtet, vor des Kaisers Majestät sich zu stellen, weil er gegen die Kirchen Gottes, gegen die Rechte und die Freiheit der Fürsten und der Edeln zu wüthen nicht abgelassen, und überhaupt vielfache Verachtung der kaiserlichen Majestät bewiesen." Aber auch die verhängte Acht wurde noch nicht öffentlich ausgesprochen. Auch die Waffen ruhten. Der Löwe und die Sachsenfürsten schloßen einen Stillstand bis nach dem Osterfeste. Vierzehn Tage vor Ostern aber, auf einem Reichstag zu Gelnhausen, wurde die Reichsacht öffentlich verkündet und die erste Theilung der Lande vorgenommen, die durch die Acht dem Löwen abgesprochen waren. Zu Gelnhausen wurde, was der Löwe in Sachsen besaß, vertheilt. Die Herzogswürde von Sachsen, oder Westphalen und Engern gab der Kaiser an den Grafen Bernhard von Anhalt, Albrechts des Bären zweiten Sohn, doch das Herzogthum nicht so, wie es der Löwe besessen, sondern zerstückelt, mit weniger Land und weniger Rechten; denn dem Erzstifte Köln fiel davon der ganze Strich zwischen der Weser und dem Rhein, welcher bisher zu den Sprengeln von Köln und Paderborn in kirchlichen Dingen gehörte, mit der ganzen weltlichen Gewalt zu, und zum Zeichen der Uebertragung ward dem Erzbischof Philipp feierlich eine kaiserliche Fahne überreicht, zum Lohne für seine Verdienste um die Ehre der Krone. Der Erzbischof von Bremen erhielt die Grafschaft Stade; den andern sächsischen Bischöfen ward außer ihrem Theil an der zerstückelten Macht des Löwen, die Befugniß, alle ihre Lehen, welche der Löwe ihren Kirchen abgedrungen, wieder an sich zu ziehen. Der Landgraf Ludwig von Thüringen erhielt das Erbe des

treuen Freundes des Löwen, des kinderlos verstorbenen Pfalzgrafen Albert von Sommersenburg. So waren die Reichslehen, die der Löwe trug, zerstückelt. Das Stammgut seines Hauses blieb unangetastet. Dann wurde auf dem Reichstag zu Regensburg, was er im Süden vom Reiche zu Lehen trug, vertheilt. Hier wurde sogar geklagt, daß der Löwe nach dem Thron und selbst nach dem Leben des Kaisers getrachtet habe. Es wurde ihm hier das Herzogthum Bayern abgesprochen. Den Bischöfen in Bayern wurde, wie in Sachsen, die Befugniß ertheilt, alle ihre Lehen und Vogteien, die der Löwe von ihnen getragen, zurück zu ziehen. Die Grafen von Andechs, die sich nun Herzoge von Meran nannten, erhielten beträchtliche Abfälle. Steiermark wurde von Bayern unabhängig; es war bereits bisher ziemlich unabhängig und im Besitz des Herzogtitels. Manches erhielten, wie im Norden die Stadt Goslar, so im Süden andere getreue Städte für sich; manches schlug der Kaiser zu dem Erbe Welfs; was nach diesen Abfällen übrig blieb, gab er mit der Herzogswürde in Bayern seinem getreuen Pfalzgrafen, Otto von Wittelsbach; die Pfalzgrafschaft gab er an dessen Bruder, Friedrich den Bärtigen. So war auch, was der Löwe im Süden von dem Reiche besaß, zerstückelt. Da er aber durch die Reichsacht als Feind des Reichs mit Leib und Gut jedem preis gegeben war, so waren eben dadurch auch seine Erblande jedem preis gegeben, der Macht hatte, zuzugreifen: dem Löwen blieb nichts oder alles; es kam darauf an, ob er, was ihm abgesprochen war und was ihm, als dem Geächteten, von seinem Erb und Eigen entrissen zu werden drohte, mächtig genug wäre, mit den Waffen zu behaupten. Der Kaiser selbst griff zuerst nach seinen Erbgütern in Bayern und Schwaben, und verschmolz so das ganze altwelfische Erbe in diesen Landen mit der Hausmacht der Hohenstaufen. Im Norden waren die Fürsten längst beschäftigt, den ihnen preis gegebenen Löwen zu zerreißen, aber es ward für sie vorerst eine unglückliche Jagd.

Sechsundzwanzigstes Hauptstück.

Auf das Fest des heiligen Jakob war zu Gelnhausen schon eine allgemeine Heerfahrt wider den geächteten Welfen erkannt worden, um

die verhängte Acht auch zu vollziehen. Heinrich war nicht gesonnen, still zu sitzen, bis sich alle seine Feinde zu Einem Angriff wider ihn vereinigt hätten. Er rechnete auf seine eigenen Hülfsquellen und auf den Erfolg geheimer Unterhandlungen, die sein Schwäher, der König Heinrich von England, mit Philipp, dem König von Frankreich, und dem tapfern Grafen Philipp von Flandern angeknüpft hatte. Beide waren so weit gewonnen, daß sie sich zu einem Angriff auf das kaiserliche Burgund rüsteten. Der Graf Heinrich von Champagne, des französischen Königs naher Verwandter und erster Rath, des Kaisers Bewunderer und Freund, das vornehmste Werkzeug desselben in jener Intrigue von Besançon, brachte den König von diesem Vorhaben ab, und so sah sich der Löwe auch um die Hoffnung auf die Hülfe der Franzosen und der Flamänder betrogen. Aber er blieb sich selbst, und seine streitbarsten Helden blieben ihm treu. Er erhob sich aus seiner Burg Braunschweig mit einem dreifachen Schlachtkeil. Die Spitze des ersten führte er selbst gegen Goslar, die nächste, und durch die Nähe und ihre Festigkeit ihm besonders gefährliche Stadt. Der zweite Schlachtkeil, ein slavisches Raubheer, drang in die Lausitz ein. Den dritten führten des Löwen Helden, der junge Graf Adolph von Holstein, Bernhard von Razeburg, Gunzelin von Schwerin, Ludolf und Wilbrand von Hallermund und Heinrichs Getreuester, Bernhard von Welpe, nach Westphalen. Acht Tage nach dem Osterfest brach der Löwe auf, und lagerte sich um Goslar. Er zerstörte die Schmelzhütten, die Maschinen, die Bergwerke um die Stadt, vermochte diese selbst aber nicht zu gewinnen, zumal da die Kunde, daß der neue Herzog Bernhard, und die Landgrafen Ludwig und Hermann von Thüringen ein Heer sammeln und gegen ihn ziehen, ihn zwang, von der Stadt hinweg nach Thüringen aufzubrechen. Auf dem Marsch warf er sich auf Nordhausen, die kaiserliche Stadt, und ihre Flammen und der Brand des erstürmten Mühlhausen verkündeten dem anrückenden Heere Bernhards und der Landgrafen die Nähe des Löwen. Bei Weissensee stießen sie zusammen. Nach erbittertem Kampfe flohen die Thüringer, der Löwe stürmte wüthend in sie ein, fing die beiden Landgrafen und vierhundert ihrer Krieger, und warf sich dann auf das Kriegsvolk Bernhards, des neuen Herzogs. Bernhard vermochte allein mit den Seinen dem alten Löwen nicht zu stehen; auch sein Kriegsvolk wich, und er mit ihm. Jubelnd kehrte der Löwe mit großer Beute und vielen Gefangenen nach Braunschweig zu-

rück. Zu gleicher Zeit kehrte das Slavenheer von seinem Verwüstungszug siegreich und beutebeladen heim. Graf Adolph von Holstein mit den andern Helden war bei Osnabrück auf die Grafen Westphalens, Simon von Teklenburg, Hermann von Ravensberg, Heinrich von Arnsberg, Wittekind von Schwalenberg und Andere gestoßen, die von Heinrich abgefallen waren. Die Westphalen erlitten eine große Niederlage, weil die Holsteiner, deren Tapferkeit den Sieg entschied, erbarmungslos und blutdürstig, weder Hohe noch Niedere verschonten, sondern Alles, was Widerstand leistete, dem Schwert opferten. Unter den gefangenen Rittern war der vornehmste Graf Simon von Teklenburg, den nachher der Löwe mit Ketten gebunden in seinem Verließ die Treue gegen sich zu lehren versuchte, die er auch, auf einen Eidschwur freigelassen, von da an unerschüttert bewahrte. Ueber die Gefangenen entspann sich ein Streit zwischen dem Herzog einer-, und dem Grafen Adolph und den übrigen Edeln andererseits. Der Herzog verlangte alle Gefangenen für sich. Gunzelin und andere Hausvasallen desselben überlieferten auch die ihren. Graf Adolph dagegen sagte, und Andere stimmten ihm bei, er habe auf eigene Kosten den Krieg geführt, und es sei darum billig, daß er durch das Lösegeld der Gefangenen seinen Schaden ersetze; auch wüßte er nicht den Sold für sein Kriegsgefolge aufzubringen, wenn das Lösegeld für seine Gefangenen in eine fremde Kasse ginge. Aus dem Keime dieses Zwists ging dem Löwen ein Verlust auf, welchen drei Siege, wie der zu Osnabrück, nicht aufwogen. Graf Gunzelin, des Löwen alter Feldherr, grollte dem jungen Helden Adolph und seinem Siege. Als dieser Fürst, um dem Löwen zu seinem Siege zu Weissensee Glück zu wünschen und Urlaub in seine Lande zu nehmen, am Hofe des Löwen erschien, erlaubte sich Gunzelin in Gegenwart des Herzogs schmähende Worte gegen denselben. Er klagte über vielfache Kränkungen, die er ihm zugefügt, ihm, wie allen treuen Anhängern des Herzogs, und stellte seine Weigerung, die Gefangenen herauszugeben, als eine Beleidigung des Herzogs hin. Adolph entgegnete: „Es ist männiglich bekannt, wie treu ich allezeit meinem Herrn gewesen. Wer es anders sagt, den werde ich Augenblicks, in Gegenwart meines Herrn, als einen Lügner überführen. Würde es jedoch meinem Herrn gefallen, Sorge zu tragen, daß ich in seiner Gegenwart achtungsvoller behandelt würde, so würde ich mehr Vertrauen fassen." Der Löwe, auf ihren Zank nicht eingehend, sagte: „Adolph hat seine Unschuld zur Genüge erwiesen; ich ge-

stehe, daß er mir in Allem sehr getreulich zur Seite gestanden ist; nun aber wünschte ich, daß er mir seine Gefangenen aus der letzten Schlacht ausliefere, damit nicht Andere auf seinen Vorgang sich berufen können." Graf Adolph hatte mit dem Grafen von Dassel und andern seiner Waffengenossen zweiundsiebzig vornehme Gefangene. „Ihr wißt, mein Herr," sprach er, „daß ich auf diesem Zug all das Meine aufgewandt und viele Pferde meiner Reisigen, unzählige Knechte und Lastthiere verloren habe; wollte ich nun auch meine Gefangenen ausliefern, so bliebe mir nichts, als zu Fuß nach Haus zu wandern." Mit diesen Worten ging er hinweg von dem Herzog und klagte bitterlich allen seinen Freunden die Schmähworte Gunzelins und wie er ihn bei dem Herzog angeschwärzt, ohne von diesem Genugthuung erhalten zu haben; und er und die Seinen waren kaum in ihre Heimath zurückgekehrt, als sie dem Löwen die Treue aufkündeten. So brachte der Geiz und der Eigensinn, zwei Eigenschaften, die so oft Quellen des Unglücks für ihn wurden, ihn um treue Freunde, und um einen eben so mächtigen als tapfern Helden wie Adolph.

Der Löwe vernahm kaum den Abfall der Holsteiner, als er sich aufmachte, diesen neuen gefährlichen Feind im Rücken zu vernichten. Er fiel in Holstein ein, nahm das ganze Land jenseits der Elbe ein, erstürmte die Feste Plöne und setzte darein zum Statthalter des Landes einen seiner Getreuen. Graf Adolph, vor der Rüstung überfallen, hatte fliehen müssen. Die Feste Siegeberg vertheidigte seine Mutter Mechthilde und übergab dieselbe erst nach langer Belagerung, als der Brunnen der Feste vertrocknet war, auf Vertrag. In dieselbe legte der Löwe Leopold, einen Bayer, einen klugen und tapfern Mann. Mechthilde zog sich in ihr Stammschloß Schaumburg zurück, und Adolph zerstörte mit seinen Freunden das Schloß seines Feindes Konrad von Rothe, Hohenroth an der Weser. So hatte Heinrich Holstein und Wagrien, Adolphs Lande, eingenommen, aber durch die ganze unedle Zwischenscene seinen stärksten Hort, die Herzen seiner Getreuen, gegen sich mißtrauisch gemacht. Und jetzt zog der Kaiser selbst gegen ihn heran.

Schon zu Ende des Julius, während der Löwe noch in Holstein war, schaarten sich die Kriegsvölker der Fürsten des Reichs auf den Feldern Thüringens um den Kaiser. Seine Ankunft erschreckte viele Kriegsleute in den Burgen des Löwen; wo Friedrich sich nahte, übergaben sie ihm, gezwungen oder freiwillig, die festen Plätze und sich

selbst. Viele der Hausvasallen des Welfen, die von der Wiege an von ihm groß gezogen worden waren, und deren Väter ihm unbedingt gehorsamt hatten, verließen ihn jetzt und gingen zu dem Kaiser über. In Bayern hatte sich kein Arm für den Löwen erhoben, er hatte nichts gethan, der Bayern Herzen zu gewinnen, aber mit Liebe hing er sein Leben lang an seinen nordischen Landen, und er hatte auf die Ausdauer ihrer Mauern und ihrer Männer gerechnet. Und nun mußte er vernehmen, wie die starken Festen Hertesburg, Lauenburg, Blankenburg, Regenstein und Lichtenberg, alle binnen wenigen Tagen dem Kaiser sich ergaben. Manche Freunde, in denen die Treue gegen ihn nicht starb, nahm ihm der Tod. Es starb ihm während dieser Unfälle Casamar, der Pommernfürst, und über seinem Sarge huldigte Bogislav, dessen Bruder, mit allen Pommern dem Kaiser. Es starb ihm Pribislav, der Slavenfürst, sein treuer Gefährte zum heiligen Grabe, auf einem Turnier zu Lüneburg getödtet. Der Verlust solcher Freunde, durch Abfall und Tod, verdüsterte zu verhängnißvollem Mißtrauen die Seele Heinrichs, sie wurde der Sitz der Furcht und des Argwohns, und schwarze Zweifel gegen seine treuesten Freunde trieben ihn zu grausamem Verfahren gegen dieselben. Zu Lüneburg, wo ihm Pribislav starb, bewies er dies. Einem seiner ersten Führer, dem Grafen Bernhard von Razeburg, warf er hier in feierlicher Versammlung am Weihnachtsfeste vor, daß er auf Verrath und eine Verschwörung gegen ihn sinne, wie er gewiß wisse, und was er ihm nöthigenfalls mit Beweisen und Zeugen darthun könne. Seine Einladung, die er ihm und der Herzogin auf sein Schloß Razeburg gemacht, sei eine Falle, um ihn beim Mahle zu ermorden. Der Graf, überrascht, vermochte dieser Beschuldigung nur seine Unschuld entgegen zu stellen. Seine Verlegenheit galt dem Herzog als Beweis, er nahm ihn und seinen Sohn Vollrath gefangen, und lagerte sich, in Fesseln ihn mit sich führend, vor Razeburg. Die Bürger von Lübeck kamen dem Herzog, dem Pfleger ihrer Stadt, mit Schiffen, Kriegsmaschinen und allen Bedürfnissen zu Hülfe, und der Platz wurde hart bedrängt. Da rieth denen in der Burg Bernhard selbst zur Uebergabe und gab in derselben zugleich dem Herzog ein Pfand seiner Treue. Dieser entließ ihn auch mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in seine Stadt Gadebusch. Aber bald erwachte der alte Argwohn gegen die Treue desselben in dem Löwen. Er fiel zum zweitenmal in die Besitzungen des Grafen, plünderte und zerstörte Gade-

busch. Der Graf entfloh jetzt zu Bernhard, dem neuen Herzog. Der Löwe aber sah sich im Besitz des ganzen Landes des Grafen und befestigte Razeburg, Siegeberg und Plöne auf das Stärkste. Er dachte, hinter ihren festen Mauern dem Schwerte des Kaisers und seiner Feinde lange zu trotzen, und doch mußte es ihm unheimlich zu Muthe sein. Daß er argwöhnisch, überall Verrath witternd, selbst nach der Brust des Razeburgers, des treuen Freundes, die Löwenklaue schlug, sein Schloß und seine Stadt zertrümmerte und ihn in Flucht und Elend jagte, das schnitt der Treue aller seiner Anhänger die Sehnen entzwei. Und wie er fühlte und sah, wie keiner mehr in Liebe ihm diente, und nur die Furcht vor ihm seine Vasallen und Waffengenossen um ihn hielt, konnte er sich nicht wohl verbergen, daß sein Schicksal reife.

Schon am 15. August 1180 hielt der Kaiser in der alten Pfalz zu Werle, im Hildesheimischen, einen Tag und es ward beschlossen und bekannt gemacht, daß, wer binnen eines Monats von den Anhängern des Löwen nicht dem Kaiser sich unterwärfe, aller Lehen und Güter für sich und seine Kinder auf ewige Zeiten verlustig sein sollte. Nun fielen die Vasallen von ihm ab, wie Herbstlaub vom Baume. Der Kaiser baute mehrere Burgen, wie die Harzburg bei Goslar und Bischofsheim, die Burg auf dem Hoppelberg, wieder auf, den Seinigen zu einem festen Halt. Dann ging er hinweg nach Altenburg, um Otto von Wittelsbach feierlich mit dem Herzogthum Bayern zu belehnen. Ruhig glaubte er die Wirkung des Gebots von Werle abwarten zu können, und die, welche die Drohung des Kaisers nicht zum Abfall schreckte, welche noch lange über die Frist hinaus dem Löwen treu blieben, schreckte jenes, zu Anfang des nächsten Jahrs erfolgte Wüthen desselben gegen den Grafen von Razeburg. Es ward immer winterlicher um den Löwen; mit der Abnahme seines Glücks stieg sein despotisches Wesen, und er wurde den Seinen täglich verhaßter. Nur die Gelegenheit, unter seinem Namen zu plündern und zu rauben, trieb Manche, den Winter über für ihn auszuziehen. Bernhard, Graf von der Lippe, war der kühnste seiner Parteigänger, und die Magdeburgischen Lande erseufzten unter seinen Brandschatzungen. Der Erzbischof Wichmann schloß ihn endlich im Februar 1181 in Haldesleben ein. Die Feste war rings von einem Sumpf umgeben, der sich unter einem Moorgrund barg. Das Moor wich bei jedem Auftritt. Darum war es schwer, den Belagerungszeug anzuwenden; ein dreifacher Wall und Graben um-

gab die Stadt und die Flüsse Ohra und Bibra konnten leicht zur Vertheidigung benützt werden. Bernhard von der Lippe überschwemmte durch dieselbe das ganze Moor, daß die Feste wie ein Eiland aus einem großen See hervorragte. Die Belagerer ersannen aber ein neues Werk; sie bauten mit unsäglicher Mühe einen großen Damm durch das Wasser hindurch, um durch diesen Damm das Wasser in die Stadt selbst hinein zu treiben. Nach vier Monaten war das Werk vollendet, das gedämmte Wasser erreichte bald die Höhe der Stadtmauern, zuletzt stieg es über dieselben und überschwemmte die Stadt. Die Belagerten sahen sich genöthigt, die Kirche zu einer großen Kammer der Todten zu machen, da es an Erde gebrach, dieselben zu begraben, und auf Nachen ruderten sie von einem Dache zum andern; denn nur auf den Dächern fanden sie noch Sicherheit. Noch lächelte ihnen das Glück, die Ohra durchbrach den Damm. Aber unermüdet stellten die Belagerer denselben noch fester her. Da sank denen in der Stadt der Muth, sie sandten um Hülfe an den Löwen. Dieser, dazu unfähig, erlaubte ihnen die Uebergabe. Sie durften frei abziehen mit all ihrer Habe. Dann wurde die Stadt zerstört.

Nun erschien der Kaiser selbst wieder in Sachsen, mit ihm ein zahlreiches Kriegsvolk aus Bayern und Schwaben, und die Fürsten mit ihren Schaaren. Er kam, um dem entzweigten und entlaubten Stamm die Axt an die Wurzel zu legen. Es war zu Anfang des Sommers. Er wollte jetzt den Löwen in seinen Landen über der Elbe angreifen. Um in Sachsen selbst, in seinem Rücken, nichts zu fürchten zu haben, ließ er den neuen Bischof, Dietrich von Halberstadt, zur Belagerung der Blankenburg zurück, des einzigen Platzes, der im Harz dem Löwen noch geblieben war. Der Kölner mit andern geistlichen Fürsten mußte Braunschweig beobachten. Der neue Sachsenherzog Bernhard mit seinem Bruder, dem Markgrafen Otto, und andern ostsächsischen Fürsten wurde nach Bardewik entsandt, die Besatzung von Lüneburg im Zaum zu halten. Dann ging der Kaiser mit dem Hauptheere durch die Lüneburger Heide gegen die Elbe. Bei seinem Anzug wurden die gefangenen Landgrafen von Thüringen von Lüneburg hinweg nach Siegeberg geführt und in engere Haft gelegt. Der Löwe weilte zu Lübeck und baute an den Werken der Stadt und an Kriegsmaschinen. Von da ging er nach Razeburg, um auch diese Feste zu verstärken. Als er von Razeburg sich nach der Elbe wandte, zog mit ihm die ganze Besatzung aus dem

Platz heraus, um ihn ehrenvoll zu geleiten. Kaum war die Stadt von Kriegern leer, so bemächtigten sich die Anhänger des vertriebenen Grafen der Burg, warfen die zurückgebliebenen Knechte des Herzogs hinaus und schlossen die Thore. Der Löwe hörte es und kehrte in großem Grimm zurück. Er fand aber die Herzen wie die Thore der Bürger verschlossen. Er schickte Eilboten nach Siegeberg und Plöne um schnellen Zuzug, Razeburg zu stürmen. Während dem kam einer mit der Botschaft, der Kaiser ziehe heran. So mußte er von seinem Vorhaben abstehen und zog, die Seele voll Bitterkeit, nach Erteneburg (Artlenburg). Das Kaiserheer nahte. Da verließen ihn auch die bisher Getreuen dieser Burg, die ihn selbst kurz zuvor noch männlich mit ihnen auszuharren beschworen hatten, und gingen zu dem Kaiser über. Ohne Rath und Hülfe, fast von Allen verlassen, steckte der Herzog die Burg in Brand und floh. Ein kleiner Nachen trug den stolzen Löwen einsam die Elbe hinab nach Stade, während die Flammen der Artlenburg hinter ihm zusammenschlagend in ihm den letzten Glauben an die Treue und sein Glück zu Staub brannten. Der Kaiser setzte über den Strom und lagerte sich vor Lübeck. Ein Heer Slaven und Holsteiner führten ihm Graf Adolph und der Fürst Bogislav zu. Der Dänenkönig Waldemar fuhr mit einer starken Flotte in die Mündung der Trave ein, und so war die schöne Bürgerstadt des Löwen zu Wasser und Land umschlossen. Der Kaiser hatte den Dänen durch den Antrag einer Vermählung zweier seiner Söhne mit Töchtern des Königs gewonnen. Waldemars Sohn war zwar ein Eidam des Löwen, aber die Verwandtschaft, die mit dem Kaiser in Aussicht gestellt wurde, galt der Gemahlin Waldemars mehr; auch hoffte Waldemar aus dem Sturze des Löwen Vergrößerung seiner eigenen Macht. Im Lager des Kaisers, wo Waldemar Friedrich besuchte, geschah die Verlobung der noch sehr jungen Tochter des Erstern mit Friedrich, dem Herzog von Schwaben. In der Stadt lagen Simon, Graf von Teklenburg, Bernhard, Graf von Oldenburg, der Graf von Welpe, Emich von Nemerow und Markrat, der Statthalter in Holstein, mit einigen treu gebliebenen Holsteinern. Die Bürger, deren Freiheit und Wohlstand der Löwe mehr als alle seine Lande mit Vorliebe gepflegt, standen in großer Zahl, wohlgewaffnet, diesen Helden zur Seite. Entweder, weil sie die Sache des Löwen verloren gaben, oder um dessen Rath zu holen, bat die Stadt, nicht lange nach der Einschließung, um freies Geleit für eine Gesandtschaft an Heinrich. Es

erschien der Bischof der Stadt im kaiserlichen Lager und sprach im Namen der Bürger: „Herr, eure Knechte sind wir, und eurer kaiserlichen Majestät zu dienen bereit; aber was haben wir begangen, daß wir umlagert und eingeschlossen werden? Diese Stadt haben wir durch die Großmuth unseres Herrn, des Herzogs Heinrich, inne, wir haben sie zur Ehre Gottes und zu einer festen Burg des Christenthums in dieser Gegend erbaut, wo früher schauerliche, wilde Einöde war. Die Gegend ist jetzt eine Wohnung Gottes, sie, die früher durch heidnischen Irrthum des Satans Sitz war. Darum werden wir diese unsere Stadt nicht in eure Hände geben, sondern die Freiheit derselben mit allen Kräften standhaft vertheidigen. Das aber bitten wir, laßt uns in Frieden zu unserm Herrn, dem Herzog gehen, damit wir ihn fragen, was wir für uns und unsere Stadt in gegenwärtiger Noth thun sollen. Verspricht er uns Entsatz, so ist billig, daß wir die Stadt ihm erhalten; wo nicht, so werden wir thun, was euch gefällt. Wollt ihr nicht in unsere Bitte willigen, so wißt, daß wir alle in der Vertheidigung unserer Stadt lieber ehrlich sterben wollen, als treubrüchig in Unehre leben." Nachdem der Bischof dieses Auftrags der redlichen Bürger sich entledigt, mahnte er noch den Kaiser, des verwandten Blutes und der Dienste nicht zu vergessen, die ihm so oft der Herzog in ausgezeichneter Weise geleistet, und gegen seinen Vetter gnädig zu sein. Gnädig antwortete der Kaiser: „Der stolze Ton eurer Bürger und ihre Weigerung, uns unsere Stadt freiwillig zu öffnen, wird von Niemand gebilligt werden. Wir gestehen zwar, durch unsere Freigebigkeit und Gnade gehörte diese Stadt einst unserem Vetter; aber seit dieser durch seine Widerspenstigkeit in des Reiches Acht fiel, fiel die Stadt nach dem Rechte an uns zurück, wie auch ja jeder Prälat die Lehen, welche der Herzog von seiner Kirche trug, zurückgezogen hat. Wir haben die Macht, den Bürgern zu vergelten, was sie verdient haben, aber wir wollen Gnade für Recht ergehen lassen; wir gewähren ihre Bitte, sie mögen zu dem Herzog gehen, aber eines mögen sie wissen: ergeben sie sich nicht nach ihrer Rückkehr, so werden wir diese Verzögerung um so schärfer ahnden. Euch aber, geliebtester Bischof, sagen wir auf eure Mahnungen, daß wir gegen unsern Vetter stets seltene Gnade und Nachsicht bewiesen haben, darum überhob er sich und schlug die Gunst, die er gefunden, in den Wind, ja, er erkannte nicht einmal die Gnade Gottes, die in reicher Fülle sich über ihn ergoß, nach Gebühr. Darum hat ihn Gott

gedemüthigt; denn eines so mächtigen und gewaltigen Fürsten Sturz ist nicht das Werk unserer Kraft, sondern des allmächtigen Gottes." Der Bischof verkündete den Bürgern, was er gehört, und unverzüglich gingen mit sicherem Geleit Abgeordnete nach Stade ab, wo der Herzog war. Der Kaiser benützte den Bischof, den er durch Zusendung seines Leibarztes, um ihn in seiner geschwächten Gesundheit zu berathen, ganz für sich gewann, auf die Bürger zu wirken. Nach wenigen Tagen kamen die Abgeordneten zurück. Graf Gunzelin begleitete sie, und brachte den Rath, die Stadt dem Kaiser zu übergeben. Der Löwe wollte nicht den Untergang seiner Lieblingsstadt, der Bürger, die treuer an ihm hingen, als seine Fürsten und Ritter. Die Bürger gingen hinaus in das kaiserliche Lager und baten den Kaiser, die Freiheit der Stadt, wie sie ihnen der Herzog bewilligt, und alle Gerechtsamen und Besitzungen, wie sie dieselben in ihren geschriebenen Freiheitsbriefen besitzen, zu bestätigen. Der Kaiser gewährte ihre Bitte. Dann öffneten die Bürger die Thore, und der Kaiser zog ein in die Stadt, die nun eine Kaiserliche war, eine unmittelbare Stadt des Reiches, und wurde mit großer Pracht empfangen, mit großen Feierlichkeiten. Reichlich bedachte er die Geistlichkeit derselben. Dem Grafen Adolph von Holstein aber gab er die Hälfte der Zölle, der Mühlen und der Münzeinkünfte der Stadt zu Lehen, weil er dem Reiche große Dienste geleistet und eine Zeitlang deßwegen seines Landes verlustig gewesen, und setzte ihn und die andern Vertriebenen wieder in sein Land ein.

Darauf ging der Kaiser schnell zurück, überschritt die Elbe und lagerte sich vor Lüneburg. Der Löwe weilte noch immer zu Stade. Es war sein festester Platz, er hoffte, selbst im Fall, daß derselbe genommen würde, doch sicher auf dem Wasser zu entkommen; darum hatte er auch diesen Platz noch in der letzten Zeit außerordentlich befestigt, darum zog auch der Kaiser vor, statt diese feste Stadt zu versuchen, Lüneburg, wo die Gemahlin und Kinder des Herzogs waren, zu belagern. In dem festen Stade war der Löwe entschlossen, dem Kaiser, wenn er es angriffe, noch lange zu schaffen zu machen. Durch den Einschluß Lüneburgs, mit dessen und Braunschweigs Fall der letzte Rest seiner Erblande verloren gegangen wäre, und wo seine geliebte Familie sich befand, war sein entschlossener Sinn gebrochen. Sogleich gab er seine Gefangenen, die Landgrafen von Thüringen, des Kaisers Neffen, frei, um durch diese den Kaiser günstig zu stimmen. Für sich selbst

bat er um freies Geleit in das kaiserliche Lager vor Lüneburg: er hoffte, ohne das Aeußerste zu befürchten, eine gnädige Behandlung von dem Kaiser. So verließ er mit kaiserlichem Geleit seine Festung Stade. Zwischen Erteneburg und Bardewick kam ihm eine große Menge Ritter aus dem kaiserlichen Lager entgegen und begrüßte ihn. Der Löwe erwiederte den Gruß. „Sonst," sprach er, „war ich nicht gewohnt, in diesen Landen eines Andern Geleit anzunehmen, sondern zu geben." So kam er vor Lüneburg an. Auf alle Weise suchte er, den der Kaiser noch nicht vor sich ließ, durch Unterhändler den Sinn desselben zur Milde zu stimmen, aber ohne andern Erfolg, als daß der Kaiser, als er von Lüneburg, dessen Einnahme nach Heinrichs Erscheinen im Lager keinen Werth mehr hatte, hinweg zog, ihm einen Hoftag zu Quedlinburg setzte, wo das Fürstengericht über ihn entscheiden sollte. Alle Freunde des Herzogs gaben sich der freudigen Hoffnung eines für ihn günstigen Entscheids hin. Es brach aber ein Streit zwischen dem Löwen und Bernhard, seinem Nebenbuhler um das Herzogthum, aus, und der Kaiser verlegte darum die Entscheidung von Quedlinburg auf einen Tag zu Erfurt. Inzwischen hatte Siegfried, der Erzbischof von Bremen, Stade mit allen andern Lehen seiner Kirche wieder eingenommen. Herzog Heinrich erschien auf dem ihm bestimmten Tage zu Erfurt in der Mitte Novembers 1181. Er erschien unter dem Geleite des Erzbischofs Wichmann. Er unterwarf sich ganz der Gnade des Kaisers. Seine Herzogthümer waren längst an Andere gegeben, für ihn verloren. Es galt nur seine durch die Acht verfallenen Erblande sich und seinen Söhnen zu retten. Der stolze Fürst, der mit hohem Sinn ein großes Reich im Norden und darauf einen Thron sich gegründet hatte, der ihn über manche Könige seiner Zeit erhob, dessen geheimste Gedanken nach dem Kaisermantel und der Kaiserkrone getrachtet, sah sich jetzt in dem Fall, sich zu demüthigen, um aus dem Einsturz seiner Macht einige kleine Trümmer zu retten, sich zu demüthigen vor dem, welchen er unerhört vor sich einst gedemüthigt gesehen.

Als der Hohenstaufe, den bittern Schmerz der Verwundung in der Seele, von Chiavenna nach Pavia eilte, und diesen in den Busen seiner Gemahlin ausschüttete, sprach diese zu ihm: „Richte dich auf, Herr, gedenke dieses Fußfalls und Gott im Himmel wird dessen auch gedenken!" Als der Löwe vor die Reichsversammlung trat, sank er nieder aufs Knie vor den Füßen des Kaisers. Dieser hob ihn auf von der Erde

und gab ihm den kaiserlichen Kuß. Thränen glänzten in den Augen des Hohenstaufen, als er den Löwen so vor sich knieen sah. Viele Fürsten mochten bei dieser Bewegung des Kaisers für den sichern Besitz der ihnen früher zugewiesenen Beute fürchten. Aber diesen hielt ja, wenn auch nicht andere wichtige Gründe gewesen wären, sein Eid, den er früher bei seinem Throne geschworen, davon ab, den Löwen in seine früheren Würden wieder einzusetzen, wenn nicht alle Fürsten zustimmten. Nur seine Erblande, Braunschweig und Lüneburg, wurden ihm zu freiem Besitz zurückgegeben, aber er mußte schwören, das Reich zu meiden, und binnen drei Jahren nicht in dasselbe zurückzukehren, wenn nicht der Kaiser ihn zurück rufe. Die Fürsten gelobten, in seiner Abwesenheit Frieden gegen ihn zu halten. Seiner Gemahlin ward die Freiheit, mit ihren Kindern auf den Stammgütern zu verweilen. Aber Mathilde theilte mit ihrem Gemahl lieber das Unglück und die Verbannung, wie sie bisher seine Größe und sein Glück getheilt. Nachdem er seine Anstalten zur Abreise getroffen, wanderte im Sommer 1182 der vor Kurzem noch so mächtige Herrscher des Nordens mit seiner Familie in die Verbannung an den Königshof seines Schwähers, des Königs von England, der damals auf seinen französischen Besitzungen in der Normandie weilte. Viele Edle, die ihm treu geblieben, oder welche das unerhörte Unglück des gestürzten Fürsten ihm wieder gewonnen, folgten ihm in die Verbannung. So gedemüthigt, verließ der Welfe sein Erbe Braunschweig, ein düsterer Schleier hing vor seinem Geiste: wie stärkend wäre es ihm gewesen, hätte diesen düstern Schleier das Sonnenroth der Zukunft durchdringen können, und ihn 500 Jahre später seinen Enkel sehen lassen, die Kronen Großbritanniens auf dem Haupt und den Dreizack der Herrschaft in der Hand über alle Meere der Welt! Er sah nur durch seinen Sturz den kühnen Bau seines Lebens, den Norden, von der hohen Stufe eines Reiches herab- und auf lange politischer Unmacht zugeschleudert. Aber der Hohenstaufe sah des Reiches Verfassung gerettet; das Auseinanderfallen desselben in zwei herrschende Hälften, in den Norden und den Süden, war durch den Sturz des Welfenhauses in weite Ferne hinausgerückt. Wem hätte es damals geahnt, daß das Haus der Hohenstaufen ein Jahrhundert darauf nicht mehr sein würde?

Siebenundzwanzigstes Hauptstück.

So lag der große Nebenbuhler des größeren Hohenstaufen zu Boden; seine nordische Macht war in viele Theile zerrissen, und es liegt etwas Wahres darin, wenn Zeitgenossen das Schicksal dieses neuen, kaum gewordenen welfischen Nordreichs mit einem edeln Rosse verglichen, das wilde Thiere zerreißen. „Der wilde Bär," sagte Einer, „der Fürst von Anhalt, kriegt den Kopf davon; der Luchs, der Herzog von Bayern, der Wittelsbacher, kriegt ein Bein; der beißende Hund, der Landgraf von Hessen, ein Hufeisen; der reißende Eber, der Graf von Holstein, läuft mit der Lunge weg, und so andere mit anderen Stücken; doch das Herz behält der Leu, der Herzog von Braunschweig." Denn nur durch die Beute, die ihnen der Kaiser verhieß, waren die Fürsten in Bewegung zu bringen zu der Löwenjagd; nur durch die vereinte Macht der durch die Beutelust zusammen gehaltenen Fürsten war der Sturz des Löwen möglich. Einem ganzen Bienenschwarm kleiner Herrschaften gab der gefallene Löwe Ursprung und Leben, und es hätte mit Recht Simsons Räthsel darauf angewandt werden können: „Speise ging aus von dem Fresser und Süssigkeit von dem Starken." Es war von nun an kein Glied im deutschen Reiche, das sich der Krongewalt hätte gegenüber stellen oder entziehen können. Der Kaiser war Herrscher ohne Widerspruch, aber der Hohenstaufe übte seine Herrschgewalt nicht dazu, die kleinen Fehden und Streitigkeiten im Norden, wo unter dem Zügel des Löwen das Land der tiefsten Ruhe sich erfreut hatte, und wo unter dem neuen Herzog und den kleinen Fürsten bald Gewaltthätigkeiten und Reibungen aller Art sich offenbarten, niederzuschlagen; und als Kanut, der Sohn und Nachfolger Waldemars, der bald nach dem Sturz des Löwen Abschied von der Welt nahm, die Huldigung als Vasall des deutschen Reichs weigerte; als er die von dem Kaiser mit der bedungenen Ausstattung geforderte achtjährige Schwester mit geringerer Ausstattung und mit der Erklärung zusandte, daß er niemals seine Schwester mit dem Sohne des Kaisers vermählen würde, wenn ihm der Eid seines Vaters nicht heilig wäre, eine Erklärung, welche den feindseligen Sinn des Königs, des Eidams des Löwen, deutlich zeigte: so that Friedrich keinen Schritt, ihn seine Macht fühlen zu lassen. Sein Auge und seine Seele waren längst vom Norden ab und wieder dem Süden zugewandt,

nach dem Land seiner Liebe, nach Italien. Aber er sah dahin mit veränderten Gedanken: seine Politik hatten die Umstände umgewandelt.

Der streitbare Kämpe, Christian von Mainz, hatte, als der Frieden geschlossen war, keine Lust, in sein Erzbisthum zurückzukehren und der Geschäfte des Friedens zu pflegen. Leichter hätte sich Rinaldo den Armen der Zauberin Armida entwunden, als Christian den Reizen Italiens und des Kriegslebens! Der Kaiser übertrug ihm die Statthalterschaft in diesem Lande, und er versäumte keine Gelegenheit, wo er den kühnen Parteigänger fortspielen konnte. Doch war er mehr Parteigänger für den Papst, als für den Kaiser, und diesem zuletzt entfremdet. Sein Streitkolben unterwarf den Gegenpapst Calixt und die Römer. Als dies beendigt war, erregte er selbst im mittleren Italien, wo er den Frieden wahren sollte, durch den Skandal seiner Aufführung und die zu Bestreitung derselben gemachten und beabsichtigten Erpressungen Unruhen, und des Kaisers treuester Anhänger in Italien, der Markgraf von Montferrat, sah sich im Jahr 1179 bemüßigt, zu den Waffen zu greifen und den kaiserlichen Statthalter gefangen zu nehmen. Längere Zeit wurde der kriegerische Prälat, mit eisernen Fesseln gebunden, in enger Haft gehalten, und des Kaisers Gnade wie die Alexanders scheint von ihm gewichen zu sein. Er löste sich nach zwei Jahren mit großen Summen, und trat wieder als Parteigänger für den neuen Papst Lucius III. auf den Schauplatz. Alexander hatte, nachdem er das Schiff der Kirche durch die langen, schweren Stürme in den Hafen gerettet, am 30. August 1181 seine große Laufbahn beschlossen, er, unter den Streitern in dem langen Kampfe zwischen Papstthum und Königthum einer der ersten Helden. An ihm zeigte sich dieser Kampf, wie an seinem königlichen Gegner, von der großartigen Seite. Ein Aufstand der Römer vertrieb seinen Nachfolger nach Anagni, und er rief den streitbaren Christian zu Hülfe. Er warb ein Heer von deutschen und welschen Mannen, und bedrängte und plünderte von Tusculum aus die Umgebungen Roms. Zwischenhinein führte er sein gewohntes Leben fort, bis ihm im Jahr 1183 der Tod das wilde Treiben legte. Mit dem letzten Athemzug erst, als es ohnedies aus damit war, bereute er seine Skandale.

Lucius III. war kein Held der Kirche wie Alexander. Erneuerte sich der Kampf des Königthums mit dem Bürgerthum, so hatte das letzte an dem jetzigen Hirten der Kirche einen schwachen Verbündeten. Aber

die lombardischen Städte waren in den sechs Jahren der Ruhe erstarkt. Gleich nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes hatte Friedrich seine alten Künste versucht, um den Bund innerlich zu schwächen. Aber die Städte wurden dadurch nur wachsamer. Mehrere Edelleute aus Treviso, die zum Bunde geschworen hatten, ließ der Kaiser vor sein Angesicht, hatte eine lange geheime Unterredung mit ihnen, und nahm ihnen einen Eid ab, dessen Inhalt geheim blieb. Aber die Unterredung blieb nicht geheim, und die Edeln wurden allen Lombarden verhaßt und verdächtig. Bei ihrer Rückkehr kam das ganze Volk von Treviso gegen sie in Bewegung und forderte mit furchtbarem Geschrei ihren Tod, den Tod der Vaterlandsverräther. Um der Todesgefahr zu entgehen, schwuren die Edeln auf die Evangelien, daß sie die ganze geheime Unterredung und den Eid den Bundesräthen mittheilen wollen. Sie stellten ihre Söhne als Geißeln und leisteten Bürgschaft, daß sie sich hierüber vor den Bundesräthen stellen werden. Sie theilten nun insgeheim den geheimen Vertrag, den sie mit dem Kaiser geschlossen, den Bundesräthen mit. Der Bund erkannte diesen Vertrag als offenbaren Verrath und verhängte strenge Strafen über die Edeln. Von da an wurden alle Umtriebe der kaiserlichen Partei scharf bewacht. Aber die Entfernung der Gefahr, welche den Bund geknüpft, machte von selbst den Zusammenhalt desselben nach und nach lockerer. Es mußte neue Gefahr drohen, um ihn wieder fester zu verknüpfen, und das geschah, als mit dem Jahr 1183 der Waffenstillstand zu Ende lief. Alle Räthe des Bundes wurden zu einer großen Tagsatzung nach Piacenza beschieden, um gemeinsame Schritte zu berathen für den Fall der Wiedereröffnung des Krieges.

Aber der Kaiser dachte an keinen Krieg mehr mit den freien Städten; er hatte sattsam die Hülfsquellen kennen gelernt, woraus die bürgerliche Freiheit immer neues Leben schöpfte. Er hatte erkannt, daß es ein ungleicher Kampf war, der Kampf der Feudalität, aus welcher der Geist gewichen war, mit dem erstarkten Bürgerthum, in welchem der Geist jugendlich sich regte, ungleich die Mittel des erschöpften deutschen Reiches und die Mittel der blühenden reichen Handelsstädte Italiens. Den Löwen, seinen Schwäher den englischen König, und seinen Eidam den König der Dänen im Rücken, wäre ein neuer Kampf in Italien für den Kaiser ein gefährliches Wagstück gewesen, selbst vorausgesetzt, daß es ihm möglich gewesen wäre, eine große Heeresmacht

in Deutschland zu sammeln. In dem schönen Süden zu herrschen, Italiens gesegnete Lande und glückliche Meere nicht bloß dem Namen nach, sondern in Wahrheit mit dem deutschen Reiche zu verbinden, das war noch immer Friedrichs Lieblingsgedanke. Er sah, auf dem bisherigen Wege war es nicht für ihn möglich. Seit dem Vertrag zu Venedig pflegte er freundliche Verhältnisse mit dem Normannenkönig, und daran knüpfte sich in seinem Geiste der Plan, das schönste Reich der Welt, das ihm mit den Waffen zu gewinnen nicht gelang, die Krone von Neapel und Sicilien durch die heirathenstiftende Politik seinem Hause zu gewinnen. Zwischen dem deutschen Reiche und dem blühenden Süden Italiens lagen die freien Bürgerstädte des Lombardenbundes. Ihre Feindschaft sperrte die Verbindung Neapels mit Deutschland; ihre Freundschaft ward eine ebenso starke als natürliche Verbindungsbrücke. Und so umgewandelt war der Sinn des Hohenstaufen, daß es ihm nicht schwer ward, dem freien Bürgergeiste, den er so lang und so grimmig befehdet, die Freundeshand zu reichen, gleich als hätten die edeln Bürger nicht bloß die Waffen, sondern auch das Herz des ritterlichen Kaisers überwunden. In diesem Sinne erneuerte er zu Anfang des Jahres 1183 den früher mit Bologna geschlossenen Vertrag und machte ihn öffentlich bekannt, um durch die zugestandenen Freiheiten andere Bundesstädte einzuladen, sich mit ihm zu vertragen. Wunderbarer Weise war die eigene Tochter des Bundes, die demselben ganz allein Ursprung, Leben und Wachsthum verdankte, die Bundes-Feste Alexandria, die erste, welche des Kaisers Huld suchte. Sie fürchtete, bei einem neuen Einfall Friedrichs, als die ihm Verhaßteste, von ihm dem Untergang geweiht zu werden. Der Sturz des großen Welfenhauses im Norden hatte bis über die Alpen hinüber nachschütternd gewirkt. Friedrich, hoch erfreut über die Unterwerfung der Stadt, gewährte ihr über all ihr Hoffen große Freiheiten, gegen die einzige Förmlichkeit, daß die Bürger den gehässigen Namen der Stadt ändern, und dieselbe als ein Geschenk des Kaisers aus seiner Hand erhalten sollten. Am 5. März 1183 erschien ein kaiserlicher Abgesandter vor den Mauern Alexandrias, und alle Bürger mit Weib und Kind zogen heraus aus der Stadt und räumten sie. Dann führte der kaiserliche Abgesandte sie in den Besitz der Stadt wieder zurück, und sie nahm den Namen Cäsarea (Kaiserstadt) an. Als bald darauf der Kaiser die Kunde von einer nach Piacenza ausgeschriebenen Tagsatzung des Bundes vernahm, sandte er vier Bevollmächtigte

dahin ab, Wilhelm, den Bischof von Asti, Heinrich Guerrico, den Markgrafen, den gelehrten Bruder Theodorich und Rudolph seinen Erzkämmerer, um die Grundlagen eines allgemeinen Friedens mit dem Bunde zu unterhandeln. Mit Freuden kam der Bund dem Anerbieten des Kaisers entgegen, und als der Kaiser von der glücklichen Verständigung über die Hauptpunkte Nachricht erhielt, berief er einen großen Reichstag nach Constanz am Bodensee. Dorthin begaben sich auch die Konsuln und Räthe des Lombardenbundes mit den kaiserlichen Bevollmächtigten von Piacenza aus, und schon am 25. Juni desselben Jahres (1183) ward, nach Verständigung über alle Punkte, der allgemeine Frieden mit den Städten abgeschlossen und unterzeichnet.

In diesem berühmten Frieden trat der Kaiser den Städten alle Hoheitsrechte ab, die er im Umfang ihrer Mauern besessen, in dem von ihnen abhängigen Gebiet alle Rechte, welche sie durch Herkommen oder Verjährung sich erworben, namentlich das Recht, Mannschaft auszuheben, sich zu befestigen, wie sie wollten, in- und außerhalb der Mauern, und im ganzen Umkreis ihres Gebiets das Civil- und Criminalrecht auszuüben. Im Fall eines Streites über Hoheitsrechte, die kraft einer Verjährung von Gemeinden etwa möchten angesprochen werden, sollten unparteiische und geschworene Schiedsrichter entscheiden. Alle Belehnungen, welche seit dem Kriege zum Nachtheil der Städte vergeben worden, wurden aufgehoben, und alle ihnen entrissenen und eingezogenen Besitzungen ohne Entschädigung oder Abtrag zurückgestellt. Die Wahl ihrer Konsuln wurde den Städten überlassen; nur sollten dieselben, wiewohl ohne Unkosten, in ihre Würde durch einen kaiserlichen Gesandten eingesetzt werden. Der Städtebund ward anerkannt, er sollte fortbestehen, und, so oft sie es gut fänden, wieder erneuert werden dürfen. Vergessenheit alles Vergangenen und die Fülle der kaiserlichen Huld ward zugesagt. Dagegen erkannte der Bund den Kaiser als seinen König und Herrn an. Jeder Lombarde vom fünfzehnten bis siebzigsten Jahre ward verpflichtet, ihm den Eid der Treue zu leisten. Auch behielt sich der Kaiser die oberrichterliche Gewalt vor: jede Civilsache, deren Gegenstand den Werth von fünfundzwanzig Reichspfunden überstiege, sollte an den in jede Stadt zu setzenden kaiserlichen Appellationsrichter gebracht werden können, und dieser sollte schwören, dem Herkommen der Stadt sich zu fügen und keinen Rechtsstreit über zwei Monate schweben zu lassen. Jede Stadt mußte schwören, die Rechte des Reichs in Italien gegen

jedes Nichtmitglied des Bundes zu verfechten. Auch verpflichtete sich der Bund, alle vormals üblichen Lieferungen, wenn der Kaiser nach Italien käme, zu leisten, Wege und Brücken in guten Stand zu setzen und für ihn und sein Heer einen mit Lebensmitteln hinlänglich versehenen Markt zu eröffnen: doch sollte der Kaiser nie so lange in einer Stadt oder auf ihrem Gebiete sich aufhalten, daß diese dadurch ungebührlich belästigt würde. So lautete der Friede. Des Kaisers Sohn, der römische König Heinrich, welcher, unkriegerischer Natur, im Falle des Todes seines Vaters, die Gefahren scheute, die ein neuer Kampf gleich bei seiner Thronbesteigung für ihn haben mußte, war eifrig für den Frieden gewesen. Der Kaiser aber, mit seinem neuen Plane beschäftigt, wollte die Lombarden zu Freunden gewinnen: darum gestand er ihnen in diesem Frieden mehr zu, als sie früher selbst angesprochen hatten. Und er hatte es nicht zu bereuen. Die Lombarden wurden von da an seine treuen Bundesgenossen; der Städtebund, welcher ein ganz unabhängiger Staat zu werden gedroht hatte, blieb im Reichsverband. So war der Frieden vortheilhaft für Kaiser und Reich; für die Städte war er es dadurch, daß er ihre Freiheit zur gesetzlichen, festen Selbständigkeit erhob; für die Menschheit war er es dadurch, daß die bürgerliche Freiheit von der Monarchie feierlich anerkannt war, und das Königthum, das bisher sich nur auf den Dienstadel stützte, jetzt mit dem Bürgerthum als einem starken Pfeiler seiner Macht sich befreundete.

Das ganze Reich diesseits und jenseits der Alpen war freudig bewegt über diese Versöhnung des Kaisers und der Städte. Ströme Blutes waren aus dem Herzen des Reiches in dem langen Kampf Beider geflossen. Der Frieden ließ Vernarbung der Wunden und Erholung hoffen. Denn auch den Norden beruhigte der Kaiser. Die Sachsenfürsten und der neue Sachsenherzog wurden versöhnt; es lag dem Kaiser um so mehr daran, in Sachsen Frieden zu stiften, als eine Verbindung des Dänenkönigs mit dem verbannten Löwen zu fürchten war. Um diesen in seinem eigenen Lande zu beschäftigen, rief Friedrich den schon vor Lübeck zum Reichsfürsten erklärten Herzog von Pommern gegen ihn auf. Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof Konrad von Mainz, der nach Christians Tod seinen alten Stuhl wieder eingenommen hatte, und dem Landgrafen Ludwig von Thüringen auszugleichen, rief er Beide auf das Fest des heiligen Jakob nach Erfurt, wohin sein Sohn, der römische König Heinrich sich begab, um sie zu versöhnen.

In dem Hause der Propstei an der Kirche der „Gottesgebärerin" kamen die Fürsten zusammen. Das Haus hatte zwei Stockwerke. In dem obern war die Verhandlung. Der Zudrang der Zuschauer war über alle Maßen groß. Es drängte sich die Masse in den weiten Räumen. Plötzlich wich das Gebälke des Fußbodens, und Boden und Menschen stürzten in das erste Stockwerk, dieses stürzte auch ein, und die Menge wurde in das Erdgeschoß, und, da auch dieses zum Theil einbrach, in den Keller und in die Kloake geschleudert. Viele wurden beschädigt, nicht wenige fanden ihren Tod. Unter den Letztern sechs Grafen, von Abensberg, Schwarzburg, Ziegenhain, Wartberg, Kirchberg und Melding. Der König und der Erzbischof, welche in einer Fenstervertiefung sich niedergelassen hatten, entgingen dem Einsturz, und retteten sich auf Leitern, die man anlegte. Der Landgraf stürzte hinab, doch ohne sich zu beschädigen. So nahe ging das Verderben an dem Haupte dessen vorüber, den der Kaiser mit drei Kronen zu schmücken arbeitete.

Achtundzwanzigstes Hauptstück.

Der Kaiser fühlte, daß sein Sohn Heinrich es bedurfte, mit Schimmer und Glanz umgeben zu werden. Einer seiner Hofleute nennt zwar den jungen König den Ritter der Ritter, die Blume der Welt, die Glorie der Könige, die Zierde Roms und des Erdkreises, einen Fürsten, dem die Jahrhunderte Beifall jauchzen: aber Friedrich wußte besser, daß seines Sohnes Persönlichkeit nicht jene Größe war, die, auf sich selber ruhend, durch sich selbst der Welt imponirt, und es lag in seinem Interesse, den Deutschen und den Italienern ihren künftigen König in blendendem Schimmer und Glanz sehen zu lassen. Darum schrieb er auf Pfingsten 1184 einen großen Reichstag in alle Lande aus, auf welchem der junge König nebst seinem Bruder, dem Schwabenherzog, feierlich zum Ritter geschlagen werden sollte. Mainz wurde zum Ort des großen Festes gewählt; es wollte der Kaiser durch diese Ehre und die damit verknüpften Vortheile das harte Verfahren gut machen, welches die edle Stadt vor einundzwanzig Jahren von ihm erlitten. Auf der rechten Seite des Rheins, an dem herrlichen Ufer,

der Stadt gegenüber, arbeiteten Tausende von Händen, aus leichten Bauten und Zelten eine neue Stadt aufzuführen. Denn Mainz selbst, so glänzend es sich aus seinem Unglück erholt hatte, faßte die Menge der Gäste nicht, die zu diesem Feste zu erwarten waren. In der Mitte der neuen Stadt war künstlich aus Holz für den Kaiser ein Palast gezimmert, und neben an eine große Kirche, ringsumher die Bauten für die Fürsten, geistliche und weltliche, jeder Fürst wetteiferte mit den andern in prächtiger Ausstattung sich sehen zu lassen. Zahllose Zelte reihten sich buntfarbig in weiten Kreisen umher. Das Ganze lachte zierlich und schimmernd wie eine Zauberstadt das Auge an. Was den Rhein auf und ab das Land Köstliches bot an Gaben zum Lebensgenuß, ließ der Kaiser in reichster Masse hier sammeln; denn der Kaiser machte den Wirth, und alle Fürsten und Herren des Reiches waren als seine Gäste zu diesem Feste geladen; es sollte ein großes Nationalfest, nicht sowohl ein Reichstag sein. Die Zurüstungen dazu erregten in ganz Europa Aufmerksamkeit; und als der Tag erschien, strömten aus allen Landen des deutschen Reiches, selbst von den Nachbarvölkern, die Menschenwogen auf der schönen Ebene zwischen dem Rhein und Main zusammen. Nie hatte eine deutsche Stadt eine so ungeheure Menschenmasse innerhalb und außerhalb ihrer Mauern versammelt gesehen. Es erschienen alle weltlichen Fürsten, alle Großwürdenträger der Kirche mit den glänzendsten Gefolgen, Philipp, der Kölner, allein kam mit 4064 Reisigen; es erschienen Aebte und Priester in Schwärmen; man zählte 40,000, nach Einem sogar 70,000 Ritter. Die Fluth des Volkes, das von allen Seiten zusammenfloß, war nicht zu überschauen. Selbst von den Küsten der Slaven, herüber von Frankreich und England, aus den Ländern der Alpen und Pyrenäen kamen neugierige Fremde zum Feste. Alle, Hohe und Niedere, bewirthete aufs Freigebigste der Kaiser, und die Fürsten des Reichs leisteten Dienste als Truchsessen, Schenken, Kämmerer und Marschälle. Alles saß froh und aß und trank; denn so groß die Menge von Menschen und Pferden war, so groß war der Ueberfluß. Die Fürsten in ihrer fürstlichen Pracht, die Grafen und Herren und ihr Gefolge im Glanz der kostbaren Waffenrüstungen, die bunten Trachten der Völkerschaften boten ein herrliches Bild des Lebens, und durch dasselbe schlang sich wie ein reichgesticktes funkelndes Band die Reihe der schönen Frauen mit dem minniglichen Leib in Sammt und Seide, mit Gold, Perlen und Edelsteinen ausgeschmückt. Und im

Palast des Kaisers und vor den Damen und Rittern erklang Gesang und Saitenspiel; es erklang aber auch Spiel und Gesang und Tanz durch die ganze Ebene; denn viel war der „Spielmannen" beim Feste, es zu verherrlichen. Die Liebe zu Gesang und Saitenspiel war lebendig erwacht, und wie am Ebro, in der Provence, in Italien die Troubadours sangen, so sangen ihnen auch die deutschen Ritter nach. Sie war hoch geehrt, die adelige Kunst der Dichtung, die gaya Scientia, die fröhliche Wissenschaft. Sie sangen die Heldensagen von Kaiser Karl, vom Helden Roland und der Schlacht von Ronceval, vom König Arthur und der Tafelrunde; sie sangen reizende Mährchen von Zauberern und Feen und wunderbaren Abenteuern, welche die Helden bestanden; sie sangen Lieder der Liebe zum Preis der Schönheit, zur Verherrlichung der Frauen. Und wie diese ritterlichen Sänger mit ihrer romantischen Poesie den Kaiserhof erfreuten, und zum Lohne aus der Hand der reichen Fürsten goldgestickte Gewande von Sammt und Seide, kostbare Rosse und Waffen, silberne und goldene Ketten und andere Kleinodien empfingen: so klangen in den weiteren Kreisen der Menge die Lieder des Volks zum Tamburin, die Lieder von Dietrich von Bern und andern Volkshelden. Und was die Sänger sangen von Waffen und Waffenthaten, das führten zum Theil die Fürsten in einem großen glänzenden Turnier als lebendige Gegenwart vor. Alle Ritter wetteiferten, ihre Kunst in den Waffen, ihren Muth, ihre Stärke zu zeigen; der dreiundsechzigjährige Kaiser selbst ritt in die Schranken, und nahm thätigen Theil an dem großen Waffenspiel, welches das Fest verherrlichte. Der königlich heitere Kaiser, zur Seite die schöne, Allen freundliche Kaiserin, um sich fünf blühende Söhne, war ein schöner Anblick für jedes deutsche Auge, in dem Meere von Lustbarkeiten und Schauspielen, welche die Sinne und die Herzen erfreuten.

Aber die festlichen Tage verliefen nicht ungetrübt. Schon in der ersten Nacht erhob sich ein furchtbarer Sturm von Westen, und warf die Kirche neben dem kaiserlichen Palast und viele andere Bauten und Zelte zu Boden; die Bewohner der umgestürzten Bauten und Zelte entgingen der Gefahr, doch wurden fünfzehn Menschen getödtet. Viele erschracken dadurch so, daß sie fast das Fest verlassen hätten. Finstere neidische Frömmler sahen darin den Zorn Gottes über die eitle Schaustellung der weltlichen Pracht und Herrlichkeit; fröhlichere Köpfe aber sahen darin das Werk des Teufels, der seinen Zorn auslasse, daß die

Uneinigkeit unter den Fürsten, die er angeschürt, und die Unruhen im Reiche ein so gutes Ende genommen. Aber der böse Geist zeigte sich noch bedenklicher in dem Herzen des Abts von Fuld und des Erzbischofes von Köln. Des andern Morgens, am Pfingstfest, begab sich der Kaiser mit den Fürsten in den Dom. Alle hatten sich gesetzt nach ihrem Rang und ihrer Würde. Da erhob sich der Abt von Fuld und bat den Kaiser, ihn zu hören. Dieser bewilligte es. „Es ist," sprach der Abt, „ein altes Recht der Kirche von Fuld, von den alten Kaisern her, daß, so oft ein Reichs- oder Krontag zu Mainz stattfindet, der Herr Erzbischof dieses Stuhles zur Rechten des Kaisers, der Abt von Fuld zur Linken sitzen soll. Der Herr Erzbischof von Köln hat sich dieses unseres Platzes mit Unrecht angemaßt, und wir bitten Ew. Majestät, heute ihm diesen Platz nicht zu gestatten, der uns gebührt." Der Kaiser wandte sich zu dem Kölner: „Habt ihr gehört, was der Abt sprach? Seinem Verlangen gemäß, bitten wir euch, heute die Freude unseres Festes nicht zu stören, und ihm den Platz, an welchen er rechtlichen Anspruch zu haben behauptet, nicht zu verweigern." Auf diese Worte stand der Erzbischof auf, und sagte: „Wie es euch gefällt, Herr, so sei es; der Herr Abt nehme den Platz ein, den er verlangt; mir aber erlaubt, daß ich mich in meine Herberge begebe." Während er sich anschickte, sich zu entfernen, stand auch des Kaisers Bruder, der Pfalzgraf zu Rhein, auf. „Herr," sagte er, „ich bin des Kölners Dienstmann; es ist billig, daß ich ihm folge, wohin er geht." Zugleich erhob sich der Graf von Nassau: „Auch ich muß, mit Vergunst Ew. Majestät, meinem Herrn, dem Erzbischof, folgen." Ebenso der Herzog von Brabant und viele andere bedeutende Männer. „Heute habt ihr euer Lehen wohl verdient!" rief der Landgraf Ludwig von Thüringen, ein Lehensmann des Abts, dem Grafen von Nassau zu. „Ich habe es verdient, und werde es verdienen, wenn es heute Noth thun sollte!" erwiederte dieser. Der Erzbischof wandte sich zur Thüre. Der junge König Heinrich aber sprang, in Furcht, der Zwist möchte blutige Folgen haben, von seinem Sitze auf, hing sich dem Erzbischof an den Hals und sprach: „Ich bitte dich, theurer Vater, bleibe, und wandle unsere Freude nicht in Trauer." Auch der Kaiser selbst bat ihn zu bleiben. „In der Einfalt unseres Herzens," sprach er, „haben wir gesagt, was wir gesagt haben, und ihr wollt im Unmuth von hinnen gehen? Thut das nicht." — „Ich glaubte nicht," erwiederte der Erzbischof, „daß ihr mir im Angesicht der Fürsten eine

so große Beleidigung anthun könntet. In eurem Dienste bin ich grau geworden, und meine grauen Haare bezeugen es, wie oft ich mit Gefahr meines Lebens für euch im Streite stand. Ja, was mehr ist, leider habe ich Seelenangst und Gewissenszweifel für euch nicht geachtet, und für die Ehre des Reiches meiner und meines Gutes nie geschont. In der Lombardei habt ihr meine Treue gesehen, vor Alexandria ward euch meine Ergebenheit offenbar, und was ich in Sachsen gethan, wißt ihr. Es hat es mir in allen diesen Kämpfen und Gefahren Keiner zuvor gethan. Darum wundre ich mich, daß ihr mir heute diesen Abt da vorziehen wollt, und ich muß glauben, daß ihr seine Hoffart selbst nähret; denn wenn er nicht gewußt hätte, daß euch meine Demüthigung willkommen wäre, er hätte nie seine Ferse gegen mich erhoben." Der Erzbischof pochte auf die 4064 Reisigen, die seines Winks in der Stadt harrten. Der Kaiser, den Streit zu beschwören, erhob sich. „Wir sind," sprach er, „unschuldig an diesem Zwist, und wenn ihr noch mißtrauet, so will ich dies mit einem Eide bekräftigen," und er reckte die Hand aus, wie zum Schwur. Auf diese Rede mäßigte sich der Unmuth des Erzbischofs. „Es genügt mir," sprach er; „des Kaisers Wort gilt mir als Eid." Dann wandte sich der Kaiser zum Abt. „Es gebührt sich," sagte er, „daß ihr von eurem Anspruch absteht, und dem Erzbischof weichet." So ward die Ruhe hergestellt, beschämt setzte sich der Abt hinunter, und nach beendigtem Gottesdienst zeigten sich der Kaiser, die Kaiserin und der junge König mit Kronen auf dem Haupte dem Volke. Den folgenden Tag war das große Waffenspiel. Der junge König und sein Bruder zeigten glänzend ihre Geschicklichkeit in den Waffen, sie rannten auf Lanzen dreimal, dann probten sie sich im Schwertkampf unter dem Jubelruf der Versammlung. Friedrich selbst schlug sie durch einen Schlag an den Hals zu Rittern, und umgürtete sie mit dem Schwert, so kostbar, daß jedes auf mehrere tausend Mark geschätzt wurde, und alle anwesenden Gäste wurden dann aufs Köstlichste bewirthet. Auch am dritten Tage noch war Waffenspiel und Fest. Dem Kaiser geschah von allen Seiten so große Ehre, daß er den Trotz des Kölners am Pfingstmorgen leicht darüber vergaß, und als die Fürsten und das Volk in ihre Heimath zogen, verkündeten sie aller Orten die Reize und Genüsse dieser Tage, und viele Jahre lang erzählten die Leute von den Wundern des Reichsfestes zu Mainz. Noch lange nach Friedrichs Tod

rühmte ein Provençale, der es selbst gesehen, in seinen Liedern den Franzosen den unvergleichlichen Glanz und die Herrlichkeit des Kaisers Friedrich und seines Hofes.

Neunundzwanzigstes Hauptstück.

Von den Festen in Deutschland hinweg, eilte der Kaiser über die Alpen, nicht wie früher mit Heeresmacht zum blutigen Streit, sondern friedlich den Festen zu, welche ihm entgegen jauchzend die versöhnten Städte bereiteten. Aber der große Hohenstaufe ging nicht in das schöne Land, um in rauschenden Vergnügungen seinen Geist zu zerstreuen: ihn beschäftigte nur Ein Gedanke, der, die Herrschaft seines Hauses in Italien jetzt fest zu begründen. Mit dem freien Bürgerthum hatte er sich versöhnt, mit dem Normannenkönig war er befreundet: nun blieb nur Ein Gegner in Italien, der seinen Herrschplanen in diesen Landen entgegen treten konnte, der große Kirchenfürst zu Rom. Um diesen unschädlich zu machen, war Friedrichs Plan, ihn im Süden und im Norden Italiens durch die hohenstaufische Macht einzuschließen; darum that er Alles, die lombardischen Städte, vor allen das mächtige Mailand, früher die stärkste Stütze der Kirchenpartei, zu seinen treuen Freunden zu machen, andererseits durch die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit der normannischen Prinzessin Süditalien an sein Haus zu bringen. Dieser Sohn war zwar erst zwanzig Jahre alt, die Braut fast elf Jahre älter. Sie war die Tochter Rogers I., des Königs von Sicilien, und die Tante Wilhelms II., des regierenden Königs. Da dieser kinderlos war, war sie als der einzig rechtmäßige Sproß des Königsstammes die Erbin der Krone. So wenig romantisch diese Verbindung war, so politisch war sie, und die Kirche suchte dieselbe darum auf jede Art zu hintertreiben. Denn, kam sie zu Stande, so verlor der römische Stuhl nicht nur eine eben so mächtige als ergebene bisherige Stütze, sondern das Normannenschwert, das sonst für ihn gefochten, wandte sich gegen ihn und setzte seine drohende Spitze unmittelbar auf das Herz seiner Macht. Zuerst aber machte Friedrich einen Versuch,

den neuen Papst Lucius III. so für sich zu gewinnen, daß kein Kampf gegen ihn nöthig wäre.

Lucius sah sich von den Römern verjagt und mit dem grausamsten Hohn behandelt: seit des Mainzers Streitkolbe diese nicht mehr in Respekt erhielt, war Lucius ein preisgegebener Mann. Einer ganzen Schaar seiner Anhänger stachen die barbarischen Römer die Augen aus, setzten sie mit papiernen Bischofsmützen mit schmählichen Inschriften verkehrt auf Esel, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand, und zwangen ihnen den Schwur ab, sich in diesem Aufzug dem heiligen Vater zu präsentiren. Dem Zug dieser Unglücklichen mußte ein Einäugiger als Führer vorreiten. Der trug von Papier die päpstliche Krone und daran die Inschrift: „Lucius der Schelm, der Betrüger." Lucius bannte die Römer; aber seine Furcht vor ihnen war so groß, daß er bis Modena entwich, und, als er von der Reise des Kaisers hörte, diesen um eine Zusammenkunft in Verona bat. Doch gleich Anfangs spannen sich Zwiste zwischen dem Kaiser und dem Papste an. Die während der Kirchenspaltung von Schismatikern geweihten Priester waren noch immer nicht in ihren Würden anerkannt. Der Kaiser suchte die Anerkennung derselben als eine Gnade für sie bei dem Papste nach. Lucius kam des Kaisers Gesuch wohlwollend entgegen, und erklärte sich bereit, die Gesuche der Einzelnen zu bewilligen. Des andern Tages änderte er aber seinen Sinn. Er behauptete, die Erzbischöfe von Mainz und Köln und andere seien nur auf einer allgemeinen Kirchenversammlung zu Venedig anerkannt worden; darum müssen auch die andern an eine allgemeine Kirchenversammlung verwiesen werden. Friedrich drohte, der Papst blieb dabei, und der Kaiser schöpfte Verdacht, daß der Erzbischof Konrad von Mainz und der Bischof von Worms, seine eigenen Begleiter, den Papst auf den Gedanken der Weigerung gebracht haben. Dadurch blieb eine große Zahl Geistlicher in einem schwebenden Verhältniß, und von der Gnade des römischen Stuhles, von dem sie allein die Wiedereinsetzung zu hoffen hatten, ganz abhängig. Daran reihte sich ein anderer Zwist über die mathildischen Güter. Die geheimen Verhandlungen, welche darüber mit Alexander zu Anagni und Venedig gepflogen worden waren, liegen noch ganz im Dunkeln. Jetzt behauptete der Kaiser, diese Güter, in deren Besitz er war, gehören dem Reiche, der Papst dagegen, sie gehören der Kirche. Beide brachten für ihre Behauptungen Aktenstücke vor, und die Sache rückte nicht weiter. Die

zwistige Erzbischofswahl von Trier spann den Faden des Streits weiter fort. Den einen der Gewählten, Rudolf, hatte der Kaiser mit den Hoheitsrechten des Erzbisthums belehnt, der Andere, Volkmar, hatte sich an den Papst gewandt. Der Papst war für Volkmar, und ließ die Absicht verlauten, ihn zu bestätigen, um so mehr, da er vernahm, daß der junge König Heinrich in Deutschland gegen die Anhänger Volkmars zu Koblenz auf das Schonungsloseste verfuhr. Als Friedrich von des Papstes Absicht hörte, ließ er ihn durch die Seinen wissen: wenn er Volkmar wider seinen kaiserlichen Willen auf den Stuhl von Trier erhöbe, so wäre im Augenblick jedes freundschaftliche Verhältniß für immer todt und ab. Er verband damit furchtbare Drohungen, die jedoch dem Papst sehr gemildert hinterbracht wurden. Der Papst stand ab, aber tief verstimmt und erbittert. So kamen sie über keine Frage überein; denn aus Rache trat Lucius eben so wie aus Politik den Wünschen des Kaisers entgegen. Dieser wünschte seinen Sohn, den König, vom Papste mit der Kaiserkrone gekrönt. Der Papst verweigerte es. „Es können nicht," sagte er, „zwei Kaiser zugleich regieren, und wollte Friedrich seinen Sohn mit den Zeichen der kaiserlichen Würde geschmückt sehen, so müßte er sie selbst zuvor niederlegen." Der Tod, welcher Lucius mitten im Streite wegraffte, heilte den Riß zwischen dem Kaiserthum und der Kirche nicht, sondern er erweiterte ihn; denn Lucius Nachfolger, Uberto Crivallo, Erzbischof von Mailand, der sich als Papst Urban III. nannte, war Friedrichs persönlicher Feind. Friedrich gab auch jeden Gedanken, die Kirche für sich zu gewinnen, jetzt auf, und fing an, seine andern Plane ins Leben zu führen. Die Lombardenstädte sollten ihm mächtige Waffen gegen den römischen Stuhl werden. Diese Städte empfingen ihn, wo er erschien, mit einem schönen Wetteifer der Ehrenbezeugungen und Huldigungen. Wie vergessen war die Zerstörung ihrer Städte und Burgen, die Verwüstung ihrer Felder, die Ströme vergossenen Blutes; der furchtbare Kriegsfürst, der Feind ihrer alten Rechte war zum Friedensfürsten geworden, zum freigebigen Spender der Freiheit, zum Freunde der Bürger, und blühend und mächtig, wie der Oelbaum in ihren Gärten, trieb aus der Wurzel des bittersten Hasses die Liebe zu dem Kaiser in ihnen hervor. Die Lombardei hatte sich in den sechs Jahren der Ruhe in einen schönen reichen Garten schnell umgeschaffen, und was der Fleiß der Bürger unter dem Schutze der Freiheit schuf und vor sich brachte, das dankte die Gutmüthigkeit

derselben dem Geber dieser Freiheit, dem Kaiser. Sein Zug durch die oberitalienischen Städte und die Meeresküste hinab war Ein Triumphzug; überall sprach sich die Bewunderung und Ergebenheit der Bürger, nicht bloß in den rauschenden Festen, sondern in jedem Zeichen aus, das als ein Beweis derselben gelten konnte. Und Friedrich spendete aus reichem Füllhorn auch die Zeichen seiner kaiserlichen Huld, und er spendete sie mit jener an sich schon herzengewinnenden Miene und Leutseligkeit, die ihm, so oft er wollte, zu Gebot stand. Diejenigen Städte, deren Macht er in dem langen Kampfe wider sie als die stärksten hatte kennen lernen, bevorzugte er am meisten, und Mailand, die ihm einst so verhaßte Stadt, diese Blume Italiens, die er vor nicht vielen Jahren mit der Wurzel auszureißen und zu vernichten geschworen und die er mit ehernem Fuße zertreten, war jetzt der Gegenstand seiner unverkennbaren Vorliebe: er gab ihr Mehr und Größeres als irgend einer Stadt. In keiner verweilte er so oft und so lange, in keiner, wie er eben dadurch zeigte, so gerne. Er erweiterte die ihr bereits eingeräumten Vorrechte, er bestätigte ihr alle Besitzungen zwischen der Adda und dem Oglio mit unbedingten Hoheitsrechten, er gab ihr die jährliche Wahl des Oberrichters frei, und den Blutbann, der bisher dem Reiche zustand, und gewährte ihr, die letzte Ruine aus der zerstörenden Vergangenheit, Crema, wieder zur schönen freien Stadt aufzubauen. Durch diese parteiischen Begünstigungen gewann der Kaiser, außer der treusten Ergebenheit Mailands, auch noch, daß bald eine gewisse Eifersucht, ein nachbarlicher Neid unter den andern Bundesstädten erwachte, und der Bund in dem Maß an innerer Eintracht und Stärke verlor, als der Kaiser die einzelnen Städte sich fest verband. Es zeugt für die auffallenden Wechsel und Verwandlungen, welche in der Politik möglich sind, daß der Kaiser an der Spitze der mailändischen Bürger, die heilige Stadtfahne auf dem Carroccio vor sich her, zum Kampfe auszog gegen die einst so kaiserliche Stadt Cremona, welche ihren Groll über den Wiederaufbau Cremas auf eine beleidigende Weise gegen den Kaiser äußerte und den Aufbau zu hindern wagte. Er brach mehrere ihrer Burgen, verwüstete ihr Gebiet und wich erst, als der Bischof im Namen der bedrängten Stadt um Gnade flehte. Er gewährte diese, und später großmüthig neue Vorrechte und Freiheiten, um sie durch das Gefühl seiner Macht und seiner Großmuth als durch ein doppeltes Band in der Treue fest zu halten.

So glänzend gelang ihm sein Plan mit den Lombarden; nicht weniger glänzend seine große Absicht auf die sicilische Krone. Constantia, die bisher im Kloster gelebt, ergriff mit Freuden die dargebotene Hand des Kaisersohnes, und die Unterhandlungen am Hofe zu Palermo, wo der Erzbischof Walter, ein Freund des Kaisers, alle Gegenbestrebungen des päpstlichen Stuhles besiegte, rückten so schnell vor, daß noch im Jahr 1185 die Verlobung statt fand, und die königliche Braut mit reicher, prachtvoller Ausstattung, welche 150 Saumthiere belastete, durch Italien herauf nach der Lombardei zog. Mailand hatte es sich als eine Gnade vom Kaiser erbeten, in ihren Mauern das Fest der Vermählung zu begehen, und der Kaiser hatte gern darein gewilligt. Am 27. Januar 1186 wurde in der großen Lombardenstadt die Vermählung mit außerordentlicher Pracht gefeiert. Die Trauung geschah in keiner der Kirchen der Stadt; denn auch die größte hätte die Menge der zu der Feier Abgeordneten und der Gäste nicht fassen können. Es wurde in der Eile, luftig und leicht, aber täuschend, eine künstliche Kirche aus Holz aufgeführt, und der Patriarch von Aquileja segnete die Ehe ein. Nach der Trauung ließen sich der Kaiser und das Brautpaar feierlich die Kronen auf das Haupt setzen. Der Erzbischof von Vienne krönte den Kaiser, der Patriarch den König Heinrich, ein deutscher Bischof die Königin Constantia. Die Krönung geschah in der Kirche des heiligen Ambrosius. Golddurchwirkte Teppiche schmückten alle Seiten und den Estrich der Kirche. Ritterliche Spiele, Schauspiele mancher Art, festliche Gelage und Gesang und Saitenspiel folgten der kirchlichen Feierlichkeit. Die ungeheure Stadt Mailand konnte die Fremden nicht alle herbergen und in Zelten und hölzernen schnell aufgeführten Bauten mußten Viele untergebracht werden. Da sah man in den Gärten Mailands deutsche Fürsten und Herren Arm in Arm mit Lombarden und Normannen spazieren oder beim fröhlichen Gelage dem Frohsinn sich hingeben, als wäre keine Trennung der Nationen mehr und als hätte Alle das Band ewiger Freundschaft umschlungen. Des Kaisers Seele erheiterte die Sonne dieses Tages; seine geliebte Gemahlin, die schöne Beatrix, war nicht mehr; das vorige Jahr hatte sie begraben. Verzeihung früherer Vergehen ließ Friedrich an diesem Feste durch ganz Italien verkünden, so reichten die Strahlen dieses Freudentags bis in die fernsten Gegenden, und erhellten manches trübe Auge und manches dunkle Gefängniß. Schwäbisch-Gmünd schenkte zur Hochzeit eine silberne Wiege.

Papst Urban aber ruhte nicht, die allgemeine Freude zu stören. Den Vollzug der Ehe hatte er nicht vermocht zu hintertreiben, aber jetzt machte er seinem bittern Unwillen über des Kaisers gewaltig um sich greifende Macht durch einen Bannfluch Luft, den er über alle die hohen Geistlichen aussprach, welche an dem Vermählungsfeste Theil genommen; er verwarf den vom Kaiser belehnten Erzbischof Rudolf und weihte Volkmar als rechtmäßigen Besitzer des Stuhles von Trier; er forderte in scharfem Ton die mathildischen Güter zurück, als einen Raub des Kaisers; er klagte den Kaiser manchfacher Bedrückungen der Geistlichkeit an, beschuldigte ihn, die Erbschaft der Bischöfe und viele zu Nonnenklöstern gehörige Güter an sich gezogen zu haben, und verlangte den Genuß des Zehnten allein für die Kirche, und Freiheit der Kirchengüter von dem drückenden Einfluß weltlicher Schirmherren. Diese Anklagen sollten die Völker auf den Bannstrahl vorbereiten, den er für das Haupt des Kaisers schmiedete. Im Rücken des Kaisers spann er mit den deutschen Prälaten ein geheimes Gewebe gegen ihn an. Die Erzbischöfe von Köln und von Mainz standen an der Spitze dieser feindseligen Verbindung und dieser Ränke gegen den Kaiser, und Heinrich der Löwe war denselben nicht fremd.

Philipp von Köln vergaß es nicht, daß der Kaiser auf dem großen Krontag zu Mainz ihn, wenn auch nur einen Augenblick, einem Abte hatte nachsetzen können. Der so viele Jahre treue Diener Friedrichs, den er groß gemacht, der aber auch für ihn Blut und Gut und Gewissen aufs Spiel gesetzt hatte, Philipp von Köln, war von diesem Augenblick an für seinen Herrn verloren. Philipp ist eine ächt mittelalterliche Gestalt; denn diese Zeit war die Zeit der unbändigen Leidenschaften, schnell von einem Extrem ins andere umschlagend. So trug nun auch er, wie er vorher unbedingt ergeben für den Kaiser gehandelt, statt der alten Liebe und Treue, unbändigen Haß und den Gedanken an Rache von Mainz hinweg. Kurze Zeit saß er zu Köln, und in dieser kurzen Zeit beschäftigte er sich mit nichts Anderem, als eine enge Verbindung mit des Kaisers bitterstem Feinde, mit Heinrich dem Löwen, anzuknüpfen. Der Wunsch nach Rache und der Haß gegen den Kaiser war stark genug, daß er sich nicht scheute, seinem Todfeinde, dem Löwen, die Hand zum geheimen Bunde zu reichen; denn des Kaisers Feinde galten ihm jetzt als Freunde. Die gleisnerische Maske der Religion sollte den politischen Anschlag bergen. Unter dem Vorwande einer Wall-

fahrt zum Grabe des Thomas von Canterbury, den König Heinrichs Leute ermordet hatten, des allerneusten unter den Heiligen, trat er mit Graf Philipp von Flandern die Reise nach England an, wohin sich noch nicht lange zuvor von der Normandie hinweg der Löwe mit seinem Schwäher begeben hatte. Der Kölner reiste jedoch nicht wie ein Pilgrim, sondern mit glänzendem Gefolge, und als er London sich näherte, holte ihn der König ein, und wie im Triumph hielt er seinen Einzug unter dem Jubel des Volkes in die mit Kränzen geschmückte Stadt. Feierliche Prozessionen empfingen ihn und seinen Begleiter in der Paulskirche und in Westmünster, und fünf Tage lang dauerten die Freudengelage im Königspalaste, den vornehmen Gästen zu Ehren. Der Kölner und der Löwe versöhnten sich, und auf Philipps Rath sandte der König von England eine Gesandtschaft an den Papst Lucius nach Italien, angeblich um des Papsts Vermittlung für den Löwen anzusprechen, in Wahrheit, um mit dem Papste wider den Kaiser in geheime Verbindung zu treten und Wichtiges zu verabreden. Der Kaiser beobachtete alle Schritte, die der Kölner, ganz kurz erst noch sein Vertrauter und sein Feldherr, in England und nach seiner Rückkehr in seinem Lande that. Er hatte seinen Sohn, den König Heinrich, in Deutschland zurückgelassen, als er nach den Mainz r Festen nach Italien ging. Bald nach seiner Rückkunft geschah es, daß der Kölner Kaufleute von Augsburg, die durch sein Gebiet zogen, unter dem Vorwand einer Beleidigung seiner Person, anhalten und ihre Waaren pfänden ließ. Sie kehrten um und klagten als Bürger des Reiches bei dem Sohne des Kaisers. König Heinrich entbot dem Erzbischof, die gepfändeten Waaren sogleich herauszugeben. Dieser erwiederte, zuerst müsse ihm Genugthuung geschehen. Der König sandte zum zweitenmal denselben Befehl, ohne Erfolg. Zum drittenmal schickte er an ihn, daß er, wenn er seine Gnade nicht verlieren wolle, dem Befehl Folge leiste. Trotzig erwiederte der Erzbischof, Niemand könne zwei Herren dienen, darum können auch nicht in Deutschland zwei Könige regieren. Diese Worte wurden dem König hinterbracht, und sie verdrossen ihn sehr, und er lud ihn zu wiederholtenmalen vor seinen Hof. Erst auf die dritte Ladung erschien der Kölner auf dem Hoftag zu Mainz, im Vertrauen auf den Beistand seiner Freunde. Er brachte eine große Zahl seiner Edeln mit. Auf ihre Waffen trotzte er. Aber heimlich wurden diese adeligen Begleiter durch des Königs Freunde gewonnen. Einzeln kamen sie in der

Nacht zum König und schwuren ihm den Eid der Treue. So sah sich der Erzbischof am Morgen von Allen, auf die er rechnete, verlassen, und in der Gewalt des Königs. Er ergab sich in die Nothwendigkeit und stand dem König nach seinem Willen in Allem Rede. Er schwur, daß er mit jenen Worten nichts Beleidigendes gegen den König habe sagen wollen; einen zweiten Eid schwur er, daß er bei seiner Reise nach England mit dem verbannten Herzog Heinrich keine Anschläge wider Kaiser und Reich verabredet habe, gab das Kaufmannsgut heraus und zahlte eine Geldbuße von dreihundert Mark. Grollender als je ging er vom Hofe hinweg. Es grimmte ihn, daß er mit so großer Ergebenheit dem Kaiser gedient hatte. Er hatte geschworen, daß seine Reise nach England eine ganz unverdächtige gewesen; wohl möglich, daß er sich nur, um sich dem Kaiser furchtbar zu machen, um ihn seine ganze Bedeutung, die Wichtigkeit seiner Stellung im Reich fühlen zu lassen, in die Nähe und an den Hof der Gegner desselben begab, daß er noch nicht entschlossen, und daß noch nichts geschehen war, das den bösen Willen zur bösen That unwidersprechlich hätte beweisen mögen; aber daß er deßwegen, weil er schwur, nichts gegen das Reich angezettelt zu haben, wirklich nichts Derartiges gethan habe, dafür konnte dieser Schwur keinem Denkenden ein Beleg sein. Denn Philipp hatte ein weites Gewissen, er sah den Eid als einen gezwungenen an, und er war ein Priester und ein Freund des Papstes, der alle Sünden vergeben konnte. Von Stund an begann er seine Stadt Köln mit einem ungeheuern Wall und mit Thürmen zu befestigen. Das bestärkte den Kaiser in seinem Verdacht, daß er mit gefährlichen Unternehmungen umgehe, ein schmerzlicher Gedanke für den greisen Friedrich. Von seinen Getreusten, seinen Vertrautesten verlor er einen um den andern; sie, die sich so viele Jahre als strahlende Sterne um seine Sonne gereiht, fielen nun, da er gealtert, nach einander aus ihren Bahnen. Seines treuen Otto Schwert schirmte nicht mehr sein heiliges Haupt, der heldenmüthige Wittelsbacher hatte sich seit zwei Jahren schon in der Gruft seiner Ahnen zur Ruhe gelegt. Christian, der Mainzer, der unerschüttert mit ihm den langen Kampf gegen die Kirche gefochten, war zuletzt zur Kirche hinüber getreten, und, ehe er wirklich starb, für ihn so gut als gestorben. Und jetzt mußte er seinen letzten Vertrauten, Philipp von Köln, im Bunde mit Heinrich dem Löwen, auf Empörung wider sich sinnen sehen! Und die, auf welche er trauen konnte und die er groß gemacht, waren

schwache Stützen für den bedrohten Kaiser. Der Kräftigste, Kühnste unter ihnen, Dietrich von Meissen, war nicht mehr; Bernhard, der neue Sachsenherzog, vermochte sich kaum mit Ehren auf dem Herzogsstuhl zu halten; und Ludwig der Thüringer, des Kaisers Neffe, vermählte sich, nachdem er seine Gattin verstoßen, mit der Mutter Kanuts, des Dänenkönigs, der kein Freund des Kaisers und Eidam des Löwen war.

Der Löwe, dessen Verbannungszeit abgelaufen war, kehrte im Herbst 1185 nach Braunschweig zurück. Auch in seine Erblande hatten während seiner Abwesenheit manche unrechtmäßige Herren sich eingedrängt. Bald nach des Löwen Verurtheilung hatten die Könige von England und Frankreich sich für ihn beim Kaiser verwandt, eben so der Papst Alexander, und Friedrich hatte in tröstlichen Briefen ihm mehrmals gute Hoffnung gemacht. Diese Hoffnung aber sah er sich jetzt nicht bewogen, zu erfüllen; denn er hatte den Löwen im Verdacht, als sei er, wenn auch selbst äußerlich unthätig, doch der Mittelpunkt, von welchem aus, und in welchem zusammen alle Fäden der feindseligen Bewegungen liefen, welche von dem römischen Stuhl, von dem Kölner und vom Dänenkönig gegen ihn gemacht wurden. Der Löwe konnte in seiner Lage auch keine andere Stellung annehmen, als eine äußerlich ruhige, und seine Mitverschworenen konnten ihm gerne die Rolle zugestehen, erst, wenn ihr Werk zum Ausbruch gediehen wäre, handelnd auf die Bühne zu treten. Und darum saß der Löwe stille in seiner Burg zu Braunschweig. Eine Freude ward ihm gleich bei seiner Rückkehr. Unterwegs hörte er, daß an die Stelle seines Feindes, des Erzbischofs Siegfried, der wenige Tage zuvor gestorben, Hartwig auf den Stuhl von Bremen erhoben worden sei. Hartwig war in seinen glücklichen Tagen Schreiber an seinem Hofe gewesen, und durch seine Gunst und Empfehlung als Stiftsherr nach Bremen gekommen. Er ließ ihn nun um eine Zusammenkunft an einem beliebigen Ort bitten. Aber Hartwig, nur ein Freund des Glücklichen, nicht des Unglücklichen, würdigte seinen ehemaligen Herzog weder eines Besuches noch eines Grußes. So schwand auch dieser kurze Sonnenblick für den Löwen wieder in eine Wolke. Dagegen erfreute ihn eine edle Frau, die Aebtissin von Gandersheim, Adelheid, eine Gräfin von Hessen, mit der erneuten Belehnung der Güter, welche er früher im Glücke von dem Stifte zu Lehen getragen. Aber nur mit bittern Gefühlen konnte er von den

kleinen Trümmern seiner ehemaligen Größe auf das Wachsthum der Hohenstaufen hinsehen; denn eben jetzt ging König Heinrich nach Italien, um seine Hochzeit mit der Erbin der sizilischen Krone zu feiern.

Vor seiner Abreise lud der König, wie alle Großen in Italien und Deutschland, so auch den Erzbischof Philipp von Köln ein, darauf zu erscheinen. Er gab sich besondere Mühe, den Kölner zur Reise zum Hochzeitsfeste zu bestimmen; er ließ allen Zwist bei Seite, und gebrauchte sogar bittende Worte, um ihn zur Zusage zu bewegen. Der Kölner machte sich mit großem Gefolge auf die Reise. Bald jagte ihm ein Eilbote des Erzbischofs Konrad von Mainz nach und holte ihn ein. Der Mainzer warnte ihn vor der Reise: „er werde von dem Hochzeitsmahle niemals nach Köln zurückkehren." Diese Warnung erschreckte den Kölner, er entschuldigte sich mit Krankheit bei dem König und kehrte um. Dem König und seinen Dienern aber wurde er dadurch immer verdächtiger, und für die Begründung des Verdachts gab es im Laufe der Monate immer mehr Anzeichen; — es war nicht zu verkennen, die in Deutschland Verbundenen erwarteten einen entscheidenden Schritt des Papsts, und eine Bewegung in Italien, um auch ihrerseits in Deutschland loszubrechen. Zwischen dem Papst und dem Kaiser stieg die Verfeindung von Tag zu Tag, und da die Angeln der christlichen Welt nicht mit einander in Einklang waren, so spaltete sich auch in Italien die Geistlichkeit in zwei Parteien, in eine kaiserliche und in eine päpstliche. König Heinrich schürte unter den Prälaten durch eigene Schuld die gegenkaiserliche Gesinnung. Er war voll heftiger Leidenschaften wie sein Vater, aber ohne sie durch Weisheit zu mäßigen, voll Haß gegen römische Priester und sehr zur Grausamkeit geneigt. In der Lombardei ließ er einen Bischof zu sich laden und fragte ihn unter Anderem: „Sage mir, von wem bist du mit Ring und Stab belehnt?" Der Bischof antwortete: „Vom Papste, meinem Herrn." Der König hinwieder: „Sage mir, von wem bist du belehnt?" und der Bischof antwortete zum zweitenmal: „Vom Papste, meinem Herrn." Der König fragte ihn zum drittenmal dasselbe und der Bischof antwortete: „Herr, ich besitze keine Regalien, keine Dienstmannen und keine königlichen Höfe; mithin habe ich aus den Händen des Papstes, meines Herrn, die Parochie, der ich vorstehe." Da entbrannte des Königs Zorn und er befahl seinen Dienern, daß sie ihn mit Fäusten schlugen und auf die Straße hinaus stießen; eine That, die Allen mißfiel. Der Papst lud unter Androhung

des Bannfluchs öffentlich den Kaiser vor, über die Beschuldigungen gegen ihn und über die Vorenthaltung von Gütern der Kirche sich zu verantworten. Der Erzbischof von Köln und mit ihm der Mainzer stimmten wenigstens in den Vorwurf ein, daß nach dem Tode der Bischöfe die Kirchen von den Nachfolgern derselben wie ausgefegt und ausgeplündert gefunden werden; so gründlich plündern der Kaiser und seine Diener den Nachlaß der Bischöfe. Diesen Ton klangen Volkmar, der Erzbischof von Trier, der jedoch nur die Weihe des Papsts, nicht den Stuhl hatte, und zwölf Bischöfe des Reiches nach, worunter namentlich der von Metz, welchen der Kaiser einst als Flüchtling aufgenommen, mit Gnaden an seinem Hof überhäuft und zu dem Stuhl in Metz befördert hatte.

Dreißigstes Hauptstück.

Die böse Saat, die der Papst und seine Freunde in Deutschland ausgesäet, schien dem Kaiser hoch genug aufgeschossen, um nicht länger fern zu bleiben. Auf sein Gebot vertrieben seine Diener in Deutschland den undankbaren und feindseligen Berthold von dem Stuhle zu Metz; er floh zu dem Kölner, der ihm eine Präbende bei den heiligen Aposteln gab. Dann verschloß er alle Pässe der Alpen, die von Deutschland, und alle Straßen, die von irgend einer Seite nach Verona, dem Sitze des Papstes, führten. So war Urban in Verona gleichsam gefangen, und Niemand konnte, außer mit Wissen und Willen des Kaisers oder des Königs, zum apostolischen Sitze gelangen. Dann setzte Friedrich sich mit den gegen den Papst im Aufstand befindlichen Römern in Verbindung, ließ durch König Heinrich den größten Theil des Kirchenstaates besetzen, und die Einkünfte und Güter des Papstes an sich nehmen, und nachdem er seinem Sohne die Verwaltung Italiens übertragen, eilte er über die Alpen nach Deutschland.

Es gelang ihm nach seiner Ankunft durch die Furcht vor seiner Macht und seiner Persönlichkeit, und durch kluge Verhandlungen die meisten der Bischöfe, die im Einverständnisse mit dem Papst und wider ihn waren, zu trennen und für sich zu gewinnen. Nur der Kölner und

einige Andere blieben weg von seinem Hofe. Er wußte, daß der Papst den Kölner wegen der Absperrung der Alpenpässe zu seinem Stellvertreter in Deutschland mit ausgedehnten Vollmachten ernannt hatte. Er wollte noch einen Versuch machen, den alten Freund wieder für sich zu gewinnen, oder wenigstens gewiß zu werden, was er von ihm zu gewarten habe. Darum lud er ihn besonders zu sich. Er beschwerte sich über die Widerspenstigkeit und den Uebermuth des Papstes und fragte den Erzbischof, welches Vertrauen er dagegen zu ihm haben dürfe. „Herr," sprach der feine Staatsmann, „es ist nicht nöthig, daß Ihr irgend einen Zweifel über mich heget; denn Ihr wißt, daß ich immer nur für das Recht stehe. Ihr selbst habt zu oft mein Herz zu prüfen Gelegenheit gehabt; darum glaube ich immer auf Euer Vertrauen Anspruch zu haben. Um jedoch aus dem Mund und Herzen aller Bischöfe zu reden, wolltet Ihr ein wenig milder mit uns verfahren und unsere Last erleichtern, so wären wir Euch eben so ergeben als willig in Allem. Nun aber bedünkt uns, daß wir manche, wenn gleich nicht ungerechte, doch unschickliche Beschwer haben. Auch scheint es dem heiligen Vater und uns, daß er eine gerechte Ursache gegen Euch habe, so lang ihr nicht von der Einziehung der Verlassenschaft verstorbener Bischöfe absteht. Denn da alle Mobilien und Einkünfte des laufenden Jahrs von Euch eingezogen werden, so findet der neue Bischof bei seinem Eintritt nur nackte Wände und leere Kassen. Wolltet Ihr nun der Gerechtigkeit zu lieb und in Betracht unserer Dienste aus kaiserlicher Gnade uns damit verschonen, so würden wir in Demuth Vermittler werden zwischen Euch und dem heiligen Vater; wo nicht, so könnten wir keineswegs uns von der Bahn der Wahrheit entfernen." Der Kaiser erwiederte: „Wir wissen in Wahrheit, daß unsere Vorgänger, die alten Kaiser, das Recht hatten, nach dem Tode von Bischöfen die Bisthümer ohne irgend eines Menschen Einmischung erprobten Männern frei zu ertheilen. Weil sie jedoch aus eigenem Willen, wie wir vorfanden, dies geändert haben, so lassen wir es gelten. Aber diesen kleinen Funken unseres Rechtes, welchen wir vorgefunden haben, werden wir auf keine Weise uns nehmen lassen; es genüge euch euer Recht, das euch die Wahl der Bischöfe gestattet, die ihr eine kanonische nennt, und wisset dabei, daß, so lange die Bisthümer noch nach dem Willen des Kaisers besetzt wurden, man mehr tüchtige Priester fand als jetzt, seit sie durch Wahl besetzt werden. Die Kaiser ertheilten den Priestern ihre

Würde nach Verdienst, jetzt aber geschieht die Wahl nicht nach Recht und Gewissen, sondern nach Gunst." Der Kaiser hatte den bösen Sinn des Erzbischofs und sein Einverständniß mit dem Papst ganz durchschaut; daher der strenge Ton, in dem er zu ihm sprach. „Da ich höre," schloß er die Unterredung, „daß Ihr nicht für, sondern wider mich seid, so wünsche ich nicht, daß Ihr auf dem Hoftag, den ich zu Gelnhausen mit den Bischöfen halten werde, erscheinet." — „Ganz nach Eurem Gefallen," antwortete der Erzbischof.

Die Energie, mit welcher der Kaiser gegen den Kölner aufgetreten, machte tiefen Eindruck auf die deutsche Geistlichkeit. Sie erschien in großer Zahl mit den andern Fürsten zu Gelnhausen. Der Kaiser sprach zu der Versammlung von den Widerwärtigkeiten, die ihm der Papst verursache, ungeachtet er durch nichts ihn gereizt zu haben sich bewußt sey. „Ich habe," sprach er, „nie eine ungerechte Forderung an ihn gestellt; ich habe auf seine Beschuldigungen nie mit Leidenschaft, sondern mit Gründen und Freundlichkeit geantwortet. Weil die Unschuld in allem diesem auf meiner Seite ist, bin ich ruhig. Behandelt mich der heilige Vater als seinen geliebten Sohn, so werde ich ihn aus Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhle als geliebten Vater behandeln. Sollte er aber thörichter Weise auf meinen Sturz sinnen, so hoffe ich mit Gottes Gnade und eurem Rath und Beistand, ihm unerschrocken in Allem entgegen zu treten. So viel für mich. Was Ihr zu thun habt, erwäget sorgfältig. Der heilige Vater behauptet, kein Laie dürfe den Zehenten erheben, weil Gott nur den Priestern und Leviten den Zehenten zugestanden, und doch weiß Jedermann, daß die christliche Kirche von Feinden bedrängt, mächtigen und edeln Männern den Zehenten auf ewige Zeiten zu Lehen gegeben, zum Lohne für den Schutz und Schirm, welchen die wehrlosen Kirchen sich nicht selbst gewähren konnten. Ferner behauptet er, daß kein Laie über Leute oder Güter der Kirche als Schirmvogt schalten dürfe, und doch sind die Kirchen von den Kaisern und Fürsten gegründet und ausgestattet worden, und obgleich diese Behauptung des Papstes zu Gunsten der Prälaten ist, so glaube ich doch nicht, daß so leicht geändert werden kann, was unvordenkliches Herkommen, durch Brauch und Gewohnheit von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und dadurch festes Recht geworden ist. Ich frage Euch nun, Ihr Vorsteher der Kirche, was ich von Euch mich zu versehen, und was und wie viel ich von Eurer Treue zu erwarten habe. Der Herr

spricht: Gebt Gott, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers ist. So fordere ich Euch auf, leistet dem Papst, dem Statthalter des Herrn, den schuldigen Gehorsam, aber versäumt darüber nicht die weltliche Obrigkeit, die Gott gesetzt hat, das Recht zu verwalten." Darauf erhob sich der Erzbischof von Mainz und sprach im Namen der Bischöfe: „Der Fall ist wichtig, und es kommt nicht uns zu, so große Streitigkeiten zwischen Euch zu entscheiden. Wir sind dem Papste, unserm geistlichen Vater, der über Allen ist, in Allem Gehorsam schuldig; wir sind aber auch Euch, welchen Gott zum Fürsten und Kaiser des römischen Reichs erhoben, welchem wir den Diensteid geschworen, von welchem wir auch unsere weltlichen Güter empfangen haben, rechtlich verbunden, Euch alle Eure Rechte wahren zu helfen. Darum wollen wir, wenn Euch nicht ein Anderes besser gefällt, dem heiligen Vater im Namen aller Bischöfe schreiben, und ihn zum Frieden mit Euch und zur Gewährung Eurer gerechten Forderungen ermahnen." Diese Rede des Erzbischofs Konrad gefiel dem Kaiser und allen Bischöfen wohl, und es wurde nach dem Willen Friedrichs das Schreiben aufgesetzt, mit den Siegeln aller Bischöfe gesiegelt und dem heiligen Vater übersandt. Dieser las es, und war außer sich vor Staunen und Zorn über die Sinnesänderung der Bischöfe. Und es war ihm nicht zu verargen; denn die, deren Sache er zu führen glaubte, waren von ihrer eigenen Sache abgefallen, und machten ihm alle Vorwürfe, die der Kaiser ihm gemacht. Besonders mußte ihn das wetterwendische Benehmen des Mainzers empören, der, ein Hauptglied in dem Bunde wider den Kaiser, plötzlich so unbegreiflich sich von dem Kaiser als Hauptwerkzeug gegen den Papst und seine Verbündeten gebrauchen ließ. König Heinrich reizte ihn seit lange durch die schonungsloseste Behandlung; er verweigerte ihm, ohne seine Erlaubniß von seinem Palast in Verona weg irgend wohin zu gehen. In seinem Zorn beschloß er, den Bannstrahl nach des Kaisers Haupt zu schleudern. Aber in dem Augenblick traten die Bürger von Verona vor ihn. „Heiliger Vater," sprachen sie, „wir sind Diener und Freunde unsers Herrn, des Kaisers. Wir bitten Eure Heiligkeit, über denselben in unserer Stadt und Gegenwart den Bann nicht auszusprechen, sondern aus Rücksicht auf unsere Verhältnisse den Spruch zu verschieben. Der Papst verließ Verona und ging nach Ferrara. Und als er hier vollziehen wollte, was ihm zu Verona nicht gestattet war, rührte ihn der Schlag, und der Bannstrahl entgleitete nicht mehr der Hand des

Sterbenden. Der neunzehnte Oktober 1187 rief ihn vom stolzen Throne des Apostelfürsten unter die alles gleichmachende Erde.

Nun strebte der Kaiser die in der Widerspenstigkeit gegen ihn Beharrenden zu unterdrücken. Er verjagte Volkmar den Erzbischof von Trier. Dieser floh nach Frankreich, und, als auf des Kaisers Verlangen ihm der dortige König die Zuflucht verweigerte, nach England. Er vertrieb den Bischof von Verden, zwang ihn, seine Würde niederzulegen, und rüstete sich nun, den Mächtigsten der päpstlichen Verbindung, den Kölner Erzbischof, zum Gehorsam zu bringen. Unter dem Schein, dem König von Frankreich wider den von England zu Hülfe zu ziehen, zog er mit einer starken Rüstung dem kölnischen Gebiet zu. Philipp, der vorsichtige Priester, zweifelte nicht, daß es ihm gelte. Er hatte sich seit lange für einen solchen Fall gerüstet. Die Bürger seiner Stadt hielten es treu mit ihm, und Beide weigerten dem Kaiser nicht nur den Durchzug durch ihr Gebiet, sondern zerstörten auch die Brücke, die er über die Mosel geschlagen. Laut klagte der Kaiser auf der Fürstenversammlung zu Worms hierüber, sandte seine Vasallen in Geldern gegen den Bischof von Utrecht, den Verbündeten der Kölner, um ihm die Unterstützung dieser unmöglich zu machen, und ließ durch diese und seinen Sohn, den König Heinrich, der Italien beruhigt verlassen hatte, im Herbst 1187 auf der obern und untern Seite den Kölnern den Rhein sperren. Mit tiefem Schmerz klagte der Kaiser zu Trier, wo er das Weihnachtsfest feierte, daß er in seinen alten Tagen sich gezwungen sehe, ein Heer wider seinen Willen gegen ein Reichsland zu sammeln, um es zu verwüsten. König Heinrich lagerte zu Koblenz. Er wollte die Vasallen Lothringens um sich sammeln, um Köln anzugreifen. Aber die Lothringer waren nicht zu gewinnen. Inzwischen hatte der Kaiser den Erzbischof Philipp zu wiederholtenmalen vor das Fürstengericht geladen. Dieser erschien erst auf die dritte Ladung am Feste Mariä Reinigung auf dem Tage zu Nürnberg. Hier wurde ein Stillstand besprochen, und die Entscheidung und Ausgleichung auf einen sieben Wochen später zu haltenden Hoftag in Mainz hinausgeschoben. Die kleineren Fehden und Leidenschaften, die das Reich bewegten, standen auf einmal still, von der schrecklichen Kunde verschlungen, die aus dem Morgenlande erscholl: Jerusalem, die heilige Stadt, war in die Hände der Ungläubigen gefallen!

Einunddreißigstes Hauptstück.

Im Morgenlande waren die Moslims seit dem letzten Kreuzzug vor vierzig Jahren immer weiter fortgeschritten. Der edle Charakter dieses Volkes entfaltete immer schönere Blüthen der Bildung, der Ritterlichkeit und des öffentlichen Lebens: das christliche Reich in Syrien sank zu gleicher Zeit immer tiefer durch das innere Verderben, woran es siechte. Das Feudalwesen und das Priesterthum neben einander waren von Anfang an Keime zu einem frühen Tode desselben. Dazu kam der Haß der syrischen Christen und der abendländischen unter einander. Beide hielten, jeder den andern, für Ketzer. Die Einen unterdrückten aufs Härteste die Andern, und die Unterdrückung gebar die Rache, und diese Verrath und Tücke jeder Art. Die Ritterorden waren von Neid und Haß, den wildesten Leidenschaften und der tiefsten Sittenlosigkeit in ihrem Innern zerrissen. Der gleißende Mantel geistlichen Eifers und christlicher Demuth vermochte die innere Fäulniß nicht zu verbergen. Nur Eine Tugend war der Mehrheit geblieben, hohe strahlende Tapferkeit, und Ein Vorzug vor ihrer Zeit, ein freier Blick in die menschlichen Verhältnisse; die vieljährige Berührung mit einer andersdenkenden und gebildeteren Nation hatte sie von den Banden des Glaubens ihrer Zeit befreit. Aber gerade dieser Vorzug war für sie in ihrer Stellung ein großer Nachtheil, hätte nicht der heiße Drang nach Ruhm und ihre natürliche Tapferkeit die Begeisterung für den Glauben ersetzt, für den sie eigentlich fechten sollten. Die Fürsten des kleinen Reiches lagen mit einander selbst im Streite. Und so wäre das Ganze längst eine leichte Beute der Moslims geworden, wären diese nicht selbst auch unter sich zerspalten gewesen. Erst als Ein großer Mann die zerstreuten Kräfte des Islams mit hohem Geist und kräftiger Hand zusammenfaßte, brach auch das christlich-morgenländische Reich vor ihm zusammen, und es war noch ein Ruhm für dasselbe, von der Hand eines so großen Helden und Geistes zu fallen, wie die Saladins. Saladin, der Sohn Ayubs, eines Kurden aus der Stadt Baalbek, geboren im Jahr 1137, und am Fürstenhofe Zenkis und Nureddins erzogen, steht als einer der außerordentlichsten Menschen, als der Spiegel des Ritterthums und als leuchtendes Vorbild eines Herrschers unter den Helden und Weisen der Weltgeschichte. So groß, und jede Wolke des Glaubenshasses nieder-

strahlend, waren seine Tugenden, daß selbst der Fanatismus der gleichzeitigen christlichen Geschichtschreiber, obwohl sie Priester waren, dem Helden und dem Menschen die gleich große Bewunderung gab. Bloß durch die Kraft seines eigenen Geistes und Glückes, nicht durch die Gunst der Geburt hatte er sich einen Thron erbaut, von welchem aus er von den Quellen des Nils bis zum Euphrat gebot, und von den Bergen Armeniens bis zum indischen Weltmeer. Der große Herrscher des Morgenlandes durfte mitten im Rathe seiner Kriegshauptleute vom Geringsten seiner Völker unterbrochen werden, wenn es eine Rechtsentscheidung galt. Eine arme Frau unterbrach ihn einst so, und er beschied sie, einige Stunden zu warten. „Warum seid ihr denn," rief die Gehörsuchende, „unser König, wenn ihr nicht unser Richter sein wollt?" Und sogleich gab Saladin ihr Gehör und entschied ihre Sache. Einst ruhte er vor seinem Zelte, von der Arbeit erschöpft, und es trat ein Mann vor ihn mit einer Rechtssache. „Das Schreibzeug fehlt," sagte der Sultan; „ich kann euch nicht sogleich befriedigen." — „Es steht in eurem Zelte," sagte der Moslim; und Saladin ging in sein Zelt hinein, holte es und schrieb. Nie machte er als Richter und als König einen Unterschied bei seinen Unterthanen zwischen Moslims und Christen, zwischen Freunden und Feinden. Er las mit Eifer die Geschichte der Vorzeit und merkte sich Alles, was um ihn her in der Welt Bedeutendes geschah; keinen Gelehrten ließ er ohne königliches Geschenk von sich gehen; wenn die Schlacht um ihn her tobte, mitten im heißen Gefecht las er ruhig im Koran, und wollte der Sieg wanken, hielt er ihn durch Beispiel und Ermunterung fest. Stets heiter, und heiter eben so sehr aus Gottergebenheit als von Natur, gegen den Niedrigsten liebreich und gesprächsam, von keiner unedeln Leidenschaft beherrscht, trug der König des Morgenlandes ein grobes Kleid von Wolle, lebte so einfach als einer seiner Unterthanen, und als er starb, fand man in seinem Schatze nur Ein Goldstück und siebenundvierzig Silbergroschen. Zu groß, als daß er das Geld hätte lieben können, spendete er seine Reichthümer der Bedürftigkeit und dem Verdienste. Begeistert für den Islam und voll feurigen Eifers, den Erdkreis dem Namen seines Gottes zu unterwerfen, wurde er von den Christen vielfach noch gereizt und beleidigt. Schon im Jahr 1177 war das Königreich Jerusalem, in welchem unter unmündigen Königen und eiteln Königinnen die Großen des kleinen Reiches sich um die Herrschaft stritten und meuchelmordeten,

am Rande des Untergangs. Einen gebrochenen Waffenstillstand zu rächen, streifte Saladin bis Ramla und Lydda mit seinen plündernden leichten Reitergeschwadern, und Jerusalem zitterte. Ein kühner Ueberfall, womit die Christen die zerstreuten Moslims überraschten und schlugen, und die Ungunst der Elemente retteten damals das Reich. Aber im folgenden Jahre schlug Saladin die Christen in zwei Gefechten, daß wenige entrannen und die Blüthe der Ritterorden das Schlachtfeld deckte, oder in den Fluthen des Jordans versank. Unter den Gefangenen war Hugo, der Herr von Tiberias, und Udo von St. Amand, der Großmeister der Templer. Ein Verwandter von Saladin war in der Gefangenschaft der Templer. Gegen diesen erbot er sich den Großmeister auszuwechseln. „Gott verhüte," sprach der hochherzige Templer, „daß ich ein schlechtes Beispiel gebe. Die Hoffnung auf Auswechslung dürfte manchen verleiten, sich leichter gefangen nehmen zu lassen. Ein Tempelritter gibt für seine Auslösung nicht mehr als seine Schärpe oder sein Schwert." So blieb er bis an seinen Tod in Haft. Aber edle Gefangene hatten bei Saladin, der hohen Sinn zu ehren wußte, eine Gefangenschaft, die eher der Behandlung eines werthen Gastes glich. Von Hugo von Tiberias forderte er 100,000 byzantinische Goldstücke. „So viel trägt mein Land nicht," sagte Hugo. — „Ich gewähre dir Jahresfrist," versetzte Saladin; „binnen dieser Zeit kannst du die Summe leicht beischaffen. Jeder Brave unter deinen Glaubensbrüdern wird dir gerne einen Beitrag dazu geben." — „Herr," sagte Hugo, die Sache heiter wendend, „ich glaube nicht, daß ich unter allen meinen Brüdern einen tapferern und edlern Mann finde, als Ihr seid; erlaubt, daß ich Euch zuerst um einen Beitrag angehe." Saladin, dem diese Wendung gefiel, machte Ernst aus dem Scherz und gab 50,000 Goldstücke. Hugo setzte den Scherz fort bei den Emirn des Sultans, die um ihn standen, und in wenigen Minuten hatte er 10,000 Goldstücke mehr, als die verlangte Summe des Lösegeldes. Mit dem Ueberschuß und elf andern Christen, die Saladin unentgeltlich frei ließ, beschenkt, kehrte Hugo zu seinen Brüdern zurück, und Saladins ritterliche Großmuth ward der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Um Aleppo, Mosul und Mesopotamien seiner Herrschaft zu unterwerfen, bewilligte Saladin im Jahr 1179 dem König Balduin IV. einen vierjährigen Waffenstillstand. Statt diese Zeit zu benützen, um sich zum Kampfe zu rüsten, vergeudeten die Großen des Reichs dieselbe mit Liebschaften,

Heirathsintriguen und Hochzeitsgelagen, mit eifersüchtigen Ränken, Kabalen und Streitigkeiten um Einfluß und Vorrang. Das Einzige, was geschah, war, daß der Patriarch mit den Großmeistern der Orden nach Europa segelte, um die Hülfe der Könige der Christenheit zu fordern. Während dem kam es zwischen dem Grafen Guido von Lusignan, dem die Schwester des Königs sich vermählt hatte, und dem König zu offenem Kampf wegen der Regentschaft, als Balduin IV. im Frühling 1185 starb. Als Zwischenscene überrumpelte Saladin nach abgelaufenem Waffenstillstand die Stadt Karak. Reinald von Chatillon, ein wilder trotziger Krieger, Herr des Thales Hebron, feierte, als wäre tiefer Frieden im Land, das Beilager seines Stiefsohns mit der jüngern Tochter des Königs. Plötzlich verstummte das Freudengelage, Gesang und Saitenspiel. Draußen schmetterte furchtbar Saladins Kriegsmusik, und in unübersehbaren Schaaren umschwärmten seine geflügelten Reiter die Mauern. Der Sturm begann, die Hochzeitgäste und die Einwohner flüchteten in die hochliegende Burg, und, wie die Stadt, wäre auch die Burg erstürmt worden, hätte nicht die wunderbare Tapferkeit des Helden Jwain eine Brücke so lange vertheidigt, bis diese abgebrochen war. Vier Wochen lang belagerte sie Saladin und zog zurück, als er den Anzug des christlichen Entsatzheeres vernahm. Ein neuer Stillstand ward geschlossen, Chatillon hatte darum gebeten, und Saladin ihn allen Christen gewährt, um seine Herrscherplane gegen Mosul zu verfolgen. Graf Raimund von Tripolis und Herr von Tiberias war Reichsverweser, der unmündige Balduin V. König. Der königliche Knabe starb eines plötzlichen Todes, schon im ersten Jahr, seit er den königlichen Namen trug, und Sibylla, seine Mutter, eben jene, welche sich dem Grafen Guido von Lusignan vermählt hatte, erlangte es von dem Patriarchen Heraklius, daß er ihren Gemahl zum König krönte. Heraklius, der Patriarch von Jerusalem, konnte keiner schönen Frau etwas versagen. Er selbst lebte nur der Liebe, wie alle seine geistlichen Brüder im Morgenland, und wie die tapferen Ritter; aber nicht jener idealen Liebe, welche die Begeisterung des abendländischen Ritterthums neben der Religion als Wahlspruch in ihrer Fahne trug. Asiens wollüstiger Himmel wandelte die ideale und sentimentale Minne des Abendlandes in den üppigen sinnlichen Genuß des Morgenlandes um. Adel und Volk aber verachteten großentheils den König Guido. „Guido ist ein Narr, und wird uns und das Reich zu Grunde richten,“ sagte der

Eine. „Ist Guido König geworden," sagte dessen eigener Bruder, „nun, so kann er eben so gut unser Herrgott werden!" Der neue Frauenkönig war auch leider so untauglich, daß selbst seine außerordentliche Schönheit seine völlige Untauglichkeit nicht vergessen machen konnte. Raimund, der Reichsverweser, der seine Ansprüche nicht durchsetzen konnte, weil die Königin nach und nach fast alle Barone zu gewinnen wußte, verbündete sich mit Saladin, der jetzt seine östlichen Eroberungen vollendet hatte. König Guido erhielt jedoch von Saladin Verlängerung des Stillstandes: kaum war dies zugestanden, so brach Reinald von Chatillon die feierlich geschlossene Waffenruhe auf das Muthwilligste. Er überfiel Saladins Mutter, die mit einer reichbeladenen Karavane sorglos von Egypten nach Damascus zog, plünderte sie aus, mißhandelte das Gefolge und warf es in Gruben und Kerker; Saladins Mutter mit Wenigen entkam. Zu gleicher Zeit überfiel er Karavanen, die nach Mekka zogen. Saladin verlangte Genugthuung, Rainald spottete. Saladin erbot sich, durch ein Gericht von christlichen Fürsten und Rechtskundigen nach christlichen Gesetzen über die Gewaltthaten Reinalds entscheiden zu lassen. Man antwortete ihm gar nicht. Noch mäßigte Saladin seinen gerechten Zorn, er bat nur um die Freigebung der Gefangenen, ohne auf Weiteres zu dringen. Man verachtete ihn. Gott hatte die verworfenen Christen mit Blindheit geschlagen, das Reich Jerusalem, dieser Staat der Sittenlosigkeit, war reif zum Untergang, und es war an der Zeit, daß der durch die Christen geschändete heilige Boden durch die edle Hand eines Moslim gesäubert, und aus der sittlichen, religiösen und politischen Verwesung ein neues, gesundes Leben hervorgerufen werden sollte. Als Saladin sein letztes Gesuch verachtet sah, da schwur er, mit eigener Hand Reinald zu tödten, wenn der Herr ihn in seine Hand gebe, und forderte und erhielt von Raimund, dem beiderseitigen Vertrage gemäß, den Durchzug durch sein Gebiet, um Reinald zu züchtigen. Raimund hatte sich versprechen lassen, daß Saladins Kriegsvolk nur einen Tag diesseits des Jordans weilen, und Niemand in den Städten und Flecken kränken solle. Er benachrichtigte heimlich seine Glaubensgenossen von dem, was ihnen drohte, und Saladins Volk fand wenig Beute, und die nicht, welche es suchte. Es zog, dem Versprechen heilig nachkommend, wieder ab, und sah sich plötzlich von einer Schaar Templer und Johanniter überfallen. Aber keiner der verrätherischen Christen entging seinem Schicksal: nur der

Großmeister der Templer entkam, alle anderen wurden erschlagen oder gefangen. Der Anblick seiner erschlagenen Glaubensbrüder und die großen Anerbietungen des Königs Guido bestimmten Raimund, auf die Partei des Letztern zurück zu treten und mit Saladin zu brechen, und sieben Wochen darauf stand Saladins Heer vor Raimunds Stadt Tiberias. Raimund, Guido und Reinald, der Großmeister des Tempels und die Johanniter sammelten ein Heer von 40,000 zu Roß und zu Fuß. Raimunds Gemahlin und seine vier Söhne baten dringend um schnellen Entsatz, sie hatte Raimund in Tiberias zurück gelassen. Alle Fürsten waren dafür. Nur Raimund weissagte von dem Vorrücken nach Tiberias das Verderben, durch Mangel an Wasser und Lebensmitteln und Saladins leichte Reiterei; er rieth, Tiberias, obwohl seine eigene Stadt, preis zu geben, und die Moslims in der günstigen Stellung, die unbezwinglich sei, zu erwarten. Der König und Reinald stimmten den Gründen desselben bei. In der Nacht beredete der Großmeister des Tempels, der Raimund tödtlich haßte, den schwachen König Guido, Raimunds guter Rath habe eine verrätherische Absicht zur Quelle. Guido, eine Kreatur des Großmeisters, gebot, ohne Rücksicht auf den gestrigen Kriegsrathschluß, gleich am Morgen den Aufbruch des Heeres. Keine Vorstellung wurde angenommen, das Heer brach auf, Viele mit Bangen; denn „ein steinernes Jesubild brach in Stücke, und Blut floß von den Stücken herab." Raimunds Vorhersagung traf ein. In der wasserlosen Wüste, die sie durchziehen mußten, sahen sie sich bald von Hunger und Durst, vom Marsch und von Hitze erschöpft, und Saladin hatte die Stadt Tiberias erstürmt, seine leichte Reiterei schwärmte schon im Rücken der Christen, er selbst stand ihnen gegenüber, und christliche Ueberläufer verriethen ihm die Noth ihrer Glaubensgenossen. Am Morgen des vierten Juli 1187 begannen die Christen die Schlacht. Es nahmen es Manche als eine üble Vorbedeutung, daß bei den üblichen Vorlesungen aus den heiligen Schriften die Reihe an diesem Morgen gerade das Kapitel traf, welches von der Eroberung der Bundeslade durch die Philister handelt. Es war ein heißer versengender Sommertag in dem glühenden Sand der Wüste. Angegriffen, wichen die Moslims nach allen Seiten hin zurück, ihre kleinen Pferde waren schnell wie der Wind, ihre Rüstung leicht. Die schwer geharnischten Christen müdeten sich auf ihren schweren Schlachtrossen im Verfolgen ab. Die Sonne braunte immer heißer, und plötzlich flammte alles Gras und

Gebüsch rings um die Christen rauchend auf, Saladin hatte das dürre anzünden lassen, um die Hitze, welche die Christen in ihren schweren Rüstungen erschöpfte, zu vermehren. Ein Theil derselben zog sich davon auf den Hügel von Hittin, und trennte sich von dem übrigen Heer. Jetzt sammelten sich die Moslims und standen, als erwarteten sie den Angriff. Raimund stürmte mit einer gewaltigen Ritterschaar heran; im Nu gespalten, öffneten sich die Reihen der Moslims und der ganze Stoß des christlichen Reiterangriffs ging schadlos ins Leere mitten hindurch. Hinter ihm schlossen sich die Reihen wieder, und Saladin warf sich damit blitzschnell auf den andern Flügel des christlichen Heeres, der mit dem andern Theile der Moslims längst im heißen Gefecht war. Die Schlacht war schnell entschieden. Eingeschlossen von allen Seiten unterlag die zersprengte, planlos auseinandergerissene Christenschaar. Die wunderbarste Tapferkeit vermochte nichts gegen die klug zusammengehaltene und geleitete sarazenische Uebermacht. In besinnungsloser Flucht wurden viele Tausende erschlagen. Die Templer auf ihren weißen Rossen kämpften preiswürdig; 230 deckten erschlagen die Wahlstatt am Fuße des Hügels von Hittin. Unter den vielen Gefangenen war der König Guido, sein Bruder Amalrich, Reinald von Chatillon, sein Stiefsohn Humfried, Markgraf Bonifaz von Montferrat, Graf Joscelin, Gerard, der Großmeister des Tempels, und viele Ritter. Auch das heilige Kreuz ward von den Sarazenen erbeutet. „Das Kreuz," schrieb Saladin den Seinigen, „ist in unsere Hände gefallen, um welches sie flatterten, wie Schmetterlinge um das Licht, dem sie vertrauten, wie einem Wall, das Kreuz, das Centrum und der Leitstern ihres Stolzes, ihres Aberglaubens und ihrer Tyrannei." Die Gefangenen waren so unwerth, daß ein Moslim einen Christenritter um ein paar Schuhe vertauschte. Am andern Morgen ließ Saladin die vornehmen Gefangenen sich vorführen. Huldvoll empfing er den gefangenen König und reichte ihm zum Pfand gastfreundlichen Schutzes einen Becher Sorbet. Der König trank, und gab den Becher weiter an Reinald von Chatillon. Dieser nahm ihn und führte ihn gegen den Mund. Eine blitzende Schlange züngelte Saladins Säbel durch die Luft und Reinalds blutiges Haupt rollte auf dem Boden. Alle schracken zusammen. Ruhig sprach Saladin zum König: „Ich hatte geschworen, den wort- und friedensbrüchigen Räuber zu tödten, wie es seine vielen Frevelthaten verdienten. Trank er aus meinem Becher, so hätte ihn das heilige Gastrecht geschützt.

Nicht Könige, nicht Gerechte, nur Frevler, Meineidige und Mörder haben Aehnliches zu fürchten." Er zählte von den Templern und Johannitern diejenigen aus, deren üble Thaten sie längst dem Schwerte der Gerechtigkeit reif gemacht hatten. Sie wurden von seinem Angesicht hinausgeführt und enthauptet. Sie waren stolz genug, Rettung des Lebens durch Annahme des Islams zu verschmähen. Es stand unter den Pflichten der Templer, die Sarazenen zu tödten. „Ist der Menschenmord," sprach Saladin, „ihr Gelübde, so mögen auch sie einmal sterben!" Dem Großmeister des Tempels und den andern Gefangenen geschah kein Leid. Raimund, welcher mit den Trümmern des Christenheers vom Schlachtfeld geflohen war, wurde von den Moslims des Abfalls, von den Christen des angeblichen Einverständnisses und Verraths wegen gehaßt und verachtet, ein finsterer Geist kam über den stolzen Mann und der Gram über seinen verlorenen Ruhm und über das Unglück seiner Glaubensbrüder fraß so schnell an seinem Leben, daß er kurz darauf starb. Vier Wochen nach der Schlacht von Hittin waren fast alle Binnen- und Küstenplätze in Saladins Hand, und am 20. September wehte die Fahne des Propheten vor den Mauern der heiligen Stadt. Saladin sprach zu den Abgesandten Balians von Ibelim, der in der Stadt befehligte: „Jerusalem ist uns eine heilige Stadt wie euch; nicht durch Gewalt, sondern durch Vertrag wünschte ich sie zu bekommen. Ich gewähre euch darum 30,000 byzantinische Goldstücke zur Befestigung, fünf Meilen Land umher zum Anbau und freien Handel und Waffenruhe bis zum nächsten Pfingstfest. Kommt bis dahin kein Entsatz, so übergebt ihr die Stadt, und Personen und Güter sollen unverletzt bleiben." — „Unsere Pflicht ist," sprachen die Abgesandten, „die heilige Stadt bis in den Tod zu vertheidigen." — „So will ich sie erstürmen und es wird euch gereuen," entgegnete der Sultan. Er gelobte, die langen Leiden der Moslims an Jerusalem zu rächen. Bald stürzte durch sein Stoßgeschütz ein Theil der Mauern. In der Stadt thaten sie nichts, als beten, singen, wehklagen und sich den Leib bis aufs Blut geißeln. Balian konnte selbst um schweres Gold nicht Wachen genug für die bedrohten Stellen auftreiben. Der Schrecken war ohne Grenzen in der Stadt. „Glaubt ihr," sagten die Christen zu einander, „der Ungläubige werde die erstürmte Stadt milder behandeln, als die Christen vor achtundachtzig Jahren im gleichen Falle?" Balian wurde hinausgesandt, einen Vertrag zu erhalten. „Es ist zu spät zum Unterhandeln,"

sprach Saladin; „siehe, die Fahne des Propheten weht auf Jerusalems Mauern.“ Balian wandte sein Angesicht, die schreckliche Blutfahne flatterte nahe beim Stephansthor auf der Mauer, welche die Sarazenen eben erstürmt hatten. Aber tapfere Christenritter fochten hier, die Fahne mußte weichen, die Sarazenen wurden zurückgeschlagen. „Du willst uns nicht retten?“ sprach Balian. „Mein Schwur bindet mich,“ entgegnete Saladin. „Wohl,“ sagte jener, „wir können uns nicht retten, aber es soll dir nichts bleiben, als der Kampf mit Verzweifelnden.“ Saladin sprach: „Wir sehen uns morgen wieder.“ In der Nacht fragte er seine Schriftgelehrten, ob er seinen Schwur brechen dürfe. Sie sprachen, ja, denn es wird dadurch die heilige Stadt und manche gläubige Seele erhalten. Und Saladin gewährte milde Bedingungen. Den griechischen und morgenländischen Christen blieb Freiheit der Person und des Eigenthums, sie wollten und durften bleiben; Franken und Lateiner, die nicht unter Saladins Scepter weilen wollten, sollten gegen ein billiges Lösegeld frei abziehen, unter sicherem Geleit bis zu den christlichen Besitzungen. Am dritten Oktober 1187 zog Saladin unter dem kriegerischen Schall seiner Feldmusik mit wehenden Fahnen in die heilige Stadt ein, nach dem Tempel. Er dachte nicht der unmenschlichen Grausamkeiten, welche das Christenheer bei der früheren Eroberung an den Moslims verübt, kein Blut wurde vergossen, kein Eigenthum geplündert, keine Person gekränkt. Saladin weinte über das Schicksal der Königin Sibylle, und die Kriegssteuer von 220,000 byzantinischen Goldstücken vertheilte er größtentheils unter die christlichen Armen, Kranken und Wittwen. Aber den Tempel, wo bisher die Christenritter gehaust, reinigte er, eben so die Straßen und die Wälle. Die Wände des Tempels wurden mit Rosenwasser besprengt und mit Ambra beräuchert, das große goldene Kreuz, das die Spitze des Tempels schmückte, herabgenommen, und als es entstürzte und zerbrach, schrieen alle Christen in und vor der Stadt in einem so tiefen Schmerzensschrei auf, daß „die Erde bebte.“

Zur bestimmten Zeit wanderten die abendländischen Christen durch das Thor Davids aus: die Königin, der Patriarch mit allen heiligen Gefäßen und allem beweglichen Kirchengut, die Ritter und alles Volk. Saladin gab allen in früheren Schlachten Gefangenen die Freiheit. Die Moslims, durch welche sie Saladin geleiten ließ, stiegen unterwegs von den Pferden, setzten die ermüdeten und kranken Christen darauf,

und führten diese sorgsam zu Fuß am Zügel, bis Tripolis, auf christliches Gebiet. Hier verweigerten ihnen ihre Glaubensbrüder die Aufnahme, die Thore wurden vor ihnen geschlossen, ja, sie wurden, auf freiem Felde gelagert, von ihren christlichen Brüdern überfallen, ausgeplündert, mißhandelt. Ein anderer Zug, der sich nach Alexandria gewendet, wurde dort von Saladins Statthalter aufs Gastlichste empfangen. Schiffe aus Pisa, Venedig und Genua lagen im Hafen, aber die christlichen Befehlshaber derselben versagten jedem die Ueberfahrt nach Europa, der nicht zahlen könnte. „Das sei ferne," sprach der edle Sarazene, „daß durch die Hartherzigkeit ihrer Brüder die zu Grunde gehen, welche mein großer Sultan retten wollte." Er bezahlte für alle die Kosten der Ueberfahrt und der Einschiffung, und es ist kein Wunder, wenn viele Christen von Verehrung der Lehre des Propheten ergriffen wurden, deren Bekenner einen so schönen Contrast gegen ihre verworfenen Christenbrüder bildeten. Wo bisher unter dem Schutze des Kreuzes alle Laster und Frevel, alle Bedrückungen und Verfolgungen der Brüder gegen Brüder die heilige Stätte entweiht hatten, und von dem Christenthum nichts war als der Name: da zogen jetzt unter der Fahne des Propheten und seinem großmüthigen und hochsinnigen Diener Saladin die edelsten Bürger- und Rittertugenden ein, Großmuth, Menschenliebe und Duldung; der Name des Christenthums fehlte größtentheils jetzt den Bewohnern des heiligen Landes, aber die Gesinnung hatten sie und die Werke.

Dennoch schrieen und wehklagten durch die Abendlande die Mönche über die Befleckung der heiligen Stätten durch heidnischen Gräuel und malten und schilderten den Heiland von den Heiden verhöhnt und gegeißelt. Der Fall der heiligen Stadt ging wie ein zweischneidiges Schwert durch das Herz der Christenheit, der erstorbene Glaubenseifer wurde aus seiner Asche durch diesen Sturm von Osten zur rothen Flamme angeblasen, die bald alle Geschlechter, alle Alter und Stände ergriff. Schon vor sechs Jahren hatten die Abgesandten des Reiches Jerusalem das Abendland zur Hülfe aufgeboten gegen die einbrechende Gefahr, und sie und die Päpste Alexander und Lucius hatten die Noth des heiligen Landes mit glühenden Worten den Fürsten geschildert. Schon zwei Jahre vor dem Fall Jerusalems hatten Viele in Frankreich und England das Kreuz genommen, aber den Zug nicht angetreten. Jetzt brachten Schrecken, Gewissensbisse, Schmerz und Zorn die Gleich-

gültigen in Bewegung. Der Eine mahnte den Andern: „Die Krone ist von unserem Haupt gefallen, unsere Freude ist in Trauer gewandelt, unsere Heiligthümer sind geschändet, und das heilige Kreuz, daran der Herr gelitten, ist den Heiden zum Spott preis gegeben. Jetzt gürte sich Jeder mit dem Schwerte, jetzt laßt uns sterben für ihn, der für uns gestorben ist. Stille stehen jetzt die Tage der Freude, Gesang und Flötenspiel verstumme auf den Straßen, und die Jugend schmücke sich nicht mehr zum fröhlichen Tanze." Der Papst Gregor VIII., der Nachfolger des am 19. Oktober abgeschiedenen Urban, stellte in seinem Rundschreiben das Unglück im Morgenlande als die Folge der Zwietracht und des Aergernisses dar, welche zwischen Königen, Fürsten und Städten herrschen, und gebot Fasten und Umzüge. Alles dieses wirkte auf die glaubige Masse, aber außer diesen religiösen Beweggründen waren es noch andere, welche besonders auf die weniger reizbaren Gemüther wirkten, Gründe der Klugheit und des Interesses. Mit dem Fall von Jerusalem waren der Geistlichkeit und dem Adel reiche Quellen des Glanzes, der Ehre und der Versorgung gefallen; denn Geistliche wie der ritterliche Adel fanden in den Würden und Orden des morgenländisch-christlichen Königreichs, welche große Güter durch ganz Europa besaßen, für sich und die Ihrigen reiche und ehrenvolle Versorgung und eine glänzende Laufbahn. Bei den Handelsstädten Italiens, welche nach dem Morgenland handelten, erregte weit mehr, als der Schmerz über das Lesen des Korans im Tempel, die Furcht vor dem Verlust eines so ergiebigen Handelsweges die Theilnahme. Gleich auf die erste Nachricht eilten die Templer und Johanniter, die sich in den europäischen Ordensbesitzungen aufhielten, nach dem heiligen Lande: noch war Tripolis, Antiochien und Tyrus in den Händen der Christen. Die Handelsstädte Italiens rüsteten ihre Flotten und ihre Kriegsvölker. Der Gottesfriede, den der Papst predigen ließ, machte den Fehden der Städte gegen einander ein plötzliches Ende. Manche Stadt waffnete gegen 2000 Krieger zum Kreuzzug. Gregor starb schon nach zwei Monaten. Sein Nachfolger, Clemens III., setzte mit gleichem Feuereifer das Werk der Kreuzfahrt fort. Alle Fürsten und Staaten der Christenheit suchte er für den Zug zu begeistern. Venedig und der Ungarnkönig, die um den Besitz Dalmatiens mit einander kämpften, schlossen Frieden, und Wilhelm, der Normannenkönig, der in den letzten Jahren viele, die das Kreuz genommen, zu seinem Kriege gegen den griechischen Kaiser

verwendet hatte, und sich jetzt selbst eine gewisse Schuld an dem Verlust Jerusalems vorwarf, ließ die erste Flotte den Bedrängten zur Hülfe auslaufen. Die Könige von Frankreich und England traten in Flandern unter dem Schatten einer großen Ulme freundlich zusammen, vertagten ihren alten Zwist, und nahmen das Kreuz. Schon zuvor hatte des englischen Königs Sohn, der Graf von Poitou, der nachmals als Richard Löwenherz so berühmt ward, das Kreuz genommen. Von nun an drängte sich Alt und Jung zum Kreuz.

Es ward eine Ehrensache: die Frauen befeuerten ihre Männer, die Jungfrauen ihre Geliebten durch ganz England und Frankreich; und Deutschland blieb nicht zurück, zumal als der greise Kaiser den Entschluß kund that, sich an die Spitze der Christenheit zu stellen, und seine kriegerische Laufbahn durch den Kampf für die Sache Gottes als Greis zu schließen, wie er sie als Jüngling für dieselbe begonnen hatte.

Zweiunddreißigstes Hauptstück.

In Italien hatte der Kaiser für sein Haus erreicht, was er wünschte; er hatte es erreicht auf friedlichem Wege, was er durch Ströme vergossenen Blutes, durch die geopferte Ruhe und das verlorene Glück eines ganzen langen Menschenalters vergeblich erstrebt hatte. Schon die Dankbarkeit gegen diese Gnade des Himmels, für welche Friedrich religiös genug war, mußte in ihm den Gedanken aufsteigen lassen, den langen Kampf seines Lebens, den er für die Ehre und den Ruhm dieser Welt gekämpft, im Dienste des Herrn, dem glorreichsten in den Augen der Christenheit, zu beschließen. Denn die Glorie seines Namens zu verewigen, war in seinem höchsten Glücke, wie im tiefsten Unglück, der leuchtende Gedanke seiner Seele. Als er gemäß seiner Gewohnheit die Thaten und Begebenheiten der vorigen Zeiten zu lesen oder sich vorlesen zu lassen, nach der schweren Niederlage von Legnano die Geschichte des großen Macedoniers sich lesen ließ, brach er in den schmerzlich sehnsüchtigen Ausruf aus: „Glücklicher Alexander, der du Italien nicht sahst! Glücklicher wäre auch ich, hätte ich Asien zum Schauplatz meiner Thaten gewählt!" So konnte ihm jetzt die Anregung, die von Außen kam,

nur willkommen sein, und er war, sobald Alles nach seinem Wunsch in Deutschland und Italien geordnet wäre, ihr zu folgen entschlossen, hätte ihn auch nicht der allgemeine Feuerstrom der Begeisterung, der Deutschland überfluthete, von selbst mit fortgerissen. Darum verwarf er den Antrag, sein siebenundsechzigjähriges Haupt mit der Mühsal des Kreuzzugs zu verschonen, und nur seine Söhne als die Träger seiner glorreichen Waffen ins Morgenland zu senden; darum hörte er den Kardinalbischof Heinrich von Albano gerne, wenn er die Phantasie der Deutschen zur Annahme des Kreuzes erhitzte; darum nannte er zum Voraus den großen Tag zu Mainz, den er auf den 27. März 1188 setzte, und auf welchem er das Kreuz annehmen wollte, den Reichstag Jesu Christi. Auf diesem großen Reichstag nahm der Schwabenherzog Friedrich zuerst das Kreuz. Der Kaiser fragte die Fürsten des Reichs, ob sie es für besser hielten, jetzt schon das Kreuz zu nehmen, oder erst nach vollendeter Rüstung, und als Alle mit Einem Munde gegen jeden Aufschub waren, nahm er dasselbe aus der Hand Heinrichs von Albano. Ihm nach nahmen es der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Markgraf Hermann von Baden, die Herzoge von Meran und Steiermark, der Erzbischof von Trier, neun Bischöfe, und der Grafen, Edeln und des Volkes eine unzählige Menge, unter den Grafen namentlich die von Geldern und Holland, von Kyburg, Nassau und Henneberg. Von nun an entfaltete der Kaiser neben der Weisheit des erfahrenen Greises die Kraft und den regen Geist des jugendlichen Mannes. Der Kölner Erzbischof reinigte sich hier mit einem Schwur, daß er nicht, um den Kaiser zu kränken, den früheren Ladungen nicht Folge geleistet, er verstand sich zu einer Geldbuße von 2260 Mark und gelobte mit den Bürgern von Köln zum Zeichen ihrer Unterwerfung ein Thor in den Werken der Stadt abzubrechen, und an vier Stellen den Wallgraben 400 Fuß lang auszufüllen; der Kaiser aber gestattete die spätere Wiederherstellung. Auf den St. Georgstag des nächsten Jahrs wurde der allgemeine Aufbruch, und Regensburg als der Sammelplatz festgesetzt. Die ganze reiche Erfahrung seines bewegten Lebens verwandte Friedrich auf die Vorbereitung zum Zuge. Die frühern Züge waren an der Planlosigkeit, an mangelnden Voranstalten, an der Ueberfülle unnützen Gesindels und dessen Zügellosigkeit gescheitert. Der greise Feldherr sorgte dafür, daß der diesmalige Zug eine wohlgeordnete, regelmäßige Heerfahrt eines trefflichen Kriegsheers wurde. Alles Gesindel wurde ausgeschlossen, Nie-

mand zugelassen, als wehrhafte, waffengerüstete Männer, welche drei Mark wenigstens zu ihrem Unterhalt aufweisen konnten. Vertraute Abgeordnete wurden an die Fürsten der Völker von ihm entsandt, deren Gebiet die Heerfahrt berühren mußte, und während diese ihre Sendung vollendeten, setzte er die Rüstungen und die völlige Beruhigung des Reichs im Innern fort. An den Ufern der Donau wurden Schiffe gebaut und Geräthschaften jeder Art, Lebensmittel und Geld in Regensburg aufgehäuft. Mit Freuden steuerten die Glaubigen den Saladinszehnten und andere Beiträge. Dann begab sich der Kaiser aus dem südlichen Deutschland nach Sachsen. Hier zerstörte er die Raubburgen der Raubritter, wie die Festen derer, welche an der Weser und an andern Orten ungerechte Zölle erpreßten. Auch war zwischen Heinrich dem Löwen und dem neuen Herzog Bernhard ein nicht unbedeutender Streit um das Herzogthum im Fortglimmen. Der Kaiser mußte hier im Norden des Reichs für festen Friedenszustand sorgen, wenn er ruhig sein großes Unternehmen im Osten ausführen wollte. Der gedemüthigte Welfe, im Reiche zurückgelassen, blieb eine gefährliche Brandfackel. Auf einem Reichstag zu Goslar ließ er ihm die Wahl, entweder seinen Ansprüchen auf seine früheren Würden zu entsagen, und für diese Entsagung Wiedereinsetzung in einen Theil derselben zu empfangen, oder auf kaiserliche Kosten mit ihm die Heerfahrt ins Morgenland mitzumachen, und dann in alle seine alten Würden und Ehren wieder eingesetzt zu werden, oder endlich zu versprechen, mit seinem Sohn Heinrich abermals auf drei Jahre den deutschen Boden zu meiden. Des Reiches Ruhe und das Heiligste der damaligen Christenheit, für welches Friedrich nur, wenn die erstre sicher war, zu Feld ziehen konnte, heischten von dem Löwen eines dieser Opfer. Der Löwe zog es vor, sein Vaterland zum zweitenmal zu meiden, als an seiner alten Ehre die geringste Schmälerung anzuerkennen, oder als Vasall im Gefolge des Kaisers durch die Lande, wo er früher von mächtigen Königen und Kaisern als einer der größten Fürsten empfangen worden war, einen Zug mitzumachen, auf welchem die Gefahren, welche ihm von den Ungläubigen drohten, für ihn die geringsten sein konnten.

Nach und nach kehrten die kaiserlichen Abgeordneten von ihren Sendungen zurück. Der Erzbischof Konrad von Mainz war an den Ungarnkönig Bela III. geschickt worden und hatte glücklich mit demselben den Durchzug und die Verpflegung des Kreuzheers verhandelt. Gleich

glücklich war die Unterhandlung mit dem Fürsten von Serbien. Kilidsch Arslan, der Seldschuken-Sultan von Cogni (Iconium) gab dem kaiserlichen Bevollmächtigten, Gottfried von Wiesenbach, die freundschaftlichsten Zusicherungen. Isak Angelus, der griechische Kaiser, ließ, wie der Sultan von Cogni, durch eigene glänzende Gesandtschaften die Freude versichern, den großen Kaiser mit seinem Heere in seinem Lande zu begrüßen und zu bewirthen. Kilidsch Arslans Gesandtschaft bestand aus 1000 Köpfen und 500 Pferden, und es hob den Kaiser in den Augen der Deutschen nicht wenig, ihn von Königen so geehrt zu sehen, deren Namen sie kaum gehört hatten. Auch an Saladin sandte Friedrich seinen Vertrauten, Heinrich von Diez, schon um Himmelfahrt 1188. Zwischen Friedrich und Saladin waren schon früher Schreiben und Geschenke gewechselt worden. Die Küstenstädte Italiens, welche Handel nach Saladins Staaten, besonders nach Egypten trieben, hatten dazu Anlaß gegeben, und die beiden größten Männer ihrer Zeit waren in Handelsverbindung und freundliche Verhältnisse mit einander getreten. Heinrich von Diez hatte den Auftrag, Jerusalem und alle eroberten Plätze, das heilige Kreuz und alle Gefangenen zurückzufordern, im Weigerungsfalle die freundschaftliche Verbindung aufzukünden und ihm den Krieg des ganzen römischen Reichs zu erklären. Saladin erbot sich, das heilige Kreuz zurückzugeben, alle gefangenen Christen in Freiheit zu setzen, einen christlichen Priester am heiligen Grab zu dulden, die vor der ersten Kreuzfahrt vorhandenen Klöster und geistlichen Güter auszuliefern, freien Zutritt zum heiligen Grabe zu gestatten und die noch nicht eroberten christlichen Landschaften nicht anzugreifen. Die Unterhandlung, ihrer Natur nach eine bloße Förmlichkeit, konnte weder die Rüstungen noch den Ausbruch des Krieges hemmen.

England und Frankreich vergaßen ihre unter der Ulme zwischen Gisors und Trie geschehene Aussöhnung und ihres Kreuzgelübdes. In gräuelvollem Kriege, in welchem der alte König Heinrich von dem eigenen Sohne Richard, dem Grafen von Poitou, im Bunde mit dem französischen König vatermörderisch bekämpft wurde, wütheten sie gegeneinander. Der Kaiser aber ließ einen allgemeinen Landfrieden im Reich beschwören, und bestellte seinen Sohn, den König Heinrich, zum Reichsverweser. Dann brach er von Regensburg nach dem Morgenland auf, während Heinrich der Löwe auf der entgegengesetzten Seite den deutschen Boden verließ, im Mai 1189. Friedrich fand die Zahl des Heeres

nicht so groß, als er erwartete. Es war ausdrücklich das Gebot ausgegangen, daß keiner vor dem Sankt Georgentag den Zug antreten solle, und keiner auf einem besondern Wege, damit das große Unternehmen nicht durch Vereinzelung geschwächt würde. Aber Schaaren von allerlei Völkerschaften zogen ihm dennoch voraus, eine wahre Wallfahrtswuth hatte sie den bestimmten Tag nicht abwarten lassen. Tausende schifften sich auf dem Rheine ein, um, an Portugal vorbei, durchs Mittelmeer an die Küsten Syriens zu gelangen, Andere zogen den nächsten besten Weg dem Kaiser voraus, so Viele aus dem Norden Deutschlands, die geradezu durch Böhmen nach Ungarn pilgerten. Andere gingen über die Alpen durch Italien, um sich in den apulischen Häfen einzuschiffen. Doch zählte das große Kreuzheer bei Regensburg, das sich aus Sachsen und Lothringen, Franken und Bayern, Ober- und Niederschwaben, Elsaß und Steiermark unter der kaiserlichen Kreuzfahne nach und nach sammelte, gegen 20,000 wohlgerüstete Ritter, ohne Knechte und Fußgänger, ohne geistliche und bürgerliche Pilger. Der Kaiser mit den Heeresfürsten und ihren Gefolgen bestieg am 23. April die Schiffe, und fuhr die Donau hinab, während das übrige Heer an beiden Ufern des Stromes mit Rossen und Wagen in langen Streifen zu Lande hinzog. Jeder Tag sah auf Seitenwegen neue helle Haufen mit Kreuzfahnen dem großen Heere sich anschließen, besonders in Wien, wo Herzog Leopold den Kaiser und die Kreuzfahrer auf das Ehrenvollste empfing. Während aber der Kaiser in Wien weilte, riß ein so sittenloses Leben und solche Neigung zu Ausschweifungen unter den Wallbrüdern ein, daß der Kaiser sich genöthigt sah, von einem großen Schwarm Taugenichtse und Ausschweifenden das Heer zu säubern. Zu Preßburg, der letzten deutschen Stadt, der Pforte Ungarns, empfahl der Kaiser den deutschen Fürsten, die den Kreuzzug nicht mitmachten und ihm bis hieher das Ehrengeleit gegeben hatten, zum letztenmal das Reich und die Seinen. Vor Gran, der Hauptstadt Ungarns, ritt ihm der König mit 1000 Reitern feierlich entgegen, und der König und die Königin wetteiferten in Ehrenbezeugungen gegen ihn. Sie schenkten ihm ganze Vorrathshäuser, prächtig geschirrte Kameele, gestickte Zelte, kostbare Tapeten, worin Jagdstücke gewirkt waren, und einen elfenbeinernen Sessel, voll der kunstreichsten Zierrathen. Die Königin war die Urheberin dieser Gaben und sie auch bat den Kaiser, bei dem König die Freilassung seines Bruders, den er seit fünfzehn Jahren gefangen hielt, auszu-

wirken. Der König vermochte seinem hohen Gaste dieselbe nicht zu weigern, er stellte ihn sogar an die Spitze von 2000 Ungarn, um als Ehrengarde den Kaiser durch das Land zu geleiten. Vier Tage lang dauerten den Gästen zu Ehren die Feste und Jagden an den Ufern der Donau, und Friedrichs gleichnamiger Sohn, der Schwabenherzog, verlobte sich mit einer Tochter des Ungarnkönigs. Hier vereinigten sich auch die vorausgezogenen böhmischen und thüringischen Haufen und viele Ungarn mit dem Kreuzheer, und Friedrich machte strenge und weise Lagergesetze bekannt, und ließ alle Wallbrüder darauf schwören. Zu Belgrad hielt er große Heerschau. Zwei Edle aus dem Elsaß strafte er am Leben, vier andern ließ er die Hand abhauen, weil sie die beschworene Lagerordnung gebrochen und geplündert hatten, und schlug bei einem großen Waffenspiele sechzig Knappen zu Rittern. An der Morawa traf er reich mit Lebensmitteln beladene Wagen, welche der Ungarnkönig dem Heere schenkte. Der Kaiser überließ ihm alle Schiffe, mit denen er von Regensburg gekommen war. In vier Heerhaufen getheilt, zogen die Wallbrüder in die Länder der südlichen Donau hinein, die Ungarn und Böhmen voran, in der Mitte der Schwabenherzog Friedrich mit den Franken, Schwaben und Bayern, in der Hinterhut der Kaiser mit den andern Deutschen. Auf bulgarischem Boden erfuhren sie die ersten Feindseligkeiten. Isak Angelus, der zu dieser Zeit auf dem Throne zu Konstantinopel saß, war ein feiger und elender Fürst. Die griechische Nation glich ihm. Arglist sollte alle Tugenden ersetzen. Die Vermählung der normannischen Constantia mit dem König Heinrich und die enge Verbindung des Kaisers mit dem Normannenkönig, der mit den Griechen im Krieg lag, und erst kürzlich ihre ganze Küste gräulich verwüstet hatte, machte den Zug des Kaisers dem feigen Byzantiner höchst verdächtig, er zitterte für seinen Thron, und sann darauf, durch Hinterlist das Kreuzheer zu verderben; er verband sich heimlich mit Saladin und wurde so an dem mit Friedrich geschlossenen Bündniß zum Verräther. Er reizte zuerst die Bulgaren auf, das Kreuzheer anzugreifen und die Gebirgspässe zu besetzen. Friedrichs Abgeordnete wurden darum von dem Fürsten der Bulgaren mit ihrem Gesuch um freien Durchzug zurückgewiesen. Er aber brach sich als ein Held seine Bahn, erstürmte die Gebirgspässe, nahm nach heftigem Kampf mit den wilden Bulgaren, die hinter den Büschen und Bergwänden tapfer fochten, ihre Stadt Brandiz und zerstörte sie. In Nyssa fand er bei dem Fürsten

der Serbier dagegen die ehrenvollste und gastfreundlichste Aufnahme. Der Fürst bot dem Kaiser alle Dienste gegen die Ränke der elenden Griechen an. Der Kaiser sandte, noch immer ohne Verdacht gegen den griechischen Herrscher, seinen Vertrauten Heinrich von Diez, den Grafen von Nassau und den Bischof von Münster mit 500 Pferden nach Konstantinopel voraus, um den Durchzug vorzubereiten. Isak Angelus ließ die Gesandten gefangen nehmen, die Städte schließen, die Lebensmittel flüchten, die Gebirgspässe besetzen und vermauern, die Straßen verderben und allen Kreuzfahrern, die sich vom Heere entfernten, nachstellen. Er ließ dem Kaiser sagen, die Könige von Frankreich und England, und der Herr von Brandiz haben ihm berichtet, daß Friedrich ihn vom Throne stoßen und die griechische Krone seinem Sohne, dem Schwabenherzog, aufsetzen wolle. Sein freundschaftlicher Verkehr mit dem Fürsten von Serbien sei auch sehr verdächtig, und er, Isak, müsse sichere Geißeln verlangen, wenn er den freien Durchzug gestatten solle. Ein Mönch, Dositheos, hatte dem leichtgläubigen Isak geweissagt, daß Friedrich ihn stürzen wolle, aber vor dem nächsten Osterfest sterben werde. Der Kaiser ließ an Isak zurückmelden, er hege keine feindliche Absicht gegen das griechische Reich, Gewalt werde er mit Gewalt vertreiben; vor Allem müssen seine Gesandte auf freien Fuß gesetzt werden. Indessen erstürmte der Schwabenherzog den ersten von den Griechen besetzten Paß, der aus der Bulgarei nach Macedonien führte. Die Ritter rückten auf der Straße vor, die Lanzknechte kletterten die Bergwände hinan und zerstäubten die feigen Griechenschaaren. Ein Ritter, der krank dem Heere folgte, raffte sich beim Beginn des Kampfs von seiner Sänfte auf, erschlug mehrere Griechen und legte sich dann wieder auf sein Lager. So zog das Heer gegen Philippopolis. Regenströme und übermäßige Hitze erzeugten Fieber und viele Wallbrüder starben. Der zweite Gebirgspaß ward erreicht. Er war vermauert und hinter der Mauer zeigten sich Schaaren leichten und schweren Fußvolks. Die Schwaben, welche die Vorhut hier bildeten, stürmten und wurden zurückgeschlagen. Die Griechen verfolgten sie nicht, sondern luden den Herzog Berthold von Meran, auf dessen Schlachthaufen die Schwaben sich zurückgezogen, zur gütlichen Verhandlung. Dieser reitet mit fünfzehn Rittern vor den Paß. Aus dem Hinterhalt werfen sich an hundert Griechen über ihn und seine Begleiter, um sie zu fangen. Berthold schlägt den Führer der Rotte zu Boden, die Seinen folgen

dem muthigen Fürsten, bald liegen vierzig verrätherische Feinde im Blut, die andern fliehen, und einundzwanzig derselben, adeligen Geschlechtes, sind gefangen. Am Schweif ihrer Rosse schleppten die Sieger die Elenden in das Lager zum Kaiser. Dieser ließ durch 500 Ritter den Engpaß zum zweitenmal stürmen. Der Paß ward nicht genommen, aber der Befehlshaber derer, die ihn vertheidigten, wagte nicht, den dritten Sturm abzuwarten, um Mitternacht zog er in der Stille ab, verbrannte die angrenzenden Ortschaften und warf sich mit den Bewohnern derselben in das Gebirge. Der Schrecken, der sie jagte, riß auch die Andern mit fort, welche den dritten Engpaß besetzt hielten. Sie flohen beim ersten Anblick der deutschen Vorhut. „Das furchtbare, eiserne Volk der Allemannen kommt auf eisernen Rossen!" schrieen sie fliehend ins Lager hinein, und das ganze Lager floh ihnen nach, an Philippopel vorbei, Konstantinopel zu. Auch die Einwohner von Philippopel flohen. Die Deutschen fanden die Stadt fast ganz verlassen, aber einen so großen Ueberfluß an Lebensmitteln darin, daß sie sich Anfangs die ermatteten Kräfte nach Herzenslust laben konnten. Hier ließ der Kaiser das Heer längere Zeit ruhen. Isak gestattete endlich den gefangenen Gesandten Friedrichs die Rückkehr. Auf die Botschaft ihrer Ankunft eilten Tausende deutscher Krieger ihnen meilenweit entgegen, und sangen mit ihren starken Stimmen so laut kriegerische Jubellieder, daß die Griechen, welche die rückkehrenden Gesandten geleiteten, erschracken, und sich vor denselben, wie sie kampfmuthig ihre Streitrosse um sie hertummelten, ihres Lebens nicht sicher hielten, bis ihnen der Schwabenherzog das ganze Schauspiel zu ihrer Beruhigung als eine gewöhnliche Art der Deutschen, ihre Freude zu bezeugen, erklärte. „Gott sei gelobt," rief der alte Kaiser, als er seine Gesandten wieder sah, und die Vertrauten umarmte, „daß ich meine verlorenen Söhne wieder gefunden habe!" Die Gesandten erzählten ihre Leiden und Mißhandlungen, und wie die Griechen am Hellespont eine große Macht zu Land und zur See gegen das Kreuzheer sammeln. Alle Deutschen ergrimmten. Die Schreiben, welche Isaks Abgeordnete mitbrachten, waren nicht der Art, diese Stimmung zu bessern. Isak nannte sich darin den allerheiligsten Kaiser der Römer, den Engel des ganzen Erdkreises, den Herrn der Herrscher, und Friedrich nur den ersten Fürsten der Deutschen, den Schutzherrn Roms. Er verlangte für freien Handel und Durchzug den Schwabenherzog und sechs andere Vornehme zu Geißeln, die Hälfte der

künftigen Eroberungen, und daß ihn Friedrich als Oberlehensherrn anerkennen solle. Der Hohenstaufe, der die Huldigungen der Fürsten und Könige aus allen Enden der Welt so oft an seinem Throne hatte niederlegen sehen, lachte dieser Albernheiten, und strafte die ungereimte Hoffarth Isaks und seine Verräthereien mit so kaiserlicher Hoheit, daß die griechischen Gesandten schamroth heimkehrten.

Dreiunddreißigstes Hauptstück.

Friedrichs Forderung, daß er sich vor Allem durch feste Pfänder gegen neue Treulosigkeiten der Griechen sichern, und daß darum Isak seinen Sohn, seinen Bruder, seinen Oheim, seinen Kanzler, Marschall und Truchseß als Geißeln ihm stellen müsse, wurde von Konstantinopel aus nicht erfüllt, im Gegentheil kam von dort die sichere Kunde von der kriegerischen Stimmung Isaks, über welchen als einen Schwachkopf seine eigenen Staatsbeamten in Briefen sich lustig machten. Der Patriarch daselbst predigte öffentlich in der Kirche: „Jeder Grieche, wenn er auch zehn Griechen ermordet hätte, wenn er nun hundert Kreuzfahrer tödte, werde dadurch bei Gott aller seiner Sünden ledig!" — Friedrichs Geduld war erschöpft. Er schrieb seinem Sohne, dem König Heinrich, ihm bis zum Frühjahr eine Flotte durch die lombardischen Städte zugehen zu lassen, um Konstantinopel zu Wasser und zu Land zu stürmen und zu erobern. Zugleich brach er am 22. November mit einem Theile des Heeres gegen Adrianopel auf. Sein Hausmarschall, Heinrich von Kallentin (Pappenheim), erstürmte die feste Burg Scribention, und der Schwabenherzog nahm zehn Städte zwischen Philippopel und Adrianopel. Kostbarkeiten jeder Art, kunstreich gewirkte Teppiche und seidene Gewande, Gold und Silber bereicherten die Sieger. In offener Schlacht geschlagen, floh der Bruder Isaks zum zweitenmal nach Konstantinopel. Adrianopel widerstand lange den Stürmen. Saladin hatte sarazenische Hülfsvölker den Griechen zugesandt, und diese unterstützten die Vertheidigung. Sie hielten die Hauptthürme und die Thore. Bei der Einnahme fand der Kaiser große Vorräthe, auf wenigstens sieben Wochen für das ganze Heer; er vertheilte nun, wie im eigenen Lande,

in der eroberten Landschaft seine Kriegsvölker in die Winterquartiere, und diktirte von hier aus dem griechischen Kaiser die Zahl und Größe der zu liefernden Schiffe zum Uebersetzen des Kreuzheers, Ort und Stelle der Ueberfahrt, und alles weiter zu Leistende. Isak blähte sich gegen die Ueberbringer des Schreibens noch immer, wie ein Pfau; er ließ sie während der ganzen Audienz stehen. Aber schon am 14. Februar 1190 trafen Gesandte von ihm im kaiserlichen Lager ein, und überbrachten die friedlichsten Anerbietungen. Zwei Tage darauf erschienen Gesandte des Sultans von Cogni, darunter eigene Söhne desselben, und erneuerten die früheren freundschaftlichen Zusagen. Die Gesandten Isaks versuchten zuerst, noch einmal den albernen Ton ihrer nichtigen Hoffart anzuschlagen, und von der Oberlehensherrlichkeit ihres heiligen Kaisers Isak über alle Fürsten der Welt zu sprechen, und von einem unzerreißbaren Netz, worin dieser alle Kreuzfahrer gefangen habe. Friedrich schnitt dieses Possenspiel kurz ab. „Ich bin Kaiser," sprach er, „durch die Wahl der Fürsten und gekrönt von der Hand des Papstes; eingedenk meiner Sünden, nenne ich mich weder selbst einen Heiligen, noch laß ich mich so nennen. Für jetzt sind wir Herr auch im griechischen Reiche, so weit wir es zu unserem großen Zwecke im Dienste Gottes bedürfen. Euer prahlerisches Netz ist Spinnweben für uns." Die unverständige Unhöflichkeit Isaks gegen die deutschen Gesandten strafte er, indem er gegen die griechischen so überhöflich sich stellte, daß er das ganze Gesandtschaftspersonal, vom ersten Sprecher bis zum Stallknecht herab, auf ganz gleichem Fuße behandelte. Abgeordnete der Königin Sibylle von Jerusalem warnten ihn auch jetzt noch vor der geheimen Tücke und beschlossenem Verrath der Griechen; es verlaute, daß die treulosen Glaubensverräther das Kreuzheer im Wein und Mehl zu vergiften abgeredet haben, und zu gleicher Zeit boten Gesandte des wallachischen Herrschers Kalopetros, der schon früher Friedrich aufgefordert hatte, der elenden Herrschaft der Byzantiner ein Ende zu machen, im Namen ihres Herrn 40,000 Wallachen als Hülfsheer an, wenn er die griechische Kaiserkrone mit der römischen vereinen wollte. Isak oder vielmehr seine verständigeren Umgebungen fühlten, daß es nicht länger Zeit sei, die Erfüllung der Weissagung des Mönchs Dositheos abzuwarten, der auf Ostern den Tod des abendländischen Siegers prophezeit hatte. Am 26. Februar verstand sich Isak, Genugthuung für die mißhandelten Gesandten nach des Kaisers weiterer Bestimmung zu geben,

allen bisherigen Schaden, wozu er das Kreuzheer genöthigt, auf sich zu nehmen, gegen bestimmten Preis alle nöthigen Lebensmittel zu liefern, das ganze Heer unentgeltlich nach Asien überzuführen, und vierundzwanzig Geißeln, wie sie Friedrich verlangte, für treue Erfüllung aller dieser Punkte zu stellen. In der Sophienkirche wurde dieser Vertrag feierlich beschworen, am 1. März brach das Kreuzheer von Adrianopel auf, und am 23. begann die Ueberfahrt. Seine Erfahrung aus dem früheren Kreuzzug her ließ den Kaiser nicht die Meerenge bei Skutari, sondern die Straße der Dardanellen wählen. So groß die Zahl der Schiffe war, welche Isak zusammengebracht, dauerte die Ueberfahrt doch bis zum sechsten Tage. Der Schwabenherzog war der Erste, der den Boden Asiens betrat, der Kaiser der Letzte, der das europäische Ufer verließ. Am 28. März bestieg er, als er mit Augen gesehen, daß alle die Seinen sicher hinübergeführt waren, selbst die festlich geschmückte Galeere, von beiden Ufern erklang die kriegerische Musik der Griechen und der Deutschen, und als sein Fuß das jenseitige Ufer berührte, warf er sich auf die Kniee, betete zu Gott und rief, sich erhebend, den Seinen zu, was Josua einst dem Volke Gottes beim Anblick Kanaans: „Siehe, der Herr hat dies Land in unsere Hand gegeben; Brüder, seid stark und getrost!“ Dann ordnete er das Heer aufs Neue. Der Schwabenherzog zog voran, das Gepäck in der Mitte, der Kaiser führte die Hinterhut. So ging der Marsch über das Gebirge zwischen dem alten Troas und Mysien. Bald wurden die Wege eng und steil, einfallender Regen machte sie schlüpfrig, die Wagen kamen nicht durch, das Gepäck mußte auf Saumthiere umgeladen, und was nicht Raum mehr fand, verbrannt werden. In den schmutzigen Winkeln Konstantinopels, in welche von den Prachtpalästen der reichen Aristokratie die Armuth zurückgedrängt war, wohnten fast eben so viele Diebe, als Köpfe, und Mord und Raub und alle Werke der Finsterniß wurden ohne Scham und Scheu geübt, ohne daß die Gerechtigkeit sie zu unterdrücken und zu strafen wagte oder vermochte. Um so weniger waren die Landstraßen und die Gebirge sicher, und alle Verheißungen und Schwüre, womit Isak sichern Durchzug den Kreuzfahrern gelobt, konnten die griechischen Räuberhorden im Gebirge nicht hindern, die Nachzügler des Kreuzheers zu überfallen. Ein schwäbischer Kreuzbruder aus der Donaustadt Ulm erkannte unter den von den Räubern Ermordeten die Leiche seines Bruders. Er verfolgt mit mehreren Waffengenossen die Spur der Mörder

und entdeckt im Waldesdickicht zehn Räuber. Ein See trennt sie von ihm. Die Genossen wollen umkehren. „So will ich allein," rief er, „das Blut meines Bruders von jenen Elenden fordern!" Er schwimmt hinüber, stürzt sich auf die Feigen, haut mehrere nieder, und während die andern fliehen, oder sich ins Wasser stürzen, kehrt er befriedigt in das Lager zurück. So gelangte das Heer unter steten Gefechten mit den räuberischen Banden nach Laodicea, an der Grenze des Reiches Cogni. Ein Theil der Gesandten des seldschuckischen Sultans begleitete noch immer den Zug des Kaisers, und der Empfang in Laodicea war so gastfreundlich, daß dieser freudig ausrief: „Wären die Griechen, unsere Glaubensbrüder, so gewesen, kein Tropfen Blut wäre geflossen, und wir wären schon am Ziel!" Gestärkt und jubelnd zog das Heer weiter südwärts. Ueberall waren die Einwohner gastlich, das Land üppig fruchtbar. Wenige dachten darum daran, Lebensmittel auf den Weiterzug vorsorglich mitzunehmen. Plötzlich sahen sich die Kreuzfahrer in einer unfruchtbaren, öden Gegend, und es zeigten sich türkische Horden, welche das Heer räuberisch umschwärmten und den Nachzug angriffen. — Der Kaiser beklagte sich darüber bei den Gesandten. „Unser Herr," antworteten diese, „leidet selbst oft von diesen umherschwärmenden wilden Horden; er vermag nicht, sie alle im Zaum zu halten, und es wird ihn freuen, wenn du sie vernichtest." Aber die Schwärme mehrten sich von Tag zu Tag, und folgten dem Heere auf der Ferse. Die Gesandten des Sultans Kilidsch Arslan erboten sich, in Begleitung des kaiserlichen Dollmetsch Gottfried, eines deutschen Ritters, den Anführer der umherschwärmenden Horden aufzusuchen, und ihn zur Einstellung der Feindseligkeiten zu vermögen. Aber weder die Gesandten noch der deutsche Begleiter kehrten zurück, und man mußte glauben, daß sie von dem Anführer der Horden gefangen gehalten werden. Die Gegend wurde immer öder, unwegsam und wasserlos. Mit Pferdefleisch und Wurzeln mußte man den Hunger stillen. Zu entkräftet, um weiter zu gehen, fielen Manche zur Erde auf ihr Angesicht, und fanden unter dem Schwert der Seldschucken den Märtyrertod. Die Lastthiere starben theils aus Mangel an Futter, theils wurden sie zum Verspeisen geschlachtet, und den ganzen Tag sah man die vornehmsten Ritter zu Fuß gehen. Der Kaiser ordnete den Zug so, daß die zu Fuß und die Kranken in der Mitte zogen, die Berittenen zum Schutz zur Linken und Rechten. Sie waren in ein enges Thal gelangt. Aus diesem zog sich die Straße

einen Berg hinan. Diesen zu gewinnen, eilte der Schwabenherzog mit der Vorhut voraus, und es entstand dadurch ein Zwischenraum, der die Vorhut von dem Hauptheer abschnitt. Plötzlich warfen sich von der Seite her gegen 10,000 Türken in die Lücke. In dieser großen Noth zeigte der greise Kaiser seinen schnellen Feldherrnblick und jugendliche Kraft: er führte das Hauptheer mit angestrengtester Eile den Berg hinan, und drückte die Türken zwischen sich und seinen Sohn. Ein Schleuderstein warf diesem zwei Zähne ein, aber unverzagt stürzte er sich mit seinen 2000 Rittern auf den Feind. Dieser floh nach hartem Kampf und großem Verlust. „Die Narbe deiner Wunde," sprach der alte Kaiser nach dem Siege zu seinem Sohne, „wird dir gut stehen und Jedermann anzeigen, daß du für den Herrn gestritten hast!" Aber eine neue Noth erschien. Die Straße fand man von den Türken verhauen und abgegraben, und rechts zeigte sich wüste Wildniß. Ein gefangener Türke wies endlich einen Weg links über das Gebirge in eine schöne Ebene. Viel Gepäck und viel von den noch übrig gebliebenen Thieren gingen beim Hinabsteigen von dem steilen Bergrücken verloren. Die Türken hatten aus der Ebene alle Lebensmittel weggebracht oder verderbt. So trog auch die Hoffnung, sich in der Ebene zu erquicken. Die Neckereien der schwärmenden türkischen Horden spannten die Erschöpften in steter Unruhe, sechs Wochen brachten sie die Rüstung nicht vom Leibe; bald hinten, bald vorn, bald von der Seite, bei Tag wie bei Nacht schreckte sie das wilde Kriegsgeschrei der Feinde und das Schmettern der Allarmhörner und der Trommeten auf. Alles war der Art, daß eine völlige Auflösung des Heeres unvermeidlich gewesen wäre, hätte nicht des großen Hohenstaufen gewaltige Hand das Regiment geführt. Er hielt die strengste Lagerzucht, kein Vergehen blieb ungeahndet an Großen wie an Geringen. Je verzweifelter die Lage des Ganzen, um so bewundernswürdiger zeigte sich der hohe, immer klare, sich gleichbleibende, ordnende Geist des Kaisers. Als er vernahm, daß Einzelne in feiger Verzweiflung zu den Türken übergegangen und den Islam angenommen, rief er: „Gott sei gedankt, daß das Heer von diesen Elenden gesäubert ist! Spreu muß vom Waizen gesondert werden. Wie hätten wir, so lange sie unter uns weilten, glücklich sein können?" Zu strenger Vollziehung der Lagergesetze sah sich Friedrich um so mehr veranlaßt, als Plünderungen, trotz des schärfsten Verbotes, auf türkischem Gebiet gegen die, Lebensmittel und Waaren aller Art zum Kauf anbie-

tenden Einwohner verübt, die Letztern eben zu solcher Feindseligkeit gereizt hatten, daß sie den umherschwärmenden Horden jeden Vorschub thaten. So erreichten die Kreuzfahrer am Abende des 13. Mai die Ebene von Finiminum (Philomelion), und hofften hier gastliche Aufnahme; denn noch immer glaubte der Kaiser nicht, daß die Feindseligkeiten, mit welchen die türkischen Horden ihn bisher beunruhigt, von dem Beherrscher von Cogni ausgegangen seien. Da sah man die ganze Fläche von Hunderttausenden seldschuckischer Krieger besetzt, und Alles schrie über Verrath des Sultans: aber Kilidsch Arslan war kein Verräther.

Kilidsch Arslan war nach allen Stimmen morgenländischer Zeitgenossen ein großer Fürst. Er hatte das Reich der Seldschucken nach Außen mächtig erweitert. Er hatte mit dem Kaiser des Abendlandes vor zwei Jahren den Freundschaftsbund geschlossen, aber nicht er war es, der diesen Bund nicht hielt, sondern seine Söhne. Die Zeit und die Arbeit seines Lebens hatten die Kraft des alten, einst so großen Kilidsch Arslan gebrochen, er vertheilte im vorigen Jahre sein Reich unter seine zehn Söhne, und schwächte so die kaum von außen vergrößerte türkische Macht wieder von innen. Als der gefürchtete Kaiser des Abendlandes dem Herzen des Reiches Cogni näher rückte, stieß Kotboddin, einer von des Sultans Söhnen, der sich an die Spitze des Heeres stellte, den alten Vater vom Thron, und vereinigte sich mit seinem Schwager, Malek Afdal, dem Sohne Saladins. Auf Saladin hatte die erste Kunde vom Anzug des großen Kaisers einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er den Kalifen davon in Kenntniß setzte, und alle gläubigen Moslims aller Orten zum heiligen Kriege aufrief und warb. Seinem Sohne Malek Afdal, dem Kilidsch Arslan seine Tochter vermählt hatte, sandte er Gold und Silber, um Söldner gegen das Kreuzheer zu werben. Malek nahm die umherschweifenden turkomannischen Horden in seinen Dienst, und ließ durch sie die Kreuzfahrer seit ihrem Eintritt in das türkische Gebiet beunruhigen. Jetzt, im Herzen des Reiches, standen er mit seinen vereinten Horden und Kotboddin mit seinen Kriegsvölkern dem Kaiser zur Hauptschlacht entgegen.

Vierunddreißigstes Hauptstück.

Es war der Abend des Pfingstfestes. Der Kaiser sah die Bestürzung seines von Hunger und Mühsalen abgematteten Heeres, und bat den Bischof von Würzburg, durch das heilige Feuer seiner Rede die Krieger des Kreuzes zu stärken. Der Bischof that dies, und auch der Kaiser sprach Worte der Ermuthigung. Der Hauch der Begeisterung belebte Ritter und Volk, und sie stimmten freudig den Schlachtgesang an, labten sich, so gut sie konnten, und ruhten in ihren Zelten. Das Morgenroth brach an, alle Krieger des Kreuzes lagen auf den Knieen, beichteten ihre Sünden und empfingen aus der Hand der Bischöfe und der andern Priester das Abendmahl und die Todesweihe. Dann ordnete der Kaiser die Schlacht. Im feindlichen Heere rathschlagten sie noch. Malek wollte angreifen. Ein Vornehmer im Rath brachte den Arm eines Türken, welchen ein Kreuzfahrer durch den Panzer durch vom Leib gehauen. „Herr," sprach er, „mit Männern von so starken Armen und gewichtigen Schwertern ist nicht räthlich, handgemein zu werden. Wollen wir sie besiegen, so müssen wir sie fort, wie bisher, aushungern, abmatten und beunruhigen." Malek verwarf jedes Zögern; er zweifelte nicht, die Christen durch seine Ueberzahl zu erdrücken. Der Kaiser stellte sich selbst an die Spitze des Vordertreffens, das Mitteltreffen vertraute er dem Grafen Rupert von Nassau, die Hinterhut dem Schwabenherzog. Mit furchtbarem Geschrei jagten die leichten Geschwader der Turkomannen heran, aber die gewaltigen eisernen Kreuzritter durchbrachen im ersten Gegenstoß alle ihre Reihen, und in Schrecken stoben die Hunderttausende auseinander, und vom Schlachtfeld hinweg. In dem schnell erfochtenen Siege mähte das Christenschwert gegen 10,000 Turkomannen. Die Kreuzritter hatten so begeistert gefochten, daß in der Begeisterung mehrere den heiligen Ritter Georg auf weißem Rosse mit der Lanze vor ihrer Schlachtordnung hergehen und streiten sahen, und Ludwig von Helfenstein bekräftigte dieses Gesicht mit einem Eide. Das Kreuzheer hatte keinen bedeutenden Verlust. Die Feinde waren besiegt und entflohen; aber kein Wasser, keine Lebensmittel bot die öde Gegend, nur Pferdeblut blieb für den brennenden Durst oder Rasenwurzeln, für den Hunger Esels- und Pferdefleisch. Da weit und breit kein Baum zu sehen war, wurde mit Sätteln und Lumpen gefeuert.

Am Tage darauf erst fanden sie sumpfiges Wasser und grüne Weide. Am zweiten Tage erschien ein Unterhändler Kotboddius. Er traf das Kreuzheer wieder in einer wüsten sandigen Gegend. Ein Turkomanne, den die Christen als Wegweiser gebrauchten, hatte sie mit kühner Todesverachtung in diese Einöde geführt. Viele waren dem Verschmachten nahe, und aus der Ferne herüber drang der höhnende Jubel der Türken. Kotboddin forderte für den Durchzug durch sein Land 300 Centner Goldes, oder für jeden Kreuzfahrer ein Goldstück. Der Kaiser antwortete: „Ein deutscher Kaiser zahlt keinem Sterblichen Zins. Dennoch, um im Frieden ziehen zu können, will ich statt eines Goldstücks für jeden einen Manlat ihm freiwillig schenken. Will er so nicht, so werde ich mir mit dem Schwerte Bahn brechen." „So erwartet um die dritte Stunde morgen den Angriff der Streiter des Propheten!" rief der Bote und sprengte davon. Der Muth des Kreuzheeres war groß, war auch die Kraft der Ermatteten demselben nicht gleich. Zwar erneuerten sich im Einzelnen die Thaten der Mährchenwelt in der Wirklichkeit. Auf dem Zuge der letzten Tage blieb ein Ritter hinter dem Hauptheer zurück, weil sein Pferd zu ermüdet war; er war riesenhafter Gestalt und unüberwindlicher Leibesstärke. Während er sein müdes Roß am Zügel fortführte, schwärmte eine Rotte Sarazenen um ihn her, die aber, staunend über die Riesengestalt des Deutschen, nur von ferne mit Pfeilen nach ihm zu schießen wagten. Unter seinem Schild und seiner festen Rüstung zog er seine Straße weiter, sich wenig um sie kümmernd. Endlich faßte sich einer der Feinde ein Herz, ritt nahe zu dem eisernen Riesen heran und zückte seinen krummen Säbel nach ihm. Da hieb der Ritter mit seiner Heldenfaust in Einem Streich beide Vorderfüße des feindlichen Pferdes durch, und spaltete gleich darauf mit einem zweiten Streich dem auf dem fallenden Pferd noch sitzenden Reiter den Kopf, die Brust, den Bauch, auch zu theuerst den Sattel des Pferdes, so daß der Rücken desselben noch dazu verwundet ward, und der türkische Mann in zwei Stücken zu beiden Seiten desselben hinunter fiel, zum Grausen der Andern, die flugschnell entflohen. Solche Thaten waren wohl ein Sporn für die Geister, aber die Leiber drohten dem Mangel zu erliegen. Kaum war der Bote Kotboddins hinweggeritten, als manche Stimmen laut wurden, man solle das feste Cogni zur Seite liegen lassen — denn die Stadt des Sultans war nicht mehr ferne — und rechts ab eiligst dem christlichen Armenien zuziehen. Der Kaiser aber

verwarf diesen Rath, der in der jetzigen Lage nothwendig verderblich werden mußte. „In Cogni," sprach er, „liegt Alles, was wir entbehren; Cognis Eroberung ist das Ende unserer Drangsal, morgen schlagen wir mit Gottes Hülfe in den Gärten des Sultans unser Lager." Mit dem Frühroth des 17. Mai brach der Kaiser in Schlachtordnung auf. Das Heer der Türken zeigte sich nur von ferne. In einem Halbmond umschloß es die Kreuzfahrer, und wich, wie diese vorrückten, mit wildem Geschrei zurück. Nur auf einzelnen Punkten kam es zu kleinen Gefechten. Gegen Mittag sahen sie die große Stadt Cogni und die fruchtbaren Gärten und Weinberge, und die Bäche, die von den Bergen herabflossen, und den glänzenden Spiegel des Sees. Es war ein Anblick für die Kreuzritter, nach dem langen Zug durch die Sandwüsten, als sähen sie das Paradies offen. Am Abend erreichten sie die Gärten des Sultans, und Menschen und Thiere erquickten sich an dem frischen Wasser, an Gras und Früchten. Sogleich gab der Kaiser alle Befehle zur morgigen Schlacht und zur Bestürmung der Stadt. Der Sturm wurde dem Schwabenherzog übertragen, das Hauptheer sollte im Lager bleiben und den Angriff des Türkenheers zurückschlagen. Niemand sollte vor gewonnenem Sieg plündern, wer Lebensmittel besäße, dem, der keine hätte, mittheilen, weil der nächste Tag entweder Alles in Fülle, oder den Tod und den Himmel brächte; Niemand mit dem Verbinden verwundeter Freunde sich aufhalten, sondern über den Gefallenen hinweg gegen den Feind stürmen, und Jedermann nur an den Sieg oder die Märtyrerkrone denken.

Die Nacht war eine schrecklich schöne Wetternacht. Den furchtbarsten Blitzen und Donnerschlägen, und einem Sturme, der viele Zelte niederriß, folgten Regenströme ohne Maß. Am Morgen brach die Sonne hervor, und Gesandte Kilidsch Arslans boten den Frieden. Der Kaiser verlangte vor Allem die Rückgabe seines Dolmetsch. Dieser wurde von Kilidsch Arslan sogleich aus der Stadt dem Kaiser zugesandt. Der Alte entschuldigte sich, daß er weder Theil noch Wissen davon gehabt, was seine aufrührerischen Söhne gethan, und erklärte sich bereit, das Kreuzheer in seine Hauptstadt aufzunehmen. Friedrich fürchtete Verrath. Er ordnete seinen Sohn zur Einnahme der Stadt ab, und er selbst beschloß, außen das Turkomannenheer anzugreifen. Dieses, auf 100,000 geschätzt, schloß das Kreuzheer in einem Halbkreis im Rücken immer enger ein. Die Priester, als sie, so weit das Auge

reichte, nur feindliche Lanzen und Schwerter blitzen sahen, hüllten das Haupt in ihr Gewand, den Tod erwartend; das Volk zagte, die Ritter sahen besorgt und selbst der große Kaiser ließ sich vom Augenblick den Ausruf entreißen: „Wäre das Heer zu Antiochien, mein kaiserlich Haupt gäb' ich darum!" Er fürchtete, die Feinde möchten warten, bis die brennende Hitze des Mittags die Seinen lähme, und dann über die Ermatteten fallen. Und schon neigte sich der Morgen. Kaum war ihm jenes Wort entfahren, der Verräther seiner innern Besorgniß, so bereute er es. „Was zaudern wir?" rief er laut durch die Reihen; „ich danke Gott, daß die Feigen uns endlich zu einer Schlacht stehen; um durch euer Blut den Himmel zu gewinnen, zogt ihr aus: folgt mir, Christus streitet für uns, Christus siegt!" Und der Erste spornt der greise Held sein Roß gegen die Feinde. Alle Ritter werden von dem Heldenmuth des alten Kaisers nachgerissen. Der Muth, die Begeisterung, ließen die körperliche Ermattung vergessen. Der, welcher einst die Kraft der Märtyrer stärkte, stärkte auch sie. Es sanken die Feinde zur Rechten und zur Linken, die Turkomannen waren keine Sarazenen, Malek kein Saladin, Haufen von Leichen thürmten sich schnell, und siehe, Siegesgeschrei erhob sich plötzlich von der Stadt aus, die Kreuzfahne wehte auf den Zinnen von Cogni. Der Schwabenherzog hatte nach kurzem Kampfe die äußere Stadt gewonnen, und, was ihm begegnete, niedergemacht; der Sultan war in die feste Burg mit seinen Kriegern und den Einwohnern geflohen. Die Einnahme der Stadt entschied den Sieg des Kaisers über das äußere Türkenheer, dieses floh; 10,000 Mann waren gefallen, und jubelnd zogen die Kreuzfahrer in Cogni ein. Der alte Kilidsch Arslan sandte zum zweitenmal Friedensgesandte an den Kaiser. „Daß du," ließ er ihm sagen, „nicht nach deinem Wunsch und Verdienst in meinem Lande aufgenommen wardst, ist eine Unehre für uns. Dir aber wird der große Sieg unsterblichen Ruhm bringen. Was geschehen ist, geschah, wie du weißst, ohne meinen Willen. Ich lag auf dem Schmerzensbett und vermochte weder über mich selbst noch über Andere zu verfügen. Ich bitte dich darum, jetzt milde zu sein, Geißeln zum Pfand des Friedens und, was du sonst willst, zu nehmen, dann meine Stadt zu verlassen, und dein Lager hinaus in die Gärten wieder zu verlegen." Die Bereitwilligkeit des alten Sultans, womit er allen Wünschen des Kaisers entgegen kam, und die Ausdünstungen der in der Stadt umherliegenden Leichname, bewogen Friedrich, dieselbe zu

verlassen. Er nahm zwanzig vornehme Geißeln und reichen Vorrath auf den Weg, gab Kilidsch Arslan sein Reich zurück und brach dann am 26. Mai mit dem erquickten Heere weiter nach Süden auf. Außer einigen leichten Berührungen mit umherschweifenden Horden durchzog das Heer ohne weitere Beunruhigung und Unbequemlichkeit die große Ebene. Nur einmal erschreckten während der Nacht wiederholte Erdstöße. So gelangte es an den Taurus, dessen hoher mit ewigem Schnee bedeckter Bergrücken die Halbinsel Kleinasien von Osten nach Westen durchschneidet. Viele armenische Christen kamen dem glorreichen Helden, dem der Ruf voraus eilte, hier entgegen und führten ihn über das hohe und öde Gebirge. Viel ging noch auf diesem beschwerlichen Zuge an Waffen und Thieren verloren, und freudig wurden die ersten Kreuze am Wege begrüßt, welche zeugten, daß das viel geprüfte Kreuzheer jetzt auf dem befreundeten Boden des Fürsten von Armenien war. Der Fürst des Landes ließ seinen Sohn mit seinen Kriegsvölkern zu ihm stoßen, und die wunderbare Mannszucht, die Friedrich handhabte, machte einen so günstigen Eindruck auf die Landeseinwohner, daß sie allenthalben dem Heer alle Bedürfnisse zu Markt brachten. So kam das Kreuzheer unter ihrem Geleit unverletzt durch die Berge Ciliciens, und unweit Seleucia, an den Ufern des Kalykadnus (Saleph) lagerte es. Hier wollte der Kaiser mehrere Tage ruhen. Lieblich und grün waren die Ufer des Stroms. Der Strom selbst nicht sehr breit, aber als Bergstrom reißend. Der Tag war heiß. Sich zu erfrischen und den Staub und Schweiß der letzten Tage in dem kühlen Gewässer abzuwaschen, legte der greise Kaiser nach fröhlichem Mahle die Rüstung ab, und warf sich, von Jugend an ein guter Schwimmer, in den Fluß. Er schwamm, kräftig rudernd; plötzlich versank er in einem Strudel vom Schlag getroffen. Zwei seiner Ritter Ludolph und Wildbrand von Hallermund, sächsische Grafen, und der Bischof Heinrich von Basel schwammen ihm zu Hülfe, der Strudel wurde ihr Grab; der Kaiser aber von einem andern Ritter, der zu Pferd in den Fluß sich stürzte, todesblaß und besinnungslos herausgezogen, als er, vom Strome fortgetrieben, mit dem Haupt an einen vorstehenden Baum zu hängen kam. Ohne Grenzen war der Kummer und die Bestürzung aller Kreuzfahrer. Alle Mittel schienen fruchtlos, den Erstarrten wieder zu beleben. Gegen Sonnenuntergang erst schlug der alte Held die Augen auf, aber es war der Abschiedsblick des Sterbenden. Die Erkältung in dem kalten

Gewässer übergab ihn einem schnellen Tode. Nach wenigen Worten an die ihn wie vernichtet umstehenden Freunde und Genossen seiner Thaten, schloß er für immer die Augen, am 10. Juni 1190, im 69sten Jahre seiner großen Laufbahn. Als sein Sohn, in dessen Hand die Hand des Sterbenden ruhte, fühlte, daß das Gehäus des gewaltigen Geistes kalt war, da erhob sich ein ungeheures Wehklagen um die große Heldentugend, die jetzt aus der Welt hinweggegangen. Vier Tage lang beklagten sie den größten unter den Fürsten der Erde. Das ganze Lager glich einem ununterbrochenen Feuermeer; denn vor jedem Zelte brannten in der Nacht zwei oder drei Trauerfeuer. Manche gelobten, zum Zeichen der Trauer, die Rüstung auf bloßem Leibe zu tragen. Alles Volk fühlte sich wie verwaist; es fühlte, sein Stern war gefallen, und es sah sich wie eine Heerde ohne Hirten in der Wüste. Aber Friedrich, des Kaisers Sohn, der Herzog der Schwaben, ermannte sich und sprach: „Mein Vater ist zwar gestorben, aber faßt euch und seid Männer, und nicht schwach, und die Hülfe des Herrn wird mit uns sein!" Sein Wort machte die Klagen verstummen. Sie balsamirten die Leiche des Kaisers und wählten den Schwabenherzog zu ihrem Führer. Er führte sie über Tarsus nach Antiochien. Hier aber genossen die Pilger von der Fülle der Lebensmittel, die sich nun ihnen bot, über das Maß, und Krankheit und Sterben folgten auf dem Fuße. So frühe zeigte sich, wie des großen Kaisers Geist allein es war, der alle Bewegungen, alles Thun und Lassen des Kreuzheers regierte, und wie er allein der feste Polstern der Krieger war. Rafften Seuche und Tod Tausende aus der Zahl der wehrhaften Streiter des Kreuzes hinweg, so zerstreuten sich Andere, hoffnungslos, nach dem Tod des Kaisers den Zweck ihres Gelübdes zu erreichen, nach allen Richtungen hin, viele auf die Schiffe, welche sie nach Italien hinüber schnell der Heimath zuführten. Nur 7000 Köpfe zählte das Kreuzheer noch, als der Schwabenherzog es von Antiochien hinwegführte, in der Mitte des Zugs die Leiche des großen Kaisers, als einen heiligen Talisman. Und er führte sie im Tode noch zum Siege. Nahe bei Tyrus von einem feindlichen Heere angefallen, stritten die Kreuzfahrer, die sich alle als Ehrenwache des Todten betrachteten, so tapfer, daß 4000 Sarazenen die Wahlstatt deckten und 1000 gefangen wurden. Zu Tyrus begruben sie mit Trauerfeierlichkeiten, wie sie einem solchen Todten gebührten, die Gebeine des Kaisers, und stießen darauf zu dem Heer ihrer morgenländischen Glau-

densbrüder, welches Accon belagerte. Aber schon drei Tage nach seiner Ankunft wurde auch der Herzog von Schwaben, wie der größte Theil seines Heerhaufens, von einer tödtlichen Seuche befallen, und er beschloß sein Leben am 20. Januar 1191. Die noch Uebrigen kehrten entweder trauernd in die Heimath zurück und fanden zum Theil unterwegs ihren Tod, oder verschmolzen sie sich mit den Kreuzfahrern, die bald darauf aus Frankreich und England anlangten, und kämpften als Glieder des Ordens der deutschen Ritter, den der Schwabenherzog kurz vor seinem Tode noch gestiftet hatte.

Große Thaten des persönlichen Heldenmuthes geschahen noch von diesen Kreuzfahrern, und der Name Richard Löwenherz ward so gefürchtet im Morgenlande, daß mit demselben die Mütter ihre Kinder schreckten. Aber es fehlte ihm, wie dem französischen König, der große Geist und die lange Kriegserfahrung des Kaisers Friedrich, und die Kreuzfahrt endete so schmählich, daß den Christen im Morgenland nichts blieb, als das Land zwischen Accon und Joppe, die heiligen Orte aber alle unter der Fahne des Propheten standen.

„Hätte Gott nicht," sagten die Sarazenen, „den Kaiser des Abendlandes, im Augenblick, da er in Syrien einbrechen wollte, hinweggenommen, so dürfte später von Syrien und Egypten gesagt worden sein: hier herrschten einst die Moslims!" So groß war die Furcht vor dem lebenden Kaiser und der Glaube an seine Unüberwindlichkeit, seinen Geist und sein Glück unter den Bekennern des Islams, und so groß die Erschütterung, die der Fall eines solchen Mannes machte; und man kann, wenn von irgend einem, von ihm mit den Worten des Dichters sagen: „Sein Tod war nicht der Tod eines einzelnen Menschen, die Hälfte der Welt lag in seinem Namen." Nach langem kriegerischem Leben hatte er sich durch den letzten Heldenzug nach dem heiligen Grabe romantisch verklärt, und der Heiligenschein des Martyrs, womit ihn der Tod umgab, warf über sein ganzes Leben sein Licht herüber, und den Augen der Zeitgenossen erschienen auch die dunkeln Partieen darin in einem poetischen Wiederschein. Zudem hatte ihn der Tod verklärt in dem fernen Morgenlande, dem Lande, wohin die Phantasie der Zeit die Wunder verlegte, und welches mit den abenteuerlichsten Farben der Romantik gewöhnlich geschildert wurde. Und die nächste Zeit, die auf ihn folgte, war so dunkel und schwer, daß die Sehnsucht, die ihn vermißte, ihn über der Nacht der Gegenwart als einen leuchtenden Stern der Ver-

gangenheit stehen sah, und er selbst, sein Charakter und sein Geist, seine Thaten und sein Streben, erschienen den Völkern in einem größeren Lichte; er erschien als eine erhabene Heroengestalt, frei von den Schwächen der Erde, als ein Ideal eines Kaisers. Bei Vielen fand die Kunde seines Todes, als sie nach Europa kam, keinen Glauben. Noch Jahre lang nachher blieb die Hoffnung im Volke auf seine Wiederkehr aus dem Morgenlande, so wenig konnte dasselbe sich an den Gedanken gewöhnen, daß ein so ungemeiner Geist und Held wie gewöhnliche Menschen dem Tode unterworfen sein, und sein Volk verwaist zurücklassen könne, und es bildete sich für alle Folgezeit die Sage aus vom Kaiser Rothbart, wie er, von einem Zauberer verwünscht, in der goldenen Aue im Kyffhäuser Berge schläft. Dorthin kam einst ein Mann vom Volke, der sich den großen Kaiser zu sehen sehnte, von einem Berggeist geführt, und der Kaiser saß in einer Grotte, deren Gewölbe mit leuchtenden Sternen überdeckt war. Er nickte, zog die großen Brauen zusammen, und fragte dann dumpf, ob die Raben noch um den Berg herum fliegen? und auf die Bejahung blickte er wie gen Himmel, hob langsam die Hände auf, und ließ sie wieder sinken. „Wehe," sprach er, „so muß ich noch hundert Jahre schlafen!" Und er entschlief wieder; sein silberner Bart ist ihm durch die steinerne Tafel gewachsen, so lange schon träumt und schläft er, bis die Stunde schlägt, wo er wieder erwachen und seines Volkes Herrlichkeit erneuen wird. Und sie zog sich hin, diese Sage voll tiefer Bedeutung, Jahrhunderte herauf durch die Geschichte des deutschen Volkes, wie die Weissagungen und Erwartungen von dem Erretter aus dem Hause des alten Königs David durch die Leidensgeschichte des Volkes Israel.

Drittes Buch.

Erstes Hauptstück.

Als der große Friedrich dem Morgenlande zuzog, war sein vierundzwanzigjähriger Sohn, König Heinrich, am Steuer des deutschen Reiches zurückgeblieben. Friedrich hatte, was er konnte, gethan, diesen Sohn für die schwere und große Aufgabe vorzubereiten, welche er seinem Hause gesetzt, und welche er sterbend ihm hinterlassen mußte. Aber Friedrich hatte das Schicksal vieler großen Männer. Sein Sohn Heinrich hatte die Schattenseiten des Vaters in einem Grade, welcher sie bis zu Lastern steigerte, bis zum Entsetzlichen; dagegen hatte er die Lichtseiten desselben weit nicht alle, und die er hatte, waren zum Theil bei ihm nicht in gleich großem Grade da. In der perfiden Staatskunst war er Meister; auch Unternehmungsgeist und Muth hatte er, obgleich ohne alle persönliche Tapferkeit, ohne die Heldenfaust seines Vaters. Mit jungen Jahren schon, während Gleichalterige noch den Knabenspielen oblagen, zog ihn Friedrich zu den Reichsgeschäften, und weihte ihn in die Geheimnisse der Regierungskunst ein. In den Geschäften, die er bisher geführt, zeigte er sich meist klug und geschickt, und diese beiden Eigenschaften brauchte er sehr, als sein Vater kaum über den Grenzen des Reiches war; denn die Verwirrungen, welche Friedrich glücklich gelöst glaubte, traten nach wenigen Wochen wieder hervor.

Heinrich der Löwe war zum zweitenmal in die Verbannung gegangen, unter der Bürgschaft, daß seine Lande während seiner Abwesenheit ungefährdet bleiben sollen. Aber seine Feinde fielen, sobald sie wußten, daß der Kaiser weit genug mit dem Kreuzheer entfernt sein mußte, um seine Rache nicht mehr fürchten zu dürfen, in die Besitzungen des verbannten Welfen ein und verwüsteten diese schonungslos mit Feuer und Schwert. Mitten unter diesen Greueln und Feindseligkeiten starb des Löwen Gemahlin, die edle Mathilde, die mit ihren jüngern

Kindern in Braunschweig zurückgeblieben war. Wohl hatte er die hohe Frau in seinen Stammlanden zurück gelassen, im Glauben, daß die Scheu vor der Anwesenden seine Feinde eher abhalten würde, seine Besitzungen zu beunruhigen. Der Gram über das Unglück, das ihren Gemahl und sie von ihrer Höhe gestürzt, und die neuen Verfolgungen brachen das Herz der stolzen Frau in der Blüthe der Jahre. Ihren Tod und die Verwüstung seiner Lande meldete ihm ein und derselbe Bote, und noch hatte er sich nicht von der Erschütterung gefaßt, als ein Bote aus Frankreich ihm den Hingang seines Schwähers, des englischen Königs, hinterbrachte. Die Einfälle seiner friedensbrüchigen Feinde zwar konnten ihn nicht überraschen; er wußte von früher, wie dieselben den Frieden halten würden. Ja er wartete wohl sehnsüchtig auf diesen Friedensbruch, und hatte schon, als er sich seine Lande zu verlassen entschloß, darauf gerechnet: dieser Friedensbruch mußte auch ihn seines Eides entbinden, er hatte gerechten Grund zur Rückkehr, und in des Kaisers Abwesenheit freien Spielraum, das Verlorene wieder zu gewinnen. Seine durch Mathildens Tod verwaisten Kinder, seine verwaisten überfallenen Lande und der Zorn und Drang nach Rache mußten ihn jetzt zur Rückkehr treiben, hätten ihn auch nicht die dringendsten Gründe der Politik und die Aufforderungen seines Schwagers, des neuen englischen Königs, Richard, und seines Eidams, des Dänenkönigs, dazu gespornt.

Im Herbste 1189 betrat sein Fuß wieder den vaterländischen Boden, und gleich begrüßte ihn das Glück, das ihm so lange abhold gewesen: der Erzbischof Hartwig von Bremen, jener, der ihn bei seiner ersten Rückkehr weder einer Antwort noch eines Grußes gewürdigt, und durch den schwärzesten Undank seinem ehemaligen Herzog so tief wehe gethan, war jetzt der Erste, der zu ihm übertrat und ihm die Stadt und die Grafschaft Stade einräumte. Das Glück des stolzen Priesters war dahin, und mit demselben sein Hochmuth. Fast zum Bettler geworden durch Kriege gegen die von der Politik des Kaisers ihm zugewürfelten Ditmarsen, deren Freiheitssinn gegen das Joch des Priesters sich sträubte, hoffte er jetzt von demjenigen Wiederherstellung seiner Macht, den er als einen Unglücklichen so schnöde zurückgestoßen; und Heinrich wies ihn nicht zurück. Wie der Anfang glücklich für ihn war, so war es der Fortgang. Die vornehmsten Herren in Holstein, deren Graf den Kaiser nach dem Morgenland geleitete, ritten dem Welfen entgegen

und begrüßten ihn als ihren Herrn. Er versprach ihnen Vergrößerungen, und sie gewannen für ihn durch Ueberfall alle Plätze des Grafen Adolph: Hamburg, Plön, Itzehoe und andre. Der Verweser der Grafschaft, der Graf von Dassel, mußte mit der Mutter und der Gemahlin des Grafen Adolph hinter die Mauern Lübecks fliehen.

Als der Löwe damals, da er Alles verloren gab, unter kaiserlichem Geleite von Stade aus in das Lager seines großen Gegners ritt, um gedemüthigt die Gnade desselben zu suchen, und er hart an Bardewick, seiner alten Stadt, vorüber geführt wurde, da stiegen die Bürger und die losen Frauen der Stadt, welche in ihm als dem Begünstiger Lübecks die Ursache des Verfalls ihres Handels sahen, auf die Mauern und Wälle und verhöhnten aufs Schnödeste durch Schmähworte und unanständige Geberden den gefallenen Fürsten. Dirnen auf der Mauer hoben die Röcke hinauf, und wiesen ihm den Bloßen. „Er möge ihnen drin flohen," riefen sie zu ihm hinab. Damals schwur der Welfe, wenn er mit Gottes Hülfe jemals wieder aufkomme, so wolle er sie so behandeln, daß sie das Gleiche keinem Fürsten mehr thun sollen. Darum, und weil die Stadt Bardewick durch ihre Größe und Lage höchst wichtig war, richtete er den ersten Angriff gegen diese. Ihn unterstützten der Graf Bernhard von Razeburg, Bernhard von Welpe, Helmold, Graf von Schwerin, und andre Große. Die alten Helden des Löwen sammelten sich wieder um ihn. Die Besatzung, die der Sachsenherzog Bernhard darein gelegt, hielt muthig zu den Bürgern, die ihre Stadt, des Schicksals, das ihnen feige Uebergabe bringen würde, gewiß, männlich vertheidigten. Heinrich kannte alle schwachen und starken Punkte derselben. Zuerst griff er sie da, wo sie an die vorüberfließende Ilmenau sich schließt, auf Fähren an. Zwei Tage währte der Sturm. Alle Angriffe schlugen die Bürger tapfer zurück. Nach einer Sage war es ein scheuer Ochse, der, durch den Fluß rennend, eine Furth zeigte nach einer Stelle, wo die Bürger den Angriff nicht erwartet hatten. Die Reisigen und das Fußvolk kamen glücklich durch den Fluß, die Mauer ward erstiegen. Aber von Straße zu Straße, Schritt für Schritt, von den Dächern, aus den Häusern kämpften die Bürger verzweifelt fort; ganze Straßen standen schon in Brand, aber zwischen den Flammen und den stürzenden Häusern wurde fort gemordet und geschlachtet. Endlich erlagen die Bürger den Kriegsschaaren des Welfen.

Wüthend mordeten diese fort unter den Wehrlosen, bis ihre Wuth

sich sättigte und sie die Ueberbliebenen gefangen annahmen. Die von den Flammen noch verschonten Theile der Stadt wurden ausgeplündert, dann Alles mit Feuer verbrannt, daß nichts überblieb als neun Kirchen, und als die einst so reiche Handelsstadt, die älteste Stadt des nördlichen Sachsen, im Schutt lag, ein wüster Trümmerhauf, aus dem sie sich später kaum zu einem Flecken wieder erhob, ward ein hölzerner Löwe über das Portal des Doms gesetzt, mit dem Tag der Zerstörung, dem 28. Oktober 1189, und den einfachen Worten: „Des Löwen Fußstapfen."

Lübeck öffnete ihm, geschreckt durch Bardewicks Schicksal und wohl mehr noch aus alter Liebe und Treue zu seinem Wohlthäter, seine Thore. Mit Lübeck hatte er einen festen Halt in den slavischen Landen. Lauenburg nahm er nach vierwöchentlicher Einschließung. Nach Braunschweig hatte er schon von England aus seinen Sohn Heinrich vorausgesandt, die Freunde um sich zu sammeln, und alle Vorräthe des offenen Landes in die festen Plätze zu bringen. Nur Siegeberg widerstand; und die holsteinischen Kriegsschaaren, womit er es durch einen seiner Hauptleute umlagern ließ, zerstreuten sich in ihre Heimath auf die Kunde, daß des Reiches Verweser, König Heinrich, mit einem Heer zur Züchtigung im Anzug sei; Walther von Baldensile, ihr Hauptmann, gerieth in Gefangenschaft.

Zu Goslar sammelte König Heinrich die Fürsten des Reiches um sich. Manche Fürstenfamilie war entweder mit ihren eigenen Gliedern in Feindschaft oder mit Nachbarn und Vasallen. Die besten Kriegsmannen hatte der Kreuzzug hinweggeführt. Der junge König war nicht sein Vater, der Kaiser, und doch war es ja diesem selbst früher oft schwer genug geworden, ein Heer aus dem Reiche zusammen zu bringen. Der Welfe wurde, ohne ihn zu laden oder zu hören, ohne Weiteres des Eidbruchs schuldig erklärt, und der König, obgleich für seine Person kein Held vom Fach, zog mit der geringen Macht der Fürsten, die ihn unterstützten, aus, den Löwen zu überfallen. Es war Mitte Novembers; aber der Winter hielt den Rachezug nicht auf. Der junge König sah in der Rückkehr des Welfen eine Verachtung seiner Jugend. Durch die Eroberung der Lande des Grafen Adolph, die während dessen Kreuzzug zu schützen der König verpflichtet war, hatte der Löwe diesen zum Krieg gegen ihn gezwungen, der ihm zuvor niemals hold war. Die Ueberrumplung Braunschweigs mißlang dem König. Der Sohn

des Löwen, der, während sein Vater Lauenburg belagerte, die Stadt vertheidigte, und die Bürger waren wohl gerüstet, und als die Bogenschützen und die Lanzknechte aus den Häusern der Vorstädte ihre Geschosse warfen, zur Vertheidigung jedes Hauses bereit, wagte der König keinen Angriff und begnügte sich mit der Verwüstung des offenen Landes, verbrannte Hannover, berannte Limberg, das Schloß Konrads von Roden, eines der Kriegshauptleute Heinrichs des Löwen, aber vergebens; dagegen entsetzte und verjagte er den Erzbischof Hartwig nach England. Mißmuthig über den geringen Glanz seines ersten Waffengangs im Felde, kehrte der König in der Mitte des Winters nach Schwaben zurück.

Der nächste Frühling 1190 änderte die Lage. Der Graf von Dassel hatte manche holsteinischen Vasallen wieder für sich gewonnen, und beunruhigte Lübeck. Den Handel dieser seiner geliebten Stadt zu schützen, sandte der Löwe drei seiner Helden, Bernhard von Razeburg, Helmold von Schwerin und Jordan, seinen Truchseß, hinaus, die Parteigänger zu vernichten. Getäuscht über die Zahl derselben griffen sie an. Helmold und Jordan wurden mit vielen gefangen, viele ertranken in der Trave. Der Graf von Razeburg entkam, während Helmold und Jordan, mit eisernen Fesseln in der Feste Siegeberg gebunden, jener durch 300, dieser durch 500 Mark Silbers sich lösen mußten. Dadurch verlor der Löwe die Herzen der meisten Holsteiner und das Vertrauen auf sein neues Glück. Der Beistand seines Eidams und der slavischen Fürsten blieb aus; was er bis jetzt gewonnen, waren zerstreute Plätze, deren Behauptung seine Streitkräfte zertheilte und schwächte. Er hatte keine Macht, mit Gewalt sein Recht durchsetzen zu können, und die wechselvolle Arbeit seiner frühern Eroberungen und Kriegszüge, das Alter und die Schläge des Schicksals hatten den Muth des Löwen und den Glauben an sich selbst gebeugt. Der mächtigste seiner Freunde im Reiche, der Kölner, war es nur im Geheimen, und auch diesen wußte die Politik des jungen Königs durch große Begünstigungen in Zoll- und Münzrechten und Gütern ganz für sich zu gewinneu. So erhielt der Löwe statt Hülfe nur den guten Rath von ihm, sich mit dem Könige zu vergleichen.

Der Kölner und der Mainzer machten die Vermittler, und bald nach dem Hoftage zu Fulda, der am 15. Juli war, söhnte sich der König mit dem Löwen aus. Ihm blieben alle Lande, die er bei seiner

Verbannung besessen; dazu erhielt er die Hälfte von Lübeck, die andere Hälfte der heimgekehrte Graf Adolph, dem ohnedies alle seine Vasallen in Holstein schon zuvor wieder zugefallen waren. Das Angenehmste für den Löwen war jedoch die in Aussicht gestellte Wiedereinsetzung in alle seine Rechte und Ehren in Sachsen. Dagegen mußte er sich verpflichten, die Mauer von Braunschweig an vier Seiten niederzureißen, Lauenburg zu schleifen, sich ruhig zu halten, seinen Sohn Lothar als Geißel dem Könige zu stellen, und seinen Sohn Heinrich mit fünfzig Rittern den König nach Italien begleiten zu lassen. Die beiden ersten Bedingungen waren nur scheinbar hart, und der Löwe wußte, daß der König auf ihrer Erfüllung nicht bestehen würde, wenn er sie umgehe. Denn was kümmert eine geringfügige Nebensache den Liebenden, wenn die Geliebte ihm entrissen zu werden droht? und Siciliens Krone mit ihren herrlichen Perlen, den Küsten und Eilanden Neapels, war die Geliebte des Königs Heinrich; ihr, nicht der gealterten Constantia, hatte er sich anvermählt. Italien forderte seine Gegenwart, der Friede allein entwaffnete den Löwen; er gab ihm die günstigsten Bedingungen und Verheißungen, um, sicher im Rücken, mit den Waffen der deutschen Fürsten und seines Hauses die ihm geraubte Krone des schönsten Landes der Welt zu retten.

Zweites Hauptstück.

Am 16. November 1189 starb Wilhelm II., König von Sicilien und Neapel, der letzte Ebenbürtige aus dem alten Fürstenhause der Normannen, erst sechsunddreißig Jahre alt.

Zwei Männer waren es vorzüglich, nach deren Rath und Weisheit er glücklich regiert hatte, Walther, der Erzbischof von Palermo, und Matthäus, der Kanzler des Königs. Diese Beiden waren die zwei Säulen, an welche sich alle Großen des Königreichs lehnten. Beide bargen beim Leben des Königs unter dem äußern Schein der Freundschaft den wechselseitigen Haß. Der Tod des Königs ließ diesen Haß offenbar werden, und dieser zwei Männer Spannung riß das ganze Königreich in einen Strudel von Wirren.

Walther, der Erzbischof, stand an der Spitze der kaiserlichen oder

deutschen Partei, auch jetzt wie früher. Er wollte den Erbvertrag, der bei Constantias Vermählung mit dem Kaiser geschlossen worden, aufrecht erhalten, und den sicilischen Thron der Gemahlin Heinrichs des Hohenstaufen übergeben. Alle Großen und Vasallen des Reiches hatten auch ihr und ihrem Gemahl früher als Erben gehuldigt, für den Fall, daß Wilhelm II. kinderlos stärbe. Der Kanzler aber stellte sich an die Spitze einer Gegenpartei, welche einen einheimischen König und ein unabhängiges Vaterland wollten, und zu dieser gehörte die Mehrheit der Nation.

Denn der Glanz des hohenstaufischen Namens war ein Schreckensglanz auf der ganzen Insel, und die deutsche Nation hatte durch ihre italienischen Kriegszüge ihren Namen furchtbar, aber auch zum Abscheu gemacht, besonders in den Gegenden, wohin nicht sie selbst, nur die Gerüchte von ihr kamen. Am wenigsten hatten die Sicilianer fröhliche Erwartungen von König Heinrich, obwohl ihn sein Hofdichter Gottfried von Viterbo die Blume der Welt und den Ausbund der Fürsten genannt hatte. „Wehe, dreimal wehe!" klagte einer der edelsten Sicilianer beim Tode des Königs Wilhelm; „schon sehe ich im Geiste die wilden Horden der nordischen Barbaren einbrechen in unsere reichen Städte, und unsere durch langen Frieden blühende Lande mit Schrecken, Mord und Raub erfüllen, und mit ihrer Völlerei beflecken. Ich sehe, und unwillkürliche Thränen preßt mir der Anblick aus, den kommenden Jammer in all seinen Gestalten: hier Jungfrauen unter den Augen ihrer Eltern entehrt, dort edle Frauen jedes Schmucks auf dem Haupt, am Hals, auf dem Busen beraubt, verspottet, schamroth ihr unseliges Geschick beweinend, welches ihr keusches Ehebette dem Muthwillen und der rohen Lust schändlicher Barbaren preisgab. Denn nie wird durch die Stimme der Vernunft, eine Regung des Herzens oder ein religiöses Gefühl und die Schrecken der Kirche die deutsche Wuth beherrscht, gemildert oder gezügelt. Ein angeborner Mordsinn, Raubsucht und Zügellosigkeit reißen sie hin zu jedem Verderblichen. Wer wird es ertragen können, die Verwüstung der Städte zu sehen, das ehrwürdige Silberhaar unserer Greise mit Staub und Asche bestreut, unsere Frauen statt in köstlicher Seide in grobes Trauertuch gekleidet, unsere Kinder schreckensvoll beim rauhen Klang der barbarischen Sprache, und alle Bewohner des Landes von der Höhe des Glücks in das äußerste Elend gestürzt?" Mit so grellen, abschreckenden Farben schilderte die Partei

der Unabhängigkeit die Deutschen, forderte die Nation auf, aus ihrer Mitte einen tüchtigen König zu wählen, und mahnte die griechisch-maurische Bevölkerung und die normannisch-italienische, einträchtig zusammen zu halten, dann werde jeder Angriff der Fremden zurückgeschlagen werden können.

Noch lebte ein Seitenverwandter des normannischen Fürstenstammes, Tankred, Graf von Lecce, ein Enkel König Rogers I. Alle glänzenden Eigenschaften eines Ritters und Fürsten schmückten ihn, eine schöne Menschlichkeit, ein offener Sinn für alles Edle, für Wissenschaft und Kunst; aber er war nicht legitim. Sein Vater, Herzog Roger von Apulien, des alten Königs Roger ältester Sohn, hatte ihn mit der edeln Gräfin von Lecce in einer Ehe erzeugt, welche weder jemals die väterliche Zustimmung erhalten hatte, noch durch die Einsegnung der Kirche geheiligt worden war. Diesen letzten männlichen Sproß des Königshauses empfahl ein Theil der Partei der Unabhängigkeit der Nation zum König, und die deutsche Partei erlag; der größte Theil des hohen Adels und der Städte wählte ihn zum König, er wurde feierlich nach Palermo geführt und daselbst gekrönt im Januar 1190. Sicilien jubelte laut; nur in Apulien erhob die Furcht vor der Macht der Deutschen die Stimme des Widerspruchs; aber auch diese verstummte unter der Masse, als der Papst dem neugewählten König Tankred die Belehnung ertheilte.

Die deutsche Partei verstärkte sich jedoch, sobald Tankred gekrönt war. Es waren zu viele stolze Große, welche sich durch Tankreds Erhebung zurückgesetzt fühlten. Denn sie sahen in Tankreds Thronbesteigung nicht eine Erbfolge, sondern eine freie Nationalwahl. Vor allen achtete sich Graf Roger von Andria übergangen. Als erster Großwürdeträger des Reichs, als Präsident des obersten Gerichtshofs, als Kronfeldherr und Statthalter in Apulien glaubte er, wenn einmal ein Wahlkönig den Thron besteigen sollte, sich desselben würdiger. Er sammelte andere mißvergnügte Große um sich, und schickte in Verbindung mit dem Haupte der deutschen Partei, dem Erzbischof von Palermo, Eilboten an König Heinrich, persönlich oder durch seine Feldherren das ihm geraubte Reich einzunehmen. Tankred sparte weder die Schätze, die er in der königlichen Schatzkammer vorfand, noch andere Gnaden und Schenkungen, um die Sicilianer zu gewinnen. Die Könige Richard und Philipp August überwinterten zwar auf ihrer Kreuzfahrt als gefährliche Gäste auf der Insel; Tankred aber wußte sich mit ihnen zu

stellen und brachte durch seinen Schwager, den Grafen Richard von Acerra, welchen er reichlich mit Gold zu freien Spenden und mit Kriegsvolk versah, schnell fast ganz Apulien unter seinen Gehorsam.

An Ostern 1190 sandte König Heinrich von Deutschland aus den Erzbischof Konrad von Mainz, den Wittelsbacher, und Diether, den Kanzler, nach Apulien, um getreulich und genau den Gang und die Lage jener Verhältnisse zu verkundschaften. Beide entzweiten sich: Konrad kehrte bald zurück, und von Diether kam gegen Ende des Jahres ein so günstiger Bericht, daß Alles leicht einzunehmen schien. Gleich mit der Abordnung jener Beiden gab er dem Reichsmarschall Testa, seinem Statthalter in Toscana, den Befehl, den Krieg in Apulien zu beginnen, der deutschen Partei als Anhalt, Tankred und den Seinen zum Schrecken. Dieser vereinigte sich mit dem Grafen von Andria und den Mißvergnügten, erstürmte und zerstörte Corneto, das Eigenthum des Abts von Venusium, der zu Tankred geschworen, und verfuhr aufs Grausamste gegen Anhänger Tankreds im Lande, gleich als wollte er den Beweis für Alles liefern, was die Unabhängigkeitspartei Gräuelvolles den nordischen Barbaren nachgesagt. Den Grafen von Acerra umlagerte er in der festen Stadt Ariano; aber die unerträgliche Sommerhitze, welche Seuchen erzeugte, schmolz sein Heer, daß er im September aus Apulien hinwegzog. Dadurch erhielt der Graf von Acerra die Oberhand, verlockte hinterlistig den Grafen von Andria zu einer Unterredung, ließ den Vertrauenden überfallen und qualvoll hinrichten. So zu verfahren gegen einen Verräther an seinem König, sei kein Unrecht, sagte Tankreds Partei und rief dadurch selbst Repressalien hervor. Nachdem der mächtigste Gegner Tankreds unter den Großen des Landes nicht mehr war, unterwarfen sich alle Plätze. Tankreds Sohn, Roger, ward zu Brindisi als Mitregent gekrönt und verlobte sich mit der griechischen Kaisertochter Irene. So trat Tankred mit Isak Angelus in Bund, als der ersten fremden Macht, die ihn anerkannte.

König Heinrich erfuhr zu gleicher Zeit den Rückzug Testas und den Tod seines großen Vaters bei seiner Ankunft in Oberitalien. Die deutschen Fürsten, der Erzbischof von Köln an der Spitze, waren ihm bereitwillig zugezogen, mit besonders bedeutender Heeresmacht der Böhmenherzog Otto. Er ließ den Kölner mit einem Heerhaufen vorausgehen, er selbst kehrte nach Deutschland zurück, wo der Tod des großen Kaisers, wie in der ganzen Christenheit, tief gefühlt wurde, und wo

der zugleich eingelaufene Hingang des Landgrafen von Thüringen, der auf dem Kreuzzug kinderlos starb, und dessen Bruder gleichfalls auf der heiligen Fahrt einem ähnlichen Schicksal entgegen ging, bedeutende Aenderungen der bisherigen Verhältnisse erwarten ließ. Denn starb auch der Landgraf Hermann, dessen Mutter Kaiser Friedrichs Halbschwester war, so hatte König Heinrich, als naher Verwandter desselben, alle Aussicht, das Thüringer Land mit der hohenstaufischen Macht zu vereinen. Er hielt zu Mainz einen Reichstag, traf seine Anordnungen für seine Interessen, und eilte dann so schnell durch den Elsaß und die Schweiz wieder nach Italien, daß er schon im November 1190 in Mailand eintraf.

Die freien Städte Oberitaliens genossen nicht lange des schönen Friedens, der ihnen aus dem vieljährigen glänzenden und blutigen Kampfe mit der deutschen Königsgewalt aufgeblüht war. Kaum fühlten sie die Gefahr, die aus der Fremde gedroht, entfernt, so erhob sich unter ihnen selbst ein unnatürlicher Kampf, in welchem sie, bald Städte gegen Städte, bald in ein und derselben Stadt der Bürgerstand gegen den Adel, in wilder Leidenschaft kämpften. Eine Stadt war eifersüchtig auf die andere, der Adel in den Städten wollte allein herrschen und abgesondert von dem Volke für sich eine Freiheit pflegen, deren Vortheile und Vorzüge er nicht mit jenem zu theilen Lust hatte. Er betrachtete sich durch seine Tapferkeit, durch seine Einsicht und durch seine gebrachten Opfer als den Hauptschöpfer der Unabhängigkeit, und darum zu besonderen Bevorzugungen berechtigt. Das Volk, seines Werths, seines Rechts und seiner Kraft bewußt geworden, und mißtrauisch gegen den nur zu oft fühlbaren Mißbrauch, den der Adel sich von seiner Stellung und seiner Gewalt erlaubte, zog diesen mit den Waffen in der Hand zur Rechenschaft. Und so wurden in den Städten und zwischen den Städten in den nächsten Jahren nach dem Frieden die Leidenschaften ausgekämpft.

Als König Heinrich unter sie trat, empfingen ihn Alle zuvorkommend, zugethan; jede wollte des Königs Entscheidung für sich gegen ihre Nebenbuhlerin gewinnen, jede Stadt wie jede Partei. Der König, der sich um den Beistand Aller bewarb, begünstigte mit den süßen Redeblumen seiner Politik Alle, ohne es mit Einer zu verderben. Er schlichtete und glich aus, und setzte eine Strafe von 200 Pfund Goldes auf jeden Friedensbruch. Den Seestädten Pisa und Genua versprach er wichtige

Handelsbegünstigungen in Sicilien, und erhielt von ihnen die Zusicherung ihres Beistandes. So zog er, durch die Hülfe der oberitalienischen Städte und Bischöfe verstärkt, Rom zu, während die vereinigte Flotte der Pisaner und Genueser die Flotte Tankreds aufsuchte.

Der Papst Clemens III. hatte durch die Belehnung Tankreds das gute Vernehmen, welches seit Friedrichs Kreuzannahme zwischen dem römischen und dem deutschen Hofe bestand, feindselig gestört. Clemens hatte seinen Stuhl aus der Lombardei wieder nach Rom verlegt, und sich mit den Römern durch die versprochene Preisgabe Tusculums, dieser den Kaisern und den Päpsten so oft gegen Rom treu und hülfreich gewesenen Stadt, ausgesöhnt. Die Erfüllung dieses Versprechens aber hatte er immer hinaus geschoben. Die Römer lechzten nach dem Untergang der verhaßten Stadt, durch die letzten Niederlagen vor derselben rachgierig geworden. Durch sein Zögern hatte der Papst sie aufs Neue gegen sich gereizt. König Heinrich hoffte die Römer und den Papst zugleich für sich zu gewinnen; aber ehe er Rom erreichte, starb der Letztere, und Cölestin III., ein fünfundachtzigjähriger Greis, nahm seinen Stuhl ein. Dieser Papst schob seine eigene Weihe hinaus, um unter diesem Vorwand die Kaiserkrönung des Königs so lange hinausziehen zu können, bis dieser ihm die Zugeständnisse, die er wünschte, gemacht.

Heinrich durchschaute den Papst, und besetzte die Burgen in der Nähe Roms. Die Stadt Tusculum hatte ihm gleich bei seiner Ankunft ihre Thore geöffnet und ihn als ihren Beschützer gegen die Römer jubelnd aufgenommen. Zugleich wandte er sich an die Römer und versprach ihnen, gleich nach der Krönung aus der Nähe Roms sein Heer weg zu ziehen. Die Römer versprachen den Papst zur Papstweihe und zur Kaiserkrönung zu zwingen, wenn er ihnen das verhaßte Tusculum preis gebe. Und des großen Friedrich entarteter Sohn gab sie ihrer feigen Rache preis, die edle Stadt, die seinem Vater und ihm immer treu gewesen, die seinem Hause so große Opfer gebracht, welcher er selbst erst kurz das Wort seines königlichen Schutzes gegeben. Er zog seine Besatzung aus der ihm vertrauenden und vertrauten Burg heraus, überlieferte dieses Asyl des Reiches gegen Roms Widerspenstigkeit den Feinden, und lud so unauslöschliche Schmach auf sich und das Reich. Die Römer strömten heraus, was Füße hatte, in derselben Stunde, am heiligen Charfreitag, brachen die Thürme und Mauern, und zerstörten die alte edle Stadt von Grund aus mit Feuer. Viele Bürger

wurden erschlagen, fast alle an Füßen, Händen oder andern Gliedern schauderhaft verstümmelt und mißhandelt. Neben und über dem Grabe ihrer Vaterstadt bauten sich die überlebenden, verrathenen Einwohner, die getreuen Söhne des Reichs, zum ärmlichen Obdach Laubhütten, und der Name Frascati, den diese Laubhütten der Wohnstätte der Tusculaner von da an gaben, vererbte die Schandthat des Königs auf die späteste Nachwelt.

Die Römer drangen zum Dank drohend in den Papst, Heinrich zu krönen. Cölestin war mit dem Hause Welf durch den Markgrafen Azzo verwandt. König Heinrich versprach dem jungen Welfen Heinrich, des Löwen Sohn, der ihn begleitete, seine höchste Erkenntlichkeit, ja die Wiedereinsetzung seines Vaters in alle seine Lande und Würden, wenn er bei seinem Verwandten, dem Papste, die Krönung auswirke. Die Verwendung des edeln Welfen und das Drängen der Römer überwanden Cölestins Zögern, und nachdem er am Osterfest die Papstweihe empfangen, krönte er Heinrich und Constantia des andern Tages, am 15. April 1191, mit der kaiserlichen Krone. Klüglich wurde die sicilische Angelegenheit vor der Krönung nicht berührt. Freudenfeste folgten, in deren fröhliches Geräusch, ein greller schneidender Mißton, das Weheklagen der Schlachtopfer tönte, durch die Heinrich diese Herrlichkeit erkauft hatte. Dann brach er auf nach Apulien. Der Papst und Tankred suchten jetzt seinen Weiterzug zu hemmen, jener durch Bitten und Drohen, dieser durch Anerbieten. Der Kaiser sprach: „Durch Erbrecht ist Sicilien und Apulien mein, und auch ohne das ist es das letztere schon durch altes Kaiser- und Lehenrecht.“ Cölestin wagte nicht weiter zu gehen, und am 29. April erstürmten die Kriegshauptleute des Kaisers die für unüberwindlich gehaltene „Felsenburg“ — Rocco d'Arce — an der Grenze Apuliens. Freudig strömte die deutsche Partei ihm zu; die Gegner, Herren und Städte, erschracken; die, welche nicht eilten sich zu unterwerfen, wurden mit Feuer und Schwert gezüchtigt, und bald lag widerstandlos Alles zu den Füßen des schrecklichen, erbarmungslosen Herrschers durch seine Heerführer, weltliche und geistliche Vasallen, Städte und Schlösser und Flecken bis Capua, bis Salerno, und drüber hinaus; nur Neapel nicht, die herrliche Stadt, die der Graf von Acerra und Aligernus, einer der ersten Helden Tankreds, vertheidigten.

Vier Monate lang lag der Kaiser vor der Stadt mit seinen Fürsten. Es waren bei ihm Konrad, sein Bruder, der Frankenherzog; Philipp,

der Erzbischof von Köln; Otto, der Böhmenherzog, ein tapferer Held, der dem Kaiser die bedeutendste Streitmacht zugeführt; Berthold, der Herzog von Meran; Heinrich der Welfe, des Löwen Sohn; Heinrich, Bertholds von Meran zweiter Sohn, der Markgraf von Istrien; Peter, der Präfekt von Rom; der Erzbischof von Ravenna und der Patriarch von Aquileja, viele Bischöfe aus Deutschland und Italien, und viele andere Große. Des Kaisers tapferste, kriegserfahrenste Hauptleute waren Konrad von Lüzelnhart, Diepholb, und Konrad von Marley, Heinrich von Kallinthin und Marquard von Anweiler. Die hatte ihm sein Vater hinterlassen. Der von Lüzelnhart war ein hohenstaufischer Dienstmann, ein kleiner schwäbischer Edelmann; seine Burg lag im Saume des Schwarzwalds. Der von Marley war ebenfalls ein hohenstaufischer Dienstmann, ein einfacher Ritter; seine Burg lag nicht weit von Straßburg im Elsaß. Diepold war Markgraf von Vohburg an der Donau. Auch Heinrich von Kallinthin war ein schwäbischer Ritter. Es waren zwei Brüder, Söhne des Dienstmanns des hohenstaufischen Herzogshauses, Heinrichs von Pappenheim. Der Vater schon war Marschall am Kaiserhofe des Rothbarts gewesen; der ältere seiner Söhne, der Erbe des Marschallamtes, welcher Heinrich hieß, wie sein Vater, nannte sich nach der einen Stammburg Kalden oder Kallinthin, bei Augsburg, der jüngere nach der andern Burg, nach Schloß Pappenheim. Marquard von Anweiler, welchen die Italiener Markwalt nannten, war aus der Rheinpfalz.

Jenseits des kleinen Dorfes Queich-Hambach, am Fuße des Trifels, der auf dem Sonnenberg zur Linken noch heute in seinen Ruinen herrlich ist, lacht aus Gärten und Rebengeländen köstlichsten Weines heraus, während rings umher Wald und wilde, kahle Bergnatur ist, das alte Städtchen Anweiler. Die Sage hat das Städtchen mit der Frauenliebe des Rothbarts in Verbindung gebracht; jedenfalls war er häufig und besonders gerne hier und auf dem Trifels, und Anweiler erhielt von ihm große Freiheiten. Marquard von Anweiler war ursprünglich ein staufischer Dienstmann, und Truchseß für die Salgüter der Hohenstaufen in der Rheinpfalz. Er hatte Kaiser Friedrich auf seinem Kreuzzug begleitet, und war von ihm als sein Gesandter an den Kaiserhof nach Konstantinopel gesandt worden. Nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande erhob ihn Heinrich aus der Dienstbarkeit in den Stand der Freien, und schnell zu den höchsten Stellen.

Alle Anstrengungen scheiterten an der Festigkeit und der Gegenwehr der Stadt. Heinrich verwüstete die ganze Umgegend, die apulischen Großen von der deutschen Partei unterstützten ihn mit allen Kräften, aber Neapel achtete Alles nicht, so lange die See für es offen war. Endlich erschien die pisanische Flotte und sperrte den Hafen; aber gleich darauf zeigte sich der kühne sicilische Seeheld Margaritone und schloß die Pisaner mit seiner weit zahlreichern Flotte in Castellamare ein. Mit Mühe und List entkamen sie Nachts, und Neapel war von der Seeseite wieder frei. Ehe die pisanische Flotte sich mit der genuesischen vereinen und den Hafen aufs Neue sperren konnte, erlag das deutsche Heer dem Klima und den Genüssen des schönen Landes. Die Hundstage brachten auch diesmal eine den Deutschen unerträgliche Hitze, und sie und die Unmäßigkeit Seuchen und Tod über das Heer.

Es starb Philipp, der Erzbischof von Köln, der alte Reichsfeldherr; es starb, für den Kaiser der härteste Schlag, Otto, der Böhmenherzog; es starben viele Edle und Gemeine. Der Kaiser selbst lag an der Krankheit so schwer darnieder, daß sich das Gerücht von seinem Tode verbreitete. Bald stieg die Wuth der Seuche so hoch, daß er an nichts mehr denken konnte, als sich zurück zu ziehen und die Trümmer des Heeres zu retten. Auf einer Sänfte erreichte er Capua und mit ihm der Heeresrest; es waren wenige darunter, die die Krankheit nicht berührt hatte. Den zurückgelassenen Kranken wäre kaum Raum zum Sterben geblieben, hätte nicht Konrad von Lützelnhart sie mit seinem Schwerte geschützt. Ihn ließ der Kaiser als seinen Stellvertreter zurück. Es war etwas Dämonisches in ihm; es kam oft über ihn wie ein Geist tollen Wahnsinns und die Italiener nannten darum allgemein ihn, den gefürchteten Helden, den Herrn von „Mücken im Hirn." Während er nach Capua sich warf, besetzten Diephold und Konrad von Marley Rocca d'Arce und Sora, die stärksten Festen des Landes.

Zu dem Unglück, das durch die Seuche und deren Folgen, den Verlust des Heeres und fast aller Eroberungen, groß genug war, kamen noch zwei andere Schläge, die beim ersten Anblick dem Kaiser noch gefährlicher und folgenreicher erscheinen mußten. Vor dem Rückzug entwich der junge Welfe, Heinrich, des Löwen Sohn, heimlich aus dem Lager. Der Welfe hatte sich der Erfüllung keiner der Verheißungen zu erfreuen, welche ihm der Kaiser zu Rom gemacht hatte; er sah, daß der Kaiser keine Gunst für ihn zeigte. Von Deutschland kam die Nach-

richt, von einem schnellen Tode seines Bruders, der als Geißel in des Kaisers Haft zu Augsburg gewesen war; es knüpfte sich daran das Gerücht, er sei gewaltsam gestorben, und die Furcht, der Kaiser sinne darauf, den ganzen Stamm des großen Sachsenherzogs aus dem Wege zu räumen, damit kein Waiblinger einen Welfen zu fürchten hätte. Rings um ihn her war bereits das Lager ein Todtengrab. So trieb den jungen Welfen die Besorgniß für sein Leben, das er von heimlichen Nachstellungen ebenso sehr als von dem Gift der Seuche bedroht glaubte, zur Flucht. So viele Fürsten waren der Krankheit erlegen, der Kaiser selbst lag schwer darnieder, ihn erwartete wahrscheinlich das Loos des Kölners und des Böhmenfürsten: stürzte der Tod den hohenstaufischen Kaiser in seine Nacht, so ging den Welfen ihr Stern auf in Deutschland. Diese Betrachtung lag nahe, und so wirkten auch politische Beweggründe auf seinen Entschluß zur Flucht. Er entwich Nachts aus dem kaiserlichen Lager.

Der Kaiser sah darin nichts als eine politische Intrigue, eine Verschwörung gegen sich, angezettelt von den Welfen mit Tankred, um in Deutschland während seiner Abwesenheit gefährliche Bewegungen zu machen. Er ließ sogleich alle Päſſe und Straßen bewachen und durchstreifen. Der Welfe aber ging geradezu in die feindliche Stadt Neapel selbst über und entkam auf einem sicilischen Schiff über Frankreich nach Deutschland zu seinem Vater. Argwohn auch gegen andere Große fraß sich in des Kaisers Seele ein, und verzehrt von Zorn, Furcht und Krankheit, umgeben von traurigen Trümmern seines schönen Heeres überraschte ihn Philipp August, der König von Frankreich, der eben vom Morgenlande zurückkehrte, ein Besuch, der dem stolzen Geist nicht wohlthun konnte, obgleich der König sich ihm verbündete und schwur, ihm nirgends entgegen zu sein. Aber der Kelch des Bittern war für ihn noch nicht geleert. Die Bürger von Salerno hatten sich freiwillig für den Kaiser erklärt und ihn ersucht, er möchte die Kaiserin das geräuschvolle und unbequeme Kriegslager vor Neapel mit dem Aufenthalt in den Mauern ihrer sichern und schönen Stadt vertauschen lassen. Der Kaiser hatte die hohe Frau dahin gesandt, in der Ueberzeugung, daß ihre Anwesenheit in dieser wichtigen Stadt seinen Angelegenheiten nur förderlich und die Kaiserin in der Mitte der treuen Bürger vor jeder Gefahr sicher sein werde.

Da kam die Kunde von dem großen Sterben im kaiserlichen Lager

nach Salerno und von dem Rückzug des Heeres, und das Gerücht, daß der erkrankte Kaiser todt sei. Tankred und die Unabhängigkeitspartei hatten auch ihre Anhänger in der Stadt. Diese erregten einen Volksauflauf, um sich der Kaiserin zu bemächtigen. Der Glaube an des Kaisers Tod, die Furcht vor Tankred und die Hoffnung, durch Auslieferung der großen Fürstin an ihn seine Gnade wieder zu erlangen, bestimmten auch Viele von der kaiserlichen Partei zum Verrath. Vom Balkon ihres Palastes herab versuchte Constantia zum Volke zu sprechen, aber wildes Geschrei der Aufgehetzten unterbrach ihre Reden; sie wurde gefangen genommen und bewacht, bis der Admiral Margaritone erschien und sie nach Sicilien hinüber führte.

„Warum begnügtest du dich nicht," sagte Tankred zu seiner Tante bei ihrem Empfang, „mit dem Glanz einer halben Welt? Warum zogst du aus, auch mein Reich zu gewinnen? Der gerechte Gott hat die ungerechten Begierden deines Gemahls an ihm und an dir gestraft." „Jetzt sank unser Stern," erwiederte die hohe Frau; „bald sinkt der deine. Nicht nach fremdem Eigenthum hab ich die Hand ausgestreckt, sondern nach meinem Reich, das du mir geraubt." Tankred aber behandelte seine Gefangene mit kaiserlichen Ehren, und freute sich, in ihr ein so bedeutendes Unterpfand für alle Fälle zu haben. Der Kaiser fühlte tief die Wichtigkeit dieses Fangs für Tankred. Unvermögend, sie jetzt zu befreien, klagte er wegen ihrer Gefangenschaft bei dem apostolischen Stuhle.

Der Papst war ein edler Mann, zu edel, als daß er für den apostolischen Stuhl, wider dessen eigenste Interessen die Vereinigung Siciliens mit der deutschen Monarchie war, aus dieser Verlegenheit des Kaisers Vortheil zu ziehen über sich vermocht hätte. Er verabscheute den treulosen Verrath, womit die Kaiserin gefangen worden war, bedrohte Apulien und Sicilien mit dem Fluch der Kirche, wenn sie nicht wieder freigegeben würde, und Tankred, ächt ritterlich, war großmüthig genug, sich nicht lange zu weigern, und sandte sie unter Ehren, wie sie der Kaiserin gebührten, und reichen Geschenken mit seiner Flotte nach der Tiber. Das einzige Verlangen Tankreds, daß sie sich mit dem heiligen Vater besprechen möchte, seinem Verbündeten, erfüllte die Kaiserin nicht; sie fürchtete Zudringlichkeiten des römischen Hofes, sie zur Entsagung des Thrones umzustimmen, und ging geraden Wegs, ohne Rom zu berühren, Oberitalien zu, von wo sie, überall kaiserlich em-

pfangen, nach Deutschland zu ihrem überraschten Gemahl gelangte, in dessen Seele zu wenig Edles war, als daß er je eine solche Großmuth, wie sie Tankred geübt, möglich geglaubt hätte.

Tankred übrigens hatte solche Fortschritte nach dem Rückzug des kaiserlichen Heeres aus Apulien gemacht, daß das Reich Sicilien ungestört, Apulien bis auf wenige Plätze seinem königlichen Befehl gehorchte. Der Graf von Acerra belagerte zuerst Capua, und als der letzte Vorrath ausgegangen war, übergab es Konrad von Lüzelnhart gegen freien Abzug. Theano, Aversa, St. Germano und viele andere Plätze fielen nacheinander in Tankreds Gewalt. Roffrid, der Abt des festen Monte Cassino, war dem Kaiser nach Deutschland gefolgt, und kein Mittel vermochte seinen Stellvertreter zur Uebergabe und zum Uebertritt zu bewegen, eben so wenig den Grafen Peter von Celano. Sora und Rocca d'Arce waren zu gut vertheidigt, und von diesen wenigen Plätzen aus führte die deutsche Partei den kleinen Krieg fort.

Drittes Hauptstück.

Wäre auch wahr gewesen, was der Kaiser von der Partei der Welfen in Deutschland fürchtete, alle Umtriebe zu Neuerungen mußten verschwinden vor der unerwarteten Ankunft des Kaisers, und dem Glück, das ihn auf der Schwelle des Reiches begrüßte. Als er über die Alpen kam, begegnete er dem Leichenzuge des alten Welf, seines Oheims. Im 76. Jahre legte sich der alte, blind gewordene Degen zur ewigen Ruhe am 15. Dezember 1191. Der Kaiser traf den Zug bei Beuren. Ein glänzendes Trauergefolge von Prälaten und andern Geistlichen, von Grafen und Herren, des todten Herzogs Vasallen, und viel Volks, das ihn liebte, geleitete die Leiche des einst so lebensfröhlichen Fürsten von Memmingen, wo er starb, nach Steingaden in die Gruft, die er sich selbst gebaut.

Mit ihm erlosch der Hauptzweig des alten Welfengeschlechts, er war der Letzte seines Namens. Sein reiches Erbe an Land und Leuten in Deutschland und Italien diesseits und jenseits der Alpen fiel so nach dem früheren Vertrag mit Kaiser Friedrich als eine in diesem Augenblick

unerwartete köstliche Glücksfrucht dem Kaiser zu, um seine eben geschwächte Macht zu stärken; er weilte darum längere Zeit in den obern Landen, die großen Besitzungen einzunehmen und zu sichern, und übertrug dann dieselben seinem Bruder Konrad mit dem Herzogthum Schwaben, das durch den Tod des andern Bruders Friedrich im Morgenlande erledigt war. Zugleich versprach er dem jungen Herzog Ludwig von Baiern, dem Sohne des Helden Otto, das einzige Kind seines Oheims Konrad von Hohenstaufen, des Pfalzgrafen zu Rhein, die reichste Erbtochter unter allen Fürstentöchtern Europas, durch das Erbe der Pfalzgrafschaft und der großen eigenen Güter, die ihr Vater besaß. Dann ordnete er die streitige Bischofswahl zu Lüttich dadurch, daß er, wie er behauptete, seinem Rechte gemäß beide Gewählten ausschloß und einen dritten, Lothar, Grafen von Heerstall, ernannte, der ihm dafür 3000 Mark Silbers zahlte, belehnte den Grafen Bruno von Dassel, den neuen Erzbischof von Köln, und brachte auch auf die Stühle von Worms und Würzburg Geistliche aus seiner nächsten Umgebung. Argwohn und den Wunsch nach Rache an den sächsischen Welfen hatte er von Neapel hinweg nach Deutschland mit sich herüber getragen, und der alte Löwe witterte diese Gesinnung und eilte ihn zu besänftigen. Er ließ durch eine ehrwürdige Gesandtschaft betheuern, daß er an seines Sohnes Weggang aus Apulien völlig unschuldig sei, und daß dieser selbst nicht die Majestät zu beleidigen, sondern nur der tödtlichen Seuche zu entfliehen gedacht habe; er erklärte sich bereit, für den Fehler seines Sohns selbst nach Apulien zu ziehen, um dieses Land dem Kaiser zu unterwerfen, und die Kaiserin ehrenvoll aus Italien über die Alpen zurück zu geleiten.

Der argwöhnische Kaiser, der den Gedanken an ein Einverständniß der Welfen mit Tankred und dem Papste nicht schwinden ließ, wies die Gesandtschaft und das Anerbieten des Löwen mit schnödem Hohn zurück, als sähe er in demselben Tücke und Verrath; er warf ihm vor, daß er den Vertrag von Fuld nicht gehalten, weder Braunschweig noch Lüneburg gebrochen, noch die Hälfte von Lübeck zurück gegeben; und die Fürsten, die gerne das wenige noch Uebrige von dem einst so gewaltigen Reiche des alten großen Sachsenherzogs unter sich zerrissen hätten, deuteten diese Abweisung sich sogleich als einen Wink des Kaisers aus, daß er es gerne sehe, wenn sie den Welfen ganz unterdrückten. So fielen sie in die Lande desselben ein. Der Kaiser selbst konnte keinen

Krieg im Norden anfangen, da er jede Kraft, die ihm blieb, für Süditalien sparen mußte, und so war es ihm willkommen, daß die sächsischen Fürsten, ohne daß er es ihnen gebot, Werkzeuge seiner Rache an dem Löwen wurden. Der Papst verwarf den mit Waffenmacht in Lüttich eingesetzten Lothar, und bestätigte einen von den Beiden, die der Kaiser verworfen, Albert, einen Bruder des Herzogs von Brabant. Der Erzbischof Bruno von Köln stellte sich krank, um Albert nicht weihen zu müssen, und dieser ließ sich in Rheims weihen. Otto von Barchstein und einige andere Dienstleute des Kaisers erschienen bald darauf auch in Rheims. Sie klagten dem neugeweihten Bischof, der Kaiser habe sie ihrer Güter beraubt und sie verbannt, und traten in die Dienste des Bischofs. Auf einem Spazierritt vor der Stadt gelangten sie im Gespräch an einen einsamen Ort, und Otto von Barchstein und seine Gesellen fielen über den arglosen Bischof, erschlugen ihn und entflohen.

Die allgemeine Stimme beschuldigte den Kaiser der Anstiftung dieses Meuchelmords. Dieser Mord war in des Kaisers Interesse, und er nahm die Mörder, die das Pferd des ermordeten Bischofs mit sich brachten, freundlich an seinem Hofe auf. Die Verwandtschaft des Ermordeten waffnete sich, zog die Erzbischöfe von Köln und Mainz und Heinrich den Löwen und andere Große in den Bund und verjagte den Bischof Lothar aus seinem Bisthum. Einsam floh er an den Kaiserhof; er reinigte sich durch einen Eid von dem Verdacht der Theilnahme an dem Morde, und der Kaiser, als er die Gefahr der feindlich wider ihn stehenden Gesinnungen und Waffen sah und das nahe Gewitter mehr als den von Rom aus drohenden Bannstrahl fürchtete, unterhandelte mit der beleidigten Partei, begab sich zu einer Unterredung mit den Verwandten des Ermordeten nach Koblenz, betheuerte seine Unschuld, verbannte die Mörder von seinem Hof und aus den Grenzen des Reichs, ließ den unglücklichen Lothar, der mit so schwerem Geld seinen Bischofsstuhl von ihm erkauft, fallen, lenkte die neue Bischofswahl auf einen der nächsten Verwandten des Ermordeten und belehnte ihn. So wurden die Verwandten versöhnt und die mit ihnen im Bunde waren; nur gegen Heinrich den Löwen dauerten die Feindseligkeiten fort. Von allen Seiten ward wieder die Jagd auf den alten Löwen rege.

Graf Adolph von Holstein hatte im heiligen Lande die Botschaft vernommen, daß der Löwe, zurück gekehrt, seine Lande an sich gerissen. Er war nach Deutschland heimgeeilt, hatte sich heimlich nach seinem

Stammschloß Schauenburg durch die von dem Löwen besetzten Pässe durchgestohlen, seine Vasallen um sich versammelt, und belagerte Lübeck, während die Sachsenfürsten Braunschweig bedrängten, und das Land umher verwüsteten. Der alte Löwe war in so großer Noth, daß Mehrere aus seiner nächsten Umgebung zu den Feinden übergingen, um nicht mit ihm den Untergang zu theilen. Selbst der Vogt von Braunschweig, der Löwenburg, ward an ihm zum Verräther. Ein Aufstand, den er in der Stadt erregen wollte, um sie den Belagerern zu überliefern, mißlang, und er ging mit allen seinen Gesippten in das feindliche Lager über. Es trat ein solcher Mangel ein, daß das Kloster Stederburg um Brod seine Teppiche und Glocken verkaufte. Dadurch wurden beide Theile gezwungen, sich zu vertragen. Ludolph, der von dem Vertrag ausgeschlossen war, setzte mit Eckbert von Wolfenbüttel die Verwüstung des Landes fort, bis der junge Heinrich, des Löwen Sohn, Bernhard von Welpe und andere Helden desselben ihre Burgen erstürmten und sie verjagten. Ein schönes Beispiel der Treue, hielt Bernhard von Razeburg, sein alter Waffengenosse im Glücke, von ihm einst beim Sinken seines Sterns aus ungerechtem Argwohn grausam despotisch mißhandelt, jetzt im Unglück des Löwen mit frischem Eifer zu ihm, während sein eigener Sohn, der jüngere Razeburger, zu den Feinden hielt, und Vater und Sohn lieferten blutige Gefechte einander. Der Graf von Holstein nahm Stade durch freiwillige Uebergabe der Bürger und zwang Lübeck, sich zu ergeben.

Das schon der Verzweiflung nahe gebrachte Lauenburg entsetzten glücklich die kühnen Helden Bernhard von Welpe und Helmold von Schwerin. Herzog Bernhard hätte beinahe das Loos der meisten andern Belagerer, die Gefangenschaft, getheilt. So zog sich zwei Jahre hindurch der Kampf im Norden. Im Süden war Baiern der Schauplatz grausamer Wirren und Fehden, die das Land mit allen Greueln anfüllten, weil der wilde Graf Adelbert von Bogen mit den Grafen von Ortenberg über eine kleine Jagdverletzung in Streit gerathen war. Drei auswärtige Herzoge mischten sich in den Streit, der von Meran, von Böhmen und von Oesterreich. Mit Mühe behauptete sich Ludwig der Baiernherzog, des Wittelsbachers junger Sohn, in diesem Sturme, der nicht ruhte, bis der Kaiser mit Waffengewalt ihn unterdrückte, und am Ende des Jahrs 1192 den Grafen von Bogen ächtete. Aber alle diese Ereignisse regten den Kaiser nicht so sehr an, als eines, das ihm

ein Zufall vor die Füße spielte, glücklich für seine Gewinnsucht, nicht für seine Ehre.

Um diese Zeit kehrte Richard Löwenherz, der englische König, aus dem heiligen Lande heim. Er wagte nicht, über Italien und die Provençe zu gehen, aus Furcht vor dem König von Frankreich und dem Grafen von Toulouse, die ihre feindseligen Gesinnnungen gegen ihn offen geäußert hatten, und vor den Verwandten des Markgrafen von Montferrat, die ihn beschuldigten, daß er diesen durch die Dolche der Assasinen meuchlings habe ermorden lassen. Richard Löwenherz, eine seltsame Mischung aus schönster Ritterlichkeit und rohen, gemeinen Lastern, hatte das Morgen- und Abendland durch den Glanz seiner Heldenthaten mit seinem Ruhm erfüllt, aber bei den Fürsten, welche mit ihm den Kreuzzug mitmachten, so wie bei den mächtigen Ritterorden im heiligen Lande, durch seinen übermüthigen Trotz, durch seine Herrsch- und Unterdrückungssucht, seine, jedes Recht verspottende Unbändigkeit und rücksichtslose Beleidigungen fast bei jeder Gelegenheit sich tiefen, bittern Haß Aller zugezogen.

Am 9. Oktober segelte er aus dem heiligen Lande ab, und sechs Wochen lang von den Stürmen umhergetrieben, erkannte er Frankreichs Küsten. Er schiffte wieder zurück, um Italien herum ins adriatische Meer, um über Dalmatien und Illyrien, durch Ungarn und Böhmen, das Land seines Schwagers Heinrich des Löwen zu erreichen, und von da aus nach England überzusetzen; denn er traute auch dem deutschen Kaiser nicht, der in ihm wegen seiner nahen Verhältnisse zu Heinrich dem Löwen und Tankred, dem sicilischen König, und wegen seiner Theilnahme an ihren Bewegungen gegen ihn einen Reichsfeind sehen konnte. Auch Oesterreich durfte er nicht berühren; denn den Herzog dieses Landes hatte er tödtlich beleidigt, ja nicht bloß diesen Fürsten, sondern die ganze deutsche Nation. Nach der Erstürmung von Accon, an welcher Leopold von Oesterreich den thätigsten Antheil genommen hatte, glaubte dieser auch seinen Antheil an Stadt, Gefangenen und Beute mit Recht ansprechen zu dürfen. Richard aber schrieb sich den Sieg allein zu, und befahl auf alle Thürme seine Siegesfahne aufzupflanzen. Kaum duldete er die französischen Paniere neben den seinen. Als er durch die Stadt ging, um der Aufpflanzung seiner Banner überall selbst anzuwohnen, sah er bereits auf einem Thurm die Fahne des Herzogs von Oesterreich.

Diesen Thurm hatte Herzog Leopold mit den Seinen selbst erobert. Richard fragt, wessen die Fahne sei, und als er es erfährt, daß sie Leopold gehöre, der einen Theil der Stadt besetzt habe, geräth er in die äußerste Hitze und läßt, ganz als wäre er Herr, den Herzog herbeirufen. Leopold kam herbei auf die erste Kunde von dem Streite zwischen seinen und Richards Leuten. „Unter wessen Oberhoheit," rief ihm Richard herrisch entgegen, „habt Ihr das Banner aufgepflanzt, und wie könnt Ihr, ein bloßer Herzog, Euch hierin Königen gleich stellen wollen?" „Ich kriege," erwiederte der Herzog, „aus eigener Macht und Hoheit und erkenne nächst Gott hier nur den heiligen Petrus als Obern." „Wenn du," entgegnete Richard, „von keinem Fürsten Land trägst, wirst du bald ohne Land sein." Und zugleich befahl er, die herzogliche Fahne von dem Thurm herabzustürzen und trat sie unter Schmähungen mit Füßen in den Koth. Er hatte bei weitem die größte Streitmacht im heiligen Lande. Dennoch hätten die deutschen Krieger mit den italienischen, entrüstet darüber und über die Entziehung der Beute, die Engländer angegriffen, hätten sie nicht die Templer beschwichtigt. Leopold verschob die Genugthuung, die er jetzt nicht nehmen konnte, verließ die Stadt, und bestieg bald darauf die Schiffe, der Heimath zu. Er konnte diese rohe Beleidigung nicht vergessen, auch Richard vergaß sie nicht, und auf seiner jetzigen abenteuerlichen Seefahrt ward jene Scene, die ihn bei ruhiger Betrachtung mit glühender Scham erfüllte, besonders lebendig in seiner Erinnerung. Bei Corfu griffen Seeräuber sein Schiff an. Im Kampfe erkannte man in den Piraten Engländer. Sie stellten freudig und wohlbezahlt ihre beiden Raubschiffe ihrem Könige zur Verfügung und führten ihn nach Zara in Dalmatien hinüber.

Seine Eitelkeit und seine Tollkühnheit überlieferten ihn beinahe hier dem Verderben. Er liebte, den gemeinen Mann zu spielen und dabei doch den König in sich erkennen zu lassen; er liebte aus bloßer Laune und Abenteuerlichkeit sich in die gefährlichsten Lagen zu stürzen. Dem Befehlshaber von Zara sandte er, indem er sich einen Kaufmann Hugo nannte, mit der Bitte um freien Durchzug für sich und seine Begleiter einen kostbaren Ring. „Nicht der Kaufmann Hugo, sondern König Richard," antwortete dieser, „schickt mir diesen kostbaren Ring; ich habe geschworen, jeden Pilger anzuhalten, aber ein Fürst, der freiwillig einen Unbekannten auf diese Art ehrt, soll von mir nicht unwürdig behandelt

werden. Er nehme sein Geschenk zurück und ziehe frei seine Straße." Der unbesonnene Aufwand, den er in Zara gemacht, hatte in ihm sogleich den König verrathen. Mit Mühe, durch große Bestechung, entging er der Gefangenschaft in der nächsten Stadt. Er ging wieder zu Schiff, litt zwischen Venedig und Aquileja Schiffbruch, rettete jedoch mit seinen Genossen sein Leben. Er schlug über Aquileja den Weg nach Deutschland ein, verkleidet als Kaufmann, der von einer Pilgerfahrt aus dem heiligen Lande zurückkehre. Dabei behielt er aber eine ganze Schaar seiner Ritter in seinem Gefolge. Seine Landung zu Aquileja flog ihm voraus durch die Provinzen. Graf Meinhard von Görz ließ auf diese Kunde nach ihm streifen. Er ergriff acht seiner Ritter, der König entkam mit den andern nach Kärnthen. Hier hörte er, daß der Herzog des Landes, Ulrich, feindliche Anstalten gegen ihn angeordnet habe, und er wandte sich nach dem Salzburgischen, in der Hoffnung, daß hier seine Landung noch unbekannt sei. Aber in der Nacht überfiel ihn Friedrich von Botesow bei der Burg Frisach, fing sechs seiner Ritter, und nur zu dreien entkam der König, die andern zerstreuten sich. Mehrere Tage und Nächte irrte er nun im Gebirge umher, mit Wilhelm von Stagno und einem Edelknaben, der der deutschen Sprache kundig war. Zuletzt kam er nach Erdburg, einem Dorfe nahe bei Wien.

Ermüdet von der langen Seefahrt blieb er hier mehrere Tage in der Herberge liegen. Er wußte sich jetzt mitten in dem Lande, das er so sehr hatte vermeiden wollen, im Lande einer von ihm gröblich beleidigten Nation, in einer der Vorstädte der Residenz des Herzogs Leopold. Es war mitten im Winter. Täglich schickte er seinen Edelknaben in die Stadt, um Lebensmittel einzukaufen. Der Edelknabe, schon durch den fremden Accent auffallend, machte sich noch mehr dadurch bemerklich, daß er immer nur das Kostbarste kaufte. Diese Aufmerksamkeit glaubte er durch die Angabe ablenken zu können, daß er seinen Herrn für einen reichen Kaufmann ausgab, den Unpäßlichkeit von der Reise her in einer der Vorstädte noch festhalte. Inzwischen kamen von dem Grafen von Görz und dem Herzog von Kärnthen Botschaften von Richards Irrfahrten in der Gegend an Leopold. Der Edelknabe, eitel und unbesonnen wie sein Herr, konnte es nicht über sich gewinnen, ganz inkognito zu bleiben, es kitzelte ihn, den Herrn zu spielen, und während Richard noch schlief, ging er der Einkäufe wegen zur Stadt mit den ritterlichen Handschuhen des Königs, seines Herrn, im Gürtel. Leo-

polds Leute hatten den Befehl, auf alle Fremden aufmerksam zu sein. Der Edelknabe ward verhaftet; auf der Folter gestand er, daß er im Dienste des Königs Richard und der König selbst in Erdburg sei. Sogleich begab sich der Schultheiß von Wien mit hinreichender Zahl Bewaffneter nach dem Hause. Darunter war einer der Dienstmannen des Herzogs, der mit ihm bei Accon gefochten und den König oft gesehen hatte. Sie trafen Richard in der Herberge, wie er gerade damit beschäftigt war, mit eigener Hand Geflügel am Spieße zu braten: am Finger des königlichen Kochs blitzte ein großer Diamant. Der Dienstmann erkannte sogleich den König. Sofort wurde dem Herzog dies berichtet und der Schultheiß forderte dem Könige sein Schwert ab. Richard weigerte sich und rüstete sich zum Widerstand.

In diesem Augenblick erschien Leopold selbst. Von fern rief er ihm zu: „Umsonst, König Richard, ist es, daß du dich versteckst und verkleidest, wir kennen dein Gesicht; sei kein Thor, du kannst der Uebermacht nicht widerstehn. Bedenke wohl, daß wir weniger dein Feind als dein Retter sind; überall machen die Freunde des Markgrafen von Montferrat auf dich Jagd; fielest du in ihre Hände, und hättest tausend Leben, sie würden dir nicht Eines lassen." Auf dieses ging Richard aus seinem Gemach heraus und trug dem Herzog ohne Widerstand sein Schwert entgegen. Dieser nahm das überreichte und führte ihn als seinen Gefangenen nach Wien hinein, am 20. December 1192. Er gab ihn an Adamar von Gunring, welcher ihn auf der Feste Thierstein streng bewachte; durch die enge Haft sollte er büßen, was er an dem Herzog und der deutschen Nation verschuldet. Bald darauf mußte der Herzog auf dem Reichstage zu Regensburg erscheinen, welchen der Kaiser ausgeschrieben, um Baiern zu beruhigen. Leopold führte seinen königlichen Gefangenen mit dahin.

Die unbegrenzte Freude, die der Kaiser über diesen Fang hatte, machte alle Schuld vergessen, die Herzog Leopold durch seine Verwüstungen und Wirren in Baiern auf sich geladen. Der, welcher den Räuber seines sicilischen Thrones mit Wort und That unterstützt, welcher die deutsche Flagge beschimpft, welcher mit den Welfen verbündet war, war nun in deutscher Gewalt; er konnte ihn so lange gefangen halten, als er es seinen Zwecken zuträglich fand, und die Reichthümer des Gefangenen, die er in Cypern und dem Morgenlande gewonnen, waren als ein lockendes Lösegeld aus ihm zu erpressen — eine wichtige Betrachtung

für den großen Handelsmann auf dem Kaiserstuhl; denn Geld nahm Kaiser Heinrich, wo er es nehmen konnte. Richard betrachtete er aber eben so sehr als seinen Gefangenen, wie als den des Herzogs, und gleich in den ersten Tagen erklärte er, es schicke sich nicht, und es sei wider Recht und Brauch, daß ein Herzog des Reichs einen König gefangen halte, das stehe nur dem Kaiser zu. Die Fürsten pflichteten ihm bei, und Leopold mußte mit Vorbehalt seiner Ansprüche den gefangenen König an den Kaiser auszuliefern versprechen. Der Kaiser und der Herzog verständigten sich über ihr gegenseitiges Abfinden insgeheim miteinander.

Viertes Hauptstück.

Mit Anfang des Frühlings führte der Herzog mit starker Bedeckung den gefangenen König an den Rhein und übergab ihn zu Mainz in des Kaisers Hand. Sobald schon das erste Gerücht von der Gefangennehmung des berühmten Helden und Königs, Richard Löwenherz, in den Landen erscholl, war überall die öffentliche Meinung über diese That empört, selbst vielfach in Deutschland, und Tadel und Vorwürfe ergossen sich über den Herzog. Richard Löwenherz war der allgefeierte Held des Tages unter Christen und Sarazenen, seit er den Boden des heiligen Landes betreten hatte, seine unerhörten Heldenthaten, durch die rückkehrenden Pilger in allen Gauen verbreitet, durch die Sänger der Zeit in den Burgen und in den Städten vor Hohen und Niedern gesungen und nachgesungen, das hohe Ritterliche seines ganzen Wesens, die Romantik seiner Abenteuer mußten den Helden, welcher in sich Leier und Schwert verband, für den romantischen Sinn seiner Zeit zum Liebling derselben machen. Viele sahen in der Gefangenhaltung des „verdientesten unter den Kriegern Christi" einen abscheulichen Frevel am Heiligsten.

Aber Kaiser Heinrich kümmerte sich so wenig als Herzog Leopold um diese romantische Anschauung; besaßen sie doch einen ungeheuern Schatz in ihm. Der Kaiser ließ ihn auf die feste Reichsburg Trifels setzen, in königlichen Ehren halten, aber strenge bewachen. Unter den unzertrennlichen Gefährten Richards von seiner frühsten Jugend an war sein getreuer Blondel, ein Sänger, mit welchem er, wenn Schwert und Schlacht

ruhten, in Gesang und Saitenspiel in die Wette kämpfte. Er theilte bei der Rückkehr aus dem Morgenlande alle seine Irrfahrten, und erst der Ueberfall im Salzburgischen, der die Gefährten des Königs zerstreute, trennte auch ihn von ihm. Als er die Gefangennehmung seines Herrn und Freundes erfuhr, irrte er von Burg zu Burg durch die österreichischen Lande, eine Spur von ihm zu finden. So erreichte er das Schloß Thierstein. Er ward nach Sängerrecht frei eingelassen, und sang sein Lied zum Saitenspiel, ein Lied, das er und sein König mit einander gedichtet und oft gesungen hatten. Und kaum war die erste Strophe verhallt, als aus einem Thurme Saitenspiel antwortete, und die Stimme seines Herrn, der langentbehrte Freundeslaut, die Gegenstrophe aus der Tiefe des Thurms heraufsang. Blondel verbarg sein Entzücken, nahm Dienste bei dem Burgvogt, und konnte so oft und unbelauscht mit Richard verkehren. Dieser sandte ihn nach England, um das englische Volk für seinen König zu bewegen, und während Richard nach Trifels übersiedelt wurde, reiste der treue Sänger durch Städte und Gauen Albions, und seine Erzählungen von dem unglücklichen Schicksal des Nationalhelden machten überall tiefen Eindruck. Er brachte die Leiden seines Herrn in Lieder, und die Minstrels sangen sie weiter von Schloß zu Schloß, von Hütte zu Hütte, und sie klangen über den Kanal herüber und fanden ihren Wiederhall in den Herzen gar vieler Menschen an der Seine, am Rhein, an der Elbe und an der Donau.

Richards Mutter, die Furie ihres Hauses, die Giftmischerin Eleonore, welche die eigenen Söhne gegen den Vater zum unnatürlichen fluchwürdigen Kriege gestachelt hatte, zeigte das Mutterherz der Löwin, der man ihr Junges entrissen. Sie suchte Himmel und Erde zu bewegen für ihres Sohnes Freiheit. Als der Papst, an den sie sich vor Allen wandte, nicht energisch genug nach der Macht, welche der Glaube der Zeit dem Nachfolger Petri gab, einschritt, schrieb sie ihm: „Sonst wohl, wenn es eine Kleinigkeit gilt, eilen Gesandte auf Gesandte, folgt ein Schlag des apostolischen Schwertes dem andern; aber hier handelt es sich nur um die Gefangenschaft eines freien Königs, um unerhörte Frevel an dem ersten Streiter der Christenheit, an einem heiligen Kämpfer, der unter dem besondern Schirm der Kirche steht; es handelt sich nur um die Ehre der Kirche, um den Frieden der Reiche, um das Heil der Völker, Geld ist dabei nicht zu gewinnen; darum geschieht nichts.“ Richard selbst wußte Briefe an die geistlichen und weltlichen

Vasallen seiner Lande umherzusenden, und Geistliche und Laien, dort wie in andern Ländern, sprachen für den gefangenen König. Aber zu einer That kam es nicht, und selbst der Papst Cölestin wagte nur zu drohen. Der Kaiser blieb unbewegt.

Richards eigener Bruder ging mit thronräuberischen Planen um; während Richards langer Abwesenheit Reichsverweser, wollte er den goldenen Apfel der Herrschaft, an dessen Köstlichkeit er sich gewöhnt, nicht wieder aus der Hand geben. Philipp August, Richards persönlicher und politischer Feind, sah in dessen Gefangenschaft die schönste Gelegenheit, in die Herrschaften, die Richard in Frankreich besaß, einzufallen, sich ihrer zu bemächtigen, und sich so an ihm zugleich für frühere Beleidigungen zu rächen und zu bereichern. Beide, der unnatürliche Bruder und der rach- und ländersüchtige König von Frankreich, betrieben die Fortdauer der Gefangenschaft Richards eifrig bei dem Kaiser, dessen Interesse ihn schon von selbst fest genug hielt, um eine desto größere Summe als Lösegeld aus dem Ueberdrüssigen heraus zu pressen.

Richard Löwenherz, gewohnt, mit einer Ruhe, die an Indolenz streifte, sich in alle Schicksalslagen zu schicken, und sich über sie zu erheben, trug die erste Zeit seiner Gefangenschaft wie ein seltsames lustiges Abenteuer. Sein Saitenspiel, und die Muse der Dichtkunst, die Freundin seiner Jugend, der ihm natürliche gute Humor und die königliche Freiheit, die er innerhalb der scharfbewachten Mauern von Trifels genoß, erheiterten ihm die Tage. Bald sang und dichtete er Lieder der Liebe, des Weins, der Satyre; bald zechte er fröhlich mit den ihm zur Gesellschaft gegebenen Rittern und überließ sich den muthwilligsten Scherzen; bald saß er, ohne selbst Theil zu nehmen, im Saal, und ergötzte sich an den Wirkungen der frohen Gelage, womit er die Besatzung des Schlosses bewirthete; bald schreckte er seine Wächter durch Proben seiner außerordentlichen Leibesstärke. Des Schlosses Lage war reizend; von den Fenstern des alten Trifels aus überschaute er drei schöne Thäler, von welchen das Anweiler wunderbar lieblich war. Aber die Zeit erweckte in ihm das Bewußtsein der Gefahr für sein Reich und ernste Gedanken. Er versuchte Alles für seine Freiheit, erbot sich selbst, England vom Kaiser zu Lehen zu nehmen, und verlangte vor ein Fürstengericht gestellt zu werden, um alle Anklagen zu widerlegen, welche man gegen ihn erhob.

Zu Hagenau versammelte endlich der Kaiser die Fürsten, er selbst, mit seiner politischen Feindschaft gegen Richard, und mit seiner Habsucht, führte als sein Lehenherr den Vorsitz des Gerichtes über ihn. Hier wurde er verklagt, den thronräuberischen Tankred von Sicilien unterstützt, Isack den König von Cypern, einen Verwandten des Kaisers und des Herzogs von Oesterreich, verjagt und mißhandelt, die deutschen Kreuzfahrer übermüthig beleidigt, den Herzog Leopold unwürdig und gröblich beschimpft, Deutsche und Italiener ihres Antheils an der Beute beraubt, die Meuchelmörder des glorreichen Streiters Christi, des Markgrafen von Montferrat gedungen, und mehrere heilige Städte Saladin, von dem er Geschenke genommen, preisgegeben, den König von Frankreich vielfach beleidigt, vertragswidrig gewonnene Gelder vorenthalten, selbst ein Lehenträger desselben, französische Vasallen zum Abfall gereizt, ihn den Sarazenen auszuliefern und Mordplane gegen ihn auszuführen versucht zu haben. Richard sprach gegen diese Anklagen mit königlichem Freimuth und erbot sich, seine Unschuld durch den Zweikampf zu beweisen. Alle Fürsten wurden hingerissen, selbst Leopold, ja sogar der Kaiser ward ergriffen.

Da stand er, der löwenherzige Heros, in der ganzen Fülle seiner außerordentlichen Persönlichkeit, die allein im Morgenlande tausend Sarazenen in die Flucht gejagt hatte: welcher Fürst hätte mit diesem Schrecklichen zu kämpfen gewagt? Der Kaiser hatte ihn zuvor nie gesehen. Die Gewalt, die seine Erscheinung auf ihn ausübte, war so groß, daß er aufstand und Richard umarmte, aber frei ließ er ihn nicht. Er verlangte Schadloshaltung wegen der Hauptpunkte für sich und Leopold, und behielt sich vor, die einzelnen Bedingungen seiner Freiheit sich erst zu überlegen. Noch lange hielt er ihn in Haft, wo er zwar mit noch größerer Hochachtung behandelt, aber als ein köstlicher Schatz aufs Strengste bewacht wurde. Erst als vom Papste, von deutschen Fürsten selbst, von der englischen Nation und der Mutter Richards in ihn gedrungen wurde, als Richard selbst ihm bittere Vorwürfe machte, daß er ihn, einen freien König, in ungebührlicher Haft forthalte, sprach er die Bedingungen aus.

Am 29. Juni schloß Richard mit dem Kaiser über die Bedingungen seiner Freiheit ab. Der Kaiser und der König sollten jeder seine Bevollmächtigten erwählen, diese nach London gehen und 100,000 Mark reinen Silbers, Kölner Gewichts, daselbst empfangen. Dieses Geld

sollte, nachdem es gewogen worden, vor den Augen der kaiserlichen Bevollmächtigten gesiegelt, und unter königlichem Geleit bis an die Grenzen des Königreichs geführt werden: würde es in seinem Königreich verloren gehen, verlöre es der König. An den Grenzen sollte es den kaiserlichen Bevollmächtigten eingehändigt werden. Dann sollte Richard seine Freiheit erhalten. Binnen sieben Monaten nach seiner Freilassung sollte er weitere 50,000 Mark zahlen, 30,000 dem Kaiser, 20,000 dem Herzog von Oesterreich, und dafür noch vor seiner Freilassung Geißeln stellen, sechzig dem Kaiser, sieben dem Herzog. Dazu kam ein geheimer Artikel, nach welchem die letzten 50,000 Mark ganz wegfallen sollten, wenn Richard das Versprechen erfülle, das er dem Kaiser wegen Heinrich des Löwen seines Schwagers gegeben.

Diese geheime Bedingung wurde nie bekannt; sie bezog sich wohl darauf, daß der Löwe während des nächsten Zugs des Kaisers nach Unteritalien sich ruhig zu verhalten versprechen, seine beiden jüngern Söhne als Geißeln stellen, und dagegen die Zusage der Wiedereinsetzung in seine frühern Besitzungen auf der rechten Seite der Elbe von dem Kaiser erhalten solle. Die Summe des Lösegeldes war für jene Zeiten über alle Maßen groß, unermeßlich. Richard konnte sie leicht bewilligen; denn er war es nicht, der sie zu zahlen hatte; das Lehenrecht verpflichtete den Adel und die Geistlichkeit des Königreichs, das Lösegeld aufzubringen. Die Theilnahme und Liebe für den Nationalhelden in England scheuten kein Opfer, und die deutschen Völker verwunderten sich über diese thätige Treue. Die Fürsten der Kirche öffneten die seit alten Zeiten aufgehäuften Schätze, die Vorsteher der Parochien schmolzen die silbernen Gefässe ein, die Erzbischöfe und niedern Prälaten, die Grafen, die Freiherren gaben den vierten Theil ihrer jährlichen Einkünfte, die Geistlichen, die vom Zehnten lebten, den zehnten Theil ihrer Einnahme. So ward es einstimmig beschlossen.

Dennoch verging einige Zeit, bis nur ein Theil der ungeheuern Summe zusammengebracht war. Richard ward dem Kaiser gleich nach geschlossenem Handel, als eine offene, großmüthig vergessende Natur, fast befreundet, und sie verhandelten Dinge miteinander, die mehr Scherz als Ernst waren: Richard übergab mit seinem Hut dem Kaiser das Königreich England und nahm es von ihm zu Lehen; der Kaiser ertheilte ihm die das Königreich Arelat bildenden Städte und Landschaften Arles, Marseille, Lyon, Provence und andere, die sich vom deutschen

Reiche längst abgerissen, und wovon nichts als der Titel dem Kaiser geblieben, nach Lehensbrauch. Sobald der König von Frankreich und Richards Bruder Johann die abgeschlossene Uebereinkunft vernahmen, boten sie dem Kaiser eine noch größere Summe an, wenn er den Vertrag umstöße und Richard noch länger gefangen hielte.

Indessen ging ein großer Theil des bedungenen Lösegelds ein. Für den Rest wurden Geißeln gestellt. Eleonore, Richards Mutter, und eine Gesandtschaft englischer Großen erschienen selbst in Deutschland, Heinrich der Löwe stellte seine beiden Söhne als Geißeln: aber der Kaiser, verlockt von der Aussicht, von Richard, wo nicht, von seinem Bruder und von Philipp August, eine noch größere Geldsumme zu ermäkeln, gedachte Richard noch länger in Haft zu behalten. Jetzt erhob sich Eleonore mit lauten Klagen, es erhob sich das Welfenhaus und die deutschen Fürsten erglühten vor Scham. Richard sandte seine Freunde an die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Salzburg, an die Bischöfe von Worms, Speier und andern, an Konrad, den Bruder des Kaisers und Herzog in Schwaben, an den Pfalzgrafen zu Rhein, des Kaisers Ohm, und andere Fürsten, welche den Vertrag Richards mit dem Kaiser beschworen und verbürgt hatten, und diese traten kühn vor den gekrönten Handelsmann und klagten laut und schwer über seine Habsucht und seinen Eigennutz, die ihn verlocken wollen, den geschwornen Eid zu brechen. Vor dieser Stimme mußte des Kaisers Geiz verstummen; er, der die Krone beider Sicilien erobern wollte, durfte es mit so vielen Fürsten nicht weiter treiben. Am 4. Februar 1194 gab er König Richard Löwenherz frei.

Richard eilte, so sehr er konnte, über die deutsche Grenze zu kommen, die Erzbischöfe von Mainz und Köln geleiteten ihn. Die Furcht, sein Königreich in den Händen seines Feindes, Philipp August, und seines treulosen Bruders Johann bei längerem Säumen zu finden, trieb ihn eben so sehr zur Eile, als das Mißtrauen in des Kaisers Redlichkeit. Zu Swine verzögerten Stürme seine Einschiffung. Das Gerücht, daß der Kaiser Richards Freilassung bereue und ihm nachsetzen lasse, um ihn zu überfallen, verbreitete sich. Richard traute mehr dem wüthenden Sturm und dem falschen Meere, als dem Wort des Kaisers, er schiffte sich ein, stieß ab, und als die nachgesandten Deutschen die Küste erreichten, hatte Richard schon, jetzt erst ganz sich frei fühlend, bei Sandwich den Boden seines Reiches betreten, dem englischen

Volke zur ungemessenen Freude; aber nicht lange, denn bald zeigte sich, daß er im Geiz dem deutschen Kaiser verwandt oder von ihm angesteckt war.

Heinrich der Löwe hatte geleistet, was er sollte, nicht aber der Kaiser ihm, was er zugesagt. Der Löwe sandte seinen Sohn, jenen ritterlichen Heinrich, an ihn, und gebot ihm, nicht von der Seite desselben zu weichen, bis er von ihm seine früheren Besitzungen, die Lande auf der rechten Seite der Elbe, nämlich Holstein, Stormarn, Wagrien und die slavischen Provinzen, zurückerhalten hätte. Der Kaiser, der dem jungen Heinrich seine Entweichung vor Neapel zu verzeihen für klug gehalten hatte, empfing ihn freundlich zur Verwunderung der dem Welfenhause übelwollenden Höflinge, und hielt ihn mit guter Hoffnung hin, ohne sich bestimmt über sein Begehren auszusprechen. Diese Hoffnung schwand von Tag zu Tag herab, der Kaiser schützte andere unumgängliche Reichsgeschäfte vor, und der junge Fürst verzweifelte, seinen Zweck zu erreichen, das alte Welfenhaus durch Länderzuwachs wieder zu einigem Glanz zu erheben. Aber schnell vollendete die Liebe, was der Politik nimmer gelungen war.

Der Kaiser, bei dem vor der Politik und dem Interesse seiner Entwürfe jede zarte Rücksicht, jedes heiligere Verhältniß verschwand, verfügte auch über die Hand der schönen Töchter seiner Verwandten, ohne sich um frühere feierliche Zusagen im Geringsten zu kümmern. Die einzige, eben so reiche als edle und schöne Tochter seines Ohms, des Pfalzgrafen, hatte er dem jungen Herzog Ludwig von Bayern vor Kurzem zugesagt, ohne alle Rücksicht darauf, daß sein großer Vater sie dem jungen Welfen, Heinrich, des Löwen Sohn, zugedacht hatte. Jetzt warb Philipp August, der König von Frankreich, um die Hand dieser reichsten Erbtochter Europas. Der König hatte so eben seine Gemahlin, die edle und reizende Ingeburg, des großen Waldemar, des Dänenkönigs Tochter, ohne Grund verstoßen. Unbekümmert darum, unbekümmert um die feierliche Zusage, die er dem Bayerherzog gegeben, unterstützte der Kaiser die Werbung Philipp Augusts bei seinem Ohm; denn eine Verbindung Frankreichs mit seinem Hause durch ein so enges Band erschien ihm staatsklug. Der Ohm bequemte sich dem Neffen. Der Handel wurde geschlossen, aber die schöne Agnes, welcher dieselbe zunächst anging, und die nicht gefragt worden war, machte einen Strich durch die Rechnung des gekrönten Handelsmannes, ihres kaiserlichen Vetters.

Als ihre Mutter ihr die große Ehre der königlichen Vermählung mittheilte, wurde Agnes betroffen. „Mutter," sagte sie, „ich fürchte der Ingeburg Schicksal, mein großer Ohm hat mich noch als Kind dem ritterlichen, von Allen gepriesenen Welfen Heinrich verlobt, und er war und bleibt die einzige Liebe meines Herzens." Die Pfalzgräfin, Irmengard, aus dem alten Hause der Henneberge, verdroß es, daß die eigenmächtigen Männer bei der Vergebung der Hand ihrer Tochter sie nicht gefragt hatten, auch war sie dem jungen Welfen wohl geneigt, und die Rede ihrer Tochter erfreute sie. Sie sandte insgeheim sichere Boten an den Kaiserhof nach Speier, meldete dem jungen Heinrich die Gefahr, die seiner Liebe drohte, und lud ihn ein, zu ihnen nach Stahleck sich zu begeben und allen seinen Mitbewerbern zuvorzukommen. Der alte Pfalzgraf war abwesend, er befand sich selbst auch am Kaiserhofe. Der Welfe eilte, zwischen Glück und Furcht schwebend, verkleidet, nicht ohne große Gefahren, da der Kaiser alle seine Schritte umlauerte, nach der Rheinpfalz Stahleck bei Bacherach, und trat in der Abenddämmerung in das Schloß. Hier wurde er gleich den Helden Homers gebadet, gesalbt, in reiche hochzeitliche Gewande gehüllt und zu den Fürstinnen hineingeführt. Die schöne Agnes, von der Mutter mit der Ankunft des Geliebten überrascht, umfing ihn mit großer Liebe; er war schöner, als sie ihn je gesehen: „seine Schönheit ging ihr süß durch das Herz", und die Mutter gab sie ihm zum Gemahl, der Priester trat ein und traute sie; es fehlten die feierlichen Hochzeitgäste, aber fröhlich bestiegen die Neuvermählten das Ehebett und die Ehe ward glücklich vollzogen. Des andern Tages ließ die Pfalzgräfin ihren Gemahl nach Hause zu sich rufen. Als er in das Schloß eintritt, ging ihm Irmengard entgegen, freundlicher und liebreicher denn je, doch so, daß der Pfalzgraf durch diese Freude und Freundlichkeit eine gewisse Befangenheit schimmern sah, mitten im blauen Himmel ein kleines Wölkchen.

Er sollte schon auf der Schwelle seines Hauses merken, daß sie etwas auf dem Herzen habe. „Ist etwas vorgefallen?" fragte er. „Herr," erwiederte Irmengard, „gestern kam ein Falke geflogen, der schönste, den ich je gesehen, und ich habe ihn gefangen und behalten." Und mit diesen Worten eilte sie ihm voraus die Treppe hinauf und öffnete die Thüre eines Gemachs, der Pfalzgraf kam und sah, Arm in Arm saßen darin in liebendem Geplauder Agnes und der Welfe. Der Pfalzgraf erschrack, als er die Vermählung hörte, aber Mutter und

Tochter wußten ihn schnell dahin zu bringen, daß er billigte, was nicht zu ändern war, und er eilte nun, wo nicht seinem neuen Schwiegersohn die Gunst des Kaisers zu gewinnen, wenigstens den Zorn desselben zu beschwichtigen.

Der Kaiser gerieth außer sich vor Zorn. Er verlangte die Auflösung des Bandes, das ohne sein, des Familienoberhauptes, Wissen und Beistimmen mit dem Welfen, seinem Feinde, geschlossen worden. Der Pfalzgraf betheuerte erst seine Unschuld und erklärte, die Auflösung des Bandes sei unmöglich, weil sie sein Haus beschimpfen würde und die Ehe wirklich vollzogen sey. Der Kaiser wüthete fort. Der Pfalzgraf aber ritt heim, hatte seine Freude an seinen Kindern und erklärte seinen neuen Sohn für seinen Erben. Der Kaiser fühlte, daß, wollte er nicht gegen seine eigene Politik verstoßen, ihm nichts blieb, als sich zu besänftigen und zuzustimmen, um so mehr, da aus Sicilien eine Botschaft einlief, welche seine Anwesenheit daselbst auf das schnellste heischte.

So benützte er das galante Impromtü seiner romantischen Muhme zu einer Aussöhnung zwischen den Häusern der Welfen und Hohenstaufen. Er versöhnte sich mit seinem Ohm, dem Pfalzgrafen, und durch diesen mit dessen Eidam. Die Lande auf dem rechten Ufer der Elbe waren im Besitze ihrer eigenen Herren; der Kaiser hatte sie zwar dem Löwen zurückzugeben versprochen, konnte aber die Fürsten, die im Besitze derselben waren, nicht in dem Augenblick daraus vertreiben, wo er seine eigenen Streitkräfte, und die Hülfe jener Fürsten für seine italienischen Angelegenheiten so nothwendig hatte, wenigstens diese nicht während seines Zuges nach Sicilien in feindlicher Stimmung im Rücken lassen durfte. Der Gott der Liebe, der ihm seinen Plan mit dem König von Frankreich durchkreuzte, half ihm unvermuthet aus dieser großen Verlegenheit, Heinrich dem Löwen gegenüber. Die Pfalzgrafschaft am Rhein war mehr als eine Entschädigung für die Lande auf der rechten Seite der Elbe, und er versprach für die Mitwirkung des jungen Heinrich an der Heerfahrt ihn mit der Pfalzgrafschaft belehnen zu wollen.

Der alte Pfalzgraf ritt selbst zu seinem Gegenschwäher und bereitete ihn zu der Aussöhnung mit dem Kaiser vor. Zu Saalfeld sollte diese geschehen. Auf dem Wege zu diesem Fürstentage, bei Bothfeld, im Harzgebirg, hatte der alte Löwe das Unglück, als er einen steilen Waldpfad hinabritt, mit dem Pferd zu stürzen. Er brach den Fuß

und wurde nach dem Kloster Wallerieb getragen. Von hier aus ließ er dem Kaiser die Unmöglichkeit, die Reise fortzusetzen, melden. Dieser, immer mißtrauisch, sah in dieser Meldung nur einen Vorwand, der Aussöhnung auszuweichen, und argwöhnte böse Tücke dahinter. Er ließ darum die versammelten Fürsten nicht auseinander gehen, bis er sich von der Wahrheit dieses Unfalls fest überzeugt hatte; dann verlegte er den Fürstentag nach Dullethe bei Kyffhausen, nahe dem Orte, wo der Herzog krank lag.

Dieser ließ sich in einer Sänfte dahin tragen. Der Kaiser nahm ihn sehr gnädig auf. Er belehnte feierlich seinen Sohn mit der Rheinpfalz, dem alten Herzog blieb, was er hatte, in ungeschmälertem Besitz, selbst der Titel eines Herzogs von Sachsen, er erhielt, was der Greis so sehnlich wünschte, endlich Friede und Ruhe vor allen seinen Feinden, und wenn auch nicht die bestimmtesten Versprechungen, doch das schöne Abendroth der Hoffnung, bei der jetzigen Stellung seines Hauses zu den Hohenstaufen, seine alten Herrschaften und Würden für den welfischen Namen nicht auf immer verloren zu sehen.

So versöhnte die treue Liebe und die Standhaftigkeit einer Jungfrau die beiden großen Häuser, deren lange alte Feindschaft zu versöhnen so viele diplomatische Verhandlungen, so viele Kriege umsonst gewesen waren: in dem Augenblick, wo die Trennung feindlicher als zuvor zu werden drohte, im Mittelpunkt des Hasses ging die Liebe und die Vereinigung auf.

Fünftes Hauptstück.

In Apulien führten indessen die Feldherren des Kaisers an der Spitze ihrer deutschen Mannen, florentinischer Söldner, und der ihnen verbündeten Vasallen des Landes den Krieg mit wechselndem Glücke gegen den Grafen von Acerra und gegen Tankred selbst. Zweimal schlug der tapfere Diephold Heertheile Tankreds, und Berthold von Künsberg, der andere Feldherr, wich, als Tankred mit einer bedeutenden Heeresmacht ihm entgegen trat, eben so klug als geschickt einer Hauptschlacht aus, wurde aber bald darauf bei der Belagerung eines

festen Schlosses durch einen Stein aus einem Wurfgeschütz getödtet. Konrad von Lützelnhard erstürmte das Schloß, Tankred dagegen eroberte eine Reihe anderer Schlösser, die bisher zu der deutschen Partei gehörten, verfuhr so grausam gegen die ihm abgeneigten, daß er den Herrn eines der eroberten Schlösser, weil er laut gegen ihn sich ausgesprochen, aufknüpfen ließ; voll schöner Hoffnungen, seine Oberherrschaft zu befestigen, ging er nach Sicilien zurück, er kam zu der Leiche seines kaum gekrönten ältesten Sohnes, und des Vaters Liebe zu ihm war so groß, daß er aus Gram über seinen Verlust selbst starb, am 22. Februar 1194, nachdem er kaum noch die Krönung seines unmündigen zweiten Sohnes Wilhelm hatte vorbereiten können: seine Mutter erst ließ das Kind nach der Leichenfeier des Vaters krönen. Mit Tankred wich der Geist, welcher die unter sich uneinigen Elemente äußerlich zusammenhielt, aus der Nationalpartei. Die Krone auf dem Haupte eines dreijährigen Kindes, mit dessen Namen die verwittwete Königin, eine edle, aber schwache Frau, und die auf einander eifersüchtigen Häupter spielten, der fast allgemein werdende Hader um die Leitung der Regierung — das waren jene Botschaften, welche den Kaiser in Deutschland überraschten und die Unterwerfung des Königreiches, wenn es schnell angegriffen wurde, ihm leicht machen mußten.

Das Lösegeld des Königs Richard war dem Kaiser eine reiche Quelle, aus der er die Mittel zu Allem schöpfen konnte, eine bedeutende Heermacht um sich zu schaffen. Er hatte nicht nöthig, wie es so oft das Loos seines großen Vaters war, das Gelingen des Unternehmens auf die von den Fürsten zusammen gebettelten Hülfsvölker zu setzen, die ihn dann mitten im Gange der Begebenheiten, wenn die wenigen Monate ihrer Dienstzeit abgelaufen, im Stiche ließen; er konnte sich ein Heer werben, er nahm namentlich ganze Schaaren Kreuzfahrer aus allen Nationen in seinen Sold, und die Geworbenen, vereint mit den aus den großen Gütern seines Hauses gezogenen Kräften und den Zuzügen befreundeter oder durch sein Gold und Silber leicht gewonnener Fürsten bürgten ihm für das Gelingen. Hinter sich ließ er Deutschland in tiefer Ruhe. Der gute Wille des Löwen, der mit größtem Eifer seinen Sohn zum italienischen Zuge ausgerüstet, wie der Wunsch und das Bedürfniß andrer Fürsten hielten jeden im Zaum, den die strengen Gesetze, womit der Kaiser jeden Friedensbruch bedrohte, zu übertreten gelüstet hätte, und die Städte, deren Macht in diesen Zeiten sich hob,

legten von selbst den kleinen Raubrittern das Handwerk, welche ihren Handel und Wandel beunruhigten. So zog er ohne Besorgniß im Mai 1194 über die Alpen, und war schon in den ersten Tagen des Juni in Piacenza. Wie das erstemal trat er auch jetzt auf das Freundlichste und Gnädigste in der Lombardei auf, ohne ihre kriegerische Mitwirkung in Anspruch zu nehmen. Das Heer, das er um sich hatte, und die Streitkräfte, die er aus den mathildischen Landen an sich zog, entsprachen hinlänglich dem Zweck: nur eine Seemacht fehlte. Diese verschaffte er sich wieder eben daher, woher er sie bei seinem ersten Zuge genommen.

Er ging selbst nach Genua, er ließ es weder an Freundlichkeit gegen die Edeln und das Volk der mächtigen Seestadt, noch an großen Versprechungen fehlen. „Wenn es mir," sprach er, „nächst Gott durch euch gelingt, mein Königreich Sicilien wieder zu erobern, so wird mein die Ehre, euer der Vortheil sein, denn ich darf mit meinen Deutschen nicht darin bleiben, aber ihr werdet darin bleiben und eure Nachkommen, und das Königreich wird mehr euch als mir angehören." Genua war jahrelang durch blutige Unruhen und fast ununterbrochene Parteikämpfe im Innern zerrissen. Einer der edelsten Männer, Ingo von Frexio, ward im August 1193, also kaum zehen Monate vor des Kaisers Ankunft am lichten Morgen auf offener Straße von Straßenräubern erschlagen. Podesta und Kosuln schliefen dieses Jahr, Mörder und Räuber herrschten in der Stadt, eine Partei belagerte und stürmte die festen Thürme der andern. So fand des Kaisers Bevollmächtigter, der tapfere Marquald Truchseß von Anweiler, den Zustand des Seestaats. Ihm gelang es, die gegenwärtigen Konsuln zur Abdankung zu bewegen, dadurch den Bürgerzwist zu beschwichtigen und die Bürgerschaft für die Plane des Kaisers vorzubereiten. Als nun der Kaiser jene schmeichelnden Worte zu der Versammlung sprach, den Genuesern außer der Bekräftigung ihrer Rechte und ihrer Freiheiten und namhafter Schenkungen, den Besitz der Stadt Syrakus, ansehnliche Vorrechte und Freiheiten in allen Seehäfen beider Sicilien, zweihundertfünfzig Ritterlehen im Thale Noto, ja fast das ganze Königreich zu schenken verhieß, und diesen Verheißungen zur Bekräftigung eine mit seinem kaiserlichen Siegel versehene Urkunde hinzufügte: da war alles, Adel und Volk in Stadt und Flecken für ihn.

Die Masse des handeltreibenden Volkes war durch die glänzenden

Preise, welche der Kaiser als Lohn ihrer Mitwirkung freigebig ihrer Habsucht vorhielt, zu verblendet, um zu bedenken und einzusehen, daß, wer so ungemäßigte Versprechungen mache, im Innern gesonnen sein müsse, Nichts zu erfüllen: die Klügeren glaubten, daß die Hände, die der Kaiser so offen, von Versprechungen voll, hinstreckte, mit nichts, als Wind gefüllt seien, aber sie hofften, wenn sie sich nur einmal in Sicilien festgesetzt, auch wider den Willen des Kaisers ihren Vortheil und ihre Ansprüche dort geltend zu machen, denn Sicilien war nach der ganzen Lage der Dinge leicht und gewiß zu erobern; war es erobert, so kam es nur auf sie an, es zur ergiebigsten Quelle für Genua zu machen und darum eilten sie, ihre Flotten auszurüsten. Den Pisanern hatte der Kaiser schon am 30. Mai des vorigen Jahres zu Gelnhausen eine Urkunde ausgestellt, worin er ihnen ein bedeutendes Gebiet im mittlern Italien nnd auf den Inseln einräumte, ihren Kaufleuten in ganz Sicilien, Calabrien, Apulien, ja im ganzen römischen Reiche freien Handel und Wandel zu Wasser und Land, ohne allen Straßen- und andern Zoll gestattete, der Stadt die Meeresküste und so viel landeinwärts von Civita vecchia bis zum Hafen von Venere, als sie zu freiem Schiffbau und Handel bedürfen, zu Lehen gab, eben so die Hälfte von Palermo, Messina, Salerno und Neapel, mit der Hälfte des umliegenden Gebiets und der Seehäfen, ganz Gaeta, Mazara und Trapoli mit allem Zugehör, in jeder Stadt endlich des sicilischen Reiches eine Straße für ihre Kaufleute; ja, nachdem er außer diesen ungeheuern Versprechungen ihnen noch eine ganze lange Reihe kleinerer Zusagen gegeben, verhieß er ihnen zuletzt noch den dritten Theil des zu gewinnenden Schatzes der normannischen Könige.

In dieser Urkunde, die ein geheimes Aktenstück Pisa's blieb, hatte er Versprechungen gegeben, welche er wenigstens großentheils nachher auch den Genuesen gab: wollte er den Pisanern sein Versprechen halten, so mußte er die Genuesen betrügen und umgekehrt. Er aber gedachte im geringsten nicht, irgend einem von beiden Wort zu halten, und da auch der Vertrag mit Genua ein geheimer war, und die diplomatische Kunst in jenen Zeiten noch nicht die Ausbildung unserer Tage hatte, so konnte er das falsche Spiel mit beiden Seemächten wagen, um so mehr, da beide eifersüchtig auf einander waren und nicht zu fürchten war, daß eine der andern Mittheilungen machen würde. So rüsteten auch die Pisaner, weit entfernt durch das Ungeheure der Versprechungen

des Kaisers auf Zweifel an dem ernsten Willen desselben zu kommen, ihre ganze Seemacht für ihn, und er fand ihre Flotte zum Auslaufen bereit, als er in der Mitte des Juli Pisa selbst besuchte. Jetzt empfand auch die ehemalige Bundesfestung der Lombarden, Alessandria, die Folgen davon, daß sie sich von dem Lombardenbund losgesagt und zur kaiserlichen Stadt gemacht hatte. Heinrich gab sie mit allen Einwohnern und allem, was dazu gehörte, dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat zu Lehen; doch war sie stark genug, als der Markgraf sie mit Gewalt einnehmen wollte, ihm zu widerstehen.

Wäre ein Papst in diesem Augenblicke auf dem Stuhl Petri gesessen, nicht nur gerecht und gutmüthig wie Cölestin III., sondern ein großer Papst wie Gregor VII., wie Alexander III., er hätte müssen Alles wagen, was ihm an Waffen die Kirche und der Glaube der Zeit bot, um das Unternehmen des Kaisers zu hintertreiben, und dadurch den römischen Stuhl von der Gefahr zu befreien, vom kaiserlichen Gebiet ganz umschlossen zu werden, und seine Unabhängigkeit zu verlieren. Schon des Kaisers Verfahren gegen Richard Löwenherz hätte Anlaß gegeben, den Bann gegen ihn zu schleudern, die mathildischen Besitzungen, die er der Kirche zurückzugeben sich beharrlich weigerte, desgleichen: aber Cölestin war zu friedlich und zu alt, um irgend etwas anderes als Vorstellungen gegen den despotischen Hohenstaufen zu wagen. So erreichte der Kaiser noch vor dem Ende des August mit seiner großen Landmacht ungestört die Grenzen Apuliens.

Ihm zur Seite segelte die vereinte genuesisch-pisanische Flotte. Das Geschwader der Genuesen befehligte Obert von Olevano, Podesta und Konsul zugleich, ein trefflicher Mann; die Landmacht Heinrich von Calendin, einer der ersten Kriegshauptleute des großen Rothbarts, Graf Diephold, Marquald von Anweiler, Konrad von Lützelnhard, die kriegskundigsten des deutschen Adels. Der Abt Roffrid von Montecassino, der treue Anhänger des Kaisers, war ihm voraus geeilt, und dieser von seinen Unterthanen angebetete Prälat hatte die Stimmung des Volkes weit umher für den Kaiser gewonnen. Die Abgeneigten konnten den Willen des Widerstandes nicht durch die That unterstützen. Sie waren vereinzelt, durch kein Haupt zu gemeinsamer Gegenwehr zusammen gehalten. Der Adel war theils durch den Abt Roffrid gewonnen, theils fürchtete er die heranziehende große Macht des Kaisers, theils hatte er seine Schlösser an die Feldherren des Kaisers, an Diephold

und Konrad von Lützelnhard, verloren, keinen Rückhalt im Volke, keinen freundschaftlichen Bund mit den Städten; denn der Haß und die Eifersucht zwischen dem Adel des Landes und den Bürgern der Städte, ja zwischen den Städten selbst fand sich hier wie anderswo.

So wälzte sich der Strom des kaiserlichen Heeres frei und schnell über den ganzen Küstenstrich Apuliens. Schon an der Grenze bewillkommten den Kaiser viele der ersten Vasallen als ihren Herrn, und mehrere Städte sandten Geschenke und ihre Unterwerfung entgegen. Jede Stadt, jede Burg, welche sich nicht sogleich unterwarf, wurde erstürmt, geplündert und zerstört. Selbst das feste Neapel ergab sich ohne Widerstand, als das Landheer und die vereinigte Flotte davor erschien und huldigte wie die andern dem Kaiser, eben so die nahen Inseln. Keine Stadt, kein Schloß war stark genug, einer so großen Macht zu widerstehen, denn während des Zugs nach Italien war sie fort und fort durch zuströmende Kreuzfahrer gewachsen. Die Stadt Salerno, im Andenken an den Verrath, den sie an der ihrer Treue vertrauten Kaiserin geübt, rüstete sich zum Widerstand, aber an demselben Tage, an welchem sie von allen Seiten eingeschlossen ward, wurde sie mit Sturm genommen, am 27. September. Was von den Einwohnern nicht entrann oder im Kampfe fiel, wurde ein Opfer der unbegrenzten Rache des Kaisers. Die Stadt ward ausgeplündert und den Flammen preisgegeben.

Von da an war das Land so gut als eingenommen und der Kaiser ließ seinen tapfern Getreuen, den Abt Roffrid, zurück, um die Huldigung überall einzunehmen und die noch Widerstehenden zu unterwerfen, er selbst schiffte nach der Hauptstadt des Reiches, nach Palermo hinüber. Sein Marschall Heinrich von Kallinthin war ihm dorthin vorausgegangen. Das Volk Siciliens war wie der Adel durch langen Frieden und glückliche Ruhe unkriegerisch geworden, ihr großer Reichthum erzeugte Luxus und Wollust, und ihre Sittenlosigkeit muß groß gewesen sein; denn Innocenz III., der große nachmalige Papst, sagte davon, daß ihre Verdorbenheit an den Himmel stinke und sie wegen der Menge ihrer Missethaten allein in die Hände ihrer Feinde gegeben werden. Ein so an Leib und Seele entnervtes Volk mußte der deutschen Tapferkeit und der jugendlich kräftigen Bürgermacht Genuas und Pisas eine leichte Beute werden.

Bei Messina landete Heinrich von Kallinthin mit der vereinigten

Flotte schon am 1. September. Kaum war die Stadt besetzt, als es zwischen den Pisanern und Genuesen zum offenen Kampf kam. Der Zündstoff dazu hatte sich schon im August, nach der Einnahme von Gaeta, angesetzt: hier, bei Messina, entlud er sich. Es kam zur völligen Schlacht zu Land und zu Wasser. Die Pisaner siegten zu Land. Das Stift Sct. Johann, worin genuesisches Kriegsvolk lag, erstürmten sie und bemächtigten sich darin aller Schätze, welche die Genuesen bisher erbeutet hatten, und vieler vornehmen Gefangenen. Zur See aber verloren sie dreizehn Galeeren an die Genuesen, und um die zu Land erlittene Niederlage zu rächen und die Befreiung ihrer gefangenen Mitbürger zu erzwingen, verbrannten diese des andern Tages die dreizehn Galeeren, ließen den größten Theil der Bemannung derselben über die Klinge springen und versenkten sie mit Waffen und Rüstung im Hafen von Messina. Des Kaisers Marschall, Heinrich von Kallinthin, war bereits in das Innere des Landes weiter gedrungen. Von der Kunde des Vorgefallenen erschreckt, eilte er zurück. Der böse Samen, welchen der Kaiser durch seine arglistigen Versprechungen, welche Pisaner und Genuesen auf dieselben Entschädigungen angewiesen, war vor der Zeit aufgeschossen und bedrohte das Glück der ganzen Unternehmung in seinem besten Wachsthum.

Er bot allem auf, den Zwiespalt zu schlichten: es gelang ihm nur ein Waffenstillstand, mehr durch gewaltsames Einschreiten als durch Begütigung und auch dieser erst nach einer Mühe von mehreren Tagen. Die Genuesen und Pisaner schwuren, jeder dem andern das Abgenommene wieder zu erstatten. Die Genuesen gaben den Pisanern die Wrake ihrer Galeeren und zahlten ihnen tausend Mark Silbers. Die Pisaner aber gaben den Genuesen nichts zurück, als einen Schild, einen Kessel zum Pechauslassen, zehn Flachsbrechen, ein Körbchen mit etwas Zimmet und eine Calmuswurzel. Alle Panzer und Waffenstücke, kostbaren Gefäße, gemünztes Silber und Gold und andere unzählige Schätze behielten sie unbekümmert um ihren Eid zurück: sie behaupteten wohl, die Genuesen haben das alles in den Städten erbeutet, deren Beute und Häfen der Kaiser ihnen, den Pisanern, zugesprochen. Die Genuesen plünderten nun jeden Pisaner, den sie in der Stadt fanden, nackt aus und prügelten ihn durch, und die Pisaner nahmen ein reich beladenes, nach Alexandrien segelndes genuesisches Kauffahrteischiff.

Die Genuesen wagten aus Furcht vor der jeden weitern Ausbruch

niederhaltenden Macht des Marschalls, nichts dagegen zu thun, sie hofften auf den Kaiser, dessen Ankunft nahe war. Tragen wir, sagten die Besonnenern, alle diese Kränkungen aus Liebe zu unserm Kaiser, damit nicht sein Dienst durch unsern Zwist leide. Aber der treffliche Obert von Olevano erkrankte vor Gram und starb. Der Marschall von Kallinthin, Marquald, der Seneschall, und der Markgraf von Montferrat folgten dem Leichenzuge ihres edeln Waffengenossen, und alle Genuesen und die meisten deutschen Ritter. Es verlautete, die Pisaner wollen meuterisch diese Gelegenheit benützen, das Leichengefolge zu überfallen und sich zu Herren der Stadt zu machen; auch wurde dem Seneschall hinterbracht, daß die Pisaner mit Tankreds Wittwe, der Königin Sybilla und ihrem Sohne in brieflichem Verkehr stehen. Die kaiserlichen Feldherrn trafen für beide Fälle erfolgreiche Maßregeln der Vorsicht. Das Leichengefolge kehrte an den Thoren um, und der Palast und die königliche Burg wurden stärker befestigt und die Besatzungen beider vermehrt. Diese Vorfälle benützte die sicilische Königspartei, sie schöpfte Muth aus dem Zwiespalt der Gegner, und wagte sich zu sammeln und den Deutschen in offenem Feld entgegen zu treten. Heinrich von Kallinthin zog ihnen entgegen und stieß auf ihr Heer bei Catanea.

Ihn begleitete, treu ausharrend, das Geschwader der Genuesen. Das der Pisaner blieb im Hafen von Messina zurück. Der Marschall griff ohne Zögern an. Die unkriegerischen Sicilianer, deren Kern die Sarazenen des Gebirges bildeten, vermochten nicht Stand zu halten. In leichtem Sieg schlug sie der Marschall aufs Haupt und drang mit den Fliehenden in die Stadt. Der Bischof derselben, ein Haupt der Unabhängigkeitspartei, wurde mit vielen Edeln gefangen, die Stadt geplündert und in Brand gesteckt, selbst der Heiligthümer nicht geschont, die Kirche der heiligen Agatha mit Tausenden von Männern und Weibern, Greisen und Kindern, welche darein vor der Wuth der Sieger sich geflüchtet, schonungslos verbrannt.

Ein gleiches Schicksal traf Syrakus. Diese Stadt wurde erst nach langer Bestürmung von der Land- und Seeseite genommen, und die Genuesen behaupteten, daß unter den erschlagenen Vertheidigern derselben viele Pisaner gewesen. Die gefangenen Großen wurden im Triumph dem Kaiser entgegen geführt; denn dieser hatte nun selbst bei Messina gelandet. Die ganze Partei der normannischen Königsfamilie

gab jeden Gedanken eines gemeinsamen Widerstandes auf, in der allgemeinen Bestürzung über die reißenden Fortschritte der Fremden, in dem Schrecken über das grause Schicksal der erstürmten Städte ging der letzte Rest von Besonnenheit, Muth und Thatkraft unter. Der Schlag von Catanea schlug die ganze Herrschaft Tankreds in Trümmer. Städte, Schlösser, Edle eilten sich zu unterwerfen. Nur die Stadt und Burg der alten Residenz Palermo war noch unerobert. Aber die Königin Sibylle vertraute sich und ihre Kinder nicht den feigen Söhnen des Landes: sie kam ihrem Verrath zuvor durch schnelle Flucht in die unüberwindliche Burg Calatabellota. Sie und ihre Kinder geleiteten dahin die Bischöfe von Palermo und Salerno, und eine kleine treue Schaar.

Zu Messina trat Otto von Careto, der neuerwählte Podesta der Genuesen, vor den Kaiser. Dieser hatte ihn selbst zu sich rufen lassen, um die Genuesen in ihrem Eifer nicht lau werden zu lassen. „Herr und Kaiser," sprach der Podesta, „es hat Euch gefallen mit der Stadt Genua einen Vertrag zu machen, und Ihr habt uns Syrakus und das Thal Notho versprochen. Seht, wir haben mit Gottes Gnade und unter dem würdigen Zeichen Eures Namens beides mit unserm guten Schwert gewonnen. Gott hat sie in Eure Gewalt gegeben, gebt Ihr, wir bitten Euch, sie nun uns." „Wie man es von euch gewohnt ist," antwortete ihm der Kaiser, „kühn und tapfer, nach dem Vorbild eurer Vorfahren, habt ihr euch bisher gehalten; aber noch haben wir nicht die Burg von Palermo. Haben wir diese, so werden wir euch Syrakus und das Thal Notho geben, und was wir eurer Stadt versprochen, erfüllen. So lange geduldet euch und laßt uns nach Palermo gehen."

Sechstes Hauptstück.

Es war wahr, so lange der Kaiser Palermo nicht besaß, fehlte ihm das Vorzüglichste, der Mittelpunkt seiner Eroberungen. Diese Residenz der Normannenkönige glich an Umfang und Glanz den größten Hauptstädten des jetzigen Europa: gut versehen und vertheidigt konnte sie für unüberwindlich gelten. Eine Partei in der Stadt drang auf

Widerstand, eine andere auf Unterwerfung. Der Kaiser war klug genug, dieser Stadt mehr die Fülle seiner Gnade, als Gewalt von ferne zu zeigen. Die letztere Partei siegte und die Bürger der Hauptstadt luden den Kaiser ein, in seine Residenz einzuziehen. In langen Reihen kamen ihm festlich geschmückt die Einwohner entgegen, ungeheure Triumphbogen empfingen ihn vor den Thoren, alle Häuser und Straßen waren mit kostbaren Teppichen und Seidenstoffen geschmückt, und Musikchöre, Weihrauch- und Myrrhendämpfe und die Zurufe der Menge erfüllten die Luft. In schönster Ordnung und Zucht zog das kaiserliche Heer ein, ihm war bei Handabhauen jede Gewaltthätigkeit verboten, in majestätischer Ruhe und Heiterkeit der Kaiser.

Bei der Annäherung des Kaisers warf sich das Volk auf beiden Seiten der Straße nach der Sitte des Landes mit dem Gesicht zur Erde. Geschenke, deren Reichthum ihn in Erstaunen setzte, brachte die Bürgerschaft ihm dar. Und als er seine Augen an der Größe und Festigkeit der Werke, an dem Glanz der Straßen und Bauten, an der ungeheuern Volksmenge der Stadt sich weiden ließ, da erkannte er erst, wie leichten Gewinnes er den unschätzbaren Edelstein, das wahrhaft königliche Palermo gewonnen.

Da erhob sich auf dem Spiegel des Meeres der alte Königspalast, das Meerschloß genannt, an dessen gewaltigen Mauern und Thürmen die See brandend sich brach. Auf der andern Seite ragte der neue Palast, wunderbar aus Quadern eben so schön als fest erbaut, außen mit geräumigen Mauern umschlossen, innen strahlend von der Fülle der Edelsteine und des Goldes. Hier der pisanische Thurm, dessen Mauern von niegesehener Dicke, dort der griechische Thurm, beide von wunderbarem Einbau. Als der herrlichste Theil des Palastes zeigte sich der mittlere Flügel, die eigentliche Residenz der Könige. Hinter diesem reihten sich die Wohnungen des königlichen Hofstaates und viele kleine Paläste, den Verhandlungen der Staatsgeschäfte bestimmt. Daran schlossen sich die großen königlichen Fabriken, worin köstliche Seidenstoffe gewoben, Teppiche gewirkt und mit der Pracht aller Farben gefärbt wurden, jene Werke der Kunst, die man in Deutschland noch nicht zu bereiten verstand und deren Reiz das Auge der Ritter und der Damen entzückte. Hier sah er jene kunstvollen Rosen, deren feuriger Farbenglanz das Auge blendete; hier alle jene feinen Nüancen des wohlthuendsten Grün an den seidenen Stoffen, hier jene gepriesenen Zeuge, darein

Goldfäden und Perlenschnüre und Edelsteine eingewirkt und eingestickt; hier die geheime Werkstätte der griechischen Kunst, die König Roger hieher verpflanzt, und worin die bewunderten Werke der Weberei gefertigt wurden, welche Pflanzen und Thiere, Gruppen aus dem Leben und der Geschichte darstellten; Kunstwerke, wie man sie in Deutschland kaum gesehen; eine Kunst, die dort ganz unbekannt war.

Dort, der Stadt zu, ragte die Königskapelle, die Wände unten aus kostbarem Marmor, oben ganz aus kleinen viereckigten Platten, theils goldenen, theils buntfarbigen, welche die Geschichte des neuen Testaments in kleinen Bildern darstellten; der Plafond von den wunderbarsten Malereien, Gebilden in erhabener Arbeit und Goldglanz schimmernd. Auf einer andern Seite reizte der königliche Park, ein buntes Gemisch von zahmen und wilden Thieren aller bekannten Welttheile, die Neugier des Nordländers. So erhob sich der Königspalast mit allen diesen Seitenpartieen über die Stadt, wie das Haupt über den Rumpf. Die Stadt selbst breitete sich, von den Gemächern des Palastes aus betrachtet, vor den Augen aus wie drei besondere Städte: die Mittelstadt, durch ihre prächtigen Bauten ausgezeichnet, war links und rechts mit sehr hohen Mauern von den andern Theilen abgeschnitten und durch drei Hauptstraßen getheilt.

Die zweite Stadt, die zur Rechten, umliefen ebenfalls Mauern bis an das Meer. Die dritte, die zur Linken von dem Königspalast, welche an das Meerschloß auslief, umschlossen eben so ungeheure Mauern. Und wenn das Auge über die Stadt hinweg zu den blauen Bergen hinüber schweifte, da lag sie mitten inne, die herrliche Ebene, ein gegenwärtiges Paradies, mit ihren Wasserleitungen, Lusthäusern und Gartenanlagen, welche mit allen Erzeugnissen des Südens prangten, und, was sonst nur in den einzelnen Jahreszeiten, und einzeln in verschiedenen Landstrichen gesehen wird, Alles vereint zugleich zeigten, Blüthe, reifende und reife Frucht, die Citrone Tyrols und die Obstbäume Persiens, den süßen Weinstock des Landes und die hohe schlanke Palme der Wüste.

In langen Zügen schlürfte der Kaiser den wollüstigen Anblick dieser gewonnenen Herrlichkeiten, sein Auge konnte sich kaum davon losreißen, um sich der Betriebsamkeit und dem Handel der außerordentlichen Bevölkerung zuzuwenden.

Kunstreich gearbeitete goldene Sessel, köstlich schimmernde Reitzeuge,

Arbeiten aller Art aus Gold, Silber und Seidenstoff, waren die Geschenke, welche ohne Zahl die Bürger, demüthig und ängstlich besorgt, darbrachten. Alles das theilte der Kaiser freigebig unter die Vornehmsten des Heeres, dann auch unter die gemeinen Reisigen aus, um sie fest seinem Dienst zu gewinnen. Die deutschen Ritter sahen sich auf einmal im Besitze so vieler Edelsteine, so mancherlei Kleinodien, so vielen Goldes und Silbers, daß ihnen, was ihnen früher als Reichthum galt, nur als armselig erschien. Der Kaiser selbst hatte an dem, was er in den Palästen vorfand, noch genug für sich: er fand darin Ruhebetten und Tische aus gediegenem Gold. Er fand einen Eßtisch von reinem Gold und großem Umfang; ein seidenes Zelt, worunter hundert Ritter tafeln konnten; goldene und silberne Gefässe jeder Art, edle Steine und Prachtgewande in solcher Menge, daß hundert und sechzig Saumthiere damit beladen werden konnten, welche die unschätzbare Beute über die Alpen nach dem Schlosse Trifels in die kaiserliche Schatzkammer trugen.

Sicilien lag zu seinen Füßen. Aber so lange Calatabellota die verwittwete Königin und den gekrönten unmündigen König Wilhelm als sicherer Hort barg, so lange war noch neben ihm ein König im Lande, und ein Namen, der jeden Augenblick den Einwohnern zum Signal des Aufstandes werden konnte. Die Felsenburg mit Gewalt oder durch Hunger zu nehmen, war nicht zu hoffen. Er knüpfte mit der Königin Unterhandlungen an. Er bot ihrem Sohne die väterlichen Erbgüter, die Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarent, und schwur Schutz der Personen und des Eigenthums zu. Die Königin Sibylle nahm das Anerbieten an, ihre Hoffnung war gebrochen, und sie übergab nach beschworenem Vertrag sich und ihre Kinder, und ihre Verwandte und Freunde mit der Felsenburg der Großmuth und dem gelobten Schutze des Kaisers. Unter ihren Verwandten war eine zarte Rose des Morgenlandes, wunderbar durch Schönheit und Geist, Irene, Isak Angelus, des griechischen Kaisers, Tochter. Tankreds Sohn, der frühverblühte König Roger, hatte sie sich aus Constantinopel zur Gemahlin erbeten, und als die Braut in Palermo anlangte, fand sie sich als Wittwe, ohne einen Gemahl umarmt zu haben. Der junge König Wilhelm legte seine Krone zu den Füßen des Kaisers nieder, und Heinrich ließ sich damit im Dome von Palermo krönen. Er war König von Sicilien. Sein Scepter reichte vom Thale Notho, dessen Küste die

Wogen des Mittelmeeres beschäumten, bis hinauf zu den Gestaden des Belts.

Er saß in seinem Königspalast, und vor ihn traten die Genuesen. „Herr," sprachen sie, „Alles ist durch Gottes Gnade erfüllt, das ganze Reich ist Euch unterthan, und wir haben es in Eure Hände gegeben. Wir bitten, was Ihr mit der Republik und den Bürgern Genuas vertragen und gelobt, in Gnaden jetzt zu erfüllen." „Euer Podesta," antwortete der Kaiser, „ist todt. Ich sehe hier Niemand, der die Republik Genua verträte. Ich kenne keine Republik Genua; und wenn ich einmal mit Gewißheit einen oder den andern sehen werde, der sich als Vertreter der Republik Genua ausweist, dann werde ich erfüllen, was ich versprochen habe." Jetzt lag seine Arglist offen da. Er hatte Sicilien erobert, weiter bedurfte er ihrer Hülfe nicht. Die gleichen Versprechungen, die er Genuesen und Pisanern gemacht, hatten erreicht, was er wollte; sie hatten Beide miteinander selbst in Todfeindschaft gebracht, und so konnte kein Theil von Beiden ihm furchtbar werden. Treulose Genuesen selbst waren es, welche dem Kaiser diese Ausflucht eingeflüstert. Er ließ es nicht dabei. Unter dem Vorwande, daß wegen des blutigen Streites zwischen ihnen und den Pisanern an einem andern Orte und zu einer andern Zeit zu entscheiden sei, verbot er ihnen vorerst das sicilische Königreich; erklärte die Freibriefe, welche sie von den früheren normannischen Königen hatten, für ungültig, und bedrohte Jeden, welcher innerhalb des sicilischen Reichs als Konsul von Genua aufzutreten wagen würde, mit dem Tode. Die Genuesen erkannten mit Bestürzung und Zorn in dem Kaiser, dem sie so große Opfer gebracht, einen zweiten Nero. „Neronisiren" nannten sie sein Verfahren; und was er gegen sie that, war doch nur ein schwacher Vorbote des grausen Nordscheins, der blutigroth aus der Brust des von seinem Glück Berauschten aufstieg, und Sicilien und die Welt in dumpfen Schrecken setzte.

Der Kaiser sah zu scharf, als daß er in der Unterwerfung, in der Ehrfurcht der Sicilianer etwas Anderes erkannt hätte, als den Schrecken einer durch seinen raschen Sieg eingeschüchterten Nation.

Noch lebten die Häupter der Unabhängigkeitspartei; noch der junge normannische König, und die andern Sprossen des alten Königshauses; noch die Liebe und Anhänglichkeit so vieler Großen des Landes an dasselbe. Von Tag zu Tag wurde es ihm unheimlicher, dem argwöhnischen nordischen Eroberer, auf dem sicilischen Boden. Selbst arglistig,

wie er war, setzte er auch Arglist und Tücke bei den Besiegten voraus, und in dem tiefsten Geheimniß seiner schwarzen Seele trug er den gereiften Entschluß, ihnen zuvor zu kommen, ehe es der Verzweiflung und der Rache der alten Königspartei gelänge, seinen neuen Thron zu unterhöhlen. Es nahte das Fest der Weihnachten. Auf dieses Fest berief er die Großen Siciliens zu einer Versammlung in Palermo, „zur Huldigung," wie es hieß, und zur „Berathung der Angelegenheiten des Landes." Die Großen erschienen. Der Kaiser trat auf, klagte, daß Verschwörer ihm nach dem Leben trachten, und wies darüber „aufgefangene" Briefe vor.

Ein Volk läßt sich nicht gutmüthig von Fremden ausplündern und unterdrücken; die Gewaltthat des Fremden fordert die Rache des Eingebornen heraus, den Gedanken, sich auf jede Art von ihm zu befreien. Darum können jene Briefe ächt gewesen sein. Warum sollte nicht ein sicilischer Patriot seinen Schmerz über die fremde Unterdrückung und seine geheimsten Gedanken in den Busen eines andern ausgeschüttet haben? Aber alle italienischen Zeitgenossen erklären die von dem Kaiser vorgelegten Briefe für unterschoben, für Erzeugnisse der kaiserlichen Politik, und kein Deutscher hat widersprochen.

Auf diese Briefe gründete der Kaiser die Gewißheit der Verschwörung. Er ließ alle ihm verdächtigen Großen gefangen nehmen, und in Ketten und Banden werfen, Geistliche und Weltliche ohne Unterschied. Der königlichen Familie hatte er gleich nach dem Vertrage dadurch, daß er Irene mit Gewalt von der Königin trennte, bewiesen, wie er es mit dem versprochenen freundlichen Schutze gemeint. Jetzt ließ er alle Glieder derselben ergreifen, und einkerkern, als diejenigen, in deren Interesse die Verschwörung gegen ihn angezettelt sei. Ihn hinderte nicht der Gedanke an die Großmuth, womit der edle Tankred einst die Kaiserin Constantia behandelt, nicht die Rücksicht auf die eigene Gemahlin, deren nächste Blutsverwandten die Eingekerkerten waren.

Ein Blutgericht ward niedergesetzt. Nirgends die Beobachtung einer Rechtsform, eines gesetzlichen Verfahrens. In wenigen Stunden war das Blutgericht fertig, wobei der Graf von Celano den Vorsitz führte. Nach dem Urtheil desselben wurden die Gräber des Königs Tankred und seines Sohnes Roger erbrochen, ihre Leichname ausgegraben, und ihnen als Thronräubern und Hochverräthern die Kronen vom Haupte gerissen. Mehrere, welche bei ihrer Krönung mitgewirkt, Bischöfe wie

weltliche Herren, als die treuesten Anhänger des alten Hauses bekannt, wurden zu langsamem Feuertod verurtheilt, andere im Meer ertränkt, einer lebendig scalpirt, andere mit Hebebäumen durchbohrt, bis an den Oberleib in die Erde eingegraben, andere gehängt, der Großadmiral Margarita und ein Graf Richard, ein in Wissenschaften tief gelehrter Mann, mit vielen Andern geblendet und zu ewigem Gefängniß nach Deutschland abgeführt. Die Urtheile wurden aber nicht in Palermo, sondern erst mehrere Wochen später jenseits der Meerenge bei Capua vollzogen: der Kaiser fürchtete, das volkreiche Palermo zum Schauplatz dieser Gräuel zu machen.

Jammervoll war das Schicksal, das er über das alte Königshaus verhängte. Der minderjährige König Wilhelm wurde geblendet, nach Einigen auch entmannt, und auf die alte Welfenburg Hohenems im Vorarlberg zu ewiger Gefangenschaft geführt, aus der ihn nach fünf Jahren der Tod erlöste; die edle Königin Sibylle, seine Mutter, mit ihren drei kleinen Töchtern, Constantia, Alexia und Mardonia, in dem festen Kloster Homburg im Elsaß eingesperrt, und zwei ihrer Vettern wurden in der unersteiglichen Felsenburg Trifels in Haft gelegt, deren unterirdische Gefängnisse ihr Grab wurden. Der Erzbischof von Salerno und seine Brüder wurden dem Grafen Wenzel von Berg-Schelklingen zur Bewachung in einem seiner Schlösser übergeben, und, wie sie, viele Freunde des königlichen Hauses, geblendet oder verstümmelt, in die Gefängnisse deutscher Burgen weggeschleppt und ihre Güter eingezogen.

So vollendete der Kaiser die Vertilgung des normannischen Königshauses, und in den Führern derselben auch die Vertilgung der Unabhängigkeitspartei. Durch ihre Ausrottung und durch den Schrecken, den sie verbreitete, glaubte er jeden Aufstandsversuch unmöglich zu machen. Sicilien schauderte. Aber auch Haß und Fluch nicht nur von seinen neuen Unterthanen, sondern in allen Landen, wohin die Kunde dieser Thaten kam, lud er auf den Hohenstaufischen Namen. Nur der arabische Herrscher der afrikanischen Küste nannte dieses Verfahren ein königliches Durchgreifen, und sandte ihm zum Zeichen seiner Achtung fünfundzwanzig Saumthiere mit Geschenken beladen. Selbst Freunde der Hohenstaufen hätten mehr Schonung gewünscht, und Manche konnten die Ahnung nicht unterdrücken, daß der Gott der Gerechtigkeit eine tragische Vergeltung dereinst über das Haus Hohenstaufen verhängen könnte. Von da an blieb dem Kaiser Heinrich VI. der Name eines Tyrannen.

Nur Ein Glied des unglücklichen Königshauses entging seiner Wuth: die schöne weiße Rose des Osten, Irene. Der Ruf der Schönheit und des unglücklichen Schicksals der griechischen Kaisertochter rührte das Herz des Hohenstaufen Philipp, des jüngsten Bruders des Tyrannen, und er liebte sie, ehe er sie sah. Diese romantische Liebe seines Bruders kam Heinrich sehr gelegen; er knüpfte an sie Plane auf den griechischen Thron: lange schon war es sein Wunsch, festen Fuß im Morgenland zu gewinnen. Philipp warb um ihre Liebe, aber sie widerstand. Zart und jung wie sie war, hatte sie die Eitelkeit irdischen Glücks durchgelebt; das ließ sie jedes neue Band zurückweisen. Aber der, welcher das Haus ihrer Verwandten dem Verderben geweiht, zwang sie zur zweiten Verlobung.

In den Tagen, da das Bluturtheil über so viele edle Häupter gesprochen ward, am Stephanstag 1194, gebar Heinrichs Gemahlin Constantia ihm einen Sohn, den nachmaligen großen Kaiser Friedrich II. Der geächtete Graf von Bogen war es, der sich dem Kaiser zu Füßen warf und zuerst die frohe Kunde brachte. Er ward zu Gnaden angenommen, so sehr war der Kaiser erfreut. Aber der geächtete Graf war der Einzige, auf welchen dieses freudige Ereigniß Gnade träufte, und die Zeitgenossen hielten den Tag der Geburt des Kaisersohnes, der mit dem grausen Blut- und Vertilgungsgericht zusammentraf, für keinen von glücklicher Vorbedeutung.

Neun Jahre hatte Constantia in kinderloser Ehe gelebt. Sie hatte ihren Gemahl über die Alpen begleitet, und hochschwanger dieser sie zu Jesi in der Mark Ancona zurückgelassen. Da sie kaum mehr solche Hoffnung hegen durfte, und die Welt leicht an ein unterschobenes Kind hätte glauben können, hatte der Kaiser angeordnet, daß während der Entbindung fünfzehn Bischöfe und Kardinäle und andere vornehme Zeugen anwesend waren. Dennoch verbreitete sich die Mähre, der Neugeborene sei ein untergeschobenes Kind, unter dem zum abenteuerlichen Glauben immer geneigten Volke, und er wurde bald zum Sohne eines Arztes, bald eines Müllers, bald eines Falkners gefabelt. Nicht Friedrich aber, sondern Constantin wurde der Neugeborene vorerst genannt.

Sobald seine Gemahlin in Sicilien ankam, beschloß der Kaiser, die Insel zu verlassen. Reich beschenkt, entließ er die bisher in seinem Sold gestandenen Kreuzfahrer nach dem Morgenlande, und ließ 500 seiner Ritter, auf Staatskosten ausgerüstet, mit trefflichen Schiffen zu

ihnen stoßen. Einen großen Theil des übrigen Heeres ließ er unter seinen Feldherren auf der Insel, zum Schutz der Regierung, die er in die Hände seiner Gemahlin und des Bischofes Konrad von Hildesheim, seines Kanzlers und Jugendlehrers, legte. Ihn selbst zogen, da er Sicilien gesichert glaubte, neue große Plane nach dem Norden. Das Geleis, in welchem die Verwaltung Siciliens sich bewegen sollte, zeichnete er erst noch genau vor: es war blutige Strenge bei dem geringsten Verdacht und Lähmung jeder Kraft durch schwere Steuererhebung. Dann fuhr er hinüber nach Apulien im Februar 1195.

Der Anblick der Schlachtopfer des Tyrannen, die er jetzt erst hinrichten hieß, warnte jeden Apulier, den Verdacht desselben auf sich zu laden, und alle Großen des Landes erschienen unterwürfig vor ihm. Der alte Papst war, wie die Welt, empört über des Kaisers Verfahren. Heimliche Klagen von Sicilianern, die sich erboten, die Unschuld der Hingerichteten zu erweisen, die Klagen von England aus wegen Richards Beschatzung, und die Gleichgültigkeit, womit alle Ansprüche des heiligen Stuhles zurückgewiesen wurden, brachten endlich Cölestin so weit, daß er die Hand nach dem Bannstrahl ausstreckte.

Aber unbekümmert um den Papst, zog der Kaiser an Rom vorüber, und belehnte seinen Bruder Philipp mit der mathildischen Erbschaft, den Landschaften Mittelitaliens, seine Kriegshauptleute Diephold und Roffrid, Abt von Montecassino, mit Landschaften in Apulien, Markward von Anweiler, seinen Truchseß, mit Romagna, Ravenna und der Mark Ancona. Als Verwalter Apuliens setzte er den Bischof Luitpold von Worms, einen Mann, hart wie er selbst, die Markgrafschaft Spoleto gab er an Konrad von Lüzelnhart. So stellte er diese seine Marschälle als Landesfürsten und feste Pfeiler seiner Macht mitten hinein unter die italienischen Städte und den päpstlichen Stuhl, und belehnte sie mit eben den Landen, die der letztere ansprach. Gegen Ende des Mai erreichte er Pavia.

Er saß im Palast St. Salvator, und vor ihn traten die Gesandten der Genuesen, Bonifaz der Erzbischof, Jakob Maneri, der Podesta, und andere edle Bürger der Stadt. Sie brachten mit sich den von dem Kaiser beschwornen und versiegelten Vertrag und schlugen ihn auseinander, um ihm denselben vorzulesen und seinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. „Wozu das?" unterbrach sie der Kaiser; „ich habe eine ganz gleiche Abschrift und weiß sehr gut, was darin steht. Wollt ihr euch

mit mir vergleichen? Ich will euch gerecht sein. Doch das wißt ein für allemal: keinen Fuß breit werde ich euch in meinem Königreich Sicilien geben. Meine Mitherrscher könnt ihr nicht sein, und laßt euch nicht beigehen, euch mit mir in mein Land theilen zu wollen. Wollt ihr aber das Königreich Aragonien erobern, so will ich mit euch sein; ich will euch dieses Reich übertragen, es soll ganz euer sein."

Die Genuesen wollten sich an die schönen Versprechungen des Kaisers festhalten; sie wollten die schönen versprochenen Lande, die sie, als ganz sicher, bisher als die ihren sich geträumt; der Kaiser aber ließ sie merken, daß er höchstens mit einem Stück Geld sie abzufinden Lust hätte. Unmuthig gingen die Gesandten hinweg. Der Kaiser aber bekümmerte sich so wenig um sie, als um die Pisaner. Sie waren ihm ungefährlich; denn beide lagen von Sicilien an mit sich selbst in ununterbrochenem Kampf bis auf diese Stunde, und, daß sie sich wider ihn vereinen, war nicht zu fürchten. Mit den Lombarden wußte er es so zu halten, daß er es wenigstens nicht ganz mit ihnen verdarb; und die kaiserliche Partei, die er schon vor vier Jahren in einen Bund gegen die andern Lombarden vereinigt hatte, nämlich Cremona, Lodi, Como, Pavia, Bergamo und den Markgrafen von Montferrat wußte er sich jetzt noch fester zu verbinden, durch mancherlei Begünstigungen, wie er z. B. sogar die unglückliche Stadt Crema unter die Herrschaft ihrer Todfeinde, der Cremonesen, gab.

Dadurch bewirkte er jedoch, daß die andern Städte den Lombardenbund auf dreißig Jahre erneuerten.

Siebentes Hauptstück.

Kaum berührte der Kaiser den deutschen Boden, so ereilte ihn ein Bote der Kaiserin mit der frohen Nachricht, daß man auch die geheimen Schätze des Königs Roger entdeckt habe. Eine alte Dienerin dieses Königs, welche in den Dienst der Kaiserin getreten war, verrieth das Geheimniß. Es befand sich im pisanischen Thurm eine uralte Mauer, mit Freskogemälden bedeckt: hinter dieser lag, Wenigen bekannt, und von Niemand erkennbar, der geheime Behälter des alten Schatzes,

welchen die normannischen Könige seit einem Jahrhundert angehäuft hatten. Und in denselben Tagen befreite den Kaiser der Tod von einem Gläubiger, dem er goldene Hoffnungen zu erfüllen vor der Heerfahrt nach Italien verheißen hatte, von Heinrich dem Löwen.

Verlassen in seinem Alter, saß der Löwe in seiner Burg zu Braunschweig, nachdem sein Sohn Heinrich mit dem Kaiser nach Apulien gezogen, und seine beiden andern Söhne als Geißel in ferner Haft waren. Die Freunde seiner Jugend und die Genossen seiner Züge und Kämpfe stiegen vor ihm in die Gruft ihrer Väter, die Gemahlin war lange todt, die Töchter in fernem Ehebunde, er selbst krank, von der Last der Jahre gebeugt und den Schlägen des Schicksals — es war eine düstere Stille um den einsamen Löwen. Mit vertrauender Seele hing sein Auge an dem Abendroth, welches des Kaisers freigebige Verheißungen an seinen Horizont gemalt. Mit ängstlicher Spannung erwartete er die Erfolge des Kriegszugs und seines Sohnes. Das Jahr lief um, das Abendroth der Hoffnung schwand und schwand, und es kam kein Morgen, der die alte Sonne seines Hauses wieder herauf führte. Es erfreute sein Herz, seinen Sohn, den jungen Helden Heinrich, gesund und wohlbehalten, mit dem Lorbeer geschmückt aus Italien wiederkehren zu sehen; aber auch er brachte für seine redlichen Dienste nur Gnadenversicherungen, Vertröstungen auf die nächste Zukunft mit.

Der Kaiser traute dem alten Löwen noch immer nicht ganz. Sterbend übergab Herzog Leopold den jüngern Sohn desselben, den Prinzen Wilhelm, welchen er als Geißel in Haft hielt, dem König von Ungarn, um ihn dem alten Vater zurück zu senden. Aber auch das hintertrieb der Kaiser. Da der alte Welfe sah, daß des Kaisers Herz nicht für ihn zu bewegen war, ließ er die Gedanken des Ehrgeizes ruhen und strebte die letzte Zeit so zu benützen, daß er dadurch die himmlische Gnade des Königs der Könige gewänne. Aus der Religion, für welche er sein ganzes Leben lang mit einer Art Schwärmerei offen war, schöpfte er seinem kranken Geiste neuen Muth und neue Kräfte. Er fühlte sich einen lebensmatten Fremdling auf der Welt; sein Leben voll Mühe schien ihm „entflohen, wie ein verschossener Pfeil," und er streckte jetzt die Hand, die einst nach der Krone des Nordens gegriffen, verlangend nach dem Reiche des Himmels, nach einem ewigen Vaterland aus.

Seine Kirchen mit kostbaren Gaben und schönen Kunstwerken zu zieren und zu bereichern, wurde sein Lieblingsgeschäft. Die Armen zu

beschenken, pflegte er von Jugend an. Den Wohlstand seiner Städte durch gute Einrichtungen, durch Freiheiten, durch Erleichterung des Handels und Wandels zu mehren, hörte er nicht auf; und in der Einsamkeit des Tages und in schlaflosen Nächten ließ er sich aus den Geschichtbüchern der vorigen Zeiten, die er fleißig sammeln und abschreiben ließ, vorlesen, um an den großen Gedanken und Thaten derselben seine müde Seele zu laben.

So verging ihm der Winter. Der Frühling kam und der Sommer 1195. Heftige Schmerzen der Krankheit plagten ihn seit dem Frühling; aber der alte Löwe verschmähte jede Arznei, und hörte nicht auf, zu wirken und zu schaffen. Am 23. Juli zog vom westlichen Horizont herauf eine dunkle Wolke, und aus ihr fuhr mit ungewöhnlichem Glanz und einem furchtbaren Donnerschlag ein Blitz in das Kloster St. Blasien, hart neben des Löwen Burg. Das Blei des Daches schmolz, das Gebälk brannte in hellen Flammen auf. Alle Diener in der Burg waren betäubt, schreckensvoll. Nur der alte Löwe lag ruhig, gefaßt, ohne ein Zeichen des Schreckens auf seinem Krankenlager. Ein starker Regenguß löschte den Brand. Aber der Greis erkannte das nahende Ende; er sandte nach seinem Sohne in die Pfalz am Rheine und nach seinem Beichtiger. Sie kamen, dieser von den Bischöfen, die er eingesetzt, der Einzige, der noch lebte. „Gott sei mir Sünder gnädig," hörte man aus dem Munde des Sterbenden; aber keine Klage.

Es war der 6. August 1195, als das Herz des Löwen brach. Sechsundsechzig Jahre war seine Laufbahn. Sie begruben ihn an der Seite seiner hohen Gemahlin Mathilde im Münster St. Blasius, und es freuten sich des Todes des alten Löwen seine Feinde. Aber es weinten ihm nach der Landmann, dem er vor rohem Ueberfall ruhigen Feldbau, der Gewerbsmann, dem er sichern Genuß seines Erwerbes, der Kaufmann, dem er ungestörten, unbeschwerten Verkehr verschaffte; es weinten um ihn die dankbaren Städte.

Durch seinen Tod hielt sich der Kaiser seiner früheren Verheißungen entbunden. Die beiden jüngern Söhne desselben, die jetzt ihrer Haft entlassen wurden, Wilhelm und Otto, erhielten jener Lauenburg und Lüneburg, dieser Haldensleben und die dazu gehörenden Herrschaften; Heinrich Braunschweig, und da am achten November dieses Jahres auch sein Schwäher Konrad starb, die Pfalzgrafschaft am Rhein und dessen ganzes reiches Erbe. Er führte den Herzogstitel fort; aber es

war nur der Titel des alten Löwen, seine Macht war zertheilt und zersplittert.

Als Heinrich VI. Siciliens Krone auf seinem Haupte befestigt sah, griff sein hochfahrender, Entwürfe-schwangerer Geist sogleich nach drei neuen Kronen, nach der Krone des griechischen Kaiserthums, nach der Krone Jerusalems, und nach einer von ihm erst neu zu schaffenden, nach einer Erbkrone der Deutschen.

Diese Gedanken reiften noch in ihm unter Italiens Himmel: in den großen Schätzen, die er mit sich führte, sah er die Mittel zu ihrer Verwirklichung. Wie das Kreuz so oft dem römischen Stuhle dazu gedient, seine Macht zu mehren und die Hemmungen seiner Plane aus dem Wege zu räumen, so wollte der Kaiser jetzt auch von seiner Seite das Kreuz benützen, um eben so große als verschiedenartige Vortheile daraus zu ziehen.

Im Morgenlande war der große Saladin gestorben. Kurz vor seinem Tode, zu Damaskus am 3. März 1193, rief er seinen Fahnenträger. „Du trugest," sprach er zu ihm, „in meinen Schlachten und Siegen mein Banner: nimm jetzt dies Stück Leintuch, das bald meinen Körper im Grab decken wird, und hefte es an die Spitze der Lanze und schreite hinaus und rufe durch die Gassen von Damaskus: siehe der Herrscher des Morgenlandes stirbt und nichts begleitet ihn ins Grab als dieses Leichentuch!" Dann ermahnte er seinen ältesten Sohn zur Gottesfurcht und zum Gehorsam gegen die Gebote des höchsten Wesens, die Herzen seiner Völker, die Gott durch ihn ihm übergebe, sich zu erhalten und für sie zu sorgen, gab allen Christensklaven die Freiheit und Gott seinen Geist zurück.

So endete Saladin, der Zögling des Korans, ruhig und groß, wie die Sonne, wenn sie ihr reiches Tagwerk vollendet und im Meer erlischt. Dem Löwen und dem Rothbart war Europa nicht weit genug, sie neben einander zu beherbergen. Saladin dachte selbst im Augenblick, wo er auf dem Gipfel des Triumphes anlangte, nur an das Ende alles Sterblichen. Jene wollten sich die Welt erobern, er seinem Gott und seiner Kultur.

Sein Reich ward zertheilt unter seine drei Söhne und seinen Bruder. Bald wütheten diese im Bürgerkrieg wider einander, und die Verhältnisse schienen günstiger als je, das heilige Land wieder zu erobern. Schon von Bari aus, am 2. April, erklärte der Kaiser öffentlich, daß

er im Frühling des nächsten Jahres entschlossen sei, fünfzehnhundert Ritter und eben so viele zu Fuß auf ein Jahr nach dem heiligen Lande zu senden, und jedem Ritter dreißig Unzen Goldes und hinreichende Lebensmittel zu geben. Zugleich sandte er über die Alpen ein Schreiben, an alle deutschen Prälaten, Bürger, Ritter und Herren seinen Entschluß mitzutheilen, daß sie sich ihm zu der heiligen Kreuzfahrt anschlößen.

Seit einem Jahre predigten nämlich Priester und Kardinäle durch ganz Europa das Kreuz; ein Enthusiasmus ergriff viele Fürsten, Edle und Städte, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen. Diesen Enthusiasmus für seine weltlichen Zwecke auszubeuten, das war es, was den Kaiser trieb. Um die ganze Macht des Kreuzheers in Apulien unter seinem Banner zu versammeln, versprach er unentgeltliche Ueberfahrt für Alle auf seinen Schiffen bis ins Morgenland. Um an dem Ernst seiner Absicht nicht zweifeln zu lassen, hatte er schon von Apulien aus jene fünfhundert Ritter nach Syrien hinüber gesandt.

Fünferlei hoffte er durch diesen vorgespiegelten Enthusiasmus für die Sache des Kreuzes zu erreichen: erstens dem Papste dadurch den Bannstrahl, der ihm bei mehreren seiner Plane schaden konnte, und welchen Cölestin schon halb ausgesprochen hatte, aus der Hand zu winden; zweitens mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes das Brandmal zu bedecken, das ihm von seiner Brandschatzung Richards Löwenherz, von seinem tyrannischen Verfahren in Sicilien auf der Stirne glühte; drittens durch das Kreuzheer seine Herrschaft in Apulien und Sicilien noch fester zu gründen; viertens, war dies geschehen, durch dasselbe das heilige Land und die Krone Jerusalems für sich zu erobern; und endlich durch die Beschäftigung der Welt mit dem Kreuzzuge, und durch die Abwesenheit so vieler Fürsten und Herren aus dem deutschen Reiche es sich leichter zu machen, die Erblichkeit der deutschen Krone in seinem Hause durchzusetzen und zu begründen.

Mit dem Ruhme des siegreichen Eroberers als Nationalheld, mit dem Glanz der mitgebrachten ungeheuern Schätze Siciliens als freigebiger Herr gegen die ihm Ergebenen, in dem Schmuck der sicilischen Krone, von der ein Schimmer auch auf das deutsche Reich zurückfiel, trat er im August in Deutschland auf, um die deutsche Kaiserkrone erblich an sein Haus zu bringen. Dieser Gedanke war nicht bloß sein Gedanke; es war der Gedanke aller seiner Vorgänger gewesen; er mußte sich aus den Verhältnissen des deutschen Reiches heraus von selbst jedem Kaiser

aufdringen, eben so sehr aus Eifer für die Größe des Reiches, als aus Liebe für den Glanz und die Herrschaft seines Hauses. Schon standen die Herzog- und Fürstenthümer, ja alle größeren Lehenträger des Reichs seit langem erblich da: nur die Kaiserkrone fiel, so oft sie verwaist war, in die Hände der Großen des Reiches wieder, zu eigennützigem, unheilvollem Spiele; und fast so oft sie wieder durch die Hände der Wähler ging, verlor sie an ihrem Glanz und ihrer Kraft.

Der Kaiser hoffte bei den geldarmen weltlichen Großen des Reichs durch seine sicilischen Reichthümer die Schwierigkeiten, die sich seiner Absicht entgegen stellen könnten, zu beseitigen. So lange das deutsche Reich ein Wahlreich blieb, blieb jedem Fürsten, ja jedem Grafen die Thronfähigkeit und die Hoffnung des Thrones; die Stimme des Wählenden, jedes die Wahl Anerkennenden oder Verwerfenden war eine Art Kapital, das ihm bei jeder neuen Wahl seine Zinsen trug; er war von Allem in einem Wahlreich unabhängiger, bedeutender, als in einem Erbreich. Daran scheiterten die vorigen Kaiser. Aber der Kaiser Heinrich VI. that seine Schatzkammer zu Trifels auf, und diese Betrachtungen verschwanden bei dem größten Theil der weltlichen Fürsten, als sie das sicilische Gold bestach.

Der Kaiser war klug genug, nicht gleich anfangs offen mit seinem Begehr hervorzutreten. Auf keinem Reichstage brachte er es vor die Reichsversammlung, sondern er gewann heimlich nach und nach einzeln die Fürsten. Um den innern Zwistigkeiten vor und während der Wahl, um den Nachtheilen für das Allgemeine, welche immer bei längerer Verwaisung des Thrones hervorgetreten, für immer zu begegnen, dem Reiche eine Regierung nach gleichmäßigen Grundsätzen, was bei dem Wechsel des Herrscherstamms nicht möglich sei, und dadurch mehr Festigkeit im Innern, mehr Macht nach Außen zu geben, solle, sagte er, die Wahl aufhören, und des Kaisers Nachfolger auf dem Thron immer sein nächster Erbe sein. Dagegen versprach er dem deutschen Reiche Sicilien, Calabrien, Apulien und das Fürstenthum Capua für immer einzuverleiben, daß alle Lande von den Küsten der Ostsee bis an die äußerste Spitze Siciliens unter Einem Herrn erblich vereinigt wären. Alle größeren Reichslehen, die es noch nicht wären, versprach er den Fürsten erblich, selbst in weiblicher Linie, zu überlassen. Den Geistlichen bot er, auf das Recht, nach dem Absterben der Bischöfe und Aebte ihre beweglichen Güter zur kaiserlichen Kammer einzuziehen, auf das sogenannte

Spolienrecht, zu verzichten, und somit auch den bischöflichen Stühlen eine Art von Erbe zu lassen.

Der Papst Cölestin war ein schwacher Mann. Der Kaiser hatte seine Bildsamkeit und Biegsamkeit durch schonungsloses, kühnes Eindringen auf ihn erprobt; er versprach zum Voraus den Fürsten die Einwilligung des Papstes in seinen Plan als gewiß. Zweiundfünfzig Fürsten des Reichs gaben ihre Zusage mit Brief und Siegel; nur die Sachsenfürsten ließen sich nicht gewinnen. Sie hatten ihre Besitzungen längst erblich; sie hielten das Wahlreich für den besten Schutz gegen die Uebermacht eines Fürstengeschlechts, und die Erblichkeit für die Brücke zur Unumschränktheit. Das ließ sie alle Vortheile des Vorschlags für das Reich als großes Ganzes übersehen. Die Bischöfe und Geistlichen niedern Rangs wurden zwar durch des Kaisers vortheilhaftes Anerbieten gelockt; nicht aber die beiden größten geistlichen Wahlfürsten, der von Mainz und der von Köln. Sie übersahen die persönlichen Vortheile und die des Reiches über den Nachtheilen, welche aus der Erblichkeit der Kaiserkrone für die Kirchenmacht erwachsen mußten. War die Krone nicht mehr der Wahl unterworfen, so verloren sie, die ersten geistlichen Wahlfürsten, ihren bei jeder Wahl bedeutenden Einfluß auf Kaiser und Reich; das Haupt der Kirche, der Papst, einen bedeutenden Theil seiner Stellung zu dem Kaiser.

Durch die Erblichkeit der Krone mußte die Krönung durch den Papst zur bloßen Ceremonie herabsinken. Der römische Hof aber sah in der Weihe und Krönung ein Recht der Kirche, den Kaiser zu bestätigen oder zu verwerfen. Darum, weil er diesem angeblichen Recht nicht entsagen wollte und konnte, erhob auch Cölestin ernsten Widerspruch.

Die Erzbischöfe von Mainz und Köln verbanden sich mit den Sachsenfürsten heimlich zum gewaltsamen Widerstand gegen den Kaiser, wenn er seinen Plan offen durchsetzen wolle. Kurz zuvor war Gardolf auf den Stuhl zu Halberstadt erwählt, ihm aber von dem Erzbischof von Mainz die Weihe versagt worden. Gardolf war ein Liebling des Kaisers, früher sein Kaplan; auch war er nahe verwandt dem Bischof Konrad von Hildesheim, dem kaiserlichen Kanzler und Statthalter in Sicilien. Er beobachtete alle Bewegungen des Mainzers. Es gelang ihm einen Boten desselben aufzufangen, und dadurch dem Kaiser die Verzweigungen des Bundes zu entdecken.

Der Kaiser sah die Briefe ein; und gab es auf, jetzt sein Vorhaben durchzusetzen. Er sprach diejenigen Fürsten, welche schon zugesagt hatten, ihres Wortes frei, und begnügte sich vorerst, wie ihre, so auch der andern Fürsten Zustimmung für die Wahl seines Sohnes Friedrich Roger zum römischen König zu gewinnen. Anderthalb Jahre war Friedrich alt, als er, noch nicht getauft, auf dem Reichstage zu Worms, unter dem einzigen Widerspruch des Kölners, von den Fürsten des Reichs zum König gewählt ward.

Auf diesem Reichstage waren auch zwei Kardinäle erschienen, um im Namen des Papstes die für den Zug ins heilige Land Begeisterten mit dem Kreuz zu bezeichnen. Es empfingen dasselbe: Friedrich, der junge Herzog von Oesterreich, der seinem Bruder das Herzogthum überließ und den Zug ins heilige Land vorzog; Heinrich der Welfe, Pfalzgraf zu Rhein; Konrad, Erzbischof von Mainz, der von Köln und der von Bremen; die Bischöfe von Halberstadt, Verden, Naumburg und Würzburg; Heinrich, Herzog von Brabant; Berthold, Herzog von Meran, Otto, Markgraf von Brandenburg; Hermann, Landgraf von Thüringen, die Grafen Wallram von Limburg, Adolph von Holstein, und eine große Menge anderer Grafen, Herren und Bürger aus den Städten. Lübeck allein sandte vierhundert Bürger zum Zug ins heilige Land, und fast aus jeder Landschaft des deutschen Nordens nahmen kriegerische Männer das Kreuz. Die, welche der eigene Enthusiasmus und die feurige Mahnung der Kirche nicht hinriß, gewann der eifrig dafür wirkende Kaiser dem Kreuz.

Achtes Hauptstück.

In Apulien trat bereits ein bedrohlicher Geist gegen die fremde Herrschaft unverkennbar hervor. Um das glimmende Feuer vor dem Ausbruch zu ersticken, brauchte der Kaiser die Macht eines Heeres, und mit wenigeren Kosten konnte er kein Heer für seine Zwecke benützen, als das der Kreuzfahrer.

Auch aus Sicilien kam Kunde, daß Constantia dort in einem andern Geist wirke, als er vorgezeichnet. Diese Fürstin, hineingestellt

in ihr unglückliches, vom Kaiser und seinem Kriegsheer ausgeplündertes schönes Vaterland, ertrug es nicht, dasselbe fort und fort mißhandeln zu sehen. Ihr Gemahl, kalt und unzugänglich für jede zärtliche Regung, stand ihr zu fern, als daß sein Gebot hätte stärker sein können, als die Liebe zu ihrem Heimathland, zu den Ihren. Das spitze glühende Eisen, das in die Augen des zarten Sprossen ihres Hauses, des jungen Königs Wilhelm, drang, und in die Augen so mancher ihrem Hause Verwandter, mußte ihr Herz treffen, und Alles darin ausbrennen, was sie an ihren Gemahl, den Urheber dieser Gräuel, noch band. Ein blühender Garten war ihr Vaterland unter den Königen ihres Hauses gewesen. Um es nicht als einen Kirchhof ihrem Sohne zu vererben, trat sie, wo sie konnte, den Maßregeln der Gewalt entgegen, welche die Werkzeuge ihres tyrannischen Gemahls gegen dasselbe anwenden wollten.

Ein Theil des Kreuzheeres, so wurde verabredet, zog den gewöhnlichen Landweg durch Ungarn nach Constantinopel; der andere, gegen sechzig tausend streitbare Männer stark, folgte der Einladung des Kaisers und zog im Sommer 1196 über die Alpen Italien hinab, um von Apulien aus nach Syriens Küsten überzusetzen. Der Kaiser zog nicht gleich mit, gab aber dem Bischof von Worms, seinem Getreuen in Apulien, voraus den Befehl, Alles für die Ankunft des Kreuzheeres bereit zu halten. Sobald das Kreuzheer sich näherte, brach der Bischof die Mauern Neapels nnd Capuas, und schleifte alle Befestigungen auf des Kaisers Befehl; die von Montecassino waren schon früher vernichtet. Apulien erschrack; es zweifelte nicht mehr, daß der Kreuzzug ihm gelte; und als die Kreuzfahrer selbst ankamen, wurden sie zwar äußerlich mit Allem zuvorkommend empfangen, aber heimlich sagten die Bewohner ihren einzelnen Gästen ins Angesicht: „Gottlos und gottverhaßt ist euer Zug. Aeußerlich zeigt ihr euch als Pilger und Streiter Christi, innen aber seyd ihr in Wahrheit reißende Wölfe. Denn nicht für den Herrn des Himmels, sondern für den Herrn der Erde krieget ihr, und kommt mit ihm, ganz Apulien und Sicilien vollends auszurauben."

Dadurch wurden die Kreuzfahrer schwankend: die Worte schnitten Vielen ins Herz, und der Kaiser hätte schwerlich den beabsichtigten Vortheil aus ihnen ziehen können, wäre er nicht indessen aus Oberitalien, wo er sich länger verweilt, herbei geeilt. Freigebig mit seinem Gelde, hatte er überall die tapfersten Männer in seinen Sold gewonnen, und

durch ihre Macht und den Schrecken des anwesenden Kreuzheeres erstickte er die Unruhen, selbst den Geist des Widerstands.

Das Glück lieferte ihm die Häupter der Patrioten in die Hände. Es war namentlich Richard, der Graf von Acerra, der Kaiserin naher Verwandter, die Seele und der Mittelpunkt der nationalen Bewegungen. Glücklich war er durch seine Vorsicht dem Schicksal entgangen, welches die Häupter der Nationalpartei auf jenem Reichstag zu Palermo vernichtete, und hatte leise am Gewebe des Aufstandes fortgewoben. Als aber jetzt vor der kriegerischen Uebermacht des Kaisers Alles in Apulien für seine Partei verloren war, suchte er sich abermals durch die Flucht zu retten. Auf der Flucht verrieth ihn ein Mönch an den kaiserlichen Feldherrn, den Grafen Diephold, und der Kaiser eilte, das frühere Blutwerk durch neue Schreckensscenen zu überbieten. Er ließ den Gefangenen an den Schweif eines Pferdes binden, durch die Straßen von Capua schleifen, und dann mit den Füßen an den Galgen hängen. Noch am zweiten Tage lebte der Unglückliche. Mitleidiger als sein Herr, hing des Kaisers Hofnarr ihm einen Stein um den Hals, um die Leiden des Gemarterten schnell zu enden. Diephold von Vohburg ernannte der Kaiser zum Grafen von Acerra, legte eine schwere Steuer auf Apulien, und eilte dann nach Sicilien hinüber, um das in Apulien begonnene Blutwerk dort zu vollenden.

Einer der sicilischen Großen, Jordano, stand bei der Kaiserin in höchster Gunst. Es ward dem Kaiser gesagt, Constantia habe demselben Kleinodien gesandt, und er habe sich, wenn die Nationalpartei siege, der Hoffnung des Throns und einer Vermählung mit der Kaiserin gerühmt. Der Kaiser ließ den Unglücklichen zu unerhörter Qual verurtheilen. Er ward auf einen glühenden eisernen Thron gesetzt, mit einer glühenden eisernen Krone sein Haupt bekränzt, diese mit scharfen Nägeln auf seinem Scheitel befestigt, und die kaiserlichen Diener trieben ihren Hohn mit ihm und riefen ihm zu: „Freue dich, Königlein, der Krone, darnach dich gelüstet." Andere ließ er hängen, verbrennen, oder sonst zu Tode martern. Dann erließ er eine allgemeine Amnestie, worin er erklärte, daß die kaiserliche Großmuth ihm sage, dem ganzen Königreich die Mitschuld der ruchlosen Verschwörung zu erlassen, und es nicht zur Strafe zu ziehen; und das Land war, so schien es, stille.

Während dem landete ein großer Theil des Kreuzheeres in Messina; das Königreich war beruhigt. Der Kaiser selbst entließ nun mit großen

Geschenken die Kreuzfahrer, welche zur Unterdrückung des Landes mitgewirkt. Statt sich selbst an die Spitze des Kreuzzugs zu stellen, übergab er die Leitung desselben seinem Kanzler, Konrad von Hildesheim, und seinem Marschall, Heinrich von Kalinthin, und versah sie mit vielem Golde, seine großen Plane im Morgenlande auszuführen. Er gab ihnen eine Krone mit, um damit in seinem Namen den König der Insel Cypern, der bisher vom griechischen Reiche abhing, zu krönen, und dadurch zum Freunde und Vasallen des römischen Reiches zu machen. So fuhren sie ab, und mit ihnen das Glück Heinrichs VI.

In Deutschland hatte der Kaiser, als er über die Alpen ging, seinen Bruder Konrad, den Schwabenherzog, als Verweser des Reichs zurückgelassen. Die unumschränkte Gewalt, wie er sie in Sicilien übte, suchte er auch so viel wie möglich in Deutschland aufzubringen. Wie er bei dem Tode des Markgrafen von Meissen, Albrechts des Stolzen, ohne Rücksicht auf dessen Bruder die Markgrafschaft für sich behielt, und durch seine Getreuen verwalten ließ, nach dem Rechte des Stärkern: so grimmte es ihn, daß Berthold, Herzog von Zäringen, sich geweigert, an den Zügen nach Italien und ins Morgenland Theil zu nehmen, und vorzog, durch Gründung freier Städte, ein edler Bürgerfürst, in seinen nächsten Umgebungen Bildung und Wohlstand zu verbreiten.

Es grimmte dieses wie den Kaiser, so auch seinen Bruder Konrad, der mit der Macht, die er unter sich hatte, dem schönen Franken, Schwaben, Elsaß und dem welfischen Erbe diesseits der Alpen, einen Geist und Charakter verband, seinem kaiserlichen Bruder nicht unähnlich. Er war ein tapferer Kriegsmann, nicht karg gegen seine Freunde; aber seine Unterthanen wie die Nachbarn zitterten vor seiner Härte; auch war er ungezügelter Wollust ergeben, die keine Gewalt scheute zu ihrer Befriedigung. Im Einverständniß mit dem Kaiser überzog er im August 1196 den Zäringer mit Krieg: die schönen Hochlande desselben an der Schwelle Italiens mußten dem Hohenstaufen ein lockender Siegespreis seyn. Aber ehe ihm gelang, weit vorzudringen, kam er in Durlach, der Stadt des Zäringers, schimpflich um. Eine Jungfrau, der er Gewalt anthun wollte, biß ihn in das linke Auge, daß er drei Tage darauf starb, und der Krieg war aus. Erschreckt durch die Kunde, belehnte der Kaiser seinen jüngsten Bruder Philipp — Otto war früher gestorben — mit dem Herzogthum Schwaben und sandte ihn als Reichsverweser nach Deutschland.

Glücklich im schönen Besitze seiner geliebten Irene, „der Rose ohne Dorn, der Taube sonder Galle," wie sie ein Sänger jener Zeit nannte, hatte dieser bisher in Tuscien verweilt, ferne den Gräueln Siciliens, dem ehrsüchtigen Treiben des Kaisers in Deutschland. Philipp, der mildeste unter des großen Friedrichs Söhnen, der von seinen edeln Eigenschaften am meisten geerbt, wurde mit Freuden von den Deutschen bewillkommt. Der Ruhm der griechischen Kaisertochter war ihr vorausgeeilt. Das Romantische ihres Schicksals, der Gegenstand rührender Gesänge, bereitete ihr den schönsten Empfang in den Herzen aller Ritter und Frauen, und Philipp gab den entzückten Fürsten als eine Nachfeier seiner Hochzeit ein großes Fest zu Gunzenlech bei Augsburg.

Es war dieses Fest eine Nachfeier; denn schon in Italien hatte er sich mit Irene vermählt. Er wollte den Glanz der deutschen Ritterschaft seiner Geliebten, und in ihr, der wunderbaren weißen Rose aus dem Paradies der Dardanellen, sein Glück den deutschen Fürsten zeigen. Alle sollten der Freude, der Eintracht die Herzen öffnen, und aus allen deutschen Gegenden kamen sie herbei, die Fürsten und Edeln, zu den prachtvollen fröhlichen Festen an den Ufern des Lech. Philipps schöne Persönlichkeit gewann die Seelen der Menschen, Siciliens Gold regnete im Namen seines Bruders aus seinen freigebigen Händen; selbst der widerspenstige Kölner, der Erzbischof Adolph, schwur in seine Hand den Huldigungseid für den unmündigen König Friedrich, und Ottokar (Przmisl), den neuen Böhmenherzog, bannte er durch den goldenen Reif der Königskrone in den Kreis der hohenstaufischen Interessen.

Düstere Schatten zogen bald über die festlich erhellten Tage. Völlige Mißernte gebar große Theurung, diese Noth schwärmerische Gedanken und Bilder unter dem Volke. Von Landschaft zu Landschaft erzählten sich die Geängsteten, der Geist des alten Königs Dietrich habe sich, eine riesenhafte Gestalt, auf rabenschwarzem Roß an den Ufern der Mosel gezeigt, und nahes großes Unglück dem Reiche geweissagt. Dieser Sage folgte eine zweite von dem Tode des Kaisers in Sicilien auf dem Fuße; und diese Sage, begierig ergriffen von den Feinden der Ordnung, wurde die Losung für alle ritterlichen Räuber, über den Wohlstand und die Wehrlosigkeit herzufallen. Philipp schreckte sie zwar in ihre Raubhöhlen zurück: aber auf ihrem Schlosse Schweinhausen, bei Augsburg konnte Irene durch den Anblick dieser wüsten Wirren nicht zerstreut werden, und sie hatte des Unglücks und Jammers zuvor schon

genug; denn seit zwei Jahren kamen aus ihrer Heimath Botschaften, schwer und herzzerreißend für sie, die vom Schicksal bestimmt schien, daß mehr als Ein Schwert durch ihr Herz gehen sollte.

Isak Angelus, ihr Vater, hatte sich bei seinem Volke verhaßt und verächtlich gemacht, eine Verschwörung stürzte ihn vom Thron, und setzte seinen eigenen Bruder Alexius auf denselben. Dieser raubte dem Gestürzten grausam das Licht beider Augen, um ihn für immer der Regierung unfähig zu machen, und ließ ihn von einem Klosterkerker in den andern schleppen. Er ließ ihn jedoch bald einer freiern Haft genießen, weil er ihn für ganz ungefährlich hielt. Isak benützte diese Freiheit, geheime Botschaft an Kaiser Heinrich zu senden, worin er versprach, den griechischen Kaiserthron seiner Tochter Irene und ihrem Gemahl Philipp abzutreten, wenn er durch Hülfe des deutschen Kaisers aus der Gefangenschaft befreit würde.

Diese Botschaft war für den Kaiser ein freudiges Ereigniß. Er konnte seinen Plan, das zerrüttete griechische Reich für sein Haus zu gewinnen, ein neues oströmisches Kaiserthum zu gründen und von diesem aus die Wiedereroberung des heiligen Landes zu vollenden, unter aller Form des Rechtes ins Werk setzen. Er sandte eine Gesandtschaft an Alexius, mit dem Auftrag, die Rückgabe des Thrones zu fordern, oder den Abkauf des Friedens durch ungeheure Summen. Heinrichs Arglist wollte den einfältigen Alexius dadurch in die Nothwendigkeit versetzen, sein Volk auszuplündern, durch die Plünderung zu erbittern und ihn des Beistands seines Volkes und aller Geldmittel zum Kriege zuvor zu berauben, um dann das griechische Reich mit gewaffneter Hand als leichte Beute einnehmen zu können. Alexius prahlte in hohem Ton. Die deutschen Gesandten drohten, und Alexius versprach zu zahlen.

Er schrieb eine „deutsche Steuer" aus, Alles sollte zahlen. Die wenigsten zahlten. Er wollte das überflüssige Gold und Silber in den Kirchen wegnehmen; die Geistlichkeit that Einsprache. Jetzt plünderte er die Grabmale der vorigen Kaiser. Das Grab Constantins fand er leer, dem gekrönten Dieb war ein gemeiner zuvor gekommen. Er brachte eine große Menge Goldes und Silbers zusammen, behielt es aber für sich. Kaiser Heinrichs Flotte kreuzte bereits im Mittelmeer, und machte die griechischen Inseln zinsbar. Das Heer, welches sein Kanzler Konrad nach dem heiligen Lande führte, landete auf Cypern. Konrad vollzog den Auftrag seines Herrn, indem er den Beherrscher dieser Insel krönte,

und dieser huldigte dem deutschen Kaiser. Im heiligen Lande machten die Kreuzfahrer glückliche Fortschritte, und der Erzbischof von Mainz krönte nach dem Auftrag des Kaisers den Fürsten von Armenien. Auch dieser erkannte den deutschen Kaiser als seinen Oberherrn.

Heinrich setzte indessen seine Rüstungen gegen Osten fort, während er davon sprach, im Westen Frankreich dem deutschen Reiche lehnbar zu machen. Die Fürsten eines Theils von Nordafrika zahlten ihm, als dem Herrn von Sicilien, Tribut und Geschenke. Er wollte eine Kaiserherrschaft gründen, deren Flügel so weit reichten, als zur Zeit der altrömischen Imperatoren, vor deren Richterstuhl Könige vor Gericht sich stellen müßten. — Mit diesen großen Entwürfen beschäftigte er sich, schon seit längerer Zeit kränkelnd, mitten unter den Gährungen Siciliens.

In diesem Lande hatte er durch grausame Strenge seinen Thron befestigt; die Geißel seiner brutalen Landvögte fleischte blutig auf dem gekrümmten Nacken der Bevölkerung. Ein neues Recht, eine neue Ordnung, neue Gewalten schuf er in dem unter seinen Vorgängern so lange ordnungslosen und verworrenen Lande. Aber der Geist der Nationalität sträubte sich dagegen; er war nur begraben, nicht todt, und aus seinem blutigen, frisch zugeschütteten Grabe erhob er sich, und pflanzte die Fahne der Empörung auf das feste Schloß San Giovanni, in den Bergen südlich von Messina.

Der Kaiser belagerte die Feste. Während der langwierigen Belagerung jagte er, sich zu zerstreuen, in den nahen Forsten. Erhitzt vom Jagen, trank er an einem schwülen Mittag, in den ersten Tagen des August, unvorsichtig hastig aus einer kalten Quelle. Dieser Trunk zog ihm eine starke Erkältung zu. Sieben Wochen lag er krank zu Messina. Gegen Ende Septembers fühlte er sich so weit besser, daß er nach Palermo zu übersiedeln gedachte. Schon hatte er den größten Theil seiner Dienerschaft mit allem Haushalt des Hofes dahin vorausgeschickt. Noch am 27. September war er in Regierungsgeschäften thätig; eine an diesem Tage von ihm ausgestellte Urkunde ist noch vorhanden. Da trat ein Rückfall in die Schwäche ein, er erkrankte aufs Heftigste, und schon am 28. September 1197 war er eine Leiche, nach kaum zurückgelegtem zweiunddreißigsten Lebensjahre.

Neuntes Hauptstück.

Als Kaiser Rothbart starb, da ging eine große Klage durch die Christenheit, und die Bewunderung und Liebe der Völker, selbst der italienischen Städte, deren Mauern er so oft gebrochen, folgten seinem Hingang. Königliche Heiterkeit schmückte sein Angesicht und sein ganzes Wesen im Leben, Edelsinn sein Gemüth. War er überzeugt von der Gerechtigkeit seiner Sache, so war er unbeugsam, oft grausam, grausam bis zur barbarischen Härte gegen die Widerstrebenden. Aber er war es nur in der Hitze und Leidenschaft des währenden Kampfes; nach dem Siege tobte er den innern Heldengrimm im Bruch und Sturz der eroberten Mauern aus, er kühlte ihn nicht im Blute der Ueberwundenen. Sein Haß machte im Kriege für das, was er als sein kaiserliches Recht betrachtete, herrliche Städte und Flecken zu rauchenden Schutthaufen, zur Wüste, und sah ruhig von den Trümmern zu, wie Greise, Weiber und Kinder ins unverschuldete Elend ihren schuldigen Männern, Vätern und Söhnen nachfolgten: aber keinen Tropfen Blut versprützte das Henkerschwert auf der Stätte des Sieges. Er wollte überall nur Kaiser sein, nicht Tyrann, Herrscher, nicht Bedrücker, und an seinen Sünden gegen das freie Bürgerthum und den Nationalgeist Italiens hatten sein Kanzler Reinald und die römischen Rechtsgelehrten weit mehr Antheil, als er selbst, indem diese seiner Leidenschaft, zu herrschen, schmeichlerisch immer neue Nahrung suchten, und seine helle Einsicht, sein natürliches Rechtsgefühl durch juridische Dünste umwölkten. Seine Politik war nicht immer rein, nicht immer redlich, aber bis zur Perfidie verirrte sie sich nur einmal, wie in jenem mit den roncalischen Beschlüssen in nahem Zusammenhang zu betrachtenden Vertrage mit Mailand; nur einmal zum Verrath, gegen Alessandria; und beide fallen vor und bald nach Reinalds Tod. Von da an war seine Politik wahr, edel und freisinnig, heilig sein Wort. Er war ein Held im schönsten Sinne, ein Ritter mit allem Zauber der Romantik, als Regent ein Charakter, ehrwürdig, voll wahrer Majestät.

Sein Sohn Heinrich VI. glich schon im Aeußern nicht dem Vater. Die andern Söhne des Rothbarts hatten die leibliche Schönheit ihrer Eltern; Herzog Friedrich, sein zweitältester Sohn, der auf dem Kreuzzug starb, glich seinem Vater aber noch in jeder Tugend des Ritters

und des Feldherrn; er war eine Heldengestalt. Heinrich aber war nicht bloß nicht schön von Angesicht, sondern auch von unansehnlicher Gestalt. Er war für die Begriffe der Zeit eine „dünne, schwächliche" Figur, unter Mittelgröße; sein Antlitz, obgleich ziemlich wohlgebildet und regelmäßig, gar zu eingefallen, mager und farblos. Ernst und die Anstrengung anhaltender Geschäftsarbeit lagerten fast stehend darauf. Die hohe gewölbte Stirne nur zeigte den bedeutenden Menschen, den Mann von Geist, den Arbeiter in Gedanken und Entwürfen. Ging ihm aber auch der natürliche Zauber der äußern Erscheinung ab, welchen sonst die Hohenstaufen für die Augen und Herzen der Männer und Frauen und insbesondere des Volkes hatten, so wußte er doch bis auf einen gewissen Grad durch andere Mittel diesen Mangel zu ersetzen, und die Leute für sich und seine Zwecke zu gewinnen, wenigstens seine Deutschen. Schärfe des Verstandes, schnelles, treffendes Urtheil, einen Blick, der sich in das Innerste bohrte, ein ausgezeichnetes Gedächtniß besaß Heinrich wie sein Vater. Friedrich war für seine Zeit und seine Verhältnisse ziemlich unterrichtet, ehrte die Wissenschaft, studirte mit Vorliebe Geschichte und sprach mit seltener Anmuth seine Muttersprache. Heinrich war fast gelehrt, ein Redner, selbst ein Dichter. In den ersten Jünglingsjahren versuchte auch er sich in dem, was von Spanien und dem südlichen Frankreich herüber auch in die deutschen Lande gekommen war, in dem Minnegesang. Nicht nur an seines Vaters eigenem Hofe, sondern auch an manchem deutschen, geistlichen und weltlichen Fürstenhofe, namentlich im Thüringer Land und in Westphalen, wie im Schwabenland hatte die deutsche Liederdichtung schon manche schöne Blüthe getrieben, und manches Lied hatte das Ohr Heinrichs vernommen schon als Kind. Zwei der besten Liedersammlungen aus der ersten Blüthezeit des deutschen Minnegesangs, die Weingartener in der Stuttgarter Handschriftensammlung und die Manessische zu Paris, beginnen mit zwei Liedern von Kaiser Heinrich. Karl Simrock hat neuestens nachgewiesen, daß kein anderer Kaiser oder König Heinrich darunter gemeint sein kann, als Kaiser Heinrich VI. Auch die Zeitgenossen Kaiser Heinrichs VI. schrieben ihm schon im dreizehnten Jahrhundert, wo die Erinnerung an ihn noch ganz frisch war, Minnelieder zu. Die beiden Lieder, die auf uns gekommen sind, sind zwar zärtlicher Art, und scheinen zu dem Charakter Heinrichs nicht zu passen. Aber die höfische Dichtkunst des Mittelalters hat überhaupt viel Gemachtes, und man hat gar nicht

nöthig, zu glauben, daß es Heinrich ein Herzensernst gewesen, wenn er singt, er möchte die Geliebte, die er preist, um nichts lassen, er würde lieber auf die Krone als auf sie verzichten. Nachklänge des Volksliedes sind ohnedieß in diesen beiden Liedern zu erkennen. Zudem haben noch grausamere Naturen als Kaiser Heinrich VI., Liebeslieder gemacht, wie der englische König Heinrich VIII., welcher die Reize seiner Geliebten besang, ehe er sie mordete.

Heinrich war ausharrend, standhaft im Unglück, wie sein Vater, aber er war kein Held; nicht er, seines großen Vaters ihm hinterlassene Feldherren kämpften und gewannen seine Schlachten: nicht sein schmächtiger, hagerer Körper — denn viele der größten Helden waren klein und zart gebaut — sein Mangel an Kriegsmuth verdarb ihn zum Helden. Es war auch nichts Ritterliches, nichts Chevalereskes an ihm, keine Spur von jener Begeisterung, die seine Zeit charakterisirt. In dem kalten Eispalast seiner Seele fand die Liebe, wenigstens später, als er in den Geschäften war, nicht Raum: nie hat er ein Weib berührt aus Leidenschaft. Finster und trotzig war sein Blick, unheimlich seine Nähe. Die Italiener sagten von ihm: „Sei auf deiner Hut, der Kaiser hat dich gegrüßt!" In Stolz und in Strenge suchte er Majestät. Er fand in Grausamkeiten nach dem Siege seine Freude, im Entsetzlichen seinen Ruhm. Er gefiel sich, ein Gewitter zu sein, und zwar ein plötzliches, in einem Augenblick den blauen Himmel verfinsterndes, in den ahnungslosen, festlichen Tag ausblitzendes. Seine Herrschentwürfe flogen so hoch, ja noch weit höher, als die seines Vaters. Er wollte nicht nur ein Weltreich im Sinne Karls des Großen, sondern nach dem Vorbild des altrömischen Kaiserthums: das ganze Morgenland sollte wieder mit dem Abendland vereinigt werden, und Ein unermeßliches christliches Reich sein, und Ein oberster Herr, der Kaiser, herrschend von der Nordküste Englands und von der Ostsee bis zum Aetna, und den Inseln und Küsten des Mittelmeers, vom atlantischen Ocean bis zum Euphrat und Tigris. Konstantinopel, Armenien, Syrien sollten Provinzen seines Weltreichs werden. Das waren die Entwürfe seiner Herrschsucht. Seine Politik war Arglist, Falschheit, eine Wortbrüchigkeit, die keine Scham kannte und jede Bemäntelung verschmähte, von vornherein berechnete Treulosigkeit; aber diese Politik diente dem Großartigen, dem Ungeheuren seiner Entwürfe; sein Zweck heiligte ihm jedes Mittel; ja selbst gute Seiten, wie schlechte, zeigte und übte er

nur für seinen Zweck. Geldgierig und wieder freigebig, hier gleißend leutselig, dort schrecklich, jetzt hartnäckig ein altes Recht festhaltend, und gleich darauf, als eine Kleinigkeit gegen das zu Gewinnende, es preisgebend, — er war Alles immer und überall nur aus Berechnung für seine Entwürfe. Ueber den Süden und Norden, über den Osten und Westen, über die Kirche, über Vasallen und Städte seinen Kaiserstuhl zu erheben, dafür arbeitete, dafür baute er; aber er verfuhr zu übereilt, zu raschumstürzend, zu grausamschonungslos beim Aufbauen, und der Riesenbau brach über seiner kaum kalten Leiche in Trümmer; denn was auf den Schrecken, nicht auf die Liebe der Völker gebaut wird, ist ohne Dauer. Das Weltreichgebäude seines Geistes zerging wie ein Wolkengebilde des Abendhimmels.

In Süditalien hatte er alle Herzen des Volkes gegen sich. Die Bevölkerung dieser Landschaften, schon damals entnervt, freiheitunfähig, und dennoch stets nach Freiheit meuternd, konnte nur durch Strenge niedergehalten werden. Das rechtfertigt einen Theil seiner Maßregeln; aber er ging so weit, daß ihn die, welche ihm das Schicksal zunächst gestellt, haßten. Allgemeinen Glauben fand das falsche Gerücht, daß seine Gemahlin selbst, zur Rache des Blutes ihrer Anverwandten, und um sich und ihr Vaterland von ihm zu befreien, durch Gift den Tod des Kranken beschleunigt habe. Wo es galt, seiner Regentenpflicht Genüge zu thun, und Rechtssachen und Streitigkeiten zwischen seinen Unterthanen zu schlichten, beschränkte er gerne, wie sein Vater, seine eigene Bequemlichkeit, und er verließ mehr als einmal die Tafel, um einem seiner Unterthanen, der Recht suchte, Gehör zu geben. Selbst der Grieche Niketas, ein Staatsmann und Geschichtschreiber des Hofes zu Konstantinopel, ein Zeitgenosse, der mit ihm lebte und ihn genau schildern zu können Gelegenheit hatte, rühmt von ihm, er, der aufgetreten sei als der Herr der Herren und als der König der Könige, und der wie Alexander der Große gesprochen habe, das hier und das dort ist Alles mein, sei nie anders gesehen worden, als gedankenvoll, das blaßgelbe Gesicht angespannt von Sorgen der Staatsgeschäfte, abhold jeder Art von Sinnengenuß, nur bedacht auf das Eine, Alleinherrscher zu werden über alle Fürstenthümer des Erdkreises, die altrömischen Kaiser seien ihm dabei vorgeschwebt; spät Abends erst habe er sich täglich Zeit zum Essen genommen, und als man ihn darauf aufmerksam machte, daß eine solche Art zu speisen seiner Gesundheit schaden müsse, habe er

geantwortet, ein Privatmann könne es sich bequem machen und essen zu jeder Zeit, wann es ihm beliebe, der könne regelmäßige Stunden dazu einnehmen; ein König aber, der so viel beschäftigt sei, müsse, wenn er seinen Namen nicht Lügen strafen wolle, es sich gefallen lassen, wenn er nur irgend einmal Zeit finde für leibliche Erholung.

Es gehörte übrigens auch zu seiner Art, wie es die aller klugen Gewaltherren ist, in schön klingenden Sprüchen und landesväterlichen Redensarten sich hören zu lassen, und dadurch den Schwachen, besonders dem Volke, zu gefallen. Auf diese Jagd nach Volksthümlichkeit mit Wahl- und Denksprüchen, ohne Thaten, verstanden sich besonders gut die nachfolgenden Kaiser aus dem luxemburgischen und aus dem spätern habsburgischen Hause. So lief auch von Kaiser Heinrich VI. manches Wort noch spät im deutschen Volke um. Zinkgref, in seinen „Denksprüchen deutscher Nation," berichtet als Volksüberlieferung von Kaiser Heinrich: „Als er nach dem Tode seines zweiten Bruders Friedrich seinen andern Bruder Konrad zum Herzog in Schwaben machte, ermahnte er ihn, er solle sich gegen die Unterthanen freundlich und väterlich erzeigen, Niemand beleidigen oder betrüben, so viel ohne Verletzung der Gerechtigkeit geschehen könne; dagegen solle er sich befleißigen, Vielen, ja wo möglich Jedermann Gutes zu thun; denn den Menschen nützen, sei göttlich, schaden aber, sei teuflisch." Als einer seiner Sprüche ging auch von Mund zu Mund: „Wer nicht weiß zu schweigen, der weiß auch nicht zu reden zu rechter Zeit."

Ganz ohne Zerstreuungen lebte er aber nicht; sehr liebte er Jagd und Vogelfang. Ein Geizhals war er gar nicht, so wenig wählig in den Mitteln, möglichst viel Geld sich zu verschaffen, er auch war. Mit vollen Händen spendete er das Gold und Silber; er suchte das Gold nicht, um es zu behalten, sondern um es zu haben und es zu verwenden, Große und Kleine damit sich dienstbar zu machen. Er hat mit seinem Gold noch größere Eroberungen gemacht, als mit dem Schwert seiner Krieger und mit der Kriegskunst seiner Feldhauptleute. Wenn die Kaiserkronik, in ihrem um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßten Theile, bei seinem Tode klagt: „O weh, des milden Herrn!" so meint sie damit nicht die Milde des Herzens — die hatte er niemals gehabt — sondern seine Freigebigkeit, welche gab, um zu gewinnen. Sie trauert um den, „der so milde Hand trug und Niemand nichts versagte; der also mildiglich gab, als es einem milden

Herrn wohl geziemt;" darum nennt sie ihn „den Helden, der dem Reich eine Zierde war, der des Reiches pflegte so schön, dem die Krone so sehr wohl ziemte." Alle Zeitgenossen, welche uns über ihn berichten, sind Geistliche. Derselbe Mann, welcher gegen den römischen Stuhl so hart, gegen den Papst so karg war, befleißigte sich einer Herablassung und einer Freigebigkeit gegen die Geistlichen, wie sie sein Vater nicht kannte, und gegen Kirchen und Klöster. Besonders den Gelehrten und den Schriftstellern seiner Zeit gegenüber spielte er selbst den Gelehrten, den Mann Ihresgleichen und glänzte mit seinem wirklichen Wissen nicht bloß, sondern mit der Achtung, die er ihnen bewies, und mit den reichen Geschenken, mit dem Ehrensold, den er ihnen selbst, den er der Wissenschaft, und den er den Stiftern und Klöstern angedeihen ließ, welchen diese Gelehrten angehörten. Darum waren auch diese deutschen Geistlichen bei seinem Leben, bei seinem Tode und noch lange nach demselben seines Lobes voll.

Denselben Grund großentheils hatte seine Beliebtheit, die sich bei seinem Leben und nach seinem Tode äußerte bei dem niedern Adel, bei dem Städtebürger und bei dem gemeinen Mann. Heinrich ließ sich wenig öffentlich sehen, seine Gestalt und sein Wesen waren der Menge in Deutschland aus den Augen, unbekannt; sie kannte ihren Kaiser nur aus den Wirkungen seines Regierens, und um so leichter idealisirte sich in etwas sein Bild für sie. Derselbe Mann, der die deutschen Fürsten, die großen Lehensherren, welche selbstherrlich werden wollten, niederhielt, erhob jedes Verdienst, das er im niedern Adel erkannte, und zog es hervor; nicht die geborenen Fürsten, sondern einfache Ritter beförderte er zu seinen höchsten Stellen im Heerwesen und in seinem Rath. Er setzte darin die Politik der Salier und der Hohenstaufen nur fort. Hand in Hand mit dieser Bevorzugung der persönlichen Tüchtigkeit, ohne Rücksicht auf die Geburt, ging seine Freigebigkeit im Belohnen treuer Dienste. Die Fürsten fürchteten ihn, und so gewaltthätig er selbst war, ihnen gestattete er keine Gewaltthätigkeit nach unten. Seine Kriegsleute und die Diener seines Erbreiches, fast lauter Deutsche, hingen an ihm, weil sie durch ihn zu Reichthum und Ehren gelangt waren. In Deutschland selbst war er wenigstens geachtet, Siciliens Schätze hatte er über die Alpen verpflanzt, durch sein Kriegsglück den Ruhm des deutschen Namens zum Schrecken der benachbarten Reiche erhoben, und das Kaiserthum in der Kraft und Herrlichkeit der alten Zeit ge-

zeigt. Das schmeichelte dem deutschen Nationalgefühl. Die großen Gelder, die seine Treulosigkeit und seine Habsucht zusammenpreßte, holte er nicht bei den deutschen Fürsten und Völkern, sondern er ließ von dem Raub und Gewinn, den er an Fremden machte, seinen Deutschen Vieles zufließen. Das stimmte viele Tausende für ihn. Aber bei all dem verhielt er sich zu seinem Vater, wie der römische Tiberius zu dem großen Julius Cäsar. Und auch seine äußere Größe hätte er unstreitig nicht erreicht, hätte ihm nicht sein Vater Alles vorbereitet und eingeleitet, und dazu Veteranen und Marschälle hinterlassen, welche sich unter ihm gebildet, und in welchen sein großer Geist nachwirkte. Aber wie andrer, so bleibe ihm namentlich auch der Ruhm unverkümmert: er war ein ächter Ghibelline, mehr als sein Vater, fern von jedem kirchlichen Vorurtheil seiner Zeit, der die Macht und das Ansehen des Kaiserthrones wahrte gegen die Anmaßungen des apostolischen Stuhles, wie nur irgend Einer vor und nach ihm.

Der Abt Joachim von Floris in Calabrien, der Alles miterlebt hatte, ein Prophet in seiner Zeit, hatte bei Heinrichs Leben noch geredet und geschrieben: „Die Kirche muß erniedrigt werden, und der Adler seine mächtigen Schwingen über ganz Italien ausbreiten. Weil die römischen Priester in ihrem Trachten nach weltlicher Macht und Ehre die wahre Freiheit der Kirche geopfert und Aergernisse gegeben haben, müssen sie ihren Hals unter den deutschen Kaiser beugen. Nicht dein Werk ist es, rief er dem Kaiser zu, sondern Gottes Werk, dessen Knecht du bist, als Rächer der Schlechtigkeit. Darum beugt die Zuchtruthe deines Zornes die Kirche und die Völker; weil Gott es will, bist du der Hammer des Erdkreises.“

Von der äußersten Spitze Siciliens bis an den Fuß der Alpen zuckte die Zeitung vom Tode Heinrichs VI. wie ein frohes Zeichen allgemeiner Erlösung. Kaum hatte Constantia den Todten im Dome zu Palermo feierlich bestattet, und Seelenmessen gestiftet für seine schuldbeladene Seele, als der langverhaltene Haß der Sicilianer in Spottgedichten sich freien Lauf ließ, und die glühende Rache der Apulier und Calabresen ihren Dolch in das Herz manches Deutschen senkte, den sie heimlich oder vereinzelt überfallen konnte. Die deutschen Beamten und Kriegsleute hatten keine sichere Stätte mehr auf dem fremden, mißhandelten Boden. Sie flohen mit ihrem Raub und der Entsittlichung einer lange auf fremde Kosten im eroberten Lande unterhaltenen Sol-

datesla theils nach dem mittleren Italien, theils nach Deutschland. Hätte Constantia die Deutschen auch mehr geliebt, als es der Fall war, sie hätte sie aus ihren Diensten entfernen müssen, um ihre Landsleute zu beruhigen. Nur wenige Deutsche blieben zurück: Wilhelm Kapperone in Sicilien, Friedrich in Calabrien, Diephold und seine Waffengenossen in Apulien. Diese kaiserlichen Feldhauptleute behaupteten sich in den festen Plätzen; Markward versicherte sich Ravenna's, Konrad Spoleto's. Die Zügel der Regierung aber ergriff Constantia im Namen ihres Sohnes; ihr und seines Bruders Philipps Treue hatte der sterbende Kaiser die Vormundschaft empfohlen.

Zehntes Hauptstück.

Wenige Monate nach dem großen Feste bei Augsburg ward Herzog Philipp von seinem Bruder, dem Kaiser, nach Italien eingeladen, um den dreijährigen Sohn Heinrichs, unter dem Namen Friedrich, dem die Wahlfürsten die deutsche Krone zugesagt, nach Deutschland abzuholen, und ihn durch den nun gewonnenen Erzbischof Adolf von Köln krönen zu lassen. Mit dreihundert Helmen ging er über die Alpen. Er fand den Prinzen nicht mehr zu Jesi, wo ihn die Gemahlin Konrads von Urslingen, die Herzogin von Spoleto, bisher erzog: seine Mutter hatte ihn bereits nach Sicilien hinüber holen lassen, um ihn zum König dieses Reiches zu krönen. Statt des Prinzen fand er ganz Mittel- und Unteritalien durch den Tod des Kaisers in der gefährlichsten Gährung. Er wagte nicht, seine Reise weiter fortzusetzen. Der Reisigen, die er bei sich hatte, war eine geringe Zahl; er eilte, Tuscien, besonders Montefiascone, gegen die drohenden Volksbewegungen durch Vorsichtsmaßregeln zu sichern, und kehrte nach den Alpen um, nicht ohne Gefahr und Mühe; denn auch im oberen Italien erhob sich der feindselige Geist gegen die Deutschen. Mehrere Ritter seines Gefolges, darunter der Bruder seines Truchseß, Friedrich von Tanne, wurden erschlagen, und der Herzog selbst entkam kaum den vielseitigen Nachstellungen nach Deutschland.

Seine Anwesenheit war hier nöthiger als in Italien. Auch hier war die Bewegung auf die Zeitung vom Tode des Kaisers hin groß.

Doch, war in Italien, mit wenigen Ausnahmen, die Stimmung allgemein gegen die Hohenstaufen, auch gegen Philipp, welcher durch die Art, wie er die mathildischen Güter verwaltete, nicht die Liebe der Eingebornen sich erworben hatte, so war in Deutschland die Stimmung wenigstens nur getheilt: es waren zwei Parteien, die hohenstaufische, zu ihr gehörten Alle, welche durch die Fürsten dieses Hauses gewonnen hatten, oder zu gewinnen hofften, und die welfische, zu ihr gehörten Alle, welche durch jene verloren hatten, und die ersten Fürsten der Kirche. Viele bedeutende Fürsten waren noch auf der Kreuzfahrt im heiligen Lande. Diese erneuerten, auf die Nachricht vom Tode des Kaisers, ihren Huldigungseid dem Sohne desselben, und eilten, nachdem sie auf sechs Jahre, sechs Monate und sechs Tage Stillstand mit den Sarazenen geschlossen, der Heimath zu, um den unzweifelhaften Bewegungen bei der Thronveränderung nahe zu sein. Unter den in Syrien Abwesenden war auch der erste Wahlfürst des Reiches, der Erzbischof Konrad von Mainz. In seiner Abwesenheit riß es Adolph von Köln an sich, die Königswahl einzuleiten; denn er gedachte nicht, den Eid, den er, von hohenstaufischem Golde bestochen, erst kürzlich dem Sohne des verstorbenen Kaisers geleistet, zu halten. Er zog den Erzbischof von Trier an sich und andere rheinische Fürsten.

Adolph von Köln, ein staatskluger, gewandter Kopf, glühend von Goldgier, aber noch weit mehr von der Begier nach Herrschaft und Einfluß im Reich, im Besitz des an Land und Leuten mächtigsten Bischofsstuhles in Deutschland, wollte die Erledigung des Kaiserthrones benützen, seinen Einfluß im Reich zu mehren, und die Krone dem Hause der Hohenstaufen, das er haßte, zu entziehen. Er und seine Freunde regten Fürsten und Städte und Herren auf, so viel sie konnten, und als Philipp im Vaterland ankam, fand er es, wie er sich selbst ausdrückte, wie ein stürmisches Meer.

Philipp versuchte Alles, die Rechte seines jungen Neffen an die deutsche Krone, sich selbst die Reichsverweserswürde zu wahren. Zu Hagenau hielt er um Weihnachten 1197 die erste Versammlung mit den Freunden seines Hauses; es erschienen die Dienstmannen und die Beamten desselben, es erschienen auch die befreundeten Fürsten und Barone. Dann besuchte er die Rheinstädte und die andern Städte des Reichs: er gab ihnen neue Rechte und Freiheiten, und sie versprachen ihm Hülfe an Mannen, Schiffen und Vorräthen. Den Fürsten des

Reiches schickte er Briefe und Gesandte, treu zu halten an ihrem Eid und ihrem König, seinem Neffen. Der Kölner aber versammelte seine Partei zu Andernach. „Die Wahl Friedrichs," sprach er, „war nicht frei, sie war durch die drohende Uebermacht seines Vaters erzwungen. Der Eid, der dem Kinde geleistet worden, ward geleistet, als es noch nicht getauft war, und ist schon darum nicht gültig. Das Reich kann nicht ohne Haupt und Kaiser sein, ein Knabe, noch nicht vier Jahre alt, ein Unmündiger, nicht an die Spitze gestellt werden. Wollen wir wünschen, daß die Jugendzeit Heinrichs IV. wiederkehre? Das Reich, die Zeit, der Glanz der Krone heischt die Wahl eines Mannes, der allen Dreien genügt." Die anwesenden Fürsten und Herren stimmten ihm bei, weniger aus den angegebenen Gründen, als weil das hohenstaufische Haus ihnen zu groß geworden, weil sie fürchteten, wenn sie die Krone bei diesem Hause wieder auf ein halbes Jahrhundert hinaus ließen, von dem reißend anwachsenden Strom der Kaisermacht mit ihren besonderen Freiheiten und Gewalten verschlungen zu werden, und weil sie hofften, bei einer neuen Wahl sich unabhängiger vom Throne zu machen. Philipp mahnte die Versammlung zu Andernach ab, aber ohne Erfolg; vielmehr sandte der Kölner selbst an König Richard von England, als Lehensträger und Fürsten des Reichs, Einladungen nach Rouen, zur Wahl eines neuen Reichshaupts auf einem bestimmten Tage des Februar zu Köln zu erscheinen: er baute auf die Feindschaft dieses Königs gegen das hohenstaufische Haus, auf seine Macht, auf seinen Namen.

Richard kam nicht; auch von den andern Fürsten, die zu Andernach gewesen, kamen nur wenige, dagegen die Nachricht, zu Arnstädt in Thüringen seien viele Fürsten versammelt, die den Herzog Philipp zum Beschützer des Reichs, ja zum Könige zu erheben im Begriff seien. Es waren daselbst Ludolph, der Erzbischof von Magdeburg, Adalbert, der Erzbischof von Salzburg, ein naher Verwandter der Hohenstaufen, Diethelm, Bischof von Konstanz, aus dem freien und mächtigen Geschlechte der Krenkinger; die Herzoge Ludwig von Bayern und Bernhard von Sachsen, die Markgrafen der östlichen Marken, und viele andere Grafen und Prälaten. Es waren alle durch Dankbarkeit oder Hoffnung an das Haus der Hohenstaufen gebunden. Viele waren im Besitz von Herrschaften, die einst dem welfischen Hause zugehörten. Das Scepter in den Händen eines Hohenstaufen sicherte ihnen den Fortbesitz.

Ueberrascht durch diese Botschaft erklärte der Kölner, daß man sich an einem bestimmten Orte gemeinsam zur Wahl eines Königs vereinen müsse. Die Freunde der Hohenstaufen, besonders Diethelm, fürchteten, daß durch des Kölners Intriguen, ja durch den nicht ohne tiefen Eindruck selbst auf die süddeutschen Fürsten gebliebenen Grund der zarten Kindheit des jungen Friedrich, die Krone zuletzt noch an ein anderes Haus übergehen möchte. Nach eiligen Besprechungen zu Erfurt und Uechtershausen wählten sie Philipp selbst zum König. Philipp sah, wenn er sie nicht nahm, die Krone für seinen Neffen und für sein Haus verloren. So willigte er ein.

Die schwäbischen Grafen, die zuerst am festesten für den jungen König, den Sohn ihres Kaisers, gewesen waren, hatten sich überzeugt, daß der kleine Friedrich ihnen keine Stütze sein könnte. Ludolph von Magdeburg gewann die sächsischen Fürsten durch sein Ansehen und sein Wort; Versprechungen, alte Neigungen und Treue gewannen andere weltlichen und geistlichen Großen. Die Wahl geschah am 6. März 1198. Er war unter allen deutschen Fürsten der reichste, mächtigste und erlauchteste. Sein Landbesitz zählte die meisten Dienstmannen, Städte, Schlösser und Flecken, seine Schatzkammer barg unermeßliches Gold, Silber und köstliches Gestein; seine Persönlichkeit war eine Krone werth.

Philipp war gewählt, als die Erklärung des Kölners nach Erfurt kam. Der stolze Erzbischof ertrug es nicht, daß ohne ihn ein deutscher König gewählt worden war. Sein Stolz war größer als seine Vaterlandsliebe; er wollte lieber Bürgerkrieg, als einen König anerkennen, der nicht seine Wahl war. Er hatte die Krone Berthold von Zäringen bestimmt. Der Zäringer war kein Freund des hohenstaufischen Hauses. Wie Heinrich der Löwe, so war Berthold von Zäringen, der Fünfte seines Namens, ein bürgerfreundlicher Fürst. Weise hatte er durch die Künste des Friedens mitten in allgemeiner kriegerischer Bewegung seine Lande beglückt, hatte Städte gebaut oder befestigt, und sie mit guten Rechten und Ordnungen ausgestattet. Die kleinen Herren haßten den Begünstiger des Bürgerthums in ihm mit tödtlichem Hasse. Noch blühen als seine Töchter oder Schützlinge das mächtige Bern, das schöne Freiburg im Breisgau, Milden, Iverdun, Burgdorf in den Schweizerlanden. Als *seine* Städte und doch zugleich als freie Gemeinwesen hatte er sie hineingestellt unter die kleinen Herren, das Volk vom Joche derselben zu befreien. Heinrich VI. und sein Bruder Konrad waren in

letzter Zeit nach den Gütern des Zäringers nur zu lüstern gewesen. Das war der Mann, dem Adolph von Köln die Krone antrug. Von einem Ende Schwabens bis zum andern, von der obern Alp bis in den Breisgau, an die Markung des Elsasses, von den savoyischen Grenzen herab durch Burgund, über die ganze Landschaft Genf, Waadt, Uechtland, Aargau und Wallis, einen großen Theil des Schwarzwaldes und den ganze Zürichgau reichten seine Besitzungen. Er leitete sein Geschlecht von den alten Grafen der Bertholdsbaar ab, die mit dem Kaiserhause Karls des Großen verschwägert waren. Große Reichthümer hatte er in seinem Schatz, und somit Alles, was einem nöthig schien, die Krone des Reiches zu erwerben und zu behaupten.

Der Kölner und die Seinen kamen mit dem Herzog überein, daß er in seine Lande gehen, mit einem Kriegsheer wieder zu ihnen nach Andernach kommen und dann von ihnen zum König gewählt werden solle. Berthold stellte seine Neffen, die Söhne seiner Schwester Agnes, Konrad und Berthold, Grafen von Urach, als Geißeln für seine Wiederkehr, und opferte sechstausend Mark Silbers der Hoffnung auf die Krone: denn wie er in seinen Landen warb, sollte von dem Kölner für ihn geworben werden. Aber in Mainz wandelte sich der Sinn des Zäringers; seine vertrauten Räthe stellten ihm vor, daß die Fürsten des östlichen Deutschlands ihn doch nicht als König anerkennen würden, und zugleich erfuhr er, daß alle Fürsten des Südens wirklich auf einem Tage der Wahl der sächsischen Fürsten beigetreten waren. Der kluge Herzog nahm die Wage und wog ruhig: er fand, wenn er sein übereilt gegebenes Versprechen hielt, die Gefahr größer als den Gewinn, den Untergang wahrscheinlicher als den Sieg. Seine Lande waren umschlossen von Freunden Philipps, Philipps Macht der seinen überlegen, eine einzige Niederlage mußte ihn nicht nur um die Krone, sondern um seine Erblande bringen. Während er dies erwog, näherte sich ihm Philipp, und der Herzog zog den sichern Besitz seiner Lande und Leute dem gefährlichen Erwerb des Thrones vor. Er nahm von Philipp für sein Aufgewandtes elftausend Mark Silbers als Ersatz und Lohn, und huldigte ihm als seinem König.

Dadurch entledigte sich der Hohenstaufe eines Nebenbuhlers und verstärkte seine Partei mit der Macht eines der angesehensten Fürsten. Zu gleicher Zeit erschien ein Gesandter des heiligen Stuhles, der Bischof

von Sutri, ein Deutscher von Geburt. Er hatte den Auftrag, die noch in der Gefangenschaft lebenden Glieder und Freunde des normannischen Königshauses zu befreien. In seine Hand war der Bann, ja das Interdikt über ganz Deutschland gelegt, für den Fall, daß die Befreiung der Unglücklichen verweigert würde. Philipp war seit seiner Verwaltung der mathildischen Güter im Bann. Weil er „Sankt Peters Erbgut angefallen, verwüstet und besetzt," hatte Papst Cölestin den Fluch der Kirche auf sein Haupt geschleudert. Der Bischof hatte die Vollmacht, Philipp loszusprechen, wenn er den Erzbischof von Salerno frei und Genugthuung für Alles gebe, wegen dessen er mit dem Bannfluch belegt worden. Der Bischof mit seinen Begleitern betrat den deutschen Boden, als Philipp schon zum König gewählt worden war. Er war an den Herzog, nicht an den König gesandt. Zu Worms traf er mit dem König zusammen. Philipp versprach zuvorkommend die Befreiung des Erzbischofs und der andern Gefangenen, und die verlangte Genugthuung. Die Persönlichkeit des Fürsten übte auch auf den alten Bischof ihre herzgewinnende Kraft. Es war ein eigener Zauber in der Rede und in dem Benehmen des feingebildeten jungen Königs. Von ihm hingerissen, löste der Bischof den Bann, ehe Philipp geleistet hatte, was er sollte, auf sein bloßes Wort hin. Namentlich begnügte er sich, die bloße Berührung der bischöflichen Stola für den wegen der Genugthuung von Philipp zu leistenden Eid gelten zu lassen. Philipp öffnete die Kerker des geblendeten Erzbischofs und seiner Brüder. Die Königin Sibylle war mit ihren Töchtern schon früher entkommen. Irenens freundliche Hand hatte sie befreit. Die älteste ihrer Töchter vermählte sich mit Walter von Brienne, einem Großen Frankreichs, die jüngere führte Peter Ziani nachmals als seine Gemahlin auf den Herzogsstuhl der Meerstadt Venedig.

Die Lösung vom Bann war für Philipps Kronannahme ein wichtiges Ereigniß. Da der Bischof sich in Allem Philipp gefällig erwies, so schien in diesem Benehmen seines Botschafters der Papst selbst seine Gesinnung auszusprechen. Die meisten Fürsten waren für ihn, seine Kriegsmacht und die Schatzkammer zu Trifels, die Zustimmung aller Reichsbeamten und der Besitz aller Reichsburgen, selbst der Krönungsstadt Aachen, verbürgten ihm den Sieg in dem Kronstreit. Zudem waren die Reichskleinodien in seiner Hand, die Krone mit dem „Waisen," dem kostbarsten Edelstein der Erde, nach dem Glauben der Zeit von

Herzog Ernst einst aus dem hohlen Berge mitgebracht, Scepter und Schwert, Reichsapfel, heilige Lanze und Kreuz. Jetzt erst vermochte Diethelm von Krenkingen über ihn, daß er den königlichen Namen annahm und, die Krone auf dem Haupt, dem Volke sich zeigte.

Lange warteten der Kölner und seine Freunde zu Andernach auf die Rückkehr des Zäringers. Die Nachricht von seiner Sinnesänderung und große Anerbietungen Philipps auch an sie gelangten zugleich zu ihnen. Der Kölner war zu leidenschaftlich aufgebracht und zu stolz, um jetzt schon Philipps Lockungen sich zu ergeben. Er hielt auch die Andern, welche die Verheißungen und die Freigebigkeit Philipps rührten, von der Annahme zurück, und bestimmte sie, dem Hohenstaufen einen Welfen entgegenzustellen. Des Löwen ältester Sohn, Herzog Heinrich, der Pfalzgraf, war noch im heiligen Lande; er schlug daher dessen jüngern Bruder Otto zum König vor. Dieser Gedanke war jedoch nicht sein eigener, sondern der Richards von England. Auch die westlichen Fürsten wollten ursprünglich von ferne nicht die Wiedererhebung des welfischen Hauses; das beweist, daß sie erst, als Bernhard von Sachsen, als der Zäringer die Krone nicht annahm, nach einem Welfen griffen. Die Intriguen, das Gold und die andern Geschenke, womit Richard nicht sparsam war, lenkten die Gedanken des Kölners und der andern Fürsten auf Otto's Wahl. Wäre Heinrich nicht abwesend gewesen, so konnten die Augen und Stimmen nur auf ihn fallen: er war ein Held von Thatenruhm, von reiferer Erfahrung, reich durch das Erbe seiner Gemahlin, der Hohenstaufin, durch das Erbe der Lehen seines Schwähers, durch größern Antheil an der Verlassenschaft seines Vaters. Aber die Verhältnisse drängten, und so wählten sie Otto.

Otto war kaum zweiundzwanzig Jahre alt, zwei Jahre jünger als Philipp. Er hatte seinen Vater in die Verbannung nach England begleitet. Des Jünglings ritterliches Wesen, das sich schon im Knaben zeigte, gewann ihm das ganze Herz seines Oheims Richard. Er war es, der später als Geißel in der Haft Heinrichs VI. für ihn litt. Des Oheims Liebe gab ihm zuerst den Genuß der Grafschaft York, später vertauschte er sein Geschenk, weil sein Neffe die Liebe der Bewohner nicht besaß, mit der Grafschaft Poitou und dem Herzogthum Aquitanien. Den geliebten Neffen auf dem Kaiserthrone zu sehen, geschmückt mit der Krone, die dem ihm verhaßten Hause der Hohenstaufen entrissen war, war eine Vorstellung von so starkem Zauber, daß des kargen

Engländers Geldkisten davor aufsprangen, und er nach durchgesetzter Wahl Otto mit vielem Geld und Kostbarkeiten unter zahlreichem Geleit englischer und französischer Edelleute nach Köln sendete.

Otto hatte in Gestalt und Wesen viel von Richard, seinem Oheim. Er war hohen schönen Wuchses, kräftigen Baues, ungestümen Muthes; er war kühn, wie ein junger Löwe in der Schlacht, voll Neigung zu großen Entwürfen, aber ohne Kunst und Nachhalt, dieselben durchzusetzen; er war rasch, heftig, so lange die Leidenschaft sein Blut umrollte, und wieder träg, indolent, launig, ganz wie sein Oheim. Sein Geschlecht war glorreich, uralt, und an ihn knüpfte sich die Sage, daß ein blinder gottesfürchtiger Mann seiner frommen Mutter im Unglück die Kaiserwürde ihres Sohnes vorhergesagt. Noch vor Ostern betrat sein Fuß den Boden des deutschen Reiches, und er fand zu Köln bereits mehr Fürsten, als zuvor für ihn gewesen; denn manche waren indessen aus dem heiligen Lande heimgekehrt. Auch sie hatten ihren im Morgenland für Friedrich II. erneuerten Eid den veränderten Verhältnissen geopfert. Aber alle diese Fürsten, bis auf einen, waren aus den Niederlanden. Es reihten sich um Adolph von Köln der schwache Erzbischof von Trier, welchem hohenstaufische Gnade das Reichskanzleramt und sein Erzbisthum eingegeben, dessen Gedächtniß aber der Kölner mit 4000 Mark Silbers schwächte; der Bischof Herman von Münster, die Bischöfe von Paderborn und Minden, von Cambrai und Utrecht, die Aebte von Corvey und Verden, Herzog Heinrich von Brabant, der Streitbare, der kampflustige Herzog von Löwen und sein Ohm, Herzog Walram von Limpurg, Graf Balduin von Flandern, Graf Bolkin von Waldeck und viele andere Grafen und Herren. Der einzige Anwesende aus den obern Landen war Heinrich, aus dem Hause Hasenburg, Bischof von Straßburg: er grollte, weil Philipps Bruder, Herzog Konrad von Schwaben, seinen Bruder durch den Strang hatte hinrichten lassen. Als die Fürsten hörten, daß Otto nahe, ritten sie auf zwei Tagereisen weit ihm entgegen. Unter Jubelrufen und feierlichen Gesängen der ganzen Geistlichkeit führten sie ihn nach Köln in Sankt Peters Dom und begrüßten ihn als König. Ganz Köln war voll Freude; denn drei Tage vor seinem Einzuge war am hellen Tage, um die neunte Stunde, ein Stern über der Stadt gesehen worden, und Alle deuteten es als ein glückliches Zeichen für ihren König.

So waren zwei Könige in Deutschland, und durch sie dieses selbst

entzweit. Jetzt mußte das Schwert entscheiden, welcher von beiden auf dem Throne Karls des Großen sitzen sollte. Gleich nachdem er als König begrüßt worden war, eilte Otto nach der Krönungsstadt Aachen. Er wollte seinem Nebenbuhler zuvorkommen, durch die religiöse Weihe der Krönung seinen Ansprüchen an den Thron beim Volke ein neues bedeutendes Gewicht zu geben. Er fand die Thore verschlossen. Walram, der Sohn des alten Herzogs von Limpurg, der zu Köln für Otto sich erklärt, hielt in Philipps Namen mit 300 Reisigen und vielem Fußvolk die Krönungsstadt besetzt. Drei Wochen lang dauerte der Kampf um die Mauern. Nicht seine Waffen, sondern sein Gold und seine Schenkungen öffneten am 8. Juli 1198 Otto die Stadt, und am 12. Juli ward er durch den Erzbischof Adolph im Münster Karls des Großen feierlich gesalbt und gekrönt. „Habe ich auch," rühmte er sich, „nun den königlichen Schmuck nicht, so habe ich doch jetzt königliche Rechte und den Königssitz." Die anwesenden Fürsten huldigten ihm und empfingen von ihm die Lehen des Reichs. Und seine erste Handlung war, daß er, was die früheren Kaiser, was die Hohenstaufen standhaft als ein Recht der Krone in langem Kampfe gegen das Papstthum behauptet hatten, das Spolienrecht, preisgab und schwur, was frühere Kaiser den Kirchen abgenommen, wieder zu erstatten; und eine eigens geprägte Münze verkündete den engen Bund des Königs Otto mit dem Priesterthum.

Philipps Saumseligkeit hatte den Verlust der Krönungsstadt nach sich gezogen. Statt dieser zuzueilen, überzog er die Besitzungen mehrerer Herren, die für Otto gestimmt hatten. Zu Worms jedoch fand er einen Bundesgenossen, der mehr werth war, als die Krönungsstadt. Philipp August, der König Frankreichs, erkannte in der Erhebung Otto's auf den deutschen Thron Gefahr für seine eigene Macht. Die Könige Englands waren Vasallen der französischen Krone, aber halb Frankreich war im Besitz der Engländer, der Name Oberlehensherr da, wo der Vasall so übermächtig war, ein leerer Schall. Ein fünfzig Jahre hindurch nie ganz ruhender Kampf zwischen beiden gab Zeugniß davon. England, mit dem deutschen Kaiser im Bunde, ward für Frankreich doppelt gefährlich; denn es war dann von allen Seiten feindlichen Angriffen ausgesetzt. Als Otto zur Königswahl reiste und mit Philipp August zusammentraf, wettete der Letztere gegen eines der best beladenen Saumrosse Otto's eine der drei Städte Paris, Orleans oder Etampes,

daß Otto sich nicht auf dem Thron werde halten können, und als Otto gewählt war, schloß Philipp mit dem Hohenstaufen einen Bund wider ihre gemeinschaftlichen Feinde, am neunundzwanzigsten Juni. Dieser konnte sich freuen, durch einen so mächtigen Bundesgenossen seines Gegners stärkste Freunde, Richard von England und den Grafen von Flandern, beschäftigen zu können. Zu gleicher Zeit stieß Ottokar, der Böhmenfürst, mit seinem Hülfsheer zu Philipp; aber auf dem Zuge nach Aachen kam die Nachricht von der Uebergabe der Stadt. Philipp wandte um und ließ sich zu Mainz am 15. August 1198 in Gegenwart des päpstlichen Legaten durch den Erzbischof von Tarentaise (in Savoyen), einen alten Freund und Begünstigten des hohenstaufischen Hauses, feierlich zum König salben und krönen.

Was Heinrich VI. durch Einführung der Erbmonarchie hatte verhüten wollen, war jetzt da: eine unheilvolle Zerrüttung des Reiches; Deutschland war in einen vieljährigen Wahlstreit verwickelt und dadurch nach außen völlig unmächtig. Fremde Mächte mischten sich in seine innern Verhältnisse, England, Frankreich, der römische Stuhl; der letztere mit einem Einfluß, wie er ihn nie zuvor gehabt.

Elftes Hauptstück.

So lange Heinrich VI., ein blutrothes Gewitter, aus dem ein beständiger Sturm blies, auf Italien drückte, sah man das Haupt der Kirche hin und her schwanken, öfters sich bücken. Der Sturm rüttelte das Gebäude der Hierarchie in seinen Fundamenten. Drei Monate nach des Kaisers Tod starb auch Papst Cölestin. Die Kardinäle erkannten die Zeit, und was der Priestergewalt noth war: sie beschlossen einstimmig, jeder seinen besondern Ehrgeiz zu opfern, um ein Haupt zu wählen, das den gesunkenen Einfluß des Priesterthums auf die Länder und Völker wieder zu heben stark genug wäre. Sie wählten als den Tüchtigsten dazu Lothar, aus dem Hause der Grafen von Segni, einen Römer.

Es war etwas in ihm von dem Geiste derer, die in der Toga einst von Rom aus die Unterwerfung des Erdballs berathen und geleitet hatten. Seine Studien machte er zu Paris und zu Bologna, vor-

züglich im Kirchenrecht. Streng und rein wie seine Grundsätze war sein Leben. Frühe wurden seine Schriften von seiner Zeit geschätzt. Im Kirchendienste zu Rom war er ganz dem wissenschaftlichen und beschaulichen Leben hingegeben. Die großen Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen war, die großen Ereignisse, die über seine Jugend in seiner nächsten Nähe hingegangen waren, hatten seinen tiefsten, innersten Menschen durchschüttert und lang vor der Zeit gereift. Seine Studien hatten seine Jugend verschlungen. Den Becher der Freude hatte er unberührt von sich gestoßen, in den Jünglingsjahren sah er in die Welt und in das Leben mit den Augen eines Greises. Er war hinauf gestiegen aus den schönen irdischen Regionen in die reinen aber eiskalten Sphären, wo das Gefühl und die Empfänglichkeit für das, was die andern Menschen rührt und beglückt, erstirbt und nichts mehr lebt und gilt, als der Gedanke und seine That. Er sah in allem Treiben der Menschen überall nur gemeine Leidenschaften als Triebfedern, er sah seine Zeit, wenigstens sein Vaterland, entsittlicht, erniedrigt: sie zu heben sah er kein Mittel, als die geistliche Kraft; der heilige Stuhl mußte nach seiner Ansicht der Punkt werden, von welchem aus die Welt zu höherem Ziel geleitet und gerettet werden sollte. Er verachtete die Welt und die Menschen, aber er liebte sein Vaterland und glaubte für die Menschheit zu arbeiten.

Erst siebenunddreißig Jahre alt war dieser Mann, als ihm einmüthig das purpurfarbene Pluvial umgehängt, er als Papst begrüßt wurde und den heiligen Stuhl bestieg unter dem Namen Innocenz III. Lange hatte er sich geweigert, die Leitung der Kirche zu übernehmen, und kaum hatte er sie übernommen, als er aus seinem beschaulichen Leben zu einer Entfaltung von Thatkraft überging, die Viele mit Bewunderung und Verehrung, Viele mit Scham und Schrecken erfüllte. Wie er früher sich selbst, seine Seele und sein Leben gereinigt, so reinigte er jetzt die Umgebungen des heiligen Stuhls. In dem eigenen Hause begann er die Reformen, die er durch Italien, durch die ganze Christenheit durchführen wollte. Sein Hofhalt ward einfach, wie er glaubte, daß es dem Nachfolger des Apostels zieme. Die goldenen und silbernen Tafel- und Trinkgefäße verschwanden und aus hölzernen, irdenen und gläsernen wurde das bescheidene Mahl genossen. Der Hermelin machte dem Schafspelz Platz, und alle Schmarotzerpflanzen, welche bisher den heiligen Stuhl umwuchert hatten, schnitt er an der Wurzel ab.

Die Bestechlichkeit der Diener des römischen Hofes war durch die ganze Welt zum Sprichwort geworden; er gab die strengsten Verordnungen für uneigennützige parteilose Gerechtigkeit. Nur dadurch, daß die Kirche zuerst von den vielen Krebsschaden, daran sie innerlich krankte, geheilt würde, hoffte er seine Ansicht von der Stellung und dem Berufe des Kirchenoberhauptes in den Seelen der Menschen zu begründen. Es war ein großer idealer Gedanke, den er von Anfang verfolgte, als Nachfolger des Apostels hochstehend über den Fürsten und Völkern der Christenheit, wie ein Gott auf Erden, die Strömung der Weltgeschichte nach den Lehren der Religion zu leiten. Als ihm in Sankt Peters Dom nach der Sitte eine Krone von Pfauenfedern aufs Haupt gesetzt ward, war auch der Wille in ihm fest, den Sinn dieses Symbols zu erfüllen, seine Augen, wie die Spiegel dieser Federn, nach allen Seiten zu richten, und wie Gregor VII. der Schöpfer der Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt geworden, so selbst der Begründer der Oberhoheit der Kirche über Könige und Fürsten zu werden und den Bau der Hierarchie abzuschließen. Die Mittel dazu suchte und fand der Scharfsinn seines kühnen und schöpferischen Geistes, der die Menschennatur und seine Zeit durchschaute, in vier Stücken: in der Schaffung eines in sich geschlossenen souveränen Kirchenstaats; in der Bildung eines zu unbedingtem Gehorsam verpflichteten, zahlreichen und gut organisirten stehenden Heeres von Geistlichen, der Mönchsorden, welche die wirksamste Lehenmiliz des souveränen Kirchenstaats wurden; in der Feststellung der Lehren und Bräuche der römisch-katholischen Religion, und in der Begründung von Gerichtshöfen zur Hut der Reinheit des Einen Glaubens. Ein Geist sollte es sein, welcher das Reich der Kirche, und die Kirche sollte die Seele sein, welche die christliche Welt bewegete. Von einem Manne, der solche Gedanken fassen konnte, und bald Beweise genug gab, daß er sie auszuführen vermochte, ist nicht zu verwundern, daß er Vielen seiner Zeit in einem höheren, fast überirdischen Licht erschien, und bald seiner Wahl vorhergegangene Andeutungen und Offenbarungen das Gespräch des Volkes wurden. Unter den Zeichen und Wundern, durch welche der Himmel ihn als das auserwählte Haupt der Kirche bezeichnet haben sollte, fand besonders das Eingang und Glauben, daß, als er sich nach der Wahl auf seinen Platz niederließ, eine schneeweiße Taube an seine Rechte geflogen. Innocenz III. ist so sehr, als irgend einer, eine von jenen kräftigen, ganz für ein Ideal

hingegebenen Gestalten, die ihr Leben und ihre Liebe daran setzen, ihr Ideal zu verwirklichen, und wenn sie dann in ihrem Streben Widerstand finden, im Eifer für ihre Sache zu Mitteln und Handlungen zu greifen sich hinreißen lassen, die zu dem Geistigen und Idealen, zu dem Reinen und Menschlichedeln, was sie zuerst erfaßt und gewollt, einen grellen, das Herz der Menschheit durchschneidenden, Mißton bilden. Innocenz III. hat sich als Beispiel den Zeiten hingestellt, daß der Mensch, auch der idealste, kein Gott ist, und daß das geistigst Aufgefaßte, das zum höchsten Segen Gedachte in seiner Durchführung, wenn sich die Hand des Durchführers nicht rein von Mißgriffen hält, zum Fluch und Verderben der Jahrhunderte umschlagen kann.

Wollte er souveräner Fürst werden, so mußte er es zuerst in seiner Residenz in Rom sein. Darum zwang er gleich den Tag nach seiner Weihe den kaiserlichen Stadtpräfekten, ihm zu huldigen, wie alle obern und untern Beamten Roms. Damit erlosch die letzte kaiserliche Hoheit über Rom. Den Präfekten Roms hatte bisher immer noch der Kaiser ernannt, mit dem kaiserlichen Schwert umgürtet, für das Kaiserthum beeidigt. Statt des Schwerts hing ihm nun der Papst zum Zeichen seiner Bestallung öffentlich einen Mantel um und gab ihm als Symbol einen silbernen Becher. Jubelnd über das erhaltene reiche Geldgeschenk schwur das Volk den Eid der Treue, und um auch den letzten Rest einer Selbstherrschaft des Volks in Rom auszulöschen, schaffte Innocenz am selben Tage den Vertreter derselben, den römischen Senator, ab. So war er Souverän in der Stadt. Darauf mußten ihm die Beamten aller anderen Städte und die adeligen Lehenträger auf dem Lande Treue schwören. So war er souveräner Landesherr. Die Italiener folgten seinen Befehlen mit Freuden. Die Herrschaft des römischen Stuhles, auf dem ein Mann wie Innocenz saß, schien ihnen eine wahre Befreiung gegenüber den deutschen Fremdlingen. Nicht so die deutschen Lehenträger, wenigstens nicht alle, welche der letzte Kaiser um Rom herum begabt. Selbst vor den Thoren der Stadt hatte Heinrich VI. Güter an seine Kriegsleute als Lehen gegeben. Die mathildische Erbschaft, die Mark Ancona, die Romagna, das Herzogthum Ravenna war an deutsche Edle verliehen: Innocenz aber war entschlossen, von allem Gebiet, was der römischen Kirche jemals gehört, nicht einen Fuß breit zurück zu lassen. Die erste Aufforderung sandte er an Markward von Anweiler, den Herzog von Ravenna und der Romagna, Markgrafen von Ancona.

Markward suchte, um Zeit zu gewinnen, den Papst seiner Ergebenheit mit Land und Gut zu versichern. Innocenz aber nahm, als Markwards wahre Absicht offenbar ward, in allen Kirchspielen die Huldigung ein.

Markward war jetzt noch nicht so unedel, um gleich im Ernst daran zu denken, sich von dem Hause der Hohenstaufen, dem er Alles verdankte, loszusagen und des Papstes Mann zu werden. Er griff, sobald er gerüstet war, zu den Waffen und der Krieg wüthete durch das Land, das sich dem heiligen Stuhle unterworfen. Brennende Flecken und Städte, geplünderte Kirchen, zerstörte Schlösser und Saaten bezeichneten den Gang des deutschen Helden, der seinem Kaiserhause die Oberhoheit über die ihm vertrauten Lande nicht rauben lassen wollte. Des Papstes Abgesandte sprachen den Kirchenbann über ihn und seinen Anhang und lösten alle Unterthanen von dem Eide, den sie demselben geschworen. Markward hatte so regiert, daß er auf die Treue fast keines derselben rechnen konnte. Sein Heer bestand aus Söldnern, das ganze Volk war wider ihn, und als das Geld der päpstlichen Schatzkammer die Grafen und Barone des Landes unter Innocenz's Fahne sammelte, vermochten alle Kriegserfahrung und alle festen Stellungen des deutschen Großseneschalls nicht, die Fluth des Heeres, zu dem das ganze Volk hielt, aufzuhalten. Seine Lande wurden überschwemmt, eine seiner Burgen um die andere gebrochen, seine Kriegsmannen und seine Gelder schmolzen zusammen: jetzt erbot er sich, ehe er Alles verlöre, dem Papst zu huldigen und einen großen jährlichen Lehenzins zu entrichten. Der Papst traute ihm nicht mehr, und Markward räumte sein Herzogthum, nachdem er das Aeußerste versucht. Er schiffte nach Unteritalien, von wo aus er die Verwendung der Reichsfürsten nachsuchte. Hier besaß er die Grafschaft Molise, seit Lüzelnhards Tod. Noch zogen übrigens mehrere Städte, wie Osimo, Ascoli und Camerino in der Mark und Cesena und Forli in der Romagna die Herrschaft des deutschen Herzogs der Unterwerfung unter die Priesterherrschaft vor. Die von Forli hingen einen Neffen des Papstes und sein Gefolge vor seiner Wohnung auf, und erst spät im folgenden Jahre gelang es dem Geld, den begütigenden Worten und der Macht des Papstes, die letzten Anhänger des deutschen Marschalls zum Frieden und zur Unterwerfung zu bringen.

Daß nicht Markwards Geschick auch ihm werde, eilte Konrad von Urslingen, jener zweite, gefürchtete Feldhauptmann des hingegangenen

Kaisers, den Papst zu gewinnen. Von seiner armen Burg, unweit Rottweil am Neckar, hatte er sich durch seine Kriegsthaten und die Gnade seines Kaisers zum Besitz der schönsten Landschaften in Italien aufgeschwungen, als Herzog von Spoleto. Es waren lauter von der Kirche angesprochene Lande, und ihn, wie alle, die solche besaßen, hatte der Bann getroffen. Er bot dem Papste, wenn er ihn bestätige, 10,000 Pfund Silber sogleich baar, 100 Pfund jährlichen Lehenzins, 200 Lanzen (= 1000 Mann) zur Verfügung, die Lehenshuldigung für alles Land von Radicofani bis Ceperano, seine Söhne und mehrere feste Plätze zum Pfand der Treue. Innocenz schwankte. Unter dem Volke, das die Deutschen haßte, brach Murren und lauter Unwille aus; Innocenz mußte der allgemeinen Nationalstimme weichen, wenn er nicht das Vertrauen, das in ihm den Beschützer der Nation ehrte, verlieren wollte, und wies Konrads Anerbieten zurück. Konrad sah die Unmöglichkeit, sich mit Gewalt gegen des Papstes Macht und des Volkes Haß zu behaupten, und ging mit seinen Schätzen nach Deutschland. Der Papst aber spendete mit freigebiger Hand den Städten und einzelnen Bürgern in den wieder gewonnenen Landen des heiligen Stuhles Freiheiten und Begünstigungen.

Das mathildische Erbe war ein Hauptgegenstand aller Ansprüche der Kirche. Philipp, dem es der Kaiser, sein Bruder, übergeben, war in Deutschland, die Stimmung in den schönen toscanischen Landen war so stark als anderswo gegen die Deutschen. Die Städte derselben schlossen den tuscischen Bund zu gegenseitiger Vertheidigung ihrer Freiheit, ähnlich dem Lombardenbunde. Mit des Papstes Zustimmung schlossen sich die Städte des Herzogthums Spoleto demselben an. Die Kirche zu vertheidigen und ohne deren Zustimmung keinem weltlichen Oberhaupt sich zu unterwerfen, auch keinen Kaiser anzuerkennen, als den vom Papst anerkannten, das waren Hauptartikel desselben. Gerne wäre Innocenz auch bei den tuscischen Städten als Landesherr aufgetreten, aber er mußte sich begnügen, als Beschützer ihrer Freiheit zu gelten. Florenz, Lucca und Siena klagten, daß Pisa, die mächtigste Stadt Tusciens, dem Bunde den Beitritt verweigere. Innocenz sprach den Bann gegen diese Stadt: er sah in dem Bund ein Bollwerk der Freiheit seines italienischen Vaterlandes gegen die Herrschaft der Fremden, zugleich einen festen Pfeiler für das Gebäu seines Riesenplanes. Pisa aber fand es für sein besonderes Interesse vorzüglicher, unter der Maske dankbarer

alter Anhänglichkeit an das Haus der Hohenstaufen nicht zu dem Bund und dem Papst zu stehen: hatte Heinrich VI. den Pisanern auch bei weitem nicht alle Versprechungen gehalten, so hatte er sie doch vor den Genuesen sehr bevorzugt; er hatte ihnen die Inseln Corsika, Elba, Capraja und Pianosa, dazu viele Burgen und Schlösser zu Lehen, und ihrer Stadt große Freiheiten und Vorrechte gegeben. Auch die Städte Montefiascone, Radicofani und Aquapendente, wo Philipps des Hohenstaufen treue Kriegsmannen in Besatzung lagen, wurden erst nach langem Widerstand unterworfen.

So dehnte im ersten Jahre seiner Regierung Innocenz III. das Gebiet des Kirchenstaats, das er auf Roms Mauern beschränkt angetroffen, so weit aus, daß es ihm selbst eine wunderbare Fügung erschien. Vom Fuße der Alpen bis an die Grenzen von Capua war die deutsche Herrschaft gebrochen. Italiens Unabhängigkeit lag Innocenz in höherem Sinne als dem Volke am Herzen, und das Volk sah mit Jubel und Vertrauen zu ihm hinauf; denn er sah es gerne, wenn der Baum der Bürgerfreiheit den Fuß seines Thrones beschattete.

Je größer bisher sein Glück war, desto weiter griff er aus. Unteritalien bot den günstigsten Schauplatz seinen Planen. Das Königreich Sicilien, wo der dreijährige Friedrich die Krone und für ihn seine Mutter die Vormundschaft führte, war von Parteien zerrissen. Um einen kräftigen Halt und Schutz in den sie umgebenden Wirren zu haben, warf sie sich dem römischen Hof in die Arme. Sie suchte für ihren Sohn die Belehnung mit dem Königreiche nach. Die Lehensherrlichkeit des heiligen Stuhles über dieses zu erneuern, gehörte vornherein zu Innocenzens Plan. Er belehnte das Königskind, aber erst nachdem auf alle von den früheren Päpsten ertheilte Begünstigungen, die wichtigsten kirchlichen Freiheiten, von Constantia verzichtet worden war. Tausend Goldstücke sollten als jährlicher Lehenzins nach Rom gezahlt, und der Lehenseid von Constantia und dem König in Person geleistet werden. Noch hatte die Unterhandlung ihr Ende nicht erreicht, als Constantia erkrankte. Im Gefühl ihrer nahen Auflösung bestellte sie in ihrem letzten Willen Innocenz III., als Oberlehnsherrn, zum Vormund ihres Sohnes, und am 27. November 1198, vierzehn Monate nach ihrem Gemahl, starb Constantia, und in ihr der letzte legitime Sprosse des normannischen Königsstammes.

Es war ein großer politischer Fehler, aber mütterliche Sorgfalt,

daß sie gerade den Papst ihrem königlichen Kinde zum Beschützer verordnete. Unter den gährenden Elementen, welche das Königreich bewegten, unter einem Volke, dessen leicht beweglicher Sinn bekannt, dessen Treue zweifelhaft war, bedurfte das Königskind fremden Schutzes, und wer hätte mit dem Schatten seiner Flügel in dieser Zeit es mächtiger zu decken vermocht, als der Mann, der siegreich und fast vergöttert auf dem Stuhle Sankt Peters saß, Innocenz III.?

Innocenz nahm sich mit Eifer und Kraft des Reichs und des verwaisten Königs an. Kaum war Constantia's Leiche beigesetzt, als Markward an der Küste Unteritaliens landete. Markward hatte ein falsches Testament Heinrichs VI. fabricirt, und stützte darauf seine Ansprüche auf die Vormundschaft und das Reichsverweseramt in Sicilien. König Philipp gab ihm seine Zustimmung, und auf die Freundschaft mehrerer sicilischen Großen, vor allen auf die Grafen von Palear und besonders den Großkanzler Walter, glaubte er rechnen zu können. Der Papst erklärte ihn im Namen des Königskindes für einen Reichsfeind. Außer in der Grafschaft Molise, saßen noch mehrere deutsche Kriegsleute hier auf ihren Lehen, jene Marschälle Kaiser Heinrichs, Diepholb und die andern. Diepholb und sein Bruder Siegfried, der Eidam Richards von Aquila, Grafen von Fondi, schlossen sich ihm sogleich an, jener um seine großen Lehen, dieser um sich das Erbe eines der ältesten Häuser in Unteritalien zu sichern. Der Abt von Montecassino dagegen, Roffrid, auch einer der alten Feldhauptleute Heinrichs, weigerte sich, seinen dem Papst geschwornen Vormundschaftseid zu brechen, und Markward als Reichsverweser anzuerkennen. Es kam zum Kampf. Der Papst eilte, dem Abte Reiter und Bogenschützen zu Hülfe zu senden, er ließ durch seine Kardinäle die Städte und Herren der Terra di Lavoro gegen den Reichsfeind aufbieten, er griff in den päpstlichen Schatz, nahm Gelder auf, und warb in den Marken, in der Lombardei, in Rom und in Campanien. Der tuscische Bund sagte zweitausend Reiter zu, eine Schaar zu Fuß und viele Bogenschützen gegen einen gewissen Sold des Papstes, um die Lande des Königskindes zu vertheidigen.

Die blutigen Flammen aller Dörfer, die um Montecassino herumlagen, verkündeten denen, die sich in die Burg San Germano geflüchtet, den Anzug des furchtbaren Markward. Es war der 7. Januar 1199, als der Herzog-Großmarschall vor der festen Stadt erschien: kurz zuvor hatten sich die päpstlichen Verstärkungen darein geworfen, sie

war entschlossen zum Widerstand. Die aufgehende Sonne zeigte auf einem nahen Hügel das Kriegsvolk Diepholds, des andern deutschen Marschalls, und Männer, Weiber und Kinder, die päpstlichen Hülfsvölker und die Kardinäle flüchteten feig aus der Stadt den Klosterberg hinauf, hinter die Mauern des Klosters. Markward plünderte San Germano. Seine Angriffe auf Montecassino selbst scheiterten an dem Widerstand der Besatzung. Er belagerte das Kloster, um es durch Hunger zu gewinnen. Am ersten Tage der Belagerung entlud sich ein solches Ungewitter, daß die Gezelte niedergedrückt, die Geräthe verdorben wurden und Markward die Belagerung aufheben mußte. Aber tief in den Februar hinein hütete er noch von San Germano aus den Klosterberg, und während er vor demselben seine Zeit verlor, sammelten sich die Grafen und Herren, aufgestachelt von dem Papste, zu der Fahne ihres Königs. Hätte Markward gleich nach Germano's Fall seinen Siegeszug weiter gesetzt, statt den Berg zu hüten, der Schrecken hätte ihm alle Barone des Landes unterworfen; Niemand hätte Zeit gehabt, sich zu rüsten. So aber gab er dem Papste Zeit und Raum, weltliche und geistliche Waffen wider ihn zu kehren. Von allen Kanzeln, auf allen Plätzen wurde er als Urheber und Vollstrecker aller Bedrückungen und Gräuel, die unter Heinrich VI. im Lande geschehen, abgeschildert, jeden Sonn- und Feiertag wurde in allen Kirchen bei Glockenschall unter ausgelöschten Kerzen der Bannfluch über ihn und seinen Anhang erneuert, und Jeder, der ihm Vorschub thäte, und jedes Stück Erde, das sein Fuß beträte, unter den Fluch gestellt, dagegen Jedem, der wider ihn föchte, derselbe Sündenablaß ertheilt, wie den Streitern Gottes gegen die Unglaubigen. Das Gedächtniß an das von den Deutschen Erlittene und die Furcht vor Erneuerung derselben Grausamkeiten waren so mächtige Stacheln, als die Feuerworte des Papstes. Durch das ganze Land ward gewaffnet, von Sicilien Geld zur Rüstung und zum Sold nach Rom verlangt, des Papstes persönliches Erscheinen auf sicilischem Boden als nahe angekündigt.

Zwölftes Hauptstück.

Wie vor Montecassino lagerte Markward erfolglos vor Teane. Diepholb, der ihm vorauszog, gerieth in die Gefangenschaft des Grafen Wilhelm von Caserta. Auch Diepholb hatte Aktenstücke zum Vorschein gebracht, nach welchen ihm von Heinrich VI. die Statthalterschaft Apuliens vermacht worden wäre. Markward sah, wie schwierig für ihn ein bedeutenderer Erfolg sein mußte, so lange er nicht nur gegen den Nationalhaß und die Waffen verwundbarer Feinde, sondern zugleich gegen einen viel mächtigeren und dabei unerreichbaren Feind, den Glauben der Zeit, zu kämpfen hatte. Gegen die weltlichen Waffen siegte er; aber mit dem Fluch der Kirche auf dem Haupte, in ewigem Kampf mit immer neuen Feinden, die ihm das Machtgebot des Papstes erweckte, vermochte er nicht das Ziel zu erreichen, das er wünschte. Und seine Wünsche und Gedanken flogen nicht niedrig: nicht das Reichsverweseramt, Siciliens Königskrone war es, wornach sein Sinn stand. Gerade in dieser Zeit traf der Erzbischof Konrad von Mainz auf der Rückkehr vom heiligen Lande in Unteritalien ein. Der Mainzer, jener Konrad von Wittelsbach, war der erste Fürst der Kirche, aus einem alterlauchten Hause, hoch angesehen bei Päpsten und Kaisern, in bedenklichen Zeiten mehr als einmal ein rettender Lootse des Schiffleins Petri, ein Mann, der eben so viele Kämpfe auf dem Schlachtfelde, als auf dem Felde der Politik mit Ruhm durchgefochten. Die Kreuzfahrt hatte seinem Verdienst um die Kirche eine höhere, für den Glauben der Zeit bedeutungsvolle Glorie zugegeben, und dieser Mann war Markwards vieljähriger Waffengenosse und Freund; miteinander hatten sie die Schlachten der Hohenstaufen geschlagen. Ihm vertraute der Herzog die Vermittlung zwischen ihm und dem Papste, durch Konrad hoffte er Innocenz für sich zu gewinnen. Er erbot sich, zwanzigtausend Unzen Goldes sogleich baar, zwanzigtausend nach der Einnahme von Palermo an den Papst zu zahlen, als Dienstmann im engsten Sinn den Huldigungseid zu leisten, den bisherigen Lehenzins zu verdoppeln, die Rechte des heiligen Stuhles zu erweitern, und die Krone unmittelbar aus Innocenzens Hand zu empfangen. Damit die Rücksicht auf seinen Mündel den Papst nicht vom Eingehen in diese Anträge abhalte, erbot er sich, durch Zeugen zu beweisen, daß weder Kaiser Heinrich der Vater,

noch Constantia die Mutter des angeblichen Königskindes sei. So sehr vergaß Markward, was er seinem todten Kaiser und Wohlthäter, was er dessen einzigem Sohne schuldig war.

Innocenz verwarf solche Anträge als abscheulich. Markward begehrte nun nichts, als Versöhnung mit der Kirche. Innocenz erwiederte, er müsse zuvor Gehorsam allen apostolischen Befehlen, durch deren Verachtung er den Fluch auf sich gezogen, eidlich angeloben. Markward versprach in geistlichen Dingen unbedingt zu gehorchen; was die weltlichen betreffe, Bürgschaft zu leisten, daß er allen gerechten Sprüchen nachkommen wolle. Seinetwegen, bemerkte Innocenz, ändere man die bestehenden Formen nicht, und Markward gab endlich das schriftliche Versprechen, in Allem, weßwegen er gebannt worden, unbedingt zu gehorchen. Eine glänzende Gesandtschaft ging von Rom ab, den Bann zu lösen. Zu Veruli in Campanien stellte sich Markward. Er leistete den Eid in ihre Hand und bot Allem auf, durch zuvorkommende Behandlung und Auszeichnungen jeder Art sie zu gewinnen. Sein Heer lag in und bei dem Kloster Casamaria. Er bat die Kardinäle, ihn dorthin zu begleiten, und seinen Waffengenossen seine Aussöhnung mit der Kirche zu verkünden. Die Kardinäle ließen sich von ihm aus dem sichern, festen Veruli nach dem offenen Orte mitten unter sein Heer verlocken.

Sie fanden ein glänzendes Gastmahl bereitet; der Herzog selbst bediente sie dabei. Da drang es zu ihren Ohren, wie die wilden Kriegsgesellen murmelten, man sollte die Pfaffen gefangen nehmen. Markward hatte dieses Gerede veranstaltet, in der Hoffnung, die Gesandten des Papstes würden aus Furcht vor den drohenden Kriegsleuten die Bedingungen nicht vorzulesen wagen, an welche der Papst die Aussöhnung knüpfte. Sie konnten ihre Verlegenheit im ersten Augenblicke nicht bergen. Die zwei ältern Kardinäle hielten wirklich nicht für rathsam, das strenge päpstliche Schreiben jetzt mitzutheilen. Der Kardinal Hugolino, ein Verwandter des Papstes, nachmals selbst Papst unter dem Namen Gregor IX., faßte sich Muth. Er zog die mit der päpstlichen Bulle besiegelte Schrift hervor und las sie laut vor Allen. Der Herzog sollte jeden Anspruchs auf das Reichsverweseramt sich entschlagen, nie das sicilische Reich oder den Kirchenstaat angreifen, alle Eroberungen herausgeben, allen verursachten Schaden ersetzen, und nach bestem Vermögen dazu mitwirken, daß auch, was seine Freunde vom

Erbe Sankt Peters oder dem sicilischen Reiche im Besitz hätten, zurückgegeben würde. Das wurde für die unabänderlichen Bedingungen der Aussöhnung mit der Kirche erklärt. „So lautet," schloß Hugolino, „des Papstes, unsers Herrn, Befehl; wir können nicht anders."

Finstere Stille herrschte, so lang er las. Beim Schluß entstand ein Gemurmel, das schnell zu Lärm und Getümmel überging. Der Herzog selbst war durch diese unerwarteten Forderungen überrascht. Doch war er besonnen genug, jede Verletzung der päpstlichen Gesandten zu verhüten; sie wären sonst ein Opfer der Erbitterung der Kriegsleute geworden. Er geleitete sie selbst nach Veruli zurück, und theilte ihnen dort seinen Wunsch mit, mit dem heiligen Vater persönlich zusammen zu kommen, um ihm ein wichtiges Geheimniß, das er sonst Niemand anvertrauen könne, zu eröffnen: bis dahin möchten sie den Inhalt des päpstlichen Schreibens nicht weiter verbreiten. Sie willfahrten ihm und reisten nach Rom zurück. Gleich nach ihrer Abreise machte er im ganzen sicilischen Reiche bekannt, er sei mit dem Papste versöhnt, habe viel Gnade von ihm und die Verwaltung des Reichs erlangt. Nicht ohne Wirkung blieb, was er als Wahrheit kund machen konnte, daß ihn der von Kaiser Heinrich bestellte Vormund, König Philipp, und die Fürsten des deutschen Reichs als Reichsverweser in Sicilien, als Markgrafen von Ancona und Herzog von Ravenna anerkannten, und als ihren geliebten Freund und Bruder dem Papst empfahlen.

Eilig kehrten die Kardinäle zurück, als sie Markwards Schritte erfuhren und machten ihm Vorwürfe im Namen des Papstes. „Ich habe leider erfahren," erwiederte der Herzog, „daß mit dem heiligen Vater auf keine billige und verständige Grundlage überein zu kommen ist. Weder Gott noch Menschen werden mich zwingen, solchen Befehlen, wie die des Papstes, Folge zu leisten, und Gewalt werde ich mit Gewalt vertreiben." Durch die Länge der Unterhandlungen hatten seine Freunde Muse gehabt, bedeutende Fortschritte zu machen: Graf Wilhelm von Caserta, welcher Diephold gefangen hatte, war bald darauf gestorben; Diephold fand an dem Sohne desselben nicht nur einen Befreier, sondern auch einen Eidam und Verbündeten, und die deutsche Partei erhielt in Apulien und Calabrien eine solche Ueberlegenheit, daß Markward ruhig nach Sicilien übersetzte, um dort seine Plane weiter zu verfolgen.

Der Papst erneuerte den Bannfluch gegen Markward und seine Anhänger, als gegen „Meineidige und Mordbrenner," und beschwor das ganze sicilische Reich, gegen diesen „Feind der gesammten Christenheit, dieses Werkzeug des bösen Geistes," in die Waffen zu treten. Aber ehe diese Schreiben des Papstes nur Siciliens Küsten erreichten, hatte Markward die Oberhand auf der Insel errungen.

Vor ihrem Tode hatte Constantia den Kanzler Walther, Bischof von Troja, die Erzbischöfe von Palermo, Montereale und Capua zu Räthen ihres Sohnes bestellt. Der Kanzler trug es nicht gerne, daß er, der bisher die Herrschaft geführt, nun den Befehlen des Papstes nachkommen sollte. Darum war Vieles nicht so, wie es sein sollte und konnte. Gelder und Güter des Königskindes und des Reiches wurden verschleudert. Der Erzbischof von Palermo starb bald. Der Kanzler leitete es ein, daß er auf den erzbischöflichen Stuhl begehrt, und von dem päpstlichen Legaten eingesetzt wurde. Er führte den Namen und die Geschäfte des Erzbischofs, ehe er den Papst um das Pallium, das Zeichen erzbischöflicher Würde, ersucht hatte. Die Wahl des Kanzlers war nicht im Sinne des Papstes; die Politik des Augenblicks erlaubte nicht, sie umzustoßen; doch gestattete er dem Kanzler nur, sich bloß Verwalter des Erzbisthums und dabei Bischof von Troja fort zu nennen. Der ehrgeizige, herrschsüchtige Kanzler fühlte sich dadurch gekränkt; um sich zu rächen, arbeitete er von nun an auf alle Art dem Papste entgegen. Er riß die höchste Gewalt an sich, vergab ganz nach eigener Willkür Grafschaften und höchste Würden, und verwandte die Einkünfte weder zu Rüstungen auf der Insel, noch zum Ersatz der Kosten, die der Papst bisher für das Königreich aufgewendet.

Um diese Zeit kam Graf Walther von Brienne nach Rom, seine Ansprüche auf das Fürstenthum Tarent und die Grafschaft Lecce, die durch den Vertrag mit Kaiser Heinrich begründet waren, geltend zu machen. Ihn begleitete seine Gemahlin, die Tochter Tankreds, ihre Mutter, die Königin Sibylle, und ein zahlreiches Gefolge von Rittern und Knechten. Innocenz sah das Gefährliche, das die Rückkehr der vertriebenen Königsfamilie auf sicilischen Boden für seinen Mündel, das Königskind zu Palermo, haben konnte, aber er sah auch die Gerechtigkeit der Ansprüche derselben. Er erkannte sie an, nachdem der Graf und die Königsfamilie geschworen hatten, nichts gegen den Thron zu unternehmen und treue Unterthanen des jungen Königs Friedrich sein

zu wollen. Dann ging Walther nach Brienne zurück, dort ein kleines Heer zu sammeln, und jene Landschaften damit zu erobern.

Der Kanzler Siciliens, von jeher ein Freund der Hohenstaufen und Gegner Tankreds, fürchtete von der Erhebung des Tankredischen Hauses für sich selbst. Zu Messina, wo Erzbischof und Volk für Markward war, trat er vor die Versammlung und beschuldigte den Papst, daß er in dem Eidam Tankreds dem jungen König Friedrich einen Nebenbuhler erwecken wolle. Das Volk kam in Bewegung, und so fand Markward von dem Kanzler selbst sich vorgearbeitet. Markward war unermüdlich thätig. Es gelang ihm, die Sarazenen des Gebirges zu gewinnen. Fast zwei Jahrhunderte hatten die Emire dieses Volkes unter der Oberhoheit der mohamedanischen Herrscher Afrikas von Palermo aus über den größten Theil Siciliens geherrscht; dann waren sie von den Normannen in die Gebirge gedrängt, auch dort unterworfen, und in den letzten Jahren erst auch die als Gewerbsleute in Palermo zurück Gebliebenen gewaltsam aus der Stadt vertrieben worden. Ihr Emir Magadai stieß mit seinen Schaaren zu Markward. Vor seiner anschwellenden Macht öffneten viele bisher schwankende Edle ihre Burgen, Städte ihre Thore. Unter den Großen, die er für sich gewann, war Gentilis, Graf von Manupelli, des Kanzlers Bruder. Mit diesem schloß er einen geheimen Vertrag, nach welchem er unter dem Titel eines Beschützers des Königs im Palast zu Palermo residiren sollte. Die Felsenburg Montereale, der Schlüssel zu Palermo, die Ruhestatt des Normannenkönigs Wilhelm des Guten, fiel in seine Hände: die Klostergeistlichen ergriffen seine Partei, und überlieferten ihm die Burg, indem sie ihm einen geheimen Zugang verriethen. Er legte eine Schaar Sarazenen unter ihrem Emir und 500 Pisaner darein. Die Pisaner, welche als Herren zu Syrakus saßen und sich durch Handel und Seeraub bereicherten, hielten treulich zu ihm. Die Sonne des 27. Juni zeigte den Bewohnern Palermo's die Schlachthaufen Markwards vor ihren Thoren. Die Sarazenen brannten, die herrliche Stadt, einst Sitz ihrer Herrschaft, wieder zu erobern.

Die Stadt war nicht versehen, ihr naher Fall in Folge des Mangels voraus zu sehen: da, am zwanzigsten Tage der Belagerung, fuhr der Erzbischof Anselm von Neapel mit drei päpstlichen Galeeren in den Hafen ein, und am gleichen Tage erschien des Papstes Vetter,

der Marschall Jakob, mit Kriegsvolk vor der Stadt und lagerte in den königlichen Gärten.

Die dem Könige noch getreuen Edeln hatten seine Macht verstärkt, und er war im Verein mit den Belagerten Markward an Zahl überlegen; darum rüstete er sich zur Schlacht. Der verschlagene deutsche Feldherr schickte einen Friedensunterhändler in das päpstliche Lager: sein eigentlicher Auftrag aber war, die Blößen desselben auszukundschaften und den päpstlichen Marschall hinzuhalten, bis er seine Verstärkungen an sich gezogen hätte. Es war ihm verrathen worden, daß die geworbenen Kriegsleute im feindlichen Lager wegen rückständigen Soldes mißvergnügt waren. Dennoch wirkte der Bannfluch des Papstes, der auf Markward lastete, bei diesen Kriegsknechten so tief, daß sie laut murrten, als ihre Vorgesetzten „dem Feinde der Christenheit" Gehör zu schenken schienen. Der Kanzler, der Erzbischof von Messina, und andere heimliche Freunde Markwards, selbst der dem römischen Stuhl treu ergebene Erzbischof von Montereale waren dafür, Markwards Anträge anzunehmen.

Ein Schreiber des Papsts, Meister Bartholomäus, war es, an dessen Entschlossenheit Markwards List scheiterte. Er trat unter die Bürger und das Heer, zog ein Schreiben des Papstes seines Herrn hervor, und las, wie der Fluch der Kirche darauf ruhe, mit dem Feind der Christenheit sich zu vertragen. Alle, Volk und Heer, forderten ungestüm die Schlacht.

Sechs Stunden schwankte der Kampf in dem schönen Thale zwischen der Hauptstadt und Montereale. Die treuen Edeln und die Bürger Palermo's fochten im Vordertreffen. Markward, der kriegserfahrene Feldhauptmann, warf sie mit großem Verlust auf die päpstlichen Schaaren zurück. Sie sammeln sich wieder; sie dringen verstärkt aufs Neue vor. Abermals fliehen sie geworfen vor Markward zurück. Die Sarazenen, im Siegesrausche, verfolgen unvorsichtig die Fliehenden. Jetzt bricht der Marschall Jakob mit seinen Schaaren in die Ordnungslosen. Der Sieg schlägt um; die Verfolgenden werden die Flüchtlinge; Markwards Lager sogar wird eingenommen; mehrere seiner Obersten und Räthe werden gefangen; er selbst und die andern retten sich in die Gebirge.

Unter der großen Beute fand man auch das falsche Testament Heinrichs VI. mit dem Siegel in goldener Kapsel. Während der Schlacht

hatte ein Theil der Königlichen Montereale überfallen und die Besatzung erschlagen, darunter den Emir der Sarazenen.

Was die deutsche Partei an diesem Tage auf der Insel verlor, gewann sie wenige Tage zuvor in Apulien. Auf ihrem Wege nach Sicilien hatte die päpstliche Ausrüstung einen Führer dieser Partei, Friedrich Maluti, der auch einst Feldhauptmann Heinrichs VI. war, in Calabrien geschlagen; aber in den letzten Tagen des Juni des Jahres 1200 vernichtete Diephold die Macht des Führers der päpstlich-königlichen Partei, des Grafen von Celano, und die Deutschen geboten als Herren im Lande. Auf Sicilien sammelte Markward neue Streitkräfte; das päpstliche Kriegsvolk wurde von den königlichen Räthen nur kärglich gehalten; die glühende Sommerhitze erzeugte Krankheit unter denselben, und der Marschall Jakob sah sich genöthigt, mit dem Heer die Insel bald wieder zu verlassen. Der Kanzler wußte auch dem Legaten Cencius, welchem der Papst die oberste Leitung der Erziehung des jungen Königs übertragen, den Aufenthalt auf der Insel so zu entleiden, daß er heimging. Darauf nahm er seinen Bruder Gentilis unter die königlichen Räthe auf, und trat durch ihn mit Markward in nähere Verbindung. Er stellte diesen Deutschen, über den er selbst als Bischof den Bannfluch des Papstes verkündet, an die Spitze der königlichen Räthe, und theilte sich mit ihm in die Regierung des Königreichs. Sich behielt er Sicilien vor, Apulien und die andern Landschaften überließ er dem Großmarschall. Im Namen des Königs wurde aller Orten der Befehl bekannt gemacht, nach diesem Vertrage, der Papst möge dazu sagen was er wolle, sich zu richten.

Indessen hatte Graf Walther von Brienne in Frankreich ein kleines Heer zusammengebracht. Es verstärkte sich, sobald er den neapolitanischen Landschaften nahte: denn Diepholds Kriegsknechte hausten wie Räuber im Lande. Fünfhundert Unzen Goldes, womit ihn der Papst unterstützte, und offene Briefe desselben an alle Großen und Kleinen des Landes, ihm beizustehen, thaten nicht wenig zur Verstärkung seiner Macht. Unweit Capua traf er am 10. Juni 1201 mit Diephold zusammen. Dieser verlor die Schlacht. Capuas Bewohner fochten treulich mit dem Grafen von Brienne gegen die Deutschen, auf denen der Bann lag. Städte und Bürger ergriffen die Partei des Siegers, andere wurden erstürmt. Dagegen erreichte Markward in Sicilien den Gipfel seiner Macht. Der Kanzler hatte sich mit ihm verbunden, um

ihn als Werkzeug seiner Rache gegen den Papst und seiner eigenen ehrgeizigen Plane zu gebrauchen. Der Sicilianer aber erlag der gewaltigen Persönlichkeit des Deutschen. Beide intriguirten heimlich gegen einander um die höchste Gewalt, während eine Vermählung des Neffen des einen mit der Nichte des andern vorbereitet wurde. In der Arbeit, sich gegenseitig zu unterwühlen, entdeckte einer den andern. Der Haß entlud sich. Markward machte im Königreiche bekannt, der Kanzler wolle die Krone seinem Bruder aufsetzen; der Kanzler streute aus, Markward trachte dem jungen Könige nach dem Leben und nach dem Throne. Der Großmarschall hatte sein tapferes Kriegsvolk zur Seite, der Kanzler weder Soldaten noch Geld. Er setzte nach Calabrien über, um das Letztere zu gewinnen. Alle goldenen und silbernen Gefässe in den Kirchen und Klöstern, alle Kostbarkeiten wurden von ihm geplündert und eingeschmolzen, gezwungene Anleihen gemacht und Adel und Städte gegen den Papst und den Grafen von Brienne aufgeregt.

Jetzt sprach Innocenz den Bann über den Kanzler als einen Meineidigen, besetzte die Bischofsstühle zu Troja und Palermo mit Andern, und ließ in das ganze Königreich einen Befehl ausgehen, der Jedermann mit dem Gebannten in Geschäftsverkehr zu treten verbot. Das gab dem Einfluß des Kanzlers in Sicilien den Todesstoß. Die andern königlichen Räthe sandten im Namen des jungen Königs eine Fürsprache für den Gebannten an den Papst und verwahrten sich gegen die Hingabe des Fürstenthums Tarent an den Grafen von Brienne. Aber Innocenz schrieb „an den königlichen Knaben" zurück, er möge bloß aus der Schrift, nie aus eigener Erfahrung die ernste Bedeutung des Wortes kennen lernen: „Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein." Seine Räthe seien im Bunde mit seinen schlimmsten Feinden. Er, der Papst, ziehe das Schwert, um ihn und seinen Thron zu vertheidigen; diese, um seinen Feinden beizustehen. Daraus möge er entnehmen, auf wen er sich verlassen dürfe, auf ihn oder auf die, welche er seine Vertrauten nenne. Er wolle jedoch aus Achtung für ihn, den jungen König, und wegen der Ruhe des Reichs seinen Räthen die Huld des apostolischen Stuhls bewahren, wenn sie zur Besinnung zurückkehren.

Das Letztere ergriff der Kanzler. Verachtet von allen getreuen Unterthanen des Königs, von keinem unterstützt, irrte er wie ein Flüchtiger durch das Reich und stellte sich in Apulien vor dem Legaten Peter

von Porto, schwur einen Eid, fortan unverbrüchlich dem Papst Gehorsam zu leisten, und wurde vom Banne befreit. Als aber der Legat verlangte, er solle sich nicht länger dem Grafen von Brienne widersetzen, da rief er laut: „Und wenn Christus den heiligen Petrus selbst vom Himmel sendete und mir sagte, ich müßte alsbald zur Hölle fahren, ich ginge es nicht ein!" Und damit entwich er in das Lager Diepholds.

Vor Barletta kam es zwischen Diephold und dem Grafen von Brienne zur zweiten Schlacht am 6. Oktober 1201. Diephold wurde zum zweitenmal geschlagen. Ein großer Theil seines Heeres fand den Tod in der Schlacht oder in den nahen Sümpfen; viele wurden gefangen, unter diesen Diepholds Bruder Siegfried und andere nahe Verwandte von ihm und dem Kanzler. Der Kanzler selbst floh mit seinem Bruder nach Salpe, Diephold auf das feste Schloß San Agatha, unweit Neapel.

In Sicilien herrschte Markward unumschränkt, Gentilis verkaufte ihm das feste Schloß von Palermo, und im Besitz der Hauptstadt und des Königskindes, gebot er über die ganze Insel, und belehnte seine Freunde mit Grafschaften und Herzogthümern auch jenseits der Meerenge. Nur Messina, früher ihm am entschiedensten zugethan, hielt jetzt mit dem Papst, und achtete Markwards Herrschaft nicht. Dagegen blieb der Eifer der Pisaner für ihn sich gleich. Dem Grafen von Brienne bot er große Summen, wenn er aus dem Königreich abzöge; ohne Erfolg. Des Grafen bewaffnete Gegenwart mußte, selbst wenn er solchen Gedanken gehabt hätte, ihn abhalten, Hand an das Leben des königlichen Knaben zu legen, und sich die Krone aufzusetzen. Der Tod desselben hätte die Macht des Grafen unberechenbar verstärkt. Denn er war dann als Gemahl der Tochter Tankreds der rechtmäßige Erbe der Krone; der Name des Königskindes konnte dagegen von Markward als eine Macht gegen den Grafen von Brienne, als ein gesetzlicher Mantel seiner Entwürfe und Thaten dem Volk gegenüber gebraucht werden.

Das Königskind aus seiner Gewalt zu befreien, drängte der Papst den Grafen von Brienne, nach Sicilien überzusetzen, dieser aber zögerte, weil Diephold seine kaum eroberten Besitzungen bedrohte, und es ihm mißfiel, daß des Papstes Vetter, der Marschall Jakob, auf dem sicilischen Zuge eine Art Oberaufsicht über ihn führen sollte. Da be-

freite der Tod oder ein schlechter Wundarzt, welchem der Steinschnitt an Markward mißlang, Innocenz von diesem „neuen Baal" und Widersacher, und er dankte „dem Gott alles Trostes."

Im September 1202 vollendete Markward von Anweiler, der berühmteste unter den Marschällen seines Kaisers, der vom Königthum Alles hatte außer dem Namen, seine glänzende, abenteuervolle Laufbahn.

Die Zügel des sicilischen Reiches, die der Hand des Todten entfielen, ergriff sogleich ein anderer Kriegsoberster der deutschen Partei. Wilhelm Capparone eilte nach Palermo, bemächtigte sich des festen Schlosses, des jungen Königs und des königlichen Siegels, und nannte sich Beschützer des Königs und obersten Hauptmann über Sicilien. Die innere Zerrüttung aller Verhältnisse erreichte eine furchtbare Höhe diesseits und jenseits der Meerenge. Um das Erbe seines Mündels, des jungen Hohenstaufen, vom völligen Ruin aufzuhalten, suchte Innocenz, der nach der Ferne hin, mit dem Bannstrahl in der Hand, wie ein Gott auf Erden gebot, in der Nähe fast ohne Macht war und kaum eine Handvoll Kriegsknechte ins Feld stellen konnte, bewaffnete Hülfe am Hofe des aragonischen Königs Peter.

Schon die Kaiserin Constantia hatte wegen einer künftigen Vermählung ihres Sohnes mit einer Tochter jenes Königshauses unterhandelt. Innocenz nahm diese Unterhandlung wieder auf, das Verlöbniß mit der Prinzessin Sancha, der jüngsten Tochter des verstorbenen Königs Alfons des Keuschen, und Schwester König Peters, ward im Jahre 1202 geschlossen, und bestimmt, daß die Königin Mutter gleiches Namens im Geleite von 200 Rittern nach Sicilien kommen sollte, um den jungen König Friedrich zu befreien, und ihn mit seiner Braut zugleich zu erziehen.

Vor Innocenz beugten sich die Könige und Fürsten an allen Enden der Christenheit: auf seinen Spruch zog Herzog Andreas von Ungarn ins heilige Land, damit seine Gegenwart die Ruhe des Königs, seines Bruders, und des Landes nicht weiter störe; er zwang durch sein Gebot eben diesen König zum Kriege gegen den Fürsten von Bosnien; er rief die Könige Dänemarks und Schwedens zu den Waffen, den König Sweno von Norwegen zu entthronen; auf sein Gebot mußte Philipp August, der König von Frankreich, seine verstoßene Gemahlin wieder annehmen; er zwang die Könige Portugals und Aragoniens, Polens und Englands zum Jahreszins an den heiligen Stuhl; vor

seinen Bannstrahlen zitterten die fernsten Lande. Es war der Glaube der Zeit, dessen geheime allgewaltige Kraft er mit bewundernswerther Kunst zu benützen verstand, um Fürsten und Völker zu gängeln. Aber diese geheime Kraft wirkte nur in die Ferne. Je näher Fürsten und Völker dem Magus auf dem Stuhle Skt. Peters standen, desto schwächer wirkte der Zauber derselben auf sie, und um 400 Reisige aufzubringen, mußte er Unterhandlungen mit dem fernen Königshof in Spanien pflegen.

Wilhelm Capparone wußte den Anhang Markwards nicht für sich zu gewinnen; seine Anmaßung beleidigte die Großen; und ungeachtet König Philipp von Deutschland aus ihn als den Nachfolger Markwards im Reichsverweseramte anerkannte, schloß sich die deutsche Partei in Sicilien nicht an ihn an. Die Meisten traten zur päpstlich-königlichen Partei über. Selbst der Kanzler und seine Brüder söhnten sich mit dem Papste aus; Innocenz kam ihnen freundlich entgegen. Der Kanzler kehrte nach Sicilien zurück, um Capparone die Herrschaft zu entreißen. Dieser aber hatte den Beistand der niedern Geistlichkeit und ihre Kirchenschätze zu seiner Verfügung. Innocenz erkrankte gefährlich. Das Gerücht seines Todes steigerte die Verwirrung im Königreiche aufs höchste. In Apulien standen Städte und Herren wider das päpstliche Kriegsvolk und die Franzosen auf. Graf Diephold, den sein eigener Schloßvogt zu San Agatha in letzter Zeit in Haft gehalten, wurde von diesem auf solche Ereignisse hin frei gegeben. Kaum gelang es dem Papst und dem Grafen von Brienne ihre alte Stellung wieder zu gewinnen, und nach und nach die Deutschen auf ihre festen Schlösser zu beschränken. Die Städte, der Deutschen müde, thaten diesen am meisten Abbruch. Der Graf von Brienne verachtete sie. „Selbst bewaffnet, prahlte er, wird sich ein Deutscher nicht an einen unbewaffneten Franzosen wagen!" Dafür überfiel ihn Diephold bei Salerno, und der Prahler verlor ein Auge. Indessen anerkannte Capparone die Obervormundschaft des Papstes, und trat mit diesem in freundliche Verbindung. Capparone hatte an den Pisanern eine starke Stütze verloren. Wie sie die Genuesen aus Syrakus vertrieben hatten, so war am 6. August 1204 eine genuesische Flotte vor dieser Stadt erschienen, und hatte nach einer zweifachen Niederlage der Pisaner zur See und zu Land diese vertrieben. In den neapolitanischen Landschaften wurde Diephold immer enger bedrängt. Der Graf von Brienne und der von Celano, der päpstliche Marschall Jakob und die Städte arbeiteten zusam-

men, die letzten Haltpunkte der Deutschen zu brechen. Der Graf von Brienne belagerte Sarno, ein festes Schloß unweit des berühmten Herculanum. Diepold lag selbst darin. Als der deutsche Marschall die dünkelhafte Sorglosigkeit des Franzosen sah, fiel er in der Morgendämmerung heraus, am 11. Juni 1205. Schlafend wurden die meisten Franzosen in den Zelten erschlagen, der Graf, schwer verwundet, nach tapferer Gegenwehr von Diepold gefangen, und in Ketten auf das Schloß geführt, wo er nach wenigen Tagen an seinen Wunden starb. Erschreckt durch das Schicksal des Grafen von Brienne zog sich der Graf von Celano, der eine andere Burg Diepolds belagerte, in seine eigenen Festen zurück, und Diepold saß von da an ruhig als Herr zu Salerno. Nach kurzer Unterhandlung empfing ihn der Papst zu Rom, und er und seine deutschen Waffengefährten, worunter namentlich Markward von Laviano und Konrad von Marley, Herr von Sorella, söhnten sich mit der päpstlich-königlichen Partei aus.

Der Verabredung gemäß setzte Diepold nach Palermo über, und zwang Wilhelm Capparone, den königlichen Knaben nebst dem festen Schlosse in die Hände des päpstlichen Legaten und des Kanzlers zu geben. Ein frohes Festmahl sollte die Versöhnung der Parteien feiern. Der Kanzler, auf jeden eifersüchtig, mit dem er sich in die Herrschaft theilen sollte, ließ über dem Mahl Diepold überfallen und gefangen nehmen. Er entkam aber der Haft und rettete sich nach Salerno. Von hier aus schlug er die Neapolitaner; die Treulosigkeit, welche die päpstlich-königliche Partei gegen ihn geübt, hatte seinen Zorn gereizt. Seine Waffengenossen, besonders Konrad von Marley, ließen ihre Rache selbst die Küstenlandschaften des Kirchenstaats fühlen. Alle Versuche des päpstlichen Kriegsvolks scheiterten an der Festigkeit der von den Deutschen besetzten Schlösser. Roffrid, der Abt von Montecassino, entriß das feste Sora im Einverständniß mit den Bewohnern der Herrschaft Konrads von Marley, und Sorella, das nahe Felsenschloß, übergab dieser selbst, als er sich verrathen sah, dem päpstlichen Kriegsobersten. Aber seine beiden andern Schlösser hielten sich unbezwungen, und der Papst sah sich genöthigt, tausend Unzen Goldes, zwanzig Pferde und alle zu Sorella Gefangenen als Preis für die Abtretung derselben zu bieten. Konrad nahm es an, und räumte die letzten Punkte, welche in dieser Gegend die Deutschen bisher noch besetzt hatten. Diepold aber hielt sich fortwährend in Salerno und seinen Burgen, Wilhelm Capparone

in dem festen Schloß zu Palermo, in welchem er sich nach dem Anschlag des Kanzlers gegen Diephold wieder festgesetzt hatte.

Der junge König aber litt in seinem Königreiche oft an dem Nöthigsten Mangel. Nur Eines ward ihm im höchsten Grade, die sorgfältigste Erziehung und Geistesbildung, ein unbestreitbares Ehrendenkmal des großen Papstes Innocenz, und ein klarer Beweis, wie erhaben dieser Mann über den Grundsatz des Jesuitismus unserer Zeit war, die jungen Fürsten zu entnerven und zu verdummen, um desto leichter sie und die Völker zu beherrschen. Sonst aber verlebte das Königskind, der Enkel des großen Rothbarts, mitten unter den Parteien, die sein Königreich zerrissen, wie ein Lamm unter Wölfen seine ersten vierzehn Jahre, und die deutschen Kriegsleute, die Marschälle seines kaiserlichen Vaters, die das Erbe des Kindes hätten schützen sollen, schlugen ihm meist die tiefsten Wunden. Aber der Geist seines Großvaters ruhte auf dem Enkel, und das junge königliche Reis, unter Stürmen erwachsend, erstarkte wunderbar vor der Zeit.

Dreizehntes Hauptstück.

Während diese Fehden und Parteiungen das Erbreich des jungen Hohenstaufen verwirrten, wüthete das Feuer des Krieges durch die deutschen Gauen am Ober- und Niederrhein, in Lothringen und Schwaben, in Franken und Thüringen. Die alte Zwietracht zwischen dem Hause der Welfen und der Waiblinger war wieder entfesselt und Fürsten und Edle, Städte und Geistlichkeit waren welfisch oder hohenstaufisch, aber alle wider einander maßlos in Gewaltthaten und Freveln; selbst das Herz der Familien spaltete der Zwist der beiden Könige um den Thron in feindliche Hälften. Vom Beginn an hielt Innocenz sein Auge auf diesen großen Parteikampf in Deutschland gerichtet, scheinbar parteilos; er hütete sich, voreilig sich einzumischen, in der Hoffnung, daß bei steigender Verwirrung die Fürsten endlich selbst sich würden um seinen Rath an ihn wenden und die Entscheidung in seine Hand legen müssen.

An den Ufern der Mosel trafen die beiden Könige Philipp und

Otto zur ersten Schlacht zusammen. Jenseits hielt der Welfe mit seinem Heere, bei ihm der Erzbischof Adolph und die Bürger von Köln und die Fürsten der Niederlande. Das Flußbett war seichter, als die ältesten Männer sich erinnerten. Philipp gab, als der Welfe nicht herüber ging, den Seinen Befehl zum Uebergang. Während des Uebergangs, mitten im Flußbett, sahen sich die Hohenstaufischen von den Lothringern angegriffen. Die Kölner Bürger, die mit Schiffen den Rhein herauf geschifft, und sich in die Mosel gelegt hatten, leisteten diesen den kräftigsten Beistand. So schlüpfrig der Boden, so schwierig der Kampf in der Strömung war, so wichen die Kriegsleute Philipps doch keinen Fußbreit, ja sie hatten so sehr die Oberhand, daß Otto, nachdem die Schlacht den ganzen Tag unentschieden geblieben, und er die überlegene Zahl des feindlichen Heeres erkundschaftet hatte, am Widerstand verzweifelnd, in der folgenden Nacht sich zurückzog. Jetzt trat auch der tapfere Graf Walram, der Sohn des alten Herzogs von Limpurg, wieder auf Philipps Seite. Otto hatte ihm als Preis für die Uebergabe von Aachen das Schloß Bernstein eingegeben, der Kölner aber bald darauf die schöne Burg ihm zerstört, weil er es für die Sicherheit des Landes nöthig hielt. Das verdroß den Grafen, und er wurde nun ein eifrigerer Freund Philipps als je. Philipps Heer, und mit ihm Plünderung und Brand, bereitete sich ohne Widerstand über das Land, das schöne Bonn und andere Städte und Flecken gingen in Flammen auf, die zügellosen Kriegsknechte verübten Gräuel aller Art. Alle Bande, womit sonst die Religion die große Masse zügelt, waren zersprengt. Kriegsknechte des Hohenstaufen zogen eine Klosternonne des heiligen Thomas nackt aus, bestrichen ihren Leib mit Honig, wälzten sie in Federn, setzten sie auf einen Gaul und führten sie so, statt des Zaums den Schweif in der Hand, unter Spott und Gelächter am hellen Tage durch die Straßen von Andernach und andere Rheinorte. König Philipp vernahm es, und ließ die Frevler in siedendem Wasser kochen. Bis unter die Mauern von Köln ward alles ausgeraubt und verwüstet, und erst als die Hülfsschaaren aus Brabant zu Otto stießen, zog Philipp sich zurück, und zerstörte noch Andernach auf dem Rückzug.

Indessen war auch der Landgraf Hermann von Thüringen aus dem heiligen Lande zurückgekehrt, und hatte sich für den Welfen erklärt. Das war jener Fürst, der an seinem Hof die edelsten Sänger versammelte und ehrte, und dessen Namen, tapfere Thaten und Kunstliebe

ihr Lied und Gesang durch alle deutschen Gauen verherrlichten. Sein Name schon verstärkte Ottos Partei, mehr noch seine Macht. Er besetzte für den Welfen die Reichsfesten in Sachsen. Dahin wandte sich dieser selbst auch, und belagerte Nordhausen, das nach tapferem Widerstand fiel; dann zog er vor Goslar. Er selbst hielt, während sein Heer davor lag, prachtvolle Hoffeste zur Weihnachtfeier auf der Harzburg, und fertigte Schenkungsbriefe an seine Geistlichen aus. Während dem zog Philipp heran, schlug die Belagerer, und entsetzte seine getreue Stadt. War auch fast alles von Cambray bis an die Grenze von Dänemark für den Welfen, so war doch der mächtigste Theil des Reichs für den Hohenstaufen. Während Otto auf Braunschweig beschränkt war, bewegte sich Philipp frei in Sachsen, zog im Frühling nach Franken, und von da durch Schwaben an den Rhein, den Bischof von Straßburg zu züchtigen. Der Tod Richards Löwenherz, seines königlichen Ohms, war ein harter Schlag für die Sache des Welfen, um so härter, da derselbe den Uebertritt mehrerer Fürsten zur hohenstaufischen Partei nach sich zog. Um so enger schloß sich der Welfe an den Papst an. Der Hohenstaufe war schon länger als ein Jahr gewählt, ehe er einen Schritt that, die Anerkennung des Papstes zu gewinnen. Philipp erkannte, wie wichtig es für die Gesinnung des Papstes war, wenn es ihm gelang, seinen Nebenbuhler zuvor zu vernichten; auch konnte ihm nicht entgehen, daß es mehr in der Politik des römischen Hofes lag, einen Welfen als einen Hohenstaufen auf dem Throne der Deutschen zu sehen.

Wirklich fürchtete auch Innocenz, wenn die Krone auf Philipps Haupt bliebe, möchte sie erblich werden. In Rom trug man sich mit dem Gerüchte, der Papst habe gesagt, entweder müsse Philipp ihm den päpstlichen Schmuck vom Leibe reißen, oder er die Königskrone von Philipps Haupt.

Um den Haß gegen Philipp und des verstorbenen Kaisers Marschälle in Rom und Italien überhaupt zu schärfen, ließ er die aus Deutschlands Burgverließen befreiten sicilischen Gefangenen, den alten Erzbischof von Salerno, den Großadmiral Margarita und andere Große, welche Heinrichs Blutgericht der Augen beraubt hatte, auf den öffentlichen Plätzen dem Volke sich zeigen, und das Schauspiel des augenlosen Elendes, der durch hartes Gefängniß verwitterten Gestalten verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht. Den Bischof von Sutri, wel-

cher Philipp vom Bann gelöst und seiner Krönung angewohnt hatte, klagte er bei seiner Rückkehr freventlicher Ueberschreitung seiner Vollmacht an, und verbannte ihn, nachdem er ihn seiner Würde entsetzt, in ein Kloster auf einer Meeresinsel, wo er bald vor Gram starb.

Als Philipp August von Frankreich sich mit Philipp dem Hohenstaufen verbündete, bedrängte der Papst jenen unter Androhung des Interdiktes für ganz Frankreich mit einem delikaten Familienprozesse, um ihm jede Bewegung, welche wider den Willen der Kirche und für den Hohenstaufen wäre, zu erschweren. Uebrigens mußte der Politik des römischen Hofes die Lage der Dinge in Deutschland erwünscht sein; denn sie war die günstigste für den Ausbau der Hierarchie, auf die Grundlage eines souveränen weltlichen Staates. Und selbst für den Fall, daß der Hohenstaufe seinen Nebenbuhler vernichtete, suchte der staatskluge Innocenz sich einen äußeren Rückhalt gegen die Uebermacht desselben zu schaffen. Als so viele Geistliche und Weltliche in den letzten Jahren das Kreuz nahmen, hatte Innocenz, damals noch nicht Papst, keinen Drang der Begeisterung in sich gespürt, das christliche Morgenland erlösen zu helfen. Jetzt aber rief er mit feurigem Eifer Frankreich, England, die andern Lande des Westen und Süden zu einer neuen Kreuzfahrt. Er rechnete darauf, daß ein französisches und englisches Kreuzheer ihm im Falle der Noth wider den Hohenstaufen eben so gute Waffendienste leisten dürfte, als andere Kreuzfahrer jenem Heinrich VI. wider Apulien und Sicilien.

Während Philipp noch immer bloß darauf bedacht war, seinen Nebenbuhler mit den Waffen zu besiegen, und Deutschlands Fürsten sich zu verbinden, um dann, befestigt auf seinem Throne, die Anerkennung und Kaiserkrönung von dem Papste fordern zu können, glaubte Otto nicht genug eilen zu können, des Papstes Huld und Schutz zu suchen. Gleich nach seiner Wahl schrieb er selbst, es schrieb für ihn sein Oheim, Richard von England, an den heiligen Stuhl, wie er in der Stunde der Wahl einen Eid geschworen, die Rechte der römischen Kirche zu wahren, und ihr das von frühern Kaisern Entrissene zurück zu geben, und bat inständig, in kindlicher Ehrerbietung ihn zur Kaiserkrönung zu berufen, alle, welche seinen Gegner, den Hohenstaufen gewählt, ihres Eides zu entbinden, und den Bannfluch gegen Philipp, den Schwabenherzog, im ganzen Reiche verkünden zu lassen.

Richard Löwenherz verbürgte sich mit Seel, Leib und Ehre, daß

sein Neffe Otto „dem Papst als seinem einzigen Herrn Treu und Gehorsam in Allem bewahren werde." Alle Fürsten, die Otto gewählt, schrieben in gleichem Sinn an den Papst, und selbst der Erzbischof von Mailand, Johann Rusca, gab den deutschen Gesandten ein gleiches Schreiben mit, als sie durch Mailand kamen. Die Lombarden wollten keinen Hohenstaufen mehr auf dem Kaiserthrone. Als der große Rothbart starb, beweinte ihn Mailand, im letzten Drittel seines Lebens seine Lieblingsstadt; es beweinten den verehrten Kaiser die lombardischen Städte; und so kurze Zeit brauchte der Despotismus Heinrichs VI., um die Liebe dieser Bürger gegen sein Haus in Haß zu wandeln.

Der Papst empfing die Gesandten des Welfen auf das Zuvorkommendste, ohne jedoch eine bestimmte Antwort zu geben. Er wollte die weitere Entwicklung der Dinge abwarten, um sich keine Blöße zu geben, und sich nicht durch voreilige Anerkennung eines Herrschers, der vielleicht in dem Augenblick, wo diese in Deutschland ankam, aus dem Lande gejagt war, in eine mißliche Stellung zu bringen.

Indeß machte Philipp immer größere Fortschritte. Als die Vorstädte von Straßburg in Brand standen, suchte der Bischof die Aussöhnung mit dem Sieger durch Vermittlung des Zäringers. Otto eilte den Rhein herauf, den Freund zu entsetzen; aber als er Speyer erreichte, vernahm er, wie das Kriegsvolk dessen, dem er Hülfe bringen wollte, vereint mit dem Heere seines Gegners eben in feindlichem Anzug wider ihn begriffen sei. Er mußte sich zurückziehen, und Philipp folgte ihm den Rhein hinab. Dieselben Landschaften, wie das Jahr zuvor, empfanden die Geißel des Krieges, und aus dem verwüsteten Kölnischen hinweg warf sich Philipp auf die Erblande des Welfenhauses. Die Sachsenfürsten sammelten sich auf St. Johannes des Täufers Tag um ihn.

In Braunschweig, der festen Burg seines Vaters, lag, nun auch heimgekehrt aus dem Morgenlande, der junge Löwe, Heinrich der Pfalzgraf, und fiel heraus in das Somerseburger Erbe, das der Erzbischof von Magdeburg, des Hohenstaufen Freund, so eben gewonnen hatte. Wie der Pfalzgraf diese Lande, so verwüstete zur Rache der Magdeburger Helmstädt und das umliegende Land, und als der junge Löwe im Stift Hildesheim sengte, kam ein Eilender mit der Botschaft, daß König Philipp vor Braunschweig lagere. Es galt, seine Hauptstadt, die heilige Ruhstatt des alten Löwen, seines Vaters, zu retten. Schon

waren die Kriegsknechte des Hohenstaufen, während ein Scheinangriff die Bürger auf die entgegengesetzte Seite zog, bei St. Aegidienkloster eingedrungen, als der Pfalzgraf auf die Hauptmacht Philipps von hinten sich stürzte, sie aus einander drückte, und mit zweihundert Gefangenen in die Stadt sich warf.

So rettete der junge Löwe seine Burg, wie früher vor Heinrichs VI., so jetzt vor Philipps Ueberfall. Während er von innen die wohlversehene Stadt vertheidigte, schnitten die einzelnen Schaaren, die er im Versteck der Gebirgsschluchten und Wälder zurückgelassen, dem Heere Philipps und der Sachsenfürsten die Zufuhr ab. Das zwang sie zum Abzug, und ein schreckliches Ungewitter that ihnen großen Schaden. Die Bürger von Braunschweig aber versicherten, sie haben ihren Schutzheiligen im erzbischöflichen Schmuck und mit blankem Schwert über die Mauern schreiten sehen, und dieser Anblick habe die Feinde mit Schrecken erfüllt.

Am Rheine führte der Bischof von Worms, von der Partei des Hohenstaufen, die Fehde mit Glück gegen seine Nachbarn, und an dem neuen Bisthumsverweser zu Speyer, Konrad von Scharfeneck, gewann Philipp einen kräftigen, wichtigen Freund. Eine edle, schöne männliche Gestalt und liebenswürdige Sitte waren Zugaben eines Geistes und Charakters, der in ihm einen starken Pfeiler des Hauses der Hohenstaufen erkennen ließ. Philipp machte ihn später zu seinem Kanzler, und er blieb seinem Geschlechte treu bis zum Tod. Otto, der Kölner und der Herzog von Brabant konnten Nichts unternehmen; sie lagen an der Mosel und warteten auf Zuzüge ihrer Partei, die nicht kamen. Viele Freunde des Welfen waren lau; selbst der Kölner fing an, die Sache desselben für eine hoffnungslose zu halten.

Um diese Zeit erschien der alte Held und Priester Konrad der Wittelsbacher, Erzbischof von Mainz, der drei Jahre im Morgenlande gewesen, wieder auf deutschem Boden. In seinem Geleite war der Markgraf Bonifaz von Montferrat als päpstlicher Legat. Zu Rom hatte Innocenz dem Mainzer in öffentlicher Cardinalsversammlung Aufträge zur Aussöhnung der Wirren in Deutschland gegeben. Zu Anfang des Frühlings 1199 schrieb nämlich Otto aufs Neue an den Papst als „seine einzige Stütze, seinen einzigen Trost,“ und Innocenz antwortete in der Mitte des Mai, er werde freudig und nachdrücklich, so viel er mit Gott vermöge, thun, was zu Otto's Ehre und Gedeihen

beitragen könne. Zugleich schrieb er an alle deutschen Fürsten, weltliche und geistliche: Betrübt über ihre Zwietracht habe er bisher immer geharrt, ob sie, um solchem Unheil ein Ende zu machen, bei ihm, vor den dieses Geschäft in erster und letzter Entscheidung gehöre, Hülfe suchen, und den großen Zwiespalt ausgleichen würden. Er werde seine Zustimmung dem geben, für welchen größeres Verdienst spreche; wenn sie einen König wählen, welchen er nicht zum Kaiser krönen könne und dürfe, so werde daraus eine neue Irrung entstehen, größer als die alte.

Des Papstes Gesinnung schien durch diese Zeilen deutlich durch. Während dieselben auf dem Wege nach Deutschland waren, gingen Schreiben von Philipp und seinen Freunden nach Rom ab. Philipp vergab seiner Würde nichts, so wenig als die Fürsten seiner Partei. Philipp sprach höflich, aber entschieden, wie einer, der die Macht hat. Er kündete ihm einfach an, durch Gottes Güte habe seine Ehre den gebührenden Zuwachs erhalten, und was sich ihm bisher noch entgegengestellt, das habe er fast überwunden; das Weitere werden seine Legaten ihm sagen. Die Fürsten zeigten an, daß sie, in großer Zahl versammelt, ihren erlauchten Herrn, Philipp von Schwaben, zum König gewählt, und ihm einmüthig geschworen, gegen alle Unruhestifter solche Hülfe zu gewähren, daß Niemand im Reich und in den Landen, welche sein Bruder besessen, wagen würde, seiner Herrschaft sich zu entziehen. Nur wenige Friedensstörer seien der Wahl nicht beigetreten; sie bitten, der Kirche treu ergeben, den Papst, die Rechte des Reichs nicht zu beeinträchtigen, und besonders ihrem lieben Freunde, ihres Herrn, des Königs Philipp Vielgetreuem, Markward, Markgrafen von Ancona, Herzog von Ravenna, Verweser des Königreichs Sicilien und Großseneschall des Kaiserhofes, in den Geschäften ihres Herrn sein apostolisches Wohlwollen zu beweisen und seinen Feinden keinen Vorschub zu leisten, da er versichert sein dürfe, daß sie mit ihrer ganzen Macht in kurzem ihren Herrn nach Rom begleiten werden, um für ihn die Kaiserkrönung zu erhalten.

Unterzeichnet hatten die Schrift: die Erzbischöfe von Magdeburg, Besançon und Trier, welcher Letztere bereits die Partei vertauscht hatte; neun Bischöfe, die von Regensburg, Freisingen, Konstanz, Augsburg, Eichstädt, Worms, Speyer, Brixen und Hildesheim; mehrere Aebte; der König von Böhmen; fünf Herzoge, der von Sachsen, der von Bayern, der von Oesterreich, der von Meran und der von Lothrigen;

die Markgrafen von Meissen, Brandenburg und Mähren; viele Grafen und Edle. Alle diese waren bei der Abfassung anwesend. Ihre Beistimmung hatten als abwesend eingesandt: der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Halberstadt, Verden, Naumburg, Osnabrück, Bamberg, Passau, Chur, Trient, Mez, Toul, Verdün, Lüttich, die Herzoge von Zäringen und Kärnthen, die Markgrafen von Vohburg und Landsberg, die von Ramsberg und Bitsch, die Pfalzgrafen von Tübingen und Wittelsbach, und eine große Anzahl anderer Herren.

Vierzehntes Hauptstück.

Die Schreiben König Philipps und der deutschen Fürsten kamen in Rom an gerade, als der greise Erzbischof von Mainz auf seiner Rückkehr dasselbe berührte. Daß die Freunde Philipps in diesem Tone schrieben, daß Philipp unumwunden seine Verbindung mit dem als Feind der Christenheit erklärten Markward darlegte, und zu verstehen gab, daß er keineswegs gesonnen sei, die von Innocenz für die Kirche in Anspruch und Besitz genommenen Lande fahren zu lassen, mußte des Letztern stolzen Sinn verdrießen. Des Mainzers Anwesenheit stimmte jedoch ihn dahin, daß er diesem auftrug, einen der Gewählten, natürlich den Hohenstaufen, zu freiwilliger Entsagung der Krone zu bewegen, oder Beide dazu zu vermögen, daß eine neue Wahl vorgenommen würde, oder endlich wenigstens beide Parteien durch einen Waffenstillstand von fünf Jahren zur Niederlegung der Waffen zu bringen. Philipps Freunden aber antwortete Innocenz: Da die Kaiserkrone von dem römischen Bischof zu ertheilen sei, so werde er den, welcher zuerst herkömmlich gewählt, und zuerst gesetzlich gekrönt worden, gerne zum Empfang der Krone berufen und ihm die Krönung feierlich ertheilen. Und nachdem er so deutlich seine Hinneigung zu dem Welfen zu erkennen gegeben, tadelte er hart, was die Fürsten in Betreff Markwards geschrieben. So gingen mit einander diese Schreiben und der Erzbischof von Mainz nach Deutschland.

Zu Regensburg traf ihn König Philipp. Der Wittelsbacher fühlte

schon durch die Stellung seines Hauses mehr zu den Hohenstaufen als zu den Welfen sich hingezogen; hier auf deutschem Boden sah er bald die Lage der Dinge und die Stärke der Parteien; er glaubte die Unmöglichkeit zu erkennen, gegen diese Ueberlegenheit der hohenstaufischen Partei die Sache des Welfen durchführen zu können. Die Verhältnisse erschienen ihm in unmittelbarer Nähe ganz anders, als sie sich der heilige Vater im fernen Rom dachte, und diese Ueberzeugung und die Bemühungen Philipps brachten ihn endlich dahin, daß er im Sinne des Papstes zu arbeiten als etwas Unmögliches aufgab, und nur dahin wirkte, dem Unheil des Bürgerkrieges im deutschen Lande ein Ziel zu setzen.

Es gelang ihm zwar nicht, einen allgemeinen Waffenstillstand auszuwirken; die Sachsenfürsten ließen sich nicht darauf ein. Nur in den Rheinlanden stand auf sein Wort der Kampf und die Verwüstung still, bis in den Monat November hinein. Während dem sollte eine große Versammlung der geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches zu Boppard, zwischen Andernach und Koblenz, statt finden, worin unter seinem Vorsitz durch ein feierliches Schiedsgericht der Kronstreit unabänderlich entschieden würde: wem sie die Mehrzahl zuerkennete, der sollte die Reichskrone tragen. Der Welfe fürchtete, daß der Spruch gegen ihn fallen dürfte. Um diesen Schlag, der, wenn er auch nachher eine für ihn nachtheilige Entscheidung verwarf, seiner Stellung verderblich sein konnte, von seinem Haupt abzulenken, flehte er die Einschreitung des Papstes an.

„Wir halten es, schrieb er, für besser, daß Ihr bei Zeiten uns zu Hülfe kommt, als daß Ihr später die Wunde zu heilen suchet. Dem Kranken mag der Arzt helfen; aus dem Grabe kann ihn Niemand erwecken. Darum bitten wir Eure Heiligkeit, allen jenen Fürsten, welche der Zusammenkunft zu Boppard beiwohnen sollten, kraft apostolischer Machtvollkommenheit, unter Androhung der von Euch zu verhängenden Strafe zu befehlen, daß sie uns zu der rechtmäßig erlangten Krone des Reiches verhelfen, dagegen wollen wir jedem Verlangen Eurer Heiligkeit Genüge thun." Auch Philipp, der fest auf eine Mehrheit für sich rechnen konnte, sandte zwei seiner Vertrauten, seine beiden Kaplane, Friedrich und Johannes, mit mündlichen Aufträgen nach Rom, um den Papst für die voraussichtliche Entscheidung zu gewinnen.

Innocenz's lange und seltsame Antwort an Philipps Gesandte kam darauf hinaus, daß, wie Melchisedek als Segnender größer gewesen

sei, denn Abraham als der Gesegnete, so das Priesterthum höher stehe als das Königthum; daß das Königthum im Streite gegen das Priesterthum nicht bestehen und daß die Kirche ein Haus, das sich von jeher gegen das Priesterthum aufgelehnt, nicht begünstigen könne. Wunderlich buntscheckig sprangen in der päpstlichen Rede Abraham und Melchisedeck, Abel, Saul, David und Salomo, die Rotte Korah und der babylonische Thurmbau, Heidenthum und Judenthum, Moses und der assyrische Baal, Jehovah und Christus, Samuel und Petrus, der alte und der neue Bund, Jerobeam und Kaiser Rothbart, Salem und Rom, durcheinander. Mit besonderem Nachdruck weilte er bei Kaiser Friedrich, als dem Verfolger der Kirche, und schloß dann damit, daß der Kronstreit längst vor den apostolischen Stuhl hätte gebracht werden sollen, vor welchen die Entscheidung in erster und letzter Beziehung gehöre.

Zugleich schrieb er an die deutschen Fürsten, von dem, der bei offenbaren Hindernissen die apostolische Zustimmung nie erlangen werde, den Sinn abzuziehen; sonst würde er nicht unterlassen, mit Nachdruck einzuschreiten. Dem Erzbischof von Mainz drückte er insbesondere sein Erstaunen und seine Empfindlichkeit aus, daß er, seinem Versprechen zuwider, ohne den Rath und die Zustimmung des apostolischen Stuhles nichts Entscheidendes vornehmen zu wollen, die Sache einem schiedsrichterlichen Spruche habe zuweisen können, ohne zuvor darüber zu berichten. Er habe darum für gut befunden, noch ehe die Zusammenkunft zu Boppard gehalten würde, den Fürsten des Reiches seine Meinung zu eröffnen.

Nach solchen Vorgängen mußte die Fürstenversammlung zu Boppard scheitern. Philipp und die meisten Fürsten seiner Partei erschienen nicht. König Otto zwar erschien, er erklärte aber zuvor, daß er es für einen Schimpf halten würde, unter irgend einer Bedingung der Krone zu entsagen, da er rechtmäßig gekrönt sei. Gestützt auf die Erklärung des Papstes hoffte er zu Boppard den einen und den andern der Fürsten für sich zu gewinnen. Aber keine Hoffnung traf ein, weder seine noch die des Erzbischofs von Mainz. Die Fürsten größtentheils wechselten nur nach ihrem augenblicklichen Vortheil die Farbe. Der Bürgerkrieg spann sich fort; der Mainzer starb, ehe er etwas auszurichten vermochte, am 27. Oktober 1200, und sein Tod war Anlaß zu neuer Entflammung der Fehden.

Philipps Partei wollte auf dem ersten geistlichen Sitz im Reiche einen Mann sehen, der mit Kopf, Herz und Hand ihr eine mächtige

Stütze wäre. Unter den Kriegsobersten Heinrichs VI., die sich in Italien ausgezeichnet hatten, war Lupold von Schönfeld, jener Bischof von Worms. Er war eine Heldengestalt, jeder Schritt voll Würde, in dem starken Körper ein Geist von ausgezeichneten Gaben, frei von allen Vorurtheilen seiner Zeit, Feldherr und Staatsmann zugleich: seine Feinde sagten ihm nach, er habe weder Gottesfurcht gekannt, noch Glauben gehabt und das Getümmel der Schlacht sei ihm ein angenehmerer Klang gewesen als der Chorgesang. Heinrich VI. war sein Zögling, er selbst eines der thätigsten Werkzeuge des Despotismus des Letztern in Apulien gewesen, und seine kirchliche Ansicht wie seinen kecken Muth charakterisirt es, daß er später das Haupt der Kirche, den heiligen Vater selbst, öffentlich bei brennenden Kerzen mit dem Bannfluch zu belegen wagte. Diesen starken Geist wählten Philipps Freunde auf den ersten geistlichen Stuhl in Deutschland.

Eine kleinere Zahl der Stiftsherren entwich aus der Stadt nach Bingen, mit ihnen einige Vasallen des Erzstifts und ein Theil der Bürgerschaft, und sie wählten Siegfried von Eppstein, den Propst zu St. Peter, zum Erzbischof. Zwei Herren von Bonlanden, Werner und Philipp, früher Philipps, jetzt Ottos Anhänger, waren die Anstifter dieser Wahl. Lupold eilte mit Kriegsvolk vor Bingen, um seinen Gegner zu fangen; dieser aber rettete sich zu Otto, und bemächtigte, von dem Welfen unterstützt und belehnt, sich bald darauf Bingens wieder.

Innocenz hörte von dieser zwiespältigen Wahl, und sein Entschluß stand fest. Wollte er nicht seinen gefährlichsten Gegner auf dem ersten geistlichen Fürstenstuhl im Reiche sehen, so mußte er jetzt, womit er so lange gezögert, den Hohenstaufen öffentlich und bestimmt verwerfen, den Welfen anerkennen. Gerade hatte er einen großen Triumph über den König von Frankreich davon getragen.

Wie früher berührt worden, nahm Innocenz, um Philipp August von Frankreich von wirksamer Unterstützung des Hohenstaufen abzuhalten, einen längst ruhenden Eheprozeß dieses Monarchen zu Ende des Jahrs 1199 plötzlich wieder auf. Philipp August hatte in der Brautnacht gegen seine schöne achtzehnjährige Gemahlin Ingeburg von Dänemark eine so unüberwindliche Abneigung gefaßt, daß er sich von ihr schied, und da sie sich weigerte, in ihr Heimathland zurück zu kehren, sie in ein entlegenes Frauenkloster verwies. Die edle Hohenstaufin, Agnes, Konrads des Pfalzgrafen Tochter, verschmähte, den Thron Frank-

reichs mit ihm zu theilen. Er entbrannte in eine andere deutsche Fürstentochter gleiches Namens, in die Tochter Bertholds, Herzogs von Meran, aus dem Hause Andex. Sie war so schön, ihre Haut so weiß, und ihr Fuß so zierlich, daß die strengsten Mönche in ihren Preis einstimmten, und die Ritter ihre Farbe trugen. Aber das Volk sah in dieser zweiten Vermählung ein großes Aergerniß und der Papst nannte ihre Liebe Buhlerei.

Drei Jahre lang vergaß der König in den Armen seiner Agnes alle Vorwürfe seines Volks und des Papstes, er vergaß aber auch seiner verstoßenen Gemahlin, die er so darben ließ, daß sie, nachdem sie ihren letzten Schmuck verkauft, Almosen nicht verschmähte, um ihr Leben zu fristen. Jetzt erst, zu Ende des dritten Jahres, benützte Innocenz, nachdem er die Klagen Ingeburgs bisher ohne Folge hatte verhallen lassen, die Sache der Verstoßenen, um unter dem Scheine geistlichen Eifers in Frankreich eine solche Verwirrung, eine solche Aufregung des Volks wider den König hervor zu rufen, daß es dem Letztern unmöglich sein sollte, seinem mit dem Hohenstaufen geschlossenen Bunde gemäß gegen den Welfen und die Plane des römischen Hofes zu wirken. Er verlangte, unter Androhung des Interdikts, Verstoßung der zweiten Gemahlin und Wiederannahme der ersten. Der König kehrte sich nicht daran. Der Kardinallegat berief auf den sechsten Dezember 1199 ein Concil nach Dijon. Vor dieses wurde der König geladen. Er aber ließ die zwei Prälaten, die ihn vorluden, durch seine Trabanten zu seinem Schloß hinauswerfen.

Sieben Tage war der größte Theil der hohen Geistlichkeit Frankreichs versammelt. Um Mitternacht hallten die Glocken vom Dome dumpf und schwer, wie Grabgeläute. Mit brennenden Fackeln zogen die Priester langsam schweigend in den Dom und das Miserere erklang bang durch die Hallen. Das Bild des Gekreuzigten ward schwarz verschleiert, die Reliquien wurden aus den heiligen Räumen in die unteren Gewölbe versenkt und das geweihte Opferbrod mit Feuer verzehrt. In Angst stand das Volk. Der Legat in der violetten Stola, wie am Charfreitag, trat hervor und sprach im Namen Jesu Christi über alle Lande des Königs von Frankreich das Interdikt, so lange derselbe sein buhlerisches Zusammensein mit Agnes von Meran nicht aufgebe. Alles Volk schluchzte, wie das jüngste Gericht drückte es auf dasselbe: nicht mehr sollte es das gewohnte verehrte Antlitz seiner Heiligen sehen, ohne feier-

liche Taufe sollten die Seinen in die Welt, ohne letzte Oelung, ohne geweihte Grabstätte, ohne Absolution aus der Welt hinüber vor Gottes Gericht treten, über kein ehliches Band die Kirche mehr am Altar ihren Segen, über kein Verhältniß mehr ihren Trost sprechen. Die Fackel der Religion, an der das ganze Leben der Zeit in allen Richtungen sich entzündete, die den Freudenfesten und den Tagen der Trauer leuchtete, sollte ausgelöscht, Gott selbst für das Volk gleichsam gestorben sein.

Noch wurde das Interdikt nicht öffentlich im Reiche bekannt gemacht, noch dem Könige Frist gegeben, und zugleich dem Legaten Zeit, vor etwaigen Gewaltthätigkeiten desselben nach Vienne, auf deutsches Gebiet, zu entweichen. Der König blieb sich gleich. Jetzt erst, am 5. Februar 1200, wurde das Interdikt im ganzen Reiche verkündet. Die geweihten Kerzen wurden in allen Kirchen gelöscht, die Bilder des Erlösers an die Erde gelegt, die Orgel verstummte wie das Glockengeläute, Steine wurden von den Kanzeln geworfen zum Zeichen, daß Gott das Volk verworfen, und unter Trauerceremonien wurden die Pforten aller Gotteshäuser geschlossen. Ausgestorben wie öde Gräber ragten sie über die Städte und Dörfer empor. Statt am Altar wurde auf Grabhügeln die Braut dem Geliebten angetraut, statt der festlichen Tage, die mit ihrer glänzenden Feier in das christliche Leben sonst erheiternd und erhebend herein strahlten, war ein Tag wie der andere ein Trauertag. Nicht den Freund durften die Freunde, nicht die Kinder die Eltern bestatten. Auch das äußere Leben verlor seine sonstige heitere Färbung. An den öffentlichen Plätzen verstummte die gesellige Freude und statt der farbigen Kleider sah man allenthalben Trauergewande. Die Sehnsucht nach der entzogenen religiösen Speise ward noch gereizt durch die einzelnen dumpfen Schläge, die hie und da eine Klosterglocke beim Verscheiden eines Priesters in die Grabesstille sandte, durch die leisen Chorgesänge der Mönche, die durch die verschlossenen Klosterpforten in einsamer Mitternacht klangen, durch die Vergünstigung, Sonntags einmal im Vorhof des verschlossenen Heiligthums die Bußpredigt eines Priesters zu hören.

Viele wanderten in die Normandie und andere englische Besitzungen nach den Tröstungen der Kirche. An manchen Orten wollte das Volk die Priester mit Gewalt zwingen, die Kirche zu öffnen; manche Geistliche fuhren auch fort, den Gottesdienst zu halten. Da erschien ein neues Gebot des Papstes, und alle gehorchten.

In ganz Frankreich ward keine Orgel, keine Messe mehr gehört; nur Bischof Hugo von Auxerre gehorchte dem Papst nicht und hielt sich zum König. „Mein halbes Land, sprach dieser, will ich eher verlieren, als mich von Agnes trennen, sie ist Ein Fleisch mit mir.“ Wenn er sie ansah, die geliebte Frau, und ihren schwangern Leib, entbrannte sein Innerstes wider Priester und Priesterthum, die Urheber alles Jammers, der über seiner Liebe und über seinem Volke lag. Sein Zorn griff gewaltsam nach ihren Häuptern, manche rettete nur die Flucht vor dem Aeußersten. Ingeburg setzte er auf das feste Schloß Etampes in harte Gefangenschaft. Und bald grimmte es ihn, daß Hohe und Niedere nicht hell genug dachten, sich über das römische Gaukelspiel hinweg zu setzen, sondern in düsterer Trauer sich um ihn her bewegten; er sah sie darum an, als hätten sie sich mit dem Priesterthum wider ihn verschworen, und legte auf Adel und Volk schwere Auflagen.

Die Nation, welche sich so durch ihren König in Beidem beeinträchtigt sah, im himmlischen und im weltlichen Gut, kam in Gährung, die Barone griffen zu den Waffen, des Königs eigene Diener verließen ihn, als einen, von dem Gottes Gnade gewichen. Das drückte auf Philipp Augusts sonst starke Seele, seine geliebte Agnes verging fast in Unglück und Jammer, er beugte sich wenigstens zu scheinbarem Nachgeben und schickte Gesandte an den strengen Papst um milderes Verfahren. Auch Agnes mischte ihr Flehen, den Mann ihres Herzens und ihrer Liebe ihr zu lassen, ihren Kindern den Vater, ihrer unerfahrenen Jugend die Ehre und das einzige Glück nicht zu rauben, in die Bitten des Königs. „Er entferne die Buhlerin, und unterwerfe sich allen Geboten der Kirche!“ war die Antwort des unerbittlichen Priesters. Der König raste: „So will ich ein Ungläubiger werden, rief er; wie glücklich war Saladin, er hatte keinen Papst!“

Er rief die geistlichen und weltlichen Großen seines Reichs zur Versammlung, um sich mit ihnen zu berathen. Vor sie stellte er das Weib, an dem seine Seele hing. Die schöne Rose der Alpen, in deren Glanz sich alle Ritter vor Kurzem beim festlichen Ritterspiel glücklich gefühlt, hatte der Harm der letzten Monde gebleicht, und ihre leidende Gestalt schien alle Herzen zu Trauer und Mitgefühl rühren zu müssen. Aber des Priesters Fluch, der schwarz und finster, wie der Fittig des bösen Geistes, auf die Seelen der Menschen drückte, ließ Aug und Herz der Barone ungerührt vom Bilde der Königin. Sie riethen, was der

Papst verlangte. Nochmals wandte sich der König, rührender, als zuvor, Agnes, an den Papst: „Nicht der Glanz von Frankreichs Krone, der Gemahl sei es, den sie zu behalten von ihm erflehe.“ Innocenz blieb unbewegt, wie der Fels, auf dem sein Stuhl stand. Der König sah sich durch sein Volk gezwungen, das Theuerste, was er hatte, dem unbeugsamen Willen des Oberpriesters zum Opfer zu bringen. Er willigte ein, sich von Agnes zu trennen und Ingeburg als Königin anzuerkennen. „Der Papst thut mir Gewalt an!“ sprach er, als er in Ingeburgs Zimmer trat. „„Nein, er will nur, daß das Recht siege!““ erwiederte Ingeburg. Ein furchtbarer innerer Kampf malte sich auf des Königs Gesichtszügen. Oeffentlich erkannte er sie darauf wieder als Königin an.

Dieser Augenblick war für alles Volk der Augenblick fröhlicher Auferstehung aus den Schrecken des Todes. Von allen Thürmen klangen die Glocken, Ein Wort hatte den stummen die lang gefesselte Zunge gelöst, die Dome und Gotteshäuser thaten rauschend die Flügel ihrer Pforten auf, die Bilder des Gekreuzigten und der Heiligen richteten sich wieder vom Boden auf, und die Schleierverhüllung fiel von ihrem Angesichte, die Reliquien verließen die Gruftgewölbe, wieder klangen die Töne der Orgel und die Gesänge des Altars, und alles Volk stürzte sich in die Heiligthümer, das Langentbehrte wieder zu schauen und zu genießen. Die Nacht, die sieben Monate auf dem Lande lag, war auf einmal verschwunden und die Sonne des religiösen Kultus durchleuchtete wieder das Leben. Wie Wahnsinnige drängte und drückte sich Hoch und Nieder, Jung und Alt zu dem Gottesdienste: bloß von Leibeigenen büßten gegen dreihundert in dem Gedränge ihr Leben ein.

Der König aber besuchte seine unglückliche Geliebte. Nichts hatte ihn vermocht, sie aus dem Reiche zu entfernen; ihre baldige Entbindung gab dazu einen guten Vorwand. Das reizende Schloß Poissy war ihr Sitz, anmuthig durch seine Lage und durch die Nähe des königlichen Aufenthalts, in Erwartung des Ausgangs, welchen der sogleich in aller Rechtsform eingeleitete Scheidungsprozeß nehmen würde, den der König gegen Ingeburg durchzuführen entschlossen war. Während dem hielt er sie, die seine schuldlose Gemahlin unglücklich gemacht, und sich ihm mit Gewalt über sie hinweg aufdrängen wollte, in enger Haft in dem Schlosse Etampes, in Gesellschaft von zwei Kaplanen. Agnes aber welkte dem Grabe entgegen, und sie starb, als die Scheidung Ingeburgs nicht ausgesprochen ward. Weiter verfolgte Innocenz seinen

Sieg nicht: auf des Königs Bitte erklärte er die Kinder dieser Märtyrerin der Liebe für rechtmäßig, ehlich und erbfähig, Vielen zum Verdruß und großer Verwunderung; der König aber hatte, als er nach Jahren starb, den Namen Agnes in seinem letzten Todeskampfe auf der Lippe.

Fünfzehntes Hauptstück.

Die Vorgänge in Frankreich konnten nicht ohne tiefen Eindruck auf das benachbarte Deutschland bleiben. Innocenz hatte nicht nur den Völkern ein Zeichen seiner Macht gegeben, sondern selbst seine stolze Zuversicht auf dieselbe an der Erfahrung gestärkt. Wie Frankreich, so, hoffte er, sollte auch Deutschland sich vor ihm beugen.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes abgefaßt war die Schrift, worin er Philipp, den Hohenstaufen, als deutschen König verwarf. „Es ist bekannt, sprach er darin, daß das römische Kaiserthum zuerst und zuletzt zum apostolischen Stuhle gehört; ihm steht die Prüfung der Wahl zu, in erster und letzter Beziehung; in erster, weil es durch ihn und wegen ihm von Griechenland herüber verpflanzt worden; in letzter, weil der Kaiser von dem höchsten Priester durch die letzte Handauflegung eigentlich seine Erhebung empfängt, indem er durch ihn geweiht, gekrönt und mit dem Kaiserthum investirt wird. Friedrich des Königskindes Wahl, so viel für sie spricht, ist aus vielen Gründen (und diese führte er weitläufig aus) weder zulässig, noch geziemend, noch heilsam. Philipp aber muß verworfen werden, so mächtig er ist, und so sehr seine Verwerfung ein Versuch scheinen mag, wider den Strom zu schwimmen. Er ist unter dem Fluch der Kirche gewählt. Er ist der Beschützer Markwards, des gebannten Feindes der Christenheit, und dadurch von selbst im Bann. Er ist ein Meineidiger; denn er hat dem Königskind, seinem Neffen, Treue geschworen, und maßt sich doch des deutschen Reichs, des Kaiserthums und seines mütterlichen Erbes an. Wir haben zwar jenen Eid als unzulässig erklärt; aber er brach ihn, ohne daß wir es ihm erlaubten. Wenn, wie einst dem Vater der Sohn, so jetzt der Bruder dem Bruder

folgte, so würde das Reich als erblich erscheinen, nicht mehr als freies Wahlreich, und am Ende der Mißbrauch zum Brauche werden. Er ist ein Verfolger der Kirche und stammt aus einem Geschlechte, das von jeher die Kirche verfolgte. Würden wir uns ihm nicht widersetzen, wir würden einem Rasenden die Waffen gegen uns, ja das Schwert gegen unser Haupt in die Hand geben. Alle seine Verwandten, die vor ihm die Krone getragen, haben die Kirche verfolgt; Philipp begann seine Laufbahn mit Verfolgung der Kirche und verharrt darin, und Markward, Diepholb und ihre Genossen sind die Werkzeuge seiner Verfolgung. Wenn er, noch dürr und kraftlos, da seine Ernte noch im Keimen ist, uns und die Kirche verfolgt, was würde er dann erst thun, wenn er ans Kaiserthum gelangte? Es mag also nicht vernunftwidrig sein, wenn wir uns seiner Tyrannei entgegenstemmen, ehe sie erstarkt; daß aber auch in Königshäusern die Söhne statt der Väter gestraft werden, lehrt uns die heilige Schrift an vielen Stellen. Wie wir Philipp von Schwaben durchaus verwerfen, und uns mit aller Macht widersetzen werden, daß er das Reich an sich reiße, so erklären wir Otto als tüchtiger und würdiger der Krone; und wenn die Fürsten nicht über eine taugliche Person sich vereinigen, oder die Sache unserm Rechts- und Schiedsspruch anheim stellen, so müßten wir uns öffentlich für Otto erklären, welcher, selbst der Kirche ergeben, von ergebenen Geschlechtern abstammt, von dem Königshause Englands, wie von den Herzogen von Sachsen, von Kaiser Lothar, dem treugehorsamsten Sohne der Kirche; wir müßten ihn als König anerkennen und zum Empfang der Kaiserkrone berufen."

Mit diesem Schreiben, das in den ersten Tagen des Jahres 1201 zu Rom abgefaßt ward, sandte Innocenz seinen Legaten, den Kardinal Guido, Bischof von Palästrina, nach Deutschland. Für alle Fälle gab er ihm noch andere, allgemein gehaltene Schreiben mit, damit der Legat, je nachdem er eines oder das andere den Verhältnissen in Deutschland angemessener hielte, dieses hervorzöge und als den Willen des heiligen Vaters bekannt machte. Eines derselben ist besonders merkwürdig, weil er darin jenes berüchtigte, von Gregor VII. gebrauchte Bild von den beiden großen Lichtern, Sonne und Mond, welche den Tag und die Nacht regieren, zur Bezeichnung der geistlichen und weltlichen Macht wieder gebraucht, und namentlich weil er gegen Otto die Grundlage

aufstellt, auf welcher sein Verhältniß zu dem römischen Stuhl sich gründen müsse.

Er erklärt darin, wie er nach seinem und seiner Brüder Rath und in Kraft der von dem allmächtigen Gott in dem heiligen Petrus ihm ertheilten Gewalt denjenigen, an den er dieses Schreiben richte, nämlich Otto den Welfen, als König anerkenne, und ihm königliche Ehre und Huldigung zu leisten befehle. Nach Erfüllung alles dessen, was pflichtüblich sei, werde er aus seinen Händen die Krone des heiligen Reichs und mit derselben die höchste weltliche Fürstenehre empfahen. Denn es hat, fährt er fort, der allmächtige Gott, nicht nur damit er die Ordnung der Zeiten und Sachen festsetze, sondern auch damit eine gewisse Gleichförmigkeit zwischen der Schöpfung und dem Gang der Weltbegebenheiten ihn als den Urheber aller Dinge verkünde, Irdisches und Himmlisches in Uebereinstimmung gebildet. Groß im Großen und wundervoll im Kleinen, hat er, wie bei der Weltschöpfung am Anfang der Zeiten am Himmelsgewölbe zwei große Lichter, das eine, daß es des Tages strahle, das andere, daß es die Nacht erleuchte, so im Laufe der Zeiten am Firmament der Kirche zwei große Würden geordnet, die eine, daß sie des Tages strahle, d. h. den Geist zu Geistlichem bilde, und die in Trug gefangenen Seelen von ihren Banden befreie; die andere, daß sie die Nacht erleuchte, nämlich an den Ketzern und an den Feinden des Glaubens Christi und seines Volkes Schmach ahnde, und zur Rache über die Uebelthäter und zu Lob der Frommen das weltliche Schwert handhabe. Wie aber bei der Mondsverfinsterung dunkle Nacht düster Alles umzieht, so erhebt sich, wenn es an dem Kaiser fehlt, die Wuth der Ketzer und der Grimm der Ungläubigen in gesteigerter Bosheit. Darum bin ich um das Reich besorgt. Was bis jetzt für uns durch dich geschehen ist, was noch geschieht, und was künftig geschehen wird, bewahre in treuem Andenken, damit du nicht vergeßlich oder undankbar erscheinest, sondern zur Erhöhung des apostolischen Stuhles Alles thuest und das Wohlwollen dessen in vollkommener Anerkennung behaltest, der Alles für dich gethan. Darum setze deine Hoffnung auf den, der Saul verworfen und David zum König erkoren, und bewähre dich so, daß auch von dir gesagt werden darf: „Ich habe funden einen Mann nach meinem Herzen."

Zugleich bearbeitete er in zahlreichen Zuschriften die einzelnen deutschen Fürsten, die Könige von Frankreich und England und die ganze

Geistlichkeit dieser Länder für Otto. Mit scharfem Auge suchte und fand der kluge Papst bei jeder einzelnen Persönlichkeit den Fleck, wo sie zu fassen war: ein Beweis, wie weit die Verhältnisse und die Stimmung der Einzelnen am römischen Hof bekannt waren. Bischof Guido von Paläſtrina kam nach Deutschland. Otto war hoch erfreut, und zu Allem willig. Am achten Juni leistete er in Gegenwart dreier päpstlicher Abgeordneten einen Eid, worin er sich zum unbedingten Knechte des römischen Stuhles verpflichtete. Er schwur, alle Lande, welche die Kirche an sich gezogen, oder anspreche, das ganze Land von Radicofani bis Ceperano, das Exarchat Ravenna, die fünf Städte, die Mark, das Herzogthum Spoleto, das Land der Gräfin Mathilde, die Grafschaft Bertinoro und die dabei liegenden Landschaften, lauter schöne Lande des Reiches, für das die Staufen ihr und ihrer Deutschen Blut vergossen, dem römischen Stuhl frei und ruhig zu überlassen, oder zu ihrer Erwerbung zu verhelfen, und sie für immer im Besitz derselben zu schützen. Nichts behielt der Welfe von diesen herrlichen Besitzungen sich und dem Reiche vor, als ein Nachtquartier für sich und sein Heer, wenn er einmal durch dieselben käme. Er schwur, in allen wichtigen Verhältnissen des übrigen Italiens dem Rath und der Entscheidung des Papstes zu stehen, eben so in Verhältnissen der auswärtigen Politik dem Rath und dem Befehle des Papstes zu gehorchen, und zur Vertheidigung Siciliens, und in jedem Streit wegen seiner Angelegenheit, der Kirche zu Hülfe zu stehen, und diesen Schwur bei Empfang der Kaiserkrone zu erneuern. Er machte sich selbst so zu des Papstes Dienstmann, zum König „von des Papstes Gnaden."

Das Gerücht von der Ankunft des Legaten bei Otto hatte jedoch nicht die gehoffte Wirkung. Von allen Fürsten, welche auf einen Tag zu Köln eingeladen waren, erschien ein kleiner Theil. Manche hielt die Unsicherheit der Straßen und die Furcht vor der Gegenpartei ab, manche entschuldigten sich nachher, die Einladung sei ihnen nicht zugekommen; die meisten blieben absichtlich aus; die Bischöfe der hohenstaufischen Partei verschlossen vor den Boten des Legaten bald ihre Städte, bald ihre Paläste; die Abgeordneten einiger Fürsten fand man auf dem Wege nach Köln aufgeknüpft. Der Legat sah, daß hier nichts zu säumen war: sollte nicht Philipp Alles zufallen, so konnte er eine neue Wahl nicht wagen; dieser Ausweg war ihm, wie er deutlich erkannte, vornweg verschlossen. Sollte seines Herrn Erwählter nicht ganz durchfallen,

so mußte er den entscheidendsten Schritt thun: er eröffnete den Fürsten jenes Schreiben des Papstes, worin er Philipp verwarf und Otto als König anerkannte, unter Androhung des Bannes gegen Alle, die sich ihm widersetzen würden. In wiederholten Versammlungen an andern Orten geschah das Gleiche; zu Mastricht segnete der Legat die Verlobung des Königs Otto mit der Tochter des Herzogs von Brabant ein. Der Herzog, bisher immer noch schwankend, nahm den König an Sohnes Statt auf, und rief mit lauter Freude: „Wer mein Gesippter und Freund sein will, der stehe zu mir mit aller Macht." Die Grafen von Loos und Geldern traten hierauf sogleich von Philipp ab. Der Herzog bot alle streitbare Mannschaft seiner Lande zu den Waffen; in keinem Hause sollte mehr als Ein Mann zurück bleiben. Schon sahen die Freunde Otto's und der Legat ein Heer von 100,000 Mann unter des Welfen Fahnen, und den Hohenstaufen abgethan, weil Niemand von ihm sprach, nichts von ihm verlautete: sie vergaßen, daß sie nicht im Herzen Deutschlands, sondern auf den Grenzen desselben standen. Der Legat verkündete dem Papste den Sieg Otto's als entschieden. Die schwere Enttäuschung folgte auf dem Fuße nach.

Philipp der Hohenstaufe ward zwar bald um einen mächtigen Freund ärmer. Przmisl (Ottokar) der Böhmenkönig ward von den Reizen Constantia's, der ungarischen Königstochter, geblendet: er verstieß seine Gemahlin Adelheid, aus dem Hause der Markgrafen von Meissen. Zwanzig Jahre hatte die unglückliche Fürstin, die Großtante jener französischen Agnes von Meran, mit ihm in der Ehe gelebt, und ihm Söhne und Töchter geboren. Er versammelte die Prälaten seines Landes, die Scheidung auszusprechen. Seine Kriegsknechte versperrten der Fürstin den Zugang zu der Versammlung. König Philipp ermahnte den Böhmenfürsten, dem er selbst die Krone aufgesetzt, die Verstoßene wieder zu sich zu nehmen. Das reizte den Zorn des Liebeberauschten. Dadurch beleidigt, ließ Philipp von seinen Vertrauten, dem Markgrafen Dietrich von Meissen, dem Bruder der Verstoßenen, und dem Herzoge von Sachsen, sich bereden, Przmisl des Herzogthums Böhmen verlustig zu erklären, und dessen Neffen damit zu belehnen. So trat Przmisl mit seiner ganzen Macht auf Otto's Seite, und ward so ottonisch, daß die Zeitgenossen selbst in seinem Namen Ottokar den besten Ausdruck seiner Gesinnung „ottisch (ganz und) gar" fanden. Dagegen ergriffen der mächtige Zäringer und der von allen Parteien hochverehrte Bischof Gar-

dolf von Halberstadt offen die Partei des Hohenstaufen, und dem römischen Stuhle zum Trotz hatte Philipp August von Frankreich während des Interdikts den König Johann von England, den Oheim des Welfen Otto und seine stärkste Stütze, zu einem Frieden bewogen, worin dieser versprach, seinen Neffen ohne Frankreichs Zustimmung weder mit Geld noch mit Reisigen und anderm Kriegsvolk zu unterstützen.

Dadurch, daß der Papst endlich den Würfel warf und sich gegen Philipp öffentlich erklärte, ward er selbst Ursache, daß recht offenbar ward, wie bei weitem die meisten Fürsten für Philipp waren: der Eingriff des römischen Oberpriesters in die Freiheit der reichsfürstlichen Wahl führte durch das Beleidigende, das er hatte, auch die bisher Schwankenden auf seine Seite hinüber, und trotz des Bannes, den der Kardinallegat über seine Anhänger aussprach, stand der Hohenstaufe als König fester denn zuvor. „Nur weil ich den Papst," erklärte er unter großem Beifall, „nicht um Erlaubniß gefragt, ob ich König sein dürfe, tobt er wider mich. Deutschlands Freiheit ist dahin, wenn es ohne den Willen des römischen Papstes keinen Kaiser wählen darf!" Alle geistlichen Fürsten, welche ihre Würde und Stellung als Fürsten des Reiches begriffen, sprachen sich für ihn aus, voran der ehrwürdige Greis, Erzbischof Eberhard von Salzburg. Sein Vorgang riß viele weltliche wie geistliche Große nach sich.

Zu Bamberg traten die Fürsten dieser Partei im September 1201 zusammen. Es waren daselbst die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, die Bischöfe von Worms, Passau, Regensburg, Constanz, Augsburg, Eichstädt, Bamberg, Naumburg, Havelberg, Brandenburg und Meissen, die Aebte von Fuld, Hirschfeld und Kempten, die Herzoge von Zäringen, Sachsen, Meran und Oesterreich, die Markgrafen von Mähren, Meissen und Brandenburg, die Grafen von Orlamünde, Sommersenburg, Brene und Wettin. Auch der Böhmenkönig Przmisl, der um diese Zeit noch nicht abgefallen war, war zugegen; selbst der Landgraf Hermann von Thüringen, zuvor auf Otto's Seite, und bisher der gefährlichste Feind Philipps.

In Allen war nur Ein Sinn: die Anmaßung und Zumuthung des römischen Stuhles zurückzuweisen, fest und ernst, wie es des Reiches Würde und die Zeit gebot. „Wo," sagten sie unter Anderm in ihrem von Allen unterzeichneten Schreiben, „wo, ihr Päpste, habt ihr gelesen, wo, ihr heiligen Väter der Kirche, gehört, daß eure Vorfahren oder

deren Abgesandte je in die Wahl eines römischen Königs sich gemischt, und entweder an die Stelle der Wahlherren sich gesetzt, oder das Gewicht der Wahlstimmen abgewogen hätten? Im Gegentheil war es ein Vorrecht der Kaiserkrone, daß die Wahl des römischen Papstes nur unter Zustimmung des Kaisers geschehen durfte!" Dann forderten sie den Papst auf, seinen Legaten wegen seiner unziemlichen Eingriffe in die Wahlfreiheit zu strenger Strafe zu ziehen; denn sie haben beschlossen, dem heiligen Vater zu eröffnen, daß sie ihre Stimmen einmüthig ihrem durchlauchtigsten Herrn, König Philipp, gegeben; daher sie erwarten, er werde demselben, seinem Amte gemäß, die Salbung seiner Zeit nicht versagen. Auch Philipp August, der König Frankreichs, war empört, daß der Papst in die innern Streitigkeiten der Reiche einen Eingriff und ein Schiedsrichteramt sich anmaßte. Er sah in der Sache des Hohenstaufen die aller Könige, und er schrieb entschieden für diesen und gegen den Welfen an den Papst, sogar in drohendem Ton.

Rom war in größter Aufregung, durch Hungersnoth und durch die Umtriebe des Adels, der die Priesterherrschaft haßte, als diese Schreiben aus Deutschland und Frankreich einliefen: aber ob auch der Boden unmittelbar unter seinem Stuhl schwankte, Innocenz schwankte nicht. Er blieb auf seinem Entschluß; doch empfahl er seinen Geschäftsführern in Deutschland, mehr Vorsicht, und lieber Geld und gute Worte als strenge Maßregeln anzuwenden. Er selbst blieb den deutschen Fürsten gegenüber, besonders den geistlichen, bei seiner strengen Sprache; aber er hatte den Schmerz zu sehen, daß „Petri Schlüssel verachtet ward." Der Erzbischof von Magdeburg und andere setzten, unbekümmert um den Bann, ihre kirchlichen Verrichtungen fort; der Bischof von Speyer warf einen päpstlichen Boten ins Verließ, einen andern ließ er hängen; der Erzbischof von Besançon lud den Hohenstaufen nach Hochburgund ein, und leistete ihm im Dome feierlich die Huldigung. Selbst über den Anfänger des großen Zwistes, der Deutschland spaltete, über Adolph von Köln, mußte Innocenz hören, daß er schwanke, und Allem aufbieten, ihn in der Treue festzuhalten. Deutschlands Inneres aber zeigen zwei Vorfälle im traurigsten Lichte.

Konrad aus dem Hause derer von Querfurt, einem alten fränkischen Geschlecht, das in Magdeburg das Burggrafenamt führte, unter Kaiser Heinrich und unter Philipp Hofkanzler, ward, nachdem er kaum zum Bischof von Hildesheim gewählt worden, auf den Bischofsstuhl von

Würzburg erhoben, und nahm beide an. Würzburg war reicher, nahe seinem Stammsitz, und mit dem Stuhle daselbst der lockende Titel eines Herzogs in Franken verbunden. Der Papst verwarf den zweifachen Bischof, als Anhänger des Hohenstaufen. Der Hofkanzler liebte fürstliche Pracht. Sein Aufwand bedurfte großer Einkünfte. Diese glänzende, goldbedürftige Lebensart wurde die Falle seiner Treue. Schon auf dem Kreuzzuge war er beschuldigt worden, sarazenisches Gold genommen und dadurch den Erfolgen geschadet zu haben. Er suchte sein Bisthum Würzburg von der päpstlichen Gnade wieder zu erlangen; durch den Abfall von König Philipp, dem und dessen Haus er so viel verdankte, konnte er allein hoffen, die reichen Quellen für seinen prächtigen und üppigen Hof, welche Würzburg bot, sich offen zu erhalten. Der Papst setzte ihn um diesen Preis auch im Sommer 1201 wieder ein. Der geheime Preis offenbarte sich zuerst darin, daß Bischof Konrad dem Protest der deutschen Fürsten gegen Innocenz zu Gunsten Philipps des Hohenstaufen sich nicht anschloß. Doch machte dies ihn seinem Könige nur verdächtig, und er blieb noch immer in dessen Nähe. Doch bemühte sich schon der Domdekan Heinrich von Glinden zu Magdeburg, sein Nachfolger als Hofkanzler zu werden. Bischof Konrad überschickte dem Bewerber einen goldenen Ring mit den Worten, der Edelstein besitze geheime Kräfte gegen die Krankheit der Untreue. „Da," antwortete ihm der Domdekan zurück, „wundere es ihn sehr, daß der Bischof sich dieses Heilsmittels entschlage, er werde selbst für sich den Ring hoch nöthig haben." Der Domdekan war im Begriff, an Philipps Hof zu gehen, das Kanzleramt war ihm gewiß. Unterwegs, nahe bei Haldersleben überfiel ihn der Bruder des bisherigen Hofkanzlers Konrad, Gebhard, der Burggraf von Magdeburg und blendete ihn, um ihn zum Schreiben unfähig zu machen. Dieses Verbrechen geschah am 14. August 1202. König Philipp verurtheilte Gebhard zu einer schweren Geldbuße an den Geblendeten und zur Strafe des Hundetragens; wegen Landfriedensbruch mußten der Burggraf und seine Helfershelfer von dem Orte der That bis zum Hauptthore des Domes einen Hund tragen. Bischof Konrad, aus des Königs Nähe entfernt, brach jetzt offen mit ihm, sein Abfall konnte länger nicht verdeckt werden, und er befestigte den Marienberg zu Würzburg, um sich gegen die Bestrafung von Seiten des Königs zu vertheidigen. Noch vor Ende des Jahres sprach König Philipp die Acht aus über den untreuen Diener, der jetzt seinen

Uebertritt auf die Seite des Gegenkönigs durch die That bekundete und offen gegen seinen bisherigen Herrn sich empörte. Philipp bot ein Heer gegen ihn auf. Papst Innocenz forderte alle seine und Otto's, des Welfen, Anhänger auf, dem bedrängten Bischof von Würzburg gegen die Wuth seiner Feinde, und namentlich „des Herzogs von Schwaben" beizustehen. Diesen Bischof aber ereilte rasch das Strafgericht für seine Treulosigkeit.

Durch die Verschleuderung des Kirchenvermögens und durch Vergewaltigungen, die sich Bischof Konrad zur Befriedigung seiner Sinnenlust erlaubt hatte, hatte er schon lange sich viele Feinde unter seinen Vasallen gemacht; aber auch durch die Strenge gegen die Fehdelustigen, durch Eifer für den Frieden und die Ruhe seines Landes. Eckhard, ein edler Bürger von Würzburg, stand ihm als treuer Rath und Beistand zur Seite gegen die Störer der Ordnung, gegen das Gesindel der Straße und die ritterlichen Räuber. Einer dieser Art, aus dem Hause der Rabensburge, trieb sein Raub- und Mordhandwerk nach wie vor fort; Eckhard, als Richter, sprach sein Todesurtheil, und der Bischof ließ den Räuber enthaupten. Zwei Vettern des Enthaupteten erschlugen meuchlings den edeln Eckhard zur Rache, Bodo von Rabensburg und Heinrich Hund von Falkenberg, beide Neffen des Reichsmarschalls der Hohenstaufen, Heinrich von Calden. Der Bischof zerstörte den Mördern, was sie im Würzburgischen besaßen. Dazwischen fiel seine Aechtung. Mit zwei Knechten schlichen diese zur Stadt, überfielen am Abend des 6. Dezembers 1202 den Bischof auf dem Weg von der Kirche zu seinem Palast, zerfleischten den Leichnam des Erschlagenen und flohen von dannen.

In diesen Tagen kam König Philipp nach Würzburg. Geistlichkeit und Bürger trugen ihm die abgehauene Hand des Bischofs und sein blutiges Gewand entgegen, und schrieen um Rache gegen die Frevler. Der Hohenstaufe vergoß Thränen, als er das sah. Aber er that nichts weiter; wie die Einen meinten, um den Marschall in seinen Neffen nicht weiter zu beleidigen; Andere glaubten, er habe nicht der Rächer eines Mannes sein wollen, der von ihm abgefallen und zu seinem Feinde übergegangen war. Die Mörder aber jagte die Gewissensangst nach Rom, zur Beichte, und sie erhielten Freisprechung von der höchsten Strafe unter der Auflage, einige Tage nackt mit Stricken um den Hals zur Schau zu stehen, und so in jedem Bischofssitz Deutschlands, durch

welchen ihr Weg sie führte, zur Domkirche zu gehen und sich geißeln zu lassen, und alles dieses in Würzburg an den vier hohen Festen alljährig zu wiederholen.

Wie im Herzen Deutschlands kein oberster Richter war, so an den Grenzen kein Vertheidiger. Kanut der Dänenkönig, dessen Vorfahren als Vasallen des deutschen Reiches den Kaisern das Schwert vorgetragen, wandte seine Waffen übermüthig gegen das Reich. Die ganze deutsche Nordküste, für welche in hundertjährigem Kampfe deutsches Blut geflossen war, ging an die Dänen verloren. Hamburg und Lübeck, Razeburg und Travemünde, diese und andere schöne deutsche Plätze mußten die dänische Herrschaft erkennen, und eine Vermählung zwischen König Otto's Schwester Richenza und Kanuts Bruder Waldemar, und zwischen Kanuts Schwester Helena und Otto's Bruder Wilhelm, befestigte den Bund der Welfen mit den Dänen.

Sechzehntes Hauptstück.

Der Krieg zwischen dem Welfen und Hohenstaufen zog sich zwei Jahre lang ohne bedeutende Waffenerfolge hin. Philipps Freunde waren auf ihre warmen Worte laue Thäter, Otto's Anhang mit sich selbst nicht immer in Eintracht. Durch die Einnahme von Stade und Bremen war Otto jedoch anerkannt im ganzen Norden. Der Landgraf Hermann von Thüringen ward durch des Papstes Eifer wieder auf seine Seite zurückgeführt, und der Böhmenkönig erklärte sich jetzt offen wider den Hohenstaufen.

Philipp brach in Thüringen ein. Von allen Seiten eilte die Welfenpartei dem bedrängten Landgrafen zu Hülfe, Przmisl von Böhmen her, Otto vom Niederrhein, der Pfalzgraf eilte von Sachsen herbei. Der Hohenstaufe verwüstete das ganze Land, um es den zahlreichen Gegnern unmöglich zu machen, sich darin zu halten, und zog sich auf Erfurt zurück. Hier schlossen ihn die Welfen ein. Aber er zog sich heimlich aus der Stadt, um bei den östlichen Fürsten des Reiches ein Entsatzheer zu sammeln; und das Welfenheer wandte sich, ohne die Stadt

zu erobern, aus dem unterhaltlosen Lande hinweg gegen das Magdeburgische, um den dortigen Erzbischof zur Unterwerfung zu zwingen.

Im Dome zu Merseburg ließ König Otto Przmisl aufs Neue zum König von Böhmen krönen, und der Legat weihte ihn; aber in neunwöchentlichem Feldzug ward nichts erreicht, der Erzbischof von Magdeburg wankte nicht, und die gräulichen Horden der böhmischen Wälder waren für die Lande der Befreundeten eine schwerere Geißel als die Verwüstungen des Hohenstaufen. Sechzehn Kloster- und viert-halbhundert Pfarrkirchen verwüstete ihre Raubsucht; mit Priestergewanden trieben sie ihren Spott, machten Altartücher zu Pferdedecken und schleppten am Schweif ihrer Rosse schöne Nonnen zu ihrer Lust hinweg. Alle Zucht im Welfenheer löste sich auf, und einzelne Fürsten der Hohenstaufenpartei schlugen da und dort zerstreute Abtheilungen.

Die Scham, ihren König in Erfurt der Gefahr der Gefangenschaft preisgegeben zu haben, sammelte im folgenden Jahre 1204 die Fürsten zahlreich unter Philipps Fahnen. Der Erzbischof von Magdeburg führte ihm allein 30,000 zu Fuß zu, meist trefflich gerüstete Bürger seiner Städte, Dietrich von Meissen 1500 Reisige und zahlreiches Fußvolk. In der Feste Weißensee schloß er den Landgrafen Hermann von Thüringen ein. Gegen acht Wochen hielt sich die Feste, und der Böhmenkönig führte schon ein Hülfsheer herbei. Der Hohenstaufe ging ihm entgegen. Als der Böhme von seinen Kundschaftern die Stärke des feindlichen Heeres vernahm, verzweifelte er an dem Sieg, zündete in der Nacht die Wachfeuer an, und floh, alles Gezeug zurücklassend, so schnell heimwärts, daß die hohenstaufischen Reiter, welche unter Anführung des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach am Morgen ihn verfolgten, bis zum Böhmerwalde keinen Böhmen mehr sahen, und das Thüringer Land büßte durch neue Verheerung die Feigheit seines Verbündeten.

Der Landgraf, verlassen von König Otto, dem es an einem Heer fehlte, verlassen von den eigenen Grafen seines Landes, vor sich die Verwüstung seiner Städte und Dörfer, und keine Aussicht bei längerem Beharren, als Gefangenschaft oder Untergang, unterwarf sich. Lange ließ der Hohenstaufe den gedemüthigten Fürsten zu seinen Füßen liegen, und sagte ihm viel Bitteres über die gebrochene Treue. Philipp mußte es schwer nehmen, daß der Sohn einer Hohenstaufin — des Landgrafen Mutter Judith war die Schwester des großen Rothbarts — dem Welfen wider sein eigenes Haus seinen Arm lieh. Auf die Fürsprache der

umstehenden Fürsten hob er ihn endlich auf, und gab ihm den üblichen Kuß der Versöhnung. Der Landgraf überließ sich und sein Land der Gnade des Hohenstaufen und seinen Sohn als Geißel für seine Treue. Von da an löste sich einer um den andern vom Anhang des Welfen ab.

Sein eigener Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, hatte für ihn Geld und Leute bisher freigebig aufgewandt: siegte der Hohenstaufe, so drohte ihm der Verlust seiner Pfalz. Darum forderte er von Otto die Stadt Braunschweig und das feste Bergschloß Lichtenberg zu seiner Sicherstellung. Das war der Kern dessen, was Otto vom väterlichen Erbe besaß. Es war in der Nähe des hohenstaufischen Heeres, als Heinrich diese Forderung an seinen Bruder that, und doch ließ sich dieser nichts abtrotzen. „Ist der Kampf ausgefochten," erwiederte er, „und schmückt mich die Kaiserkrone, so soll sich auch der Bruder dessen zu freuen haben." Heinrich aber verzweifelte an Otto's Sache und er, der Welfe, ging zu Philipp, dem Hohenstaufen, über, mit dessen Hause seine Gemahlin ihn verband. Er erhielt von diesem die Vogtei über Goslar, dieser edeln Stadt, deren Besitz dem Rothbart einst werther war als des Löwen Freundschaft. Im Hause der Welfen aber floßen Thränen über den Abfall des ältesten seiner Glieder; und daß der Bruder des Bruders Sache aufgab, wirkte tief auf die Seelen der Menschen. Der Glaube an Otto's Glück ward schwach, und schwand, als auch der dritte mächtigste Freund, der Böhmenkönig, ihn verließ.

Przmisl fürchtete jetzt im Ernst für seinen Thron; und ihn wieder zu gewinnen, den mächtigen Fürsten, der in seinem Rücken ihm stets ein gefährlicher Feind war, lag dem Hohenstaufen so sehr an, daß er ihm bis nach Eger entgegenkam, wo Herzog Ludwig von Bayern die Aussöhnung vermittelte, und eine Verlobung Kunigundens, einer Tochter Philipps, mit Wenzel, Przmisls Sohn, eines Kindes mit einem Kinde, den erneuten Bund befestigte.

So war eine Stütze nach der andern unter dem Throne des Welfen gewichen. Des Hohenstaufen thätigster und einsichtsvollster Rath Diethelm von Constanz wußte Wege zu finden, auch den Hauptpfeiler, auf dem Otto's Königthum ruhte, zu untergraben.

Das war der stolze und staatskluge Adolph, Erzbischof von Köln. Es war am Hofe des Hohenstaufen ein niederländischer Herr, Graf Wilhelm von Jülich, der von Otto zu Philipp übergetreten, und eben so sehr durch seine Geschicklichkeit in Intriguen als durch sein verschwen-

derisches Leben bekannt war. Er hatte, wie mit allen niederländischen Fürsten, so am Hofe zu Köln Verbindungen. Ihn wählte Diethelm, unterstützt von den Bischöfen von Speyer und Trier, zu seinem Werkzeug.

Mit Gold und andern Geschenken versprach er, alle Fürsten der Welfenpartei, selbst den Kölner zum Abfall zu verlocken. Aus dem Schatze des Hohenstaufen erhielt er kostbare Gewänder, Pferde, Gold und Silber; er gewann zuerst Adolphs Vertraute, und durch diese Adolph selbst. Adolph, längst seiner hoffnungslosen Sache müde, da das englische Geld, das ihn früher warm hielt, ausblieb, und Otto sich mehrmals mit ihm überwarf, war eine reife Frucht, die gleich beim ersten Zauberklang des hohenstaufischen Goldes abfiel. Philipp sicherte ihm das von Otto ihm Verliehene zu, außer dem noch neue Güter und 5000 Mark, dazu 9000, um den Herzog von Brabant und die andern lothringischen Fürsten und Herren zu gewinnen. Am Martinsfest erschienen diese und der Kölner zu Koblenz vor Philipp, schwuren ihm Treue und empfingen von ihm ihre Lehen und neue Gnaden.

Auf seinem Bergschloß Lichtenberg saß Otto, hielt fröhlich Hof und gedachte geistlicher Stiftungen, als ihm die Botschaft zukam, wie der Kölner, wie fast alle Herren der Niederlande ihn verlassen haben, und am Feste der Erscheinung Christi 1205 der Kölner seinen Gegner Philipp feierlich zu Aachen krönen wolle. Das schütterte ihn aus der Ruhe seines Wohllebens auf; er eilte nach Köln. Die Bürger der Stadt, die er gegen ihres Erzbischofs Bedrückungen geschützt, nahmen ihn mit Freuden und Treue auf; auch der alte Herzog von Limpurg, der Erzbischof Siegfried von Mainz, der Bischof von Cambray und einige andere Getreue stellten sich hier zu ihm. Mit ihnen ging er den Rhein hinauf, um dem Hohenstaufen den Weg zur Krönungsstadt zu verlegen. In der Nähe von Bonn nahm er Schaden, entweder durch einen Sturz mit dem Pferd, oder in einem Gefecht mit den Hohenstaufischen, und mußte krank nach Köln zurückgebracht werden.

Philipp aber zog mit großer Pracht, und mit ihm der größte Theil der Reichsfürsten, in Aachen ein. Dann legte er, um einen der ersten Einwürfe des Papstes zu entkräften, den königlichen Namen und Schmuck ab und erklärte, nur wenn er einstimmig gewählt würde, dieselben wieder anzunehmen. Nach der Wahlförmlichkeit empfing er im Dome durch den Erzbischof Adolph mit seiner Gemahlin nach der Sitte die Salbung

und Krönung. So war er am rechten Ort und vom rechten Mann gekrönt, damit auch dieser doppelte Einwurf des Papstes beseitigt, und er sandte nun, um dem Papst ans Herz zu greifen, seinen getreuen Rath und Feldhauptmann, den Erzbischof Lupold, mit kriegerischem Gefolge nach Italien, um in des Papstes angemaßten Landen eine hohenstaufische Partei zu bilden. In der Mark Ancona gelang dies; und hier war es, wo der Bischof gegen den Papst den Bannfluch ausgesprochen haben soll.

Innocenz hatte dem Umschwunge der Dinge in Deutschland nichts als Worte der Ermahnung oder der Verfluchung entgegen zu setzen. Er sprach den Bann über Adolph und seine Absetzung aus, und ließ einen neuen Erzbischof für Köln wählen. Aber alles dies konnte Otto's Sache nicht fördern. Verlassen saß er zu Köln, jeden Augenblick gewärtig, die Stadt von seinem Gegner bestürmt zu sehen. Denn Adolph glühte von Rachelust. Doch verschob Philipp die Kriegsfahrt gegen die Stadt bis auf den Herbst. Es bedurfte einer großen Heeresmacht gegen eine solche Stadt. Sie ragte als die erste unter Deutschlands Städten durch Reichthum und Waffenmacht hervor. Sie war der Mittelpunkt des Handels, der von den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich, von England und Dänemark nach dem östlichen Deutschland, nach Ungarn und Griechenland ging: gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren 80,000 Webstühle innerhalb ihrer Mauern im Gang, und die Arbeiten ihrer Künstlergilden in Silber und Gold versahen einen großen Theil Europas; schon seit zwei Jahrhunderten vorher befuhr sie mit ihren eigenen Schiffen den Ocean, die Rheinzölle waren eine immer ergiebige Quelle des Reichthums, und Venedig, die Königin des Meeres, richtete sich nach dem Kölner Münzfuß.

Adolph konnte den Herbst nicht abwarten. Er drang auf eigene Faust in das Erzbisthum ein, und mit Mord und Brand begann zwischen ihm und dem neuen Erzbischof Bruno der Kampf, worin die Vasallen für und wider Partei nahmen, den ganzen Sommer hindurch schwankend, bis Philipp mit einem bedeutenden Heer vor den Mauern der Stadt sich lagerte. Die Bürger wiesen seine Aufforderung, sich zu unterwerfen und Otto und Bruno zu entfernen, zurück. Da gebot er rings um die Mauern Alles auszuplündern und auszubrennen. Der Plünderung und dem Brand der Umgebungen folgte der Sturm auf die Stadt. Er währte fünf Tage, König Otto und die wenigen Für-

sten und Edeln um ihn leiteten geschickt die Vertheidigung, und die freien Bürger stritten als Helden. Sie setzten einen schönen Stolz darein, dem Ritterheere draußen zu zeigen, daß der Bürger an Kopf und Arm, an Kriegskunst und Tapferkeit dem Adeliggebornen nicht weiche. Nachdem der Hohenstaufe viele Menschen und Pferde aufgeopfert, zog er von den starken Mauern der tapfern Gewerksleute hinweg und begnügte sich, die andern Städte und die Schlösser des Erzbisthums Adolph zu unterwerfen. Der Papst sprach das Interdikt über die Lande aller der Fürsten, welche die Güter der Kölner Kirche angetastet. Dadurch wuchs die Noth der Geistlichen. Die Fürsten nahmen als Repressalie jetzt Alles, was den Kirchen gehörte, und die Geistlichen verarmten so, daß sie ihr letztes Alterspartes an Geld und edeln Steinen verkaufen mußten.

Den Bürgern gab Otto für ihre Opfer einigen Ersatz durch die Handelsfreiheiten, die er ihnen durch sein Verhältniß zu seinem Oheim, dem König von England, in diesem Reich verschaffte. Er selbst aber hatte nichts mehr zu geben. Selbst sein geistlicher Anhang war so herab geschmolzen, daß man, als der Erzbischof Siegfried den neuen Erzbischof Bruno weihen sollte, zwei Bischöfe aus England herüber kommen lassen mußte, damit die Feier nur der Sitte gemäß stattfinden konnte. Innocenz suchte den Hohenstaufen zu einem Waffenstillstand auf ein Jahr mit Otto und den Kölnern zu bewegen. Er wählte dazu einen alten Freund des hohenstaufischen Hauses, den Patriarchen von Aquileja. Philipp ging zwar auf einen Waffenstillstand nicht ein, suchte aber die Gelegenheit zu benützen, sich dem Papste zu nähern, und ihn für sich zu gewinnen; und bald standen der Hohenstaufe und der Papst wenigstens in dem Gerüchte, als sei zwischen Beiden wirklich eine freundliche Annäherung eingetreten, was für Philipp nur günstig wirken konnte. Zugleich zog er im Jahre 1206 aufs Neue mit einem großen Heere vor Köln und fing an, die Stadt zu umschließen.

In derselben führte der Herzog von Limpurg den Befehl. König Otto und der Erzbischof Bruno lagen auch darin. Philipp wollte diesmal die Stadt nicht stürmen, sondern aushungern. Als der Welfe sah, daß die Treue der Bürger sie gewissem Untergang entgegenführe, weil kein Entsatz zu erwarten war, beschloß er den Versuch, sich durchzuschlagen, ehe die Stadt ganz eingeschlossen wäre. Er brach mit 400 Reisigen und 2000 zu Fuß aus der Stadt heraus. Aber Philipps Geld oder die Verzweiflung an Otto's Sache hatten den alten Herzog von

Limpurg bewogen, dem Hohenstaufen von Otto's Plan Nachricht zu geben. Philipp ließ den Posten, gegen welchen Otto herausbrach, gegen die Wassenburg hin, in eine sumfigte Gegend, zurück weichen. Der Welfe folgte den Weichenden. Unversehens sah er sich von allen Seiten angefallen; sein Gefolge floh auseinander und gerieth in den Sumpf, oder in die Hände der Hohenstaufischen. Otto schlug sich mit dem jungen Grafen von Limpurg, der seines Vaters That nicht theilte, und einem kleinen Theil seiner Begleiter durch, und rettete sich in die Wassenburg.

Den Gefangenen wurden ihre Pferde, Waffen und Kleider genommen, und in diesem schimpflichen Aufzug wurden sie, die Bürger zu entmuthigen, wieder in die Stadt zurückgeschickt, wohin auch König Otto am nächsten Morgen trostlos zurückkam. Denn als die Wassenburg sogleich von den Hohenstaufischen umlagert ward, und dieselbe unhaltbar sich zeigte, hatte er mit Walram und zwei Getreuen in derselben Nacht auf geheimem Wege das Schloß wieder verlassen. Der Erzbischof Bruno ward in der Burg gefangen, gefesselt und nach Hohenems abgeführt.

Noch ermüdeten die Bürger von Köln nicht, den König ihrer Wahl, der sich ihrer Treue vertraut, zu vertheidigen. Nur die Geistlichkeit verzieh es ihm nicht, daß er ihren Erzbischof im Stiche gelassen. Auch den Eifer der Bürger in der Vertheidigung suchte der alte Limpurger durch die Betrachtung zu mäßigen, daß es eine Unmöglichkeit sei, für eine einzige Stadt, ohne Hülfe von außen in die Länge dem zu widerstehen, welchen fast das ganze Reich anerkannte. Der Adel in der Stadt neigte sich längst zu dem Hohenstaufen. Otto erkannte seine Lage.

Durch den Marschall von Calden ward eine geheime Zusammenkunft zwischen ihm und Philipp vermittelt. Von der Unterredung beider Könige wurde nichts bekannt, als daß sie vertraulich war. Wahrscheinlich erbot sich der Welfe die treue Stadt zu verlassen, um ihrer Unterwerfung kein Hinderniß zu sein, wenn Philipp verspräche, der Stadt zu schonen. Sie scheinen darüber einig worden zu sein. Denn gleich darauf verließ Otto Köln ungehindert, und Philipp zog sein Heer von den Mauern auf den Berg Gymnich bei Remagen zurück; er selbst hielt zu Boppard Hof. Hieher kamen Gesandte aus Köln und boten ihre Unterwerfung an; sie hatten zuvor den Herzog von Brabant gebeten, sich für sie bei Philipp zu verwenden. Freundlich und gnädig

empfing sie der Hohenstaufe. Er wünschte durch billiges Uebereinkommen die Herzen der tapfern Bürger für sich zu gewinnen, und sandte seinen Kanzler, den Bischof von Speyer, in die Stadt, der in seinem Namen die Huldigung empfing. Durch Kölns Unterwerfung war er im ganzen deutschen Reich als König anerkannt, den kleinen Bezirk der Erblande des Welfen ausgenommen.

Als Flüchtling von Köln angekommen, fand Otto seine Braunschweiger in Siegesfreude. Unter seines Truchseß Gonzelins Anführung hatten sie das wichtige Goslar erobert. Die Erbitterung im ersten Augenblick des Siegs hatte die Stadt zerstören wollen. Die Besonneneren hatten die Entscheidung Otto zu überlassen gerathen. Dieser fand es nöthig, den geplünderten Bürgern von Goslar das Geraubte wieder zurückzustellen, wahrscheinlich einer mit Philipp verabredeten Waffenruhe zufolge. Denn sobald er in seinen Erblanden die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, verließ er Deutschland zu Anfang des Frühlings 1207 und begab sich nach Dänemark, und von da nach England, um persönlich um Hülfe nachzusuchen. Er fand in London und in ganz England die glänzendste Aufnahme als König und römischer Kaiser. Sein Oheim, der König Johann, verschwendete aber die zusammengepreßten Summen zu Gelagen und Festspielen, seinen Gast zu ehren, statt sie ihm mit zu geben, um das deutsche Königreich, von dem er bis jetzt nichts als den Namen besaß, damit zu gewinnen. Fünftausend Mark war Alles, was Otto erhalten konnte.

Siebzehntes Hauptstück.

Während Otto, der Welfe, auf fremdem Boden nach Hülfe suchte, machte zu gleicher Zeit sein Gegner die glänzendsten Fortschritte. Ueberall am Neckar, an der Donau, am Main wurde er von Fürsten und Völkern bei seinem Erscheinen freudig als König begrüßt und empfangen. Zu Gelnhausen verlobte er seine dritte Tochter mit dem Sohne des Herzogs von Brabant, und auf glänzenden Hoftagen zeigte er nicht bloß den König, sondern auch die Neigung seines königlichen Gemüths, sich mit seinem Volke zu freuen. Und auch ihn erfreute das Volk. Die

Bürger von Köln baten ihn, das Osterfest in ihrer Stadt zu feiern, und freudig zog er am Vorabend des Osterfestes in ihre Mauern ein, unter lautem herzlichem Jubel des Volkes. Er wußte die edeln Bürger zu ehren, deren treues Herz und tapferes Schwert er als Feind erprobt hatte. Nichts fehlte ihm mehr, als daß auch der heilige Vater seine Rechte anerkannte, die Kaiserkrone auf sein Haupt setzte, und so ihm in den Augen der Zeitgenossen die letzte heilige Weihe, dem Reiche den Frieden gab. Darum sandte Philipp eine glänzende Gesandtschaft nach Rom, um den Zwiespalt zwischen ihm, dem König, und dem Papste zu versöhnen.

Der Patriarch von Aquileja, der Burggraf Gebhard von Magdeburg, und zwei der treusten Schwabenritter des Königs, Heinrich von Schmalegg, sein Schenke, und Eberhard von Lorch, waren dabei. Freundlich empfing sie der Papst. Innocenz mußte erkennen, daß der Sieg der Sache des Hohenstaufen thatsächlich entschieden war, daß Otto neben Philipp nie aufkommen konnte, und daß er zwar durch die geistlichen Waffen Otto das Königthum zu schützen vermochte, aber wenn der Hohenstaufe die Erblande des Welfen eroberte, so war kein Winkel auf deutschem Boden mehr, auf dem Otto sein Königthum geltend machen konnte, und der Papst stand mit seinem König ohne Land draußen vor Deutschlands Schwelle, eine Stellung, die dem stolzen Innocenz die unangenehmste hätte sein müssen. Es mußte ihm ahnen, daß, wenn er den Kampf hartnäckig fortsetze, und seine Drohungen und seine Bannsprüche beharrlich in Deutschland nicht beachtet würden, das Ansehen der Kirche aufs Höchste darunter leiden, ja in diesem einzigen Lande für dieselbe verloren gehen müßte, was er an so vielen Orten an Einfluß und Macht gewonnen: er mußte sich scheuen, es aufs Aeußerste kommen zu lassen, und zuletzt als unmächtig vor der Welt zu erscheinen.

Um so angenehmer war ihm Philipps Entgegenkommen; brachte ihm doch seine Gesandtschaft nicht nur die Zusicherung kindlicher Ergebenheit und dankbarer Anerkennung der Verfügungen der Kirche, sondern auch für Innocenz im Besondern erfreuliche Anerbietungen. Innocenz war bei dem Eifer für die Kirche doch auch für die Erhebung seines Hauses sehr besorgt. Philipp schlug eine Vermählung einer seiner königlichen Töchter mit dem Neffen des Papstes, dem Sohne seines Bruders Richard, vor, und der Quell des alten Zwists zwischen den Kaisern und den Päpsten, Tuscien, Spoleto, die Mark Ancona und alles

zur mathildischen Erbschaft Gehörige, sollte der Brautschatz der Kaisertochter sein. Nach längerer freundlicher Unterhandlung entließ Innocenz Philipps Gesandte, und sandte ihnen gleich darauf eine eben so glänzende Gesandtschaft nach Deutschland nach, mit der Vollmacht, die Eintracht mit dem Reich und der Kirche herzustellen, und mit ausgedehnten geheimen Aufträgen.

Die Kardinäle wurden an Philipps Hof zu Speyer mit einer Freude empfangen, die sich in größter Freigebigkeit zu äußern bestrebt war. Philipp ging in die Forderungen des Papstes ein, er gab den Erzbischof Bruno frei, versprach des Erzbischofs Lupolds Sache ganz der Entscheidung des Papsts zu überlassen, und sein gesammeltes Heer in die Heimath zu entsenden. Darauf lösten die Legaten ihn vom Bann. Der Papst selbst brachte ihm in einer eigenen Zuschrift seinen Gruß, seinen Segen und seinen Dank für die gezeigte bereitwillige Ergebenheit dar, und erklärte zugleich auch seine „Bereitwilligkeit, für die Ehre Philipps, so weit er es mit Gott vermöge, zu wirken."

Schwieriger war die Vermittlung zwischen den beiden Nebenbuhlern um die Krone. Wiederholte Versuche scheiterten an der Hartnäckigkeit Otto's. Auf dem Fürstentag von Nordhausen aber konnte Philipp zeigen, daß er in Wahrheit König sei, und als solcher erkannt werde. Denn auf demselben erschienen Gesandte aus dem Morgenlande, von dem Patriarchen von Jerusalem, von den Rittern des Tempels, von den dortigen Fürsten, welche des Königs Hülfe für das heilige Land anflehten. Er zeigte, daß er des Reiches Haupt war: er schrieb auf jeden Pflug, für jeden Kaufmann, für alle Gewerbsleute in Städten und Dörfern, für jeden Besitzer eines eigenen Herds, für geistliche und weltliche Herren eine Steuer auf fünf Jahre durch das ganze Reich aus. Früher hatte Otto jeden Vorschlag eines Verzichts auf die Krone mit Unwillen und mit der Erklärung zurückgewiesen, das Reich nur mit dem Leben aufgeben zu wollen. Lange wich er im Laufe der neusten Unterhandlungen davon nicht. Erst wie er sah, daß das letzte Stück deutscher Erde ihm unter den Füßen zu weichen drohte, und daß der geistliche Arm, der ihn bisher hielt, sich mehr und mehr von ihm abzog, obgleich ihm Innocenz noch immer in seinen Schreiben den erlauchten Königsnamen, Philipp dagegen nur den Herzogstitel gab: erst jetzt fing er an, sich zu einer Ausgleichung zu neigen. Die Legaten schlugen vor, Otto solle mit Philipps ältester Tochter Beatrix sich verloben, und

das Herzogthum Schwaben und große hohenstaufische Erbgüter zur Mitgift erhalten, den Königstitel dagegen ablegen und seinen Schwäher als König anerkennen. So viel scheint gewiß, über die Hauptsache kamen Philipp und Otto überein, und der Papst selbst beruft sich in einem Schreiben an den Welfen auf ein für den Hohenstaufen vortheilhaftes Abkommen zwischen jenem und diesem. Ueber das Einzelne sollten weitere Verhandlungen zu Rom eröffnet werden, währenddem Waffenruhe auf ein Jahr sein.

Im Frühling 1208 gingen die Gesandten aller Parteien über die Alpen nach Rom, um in Gegenwart des Papstes selbst die Unterhandlungen über den Frieden und die Kaiserkrone zu vollenden. Auch Adolph von Köln stellte sich vor den Papst; dieser gab ihm den Bruderkuß, doch bestätigte er Bruno im Erzbisthum, eben so Siegfried in dem von Mainz. Philipp mußte Adolph und Lupold opfern, der Papst den Welfen. Doch versicherte Innocenz den Letztern, daß er ihm solche Bedingungen auswirken werde, die er mit Freuden erwarten dürfe. Nach langer geheimer Verhandlung genehmigte der Papst alle Punkte, worüber seine Legaten mit Philipp einig geworden waren, und sandte sie nach Deutschland zurück, um Alles vollends dort ins Reine zu bringen.

Indessen rüstete sich Philipp, um die Bedingungen des Vertrags nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand durchzuführen, fürs erste wenigstens, um einerseits beim Ablauf des Waffenstillstandes gegen Otto, der seine Städte und Burgen mit Kriegszeug versah, gerüstet zu sein, anderseits um dessen Verbündete, die Dänen, von den deutschen Küsten wieder zu vertreiben. Zu Bamberg, wo er seit dem Anfang des Juni Hof hielt, sollte das Heer unter seine Fahnen sich sammeln.

Am Morgen Samstags vor Johannes des Täufers Fest, am 21. Juni 1208, feierte er die Vermählung seiner Nichte Beatrix, der Tochter seines Bruders Otto, des Herzogs von Burgund, mit dem Herzog Otto von Meran. Mit großer Pracht ward die Braut abgeholt, und zum Altar geführt.

Das Hochzeitmahl war in der bischöflichen Pfalz, in der Stadt, in dem neuen Schloß Babenberg, das erst vor wenigen Jahren erbaut war, und später Petersberg hieß. Diese neue Burg Babenberg ist nicht zu verwechseln mit der sogenannten Altenburg, dem alten Schloß Babenberg, das auf dem Hügel oberhalb Bamberg liegt. Bischof Egbert von Bamberg war der Bruder des Bräutigams, des Herzogs

Otto von Meran, und in Folge dieser Heirath mit der Hohenstaufin Beatrix, der einzigen Tochter und Erbin von König Philipps Bruder, Pfalzgraf Otto von Burgund, nunmehr selbst auch Pfalzgraf von Burgund.

Es ist durchaus von Werth, das Auge auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse fest gerichtet zu halten, welche bei dieser Vermählung vorlagen, da der Hochzeitstag seiner Nichte der so verhängnißvolle und von solchem Dunkel noch heut umhüllte Todestag König Philipps von Hohenstaufen wurde.

Der Bräutigam, Herzog Otto von Meran, war das älteste von sieben Geschwistern aus dem alten Hause Andechs. Im heutigen Oberbayern, zwischen dem Ammer- und Würmsee, fünf Meilen von München liegt das Stammschloß der ehemaligen Herzoge von Meran, die Burg Andechs, die sich später in ein prächtiges Benediktinerkloster verwandelte. Die von Andechs waren wie die Wittelsbacher ein Zweig des alten Hauses der Schyren oder Scheyern. Berthold, der Herzog von Meran, welcher im Jahre 1204 starb, war ein treuer Anhänger des Hauses der Hohenstaufen. Seine Schwester Mathilde war die Hausfrau des Markgrafen Diepold von Vohburg, des treuen Vorkämpfers für das hohenstaufische Haus. Bertholds ältester Sohn Otto war der Bräutigam der Beatrix von Hohenstaufen; der zweite Sohn war Heinrich, der Markgraf von Isterreich und Krain; der dritte Sohn war Egbert, der Bischof von Bamberg; der vierte Sohn war Berthold, der Patriarch von Aquileja; die älteste Tochter Hedwig war die Gemahlin des Herzogs Heinrich von Schlesien; die zweite Tochter Agnes war jene holdselige und unglückliche zweite Gattin des französischen Königs Philipp II.; die dritte Tochter war Gertrud, die Gemahlin des Königs Andreas von Ungarn.

Groß geworden war das andechsische Haus unter den Hohenstaufen; von deren Huld hatte es die Fürstenthümer Istrien, Krain, Meran und jetzt die Pfalzgrafschaft in Burgund. Keine Spur liegt vor, daß auch nur Ein Glied dieses Hauses in offener oder geheimer Verbindung mit dem Gegenkönig Otto dem Welfen gewesen wäre. Bischof Egbert hatte zwar auf seiner zweiten Reise nach Rom im Jahre 1206 in der Reichsangelegenheit Gehorsam dem Papste versprochen, und gleich darauf im Auftrage des Papstes dem König Andreas von Ungarn, dem Gemahl seiner Schwester Gertrud, die Glückwünsche des römischen Hofes

zur Geburt seines Sohnes überbracht. Feinde hatten ihm damals unterschoben, er habe hochverrätherisch mit seinem Schwager, dem Ungarnkönig, ein geheimes Bündniß abgeschlossen gegen das deutsche Reich und gegen König Philipp. Aber auf dem Reichstag zu Augsburg im Dezember 1207 war Bischof Egbert, der das Grundlose dieser Verdächtigung erwies, von aller Schuld freigesprochen worden.

Sein Bruder Heinrich hatte im August 1204 nach dem Tode seines Vaters die Markgrafschaft in Krain und Isterreich, jener Landschaft in Italien, welche sich in Gestalt einer Halbinsel in den venetianischen Meerbusen hinein erstreckt und nördlich an Krain und Friaul gränzt, als seinen Theil am Erbe erhalten. Nur Eine Nachricht aus später Zeit sagt, Markgraf Heinrich sei den sonstigen Gesinnungen seines Hauses ungetreu, von König Philipp abgefallen und auf die Seite des Gegenkönigs Otto getreten; darüber habe ihn König Philipp seiner Markgrafschaft entsetzt und diese, Krain und Istrien, an den Herzog Ludwig von Bayern gegeben. Darum sei Markgraf Heinrich dem Könige Philipp feind geworden und habe auf Rache gedacht. Diese vereinzelt stehende Ueberlieferung trägt den Stempel der Unwahrheit an der Stirne. Heinrichs Lande wurden erst ein halbes Jahr nach Philipps Tod an den Bayernherzog gegeben; was nach dem Tode geschah, wird in jener Ueberlieferung als Anlaß zum Tode Philipps genommen, und dem Markgrafen etwas angedichtet, was nirgends einen Halt hat, nämlich sein Uebertritt auf die Seite Ottos. Thatsächlich im Gegentheil ist, König Philipp war mit dem Hause Andechs überhaupt, das vorher schon mehrfach mit dem hohenstaufischen Hause verwandt war, in den letzten zwei Jahren vor seinem Tode im freundlichsten Verhältnisse, und dem Bischof Egbert von Bamberg so gnädig und huldvoll zugethan, daß er in dessen Palast der einzigen Tochter seines Bruders die Hochzeitfeier hielt. Die drei Brüder Andechs waren bei der Hochzeit, und auch der gleichfalls verwandte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach; der Letztere, wie es scheint, ohne eigenes Gefolge.

Pfalzgraf Otto von Wittelsbach war der Neffe des ersten Bayernherzogs aus dem wittelsbachischen Hause, jenes tapfern Otto I., und jenes Konrad, des Kardinal-Erzbischofs von Mainz, und Geschwisterkind des Herzogs Ludwig von Bayern. Der König selbst hatte dem neuvermählten Paare eine Strecke weit das Geleite gegeben und war dann in die Stadt zurückgekehrt. Der Pfalzgraf mit dem ritterlichen Gefolge

der beiden Brüder des Bräutigams geleitete das Brautpaar noch einige Stunden Wegs weiter, mit den Reisigen Bischof Egberts und des Markgrafen Heinrich.

Es herrschte den ganzen Sommer über eine drückende Hitze, die zur Zeit der Ernte viele Menschen hinraffte. Um sich gegen dieselbe zu erleichtern, ließ sich der König, und Manche aus seinem Gefolge, auf beiden Armen zur Ader, und legte sich Nachmittags in einem innern Gemach der bischöflichen Pfalz auf ein Ruhebett. Bei ihm befanden sich Konrad von Speyer sein Kanzler, Heinrich von Waldburg sein Truchseß, und sein Kämmerer, und er erheiterte sich mit ihnen in gutem Gespräch. Eben ging der Kanzler hinaus, als Pfalzgraf Otto von Wittelsbach von dem Brautgeleite zurück mit den Rittern der Andechse wieder in die Burg einritt, und allein zum König hinauf ging.

Otto war nicht beliebt bei dem Adel. So tapfer er als Krieger war, so streng war er in seinem Richteramt als Pfalzgraf; er glich hierin dem Bischof Konrad von Würzburg. In jener Zeit der Anarchie, wo Raub, Brand und Mord fast allgemein war, suchte er mit unnachsichtlicher Strenge in seinem Kreis die Ordnung zu handhaben. Man sagte ihm nach, um dem Raub zu steuern, habe er, so oft er ausritt, Stricke in seinen Gürtel gehängt, um sogleich an jedem, und hätte er auch nur eines Pfennigs werth geraubt, die Todesstrafe vollziehen zu können. Auch übte er die Gerechtigkeit unparteiisch gegen hohe wie gegen niedere Räuber, und das in seinem Amt vergossene Blut mancher adeligen Frevler trug ihm der Haß der Verwandten als schwere Blutschuld nach. Bei Philipp dagegen genoß er große Gunst und ganz besonderes Vertrauen. Nicht nur hatte er unter Philipps Vater und Bruder, und in den gefährlichsten Zeiten des Königs selbst, wo die Farbe zu ändern zur Mode geworden war, unwandelbare Treue, seltene Tapferkeit und Geschicklichkeit erprobt: er war bei Philipp, der heitere Unterhaltung liebte, wie ausdrücklich berichtet wird, auch wegen seiner Scherze und geselligen Künste beliebt.

Ohne Umstände, wie gewöhnlich, wurde ihm, dem nahen Verwandten, der Zutritt in des Königs Gemach gestattet. Der König erwartete von ihm angenehme und belustigende Unterhaltung, wie er es von dem Pfalzgrafen gewohnt war. Als dieser hörte, daß der König zur Ader gelassen, fing er seinen Scherz damit an, daß er sich dem König mit bloßem Schwert näherte, als wollte er die Rolle des Wund-

arzts spielen, und nachbessern, was derselbe nicht genug gethan. Er hatte, so wird in der Ueberlieferung aus der Zeit ausdrücklich erzählt, „sonst oft vor den Augen des Königs mit bloßem Schwerte seine Künste und Scherze getrieben." Der König, dem diesmal dieser Scherz nicht behagte, rief: „Thu das Schwert weg, und laß jetzt dieses Spiel." Der Pfalzgraf, wohl in aufgeregtem Zustand, ließ nicht sogleich von dem gefährlichen Spiel ab. Der Truchseß suchte ihn von dem König wegzuziehen, durch diese Bewegung und die Bewegung des Königs ward jener an der Wange, dieser am Halse von dem bloßen Schwert des Pfalzgrafen geritzt. Alle Zeugnisse Gleichzeitiger stimmen darin überein, daß des Königs Verwundung nichts als ein ganz kleiner Ritz am Halse war, aber dieser Ritz hatte verhängnißvoll gerade die Pulsader getroffen und sie durchschnitten. Der König erhob sich vom Ruhebett, that einige Schritte, und fiel dann zu Boden, schnell zu todt sich blutend. So ward der Hohenstaufe, gerade als er nach zehnjährigem Kampfe nach dem Ziel desselben, der Kaiserkrone, faßte, ahnungslos vom Schicksal hinweggerafft: im dreiunddreißigsten Jahre, auf dem Gipfel seines Glückes traf ihn nicht Menschentücke, sondern aus blauem Himmel der Blitzstrahl Gottes. *

* Otto Abel, der neueste Lebensbeschreiber König Philipps, hat den verhängnißvollen Tod dieses Hohenstaufen aufs Neue als einen Mord, und zwar aus Rache vollbracht, aus persönlicher Rache des Wittelsbachers, angenommen und hingestellt, ohne auch nur das geringste Glaubhafte dafür beizubringen, was irgend dieser Annahme einen Halt geben könnte. Ja er hält sich an das Mährchen, Philipp habe dem Wittelsbacher seine Tochter Beatrix versprochen, und später dieses Versprechen zurückgenommen. Längere Zeit nachher habe sich der Wittelsbacher mit Gertrud, der Tochter Herzog Heinrichs von Schlesien und der Hedwig von Meran, verlobt, und auch diese Heirath habe Philipp heimlich hintertrieben, sein Brief sei in des Wittelsbachers Hand gefallen. Da die Zusage der Hand seiner Tochter Beatrix an den Wittelsbacher in das Jahr 1204 von Abel selbst gesetzt wird, so stand Beatrix damals in ihrem sechsten Jahre, sie war die älteste unter Philipps Töchtern, und der Pfalzgraf hatte schon damals die Mitte der Fünfzig überschritten. Das Ende von Abels ganzer Ausführung ist, „die Ermordung Philipps bleibe ein ungelöstes dunkles Räthsel." Der Geschichtschreiber Luden in seiner deutschen Geschichte hat dieses Räthsel in der oben angegebenen Weise zu lösen gesucht, unter Benützung der Fingerzeige, welche die Ueberlieferungen an die Hand geben. Es war Unrecht von Otto Abel, diese Lösung als einen bloßen Einfall Ludens ohne urkundlichen Anhalt hinzustellen. Der Leser von

Als in das Frauengemach der Königin Irene die Trauerbotschaft einschlug, stürzte sie vor Schmerz ohnmächtig nieder. Hochschwanger, sicilische Scenen fürchtend, ließ sie sich in Eile auf das feste Bergschloß Hohenstaufen führen. Ihr Geleiter war der treue Anhänger ihres Hauses, Graf Ludwig von Württemberg. Sie überlebte so große Trübsal nicht lange. Die Sehnsucht nach dem, der ihr im fremden Lande der einzige Trost gewesen, und eine vorzeitige Geburt beschleunigten ihr Hinwelken. So starb nach zwei Monaten die schöne Blume des Morgenlandes, „die Rose ohne Dorn, die Taube sonder Gallen," auf dem Gebirge Schwabens. Von frühe an unter Mord und Gräueln erblüht, hatte sie im deutschen Lande unter Stürmen und Waffengetöse ein stilles Leben der Liebe geführt, bis Schrecken und Gram ihren Kelch zerstörten. Acht Tage vor ihrem Tode stellte sie dem Kloster Adelberg, unweit dem Staufen, wo ihr Gemahl erzogen worden war, noch einen Schenkungsbrief aus, der mit den Worten anfängt: „Die Gerichte des Herrn sind unerforschlich." Zu Bamberg im Dome ward der König beigesetzt; aber an Weihnachten 1213 erhob Kaiser Friedrich dessen Gebeine und übersiedelte sie in die Kaisergruft im Dome zu Speyer. Irene aber wurde in der Hohenstaufengruft zu Lorch beigesetzt; Beide, Philipp und sie, augenfällige Beispiele der Nichtigkeit der irdischen Dinge.

Ihre Asche ruht noch dort, mit den Ueberresten von 20 andern Gliedern des hohenstaufischen Hauses in der alten Kirche auf dem Liebfrauenberg. In edler Form tritt dieser Vorhügel der rechten Remsthalgehänge hervor, hart über der Straße, auf der jetzt von Stuttgart nach Nürnberg das Dampfroß braust, durch die fetten Wiesengründe, welche der Remsfluß silbern durchwirkt, und deren Saum links die schwarzen Wände der aufsteigenden Tannenwälder bilden, über deren Höhen die Gipfel des Hohenstaufen und des Rechbergs hervorragen.

Abels Ausführung muß glauben, Ludens Darstellung entbehre jeder ausdrücklichen zeitgenössischen Hinweisung. Weil solche da sind, folge ich auch jetzt noch der Art, wie Luden das Dunkel der That aufzuhellen versuchte, indem ich Eigenes beifüge.

Achtzehntes Hauptstück.

Großes Leid war bei allen Freunden der Hohenstaufen, als die Kunde vom Tode des Königs durch die Städte und Schlösser und die Hütten des Volkes flog, und man sah in Worten der Menschen und in Erscheinungen der Natur jetzt Vorboten und Anzeigen dieses großen Ereignisses.

Ein Mönch zu Razeburg, dem man einen Wahrsagergeist zuschrieb, hatte als eine im Gesicht ihm gewordene Offenbarung vorausgesagt: „Das Jahr 1208 wird das Ende der Dinge sein." Am dreißigsten Januar desselben Jahres wollte man die Sonne in drei Theile getheilt gesehen haben, welche sich dann wieder vereinigten, und Landgraf Hermann von Thüringen sollte damals gesagt haben, „das sei ein Vorzeichen des Todes eines Herrn." Selbst eine Mondsfinsterniß im Februar und ein im Sommer erschienener Komet wurden nachher von dem Glauben der Zeit darauf gedeutet.

Vielfach meinte zwar die Geistlichkeit ein Strafgericht Gottes darin finden zu können, weil Philipp der Erste gewesen, der ihre Güter den Kriegsleuten statt Soldes angewiesen; doch verhallten diese Stimmen in dem allgemeinen Leid, in dem Schreckens- und Weheruf, der von den Quellen der Donau und des Rheins bis zum Belt und zur Zuydersee hallte, und von den Alpen bis Rom, bis zur Spitze Siciliens. Philipp war ein Fürst gewesen, über die Maßen mild und leutselig, königlich freigebig mit Gütern und Schätzen seines Hauses, fern von allem Stolz, voll Ritterlichkeit, aber auch voll Haß gegen die Entartung des Ritterthums und seine Schänder, ein guter Feldherr, der aber gerne das Reich in Gerechtigkeit und Friede verwaltet hätte, für jeden Bittenden zugänglich, und ein Freund der Wissenschaft. Sein zarter schlanker Körper war durch Leibesübung gekräftigt, blondes Haar wallte in reichen Locken von seiner Scheitel, und Anmuth und Heiterkeit und etwas, das alle Herzen gewann, lag auf seinem Angesicht. Diese Vorzüge rühmen selbst seine Feinde ihm nach, und der Papst empfand tiefes Mitleiden, daß er ein solches Ende genommen, nannte es ein beklagenswerthes Ereigniß und drückte laut und stark seinen „Abscheu und seine Verwünschung gegen die Urheber dieser grausen That aus, die Söhne Belials." Denn

allgemein glaubte man, daß der König von dem Pfalzgrafen und andern Verschworenen absichtlich und meuchlerisch ermordet worden sei.

Wäre der wahre einfache Hergang auch öffentlich bezeugt worden, er hätte der Menge nicht genügt. Ein Königsmord war etwas zu Ungewöhnliches, als daß die Hast der Menschen nach großen Verbrechen, nach Ungeheurem, einer zufälligen Ursache Glauben geschenkt und nicht lieber abenteuerliche Motive, einen wohlüberdachten Plan, eine Verschwörung zu Grunde gelegt hätte. Es waren nur zwei Augenzeugen, die sprechen konnten, der Truchseß und der Kämmerer: waren die Aussagen, welche die verschiedenen glaubwürdigsten Zeitgenossen in ihren Geschichtbüchern aufbewahrt haben, aus ihrem Munde, so widersprachen diese beiden Augenzeugen sich selbst untereinander, und die Verwirrung des ersten Schreckens, oder ihr eigenes Interesse ließ sie die reine Wahrheit nicht herausstellen; Otto von Wittelsbach selbst wurde nicht gehört, und so hatte die Einbildungskraft der Menschen freies Spiel, die seltsamsten und ungereimtesten Sagen und Mährchen auszuspinnen, um einen Beweggrund des Wittelsbachers zu der ungeheuern That aufzufinden. Die Einen sagten, Philipp habe ihm einst eine seiner Töchter zur Gemahlin verheißen und später, als der König die heftige, ungestüme Gemüthsart desselben erkannt, unter dem Vorwand zu naher Verwandtschaft die Zusage zurückgenommen; Andere erzählten das Gleiche von dem Sohne des Pfalzgrafen; wieder Andere, der König habe früher mit einer Tochter des Pfalzgrafen sich verlobt und sie verlassen. Nach Andern sollte der Wittelsbacher um die Hand einer Tochter des Herzogs Heinrich von Schlesien geworben und den König um eine schriftliche Unterstützung seiner Werbung angegangen haben. Dieser, der seiner Tochter Schicksal nicht an einen so wilden Mann binden gewollt, habe dieses Loos auch dem ihm von seiner Mutter her verwandten schlesischen Fürstenkinde nicht bereiten wollen, und ihm ein versiegeltes Schreiben übergeben, worin er den Herzog warnte. Ein Flecken auf der äußern Seite des Briefes habe in dem Pfalzgrafen Verdacht erregt, ob dies auch derselbe Brief sei, welchen der König ihm vorgelesen, er habe ihn geöffnet, die Treulosigkeit erkannt, und auf seinen Tod gesonnen.

Und alle diese Mährchen fanden Glauben; Niemand gedachte der Einen einfachen Thatsache, daß Otto von Wittelsbach bis auf die letzte Zeit von dem König zu den wichtigsten Aufträgen gebraucht wurde, und

daß er bis zur letzten Stunde sein Vertrauter, sein Lieblingsgesellschafter war, an dessen Unterhaltung er besondern Gefallen fand, der unangemeldet jeden Augenblick freien Zutritt zu ihm hatte. Manche sahen in dem Königsmord einen Streich der Politik, und ihr Verdacht fiel bald auf den Landgrafen von Thüringen, bald auf den Böhmenkönig, bald auf den Bayernherzog, als den Anstifter des Mordes, der keine That war, sondern ein Ungefähr, welches aus dem unvorsichtigen Scherze eines vom Hochzeitmahl Halbtrunkenen blutigen Ernst machte.

Die Folgen dieses Ereignisses wandelten die Lage des Reiches um. Das versammelte Heer ging auseinander. Die Hausvasallen rissen von dem verwaisten Erbe des hohenstaufischen Hauses an sich, was Jeder vermochte, und drängten als Erben in die Burgen und Güter sich ein, welche ihrer Treue vertraut waren. Der Welfe rüstete sich, den ihm feindlichen Fürsten seine Anerkennung und den Thron mit den Waffen abzuzwingen. Diese waren des langen unheilvollen Krieges müde, der Pfalzgraf zu Rhein, der Papst, selbst des ermordeten Königs Kanzler, der Bischof zu Speyer, waren für Otto, und am Martinstag 1208 ward er zu Frankfurt von allen Fürsten des Reiches als König anerkannt. Der Speyerer lieferte ihm die Zeichen der königlichen Würde, die Schätze zu Trifels und das übrige Erbe der Hohenstaufen aus; denn Otto, der Welfe, hatte beschlossen, durch eine Verbindung mit der ältesten Tochter seines hingeschiedenen Gegners die Herzen der Vasallen des schwäbischen Hauses an sich zu fesseln, und durch diese Verschmelzung des Hohenstaufischen und Welfischen auf dem Throne die Parteien zu beruhigen und zu versöhnen.

Mitten in die glänzende Versammlung der Fürsten des Reiches führte der Kanzler Beatrix, Philipps und Irene's königliche Tochter. Im elften Jahre stand die zarte Fürstin, die doppelt verwaiste. Unter Thränen klagte sie, wie ihr „durch des Pfalzgrafen ruchlose That der Vater, und bald durch Gram darüber die Mutter entrissen worden," und forderte „Gerechtigkeit und Strafe des Mörders," sie die Hohenstaufin, von dem Welfen, dem Feinde ihres Hauses. Die ganze Versammlung war bewegt, bis zu Thränen, selbst der König, als die Enkelin des großen Rothbarts den Sohn des Löwen um Hülfe flehte und diese jetzt verlassen vor dem gekrönten Welfen stand, wie sein Ahn einst vor dem kron- und glückgeschmückten Hohenstaufen. Wie einstimmig riefen die Fürsten mit ihr zum König, daß er den Mörder und seine Mitschuldigen bestrafe.

Ohne daß Otto von Wittelsbach, wie es Fug und Recht heischte, geladen, ohne daß die geringste Rechtsform beobachtet worden wäre, sprach der König über den Ungehörten, den Abwesenden die Acht und Aberacht aus, über den Markgrafen von Andechs und dessen Bruder, den Bischof von Bamberg, welche der Verdacht als seine Mitverschworenen bezeichnete, und über alle Anhänger des Pfalzgrafen: ihre Güter wurden für verwirkt, ihr Haupt für vogelfrei erklärt, am 15. November 1208.

Bei den Einen war es die tiefe Entrüstung über den vermeinten Meuchelmord, was sie nicht besonnen verfahren ließ; bei den Andern der langgenährte Groll und Haß gegen den stolzen Pfalzgrafen, dessen strenge Gerechtigkeit wohl Manchen ihrer Verwandten schnell aus seinem räuberischen und ordnungsstörenden Treiben hinweggerafft; besonders lockend und verblendend waren die reichen Lehen und die Würden der Verurtheilten, die nun an die Verurtheilenden übergingen. Denn das Gefühl für Recht und Ehre war in dem langen Kronkampf fast ganz untergegangen, und Treulosigkeit, Raubsucht, Gold- und Landgier, welche ohne Erröthen Stimme und Schwert an den Meistbietenden verkaufte, und die Partei drei und viermal wechselte, befleckte die Seelen der Männer. Das Ritterthum, das unter dem großen Rothbart plötzlich und schön aufgeblüht war, jene edle Begeisterung, welche das Zeitalter mit Glanz, Leben und Reiz durchdrungen hatte — alle jene Herrlichkeit war verschwunden, und, wie in der Sage der große Kaiserheld selbst, von der deutschen Erde hinweg durch böse Geister ins Dunkel verbannt. Auch die unbefangene Unschuld und die Zucht der Frauen hatte der Unsitte Raum gegeben, und die Romantik des Schönheitsdienstes, der ritterlichen Liebe und des Liebesgesangs hatte ihre Reinheit und Blüthe überlebt, und war in Etwas ausgeartet, das von seiner ersten veredelnden Kraft sehr ferne lag. Die Kirche und ihre Bannstrahlen, das Leben und die Sitten der Geistlichen, das ewige Gezänke mehrerer Bischöfe bald um diesen, bald um jenen Sprengel brachten Verwirrung, Gleichgültigkeit, Verachtung gegen das Göttliche und seine Diener; wie die Sitten und der äußere Wohlstand, kamen Glauben und Gotteshäuser in Verfall, und wie die sittliche Welt aus ihren Fugen wich, und die wilden Horden mit der Brandfackel des Krieges blühende Gaue zur Wüste machten, so vollendeten Ereignisse der Natur, die aus ihrer Ordnung trat, städtezerstörendes Erdbeben, Seuchen unter Menschen und Thieren, lange Kälte und

unmäßige Hitze, und daraus hervorgehend Mißwachs und Theurung, das allgemeine Elend der Gesellschaft, besonders der ärmeren Klasse.

Wohl rauschten in heiligem Zorne die Harfen edler deutscher Sänger strafend in die Wirren der Zeit hinein, und klagten die schwindende Zucht, die Herrenlosigkeit des Reichs, seine Unordnung und Schwäche, das Uebergreifen und Einmischen der Kirche in seine Angelegenheiten, das unredliche Spiel des Papstes, der es verwirre, um im Trüben zu fischen, das Unwesen des römischen Hofes und der Pfaffheit: aber diese Stimmen Reinmars des Alten und Walters von der Vogelweide verhallten wie Prophetenstimmen unter Ruinen. Und doch trieb und sproßte mitten unter den wüsten Kämpfen die edle Pflanze des Bürgerthums frisch und kraftvoll hervor zwischen den wankenden und stürzenden Säulen des entadelten Ritterthums. Es wuchs die Regsamkeit der Bürger in Künsten, Gewerben und Handel; es wuchs ihr Reichthum und ihre Kraft, ihre Freiheit, wie die Stärke ihrer Schutzwehren; es wuchs, weil hinter ihre Mauern die Sicherheit und der Wohlstand einlud, die Zahl der Städtebewohner durch Adel und Volk, welche vor der Bedrängniß der Zeiten dahin flüchteten; und es war, wie wenn die hohen Mauern und Wälle, welche die Städte umschirmten, auch den Geist der Verwilderung und Gemeinheit von ihnen abhielte, der draußen durch Deutschland herrschte. Nicht nur die selbständig gewordenen freien Gemeinden, auch die Fürstenstädte erwarben sich diesen Ruhm, und die Treue der Kölner und der Braunschweiger Bürger leuchtete, während unter Fürsten und Edeln Untreue und Abfall Mode ward.

In Otto's des Welfen stolzer Seele war ein Funke von dem Geiste seines Vaters, des Löwen, der seine königliche Tatze über Städte und Volk schirmend hielt, wider den Raub und die Gewalt des Adels. Otto nahm noch in Frankfurt allen Fürsten einen Eid ab, daß sie Frieden halten, dem Handel und Wandel Sicherheit gewähren, den Straßenraub an Edeln wie an Gemeinen bestrafen und keine ungerechten Zölle und Abgaben auflegen wollen. Ludwig, dem Herzog von Bayern, Otto, dem Grafen von Valey, und dem im Dienste der Hohenstaufen ergrauten Marschall Heinrich von Calden trug er die Vollziehung der Acht gegen die Königsmörder auf.

Als Otto von Wittelsbach sah, daß die Schärfe seines Schwertes, nicht genug bewacht, seinen König und Freund getödtet hatte, floh er entsetzt in das Gemach des Bischofs von Bamberg. Dieser rieth ihm,

dem ersten Sturm, den die Kunde des Vorfalls unter Philipps Leuten erregte, und der sein Leben bedrohte, durch schnelle Entfernung sich zu entziehen; er schwang sich auf sein Pferd und floh von dannen. Aber der Sturm der Leidenschaft breitete sich über ganz Deutschland aus, wie das Rachegeschrei seiner Feinde. Ohne Hoffnung, vor dem Aufruhr aller Stimmen, die selbst den Bischof und den Markgrafen von Istrien laut anklagten, seine Unschuld jetzt erweisen zu können, gedrückt von dem Gefühl der schweren Folgen seiner Unvorsicht, die als Blutschuld auf ihm lastete, machte der schon Geächtete keinen Versuch, sich vor den König und seine andern Feinde zu Gericht zu stellen; flohen doch selbst der Bischof zu Bamberg und sein Bruder, ihr Leben vor dem Verdacht und der Wuth blinder Leidenschaft zu retten, aus dem Reiche zu ihrer Schwester Gertrud der Ungarnkönigin; und so barg er sich, flüchtig in Bayern umherirrend, da und dort in geheimen Zufluchtsstätten, die Acht hing über seinem Haupte, die Vollstrecker der Blutrache waren auf seiner Fährte.

Wittelsbach, die alte Stammburg seines Hauses, wurde von Herzog Ludwig von Bayern, obwohl sie auch seiner Ahnen Wiege war, bis auf die letzte Spur zerstört, eben so Andechs, das Stammhaus der Herzoge von Meran, des Geschlechtes des Markgrafen, die Schlösser Glaneck und Buchhorn; keines ohne muthvolle Gegenwehr der Getreuen des Geächteten. Die Reichslehen des Pfalzgrafen und den größten Theil derer des Markgrafen nahm der Bayernherzog an sich, sie waren ihm vom Könige zugesprochen, nur die eigenen Besitzungen den Erben der Geächteten vorbehalten. Von seiner Burg Calden, deren Ruinen an der Iller unweit Kempten zu sehen sind, erhob sich der greise Marschall Heinrich, und, an seine Ferse geheftet, der junge Ritter Wolf, der Sohn eines der von dem Pfalzgrafen hingerichteten Edeln, zur Jagd auf den Geächteten. Zu Abach, einem Hof des Klosters Eberach an der Donau in der Gegend von Regensburg, entdeckte der Durst nach Rache den unglücklichen Pfalzgrafen. Ahnungslos spielte er mit einem Widder, als die Reisigen den Hof umstellten, als die Schwerter seiner Feinde auf ihn, den Wehrlosen, einschlugen und durch viele Wunden ihn grausam hinschlachteten. Der Marschall selbst hieb ihm das Haupt vom Rumpf, und warf es in den nahen Donaustrom. Sieben Jahre lag sein Leichnam unbeerdigt; erst im Jahre 1216 erlaubte der Papst den Mönchen, ihn zu Indersdorf zu bestatten. Der Markgraf pilgerte ins heilige Land, kam bald zurück, und nach fünf Jahren erkannte der Neffe des erschlagenen

Hohenstaufen, Kaiser Friedrich II., seine Unschuld an und bestätigte ihn als Markgrafen von Istrien und Kärnthen. Sein Bruder, Eckbert, der Bischof von Bamberg, stellte sich vor dem päpstlichen Stuhle zu Rom, wie zuvor schon vor den päpstlichen Legaten in Deutschland. König Otto hatte ihn wie die Andern verurtheilt und seiner Güter, ja sogar die seiner Kirche in Beschlag genommen: aber kein Ankläger, kein Zeuge trat auf, die Schuld des Geächteten zu erweisen, so viele deutsche Fürsten, darunter seine bittersten Feinde, gerade zu Rom anwesend waren. Auch ein drittes Gericht, vor welches der Papst ihn stellte, und das aus drei geistlichen Fürsten des Reichs bestand, konnte nichts als seine Unschuld auffinden, und er ward im Jahre 1211 auf einer feierlichen Versammlung vieler Fürsten und Herren in sein Bisthum wieder eingesetzt. Die Todten aber konnten nicht mehr sprechen und blieben todt.

Während die Vollstrecker der Acht ihrem Werke nachgingen, ging König Otto den Rhein hinauf nach Schwaben. Es war ein ungewöhnlich fruchtbares Jahr, die ersten Lebensbedürfnisse sanken dadurch, und durch den Frieden, zum wohlfeilsten Preise schnell herab; denn viele Hände konnten jetzt Lanze und Schwert mit dem Pflug und der Sichel vertauschen, die Strenge des Königs säuberte und sicherte die Straßen und mäßigte die Erpressungen der Kirchenfürsten. Darum priesen ihn und seine Zeit Mönche und Volk, nicht aber die Fürsten und der Adel, und alle die nicht, in welchen das Gefühl der Würde des Reiches und der Geist der hohenstaufischen Partei lebte. Es mußte ihnen mißfallen, daß der Welfe das ganze hohenstaufische Erbe als Eigenthum der von ihm auserwählten Gemahlin für sich besetzte, ohne Rücksicht auf die andern Erben. Die großen Reichsfürsten thaten keine Einsprache, weil er auch sie, die sich mit dem Erbe seines Vaters, des Löwen, bereichert hatten, in ihrem Besitz ließ. Die hohenstaufischen Freunde aber gedachten der beraubten drei andern Töchter ihres geliebten Philipps, sie gedachten des Sohnes ihres freigebigen Kaisers Heinrich im Palast zu Palermo.

Es mußte sie empören, daß der König ihrer Wahl sich König von des Papstes Gnaden nannte; es mußte sie erbittern, daß er, hochfahrend und übermüthig, Grafen und Herren mit Worten und Thaten kränkte und verunehrte, sie, die ohne Unterschied, besonders aber die Hausvasallen der Hohenstaufen, nur freundliche und liberale Herren gewohnt waren; es mußte sie reizen, daß Otto ohne Weiteres die erledigten Lehen und Pfründen in Schwaben und Franken gegen das alte Her-

kommen den Sachsen und Engländern seines Gefolges zuzuwenden suchte. Als er von Weihnachten bis Ende Januars 1209 zu Augsburg weilte, sammelten sich die Fürsten und Herren der umliegenden Lande, und besonders zahlreich die großen und kleinen Vasallen des hohenstaufischen Hauses um seinen Hof. Bald genug offenbarte sich der Widerpart, der sich gegen ihn gebildet. Er aber verließ sich auf das starke reisige Gefolge, das unter der Führung des Marschalls von Calden um seinen Thron stand; er entschied streng gegen die Großen, welche in der letzten Zeit Güter von Klöstern und Kirchen oder Rechte darüber an sich gerissen, und als sich diese wider solche Begünstigung der Geistlichkeit auflehnten, gab er Befehl, die Frevler zu ergreifen und vor seinen Richterstuhl zu bringen.

Auf dieses entwichen die meisten Vasallen in der Nacht aus der Stadt; einer aber ward von den königlichen Reisigen aus seiner Herberge gerissen und mit solcher Gewalt vor den König geschleppt, daß ihm das Gewand schimpflich auf dem Leib zerfetzt ward. Das war aber einer der treusten und mächtigsten Vasallen des hohenstaufischen Hauses, Heinrich, Herr zu Neuffen und Graf von Marstetten und Graispach. In ihm waren alle Anhänger der Hohenstaufen, ja der ganze Adel verletzt. König Otto fürchtete das Königskind im fernen Sicilien, er wollte die Treuen seines Hauses, seinen Anhang und seinen Halt im Lande unterdrücken und Jenes dadurch unschädlich machen: aber sein Verfahren, so plump und unklug, verstärkte die Partei des Staufen, und wandte auch den übrigen Adel dieser Lande von ihm ab. Es war kein Ersatz, daß um diese Zeit aus dem schönen Lande der Orangen und des Lorbeers, aber nicht der Treue, die Gesandten der Städte die goldenen Schlüssel ihrer Thore, reiche Geschenke und ihre Huldigung dem neuen König brachten; daß Botschaften aus Ungarn, Polen und Mähren seinen Hof verherrlichten.

Der König fühlte es. Durch glänzende Feste, durch die Freuden einer königlich ausgestatteten Tafel strebte er die Herzen derer zu fesseln, die mit ihm hielten, und ließ sich von zweiundfünfzig Cisterzienser-Aebten, die seine Küche und sein Keller an seinem Hofe festhielt, und die mit ihm von Stadt zu Stadt durchs Reich wanderten, in die Gemeinschaft ihres Ordens aufnehmen. Als „König von des Papstes Gnaden," beschwor er den Legaten desselben noch mehr Zugeständnisse als früher, und als diese die Einwilligung des Papstes in seine Vermählung

mit der Hohenstaufin Beatrix erklärt hatten, weil sie, obwohl so nahe blutsverwandt mit ihm, zum Wohle des Reiches diene, und als die Fürsten zustimmten, da sie darin eine Heilung des alten Risses zwischen der Hohenstaufen- und Welfen-Partei sahen, geschah die Verlobung. Dreihundertfünfzig Schlösser nahm er mit ihr als Mitgift.

Es war auf dem Tage zu Würzburg im Maimond 1209; fast alle geistlichen Fürsten und niedern Prälaten, die weltlichen Herzoge und Fürsten und Barone des Reichs, und der König von Böhmen verherrlichten den glänzenden Tag. Geführt von den Herzogen von Oesterreich und Bayern, ihren Verwandten, trat die junge Braut in die Versammlung, dem Throne gegenüber. Kindheit und Jungfräulichkeit stritten in ihrer schönen Gestalt, und dieses Streiten und Ineinanderfließen beider erhöhte das Wunderbare ihres Reizes. Die Fürsten fragten sie um ihre Zustimmung, und erröthend gab sie ihr Ja. Da stieg der König vom Throne, verneigte sich vor ihr und überreichte ihr einen kostbaren Ring, sie steckte ihn an den Finger zum Zeichen der Verlobung, und er umarmte und küßte sie im Angesichte der Fürsten. Dann führte er sie zu einem für sie bereiteten Sitze dem Thron gegenüber, zwischen den Kardinallegaten; sie setzte sich, die Fürsten ließen sich gleichfalls auf ihre Sitze nieder, der König stieg wieder auf seinen Thron und rief zu der Versammlung: Seht da eure Königin, ehrt sie wie es ihr gebührt! Nach den Festen wurde die königliche Braut und zu ihrer Gesellschaft eine ihrer Schwestern mit glänzendem Geleit nach Braunschweig geführt, wo Heinrich, der Pfalzgraf zu Rhein, der Gemahl ihrer verewigten Muhme Agnes, seinen Hof hielt. Der König aber blieb in Franken, um sich zur Fahrt nach Italien, zur Reise nach der Kaiserkrone zu rüsten.

Auf das Fest des heiligen Jakob sammelten sich um ihn die Erzbischöfe, Dietrich von Köln, Johann von Trier, Albert von Magdeburg und eine große Zahl anderer Prälaten mit glänzenden Gefolgen, die Herzoge von Oesterreich, Bayern, Lothringen, Kärnthen und Zäringen, viele Markgrafen und Grafen, Barone und Edle; die Lehensherren, die nicht selbst erschienen, sandten ihre Dienstmannen, und es wurden bei fünfzehnhundert Ritter gezählt, unter ihnen auch manche gefeierte Sänger der Zeit, die Italiens schönen Himmel, Roms Herrlichkeit und die Feste der Weltstadt sehen wollten, namentlich der vortreffliche Meister des Gesanges, der tiefsinnige und großartige Dichter des Parzival

und Titurel, Wolfram von Eschenbach. Aber auch treffliche Bürger geleiteten ihren König, man zählte gegen vierthalbhundert Pikelhauben aus der Stadt Braunschweig. Seinen Bruder, den Pfalzgrafen, setzte er zum Reichsverweser diesseits, den Brabanter jenseits der Mosel, den Grafen von Habsburg in den obern Landen und im Hochgebirge; dann zog er hinab nach Italien, der stolzesten Hoffnungen voll.

Neunzehntes Hauptstück.

Zehn Jahre lang hatte kein deutscher Kaiser und kein deutsches Heer den Boden Italiens betreten. Es war eine lange schöne Zeit, in welcher kein fremdes Waffengeräusch, kein Schrecken vor fremder Unterdrückung den Ausbau der innern Verfassung in den italienischen Republiken störte. Die Gefahr von Außen hatte den Lombardenbund geschaffen und gehalten; mit ihrem Verschwinden fielen seine Bestandtheile auseinander, und jede Stadt ging ihren eigenen Weg.

Ruhe war nicht das Element, worin sich das brausende Blut dieser jungen Republiken wohl befand. Auch die Freiheit der Völker und Staaten muß ihre Jugend vertoben, Kampf und That wird von ihr gesucht, wenn sie sich ihr nicht bieten. Jetzt kämpfte eine Stadt mit der andern, wie früher, aber neu war der Kampf, der nun entschieden in blutig ernster Gestalt im Innern jeder einzelnen Stadt hervortrat. Die große Spaltung, welche seit lange durch Italien lief, und seine Städte in zwei feindliche Lager schied, in solche, welche für die Freiheit und die Kirche, und in solche, welche für den deutschen Kaiser und die weltliche Macht des Reiches waren: diese Spaltung lief jetzt durch jede einzelne Stadt, jede einzelne Gemeinde, oft jede einzelne Familie, und stellte die Glieder derselben sich feindlich gegenüber, jedes unter das Banner eines entschiedenen, jetzt erst gefundenen Parteinamens. Ein Namen ist Schall und Rauch, eine Fahne nur ein Stück Linnen, aber Beiden wohnt eine magische Kraft der Anziehung und der Vereinigung inne.

Während jenseits der Alpen auf deutschem Boden der Welfe und der Waiblinger um die Krone stritten, ohne daß ihre Namen von ihren

Anhängern getragen wurden, nahmen diesseits des Gebirges die italienischen Parteien die Namen der streitenden deutschen Häuser zu ihrer Fahne, und Welfen und Gibellinen wurden die Benennungen, woran sie ihre Kämpfe, ihre Gesinnungen und Leidenschaften knüpften.

Man konnte von jedem Adeligen, von allen bedeutenderen Bürgern, namentlich sagen, ob sie zu dieser oder jener Partei gehören, und sie trugen dieselbe nicht bloß in Farben und Abzeichen, sondern selbst in der Anlage der Fenster an ihren Häusern zur Schau: die Gibellinen hatten drei Fenster neben einander, die Welfen nur zwei. Der Adel, der von seinen Burgen in die Städte hereingezogen war, suchte die ganze Macht derselben an sich zu reißen, und die Kräfte der Bürger für die Entwürfe seines Ehrgeizes zu benützen; aber in dem Schoos des Adels selbst strebten die Geschlechter eines über das andere sich empor zu schwingen, und da in der letzten Zeit die Macht des gesetzlichen Oberherrn, des Kaisers, auf Null herabsank, sich selbst zu Herren der Städte aufzuwerfen. Stolze Plane der Selbstsucht, stürmisches Trachten nach Herrschaft und Reichthum waren es, was die Edeln mit den schön klingenden Namen der kaiserlichen Gibellinen, der für Freiheit und Kirche streitenden Welfen verdeckten.

Eben so suchten auch die Städte unter der Maske dieser Namen im Ganzen nur die eine die Unterdrückung der andern. In allen Städten war der Stand der Handwerker und Arbeiter, die niedere Volksmasse von jedem Antheil an der Stadtregierung ausgeschlossen. Dadurch daß sie reicher wurden, und daß sie von einer der beiden Adels- und Freienparteien in die Theilnahme am Kampfe durch Versprechungen und Zugeständnisse hineingezogen wurden, kamen auch sie zur Freiheit und zur Theilnahme an der Verwaltung, und bald verschmolz sich in den meisten Städten der Kampf der verschiedenen Stände mit dem Kampfe der Welfen und Gibellinen.

Die Edeln, welche vom Lande in die Stadt zogen, hatten draußen noch immer ihre Schlösser auf den waldigen Hügeln, ihre Vasallen, ihre Verwandten. In den Städten selbst waren ihre Wohnungen, die sie sich bauten, wahre Festungen mit Mauern und Thürmen. Unter sich einig, mußte der Adel überall in den Städten die Bürger unterjochen, aber seine nie ruhenden Leidenschaften reizten seine Glieder gegen sich selbst, besonders aus dem Landadel gegen den früher eingelebten städtischen Adel, über dem er sich hoch dünkte, zu Haß und blutigen Fehden.

In diesen Fehden stellten sich einzelne Adelige und ihre Familien an die Spitze des Volkes, und unter dem Namen „Führer des Volks," dem sie Vortheile und Schutz gewährten, die ihnen die andern Stände versagten, schwangen sie sich durch die große Gewalt, welche ihnen als seinen Führern das Volk hinwieder einräumte, da und dort zu Herrschern auf, denen nichts als Name und Diadem fehlte. Besonders gelang dies auch den fremden Podestas, welche, wie es einst Kaiser Rothbart gewollt hatte, statt der Consuln als Oberhaupt gewählt wurden, aber, um sich gegen Parteilichkeit zu sichern, niemals aus der Mitte des Adels und der Freien der eigenen Stadt, sondern aus einer andern Republik. Umgekehrt sah sich da und dort der Adel genöthigt, dem Mächtigsten aus seiner Mitte im Kampfe mit dem Volk eine gewisse Diktatur und damit die Verführung zum Streben nach Alleinherrschaft frei zu lassen.

Die Gewaltthaten aber, welche die Edeln gegen einander übten, waren nicht gewöhnlicher Art.

Als König Konrad der Salier nach Italien zog, war in seinem Gefolge Ezel, ein deutscher Ritter, tapfer aber arm; denn er kam mit einem einzigen Pferde. Als Preis seiner Treue gab ihm der König Onara und Romano, zwei schöne Landschaften in der trevisanischen Mark, zu Reichslehen, und als er sich mit einer Edeln des Landes, wohl einer Verwandten des Bischofs von Vicenza, vermählte, überließ ihm dieser die reiche Vogtei über Bassano. Von dieser Grundlage aus erhob sich das Haus der Ezeline bald zu einem der mächtigsten in der veronesischen Mark. Die Söhne bauten daran weiter, und sein Enkel Ezelin der Stammler vereinigte in sich den Gesammtbesitz seines Hauses schon als ein kleines Fürstenthum. Fest an König und Reich haltend, wie sein Vater und Großvater, zog er mit Konrad dem Hohenstaufen zum heiligen Krieg ins Morgenland. Den mit Ruhm zurückgekehrten Streiter des Herrn überhäuften der Patriarch von Aquileja und andere Prälaten mit reichen Schirmvogteien und Lehen, und sein Sohn Ezelin der Mönch stand gegen Kaiser Rothbart als oberster Feldhauptmann an der Spitze des Lombardenbundes.

Dieser letztere, dem die klösterliche Zurückgezogenheit seiner letzten Lebensjahre den Beinamen des Mönchs zuzog, verlor durch frühen Tod seine Gemahlin Agnes von Este, und er vermählte sich mit jener schönen Speronella Dalesmani, die einst Graf Pagano, des Rothbarts

Vogt zu Padua, ihrem ersten Gemahl entführt, und die jetzt ihrem vierten Manne entfloh, um sich Ezelins Liebe zu ergeben. Dieser war eines Tages Gast im Hause Olderichs von Fontana; die jungen Männer badeten mit einander und Ezelin bewunderte die männliche Schönheit seines Wirthes. Zu Hause pries er seiner Neuvermählten redselig die Pracht und das Wohlleben im Hause Olderichs, und die Schönheit desselben, und Speronella entlief in lüsterner Brunst in Olderichs Arme. Der alte Stammler hatte seine Tochter an einen der vornehmsten Edeln aus Padua, den Grafen Tisolino von Campo di San Pietro, seinen trauten Freund, vermählt, und zwei Söhne waren die Frucht dieser Ehe: der älteste war eben mannbar. Tisolino suchte für ihn eine reiche Erbtochter zur Gemahlin. Er fand sie in der schönen Cäcilia da Baone, einer Waise. In der Freude seines Herzens eilte er zu dem alten Ezelin, um ihm, dem Schwäher, dem Freunde, das glückliche Gelingen seiner Absicht mitzutheilen. In des Alten Seele keimte aus diesem Vertrauen seines Eidams ein Gedanke, von welchem er ihn nichts ahnen ließ: er beschloß, eine so gute Partie seinem Enkel zu entreißen, um sie, da eben seinem Sohne die Gemahlin entlaufen war, diesem zuzuwenden; er bestach die Vormünder des jungen Mädchens, ließ sie heimlich durch seine Reisigen nach Bassano entführen, und vermählte sie sogleich mit seinem Sohne.

Die ganze Familie Campo di San Pietro schwur, diese Treulosigkeit zu rächen. Gerardo, so hieß der Jüngling, welchem die Braut in eine Tante verwandelt worden war, faßte glühenden Haß gegen diese und die Ezeline. Wenige Monde nach der Vermählung besuchte Cäcilia ihre Güter jenseits der Brenta. Ihr Gefolg war mehr glänzend als stark. In ihrem Schlosse St. Andreas überraschte sie Gerardo, entführte sie aus der Mitte ihrer Umgebungen und genoß mit Gewalt ihre Reize, dann ließ er sie gehen. Cäcilia verheimlichte ihrem Gemahl ihre Entehrung nicht, er verstieß sie und vermählte sich mit Adelaide, Gräfin von Mangona, während der tödtliche Haß, der von nun an die Familien Ezelin und Campo di San Pietro trennte, und von Vätern auf Kinder erbte, in offener Fehde sich entlud, und immer neue Nahrung erhielt.

Im Frieden zu Constanz versicherte Kaiser Rothbart Ezelin den Mönch besonders seiner vollen Gnade; er sah in diesem aufblühenden Fürstenhaus eine feste Säule des kaiserlichen Thrones inmitten der neuen

Republiken, und der Stamm Ezelin trieb herrliche hoffnungsvolle Zweige. Sechs blühende Töchter und zwei Söhne schmückten sein Haus. Er vermählte sie in die edelsten Familien und stärkte durch diese Verbindungen seine Macht noch mehr. In den mächtigen Häusern der Conti von Vicenza und der Salinguerras in Ferrara hatte er Eidame: so groß der Reichthum, so berühmt war die Schönheit seines Geschlechtes. Der große strenge Dante feiert im neunten Gesange seines Paradieses die jüngste der Töchter Ezelins, Kunizza, obwohl ihr ganzes Leben eine Reihe der auffallendsten Liebesabenteuer war; ihre Zeit nannte sie die Tochter der Schönheit, und ihr Geliebter, Sordello de Visconti, einer der berühmtesten Troubadoure Italiens, machte ihren Namen eben so bekannt durch seine Abenteuer, als durch seine Lieder.

Zu Vicenza, wo Ezelin das Bürgerrecht und einen festen mit Thürmen versehenen Palast besaß, weilte er gewöhnlich. Die Welfenpartei dieser Stadt errang 1194 die Oberhand, und die Familie Ezelins und die ganze kaiserliche Partei wurden verbannt. Ezelin lieferte in den Gassen der Stadt seinen Gegnern eine Schlacht, er selbst legte Feuer an die nächsten Häuser, ein Theil der Stadt loderte in Flammen auf, dann erst wich er mit seiner Familie und seinem neugebornen Sohn, der eben unter diesen Brand- und Blutscenen geboren worden war, und der unter dem Namen des „Wüthrichs" seine brennenden Fußstapfen in die Geschichte der Menschheit eingedrückt hat.

Ezelins Macht wuchs auch in der Verbannung, sein Reichthum brachte die mit ihm Verbannten und Geächteten, denen es an Mitteln fehlte, in seinen Dienst und Sold, und bald ward er und seine Partei wieder zurückberufen; die Republik Verona, mit der er im Bunde war, half ihm dazu. Das Jahr 1204 brachte ihm eine ausgesuchte Rache an dem ihm tödtlich verhaßten Geschlecht der Campo di San Pietro; er wußte in Maria von Campo Liebe zu sich zu entzünden, das schöne Mädchen floh zu ihm, und er hielt sie als seine Beischläferin. Die Schmach zu rächen und sie ihm wieder zu entreißen, waffneten ihre Verwandten und fanden Beistand bei dem Markgrafen Azzo von Este.

Azzo leitete sein Geschlecht von einem und demselben Ahnherrn mit den braunschweigischen Welfen her, und gehörte schon darum dieser Partei an. Der Papst belehnte ihn als treuen Anhänger der Kirche mit der Mark Ancona, Ferrara erkannte ihn später als Herrn, und wie Ezelin im obern Theile dieser Lande, herrschte er im Süden. Jeder stand

in den Kämpfen der Parteien der benachbarten Städte seiner Partei bei, und bald wurde diese, bald jene vertrieben; der Fehde machte wieder kurzer Friede, der Eifersucht der Schein der Freundschaft Platz.

So besuchte Ezelin im Winter 1205 ein ritterliches Fest. Nur zwölf Edle waren in seinem Gefolge; er trug einen Hermelinmantel, sonst war er ganz gleich wie seine Genossen gekleidet, aber vorsichtig ließ er den Hermelinmantel der Reihe nach herumgehen, in der einen Stunde trug ihn dieser, in der andern jener: Heimtücke, falls solche auf Ezelin lauerte, konnte am Hermelin kein Kennzeichen des rechten Mannes haben. Eines Tages ging Ezelin mit seinen Rittern auf dem Markusplatze spazieren. Unterwegs schloß sich ihm der Markgraf Azzo an, und wandelte mit ihm in traulichem Gespräch den Platz entlang, da stürzten Meuchelmörder auf sie; der, welcher den Hermelinmantel trug, sank unter ihren Dolchen zusammen; sie erkannten ihren Irrthum: der Ritter Bonnacursio trug den Hermelin. — Der Markgraf hielt Ezelin, dieser aber riß sich mit Gewalt los, und sagte allenthalben aus, der Markgraf habe ihn nicht gegen die Meuchelmörder vertheidigt, sondern seinen Arm ergriffen, um ihn zur Gegenwehr zu lähmen, damit er unter den Dolchen derselben, welche Campo di San Pietro mit Wissen und Willen des Markgrafen gedungen, unfehlbar des Todes würde.

Von da an entbrannte eine lange Fehde, jetzt siegte Ezelin, jetzt Azzo; der Letztere gewann Verona, Vicenza, Mantua und Ferrara. Ezelin war durch Krankheit gelähmt, aber bald nahm sein Verbündeter Salinguerra, das Haupt der Gibellinen in letzter Stadt, diese wieder ein; Treviso und Padua hielten zu Ezelin, und dieser hatte Hoffnung, Vicenza zu erobern. Sein und Azzo's Heer waren einander so nahe, daß eine Schlacht bevorstand, als die Botschaft des Königs Otto Stillstand gebot, und sie an seinen Hof nach Orsaniga beschied.

Otto hatte den Patriarchen Wolfger von Aquileja nach Italien vorausgesandt. Dessen gewaltsames Verfahren hätte nahezu die Gemüther empört, statt gewonnen; er forderte in den Städten, welche sich ganz unabhängig gemacht, Herstellung aller Rechte des Reichs und schwere Geldsummen. Der Papst sah sich zu der Warnung genöthigt, daß der Bogen, allzustraff gespannt, leicht breche, und Otto eilte, Italien selbst zu erreichen. Beide Parteien in Italien sahen seiner Ankunft nicht mit

Furcht, sondern mit Hoffnung entgegen. Die Welfen sahen in ihm den Welfen, den Schützling und gehorsamen Sohn der Kirche; die Gibellinen sahen in ihm den König und Kaiser, und in seinen Waffen die Stütze, in seinem Interesse die Begünstigung ihrer Partei, welche die kaiserliche Sache hielt.

Durch die Krümmungen des Etschthals erreichte er Trient. Er fand die Veroneser Klause bereits durch den Patriarchen mit Kriegern des Reiches besetzt, und lagerte am Ausgange des Etschthals, wo die hieher entbotenen Großen des Landes seiner warteten: der Markgraf Azzo, Ezelin, Salinguerra und Andere. Er hatte erkannt, wie wichtig die beiden ersten Männer für ihn waren, die sich eigentlich zum Mittelpunkt und zu Herrschern der ganzen Mark gemacht. Er empfing Beide mit besonderer Auszeichnung. Ezelin erschien ihm wie geschaffen, die kaiserlichen Vorrechte zu verfechten; denn seit er die Krone allein trug, überwog in Otto der Kaiser den Welfen, und so wies er dem mächtigen Gibellinenhaupt Ezelin das kostbarste Zelt im Lager an, und ehrte ihn durch vertrauliche Gespräche; in Azzo ehrte er eben so den Blutsverwandten.

Eines Tages klagte Ezelin vor dem Kaiser den Markgrafen jenes Mordangriffs in Venedig an, bezüchtigte ihn der Verrätherei und der Treulosigkeit und forderte ihn zum Zweikampf. Der Markgraf antwortete, Ezelin könne ihn finden, wo er wolle; nur müsse es außerhalb des Königshofes sein. Otto befahl Beiden, zu schweigen. Des andern Tags ritt Salinguerra mit einem Gefolg von hundert Rittern im Hoflager ein, trabte trotzig am Zelte des Markgrafen vorüber, warf sich dem König zu Füßen, erhob gegen Azzo dieselben Klagen und begehrte Erlaubniß zum Zweikampf. Gelüstet es Salinguerra nach Kampf, sagte der Markgraf stolz, so ist in meinem Gefolg mancher Ritter, der ihm an Adel und Tapferkeit vorgeht; ein solcher wird es mit ihm aufnehmen. Der Wortwechsel nahm eine so ernste Wendung, daß des Reiches Marschall, Heinrich von Kalinthin, mit andern deutschen Rittern das Schwert aus der Scheide riß, und den Streitenden im Namen des Königs Ruhe gebot. „Keiner, entschied dieser, soll fortan in meiner Gegenwart von diesen Händeln und von Zweikampf sprechen!“

Er war entschlossen, die beiden Parteihäupter mit einander zu versöhnen, sie waren zu wichtige Stützen seiner italienischen Interessen. Er lud des andern Morgens Beide zu einem Spazierritt und nahm den einen rechts und den andern links an seine Seite. Nach einer

Weile wandte er sich zuerst in französischer Sprache an Ezelin: „Herr Ezelin, laßt uns den Markgrafen begrüßen.“ „„Gott erhalte Euch, Herr Markgraf,““ rief dieser sogleich, lüpfte den Hut und nickte mit dem Kopf. Ohne den Hut zu rücken, antwortete der Markgraf bloß: „Gott erhalte Euch, Herr Ezelin.“ Als der König dies sah, wandte er sich an den Markgrafen: „Herr Markgraf, laßt uns Ezelin grüßen!“ Der Markgraf that wie zuvor; Ezelin aber erwiederte den Gruß und zog abermals den Hut. Sie ritten weiter; der Weg verengte sich so, daß nur Zwei neben einander Platz hatten. Der König ritt voran. Um seine vorige Unhöflichkeit wieder gut zu machen, oder weil er nicht traute, rief der Markgraf Ezelin zu, vorzureiten. Ezelin lud den Markgrafen zu dem Gleichen ein. So blieben Beide neben einander, und als der König nach ihnen zurück sich wandte, sah er Beide in lebhaftem und traulichem Gespräch, als hätten sie allen Groll vergessen. Das beunruhigte den König, und als er wieder im Lager war, ließ er Ezelin in sein Zelt rufen. Sage mir, fragte er ihn, die Wahrheit, Ezelin; was hast du heute mit dem Markgrafen verkehrt? „Herr, wir sprachen von den Tagen unserer Kindheit, erwiederte dieser; wir waren in unsern jungen Jahren einander zugethan.“ Habt ihr auch von mir gesprochen? fuhr Otto fort; und als Ezelin dies bejahte, wollte er wissen, was sie über ihn gesagt. „Wir sagten, Herr, wenn es Euch gemüthlich sei, so könnet Ihr so mild und freundlich sein als irgend Jemand, und kein Fürst der Welt sei Euch gleich; aber je nach Laune sei auch Niemand so barsch, hart und zurückschreckend, als Ihr; das haben wir über Euch gesagt.“ Nach Ezelin ließ er den Markgrafen kommen, und dieser sagte dasselbe fast mit denselben Worten. Das aber sagten sie nicht, daß sie Frieden geschlossen, um den Charakter des Königs zu ihrem beiderseitigen Vortheil auszubeuten.

Die Versöhnung dieser Häupter der beiden Parteien beruhigte Oberitalien. Durch glänzende Bewilligungen band der König diese Mächtigen an sich. Er zog fröhlichen Muthes größeren Absichten entgegen, und in Mailand begrüßte ihn die Bevölkerung mit Oelzweigen und Lobgesängen. Die Furcht vor seinem starken Heere brachte das ganze Land zu seiner Unterwerfung und große Summen in seinen Schatz. Vor Viterbo kam ihm der heilige Vater entgegen und küßte ihn freundlich auf den Mund, und Beide weinten vor Freude.

Zwanzigstes Hauptstück.

Am ersten Oktober sah die ewige Stadt die Zelte des königlichen Heeres vor ihren Mauern.

Ein blutiger Streit zwischen einigen deutschen Rittern, welche die wundervolle Stadt zu besehen hinein gingen, und dem römischen Volke, war kein gutes Vorzeichen. Der König schaarte darum sechstausend Geharnischte und Tausende von Bogenschützen um sich, als er mit den Fürsten und Prälaten des Reichs nach St. Peters Dom zog, wo der Papst alle Pracht und alle Herrlichkeit der Kirche zur Schau gelegt hatte, um die Augen der religiösen Deutschen zu blenden. Und es konnte nicht anders sein, der Sohn des Nordens, der schon seine einfachen Kirchen wie kostbare Wunder anstaunte, mußte über die Schwelle St. Peters in die Hallen des Paradieses zu treten glauben, wenn die Beschreibung des Doms getreu ist, wie sie ein Augenzeuge im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts gegeben hat. Eine Riesin unter den übrigen Gotteshäusern ragte die Kirche des Apostels in das Blau. Fünfunddreißig marmorne Stufen führten zu den drei Thoren der Halle, deren Wände von glänzendem Marmor und mit Malereien geschmückt waren. Drei große eherne Tafeln meldeten die Namen aller Königreiche, Fürstenthümer und Städte des Festlands und der Meere, die dem Stuhl des Apostels zinspflichtig waren.

Aus der Halle führten drei andere Pforten in das Paradies, einen mit Marmor gepflasterten Vorhof, aus dessen Mitte fünfzehn Palmen hoch ein kunstvoller Fichtenstamm aus reich vergoldetem Erz hervor wuchs: durch seine Adern stieg unermüdet ein Springquell und alle Zweige und Blätter träufelten wunderbaren Thau. Acht Säulen aus Porphyr hielten über der Krone der Fichte ein vergoldetes Dach, und vier vergoldete Delphine spieen Wasserstrahlen in ein großes Becken.

Aus diesem Paradiese trat man durch silberbedeckte Thore in das innere Heiligthum. Siebenundzwanzig Altäre reihten sich um den Hauptaltar des Apostels. Hier Kapellen mit Mosaikarbeit und köstlichem Metallschmuck, welche Reliquien der Heiligen bewahrten, dort prachtvolle Grabmale, deren Inschriften und Sinnbilder die darin Ruhenden, die Nachfolger des Apostels, verherrlichten. St. Peters Altar glänzte, gegen Morgen zu sich erhebend, im Glanze des Marmors und im Ge-

wande aller Schönheit und Pracht, welche die Kunst und der Reichthum der Zeit zu vereinigen vermochten. Vier Porphyrpfeiler trugen seine gewölbte Decke und zwölf schlank aufstrebende Säulen, wie Weinstöcke, bildeten seinen Eingang. Daneben strahlte in Diamanten, Rubinen und Smaragden ein Kreuz vom feinsten Golde, auf tausend Pfund schätzte man sein Gewicht, und daran, mit Smaragden eingefaßt, die goldene Tafel des alten und neuen Bundes. Vierzig silberne Lampen und Hunderte von Kerzen brannten darum her, und eine Menge goldener und silberner Leuchter von kunstvoller Arbeit, als flammende Riesenkreuze und Lichtbäume geformt, und die Leuchtfeuer und Flammenzeichen des Herrn genannt, ungeheure Kränze von Lampen aller Art, deren Lichtstrahlen von den eingefügten Edelsteinen in hundertfacher Stärke zurückstrahlten, gossen durch die heiligen Räume eine Klarheit, wie die Klarheit des himmlischen Tages, und das köstliche Nardenöl, welches sie tränkte, athmete unsichtbare Gewölke süß berauschender Düfte aus. Silberne Schafte trugen die Teppiche um den Chor, aus Goldstoff waren sie gefertigt, und die Hauptscenen der Leidensgeschichte darein gewirkt.

Hier erhoben sich auf silbernen und goldenen Piedestals Kruzifixe vom reinsten Golde mit edeln Steinen ausgelegt, dort die Bildsäulen der gefeiertsten Heiligen. Hier saß Christus auf dem Throne, zu seinen Seiten zwei Erzengel, und zwanzig Bildsäulen von Heiligen umher; dort trugen die prachtvollsten Fußgestelle noch prächtigere Becken und andere heilige Gefässe. Von dem Plafond herab strömten die Malereien einer tiefsinnigen Kunst die Mysterien des Glaubens in das trunkene Auge, mit dem Kreuze das Lamm Gottes, aus seinen Wunden fünf Bäche rinnend, und zu ihnen wallend als zwölf Schafe die Stämme Israels; anbetend zur Seite des Lammes der Papst selbst mit entfalteter Siegesfahne; oben im Sternenhimmel Christus thronend, in seiner Hand ein Buch und daraus hervorströmend die vier Evangelien als die Ströme des Paradieses und zu ihrem Labsal herbeieilend die Völker gleich durstigen Hirschen; dabei Petrus und Paulus, die Apostel, predigend, den Strahlenkranz um das Haupt, aus den Wolken ragend ein Arm und darunter hinfliegend die Taube des heiligen Geistes.

Dazu kam vom Hochaltar her, jetzt weich und mild, jetzt mächtig schütternd der Festgesang der Sängerschule. Das alles schien die Gefühle der Nordländer bewältigen zu müssen, und die Glorie der Kirche der weltlichen Macht gegenüber ihren Seelen unvergeßlich einzudrücken.

Das Volk füllte alle Zugänge zu dem Dom in so dichten Massen, daß der König nur durch die Speere seiner Reisigen und durch reichlich ausgeworfenes Geld Bahn gewann. An allen Straßen, die dahin führten, bildeten Ritter und Knappen Spaliere mit bloßen Schwertern, und die Mailänder hüteten die Tiberbrücke, damit nichts die Krönung störe. Feierlicher als je ward diese vollzogen, und als der König von dem Papste den Fingerring, das Schwert, die Kaiserkrone und das Scepter empfangen, verließ er den Dom, um den festlichen Zug durch die Stadt zu machen. Vor der Pforte hielt der Kaiser dem Papste den Bügel und durchritt mit ihm die Straßen, die Krone auf dem Haupte. Das Festmahl, das er der ganzen Stadt Rom gab, ward fröhlich begangen. Alle Gassen wiederhallten von lautem Jubel. Der Papst geleitete den Kaiser bis zum Thore und entließ ihn mit der Bitte, seinem Versprechen gemäß des andern Tages das römische Gebiet wieder zu verlassen. Es war dies der letzte Augenblick der Freundschaft zwischen dem Kaiser und dem Papst.

Otto hatte den schlauen Innocenz bis hieher zu täuschen vermocht. Jetzt, da er die Kaiserkrone auf seinem Haupte fühlte, ließ er die Maske fallen, und er, in welchem Innocenz nur den in Allem gehorsamen Sohn der Kirche gesehen, erklärte dem Ueberraschten, daß er nach seinem Krönungseid, nach welchem er keine Schmälerung des Reiches zugeben, sondern dasselbe allezeit mehren müsse, das, was er vor der Krönung dem Papste versprochen, weder halten könne noch dürfe. Er zog sein Heer nicht zurück.

Die Römer fanden die Freigebigkeit des Kaisers weit unter ihrer Erwartung, und die deutschen Gäste, die auf fremde Kosten lebten, reizten durch Uebermuth und Muthwillen das stolze Volk. Es kam zwischen deutschen Rittern und Römern zu neuem blutigem Streit, der bald die ganze Stadt und das kaiserliche Heer in eine völlige Schlacht verwickelte.

Hier erprobte Ezelin, wie wichtig sein gutes Schlachtschwert für den Kaiser war. Elfhundert Pferde erstachen die aufrührerischen Römer den ahnungslosen Deutschen; mehrere vornehme Ritter aus des Kaisers Gefolg, eine große Zahl Anderer wurden erschlagen. Die Stadt brach allen Verkehr mit dem kaiserlichen Lager ab.

Dadurch sah sich der Kaiser bald genöthigt, von ihrem Gebiet wegzuziehen; denn die Lebensmittel fingen zu mangeln an. Otto schrieb

zuvor noch freundlich an den Papst um eine Unterredung. Dieser antwortete ausweichend. Der Kaiser, zu schwach, die große Stadt zu stürmen, führte sein Heer nach Tuscien und nahm den alten Zankapfel, die mathildischen Güter, in Besitz. Dann versammelte er die ersten Rechtsgelehrten, die vornehmsten Männer der Städte und die Fürsten des Landes, und ließ die Rechte des Reiches untersuchen.

Die Rechtslehrer erklärten, der Eid, den der Kaiser für die Abtretung jener Lande an die Kirche geschworen, sei von ihm als Neuling, der von der Sache noch keine Kenntniß gehabt, geleistet worden, und darum nicht verbindlich; und er habe alles Recht, nicht bloß diese Lande, sondern auch Unteritalien und alle weltlichen Güter, welche die Kirche anspreche oder besitze, unter die Hoheit des Reichs zurückzuziehen. Die Bürger der Städte wollten lieber unter der Krone als unter der Tiare stehen: je weiter der Thron ihres Herrn von ihren Marken stand, desto weniger stand er dem Wachsthum ihrer Freiheit im Wege. Auch die Fürsten und Herren Italiens zogen das Reich der Priesterherrschaft vor.

So belehnte er den Markgrafen Azzo mit der Mark Ancona, Diephold, der sich als Herr von Salerno bisher in Unteritalien, und mit ihm mancher andere Deutsche, behauptet hatte, mit dem Herzogthum Spoleto, und gewährte den Städten in Tuscien und in der Lombardei große Bewilligungen. Besonders Mailand, Parma, Bologna und die wichtige Seemacht von Pisa gewann er dadurch für seine Plane, und ohne Sorge sah er jetzt den größten Theil der deutschen Fürsten und Herren nach abgelaufenem Lehendienst in die Heimath zurückkehren. Erfolglos verhallten des Papstes Mahnungen. Der Kaiser fiel sogar in Campanien ein, unterwarf sich die meisten Städte der Kirche, und schloß Rom selbst von aller Verbindung mit der übrigen Welt zu Lande ab, während an der Küste seine Freunde, die Pisaner, als Wächter kreuzten.

Innocenz schrieb: „Wir bitten, mahnen und befehlen, daß Du des apostolischen Stuhls Rechte nicht ferner beeinträchtigest und Deinen geschwornen Eid bedenkest. Gott straft den Großen wie den Kleinen; sieh' Dich vor, daß er Deine Wurzel nicht aus dem Lande der Lebendigen ausreiße!" — „Mit Recht," antwortete Otto, „verwundern Wir Uns und sind ungehalten, daß Ihr so ungebührlich Uns tadelt. Das Geistliche, was zu Eurem Amt gehört, nehmen Wir Euch nicht; über Weltliches, das wißt Ihr wohl, haben Wir volle Gewalt." Dann

drang er in die Besitzungen des sicilischen Königs, deren Unverletztheit er früher auch angelobt hatte, in Apulien ein, und ehe das Jahr 1210 ablief, waren die meisten Städte diesseits der Meerenge in seiner Gewalt. Der Widerstand weniger Getreuen und der Winter hemmten seinen Siegeslauf, nicht die Warnungen, die Friedensanträge des Papstes.

Der Frühling sah Apulien, Calabrien, alle Städte und Burgen bis nach Tarent seinen Waffen unterworfen. Schon rüstete er sich, nach Sicilien selbst überzusetzen, um auch diese königliche Insel an das Reich zurückzubringen; schon harrten bei der Insel Procida vierzig pisanische Galeeren seiner Befehle; schon waren mit den Sarazenen der sicilischen Gebirge und mit mehreren Großen des Königreichs geheime Verbindungen angeknüpft, und der Welfe glühte von Verlangen, das Königskind auf dem Throne Palermo's, den letzten männlichen Sprößling des seinem Hause altfeindlichen hohenstaufischen Stammes, vom Throne zu stürzen und unschädlich zu machen; zu Schanden zu machen einen Traum, der ihn geschreckt hatte. Es hatte ihm geträumt, ein junger Bär legte sich zu ihm ins Bette und wuchs und wuchs so groß, daß er ihn zum Bette hinausdrückte, um es für sich allein zu behalten.

Die Krone schwankte auf dem sechzehnjährigen Haupte des Königskindes; aber die Hand, welche das Schwert geschliffen, das den heiligen Stuhl und die Krone des Kindes verwundete, wußte den entscheidenden Schlag auf den, der ihn führen wollte, zurückzuschmettern.

Einundzwanzigstes Hauptstück.

Die Fortschritte des Kaisers zu hemmen, hatte Innocenz bis jetzt nichts öffentlich gethan, als Worte an ihn verschwendet; dann auch dieses nicht mehr. Er sah, so schien es, und so nahm es Otto, in fürchtender Ruhe zu, was es werden wolle. Aber diese Ruhe war die Ruhe des Feuerbergs; tief im Dunkel bereitete in der Zwischenzeit die Politik des Papstes das Verderben, das den ungehorsamen Sohn der Kirche plötzlich allseitig ausströmend verschütten sollte.

Zwei Waffen holte er aus dem Arsenal seiner Macht, für alle Fälle längst zuvor von ihm in Berechnung genommen, und beide dem

Welfen in den jetzigen Verhältnissen tödtlich: den Bannstrahl, und das Schreckbild des Hohenstaufen, die Gestalt jenes Königskindes in Sicilien, jenen Friedrich II., ein Name, dem der Zauberschlag auf Deutschland nicht fehlen konnte. Während der Krönungsverhandlungen schon hatte er diesen dem Welfen von ferne gezeigt, um ihn desto willfähriger gegen die Kirche zu machen, und selbst die Gerüchte verbreitet, daß er sich rüste, seine Erbgüter und die deutsche Krone einzunehmen. Nach allen Enden Italiens trugen seine Boten den Fluch der Kirche, und plötzlich zuckten von allen Kanzeln die Bannstrahlen nach dem Haupte des Welfen als eines Meineidigen. Dieser sah überall seine Waffen glücklich und lachte des Bannes, lachte des Königskindes zu Palermo, an dem er bereits im Geiste die Unbill gerächt sah, die dessen Großvater seinem Vater in seinen Augen angethan: da schlug in sein stolzes Sicherheitsgefühl, in seinen Siegesjubel die Botschaft, daß ein großer Theil der deutschen Fürsten sich von ihm losgesagt, und den Hohenstaufen Friedrich II. auf den Thron berufen habe.

Der Graf von Neuffen-Graispach saß auf seiner Veste Hohenneuffen, trotzig, wie die Felsenwände seines Bergschlosses auf dem Albvorsprung, der steil abfällt in die wein- und obstreiche Ebene, und noch heute mit seinen großartigen Ruinen das Auge weither auf sich zieht. Drei Grafschaften nannte Heinrich von Neuffen sein, und an der Iller im Allgäu bis hinab unterhalb Donauwörth, im Erms- und Neckarthal folgten die Dienstmannen seinem Gebot. Er hatte jenen Tag zu Augsburg nicht vergessen, so wenig als die andern Herren des Schwabenlandes die günstigen Verhältnisse unter den Hohenstaufen und den jetzigen Druck des welfischen Königs. Sein hochfahrendes Wesen, noch mehr sein Geiz, hatten die Abneigung gegen ihn auf der letzten Römerfahrt bei den meisten deutschen Herren bis zum Mißvergnügen gesteigert. In solcher Stimmung traf sie Siegfried, der Erzbischof von Mainz, welchen Innocenz zu seinem Legaten in Deutschland auserkoren. Der Mainzer war ein treuer Anhänger Roms und über Otto besonders mißvergnügt. Ihn begleitete jener Adolph von Köln, der bisher in Rom seines Schicksals gewartet hatte: jetzt, in diesem wichtigen Augenblicke, hatte ihn Innocenz wieder zu Gnaden angenommen. Siegfried brachte ein Schreiben mit, worin Innocenz die deutschen Fürsten vor den Planen Otto's warnte, der es ihnen eben so zu machen gedenke, wie sein Großvater König Heinrich und sein Oheim Richard den Großen Englands. Sei

doch Otto von seiner Jugendzeit her an das englische Wesen gewöhnt. Habe er doch schon jetzt ein so großes und schwieriges Unternehmen, wie es der Kampf gegen die Kirche und Sicilien sei, ganz auf eigene Hand unternommen, ohne die Fürsten dabei zu fragen. Daran können sie deutlich sehen, daß er nichts nach ihnen frage, und gelänge ihm, die Kirche und Sicilien zu unterdrücken, so werde er sich auch der Fürsten entledigen. Früher habe er diesem Otto Gunst bewiesen; dafür, daß er sich in ihm geirrt habe, habe er zuerst büßen müssen. Habe doch auch Gott, der alles Geschehende vorherwisse, den Saul zum Königthum erhoben und ihn nachher um seiner Sünden willen verworfen und einen Jüngern und Frömmern an seine Stelle gesetzt, der auch das Reich erhalten und behauptet habe. „Das," schloß er, „ist so recht das Bild der bevorstehenden Zeit. Ihr aber gebt Acht, auf daß, wenn ihr jetzt, wo ihr könnet, nicht wollet, ihr nicht später, wenn ihr möchtet, nicht mehr könnet."

Wie er in diesem Schreiben die Fürsten auf den Sohn ihres vorigen Kaisers, auf Friedrich von Sicilien, und auf den Eid hinwies, womit sie demselben schon in der Wiege als ihrem Könige gehuldigt haben, so verfluchte und bannte er darin Otto mit allen seinen Anhängern, und sprach die deutschen Fürsten aller und jeder Verpflichtung gegen denselben los und ledig; „nach den Satzungen der heiligen Väter brauche man dem nicht Treue zu halten, welcher gegen Gott und die Kirche die Treue gebrochen habe."

Siegfried traf zuerst geheime Verabredungen mit den alten Freunden des hohenstaufischen Hauses im südlichen Deutschland; dann versammelte er die Fürsten auf einem Tage zu Bamberg. Es erschienen der Böhmenkönig, der Thüringer, der Bayer, der Oesterreicher; es erschienen viele andere Fürsten und Große, geistliche und weltliche; aber nicht alle entschieden sich wider Otto für den Hohenstaufen. Jetzt erst verkündete der Legat den Bann und er hallte durch ganz Deutschland wieder, da alle Bischöfe in den Angriffen des Kaisers auf die Güter des römischen Stuhls eine Gefahr sahen, die ihre eigenen Freiheiten und Güter bedrohen dürfte, und nicht ohne Grund. Otto hatte zu viel von der gewaltthätigen Weise seines Oheims Richard. Er nannte selbst Erzbischöfe nie anders als „Pfäfflein," Klosterprälaten nur „Mönche;" und wie mit seinem Glücke sein Stolz reißend gewachsen und mit seinem sonst so kirchlichen Sinn eine gewaltige Umwandlung vor sich gegangen

war, so gewiß trug er sich auf seiner Siegesbahn mit dem Gedanken, ähnliche Neuerungen selbstherrischer Art im Geistlichen und Weltlichen in Deutschland durchzuführen, wie seine englischen Verwandten jenseits des Kanals, und gewiß hatte er jene bedeutenden Fürsten, die sich so mißvergnügt aus Italien von ihm entfernten, so etwas fühlen lassen.

Auf jenem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1208 hatte er zwar den Landfriedensbrechern einen heilsamen Schrecken eingejagt, und die niedere Geistlichkeit und das Volk auf dem Lande hatte ihn sehr darum gepriesen: er hatte zwar nicht den Grafen von Neuffen-Graispach, aber fünf eingefangene und des Raubs und Todtschlags überwiesene Landfriedensbrecher zum Tode verurtheilt, und den Einen enthaupten, die vier Andern hängen lassen. Aber schon damals hatte er sich durch die Art, wie seine Diener den mächtigen Herrn von Neuffen behandelten, sehr verhaßt gemacht, und selbst in der Handhabung der Gerechtigkeit hatte er seitdem oft wenig Takt und viel eigenmächtiges, herrisches Wesen gezeigt. Sein trotziger Uebermuth und sein Geiz stachen sehr ab gegen das, an was König Philipp der Hohenstaufe die Herren gewöhnt hatte.

Aber nicht bloß der einheimische Adel der oberen Lande, auch das Volk fand sich abgestoßen von dem englisch-normännischen Wesen Otto's. Sein langer Aufenthalt am englischen Hofe, und zwar in den Jugendjahren, in welchen die Eindrücke am stärksten haften bleiben, hatte ihn der deutschen Sitte und Art entfremdet; und war er sogar dem gemeinen Mann in Norddeutschland fast wie ein Fremder, wenigstens wie ein Fremdartiger, so lebte noch zu dem hin im Herzen des süddeutschen Volkes das hohenstaufische Geschlecht als das „angestammte," als das „wahre" Fürstenhaus des Heimathlandes. Sogar als Otto in die Wiege seines Geschlechts, in das Welfenstammland im südlichen Schwaben zum Besuche kam, da heimelte er nicht die Leute, und Land und Volk heimelte ihn nicht an — er hat diese Gegenden nicht wieder besucht.

Sogar aus einem Schreiben des Papstes Innocenz zu einer Zeit, da dieser ihm besonders zugethan war, geht klar hervor, daß Otto „sich noch nicht an königliche Würde und Weise gewöhnt hatte," daß er den Anstand oft vergaß, daß er „hochfahrend, unhold, barsch, herb in Worten, verletzend in Thaten" war, daß er „nicht Jedermann die gebührende Ehre und Huld erwies," daß es ihm an natürlichem „Wohlwollen gegen Alle" gebrach, daß er „hart in Bewilligungen, karg in Versprechen," sogar „das Versprochene öfters nicht leistete," nicht immer „sein Wort

einhielt;" dabei, wie sein Oheim König Richard, jetzt tollkühn „unnöthig sich Gefahren aussetzte, und jetzt ohne Schwung, in Sorglosigkeit und Schläfrigkeit versank." Der Mann gefiel den Schwaben nicht, und ihm gefiel's bei ihnen nicht.

Und sie sind doch so freundlich, so herzansprechend, so gemüthlich, diese Landschaft und diese Leute! Im Angesichte des herrlichen Bodensees mit seinem unabsehbaren Wasserspiegel, der Schweizer und der Tyroler Alpen hebt sich die Wiege des alten Welfenhauses hoch über die weite Fläche empor. Hier ist zwischen dunklen Tannenwäldern und lachend grünen Rebengeländen das Stammschloß Altorf-Weingarten, auf dem schon lange vor dem zehnten Jahrhundert die Welfen saßen und das schon der dritte Welf in eine Abtei verwandelte; hier die alte Ravensburg, die schöne Stadt der Welfen, und südlich über ihr die Veitsburg, noch heute sichtbare Trümmer des Schlosses, das den Welfen abwechselnd mit Altorf zum Sitze diente. Von hier bis in die bayerischen Hochalpen, vom romantischen Schussenthal bis an den Bodensee und östlich über das Allgäu mit seinem Ackerland, seinen Weiden, seinen waldigen Hügeln und Kuppen, mit seinen wilden Wassern und Tobeln, mit seinen nackten Felsen und Nadelwäldern, bis hinein in die Allgäuer Alpen ist das alte Heimathland der angestammte Hausbesitz der Welfen. Da wohnt noch heute ein kernhaftes, freisinniges Volk, gesund, kraftvoll und schön, in Arbeit tüchtig und seines Daseins froh. Der alte Welf, der Letzte seines Zweiges, hatte ihnen die Freiheiten gemehrt, die sie von seinen Vorfahren hatten, und unter den Staufen hatten sie sich aller dieser Freiheiten ungeschmälert zu erfreuen gehabt. Viele Dörfer und Städte hatte der Alte ja noch bei seinen Lebzeiten dem Rothbart übergeben, und Alles war Erbe der Staufen geworden. Man hatte auch hier die Staufen lieben gelernt. Und als Otto vom Besuch dieser Gegenden wieder hinweg ging, liebte ihn Niemand, der Bischof und der Abt nicht, der Graf und der Edelmann nicht, der freie Bauer — und deren gab es hier so viele, wie nirgends sonst, stundenlange Strecken, wie die fruchtbare Leutkircher Haide mit ihren freien Leuten — so wenig als der Hörige und Leibeigene, so wenig als der Städtebürger; alle, wenn auch aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten, verglichen ihn mit den Staufen, und die Vergleichung fiel sehr zu seinem Nachtheil aus. Die Volksstimme war gegen ihn. Die Harfen der edelsten und patriotischsten Sänger priesen die Staufen, aber hatten keinen

Klang zu seinem Ruhme; wohl aber rauschten sie vom herbsten Tadel wider ihn.

Sein Kanzler, der seine Absichten wissen mußte, jener Konrad von Speyer, entdeckte den Mißvergnügten und den andern zu Nürnberg Versammelten, wie der Kaiser damit umgehe, das ganze Reich mit einer jährlichen Steuer zu belasten, Geistliche wie Weltliche, und den Erzbischöfen künftighin bei Reisen nicht mehr als zwölf Pferde, den Bischöfen nur sechs, einem Abt nur drei zu gestatten.

Nun, im Herbst 1211, erklärten Siegfried von Mainz, der einst um Otto's willen von Philipp verjagt worden war, der alte Erzbischof von Trier, der Erzbischof Albert von Magdeburg, ein alter Anhänger des hohenstaufischen Hauses, den Innocenz zu seinem Legaten im nördlichen Deutschland ernannt hatte, der Bischof von Speyer, des Reiches Kanzler, der von Basel und viele andere Prälaten, der Landgraf von Thüringen, der Böhmenkönig und viele schwäbische und fränkische Herren den Welfen des Thrones verlustig, und erneuerten den Eid, den sie dem Sohne Heinrichs VI. in der Wiege geleistet. Das Haupt der Mißvergnügten in Schwaben, jener Graf Heinrich von Neuffen-Graispach, und mit ihm Anselm von Justingen, einer malerisch auf der schwäbischen Alb unweit Ulm gelegenen Burg, ein alter treuer Hausvasalle der Staufen, beide beredte, in Unterhandlungen gewandte Männer, wurden erkoren, diesen Beschluß nach Italien und Sicilien zu tragen, die dortigen Freunde des großen Kaiserhauses zu vereinen und den jungen König zum Empfang der Krone einzuladen. Für die Reise wurden ihnen fünfzehnhundert Mark Silbers aus den Einkünften des Reiches verwilligt. Auf einem Tage zu Nürnberg war das alles beschlossen worden.

Wie der römische Stuhl, so hatte auch König Philipp August von Frankreich allen seinen Einfluß aufgeboten, seinem Nebenbuhler auf dem Boden Frankreichs, Otto, „dem vormaligen Grafen von Poitou," einen Gegenkönig gegenüber zu stellen, Otto zu beschäftigen, zu lähmen, zu stürzen.

Schon dieser französische König, der die Engländer aus dem Nordwesten, den sie von Frankreich besaßen, zu vertreiben unermüdet war, hatte zugleich Gelüste und Hoffnung, bei Gelegenheit der deutschen Reichswirren „seines Frankreichs Grenzen östlich von der Mosel bis an den Rhein vorzurücken," d. h. schon damals Metz, Toul, Verdun, Kamerik und andere lothringische Städte, die er ausdrücklich alle mit Namen ins

Auge und in sein Gelüste nahm, vom deutschen Reich abzureißen und sich einzuverleiben.

Als Pfalzgraf Heinrich, des Kaisers Bruder, sah, was vorging, griff er zu den Waffen. Schrecken nur konnte den Abfall aufhalten, ehe er auch die norddeutschen Fürsten ergriff. An den treuen Seelen der Sachsen war des Papstes Bannstrahl abgegleitet, ohne zu zünden. Sie standen mit Gut und Blut zu ihrem alten Fürstenhaus, und die Herren Lothringens folgten ihrem Beispiel. Ihre vereinten Waffen trugen der Welfen Rache in die Lande des Mainzers. Dieser zum Widerstand unfähig, floh zu dem Thüringer, und sah hinter sich die Flammen zum Himmel wogen, die seine Dörfer und Klöster verzehrten. Aber auch über des Thüringers Lande wälzte sich die Verwüstung. Der tapfere Gunzelin, des Welfenhauses alter treuer Truchseß, gewann des Landgrafen Vasallen durch Gold und Versprechungen, und sie trugen vereint mit den Sachsen in die Erbgüter ihres eigenen Lehensherrn Feuer und Schwert. Es war die Vergeltung, die den Landgrafen heimsuchte. Wie er selbst früher von einer Partei zur andern in ewigem Wechsel herüber und hinüber geschwankt und seine Blutsverwandten, die Hohenstaufen, verrathen hatte, so mußte er jetzt zusehen, wie seine eigenen Hausvasallen, und besonders Graf Friedrich von Beichlingen, den er mit Gold und Vergünstigungen überhäuft hatte, gegen seine Lande wütheten.

Diese Botschaften, die den Kaiser im November 1211 in Unteritalien trafen, schreckten ihn von da plötzlich hinweg nach der Lombardei. Er verschwand, der gefürchtete Eroberer, aus dem schönen Neapel, und hinter ihm schwand seine Eroberung wie ein Traum. Der Sturmwind war vorüber, und die grünen Halme und goldenen Aehren, die sich vor seiner Gewalt gebeugt, richteten sich wieder auf und standen, als wäre er nicht da gewesen. Er konnte keine Macht zurücklassen, um das Eroberte zu behaupten. Die wenigen Deutschen, die er um sich hatte, bedurfte er selbst zum Schutz seiner Person auf dem Rückzug durch Italien; auf die Italiener, die den größten Theil seines Heeres bildeten, konnte er nicht mehr rechnen. Denn des Papstes Bannfluch und Umtriebe lösten auch hier die Bande der Treue und des Gehorsams. Er eilte, die Lombardei zu gewinnen.

Hier wollte er seine Partei um sich zusammendrängen; hier wollte er sich halten, um dem jungen Hohenstaufen, wenn er es wagen würde,

der Einladung der Fürsten nach Deutschland zu folgen, den Weg zu Land und zu Wasser zu verlegen, und ihn zu fangen und zu vernichten. Aber schon war hier durch den päpstlichen Legaten Gerhard von Sessio ein Bündniß wider ihn eingeleitet: der Markgraf Azzo von Este, den er selbst erst mit der Mark Ancona belehnt hatte, die wichtigen Städte Genua, Cremona, Pavia, Ferrara bildeten den Kern desselben; die beiden schwäbischen Abgeordneten waren längst angekommen, und während Anselm von Justingen seine Reise weiter nach Italien hinab fortsetzte, war der Graf von Neuffen auf den Rath der Grafen von San Bonifacio zu Verona geblieben, um von hier aus die Lombardei zu bearbeiten. Auch die Städte, die sich noch nicht offen wider Otto erklärten, zeigten sich wenigstens gleichgültig, sie sandten keine Abgeordneten zu den Versammlungen, die er da und dort ansagen ließ; nur Bologna und die große Welfenstadt Mailand zeigten entschiedene Treue. Verzweifelnd gab der Kaiser seinen ersten Plan auf, und eilte aus dem rings wider ihn gährenden Städtering hinweg, im rauhen Winter über die Alpen mit den Schätzen, die er in Italien zusammengerafft, in die Lande des Zäringers, der ihm treu geblieben, um männlich der Empörung im Reich und dem Kampf für seine Krone entgegenzugehen.

Seine Ankunft auf deutschem Boden in den ersten Tagen des März 1212 überraschte. Noch standen die Sachen hier für ihn so, daß der Sieg auf seiner Seite bleiben zu müssen schien. Bei achtzig Fürsten versammelte die Treue oder die Furcht im Kaisersaal zu Frankfurt am Main um ihn, aber keinen Bischof, den Halberstädter ausgenommen. Dietrich, der Markgraf von Meissen, schwur ihm gegen jeden Feind seinen Beistand zu, wofür der Kaiser das Königreich Böhmen Ottokar ab- und dem Neffen Dietrichs zusprach. Die Grafen von Querfurt, Mannsfeld und Schwarzburg, mächtige Große in Thüringen, und von des Landgrafen Hermann Vasallen die Grafen von Hohenberg, Stollberg und Beichlingen, die Herzoge von Brabant und Löwen, selbst der Bayernherzog Ludwig, schwuren ihm ihren Beistand gegen jeden Feind, gegen Papst, König und Fürsten zu. Die Vasallen und die Bürger von Trier boten ihm ihre Treue an, und aus England kamen neuntausend Mark von seinem Oheim Johann und Zusagen des Beistandes. Dietrich, der Erzbischof von Köln, der zu ihm hielt, verlor zwar sein Erzbisthum an Adolph, der seinen langentbehrten Stuhl jetzt wieder einnahm, aber Lüttich ward von dem Brabanter erstürmt, unter Gräueln

und Schändungen jeder Art, und Otto begann, mit den Waffen die Abtrünnigen im Reich zu züchtigen.

Er verwüstete das Erzstift Magdeburg, schlug den Erzbischof im offenen Felde, und fiel dann in die Lande des Thüringers, den er mit Zustimmung seiner Partei in die Reichsacht erklärt hatte. Seine stolzen Besten Salza und Rotenberg wurden gebrochen, das starke Weißensee widerstand, und die Zeit der Belagerung wollte Otto benützen, um die Vermählung seiner hohenstaufischen Braut jetzt zu vollziehen: das festgeknüpfte Band sollte die Wankenden in Schwaben, die bis jetzt noch zu ihm hielten, in seiner Partei befestigen. Vierzehn Jahre war die königliche Tochter Philipps und der Irene alt, ihre Schönheit vollendet. Am siebenten August 1212 ward zu Nordhausen mit großer Pracht das Hochzeitfest gefeiert, aber schon in der vierten Nacht darauf war, wie es in ihrer Grabschrift heißt, „die Rose, der schönen Mutter schöne Tochter, dahin," nicht ohne Verdacht, daß Gift, von einer der Geliebten Otto's, die ihm aus Italien nach Deutschland gefolgt waren, das zarte Leben zerstörte.

Die Geistlichkeit deutete diesen Tod als ein Strafgericht Gottes, das Volk erkannte es als solches; er war ein großes Unglück für des Kaisers Stellung. Wie er im Lager bekannt ward, verließen in der folgenden Nacht alle Schwaben und Bayern heimlich ihn und seine Sache. Wie dieser von der Leichenfeier in das Lager zurückkehrte, fand er kaum die Hälfte seines Heeres noch, und auch diese maßleidig; er mußte die Belagerung aufheben und sich nach Erfurt zurückziehen. Als die schöne Beatrix, die Hohenstaufin, ihr Auge schloß, ging der Stern des Welfen unter.

Viertes Buch.

Erstes Hauptstück.

Im Kranze von fünf blühenden Söhnen hatte der Rothbart vor einem Vierteljahrhundert auf dem Nationalfest zu Mainz sich den Völkern gezeigt. Sie waren alle seitdem hinübergegangen, der Vater und die fünf Söhne; auch der Letzte lag seit 1208 in der Gruft. Nur noch Ein männlicher Sprosse von dem Heldenstamm blühete noch; aber fern, jenseits der Berge, im Süden Italiens, Heinrichs VI. und Constantia's Sohn, das Kind aus hohenstaufischem und normännischem Blut, vom Vater dem Norden, von der Mutter her dem Süden angehörig, jene Waise, welche Constantin vor der Taufe hieß, und zwei Jahre nachher bei der Taufe Friedrich Roger genannt wurde.

Das schöne Sicilien, dieses herrliche Erbe des jungen Hohenstaufen, war von unaufhörlichen Kämpfen der Parteien zerrissen, Städte und Dörfer, Burgen und Klöster, waren Schauplätze aller Gräuel bürgerlichen Krieges, und Sarazenen und Christen wetteiferten in Mord und Zerstörung, das gesegnete Land zeigte verödete Felder, und die Gewerbe starben unter den Gewittern des Parteikriegs — so gingen zwölf Jahre dahin, während welcher das Königskind heranwuchs. Das vierzehnte Jahr hatte Friedrich II. zurückgelegt, als ihn der Papst für volljährig erklärte (1209), ohne aufzuhören, wie er es bisher gethan, auch ferner ihm zu rathen und ihn zu leiten. Er betrieb die früher eingeleitete Verbindung desselben mit einer aragonischen Königstochter aufs Neue und vermählte bald darauf seinen königlichen Mündel, aber nicht mit Sancha, der jüngsten Schwester König Peters, sondern mit der älteren Schwester, mit der klugen und schönen Constantia, einer Tochter Alfons VII. von Aragonien. Sie war die Wittwe des Königs Emerich von Ungarn, den sie nach kurzer Ehe verloren. War sie auch noch jung und reizend, so war sie doch über zehn Jahre älter als Fried-

rich, und dieser noch nicht fünfzehn Jahre alt. Liebe ging nicht voraus, und kam nicht nach. Ihr Bruder, der Graf von Provençe, und ein glänzendes Gefolge edler Catalanen und Provençalen brachten sie am 15. August 1209 nach Palermo. Aber der Tod des Prinzen und vieler seiner Begleiter, welche die Pest raffte, überflorte bald die hochzeitlichen Tage des königlichen Paares.

Das Jahr darauf, während der Welfe seine Erbstaaten Apulien und Calabrien bedrängte, schenkte ihm seine Gemahlin einen Sohn. So jung an Jahren der König war, so reif war er an Körper und Geist.

Das Unglück und die Noth hatten diesen Friedrich so frühe entwickelt, gebildet und gehärtet. Ein kaum dreijähriges Kind war er beim Tode seines Vaters; ein Jahr und zwei Monate darauf war ihm die Mutter gestorben. Die Lande, in denen er seine Kindheit lebte, Sicilien wie Apulien, waren von furchtbaren inneren Parteikämpfen zerrissen. Sein Vormund, den ihm sterbend die Mutter bestellt, Papst Innocenz zu Rom, hatte nicht äußere Macht genug, um gegenüber den um die Gewalt ringenden Parteihäuptern Siciliens seinen Rechten auf das doppelt verwaiste Kind immer Nachdruck zu geben. Ein italienischer Geschichtschreiber bezeichnet die Lage des Königskindes mit dem Ausdruck, „wie ein Lamm unter Wölfen sei er zurückgeblieben unter den Tyrannen, die sein sicilisches Königreich zerrissen, und eine göttliche Hand habe ihn beschützt, bis er mannbar geworden."

Es ist nur Volkssage und nichts weiter, was ein Franzose erzählt, daß wegen des Hasses, den die Barone Siciliens gegen seinen Vater trugen, ein Bischof des Landes die königliche Waise aus dem Palast entwendet und heimlich an einem verborgenen Ort eine Zeitlang auferzogen habe, aus Furcht, die eingeborenen Großen möchten das Kind finden und umbringen. Aber daß man in Frankreich das sagte und glaubte, ist auch mit ein Kennzeichen für die Angstlage Friedrichs in jenen Tagen. Wahr ist, selbst der ihm von seiner Mutter zum Erzieher bestimmte Graf Rainer von Sorbiano ließ den königlichen Knaben im Stich, und schlug sich zu den Rebellen, welche des gekrönten Knaben sich bemächtigen wollten, um unter seinem Namen im Königreich zu herrschen. Ohne Mittel sogar für das bloße Dasein hatte den Knaben der Verräther in Palermo zurückgelassen, und die Treue der Bürger war es, welche diese Stadt für Friedrich gegen die Barone hielt und bewahrte, und die Bürger sorgten aus ihren Mitteln für den Unter-

halt desselben, der Eine eine Woche lang, der Andere einen Monat lang, je nach Vermögen; und so thaten sie der Reihe nach an ihm, bis dieser ihr gekrönter König fast sieben Jahre alt wurde.

So sagt ausdrücklich die Chronik von Sicilien. Also selbst dem Hunger preisgegeben wäre er gewesen, ohne die Theilnahme des Volkes von Palermo. Und er war ein doppelter König, das schönste Königreich der Welt, das beider Sicilien, und das größte Reich der Erde, das deutsche Reich, gehörten ihm, von Rechtswegen. Zwei Jahre war er alt gewesen, als die deutschen Fürsten ihn zu ihrem König und zum Nachfolger seines Vaters auf dem deutschen Throne mit Eidschwur gewählt hatten; und drei Jahre war er alt, als er am 17. Mai 1198 am Pfingstfeste im Dome von Palermo von den Sicilianern zum Könige ihres Landes gesalbt und gekrönt wurde. Der Papst selbst hatte ihn als solchen anerkannt und belehnt.

Später, als er in die Hände und unter die Obhut der deutschen Partei kam, wie Markwards von Anweiler, und unter ihr blieb, so lang diese im Siege war, hatte er zwar keine äußere Noth; aber was sein Ohr vernahm und was seine Augen sahen, war Eigennutz, Herrschsucht, Untreue, Verrath, offener wie geheimer Mord. Der entsetzliche Kampf der Parteien und ihre Grausamkeit gewöhnte das kindliche Auge des Namenkönigs an Blutgeruch und Leichen, an brennende Burgen und Dörfer, an zerstückte und an lebendig mit halbem Leib in die Erde eingegrabene Menschen, an schauderhafte Strafen, mit welchen die Rache der einen Partei an den Gefangenen der andern Partei sich sättigte, und sich weidete am Schmerzensschrei der Verhungernden, der von der Sonnengluth und vom Zahn der wilden Thiere Angefressenen. Selbst durch seinen Palast sah er das Grauen gehen; er mußte mit Augen sehen, wie die Parteiwuth solche, die er liebte und die ihm ergeben waren, im Gemach bei ihm ergriff, von seiner Seite und hinaus riß und draußen sie mordete, und wie die Mörder sich im Palaste einhausten.

Das war die Schule des Kindes und des Knaben gewesen. So hatte er das zwölfte Jahr vollendet. Der zwölfjährige König war nach dem Lehenrecht mündig und berechtigt, in eigenem Namen selbst zu regieren. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, wurde er zum Gatten gemacht, vom Papst und seiner Partei, und noch nicht sechzehn Jahre alt, zum Vater eines Sohnes. Unter solchen unnatürlichen Verhältnissen, ohne daß er das Glück einer Jünglingszeit gehabt hätte, war

das Schicksal mit ihm vorausgeeilt in den Mann und in die Staatsgeschäfte hinein. Sein Geist zeigte seltene Früchte, ehe das Gemüth in ihm zu gesunder Blüthe kommen konnte; er war ein frühreifer großer Verstand geworden, voll Menschenkenntniß, Erfahrungen und Gedanken, aber auf Kosten des Herzens für sein ganzes Leben.

Die Politik Fremder, welche für ihn sorgen wollte, hat seine Seele um ihren Lebensmai gebracht, um den Liebesfrühling des Herzens und damit um den höheren Schwung, um einen wichtigen sittlichen Halt, um die Weihe für eine beglückende und befriedigende Häuslichkeit, welche in jedem und zumal im Fürstenhause allein Segen in sich hat und Segen geben kann. Und als bald darauf die Romantik, der Grundton des Jahrhunderts, auch an ihn, als einen Sohn seiner Zeit, ihre Ansprüche zur Geltung bringt, da zeigt diese sich an ihm ohne das ihr sonst eigene Ideale; sie ist in ihm ganz nur auf das Reale gerichtet. Alles Schwärmerische ist herausgeäzt aus seiner Natur. Die Begeisterung für Gott und Kirche, wie die ideale Frauenhuldigung, geht ihm ab, die Tiefe des religiösen Glaubens wie die Herzinnigkeit des Liebens; er ist in Beidem Freigeist; und im Genießen der sinnlichen Reize und Güter des Lebens bald genug in das Manchfaltige verloren, halb morgenländisch, wie ein Moslim, halb klassisch, wie die Griechen und Römer des Alterthums.

Aber dabei ist er ein Staatsmann von Anlagen, wie sie selten sind, und von einer Frühreife, wie sie einzig in ihrer Art ist; er ist ein Wille, thatkräftig, frisch, unternehmend und ausdauernd; er ist ein Charakter, der fest und klar in sich ruht in einem Alter, wo Andere noch schwanken und träumen. Seine Geistesmacht und der Zauber seiner äußeren Erscheinung mit einander im Bunde sind menschenbezwingend.

Mit glücklicher Hand, unter Leitung verständiger Rathgeber, drückte er den langjährigen Hader in seinem Königreiche nieder, und führte in den gesetzlosen Zustand die Herrschaft des Gesetzes und der Ordnung zurück, durch Mittel der Milde wie der Strenge, und bald konnte er mit Recht in einer öffentlichen Bekanntmachung sagen: „Das Unkraut ist von der frischgrünenden Saat erstickt; unter dem Schirm des Friedens lebt die Eintracht wieder auf; der Haß schläft; eherne Riegel halten den verstummten Krieg gefangen." Fast jede seiner öffentlichen Handlungen war ein Beweis eines außerordentlichen Geistes, und er war kein schwaches Rohr, wie es als ein leicht zu bewegendes manche

jener deutschen Fürsten und Herren zu Nürnberg für ihre besondern Interessen in ihm sich gedacht haben mochten.

Unter großen Mühen und Gefahren kam Anselm von Justingen durch die welfisch-gesinnten Gegenden und die Besitzungen Otto's glücklich hindurch nach Rom. So willkommen die Botschaft der Fürsten dem Papste war, so nahm er doch die Miene an, als bedürfe sie erst reiflicher Erwägung. War sie doch sein Werk! und doch konnte sein überschäumender innerer Jubel nicht ganz ohne die Beimischung eines bittern Tropfens Besorgniß sein, wenn er an die Möglichkeit dachte, daß der Hohenstaufe, welchem er jetzt über den gestürzten Welfen auf den Kaiserthron half, einmal von dem Geiste seines Hauses ergriffen, in den Wegen seines Vaters und Großvaters wandeln könnte. Auch galt es wirklich den Wechsel eines lang festgehaltenen Systems.

Innocenz hatte bisher die Vereinigung der deutschen, der lombardischen und der sicilischen Krone in Einem Hause als das Gefährlichste für den apostolischen Stuhl bekämpft; jetzt sollten sie sich sogar auf Einem Haupte vereinigen, und der römische Hof über die welfische Gesinnung die gibellinischen Farben ziehen! Aber der Würfel lag; nur durch den Waiblinger war der ungehorsame Welfe zu stürzen, und dieser Waiblinger war ja der Zögling seiner Schule, und ihm durch hundert Wohlthaten zu Dank und Gehorsam verbunden. Auch sann Innocenz's Politik schon auf einen Ausweg für die in der Ferne etwa mögliche Gefahr einer spätern Sinneswandlung seines hohenstaufischen Mündels, und so zögerte er nicht länger mit seiner Zustimmung, gab Anselm selbst ein Aufforderungsschreiben an den jungen König, nach Deutschland zu kommen, mit, bewirkte, daß die Römer ihn als ihren König und Herrn anerkannten, und ließ alle Fürsten des Reiches ermahnen, das Gleiche zu thun und sich ihm anzuschließen.

Mit den Briefen des heiligen Vaters und der Wahlurkunde der Fürstenversammlung von Nürnberg trat der Schwabenritter Anselm vor den Hof zu Palermo, und entledigte sich seines Auftrags „an den erlauchten Herrn, Friedrich, König von Sicilien und Herzog von Schwaben."

„Wir sind," schrieben die Fürsten, „zusammengekommen, um über das gemeine Beste zu rathschlagen und den alten Thron der römischen Kaiser nach unserem Recht und Fug neu zu besetzen. Wir richten unsre Augen auf dich als den, der dieser Ehre am würdigsten ist, zwar ein

Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Einsicht und Kenntnissen, den der Himmel mit herrlichen Gaben fast wundersam und über das gewöhnliche Maß der Menschen hinaus geschmückt, den edelsten Sprößling erlauchter Ahnen, die weder ihres Guts noch Bluts schonten, um das Reich zu mehren und zu beglücken; und wir bitten dich, schleunig das Land deiner Väter zu besuchen, um die Krone des Reichs gegen den Feind deines Hauses zu behaupten, Gesetz und Ordnung herzustellen, und Wunden, welche leichte Mittel nicht heilen können, mit dem Eisen auszuschneiden."

Als die Gemahlin und die Räthe des Königs dies hörten, boten sie Allem auf, um ihn von der Annahme zurückzuhalten. Von Constantia wurde er beschworen, sich nicht in ein so gewagtes und gefährliches Unternehmen einzulassen; von den sicilischen Räthen, sein Erbreich nicht neuen Unruhen preiszugeben, um die ferne Krone eines „so tückischen Volkes," wie des deutschen, zu suchen. Aber Friedrichs Geist war nicht der Art, daß er die größte Krone der Welt und den weitesten Schauplatz zu Thaten und Ruhm, zu Herrschaft und Glanz, wenn sie ihm geboten wurden, um der Gefahren willen zurückgewiesen hätte. Der Gott in ihm sagte ihm, daß er siegen werde. Alle Bitten und Thränen der Gemahlin, alle Einreden seiner Großen schlug er mit dem Worte zurück: „Wie, wenn mein Sohn einst mich fragte, wer die Größe des hohenstaufischen Hauses verscherzt, und die Kaiserkrone, die seine Ahnen alle getragen, preisgegeben habe?" —

So sagte er dem Gesandten der Fürsten und seiner Schwaben zu, zu kommen, und traf sogleich Vorkehrungen zur Abfahrt. Schon im Februar 1212 nennt er sich „erwählter römischer Kaiser." Er ließ seinen kleinen Sohn Heinrich als seinen Nachfolger auf dem Throne Siciliens krönen, ernannte seine Gemahlin zur Reichsverweserin, befestigte durch mancherlei Zeichen der Gnade und Huld die Räthe und Großen in der Treue, ließ Weib und Kind und Thron, und ging dann am Sonnabend vor dem Palmfest, 18. März 1212, zu Messina an Bord, um das deutsche Reich zu erobern. Er ordnete, was zu ordnen war, in Apulien, und begab sich im April nach Rom.

Innocenz war es gewesen, dessen Eifer gleich nach Otto's Abzuge den vorigen Zustand der Dinge in den diesseitigen Staaten, die zu Friedrichs Königreich gehörten, wieder hergestellt hatte, und auf seine Bitte nahm der König das Kloster Montecassino, das dem Kaiser ge-

huldigt, auf Friedrichs Bitte der Papst jenen Lupold von Worms, den alten Kämpen des hohenstaufischen Hauses, zu vollkommenen Gnaden wieder auf. Es war ein inniges Einverständniß zwischen beiden Häuptern; und Friedrich war Innocenz nicht entgegen, als er es hier schon zur Sprache brachte, daß das deutsche Reich und Sicilien nie unter Einem Scepter vereinigt sein, sondern, sobald Friedrich zum Kaiser gekrönt sein werde, das unteritalienische Königreich an seinen Sohn übergehen solle. Der Papst gab seinem Schützling nicht bloß wichtige Mittheilungen und Rathschläge für Deutschland mit, sondern auch Geld und andere Bedürfnisse für die Weiterreise, und auf seine Bitte holten vier genuesische Galeeren den König im Hafen von Ostia ab. Ein Vertrauter des Papstes ging als sein Legat mit ihm an Bord.

Die Genuesen, größtentheils päpstlich gesinnt, und von Innocenz kürzlich dadurch, daß er ihren Nebenbuhlern, den kaiserlichen Pisanern, alle Lehen und Würden und ihrem Erzbischof die Rechte an die streitige Insel Sardinien entzogen hatte, besonders geschmeichelt, nahmen den König auf das Zuvorkommendste auf, und bewirtheten ihn bis in den dritten Monat auf Kosten der Stadt. Denn so unumgänglich, wenn er nach Deutschland gelangen wollte, die Reise durch die Lombardei war, so gefährlich war sie. Die meisten lombardischen Städte waren zwar nicht für Otto, aber sie erklärten sich auch nicht für den Hohenstaufen. Sie wollten warten, wohin sich der Sieg neige. Dagegen waren Ezelin, Salinguerra und die Mailänder entschlossen, demselben den Weg zu verlegen und ihm aufzulauern.

Mailand, die edle Stadt, war nie für den Papst aus kirchlicher Ergebenheit, sondern weil die Kirche ihre politische Freiheit gegen die fremde Königsmacht schützte. Die feurigen Funken, die von der Lichtfackel Arnolds von Brescia umhergeflogen, waren in Mailand nie erloschen, und der Drang nach religiöser Freiheit, der protestantische Geist, der seit längerer Zeit einen größeren Theil der christlichen Welt bewegte, hatte auch die Bürger Mailands erregt, und die Grausamkeiten, welche sich die Kirche gegen diesen neuen Geist in Frankreich und Italien zu Schulden kommen ließ, hatten sie gegen den Papst empört.

Zweites Hauptstück.

In dem Holzstoßfeuer vor der Porta del Popolo, welches den politischen Messias Italiens zu Staub brannte, glaubten die römischen Priester den religiös-philosophischen Geist vernichtet, der es gewagt, wider das Papstthum und den Kirchenglauben einen Kampf zu beginnen, welcher, wenn es zum Bunde zwischen ihm und dem Königthum kam, die priesterliche Macht in ihren Grundfesten erschüttern und stürzen mußte. In Arnolds Lehre waren viele politischen Ergebnisse, welche mit dem, was die weltlichen Feinde des römischen Stuhles anstrebten, zusammentrafen.

Hätte es Friedrich I. treu mit dem Geiste in der Zeit gemeint, wäre er nicht vor Arnolds kühnen Gedanken als staatsgefährlichen zurückgebebt, sondern, während er mit den weltlichen Waffen gegen das Papstthum ankämpfte, als Ritter an die Spitze des geistigen Kampfes getreten, der sich wider das Glaubensbekenntniß des Papstthums in der Wissenschaft und dem Volke zu entwickeln begann: sein Sieg und der Sieg der Menschheit wäre gewiß gewesen. Dadurch aber, daß er dem Papstthum wider den Geist in der Zeit die Hand bot und ihn unterdrücken half, arbeitete er dem Papstthum vor, daß es von dem einen Feinde, der religiös-wissenschaftlichen Opposition, befreit, den andern Feind, den weltlichen Gegner, zu besiegen vermochte.

Wohl schien die große innere Bewegung, die Arnold veranlaßt oder geleitet, mit der Asche seines Leibes zerfallen; wenigstens verschwand sie unter dem Waffen- und Heergetümmel des langen, lautrauschenden Kampfes, den der Hohenstaufe mit dem Papstthum und seinen Verbündeten um die weltliche Macht führte. Aber sie verschwand nur, sie ging nicht unter; und während die Kirche ihr ganzes Augenmerk auf diesen Kampf heftete, durchdrang der Geist, der in Arnold sich geoffenbart, unsichtbar die Thäler und Gebirge, die Schlösser und die Städte, trat auf einmal aus der geheimen Verborgenheit, in welcher er lange gewirkt und worin er viele Hunderttausende zu den Seinen gemacht, unter den manchfaltigsten Namen und Gestalten frei hervor, und als das römische Priesterthum aus seiner Täuschung über den Todtgeglaubten erwachte, sah es das Licht der neuen Lehre, die es Ketzerei nannte, von allen Seiten brennen, am Fuße des apostolischen Thrones, am

Fuße der Alpen und der Pyrenäen, in Tuscien und der Lombardei, in Schwaben und Flandern, am Rhein und an der Nordsee, in Böhmen, Mähren und Polen, ja drüben über dem Kanal, in den Städten und Burgen Englands.

So sehr sich auch die manchfaltigen Brüderschaften durch Namen und Abweichungen in Lehre und Bräuchen unterschieden, so fielen sie in dem Einen Hauptstreben zusammen, daß sie die weltliche Macht und die Lehre der römischen Kirche verwarfen, Freiheit des Glaubens und Gewissens und eine einfache, sittlich reine Lehre und Zucht aufstellten, wie sie sie aus den heiligen Schriften erkannt hatten, welche sie in ihren verschiedenen Landessprachen übersetzt besaßen und lasen. Alle verschiedenen Namen dieser Brüderschaften, die sich von der römischen Kirche losgesagt, verschlang oder überragte der bald im weitesten Sinn in Brauch kommende Name der mehrere Jahrhunderte frühern Waldenser oder Albigenser (nach Albi einem Hauptsitz dieser), und ihr bedeutsames Sinnbild war in dicker Finsterniß leuchtend eine Fackel von sieben Sternen umgeben.

Manche wußten das ganze neue Testament auswendig, ein Bauer das ganze Buch Hiob, und selten fand man unter Männern und Frauen jemand, der nicht die bedeutungsvollsten Stellen der heiligen Schrift wörtlich hersagen konnte. Sie erkannten nur Christus als unsichtbares Oberhaupt der für und durch sich freien christlichen Gemeinde an. Sie wählten ihre Lehrer und Aeltesten; deren Beruf war Auslegung des göttlichen Worts und Jugendunterricht; sie erkannten für den christlichen Glauben keine andere Quellen als Vernunft und Bibel, und auch von dieser nur das neue Testament als verbindlich an; sie ließen die heiligen Schriften nur in der jeweiligen Muttersprache des Volkes lesen. Sie verwarfen Heiligendienst, Wallfahrten, Fasten, Kasteiungen, Seelenmessen und andere Bräuche der römischen Kirche, und bestanden auf einer rein innerlichen Gottesverehrung. Dasselbe zu reden und zu thun, war erstes Sittengesetz. Sie verehrten in Christus mehr den Menschen als den Gott, läugneten die Wirklichkeit der Wunder und standen in ihren Ansichten über die Auslegung der Schrift, über Taufe und Abendmahl den freisten Ansichten des neunzehnten Jahrhunderts ganz nahe. Das war der Glaube, welcher reißende Fortschritte im Volke machte.

Unter dem Adel und der Geistlichkeit fand die „neue Philosophie“ viele Anhänger, und auf der hohen Schule zu Paris lehrte

Amalrich von Bena, das Reich des Geistes sei jetzt vor der Thür; die innere Gnade desselben mache alle äußern Gnadenmittel entbehrlich und alle Institute der römischen Kirche; Gott sei in Abraham Mensch geworden wie in Christus, und habe aus den Weisen und Dichtern der Vorwelt eben so gut gesprochen, als aus den Kirchenvätern.

Dem neuen Geist die Schwingen, die ihm im Fluge wuchsen, zu brechen, erhob sich Innocenz auf seinem Stuhle.

Als er Papst wurde, war seine Seele erfüllt von einem Ideal, von dem Bau einer Monarchie des Geistes, auf deren Spitze der Papst, und abwärts von Stufe zu Stufe das Talent, ohne Unterschied der Geburt, die ausgezeichneten Köpfe ihre Stellung finden sollten, um die christliche Welt zu regieren.

Bald genug fand er, daß die Ausführung seines Gedankens nicht so rein bleiben konnte, als er gedacht war; die Hindernisse, die er auf seinem Wege fand, trieben ihn von der geraden Straße ab, und oft genug dazu, anders zu reden und zu thun, als das strenge Gesetz in seiner Brust ihm vorzeichnete; ja als er sah, wie er sich im schneidendsten Gegensatz gegen den Geist in der Zeit mit seinen Bestrebungen befand, und wie derselbe Tausende von Fackeln entzündete, um seinen Thron zu zerstäuben, erlaubte er, zu stolz, um der Bewegung dieses Geistes sich anzuschließen, und sie als ein religiöser Held zu leiten, lieber sich jedes Mittel, um seinen Gedanken und Plan festzuhalten, und jenen Geist zu bekämpfen. Jenes hätte ihm die unsterbliche Strahlenkrone eines Wohlthäters der Menschheit erworben; dieses führte ihn dahin, daß die Flüche und Verwünschungen aller freien Geister der Mit- und Nachwelt seinen Namen niederdrückten.

In heißem Grimm gegen den widerspenstigen Geist religiöser Zweifelsucht und Unabhängigkeit, rief er jetzt die später so berüchtigt gewordene Lehenmiliz des souveränen Papsts ins Leben, die „Bettelmönchsorden.“

Die bisherigen Mönchsorden genügten nicht; in den Bettelorden schuf er sich blinde, zu unbedingtem Gehorsam gegen ihn verpflichtete zahlreiche Schaaren, welche theils durch Beichte und Predigten das gemeine Volk päpstlich erhalten, theils Spione der Ketzerei machen mußten. Denn er war jetzt entschlossen, durch Schwert und Scheiterhaufen, wenn es Noth thäte, den Kirchenglauben rein zu erhalten. Fürs Erste sollten die Anhänger der urchristlichen Lehre, die „Ketzer,“ von der Kirche

ausgeschlossen, ihre Güter eingezogen, sie selbst aus dem Lande verbannt werden; im Falle des Widerstands sollten die Fürsten und Herren mit dem Schwert wider sie zu Felde ziehen.

In zwei fanatischen Mönchen fand er diejenigen, die ihm zur Werbung seiner geistlichen Lehenmiliz die tüchtigsten schienen; der Eine, ein Schwärmer, verband ein strenges Leben mit der äußersten Sanftmuth, der Andere den Blutdurst der Hyäne mit dem Scharfsinn des Spürhunds in seiner von Fanatismus bis zur Raserei entflammten Seele. Jener war der „heilige" Franziscus, dieser der „heilige" Dominicus. Innocenz behauptete, er habe sie Beide im Traume gesehen, wie sie die Kirche St. Johann von Lateran auf ihren Schultern getragen. Er bestellte sie zu Mitarbeitern an der Rettung des gesunkenen Glaubens, und schneller Erfolg krönte die Versuche, welche diese ersten Hauptleute und Werboffiziere des päpstlichen stehenden Heeres, der Bettelorden, machten.

Jene, die Franziscaner, arbeiteten, die Ketzer durch das Beispiel der Armuth und des Gehorsams in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Diese, die Dominicaner, waren unermüdlich, wider die Ketzer das Kreuz zu predigen, und als Spione des Glaubens, Inquisitoren, wie sie sich nannten, die Denkenden und vernünftig Frommen dem Inquisitionsgericht, dem Kerker und dem Holzstoß zu überliefern.

Innocenz entblödete sich nicht, „Kreuzzüge," die sonst nur nichtchristlichen Völkern galten, jetzt wider andersdenkende C h r i s t e n predigen zu lassen, und denen, welche zur Vertilgung der Ketzer das Kreuz nähmen, dieselben Gnaden der Kirche zuzusichern, wie den Befreiern des heiligen Landes und des Grabes des Heilands. Der Nachfolger Petri, des Apostels des Evangeliums der Liebe, der Stellvertreter Christi, wie er sich nannte, scheute sich nicht, in kalter Folgerichtigkeit seinem System, seiner Idee von einer geistlichen Monarchie, ganze Lande und Städte mit den edelsten Menschen, ja die Freiheit des Gedankens der blinden Gedankenlosigkeit zu opfern und der Schöpfer jener K e t z e r g e r i c h t e zu werden, welche, die scheußlichste Erscheinung in der ganzen Weltgeschichte, seiner sonst so edeln Stirne das Kainszeichen als unauslöschliches Brandmal eindrückten.

Seit dem Jahre 1209 waren die Kreuzfahrten gegen die andersdenkenden Christen losgelassen, und besonders im südlichen Frankreich

entbrannte der Abscheu, Grausen und Bewunderung erregende Kampf des gedankenlosen Fanatismus mit der hellen Ueberzeugung, der Kampf des grauenhaften frommen Wahnsinns, der seine Mitmenschen in Qualen hinschlachtete, um ihre Seele zu retten, mit der Begeisterung, die über ihre zerstörten Hütten und Städte, über ihre gemordeten Geliebten, über den eigenen Scheiterhaufen hinweg den Himmel offen und die ewigen Palmen sah.

Nicht immer war es der fromme Verfolgungsgeist, welcher dem Papste den Arm lieh, um seine Vertilgungsbefehle wider die Ketzer zu vollziehen. Das Licht, das die Seelen der Menschen im südlichen Frankreich erleuchtete, hatte auf alle Theile ihres Lebens glücklich gewirkt: Ackerbau und Gewerbe, Künste und Handel in schönster Blüthe hatten allgemeinen Wohlstand über das Land verbreitet, welchen der Bauer auf dem Lande wie der Bürger in der Stadt theilte; und dieser Wohlstand und die Abneigung gegen das Lehenwesen, gegen Leibeigenschaft und Hörigkeit, welche die Albigenser zeigten, gab den Fürsten und Herren die Waffen gegen sie in die Hände; denn sie hofften vom Wohlstand der Anzugreifenden reiche Beute, von der Abneigung gegen das Bestehende fürchteten sie, das Volk möchte mit den Banden der religiösen Knechtschaft auch die der politischen abstreifen.

Während dieser fürchterliche Kampf zwanzig Jahre lang wüthete und den schönen Garten des südlichen Frankreichs zum Kirchhof machte, gelang es Innocenz nicht, so sehr er auch selbst die Ketzer seines eigenen Gebiets verfolgte, die Verfolgung über Italien auszudehnen. Ließen sich auch einige Städte des mittlern Italiens von ihm überreden, an dem freien Geiste der Bürger der Lombardei scheiterten alle seine feurigen Worte; die Art, wie er in Frankreich verfahren ließ, war es hauptsächlich, was die Mailänder zu seinen Feinden machte, und sein Schützling, der junge Hohenstaufe, hatte das schwer zu büßen.

Drittes Hauptstück.

Alle Straßen, welche von Genua nach den Gebirgspässen und nach Deutschland führten, waren von den Mailändern gesperrt. Die ihnen

befreundeten Städte Piemonts und der Graf von Savoyen sperrten die Pässe der penninischen Alpen. Alles Land von den Alpenthälern Piemonts bis an die Ufer der Brenta war wider den Papst, allenthalben sah man hier die Fackel, von sieben Sternen umgeben. Die Freunde des Papstes, die sich zu Genua um den Hohenstaufen versammelt, der Markgraf Azzo von Este, der Markgraf Bonifacius von Montferrat, der Graf von San Bonifacio und die Abgeordneten mehrerer Städte rathschlagten hin und her, ohne daß sich für ihn ein sicherer Durchgang zeigte. Der kühne Geist, der den jungen König trotz aller Warnungen nach der fernen Kaiserkrone zu greifen trieb, durchriß das Gewebe der Zweifel und der Gefahren.

Am 15. Juli 1212 verließ er mit wenigen Getreuen Genua, und erreichte durch die Grafschaft Montferrat auf Seitenwegen das befreundete Pavia. Die Bürger dieser Stadt geleiteten ihn in starken Schaaren auf der Straße nach Cremona, dessen streitbare Mannschaft ihm entgegenziehen sollte, um ihn weiter zu geleiten. Der Zug erreichte den kleinen Fluß Lambro: da schimmerte drohend fernher das Carrocio der Mailänder, die geheime Fahrt war ihnen verkundschaftet worden. Der König sah die nahe Gefahr; ohne Verzug sprengte er in den Fluß und hindurch, und kaum hatte er ihn im Rücken, als die Pavesen von der ganzen Streitmacht Mailands angefallen und mit großem Verlust zurückgeschlagen wurden. Der König aber rettete sich glücklich und traf vor Cremona seine ihm entgegenkommenden Freunde, die ihn triumphirend in die Stadt einführten.

Von da geleiteten ihn die Markgrafen das Etschthal hinauf nach Trient. Er erfuhr hier oder fürchtete, daß die Anhänger des Welfen die gerade Straße durch Tyrol nach Deutschland unsicher machen; er wandte sich zur Linken und setzte seine abenteuerliche Fahrt vom Trienterthal aus über die rauhsten und steilsten Bergjoche fort. Ihn begleitete der Erzbischof von Bari, der päpstliche Legat, und eine kleine Zahl entschlossener treuer Diener; den Führer machte der Bischof von Trient. So gelangte er auf wenig betretenen Wegen in das Wormserthal, wandte sich auf Fußpfaden nach dem Puschlaverthal, und kam über die ewigen Eisdecken des Bernina in das Oberengadin. Von da stieg er über den Albulaberg den Fluß entlang, den der See auf dem Berggipfel hinuntersendet, in das Davoserthal hinab, und weiter über den Heideberg, bis ihn in Chur Arnold von Ems, der Bischof der Stadt, als seinen

König empfing, und ihn das Rheinthal hinab längs der rhätischen und Appenzeller Gebirge geleitete.

Hier trat ein treuer Freund des hohenstaufischen Hauses, Heinrich von Hohensax, zu ihm; und dessen Bruder, Ulrich, Abt zu St. Gallen, sandte ihm die Vasallen seines Klosters entgegen, welche ihn von Altstädten über den unwegsamen Ruppen nach St. Gallen geleiteten. Von diesen Bergen sah er den herrlichen Spiegel des Bodensees, das alte „Schwabenmeer," und drüben das Land seiner Ahnen, sein Erbherzogthum Schwaben. Im Kloster St. Gallen erfuhr der König, den das Glück bis jetzt wunderbar begünstigt hatte, daß sein Gegner, Kaiser Otto, mit großem Gefolge bereits am Seeufer in Ueberlingen angekommen, ja daß ein Theil seiner Dienerschaft, die Köche und Lagermeister schon in Constanz eingetroffen seien.

Auf das erste Gerücht von des Königs Fahrt durch die Lombardei war Otto in Eilmärschen von Thüringen nach Schwaben gezogen, um ihm den Eintritt in Deutschland zu sperren oder ihn aufzuheben. Er war noch belagernd vor Weißensee gelegen, als ihn die Kunde von Friedrichs Anzug überrascht hatte. „Höret die neue Mähre, der Pfaffenkaiser kommt, und will uns vertreiben," hatte Otto zu seinen sächsischen Herren gesagt, war aufgebrochen und nach dem See geeilt.

Der Besitz von Constanz, dem Schlüssel zu Schwaben und Rhätien, dem Schlüssel zum Reiche, war jetzt entscheidend. Gewann ihn Otto der Kaiser, so war der König verloren, der Abfall der Wenigen, die sich zu ihm geschlagen, gewiß, seine Gefangenschaft oder sein Untergang in den Alpen oder der Lombardei fast unvermeidlich. Friedrich zeigt abermals, daß er den Augenblick zu ergreifen weiß; er besteigt sein Roß und jagt Constanz zu; hinter ihm her nur sechzig Reisige. Dem Abte von St. Gallen öffnen sich die Thore. Der Bischof der Stadt, Konrad von Tegernsee, der den Kaiser Otto erwartet, erschrickt, als er den König in den Mauern sieht; aber das Beispiel des Abts, die Anwesenheit des päpstlichen Legaten, und mehr als Alles der Zauber und die gewinnende oder überwältigende Macht, die dem Genie inwohnen, und die Friedrich im höchsten Grade zu Gebot standen, ziehen den zagenden und unschlüssigen Bischof und die Bürgerschaft auf seine Seite. —

Drei Stunden später erscheint Kaiser Otto mit zweihundert Rittern und großem anderem Gefolge vor den Mauern; ihm bleiben die Thore

verschlossen. Der Bischof läßt ihm von den Mauern hinab sagen, ein Prälat müsse den Gebannten meiden. Dem Kaiser bleibt nichts, als nach Ueberlingen zurückzukehren: ein Versuch, mit Gewalt in Constanz einzudringen, war mißlungen. So viel Entscheid brachte der Voraus von drei Stunden, Friedrichs kühne, rasche Entschlossenheit!

Da sah er sie nun zum erstenmal, der junge König, die lachenden Ufer des Bodensees, unmittelbar vor Augen, das schöne Grenzgelände seines väterlichen Herzogthums; da sah er sie, die treuen, gemüthlichen, starken Männer von Schwaben; da vernahm er den herzlichen Willkomm der alten Freunde seines Hauses. Denn kaum war des Hohenstaufen Ankunft im Lande seiner Väter ruchbar worden, da strömten sie von allen Seiten des Schwabenlandes herzu und drängten sich um ihn mit ihren Fähnlein. Der Erste, der seine Mannen ihm zuführte, war Graf Ulrich von Kyburg, sein Vetter; ihm folgten der Abt von Reichenau, die Herren von Rapperswyl, die mächtigen Gebieter am obern Zürichersee, die Grafen von Werdenberg und die andern Herren der obern Lande, und in Kurzem sah er aus dem Adel Schwabens und des Thurgaus ein kleines Heer um sich, das mit jedem Schritte vorwärts wuchs. Allenthalben in diesen Gegenden war Freude über den einheimischen König.

Er ging rheinabwärts. Hier stießen zu ihm Graf Rudolph von Habsburg, des nachmaligen Kaisers Großvater, die Grafen Ludwig und Hermann von Frohburg, der Graf von Hochburg, eine große Zahl Adels aus dem Aargau, den Nachbargauen, dem Elsaß; und als er in Basel einzog, hatte das „sicilische Kind," wie ihn Otto spöttisch genannt hatte, das mit einer Handvoll Gefährten von den Schweizeralpen herabgestiegen war, ein großes Heer um sich. Alle seine Freunde belohnte er mit Gnaden und Auszeichnungen, die anwesenden und die entfernten, unter diesen Ottokar, den Böhmenkönig, den er in seiner Würde bestätigte; Ottokar und sein Bruder, der Markgraf von Mähren, hatten ihn durch Gesandte hier begrüßen lassen. Die reichlich gespendeten, glänzenden Zeichen der königlichen Freigebigkeit lockten auch die, in denen nicht schon das Herz für ihn sprach.

Als Otto sah, daß Friedrich seinen Weg nicht, wie er erwartet hatte, nach Schwaben nahm, sondern links rheinabwärts, eilte er ihm von Ueberlingen über den Schwarzwald voraus nach Breisach, die starke Veste Herzog Bertholds von Zäringen, um ihn in dieser Stel-

lung zu erwarten. Aber seine zügellosen Kriegsknechte wollten sich hier erlauben, was sie sich in Italien erlaubt; die Bürger, zuvor schon von der allgemeinen Aufregung für den nahenden Hohenstaufen selbst auch ergriffen, rotteten sich, die Waffen in der Hand, zusammen, und rächten blutig die Ehre ihrer Frauen und Töchter an den Söldlingen Otto's. Dieser sah sich genöthigt, vor der empörten Bürgerschaft die Festung zu verlassen. Betäubt von dem allgemeinen Abfall, der ihm schneller, als ein Herbstwind die königliche Eiche entblättert, alle seine Hoffnungen und Berechnungen zu Schanden machte, verlor er das Vertrauen zu sich selbst; schon hatte das Feuer des Aufstands den Boden unter und hinter ihm gefaßt, der Markgraf von Baden deckte seine Flucht, und erst in seinen Erblanden hielt er sich sicher. Hier saß der Welfe verdüstert in seiner Burg Braunschweig. Die Höflinge um ihn witzelten über Friedrichs Persönlichkeit, sie nannten ihn wegen seiner kleinen zarten Gestalt einen Zwerg, wegen seiner Jugend ein Bübchen; sie suchten die alten Mährlein über seine Geburt hervor. Kaiser Heinrich habe die Aerzte zu Rathe gezogen, aus Furcht, Constantia, die sie zu einer Fünfzigerin machten, möchte unfruchtbar bleiben. Diese haben dann durch Arzneien ihren Leib so aufgetrieben, daß der Kaiser sie wirklich für schwanger gehalten, und so sei bei der angeblichen Niederkunft dieses Püppchen Friedrich unterschoben worden; man wisse nicht recht, sei er der Sohn eines Arztes, eines Müllers oder eines Falkners, eines gewissen römischen Hofbedienten, Namens Merboto. Aber ihre Höflingsreden waren ein schlechter Balsam in die Wunden Otto's, und stumpfe Waffen wider den siegreichen Hohenstaufen, der Fürsten und Bürger des Reichs durch seine wahrhaft königliche Persönlichkeit bezauberte; der, wie ein Alpenadler aus den Wolken, auf Deutschland sich stürzte, und mit Einem Griffe Schwaben, Elsaß und die Rheinlande als seine willige Beute hielt.

Der Zug den Rhein hinab war ein Triumphzug. Friedrich, der Herzog von Lothringen, kam ihm schon vor Hagenau entgegen, und huldigte ihm. Des Königs Freigebigkeit nahm eher zu als ab. Siegfried von Mainz erhielt für sein Erzstift alle Güter, die das hohenstaufische Haus von demselben besessen, zurück, der treue Bischof Lupold seinen Stuhl zu Worms. Auf der Grenze Frankreichs und Deutschlands, zu Vaucouleur, kam er mit dem Sohne des Verbündeten seines Vaters, dem Dauphin Ludwig von Frankreich, zusammen, und Beide

erneuerten den Bund der Freundschaft, den ihre Väter geschlossen. Philipp August verhieß zwanzigtausend Mark Hülfsgelder wider Otto, „der einst Kaiser hieß." Auf den Hoftagen, die er mit großem Glanz zu Mainz und Frankfurt hielt, erschienen fast alle Fürsten des Reiches zur Huldigung, und sie sahen, daß es ein König war, welchem sie huldigten. Der siebzehnjährige Hohenstaufe war kein gewaltiger Körper wie Otto der Welfe, er war eine fein gegliederte Gestalt, von kaum mittlerer Größe, aber es ging etwas von ihm aus, welches zeugte, daß ein großer Charakter, ein erhabener Geist diese zarte Bildung belebte, und die wunderbare Mischung nördlicher und südlicher Natur in seinem Aeußern goß über ihn einen unwiderstehlichen Zauber. Das goldgelockte Haar, das blaue Auge, die freie hohe Stirn, die breite gewölbte Brust wiesen auf den Deutschen und Hohenstaufen; die feinen Formen und Züge des Gesichtes, die Farbe der Haut, das Feuer des Auges, die Lebhaftigkeit und Grazie in den Bewegungen zeugten für den Süden und den Italiener. So trat er hervor unter die deutschen Fürsten, von Schönheit, Anmuth und Geist umflossen, und sie, welche nur seines Vaters finstertrotziges Gesicht, oder des Welfen Otto verachtungsvollen Stolz in den letzten Jahren gesehen, und von seinem Mangel an Manier in Benehmen und Worten, welcher sich selbst gegen Frauen bis zur Unart und Kränkung vergaß, viel gelitten hatten, wurden auf das Angenehmste überrascht und gefesselt durch die feine Bildung, das Liebenswürdige in Sitten und Reden, was den königlichen Jüngling schmückte. Die Frauen waren von ihm entzückt, die Männer seines Lobes voll, und als die zwanzigtausend Mark aus Frankreich ankamen, und er auf die Frage seines Kanzlers, wo das Geld aufbewahrt werden sollte, antwortete, weder dieses noch anderes Geld solle aufbewahrt, sondern unter die Fürsten des Reiches vertheilt werden, da strömte der Preis eines so freigebigen Königs ohne Maß über, und auch die, welche bisher sich nicht für ihn entschieden hatten, wie der Zäringer und der Oesterreicher, suchten jetzt eifrig seine Gunst.

Viertes Hauptstück.

Die Waffen ruhten zwischen dem Welfen und dem Hohenstaufen. Dieser täuschte die Erwartung Otto's: er ging nicht nach Sachsen hinein; er zog es vor, vorerst in Deutschland heimisch und den Fürsten ein gewohnter und geliebter Herr zu werden. Er zog von einer Stadt zur andern, und übte des Reichs Geschäfte. Am liebsten weilte er in Schwaben, der Wiege seines Geschlechts, das sich ihm immer am treuesten erwiesen. Schon zu Frankfurt hatte der alte Reichsmarschall Heinrich von Kalinthin den Sohn seines geliebten Kaisers begrüßt, und seine Freude ausgesprochen, jetzt ihm dienen zu dürfen. Zu Mainz hatte der Zäringer gehuldigt. Auf dem Hoftag zu Regensburg hatte ein alter Kämpe aus Italien her, der tapfere Markgraf Diephold von Vohburg, sich dem Könige Friedrich unterworfen. Vor zwei Jahren noch, als Graf von Acerra zu Otto übergetreten, hatte er sich nach dessen Abzug aus Italien selbst auch in seinen italienischen Fürstenthümern nicht lange mehr halten können, und war mit seinen erbeuteten Schätzen noch im Frühjahr 1212 Otto nach Deutschland gefolgt. Jetzt war auch er wieder auf der Seite des Hohenstaufen. Schwaben waren es überhaupt, die Friedrichs nächste Umgebung bildeten: außer diesen, Anselm von Justingen, den er nach Heinrichs von Kalinthin Tode im Jahr 1215 zum Reichsmarschall erhob, und Heinrich von Neuffen, seinem vertrautesten Rath, waren es Pfalzgraf Rudolph von Tübingen, Graf Egino von Urach, die Grafen Hartmann und Ludwig von Würtemberg, Graf Diephold von Scheer, Graf Hartmann von Kirchberg, Graf Heinrich von Burgau, Graf Friedrich von Zollern und Andere.

Zu Regensburg kamen auch alle geistlichen Fürsten und Herren aus dem Südosten des Reiches zu Friedrich, und alle weltlichen vollends: der Böhmenkönig Ottokar in Person, und ebenso der Markgraf von Mähren; der Herzog von Oesterreich und der Herzog von Kärnthen, und Herzog Ludwig von Bayern. Dieser Letztere brachte sogar zum Theil gleich die Bürgen, welche sich im Jahre zuvor für die Eide, welche Ludwig dem Kaiser Otto zu leisten gezwungen gewesen war, verbürgten, mit sich auf Friedrichs Hoftag. Es war kein Halt mehr für irgend einen; die Nation wandte sich auf dieser Seite des Reichs, Alles mitfortreißend, dem jungen Hohenstaufen zu. Selbst wen nicht die Neigung oder der

Vortheil zu ihm hinzog, der mußte um der Erhaltung seines Daseins willen schon mit dem Strome schwimmen.

Die zwei Letzten unter den Großen hier, welche zu ihm übertraten, waren der Herzog Otto von Meran, und der Erzbischof Eberhard von Salzburg. Der Letztere, der noch vor drei Jahren so sehr mit Eiden sich Otto verbündet und sich gegen alle Feinde dieses Kaisers hoch verschworen hatte, empfing Schenkungen von Friedrich, und war hohenstaufisch, noch ehe das Jahr 1213 die ersten Frühlingsblumen hervortrieb.

In ganz Oberdeutschland hatte im März 1213 Kaiser Otto Niemand mehr auf seiner Seite; diese Hälfte des Reichs war bereits für ihn verloren, und der Traum, den er damals in Italien gehabt, war schon zur Hälfte in Erfüllung gegangen. Der Bär, der zu ihm ins Bett gestiegen war, drohte ihn ganz aus demselben zu verdrängen.

Bischof Konrad von Speyer hatte seit dem Ende des Jahres 1208 Kaiser Otto's ganzes Vertrauen; er hatte ihm als Reichskanzler in Italien gut gedient, aber schon nach der Rückkehr hatte er Vorbereitungen gemacht, der neuen Wendung der Dinge sich anzuschließen. Innocenz gestand ihm den Besitz des reichen Bisthums Metz neben seinem speyerschen Bisthum zu, und Friedrich bestätigte ihn in der Würde des Reichskanzlers. Um diese zwei Preise trat der geborene Dienstmann des hohenstaufischen Hauses, einst König Philipps treuer Kanzler, zu Friedrich über; er war wieder bei den Staufen, so naturgemäß zugehörig, wie sein Stammschloß im Queichthal zum Trifels. Dagegen machte am Niederrhein und in Westphalen Friedrichs Sache keine großen Fortschritte.

Der Bischof von Münster ward von den Welfischen gefangen, und der Herzog von Brabant fiel in die Lande des Bischofs von Lüttich, um diesen einzigen Freund, welchen der Hohenstaufe hier hatte, zu züchtigen. Vor der Wuth des Brabanters flohen die Bewohner von Tongern aus ihren brennenden Häusern in die Kirche; aber das Gotteshaus hielt den wilden Krieger nicht in seinem Zerstörungslauf auf. „Ich weiß nicht," rief er, „ob Gott oder der Teufel in diesem Gemäuer haust; ehe ich weiter gehe, müssen die Flammen den einen oder den andern heraustreiben!" und er zündete die Kirche an und alle umliegenden Dörfer.

Doch muthig zog ihm der Bischof entgegen und stieß bei Staps, unweit Montenaken, am 13. Oktober 1213 mit den Mordbrennern

zusammen. Er segnete seine Krieger, und dreimal fielen diese auf die Kniee zum Gebet. Die Herzoglichen hatten darüber laut ihr Gespötte. Sie waren an Zahl überlegen; aber der Uebermuth riß den Herzog in einen unvorsichtigen Kampf, und raubte ihm den Sieg. Der Bischof und seine Schaaren stritten mit Begeisterung für ihr Haupt und ihren Heerd, und nach einer schmählichen Niederlage — dreitausend Herzogliche deckten das Schlachtfeld — floh der Brabanter aus dem Bisthum hinweg. —

Drei Monate zuvor verloren die Mailänder, Otto's Freunde, gegen Cremona und Pavia, die Freunde des Hohenstaufen, zwei Feldschlachten und den geweihten Fahnenwagen.

Otto hatte sich ein Heer gerüstet. Aber statt mit diesem nach dem südlichen Deutschland sich zu wenden und seinen Gegner zum entscheidenden Kampf um das Reich zu zwingen, ließ er sich zur Theilnahme an einem Kriege gegen Philipp August verleiten, den er als die Hauptstütze des Papsts und seines Schützlings, des Hohenstaufen, ansah, und der ihm sonst Anlaß genug zu glühendem Haß gegeben. Er trat der großen Verbindung bei, welche England, den Grafen von Flandern, den Herzog von Brabant, Reinald von Boulogne und viele andere Große wider Frankreich in die Waffen rief.

Seit lange im Bunde mit Englands Königen, seinen Oheimen, hoffte er, zugleich mit dem Könige von Frankreich den Papst und seinen Schützling niederzuwerfen. Dem Sieg sollte die Demüthigung der Geistlichkeit, die Ausführung seines alten Plans, welcher sie einzig und allein auf die Zehnten beschränken sollte, auf dem Fuße folgen: er haßte sie um so glühender jetzt, da sie, die er so sehr begünstigt hatte, zuerst von ihm abgefallen waren, und kürzlich erst, als er sich mit Maria von Brabant vermählte, kein Geistlicher seine als eines Gebannten Ehe einsegnen wollte. Dann wollte er in der Mitte seiner treusten Freunde, der Fürsten der Niederlande, auf der Stätte des umgestürzten Bischofstuhls, in Lüttich seinen Kaiserstuhl stellen.

Dieser hochfliegende Plan, der übrigens eine gute Unterlage hatte, und dem nur noch das Glück fehlte, das Gefährliche eines Kampfes in Süddeutschland, wo er nicht Einen Freund mehr hatte, Englands Geld und die Verheißungen der Verbündeten lenkten mit einander Otto's Waffen an die Ufer der Schelde.

Unter der Führung des kriegserfahrenen Otto, unter dem kaiser-

lichen Adler, sammelten sich die Heerhaufen und Fähnlein der Bundesgenossen. Um ihn lagerten: sein Bruder, der Pfalzgraf, mit den Sachsen; die Grafen Konrad von Dortmund, Otto von Teklenburg, Gerhard von Randerode und der Raugraf Bernhard von Horstmar, damals der berühmteste Held des deutschen Nordens, von Franken und Sarazenen, von Richard und Saladin gepriesen; diese führten getreue Fähnlein aus Westphalen. Neben diesen Theobald Herzog von Niederlothringen, dessen Bruder mit dem Hohenstaufen hielt, mit seinen Lothringern, Herzog Heinrich mit den Brabantern, der alte Herzog von Lympurg mit den streitbaren Männern der Ardennen; Graf Peter von Namur mit den Männern von Utrecht, dessen Vater treu im Heere seines Königs Philipp August diente; er aber, der Sohn, sprach: „Jolanthe, die Dame meines Herzens, will, daß ich gegen meinen Herrn fechte, und ihr bin ich zuerst vor Allen Treue schuldig."

Die größte Macht führte wohl Ferrand, der Graf von Flandern. Ihm folgten die kriegerischen Mannen von Gent, Ypern, Brügge und den andern reichen Städten und das streitbare Landvolk. Auch Flandern ward durch einer Frau Groll und Rache aufgeregt. Die alte Gräfin Mathilde hatte es Philipp August noch nicht vergessen, daß er sie gezwungen, von dem Manne, den sie liebte, sich zu scheiden. Wilhelm von Salisbury, König Johanns Bruder, führte von England Söldlinge und Hülfsgelder herbei. Um den Grafen Reinald von Boulogne sammelten sich die andern gegen Philipp August feindlich gesinnten französischen Großen, Hugo von Boves, Simon von Damartin, Herve von Donzy, und Andere.

Die Grafen von Loos und Luxemburg und mancher Herr der Niederlande wurden von dem Bischof zu Lüttich durch Schenkungen und Opfer abgehalten, dem großen Bund wider Frankreich beizutreten. Kein Bischof, kein Geistlicher fand sich im Heere der Verbündeten, und es ist nichts weniger als so unglaublich, daß, wenn Otto diese große Kriegsmacht, die unter seinen Oberfeldherrnstab gestellt war, überschaute, in seiner Seele Gedanken der Rache an der ihm so feindseligen Geistlichkeit aufgestiegen sein mögen, und es wird ihm die Drohung in den Mund gelegt, daß er ihr, weil sie sich wider ihn auflehne, „alle ihre Güter säcularisiren, und sie unter seine Ritter und Reichsbeamten vertheilen wolle." Es wird auch erzählt, die Großsprecherei der fran-

zösischen Kronvasallen habe ihm verheißen, nach dem Sieg ihn zu Paris als König zu krönen.

Um Philipp August sammelten sich die getreuen Vasallen seiner Krone und seiner Lande, und die eben so ergebenen als streitbaren Bürger der Städte. Die ganze Geistlichkeit Frankreichs war für ihn, und begeisterte seine Krieger. An Zahl waren die Verbündeten überlegen, aber durch mancherlei sich kreuzende Interessen, durch Sprache und Nationalität nicht Eins; die Franzosen Philipps hatten voraus die heilige Weihe, welche die Kirche ihrem Kampfe gegen Fluchbeladene gab, die Einheit der Nationalität und die Kraft der Begeisterung, welche der Krieg für den heimischen Heerd, für die theure Vaterlandserde auch dem Schwächsten einhaucht.

Philipp brach verwüstend und sengend in Flandern ein. Das Heer der Verbündeten war bis Valenciennes gekommen, und wandte sich auf diese Botschaft um. Schon war es dem französischen nahe; aber Philipp zog es vor, einem Kampf auf sumpfigem Boden auszuweichen, und eilte Lille zu. Die Verbündeten ihm nach; — ein Kundschafter hatte diese Richtung seines Marsches an Otto verrathen. Die Franzosen mußten bei Bovines eine Brücke über die Marque passiren; an dieser wollte sie Otto während des Uebergangs angreifen.

Eilig herangestürmt, erkannten die Verbündeten, daß ihr Anmarsch zu bald entdeckt worden war; denn noch waren, statt, wie sie gehofft hatten, der Hälfte des französischen Heeres, nur Wenige auf der linken Seite des Flusses, und auch diese rief Philipp leicht wieder herüber. Sie fanden ihn in bester Schlachtordnung vor der Brücke aufgestellt, die „Clodwig vom Himmel gegebene" Oriflamme in ihrem rothen Glanze und die königliche Fahne mit den Lilien hochwehend über den Schaaren.

Der Graf von Boulogne widerrieth den Angriff. Otto argwohnte Verrath dahinter. Hugo von Boves und Ferrand von Flandern waren für augenblicklichen Angriff. Der Graf von Boulogne rieth, wenigstens seine tapfern Landsleute zu umgehen und sie im Rücken zu fassen. Hugo nannte dies Feigheit.

Es war der 27. Juli 1214, ein heißer wolkenloser Tag; die brennende Sonne schien den Verbündeten ins Gesicht; doch wählten sie den Kampf. „Da hast du sie," rief der Graf von Boulogne dem von Boves zu, „die Schlacht, nach der du gedürstet; wie ein Hase wirst du fliehen vor Frankreichs Muth und Schwert, ich aber werde sterben, oder

fechten, bis ich gefangen werde." Zweitausend Schritte in die Länge breitete sich des Kaisers Heer über die Erhöhungen des Feldes. In der Mitte der Kaiser selbst, um ihn her seine Sachsen und die andern Deutschen, über ihnen der goldene Reichsadler, auf einem Drachen ruhend, an einem hohen Mast, auf einem Fahnenwagen, ähnlich dem Carrocio der Mailänder. Die kaiserliche Schlachtordnung trug alle Zeichen des Eifers und der Eile. Nicht genug, daß man übersehen hatte, wie die brennenden Sonnenstrahlen gerade ins Auge trafen, — die Schaaren der Städtebürger und die andern Leichtbewaffneten, die Bogenschützen und Lanzenträger waren großentheils vor den geharnischten Rittern aufgestellt, also die am leichtesten Bekleideten, am wenigsten Geschützten vor, statt hinter der stählernen Mauer.

Philipp Augusts Heer war auf das Beste geordnet. Seine Großen riethen ihm zu der Vorsicht, nicht an der Schlacht Theil zu nehmen, und seine königliche Person in dem nahen Schlosse Lans in Sicherheit zu bringen. „Wer ein Fürst sein will," antwortete er, „muß mit den Seinen siegen, oder sterben." Er selbst hielt auch im Mittelpunkt.

Den Hauptangriff dahin zu richten, und nicht zu rasten, bis sie den König selbst niedergeworfen und getödtet hätten, hatten der Kaiser und die Grafen von Boulogne und Flandern sich gelobt. Das war ihr Unglück. Wie der Kaiser vordrang, um mit dem König zusammenzutreffen, wich dieser hinter seine Ritter zurück, die sich wie eine Mauer vor ihn warfen, um ihn der „deutschen Wuth" zu entziehen. Des Kaisers und der Seinen Schwert traf tödtlich Viele von Frankreichs Adel, aber nicht den König. Deutschen Kriegsknechten zu Fuß, vielleicht kecken Städtebürgern, gelang es, den dichten Ritterhaufen, während der Streit am heißesten war, zu umgehen, und dem König in den Rücken zu kommen. Sie ersahen ihn, einer erfaßte ihn mit dem Widerhacken seines Spießes zwischen dem Panzer und dem Halskragen, und riß ihn mit Hülfe seiner Genossen vom Pferde. Seine vorzügliche Rüstung rettete ihm das Leben, die Treue seiner Diener die Freiheit. Graf Reinald von Boulogne stand schon dem im Staub liegenden Könige nahe; die Scheu, seinen Herrn und König zu tödten, hielt seinen Arm zurück; endlich schwang er das Schwert, aber ein Getreuer Philipps fing den Streich auf und starb für seinen König. Die herbeistürmenden französischen Ritter retteten Philipp aus der Gefahr.

Der Kaiser mit seinem mähenden Schwerte war, wie sein Ohm

Richard Löwenherz, immer der Vorderste, neben ihm die Grafen von Teklenburg, Horstmar und Randerode. Peter Malvoisin griff in den Zaum des Rosses, das der Kaiser ritt, um ihn ganz von seinen schützenden Gefährten zu trennen. Es gelang ihm nicht, ihn fortzuziehen. Indessen stürzte Gerhard Scropha herbei und stieß mit einem Dolch nach dem Kaiser, der Stoß glitt am Panzer ab; er stieß blitzschnell zum zweitenmal, des Kaisers Pferd warf den Kopf empor, der Stoß traf dieses ins Auge und drang ihm ins Gehirn ein. Das edle Thier bäumte sich hoch auf, riß mit der Kraft des Todesschmerzes von Malvoisin sich los, warf sich herum und rannte rückwärts über das Schlachtfeld. So sahen die Franzosen den Rücken des Kaisers. „Heute werdet ihr seine Stirn nicht mehr sehen!" rief der König. Eine Strecke weit stürmte das Roß noch über die Flur hin; dann stürzte es todt in den Staub unter seinen Reiter. Der treue Horstmar gab dem Kaiser sein Pferd und warf sich den Verfolgern entgegen. Otto schwang sich hinauf, aber der unglückliche Sturz änderte die Lage der ganzen Schlacht. Dem Kaiser nach und zu Hülfe waren die trefflichsten Streiter geeilt, ihnen nach andere. So hatte sich in einem Augenblick die Ordnung des Mitteltreffens gelöst, die Franzosen drangen in die durchbrochenen Reihen.

Die Grafen von Teklenburg und Dortmund versuchten Alles, das Treffen herzustellen. Fest schloß sich der deutsche Haufe zusammen, die Franzosen vermochten nicht, ihn zu durchbrechen: da stürmten mehrere Tausende von dem siegreichen linken französischen Flügel heran. Otto von Teklenburg und Konrad von Dortmund stürzen und werden gefangen; der Herzog von Lympurg, viele Barone, ganze Fähnlein fliehen; der kaiserliche Fahnenwagen wird erbeutet. Der Kaiser sieht Alles verloren, und flieht mit den Seinen, sich zu retten.

Das vollendete das Unglück, daß der Kaiser, indem er einzig den König selbst niederzuwerfen trachtete, seinen rechten Flügel blosgestellt hatte, daß dieser schnell unterlegen war. Hier hatte der tapfere Graf von Flandern gefochten; aber seine Flamänder hielten nicht ebenso Stand wie er. Der Graf von Saintpaul, der erste Held im französischen Heere, stand gegen ihn und den Herzog von Burgund. Dieser stürzt mit seinem Thier im Streit, aber seine Getreuen retten ihn. Der schwankende Kampf aber entscheidet sich schnell: der Graf von Flandern, der Tapferste der Tapfern, der Lenker der Schlacht hier, stürzt von Wunden erschöpft und wird gefangen. Das entscheidet hier den Sieg,

und bald auch den im Mitteltreffen, auf welches sich, da die Flamänder gefangen oder geflohen sind, der ganze linke Flügel der Franzosen werfen konnte.

Doch steht noch immer der linke Flügel des kaiserlichen Heers. Hier regiert der gewaltige Reinald von Boulogne die Schlacht, mit ihm ficht als Führer und Held sein Freund, Arnulf von Oudenarde. Die Engländer waren auch hier geflohen, sobald ihr Feldherr, der Graf von Salisbury, gefangen war; mit ihnen war auch jener Hugo von Boves geflohen. Dagegen stehen wie eine eherne Mauer die sächsischen Schaaren und die Brabanter, deren Herzog mit dem Kaiser geflohen war; und Reinald thut als Feldherr und Held Thaten, welche Freunde und Feinde bewundern müssen. Als er bis in den Abend hinein das Schlachtfeld behauptet hat, aber den Sieg verloren sieht, da stürzt er mit fünf seiner Tapfersten unwiderstehlich durchbrechend in die Mitte der Franzosen, um den König zu suchen, zu tödten und mit ihm zu sterben. Ein Ritter drängt sich an sein Streitroß und bohrt ihm unter der Decke das Schwert in den Leib; es wirft sich zur Seite und begräbt seinen heldenmüthigen Reiter zur Hälfte unter seinen Fall. So wird auch er gefangen, und, als er ihm zu Hülfe springen will, auch Arnulf von Oudenarde, sein Freund.

Aber erst mit der Nacht tritt das überbliebene Häuflein der Deutschen und Brabanter, die nicht zu besiegen waren, den Rückzug an, und die Franzosen wagen nicht, sie zu verfolgen.

Der Sieg hatte sie selbst zu viel gekostet; Philipp vermochte nicht einmal Flandern zu besetzen, sondern kehrte unmittelbar nach Paris zurück. Aber Frankreich war gerettet für ihn, und Deutschlands Krone für den Hohenstaufen. Von der Wahlstatt sandte er diesem seinem Verbündeten den Reichsadler, den er erbeutet, als ein gutes Vorzeichen für die Kaiserwürde.

Fünftes Hauptstück.

Friedrich sammelte, während sein Gegner gegen Philipp zog, eine größere Streitmacht um sich. Im südlichen Deutschland, besonders in der schönen Donaustadt Ulm, dem alten Herzogssitz seines Hauses,

wartete er den Ausgang der Dinge ab, befestigte mehrere Orte in Schwaben und Elsaß mit Mauern, ordnete und waltete für Gesetz und Recht, und bezwang die noch welfischen Festen, darunter Landskron und Trifels.

Auf die Kunde von der Entscheidung zu Bovines führte er sein Heer den Rhein hinab, um die Früchte der Niederlage seines Gegners zu ernten. Dessen eigener Schwäher, der Herzog von Brabant, war der Erste, der sich ihm unterwarf und seinen Sohn und Andere als Geißeln stellte. Unter denen, welche gleich bei Friedrichs Auftritt in Deutschland sich für ihn erklärt hatten, war Ludwig von Bayern seitdem einer der eifrigsten gewesen. Auf diesem Zug in den Niederlanden hatte er das Mißgeschick, von dem Grafen von Jülich gefangen und auf das Schloß Nidecken gesetzt zu werden. Der Hohenstaufe lagerte sich vor Jülich; der Graf gab den Herzog frei, und unterwarf sich, eben so der Herzog von Lympurg. Auch die andern Herren und Edeln der Niederlande eilten, von dem untergehenden Wrak des ottonischen Glückes auf den festen Boden des Hohenstaufen sich zu retten.

Aachen, die Krönungsstadt, hielt noch zu Otto, welcher zwölf der edelsten Bürger als Geißeln in seiner Gewalt hatte, und Köln, wohin Otto sich geflüchtet hatte. Noch vom Schlachtfeld von Bovines aus, als schon Alles verloren war, hatte der kühne Reinald von Boulogne einen Eilboten an ihn gesandt, er solle sich nach Gent werfen und die tapfere Bevölkerung seiner Lande um sich sammeln, die ihm willig zur Erneuerung des Kriegs folgen werde; aber Otto hatte es nicht gewagt.

Mangel nöthigte den Hohenstaufen zur Rückkehr nach Süddeutschland, ehe er Aachen und Köln zu gewinnen vermochte. Zu Metz aber schloß er mit Waldemar, dem Könige der Dänen, beständige und unverletzliche Freundschaft, und übergab ihm, damit er die Feinde seines Kaiserthums im Zaum hielte, auf den Rath und mit Zustimmung der Reichsfürsten die von ihm und seinem Bruder Kanut jenseits der Eider und der Elbe und in Slavien eroberten Lande in rechtlichen Besitz. Damit entzog er seinem Gegner Otto nicht nur einen Freund, sondern erweckte diesem in dem Freunde den gefährlichsten Feind im Nacken.

Auf der Flucht von der Wahlstatt von Bovines hinweg war Otto an den Hof seines Schwähers, des Brabanters, geeilt, und hatte von da, als Unterpfand der Treue desselben, seine Gemahlin mit sich nach Köln geführt.

Die junge Kaiserin aber war eine leichtsinnige Dame, und vergeudete mitten in der großen Noth des Kaiserthums in unbändiger Spielwuth und andern Vergnügungen Summen auf Summen. Diese Aufführung seiner Gemahlin, und eine gehäufte Schuldenlast bewog endlich die Kölner, die sich bei so hoffnungsloser Sachlage nicht auf zwei Seiten zu Grunde richten wollten, dem Kaiser das Anerbieten zu machen, ihm nicht nur alle Verbindlichkeiten für die ihm gemachten Darleihen zu erlassen, sondern ihm sechshundert Mark Silbers noch überdies beizusteuern, wenn er ihre Stadt verlasse. Der Kaiser nahm es an und begab sich nach Braunschweig. Durch Deutschland aber erzählte man sich von Mund zu Mund, die Kaiserin sei bei ihren Gläubigern zu Köln mit der Bitte um Zahlungsfrist eingekommen und dann heimlich in Pilgerkleidern entwichen; der Kaiser selbst habe sich in der Frühe des andern Morgens unter dem Schein, als reite er auf die Jagd, aus der Stadt gemacht.

Bald darauf eroberte Graf Adolph von Bergen die Feste Kaiserswerth für Friedrich und befreite darin alle Geißeln, welche Otto noch hatte, darunter auch die von Aachen; so ging auch diese Stadt für den Welfen verloren.

Jetzt versuchte er sein Glück gegen den Dänenkönig. Im Bündniß mit dem Erzbischof von Bremen, dem Markgrafen von Brandenburg und seinem Bruder, dem Pfalzgrafen zu Rhein, ging er über die Elbe. Hamburg, das mit Unwillen der Dänen Herrschaft trug, öffnete seine Thore und begrüßte ihn als seinen Kaiser; vor der starken Macht aber, die der Däne heranführte, mußte Otto, in seinem deutschen Unternehmen vom Reiche verlassen, sich zurückziehen, und das edle Hamburg nach sechsmonatlichem tapfern Widerstand alle Unbilden der dänischen Kriegsknechte erdulden.

So zerging das Kaiserthum Otto's, des Welfen: je langsamer es verglomm, desto ruhmloser; denn noch drei Jahre lebte er, jeglichen Glanzes baar, in der alten Burg des Löwen zu Braunschweig, als Kaiser ohne Reich, und sah die Triumphe seiner Feinde, des Papsts und des Hohenstaufen. Aber Niemand focht ihn auch hinfort an; und er starb auf einem Ausflug auf der Harzburg, kinderlos, am 19. Mai 1218, im dreiundvierzigsten Jahre seines Lebens.

Seine letzte Schwachheit war ein klägliches Bekenntniß seiner Sünden gegen den heiligen Stuhl und ein Gelübde auf dem Krankenbett,

wenn ihm das Leben bliebe, fortan in Allem des Papsts gehorsamer Sohn zu sein; aber stark und fest, wie ein ächter Kaiser, zeigte er sich im Sterben. Sein letzter Athemzug war eine Verwahrung der Rechte des Reiches, die Behauptung seines gesetzmäßigen Königthums, und der Gedanke an das deutsche Volk. „O Gott," seufzte er im letzten Augenblick des Bewußtseins, „gib einen guten Herrn, der dein Volk regiere!"

Sogleich nach dem mißlungenen Zuge gegen die Dänen traten der Brandenburger und die Großen Sachsens zu dem Hohenstaufen über. Zu Frankfurt schwuren ihm die Fürsten des Reiches, nach ihm seinen Sohn Heinrich zum König zu wählen, und am Feste des heiligen Jakob 1215 sah ihn das jubelnde Aachen im Königsschmuck seine Straßen durchreiten, alle geistlichen und weltlichen Fürsten um ihn her. An diesem Tage hatte Siegfried von Mainz, der Legat, im Münster Karls des Großen ihm die deutsche Königskrone auf das Haupt gesetzt.

Auch des großen Karl glorreiches Andenken wurde geehrt, indem ein neuer prachtvoller Sarg für seine Gebeine geweiht wurde: der neugekrönte Hohenstaufe schlug selbst die Nägel am Sarg des ersten Kaisers ein. Er hatte zuvor versprochen, nach der Krönung das Kreuz zu nehmen; er nahm es am folgenden Tage; mit ihm der Erzbischof Siegfried, die Bischöfe von Lüttich, Bamberg, Passau und Straßburg, die Herzoge von Oesterreich, Meran und Lympurg, der Pfalzgraf von Tübingen, der Markgraf von Baden, die Grafen von Berg und Loos, und unzählige Grafen und Edle.

Die Christenheit des Morgenlandes war in großer Bedrängniß, und ihr zu helfen, hatte Innocenz nie aus dem Auge gelassen. Nach den glänzendsten Krönungsfesten ward über den Pfalzgrafen zu Rhein die Acht gesprochen, und die Pfalz zum Dank für langjährige Treue, die er dem Haus Hohenstaufen erwiesen, dem Bayernherzog zu Lehen übertragen.

Als auch noch der Eifer anderer Fürsten und Edeln königlich belohnt war, und Dietrich von Trier für den König die Huldigung in Köln empfangen und das Interdikt von der siebenzehn Monate lang schwer geprüften Stadt genommen hatte, zog der Hohenstaufe in die freudenerfüllten Mauern ein. Sieben Tage währten die Feste und die Beweise der Freigebigkeit des Königs.

Sechstes Hauptstück.

So siegte der Hohenstaufe über den Welfen, und in dem Siege seines Mündels feierte auch Innocenz einen großen Sieg. Dieser Triumph, den er im deutschen Reich gewann, erschien ihm als einer der glänzendsten Schlußsteine an der Pyramide der Priesterherrschaft, die sein Ideal war. Demgemäß konnte er es nicht ertragen, daß die Christenheit Asiens, daß das heilige Land außer dem schützenden Schatten des apostolischen Thrones stehen sollte. War doch sein Leben so reich an Triumphen des römisch-katholischen Glaubens und der Glorie des Papstthums! Was der heiße Wunsch seiner Vorfahren, was der Plan des Hohenstaufen Heinrich VI. in anderm Sinne gewesen, das war ihm gelungen. Ein abendländischer Kaiser saß auf dem Thron zu Constantinopel, das griechisch-morgenländische Glaubensbekenntniß schien besiegt, und des Papstes Oberhoheit war in diesen Landen anerkannt.

Gleich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gelang es ihm, eine fünfte große Kreuzfahrt nach dem Morgenlande zu erwecken. Französische, deutsche und italienische Wallfahrer, ein starkes Heer von mehr als 40,000 Kriegern, fuhren auf Venedigs Schiffen, dreihundert an der Zahl, im Herbst 1202 nach dem Osten, eroberten Triest und Zara, als Preis der Ueberfahrt, für Venedig, und folgten dem Rufe des Prinzen Alexius, des Sohnes des geblendeten Kaisers Isak Angelus, der ihre Hülfe wider die Empörer in seinem Reich anflehte. Der venetianische Doge Dandolo beschwichtigte die Bedenklichkeiten der Ritter, die keine Glaubensgenossen, sondern nur die Feinde Christi befehden wollten, indem er sie an die unermeßlichen Schätze Constantinopels und an die frühern Nachstellungen und Feindseligkeiten der Griechen, an ihren Haß gegen das römisch-katholische Glaubensbekenntniß erinnerte. Alexius versprach 200,000 Mark Silbers, und Innocenz stimmte bei, wenn nach Eroberung Constantinopels die griechische mit der römischen Kirche vereinigt würde. Durazzo und Corfu ward genommen, und am 23. Juni im Angesicht Constantinopels gelandet.

Am 17. Juli ward die große Stadt zu Wasser und zu Land bestürmt und genommen, und huldigte dem Prinzen Alexius, der seinen blinden Vater, den Vater Irene's, aus dem Kerker wieder zu sich auf den Thron erhob. Aber die Priesterschaft Constantinopels sträubte sich

wider die Herrschaft des Papstes. Alexius weigerte sich, diesen Punkt des Vertrags zu erfüllen, und Innocenz sandte seinen Legaten den geheimen Befehl, den neuen meineidigen Kaiser zu stürzen, um den Sieg der römischen Kirche durchzusetzen.

Der bald genug ausgebrochene Haß zwischen Griechen und Franken und die Befehle des Papstes führten im Anfang des Jahrs 1204, am 9. April, das Kreuzheer zu einem allgemeinen Sturm auf Constantinopel. Drinnen war der alte Isak gestorben, der Kaiser Alexius als Anhänger der Franken vom Pöbel erschlagen und dessen Kämmerer Alexius Murzuphlus auf dem Thron. Drei Tage lang kräftigte Haß und Verzweiflung die weichlichen Arme der feigen Griechen; am vierten erstürmten die Franken die Hauptstadt, und erhoben den Grafen Balduin von Flandern auf den Thron, als Kaiser des „neuen lateinischen Reiches." —

Das alte Byzanz, der Sammelplatz der Kunst und der Schätze des ganzen Alterthums, erfuhr alle Mißhandlungen rohster Barbarei; die edelsten, durch nichts zu ersetzenden Werke der hohen Meister des alten Hellas und des griechischen Kaiserthums zerschlug oder zerschmolz gefühllos die Habsucht oder Unkultur der Sieger. Aber aus der eroberten Stadt wanderte noch immer viel Kunst zu künftiger Anregung des abendländischen Geistes nach Italien und nach Frankreich, und wie Venedigs Flagge auf dem schwarzen Meere, an den Küsten des ägeischen Meers, auf Morea, Corfu, Zante und Cefalonien wehte, so herrschte jetzt der römische Stuhl im ganzen Südosten Europas in geistlichen Dingen.

In Spanien waren die Sarazenen durch große Siege der vom Papst entzündeten Christen geschwächt. Und wie im Osten und Westen Innocenz durch die Waffen der Kreuzfahrer gesiegt, so gelang es den friedlichen Künsten seiner Legaten im Norden Europa's, in Norwegen, Liefland, Litthauen und Preußen dem römisch-katholischen Glauben bei einzelnen heidnischen Fürsten und unter dem Volke Bahn zu brechen. So begründete er immer fester seine Herrschaft über die Gewissen der gesammten Christenheit in Frankreich, England, Spanien, Deutschland durch sein stehendes Heer von Mönchen, seine Ketzergerichte und Ketzerverfolgungen.

Zur Feststellung der noch schwankenden Lehrsätze und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche arbeitete er mehrere Jahre daran, eine allgemeine Kirchenversammlung in Rom zu vereinen, an welcher Bischöfe

und Aebte aus allen christlichen Völkern der Morgen- und Abendlande Theil nehmen sollten. Und es gelang ihm. Am Martinstag 1215 sah Innocenz in der Kirche des heil. Johannes vom Lateran um sich versammelt 412 Bischöfe, 11 Primaten und Metropoliten und gegen 900 Aebte und Prioren. Da waren die Patriarchen von Constantinopel und Jerusalem, die Abgesandten von Antiochien und Alexandria, der Erzbischof von Tyrus. Unter den deutschen Bischöfen zeichnete sich durch seinen Glanz der von Lüttich aus; in der ersten Sitzung erschien er als Graf im Scharlachmantel und Grafenhut, in der zweiten als Herzog im grünen Herzogmantel, erst in der dritten im Bischofsornat. Unter den spanischen glänzte Roderich von Toledo, der Eine Rede gleich gewandt in fünf Sprachen nach einander vortrug. Da waren die Gesandten Friedrichs des Hohenstaufen und Otto's des Welfen, des Kaisers von Constantinopel, der Könige von Frankreich, England, Aragonien, Ungarn und Cypern, vieler andern Fürsten und Städte.

So groß war das Gedränge bei der Eröffnung, daß der Erzbischof von Amalfi im Vorhof des Lateran erdrückt ward. Auf dieser Versammlung ward der lebendige Geist des Christenthums in den römisch-katholischen Katechismus eingesargt, die bekannte Zahl der sieben Sakramente der katholischen Kirche, als der alleinseligmachenden, festgestellt und jede Abweichung von dem Buchstaben des kirchlichen Bekenntnisses als ketzerisch mit dem weltlichen Schwert und dem höllischen Feuer bedroht. Hier wurden alle jenen frommen Gemeinden und ihre Glieder, die ihren Glauben mit dem Lichte des Wortes Gottes und der Vernunft erleuchteten, als Ketzer unter den Bannfluch gelegt, und Allen, welche wider die andersgläubigen Brüder unter der Fahne des Kreuzes das Schwert trügen, die reichsten Segnungen des Himmels verheißen. Alle zwei Jahre sollten künftig beide Geschlechter vor dem Bischofe schwören, daß sie dem römischen Glauben treu sein, und jeden Ketzer, wer es auch sei, anzeigen und verfolgen wollen. Dreimal jährlich, zum mindesten einmal, sollten Männer und Frauen dem Priester durch die Ohrenbeichte das Bekenntniß ihrer Sünden ablegen.

So glaubte Innocenz die Bewegung des Geistes hemmen zu können, welche in den wissenschaftlichen Köpfen gegen die römische Glaubenslehre, in den Sekten und Brüderschaften des Volkes gegen die Verfassung der römischen Kirche einen so starken Widerpart hervorgerufen. Das Lesen der Schriften des alten und neuen Bundes, ja selbst der

Besitz derselben war schon zuvor jedem Laien unter der Strafe der Ketzerei verboten. Die Fäden der Geheimnisse aller Familien durch die Ohrenbeichte in ihrer Hand zusammenfassend, sollte die Kirche Herrin der Welt bleiben.

Um aber auch die Glorie eines Befreiers des heiligen Grabes um sein Haupt zu ziehen, und zugleich die jugendliche Kraft des Hohenstaufen fern von dem Schauplatz zu beschäftigen, wo die Kirche ihre Herrschaft befestigen wollte, drang Innocenz mit allem Feuer seiner Beredtsamkeit in dieser Kirchenversammlung auf einen allgemeinen Kreuzzug ins heilige Land, und als dieser beschlossen war, wurde auch des Hohenstaufen Königswahl feierlich bestätigt, Otto's Vertreter, der Sprecher von Mailand, kaum eines Wortes gewürdigt, da der Welfe seinen Eid der Kirche gebrochen, und ihr vieles Unrecht zugefügt habe.

„Mich hat herzlich verlangt, dieses Osterlamm mit euch zu essen, bevor ich leide, das heißt, bevor ich sterbe!" Das waren die Worte, womit Innocenz die Kirchenversammlung eröffnet hatte. Christus hatte diese Worte gebraucht, als er im Begriff war, das Reich des Geistes der Wahrheit, das er gestiftet, mit seinem Blut zu besiegeln, und Innocenz scheute sich nicht, diese Worte anzuziehen, gleich als hätte auch er gearbeitet und gelitten für ein über den Erdkreis zu verbreitendes Gottesreich der Wahrheit und des Lichtes! Acht Monate nach diesem Tage war er nicht mehr.

Der Tod dieses Papstes befreite den zweiundzwanzigjährigen Hohenstaufen von der persönlichen Abhängigkeit, in welcher der erst werdende und vielfach noch befangene König von dem gewaltigen Geist des Priesters sich gefühlt hatte. Er befreite ihn von gewichtigen Rücksichten und Banden, in welchen ihn die Dankbarkeit gegen denselben und die Nothwendigkeit der Verhältnisse gehalten.

Unter seinem Schutz und seiner Pflege, ja so zu sagen unter seinen Augen war Friedrich II. aufgewachsen; seine Hülfe hatte ihn auf dem erblichen Throne mitten unter den Parteiungen der sicilischen Großen erhalten, durch ihn hatte er das Land seiner Väter, die deutsche Krone wieder gewonnen, und wo die äußeren Umstände nicht mehr verboten hätten, wider den Willen desselben zu handeln, verboten es die Dankbarkeit, die persönlichen Rücksichten.

Darum allein hatte Friedrich dem römischen Stuhle Zugeständnisse gemacht, welche dem Geist und den Grundsätzen seiner Ahnen so ganz

widerstrebten; darum hatte er bei seinem Eintritt in Deutschland dieselben Versprechungen dem Papste gegeben, welche vor ihm Otto, der Welfe; darum unter Dankbezeugungen für den geleisteten Beistand Freiheit der geistlichen Wahlen und der Berufungen nach Rom, Verzicht auf den Nachlaß der Bischöfe, Hülfe zur Ausrottung der Ketzer, die Erwerbung oder Erhaltung aller Besitzungen und Rechte des römischen Stuhles, welche Otto zugesagt, ja noch dazu Korsika's und Sardiniens und anderer, welche demselben sonst noch zugehören möchten, zugesichert; darum vor seiner Krönung feierlich versprochen, Sicilien und Neapel nicht mit dem deutschen Reiche zu vereinigen, sondern, sobald er die Kaiserkrone empfangen hätte, seinen Sohn Heinrich aus der väterlichen Gewalt zu entlassen, ihm dieses Königreich, das er von der römischen Kirche erhalten müßte, abzutreten, sich selbst nicht mehr König von Sicilien zu nennen, und das Reich bis zu der Mündigkeit seines Sohnes von einer geeigneten Person verwalten zu lassen, welche der römischen Kirche für Alles verantwortlich bliebe; darum hatte er endlich das lästige Gelübde des Kreuzzugs übernommen. Das alles widersprach der Politik seines Hauses, es widersprach dem Blute in seinen Adern; denn er war ein Hohenstaufe, und es bedurfte, dies zu bezeugen, des Eides nicht, womit dies seine Mutter auf dem Sterbebette bekräftigte; es widersprach seiner eigensten Natur und den religiösen Ansichten derer, die seine Kindheit und erste Jugend umgaben.

Seine Erzieher, die Erzbischöfe von Palermo, Montreale und Capua, der Kanzler Walter, hatten Anderes zu thun, als dem Königskinde die ängstliche Beobachtung der Vorschriften der römischen Kirche einzugewöhnen, und ihm darin durch ihr Beispiel vorzuleuchten. Die Marschälle seines Vaters, Diephold, Markward, Capparone und ihre Kriegsleute, was noch vom Hof Heinrichs VI. übrig war, hatte wenig von römisch-katholischem Zuschnitt. Was er in seiner Kindheit sah, waren blutige Kämpfe dieser seiner Erzieher, die seine Person für ihre selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchten, wider den heiligen Stuhl und wider ihn selbst, den unmündigen König; was er hörte, waren Schmähungen dieser wider den Papst, Bannflüche des Letztern gegen die Erstern. Was sich seinen Augen von der Kirche darbot, war wenig idealisch, und sein natürlicher Blick war scharf genug, um durch die heilige Nacht des hierarchischen Baumes die Schlangen zu erkennen, die in der Krone und an der Wurzel nisteten.

Seine geistlichen Umgebungen zeigten größtentheils keine der Tugenden, die sein junges Herz für den römisch-katholischen Glauben hätten begeistern können, wenn es auch dieser Begeisterung fähig gewesen wäre. Aber Friedrich war einer jener Geister, welche nur zum Denken, nicht zum Glauben geschaffen sind, und auf welche die Lehren und Bräuche der Priesterreligionen nicht mehr Eindruck machen, als das darüberrauschende Wasser auf ein Marmorbild. Palermo war damals einer der großen Stapelplätze des Welthandels, und durch ganz Sicilien hatte sich über die Trümmer altgriechischer Bildung eine neue Kultur verbreitet, welche von den Sarazenen ausging, die Jahrhunderte lang Herren der schönen Trinacria gewesen waren, und die noch einen großen Theil der Bewohner des Eilandes ausmachten. Die Sarazenen dieser Zeit in Sicilien und Spanien waren an Sittenfeinheit, an vergeistigten Lebensgenüssen, an Kunsterfahrungen, an Kenntnissen und Wissenschaften allen andern Völkern Europas weit überlegen, und noch berührt uns beschämend in vorhandenen und gesammelten Staatsschriften der sarazenischen Beherrscher Siciliens der milde Geist der Duldung und der Humanität, den sie gegen die Christen übten. Heitere Lebensluft und freie Lebensanschauung waren ihr Element, und dieser sarazenische Geist hatte dem ganzen Inselvolk seine Färbung gegeben; sarazenische Aufklärung hatte die christlichen Begriffe durchdrungen, und orientalische Sitte sich der europäischen beigemischt.

Dem eingebornen Sicilianer war der Islam und sein Bekenner kein Gräuel, die Könige Wilhelm und Roger hatten ihr Serail, und die schönsten Verehrerinnen Mahomeds wie der Maria waren ihre Odalisken. Dieser Geist konnte am wenigsten auf die aus Nord und Süd so wunderbar gemischte Natur Friedrichs ohne tiefste Einwirkung bleiben. Frühe erklang das Saitenspiel der Troubadours, heimisch auf den Burgen der Großen und im Königspalast der Hauptstadt, in sein Ohr, und ihr Gesang, der häufig über Priester, Mönche und Nonnen den heitersten Spott ergoß. In seiner Seele, die, weit genug, das Erhabene zu fassen, täglich an der großen Schönheit des Meers und der heimathlichen Gebirge und Fluren, an dem rauschenden Leben eines Weltmarkts, wie der des völkerwimmelnden Palermo, sich sättigte, konnte kein Raum bleiben für etwas so Kleinliches, als die Zänkereien der Mönchsorden seiner Zeit, die scholastischen Spitzfindigkeiten und Strei-

tigkeiten über Priestersatzungen, die in seinen Augen für das Leben der Menschheit unerquickliche waren.

Mit Innocenz, dem Haupte des Priesterthums, hatte seine Mutter sein Schicksal verknüpft. Die Noth seiner frühsten Jugendzeit hatte dieses Band noch fester gezogen; und wo sich für Innocenz ein Anlaß zu bieten schien, seinen Mündel die Abhängigkeit von ihm fühlen zu lassen, hatte dieser Papst stets sogleich zu Zurechtweisungen gegriffen, öfters in sehr strengem Ton.

Der Papst hatte ihm zur Beugung der trotzigen Köpfe des eingebornen Adels in Sicilien geholfen, besonders auch durch die fremde Waffenmacht, welche dem jungen Könige der Graf von Provence, Alfons, der jüngere Bruder König Peters von Aragonien, zugeführt hatte. Es waren das fünfhundert Ritter mit ihrem Gefolge aus der Provence und aus Katalonien, mit denen angeblich Alfons das Brautgeleite seiner Schwester bildete. Diese Ritter aber wußten nicht bloß auf dem Hochzeitsfeste am Hofe gut zu tanzen, sondern auch tapfer zu schlagen, und dem Gemahl der Schwester ihres Herrn Raum auf der Insel zu erstreiten, daß er in Wahrheit König sein konnte, und die Herrschaft der vielen kleinen Könige, der Barone, im Land aufhörte; sie hatten ihm die großen und kleinen Vasallen zur Unterwerfung gebracht, und erst, als Alfons an einer Seuche starb, waren diese Ritter wieder in ihre Heimath zurückgekehrt.

Doch war es jetzt so weit zur Ordnung im Lande gekommen, daß der junge König und seine Räthe es wagen konnten, fortzufahren, denjenigen normännischen Edeln, welche das bisherige Raubritterthum nicht ließen, ihre festen Thürme, Häuser und Mauern zu brechen, unverbesserliche adelige Missethäter am Leben zu strafen, und dem von ihnen geplagten Landvolk wie dem Kaufmann, der die Straße zog, Eigenthum und Leben zu schützen.

Den Bemühungen des Papstes Innocenz auch hatte er es zu danken, daß auch jenseits der Meerenge in Apulien die Herrschaft des jungen Königs zur Anerkennung gekommen war. Freilich hatte ihm dagegen sein Vormund, der Papst, nachträglich eine für die damalige Zeit namhafte Rechnung eingereicht über die in seinem Dienst aufgewendeten Kosten, für päpstliche, für französische und spanische Soldtruppen, welche der Papst geworben, und deren Waffen er geweiht hatte, das Recht seines Mündels zu verfechten. Innocenz hatte für ihn oft und viel die

geistliche Macht des Papstthums in Vermahnungen an die Großen und an die Völker seines Königreichs aufgeboten, neben seinen weltlichen Waffen.

So hatte ihn die Macht der Umstände manchfach dem Papst Innocenz verpflichtet und ihn in eine sehr abhängige Stellung von demselben gebracht. Und doch war zu viel Selbständigkeitsdrang in dem jungen Könige, so klein auch noch die Zahl seiner Jahre war; zu viel vom stolzen Sinn seines Vaters Heinrich. Aber seine ersten Versuche, der Kirche gegenüber selbständig aufzutreten, waren von Innocenz in einschreckender Weise zurechtgewiesen worden.

Schon als Friedrich mit des Papsts und seines Schwagers Alfons Hülfe den bösen Sinn und Umtrieb der normännischen Barone brach, schrieb er: „Mein Vater lebt jetzt wieder in mir, dem Sohne, auf, und die Hand Gottes hat mich erhöht, — — Alles wieder in den alten Stand zu setzen." Jetzt wollte er das auch der Kirche gegenüber thun; er wollte alle kirchlichen Rechte und Freiheiten, welche die früheren normännischen Könige im Lande besessen und ausgeübt hatten, und welche seine Mutter Constantia hatte zum Opfer bringen müssen, wieder an sich nehmen. Im Jahre 1207 war das Domkapitel von Palermo mit Erlaubniß des Königs zur Wiederbesetzung des erledigten erzbischöflichen Stuhles geschritten; einige Domherren hatten die eingeleitete Wahl durch Berufung an den päpstlichen Stuhl hindern wollen; da war der junge König in Zorn entbrannt und hatte diese Herren mit Verbannung aus dem Reiche bestraft, dem Papst aber geschrieben, nur aus Rücksicht auf ihn und auf den geistlichen Stand habe er sie mit bloßer Verbannung und nicht härter gestraft.

Innocenz hatte damals schon des Königs Verfahren scharf getadelt; nur seine schlechte Umgebung habe ihm dazu rathen können, und es sei zu fürchten, daß er, durch sie verführt, in die Fußtapfen der grausamen Tyrannen trete, welche um ihrer Frevel willen vom Erdboden vertilgt seien und jetzt wohl herbe Pein leiden. „Mit dem Zeitlichen, das du übrigens auch von uns hast, hättest du dich begnügen sollen," schrieb ihm Innocenz; „nach dem Geistlichen, das allein uns zukommt, hättest du deine Hand nicht ausstrecken sollen. Du hättest daran denken und dich warnen lassen sollen, daß wegen der Vergehen deiner Vorfahren, die sich gleichfalls das Geistliche anmaßten, eine so schwere Zeit über dein Reich hereingebrochen ist." Damals war für

Friedrich keine Wahl geblieben, als die Verzichtsurkunde seiner Mutter anzuerkennen und die Bestimmungen über die Bischofswahlen, die sie enthielt, zu bestätigen.

Nach Friedrichs Mündigerklärung war der Kanzler Walter sein erster Rath gewesen, oder vielmehr der Kanzler regierte der That nach, der König dem Namen nach. Um sich in der Regierung zu halten, schloß sich Walter eng an Innocenz an; er trat ganz auf die Seite des römischen Stuhls über und dafür gab der Papst an ihn das Bisthum Catanea. Die Eigenmächtigkeit und die Eigennützigkeit seines Kanzlers trug Friedrich schwer. Zudem hatte der Kanzler sich bei Vielen verhaßt gemacht, und Mancher im Lande war unzufrieden und unbotmäßig gegen den König, bloß weil das Regiment des verhaßten Kanzlers mißfiel. Sich und dem Lande ein Genüge zu thun, entließ Friedrich den Kanzler seines Amtes, im Jahre 1210, und verwies ihn ganz vom Hofe.

Da schrieb der gereizte Papst, „der König sei denn doch jetzt alt genug, um Knabenstreiche zu lassen. Das sei denn doch schwarzer Undank, den Beschützer seiner Kindheit zu verstoßen, der für ihn so viel Mühe und Angst durchgemacht habe, und dazu noch sei der Schritt des Königs höchst unklug und die Strafe dafür werde nicht ausbleiben." An diesen Verweis schloß Innocenz die drohende Aufforderung, ganz so wie der Gebieter zum Untergebenen spricht, „der König habe sofort den Kanzler Walter wieder zu Ehren aufzunehmen und sich treu nach seinen Rathschlägen zu richten; der Kanzler stehe im Schutz des heiligen Petrus."

Aber nicht aus kindischer Laune hatte Friedrich seinen bisherigen Kanzler beseitigt; und dadurch, daß er auf dessen Beseitigung beharrte, glaubte Friedrich dem Papst den Beweis zu liefern, daß es sich hier nicht um einen Knabenstreich, sondern um eine Mannesthat handle. Die Verwicklung der politischen Verhältnisse in Deutschland, als Kaiser Otto zugleich der Feind Friedrichs und des Papstes wurde, ließ dem Letztern keine Wahl, als mit Friedrich in freundliches Verhältniß sich zu setzen; sie ließen aber auch für diesen keine Wahl, als zunächst den Papst bei guter Stimmung für sich zu erhalten; er brauchte ihn, um sein Herzogthum Schwaben und die deutsche Kaiserkrone sich zu retten, die ihm von Rechtswegen gebührte, da die deutschen Fürsten sie ihm

schon durch Wahl und Eid, durch Huldigung zugesichert hatten, als er noch ein kleines Kind war.

Der ächt hohenstaufische Geist in ihm hatte sich längst in einzelnen Blitzen verrathen, der Geist seines Großvaters und seines Vaters. Innocenz hatte das wohl erkannt; aber eben so unverkennbar ist ein Zug der Liebe, welche der Mensch Innocenz zu dem schönen und genialen Königskind hatte, zu dem gekrönten Waisen, seinem Zögling, seinem geistigen Sohn. Es ist nicht immer bloß die Politik, welche dem Papst Innocenz sein Verhalten zu dem König Friedrich dem Hohenstaufen diktirt; auch die Neigung spielt sichtbar mit herein. Die wunderbare Entfaltung des königlichen Jünglings hatte offenbar in dem Papst Innocenz den Menschen bestochen und gewonnen, da Innocenz als selbst genial für das Geniale, als schönheitssinnig für die Schönheit empfänglich war. Und dieser Jüngling mußte ihm um so lieber werden, je mehr der Undank des von Innocenz zuvor so sehr begünstigten Otto, des Welfen, ihn verletzte.

Irrig hat man öfters Friedrich II. als einen völligen Italiener, ja als einen reinen Sicilianer angesehen.

Auch in seinem Geburtsort Jesi, unter dem Himmel Italiens, hatte das Kind unter den ersten Lauten, die es vernahm, neben der italienischen Sprache auch die deutsche gehört, und deutsch eben so gut sprechen lernen, wie das Italienische; denn die Herzogin von Spoleto, die das Kind zu erziehen hatte, war eine deutsche Frau, die Gattin eines deutschen Ritters, des edeln Konrad von Urslingen bei Rottweil in Schwaben, der als Herzog von Spoleto und als Feldhauptmann seines Kaisers die Hut über dessen Sohn wie über Italien hatte. Am Hofe dieses neuen Marschalls-Herzogs wurde mehr deutsch gesprochen, als italienisch; deutsche Köpfe und deutsche Herzen waren es, welche hier mit ihren deutschen Schwertern dem Erstgebornen ihres Kaisers im welschen Land und Volk treue Wächter waren.

Auch nachher, drüben in Palermo, verlernte er die deutsche Sprache nicht: deutsche Lieder, wie deutsche Krieger blieben auch hier fortwährend hörbar für ihn, hüben auf der Insel, wie jenseits der Meerenge, in Apulien. Als der deutsche Ritter und Dienstmann des hohenstaufischen Hauses, Anselm von Justingen, nach Palermo kam, da brauchte es keinen Dolmetsch zwischen dem treuen Schwaben und dem Enkel des Rothbarts, und die Erscheinung desselben, der so hart am alten Her-

zogssitz seiner Ahnen seine Burg hatte, war ihm nicht, wie seiner welschen Umgebung etwas Fremdes, sondern etwas Anheimelndes, das ihm manche Erinnerungen aus seiner Kindheit und Knabenzeit lebendig zurückrief, was er gesehen und gehört, was er gelesen und durchgedacht hatte. Wenn Anselm zu ihm sprach vom großen deutschen Reich jenseits der Berge, mit ihren ewig schneebedeckten Häuptern, und von den schönen Heimathlanden am Bodensee, an der Donau, am Neckar und am Rhein, und von den Männern mit den starken Herzen und den starken Armen, und von dem Mittelpunkt Schwabens, von dem durch eine große Geschichte seiner Ahnen geweihten Berge, dem Hohenstaufen: da klang das nur zusammen mit dem, was das Kind, der Knabe und der Jüngling Friedrich seither täglich in seinem Königsschloß zu Palermo geschaut hatte, und womit sich seine Einbildungskraft und der Flug seiner Gedanken oft beschäftigten.

Denn im Schloß zu Palermo redeten von den Wänden der Gemächer her sein Großvater, dessen Schwabenritter, dessen Familie: Kaiser Heinrich hatte seinen Vater Friedrich I. malen lassen, um ihn her seine fünf Söhne, seinen Aufbruch zu seinem letzten Kreuzzug, seinen Marsch durch Ungarn und das griechische Reich, sein Kampf um Cogny, und die andern Ereignisse und Thaten des großen Kaisers bis zu seinem Tod in den Wellen des Salef. Das alles mußte aus diesen Malereien der ersten Meister der Zeit heraus die Erinnerung an Deutschland, an deutsches Heldenthum und an seines Großvaters Herrlichkeit in ihm lebendig erhalten; diese Gemäldegalerie war ein Geschichtbuch, das in Farben und Gestalten zu ihm sprach.

Mit dem Tode seines Oheims Philipp war ihm ohnedies das Erbherzogthum seines Hauses, Schwaben, zugefallen, wie zuvor schon die reichen hohenstaufischen Erbgüter. So waren durch die Ereignisse selbst seine Gedanken auf Deutschland von Jahr zu Jahr mehr gerichtet worden; und so waren ihm fast siebzehn Jahre auf dem Boden Italiens hingegangen, bis zur Reise nach Deutschland.

Seine Fahrt durch Italien herauf, sein erfahrungsreicher Aufenthalt in Deutschland, das Zusammensein mit den Vertrauten seines Vaters und seines Großvaters mußten ihm einen klaren Einblick geben in die Politik, die dem König und Kaiser zukam, und in die Politik des römischen Hofes, welche den Kaiser als Vasallen und gehorsamen Knecht an den Fuß ihres Thrones fesseln wollte. Er fühlte und schaute

klar, daß er und der Papst nicht länger Hand in Hand gehen können; der Adler, der im Schatten des päpstlichen Thrones flügge geworden war, fühlte jetzt die Kraft seiner Schwingen und hob sie allmählig, um über ihn wegzufliegen.

Auf der Fahrt durch Italien hatte er noch eine andere Erfahrung gemacht. Die Republiken der Lombardei, deren Haupt Mailand war, und die damit verbündeten Fürsten und Herren hatten ihm den Eintritt nach Deutschland zu wehren gewagt, sie konnten ihm ebenso den Eintritt nach Italien wehren. Diese hindernde Schranke zu brechen, war gewiß sein erster Gedanke, als er sich vor den verfolgenden Mailändern sicher gewußt hatte. Diese Lombarden waren es gewesen, an welchen der große Entwurf seines Großvaters gescheitert war, Italien und Deutschland als Ein Kaiserreich zu beherrschen; und bald stand in seinem Geiste der Plan fest, die Lombarden zu unterwerfen und Eine große Monarchie von Siciliens Spitze bis an die Küsten der Nord- und Ostsee zu gründen, in welcher der römische Papst keine Stellung finden sollte, als die des ersten Bischofs der Christenheit, ohne Stimme und Einfluß in andern, als geistlichen Angelegenheiten.

Die Umstände lagen für ihn glücklicher, als für irgend einen Andern, der auf dem Throne gesessen war. Er war nicht, wie seine Vorfahren, den Italienern ein Fremdling, ein ausländischer „Barbar;" unter ihrem Himmel war er geboren und aufgewachsen, ihr Land und ihre Sprache war die Heimath und die Sprache seiner Mutter. Das untere Italien war sein Erbreich, und zwischen diesem und Deutschland lag Mittel- und Oberitalien eingeschlossen. Was seinem Großvater gefehlt hatte, das hatte er: in seinem sicilischen Königreich eine Fundgrube von ungeheuern Kräften und Mitteln, reiche Geldquellen des Handels und eine Flotte. Von unten und oben und von beiden Seiten konnte er den römischen Stuhl und die Lombardei angreifen.

Der Geist der Freiheit war seinem Großvater in der Kraft und Rüstung der Jugend, in der Stärke der durch die frische Begeisterung und durch die Gefahr festgeschmiedeten Eintracht gegenübergestanden; jetzt aber war nicht eine Stadt in Italien, in welcher jener erste Enthusiasmus noch zu finden gewesen wäre und worin er nicht auf eine mächtige Partei für sich und sein Haus hätte rechnen können.

Durch ganz Oberitalien war ein zahlreicher starker Anhang der neuen, dem Papstthum feindlichen Lehren verbreitet, der ja schon einmal

entschieden hatte, daß Mailand wider den Papst sich erklärte: er konnte auf den Geist in der Zeit als einen mächtigen Verbündeten hoffen; denn dieser sprach es laut aus, daß der römische Stuhl nur auf Herrschaft, auf Unterdrückung der Größe der weltlichen Macht, der Wahrheit und der Gewissensfreiheit arbeite.

Die Geldmittel Siciliens verbürgten ihm die tapfern Arme deutscher Fürsten und Edeln.

Er stand in der Blüthe der Jugendkraft; aus seiner Ehe war ein Sohn entsprossen, eine Reihe anderer zu hoffen, dereinst von ihm selbst zu bildende Pfeiler seines Kaiserbaus, dessen Mittelpunkt die ewige Stadt, der Sitz der alten Cäsaren, werden sollte.

Das waren die günstigen Umstände, die er für einen solchen Plan vorfand. Die Umrisse zu diesem Plane fand er jedenfalls auch unter den hinterlassenen Papieren seines Vaters.

So gewiß es ist, daß der Entschluß zur Durchführung dieses Planes in seinem Geiste nur nach und nach zu fester Gestalt sich herausbildete: so gewiß ist es, daß der erste Gedanke dazu frühe in ihm aufblitzte, und der Entschluß schon nach den ersten Jahren seines Aufenthalts in Deutschland in ihm feststand. Denn alle seine Schritte finden nur in dieser Annahme ihre Erklärung.

Daß Friedrich II. jene großen Zugeständnisse aus Vorurtheilen jugendlicher Befangenheit, als einer, der noch im Zweifel und Werden begriffen gewesen wäre, dem römischen Stuhle gemacht habe, dagegen spricht, wie so eben gezeigt worden ist, seine Natur und seine Erziehung. Die Geschichte weiß von keinem Beispiel, welches die römisch-katholische Gläubigkeit Friedrichs bewiese, irgend eine Ehrfurcht vor der Heiligkeit und Hoheit des Papstthums. Seine Briefe an seinen „väterlichen" Freund Innocenz bedienen sich der Worte, welcher sich „fromme" Söhne der Kirche bedienten; aber der Geist, der sie diktirte, ist unverkennbar der Geist jener feinen Politik, welche durch den Ton der Ergebenheit und der Ehrerbietung, der Freundschaft und der Geneigtheit hinhalten und täuschen will, bis die wahren Gedanken und Plane offenbar werden können oder durchgesetzt sind; — eine Politik, die er dem römischen Hofe selbst ablernte.

Diese italienische Staatsklugheit lehrte ihn, gegen den römischen Stuhl zunächst auf alle Weise sich nachgiebig und bereitwillig zu zeigen, kleinere und größere Opfer und Zugeständnisse für den Augenblick nicht

zu scheuen, damit dieser nicht auf seine großen Plane aufmerksam würde, und denselben gleich Anfangs entgegen träte. Frühe hatte ihn die Noth seiner ersten Jugend, welche ihn als einen Spielball von Hand zu Hand warf, sein Innerstes verschließen, die Kunst der Verstellung gelehrt und eine Geschmeidigkeit, welche den Umständen sich zu fügen schien, indem sie sie besiegte, und sein junges Gewissen war im zwanzigsten Jahre so weit, als das irgend eines Papstes und seiner Kardinäle. Mit dieser Kunst der Verstellung verschloß er vor Innocenz seine Entwürfe, und als dieser starb, war er klug genug, die Mäßigung und Enthaltsamkeit, womit er seine Absichten bisher verschloß, noch mehrere Jahre gegen dessen Nachfolger Honorius III. fort zu bewahren. Langsam, Schritt vor Schritt, ging er vorwärts. Nicht wie ein Jüngling mit feuriger Phantasie, wie der berechnende Verstand eines greisen Staatsmanns bereitete er die Bahn, um nachher desto schneller und nachdrücklicher fortzurücken.

Bei dem Gang, welchen die Erziehung und die Jugendverhältnisse Friedrichs genommen hatten, konnte es nicht anders sein, als daß auch starke Schatten seinem Wesen sich ansetzten, noch außer den Nachtheilen, welche schon gezeichnet worden sind. Die meisten Menschen, die ihn bis zu seinem siebzehnten Jahr umgaben, waren nicht so, daß sie ihm hätten in sich die Menschenwürde vor Augen stellen und ihm Achtung vor der Menschheit abnöthigen können. Weil er die Menschenwürde in seiner Jugend nicht kennen gelernt hatte, ging ihm die Ehrfurcht vor derselben sein Lebenlang ab. Weil er die Menschen schon als Knabe verächtlich gefunden und verachten gelernt hatte, zwangen ihm zwar Einzelne um so mehr Hochachtung für sich ab, aber die Menschen im Ganzen hat er sein Lebenlang weder geliebt noch geachtet, oft verachtet, wenigstens die Menschen der Gegenwart.

Schon darum glaubte er sich berufen, ein anderes Geschlecht zu erziehen, ein anderes Völkerleben, andere Zustände der Welt zu schaffen. Darum arbeitete er so angestrengt für seine Völker; aber selbst seine Weltbeglückungsgedanken nahmen ihre Farbe an von dem Blut, das in seinen Adern war und von der Art seines Wesens, wie das unter solchen Einflüssen von Menschen und Verhältnissen groß geworden war.

Hatte er schon im Vater- und Mutterblut den Stolz und ein hohes Selbstgefühl mitgebracht, so hätte er müssen ein Engel oder ein Gott sein, wenn das nicht bis zum Uebermaß sich gesteigert hätte, da

er das Unglück hatte, nach vollendetem zwölftem Jahre für volljährig erklärt und selbst-regierender König zu werden. Haben doch sogar in unsern Tagen die Weihrauchwolken höfischer Schmeichelei, priesterlicher Lüge und einer entwürdigten Menge Fürsten umnebelt und betäubt, welche in alten Tagen zum Throne gekommen waren, und sie so berückt, daß sie sich wie Götter auf Erden vorkamen und das eigene Ich anbeteten und es anzubeten befahlen!

Wie wunderbar-schön angelegt muß des Hohenstaufen Friedrichs II. Natur gewesen sein, daß er nie so tief herabsank, bis zur Selbstvergötterung, wie Könige und Kaiser des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts! Doch war der Glaube an sein eigenes Selbst groß in ihm, wie der an seine Weltbestimmung. Er glaubte, für sich allein zu genügen, um die Welt zu regieren und sie umzugestalten. Er fühlte sich als den überlegenen Geist, und dadurch glaubte er sich berechtigt, sich kühn über Vieles wegzusetzen, und den Völkern aufzuzwingen, was er in seinen Gedanken für gut hielt.

Die Freiheit in der würdigen Gestalt des Bürgerthums hatte der Jüngling nicht gesehen, nur die Freiheit der Barone in der Form der Unbändigkeit im Bösen. Das wahre Christenthum hatte er auch nicht kennen gelernt, weder die heiligen Urkunden selbst, noch ihren ächten Geist in treuer Wiedergabe durch Andere. Darum trug er weder der Menschenwürde und der politischen Freiheit, noch der Christusreligion Rechnung im Schwung seiner weltumgestaltenwollenden Gedanken. Nicht der Ausdruck und der Durchführer dessen, was die religiöse und politische Stimmung der Zeit, ihr Bedürfniß und ihre Forderung war, wollte er sein, sondern weltherrlich wollte er werden, wie sein Vater Heinrich, unumschränkter Herr über Alle und über Alles, und den Völkern ihr Glück diktiren, so und nicht anders, als wie und so weit er selbst es für gut fand. Spät erst lehrte ihn die Erfahrung, daß die Genialität nur Dauerndes schafft, wenn sie nicht für sich selbst ist, sondern in Demuth sich leiten läßt von den ewigen Gedanken Gottes, und auf diese eingeht, als ihr Knecht, als ihr Prophet oder als ihr Held.

Siebentes Hauptstück.

Ruhe und Ordnung im deutschen Reiche herzustellen und die Liebe der Deutschen sich zu erwerben, ließ Friedrich sich zuerst angelegen sein. Das Glück begünstigte ihn auch hierin.

Sein Oheim, König Philipp, hatte nicht nur das Reichsgut, sondern auch die Eigengüter des hohenstaufischen Hauses sehr geschmälert durch Veräußerungen wie durch Schenkungen. Das bleibt eine große Schattenseite der Regierung Philipps des Hohenstaufen. Weil er keine Großheit in seiner eigenen Persönlichkeit einzusetzen hatte, sondern nur eine Liebenswürdigkeit, so hatte er mit Geld und Gut freigebig Erfolge zu erzielen gesucht, bis zur Verschwendung. Die Heere im Feld, die er im Sold hatte, der elfjährige Krieg mit seinen Gegnern in Deutschland und Italien, verschlangen viel Geld, ebenso die Großen, vom Herzog und Erzbischof herab bis zum Grafen und zum Abte, die sich ihren Uebertritt zuerst, dann ihre Dienste bezahlen ließen. Sie hatten gehört von den Schätzen, die das hohenstaufische Haus aus Italien nach Deutschland gebracht hatte; sie hatten zum Theil mit Augen geschaut die langen Züge von Saumthieren, welche das Silber und Gold von jenseits der Alpen auf den Trifels am Rhein schwer beladen gebracht hatten. Davon wollten sie auch ihren Theil haben.

Zwanzig Jahre alt war Philipp gewesen, als er durch den Tod Kaiser Heinrichs an die Spitze des Reichs sich gestellt sah. Mit jugendlicher Art war Philipp zuerst freigebig, aber er verwöhnte dadurch die Herren und machte damit die Fürsten im weltlichen und geistlichen Kleide, selbst Aebte und Ritter, nur um so begehrlicher.

In kostbar gewirkten Schuhen tritt eines Tages ein Cistercienser-Abt vor den König und klagt die schwere Noth seines Klosters. „Woher?“ fragt Philipp. „Aus einem armen Hause,“ antwortet der geistliche Herr. „Wie groß,“ versetzt der König, „die Armuth bei Euch ist, kann man an Euren Schuhen sehen; das Leder muß da sehr theuer sein.“ Getroffen von diesem Wort, zog zwar diesmal dieser Herr ab; aber so sehr zupfte Alles am Gut des Königs.

Als die Schatzkammer auf dem Trifels erschöpft war, da ging es an das Reichsgut und an das Hausgut, an Zinse und Zölle und allerlei Gerechtigkeiten; sie wurden hingegeben oder verpfändet, wie Burgen

und Felder, Vogteien und Städte; hingegeben, dem Papste zu lieb, zuletzt selbst das so lang behauptete Spolienrecht. Als Friedrich II. nach Deutschland kam, fand er wenig, fast nichts mehr zu verleihen oder zu verschenken, weder vom Reichsgut noch vom hohenstaufischen Hausgut, es sei denn, daß er hätte das Letzte vollends hergeben, und die Hohenstaufen zu Herren ohne Land sogar auf dem Heimathboden Schwaben machen wollen. Da kam durch einen Glücksfall seinem Hause wieder plötzlich ein bedeutender Zuwachs, eine große Bereicherung.

Jener Zäringer, jener alte mächtigste Gegner seines Hauses in den obern Landen, Herzog Berthold V., kam zu ihm und übergab seine von ihm erbauten herrlichen Städte Bern und Freiburg im Uechtland an den König und das Reich. Bald darauf, 1218, starb er, ohne Kinder.

Bern und Freiburg, so verordnete er, sollten frei sein, wie die Reichsstadt Köln am Rhein, und das Recht haben für ewige Zeiten, zu münzen, selbst zu herrschen und zu regieren, auch körperliche Herrlichkeit zu gebrauchen wie freie Reichsstädte, damit sie ein ewiger Dorn und Stein des Anstoßes dem Adel des Landes seien. Noch vor seinem Tode setzte er viele Edelknechte, ehrliche Bürger und Landleute in jene Städte und empfahl ihnen stets mit einander in Freundschaft und Eintracht zu leben, nie einen Herrn in ihren Mauern aufkommen zu lassen, und den Adel ringsum zu demüthigen.

Friedrich bestätigte diese Freiheiten, und vermittelte die Streitigkeiten, welche unter den Seitenverwandten des Herzogs über seine Hinterlassenschaft entstanden. Denn die großen zäringischen Lande zerstückelten sich, zum großen Vortheil des hohenstaufischen Hauses, jetzt unter drei Grafenhäuser Schwabens, Kyburg, Urach und Teck. Jenes erhielt einen großen Theil der burgundischen Erbgüter; die drei Grafen von Urach theilten mit denen von Teck die meisten Erbgüter in Schwaben; die Reichslehen, welche nicht auf die ebengenannten Schwestersöhne Bertholds, die Uracher und Kyburger, erblich übergingen, vertheilte er an Andere. Den Breisgau gab er an den Markgrafen von Baden, aus der zweiten Hauptlinie des zäringischen Hauses, andere Lehen an mächtige Barone; Zürich, Rheinfelden und manche andere Städte, Güter und Vogteien behielt er aber für das Reich, oder vielmehr für sein Haus. Die Uracher konnten sich nicht glücklich über das ihnen Zugetheilte vereinen. Da verkauften die beiden geistlichen Brüder ihren

Theil an den König. Auch dieser wurde von dem dritten Bruder, von Egino, angefochten, und um Frieden zu erhalten und den mächtigen Grafen an sich zu fesseln, gab Friedrich großmüthig und freigebig die meisten jener Erbgüter dem Grafen zum Geschenk oder zu Lehen.

Diese glückliche Beendigung der so schwierigen, große Verwirrung drohenden zäringischen Erbsache gewann ihm die Liebe der Besonnenen und den Ruf eines ebenso weisen als billigen Schiedsrichters. Zugleich war die hohenstaufische Hausmacht wieder hergestellt: diese, das Herzogthum Schwaben und die Statthalterschaft von Burgund behielt er unter seiner unmittelbaren Verwaltung bis zur Volljährigkeit seines Sohnes Heinrich. Alle Herren Niederdeutschlands, die ihm noch nicht gehuldigt, thaten dies gleich nach Otto's Tode auf einem Tage zu Herforden, und im folgenden Jahre lieferte endlich der Welfe Heinrich, der durch die Reichsacht seine Pfalz verloren hatte, die bisher noch immer zurückgehaltenen Reichsinsignien an Friedrich aus, und huldigte ihm.

Otto, des Herzogs Ludwig von Bayern Sohn, vermählte sich mit Agnes, dem einzigen Kinde des Welfen; als ihre Mitgift gleichsam blieb die Pfalzgrafschaft zu Rhein bei dem Hause Wittelsbach, und Heinrich erhielt noch 11,000 Mark von dem Könige. Ja dieser ließ gerne ein Stück der Reichsinsignien als ein Geschenk an das St. Blasienkloster zu Braunschweig zurück, den Zahn des Täufers Johannes; diese „köstliche" Reliquie glaubte der Hohenstaufe nicht zu bedürfen, um Deutschlands vollkommener König zu sein.

Mit Heinrich huldigten alle welfischen Erblande. Jetzt war Niemand mehr wider ihn im Reich.

Schon im Frühling 1216 hatte er seine Gemahlin mit dem Sohne nach Deutschland kommen lassen. Ihm die Nachfolge auf dem deutschen Throne zu sichern, daran arbeitete er eifrigst. Vor allen Dingen mußten die geistlichen Fürsten dafür gewonnen werden. Aber die Unterhandlungen erforderten die vorsichtigste Klugheit, das tiefste Geheimniß; denn diese Wahl war gegen die klarsten Zusagen und Verträge mit dem römischen Stuhl.

Friedrich versprach ihnen wiederholt, auf die Beerbung der Bischöfe zu verzichten, und verhieß ihnen die wichtigsten neuen Freiheiten.

In keinem Gerichtsbezirk eines geistlichen Fürsten solle eine neue Münzstätte, ein neuer Zoll angelegt, oder eine neue Burg aufgeführt werden.

Durch Münzen, welche dem bischöflichen Stempel nachgeschlagen wurden, war den Bischöfen bisher großer Schaden, in Handel und Gewerbe große Verwirrung gebracht worden, und unter dem Vorwand, sich zum Schutz der Kirche aufzuwerfen, oder ohne alle Rücksicht hatten Herren und Ritter auf jeder ihnen bequemen Höhe ihre Schlösser errichtet, von welchen aus sie die Geistlichen und Laien plagten. Solche Raub- und Zwingburgen nun, verhieß er, sollen durch königliche Macht zerstört werden, die Anlegung jeder neuen Burg verboten sein. Kein königlicher Beamter solle in den Städten der geistlichen Fürsten irgend eine Gerichtsbarkeit in Anspruch nehmen, außer acht Tage vor und nach einem Hoftage, und der König nur, so lange er anwesend wäre. Würde ein geistlicher Fürst seinen Vasallen nach Lehenrecht vor Gericht ziehen und diesem das Lehen abgesprochen werden, so solle es zu seinem Vortheil der König in Besitz nehmen. Wenn hingegen einem geistlichen Fürsten ein Lehen erledigt würde, so solle dieses weder vom Könige noch sonst Jemand eigenmächtig oder mit Gewalt in Besitz genommen werden dürfen. Die Reichsacht solle fortan mit dem Kirchenbann vereinigt sein. Dienst- und Eigenleute geistlicher Fürsten sollen unter keinerlei Vorwand in andern Städten oder Gebieten aufgenommen werden dürfen.

Friedrich versprach demnach, die geistlichen Fürsten aus Dienern Christi zu Herren und Gebietern in den Ländern ihrer Kirche zu machen, fast durch nichts mehr als durch den Namen vom Reiche abhängig. Allein in der Wirklichkeit waren sie das schon; und es ihnen schwarz auf weiß zu geben, daß sie sollen sein dürfen, was sie thatsächlich schon waren, und was er jetzt nicht zu hindern vermochte, das konnte ihm nicht viel kosten. Er aber gewann dadurch die hohe Geistlichkeit für sich, und eben dadurch eine solche Stellung dem Papste gegenüber, daß er denselben nicht mehr viel zu fürchten hatte.

Indeß verlautete von den Umtrieben des Königs ein dunkles Gerücht zu Rom. Honorius III. drang sogleich auf Ausführung des Kreuzzugs.

Noch kurz vor seinem Tode hatte auch Innocenz III. dringend an die Erfüllung des Gelübdes erinnert; aber es war damals nur Eine Stimme, daß die innern Angelegenheiten des Reiches, wo so viel für Frieden und Ordnung zu thun sei, billig des Königs und der Fürsten

erste Aufmerksamkeit erfordern, und diese Pflicht und die Erfüllung jenes Gelübdes sich nicht wohl verbinden lassen.

Auch jetzt erlaubten dem Hohenstaufen die Verhältnisse keineswegs, Deutschland und Italien hinter sich zu lassen, um in die weite Ferne des Morgenlandes zu gehen. Es fiel ihm aber überhaupt gar nicht ein, in jene von einem gesitteten Volke glücklich beherrschten Lande die Greuel des Kriegs zu tragen. Jeder Religionskrieg mußte bei seinen Anschauungen ihm ein Gräuel sein, vollends der Kreuzzug gegen das Volk Saladins den verdorbenen Christen jener Lande zu Liebe mußte ihm eben so ruchlos, als wegen seiner Zwecklosigkeit thöricht erscheinen. Für thöricht und überflüssig hielt jeden neuen Zug dahin selbst die allgemeine Stimme in Schwaben.

Friedrich aber verbarg seine wahre Gesinnung darüber, und schrieb dem Papste, er erkenne die Nothwendigkeit und das Verdienstliche des Kreuzzugs gerne an; auch habe er schon auf denselben hingearbeitet und werde ferner darauf hinarbeiten; der Papst möge nur durch Befehle und Einfluß die großen Schwierigkeiten beseitigen, welche die Kreuzfahrt in der Abneigung der Deutschen finde. Der Papst eilte, diese Befehle zu erlassen. Jeder, der das Kreuz genommen, ward bei Strafe des Banns zum Antritt der Fahrt vor Mitte des Jahrs verpflichtet. Friedrich ließ Monate vorübergehen. Dann beruhigte er den besorgten Papst durch die neue Versicherung, daß Deutschland und Sicilien nie vereinigt werden; und wenn auch die Fürsten seinen Sohn zum römischen Könige wählen sollten, so würde dieses aus keinem andern Grunde geschehen, als um, wie in ähnlichen Fällen seine Vorgänger gethan, wegen des ungewissen Ausgangs des Kreuzzugs, ihm die Nachfolge in das deutsche Erbgut zu sichern. Zuletzt bat er um einen neuen Aufschub der Kreuzfahrt bis zum Frühling des folgenden Jahres.

Der Papst gewährte ihn bis zum Frühling des nächsten Jahres, schrieb ihm jedoch: „Wo sind die Schiffe, geliebtester Sohn, wo die Galeeren, welche deine königliche Sorgfalt bisher zu der Ueberfahrt ausgerüstet hat?“ Friedrich wußte, mit wem er zu thun hatte. Das Organ, in welchem sich diesmal der Geist des Papstthums offenbarte, war ein guter freundlicher Mann; seine Stellung auf St. Peters Stuhl war auch Honorius zum Bewußtsein geworden, aber es gebrach ihm der starke, durchgreifende Charakter eines Innocenz. Darauf baute der Hohenstaufe fort.

Im Ton eines der Kirche ganz ergebenen Sohnes sann er ihm an, ihm während seines Lebens Sicilien zu überlassen, und Deutschland und jenes Königreich erst nach seinem Tode zu trennen. Darauf ging Honorius nicht ein. Die Gewährung einer zweiten Bitte, das Versprechen im Falle des Todes seines Sohnes ihm selbst Sicilien als Lehen der Kirche zu ertheilen, wußten die Redekünste des Hohenstaufen dem alten Papste abzuschmeicheln. Auch barg er ihm seine zuversichtliche Hoffnung nicht, daß der Papst, wenn er ihn erst mündlich von den Vortheilen der Vereinigung Siciliens und Deutschlands unter seinem Scepter werde überzeugen können, gerne auch diesen Wunsch ihm gewähren werde.

Als der Zeitpunkt der Kreuzfahrt vor der Thüre war, schrieb Friedrich, er sey gerüstet und zum Abzug bereit, nicht aber die Andern; er arbeite aber unermüdlich für die Ehre der Kirche und die Sache des Gekreuzigten. Honorius lobte seinen Eifer und setzte den Tag des Aufbruchs noch zwei Monate hinaus. Dem Hohenstaufen lag aber nicht der Kreuzzug, sondern die Kaiserkrönung und die Ordnung Siciliens am Herzen. Wegen der erstern zu unterhandeln, sandte er den Abt von Fulda nach Rom. Das Schreiben des Königs, worin er das römische Volk ermahnte, ihm in der Ehrerbietung und dem Gehorsam gegen den heiligen Vater vorzugehen, und worin er seine Freude aussprach, als Italiener geboren und gebildet worden zu sein, ward von dem Papst und den Römern so schön gefunden, daß sie ihrem Enthusiasmus in überschwänglichen Worten Luft machten. Der Papst schrieb ihm, so schnell als möglich nach Rom zu kommen; er könne die Freude kaum erwarten, ihn mit der Kaiserkrone zu schmücken. Auch setzte er den Aufbruch zur Kreuzfahrt zum fünften Mal hinaus, bis zum Herbst.

Plötzlich fiel in den Kelch dieser Freude über die Frömmigkeit und kindliche Ergebenheit des Königs ein bitterer Tropfen: die Kunde, daß Friedrich seinen Sohn, den Erben Siciliens, zum römischen König habe wählen lassen.

Auf einem großen Reichstag zu Frankfurt sollte Friedrich die erste Frucht seiner langen geheimen Verhandlungen pflücken. Es war im April 1220; zu derselben Zeit, als sein Abgesandter jenes Schreiben nach Rom brachte. Er stellte den geistlichen Fürsten für die verheißenen Freiheiten eine feierliche Urkunde aus, worin denselben beständige Dauer

verbürgt war. Die Fürsten entsprachen seinem Wunsche, und wählten den neunjährigen Prinzen Heinrich zum Nachfolger im deutschen Reich und im Kaiserthum. Diese Wahl war gegen die wiederholten feierlichen Zusagen, die er dem römischen Stuhle gemacht hatte; aber er wußte, daß die feine, treulose Politik der Päpste nur durch gleiche Waffen im Schach gehalten werden konnte, und er glaubte sich berufen und berechtigt, die Jahrhunderte lang von dem römischen Hof mißbrauchte Treue und Redlichkeit der deutschen Fürsten und Völker zu rächen. Der Papst wußte nicht, wie er sich benehmen sollte.

Friedrich wartete einen Monat um den andern, ob der Papst sich äußern würde. Die fünfte Frist des Kreuzzugs verstrich; nichts erfolgte. Jetzt glaubte der Hohenstaufe seines Spieles sicher zu sein. Als wäre nicht das Geringste eingetreten, welches das freundlichste Verhältniß zwischen ihm und dem heiligen Stuhl hätte stören können, schrieb er im alten Tone der Ergebenheit an den Papst, die Wahl seines Sohnes, für die er sich so unsägliche Mühe gegeben hatte, sei, ohne sein Wissen und in seiner Abwesenheit, unverhofft von den Fürsten vorgenommen worden. Er habe, als die Wahl ihm bekannt geworden, sich geweigert, sie zu genehmigen, und zuvor die Genehmigung derselben durch den heiligen Vater sich vorbehalten. Gerne hätte er ihm dies längst berichtet; aber der eine der Gesandten, die er ihm schicken wollte, habe sich der Botschaft geweigert, der andere sei durch Krankheit zurückgehalten worden. Uebrigens wundere er sich, daß der Papst und die Kirche wegen der Erhebung seines Sohnes sich habe beunruhigen können; denn die Kirche, seine Mutter, habe die Vereinigung Siciliens mit dem Kaiserthum keineswegs zu fürchten, im Gegentheil werde er sich in dieser wie in jeder andern Sache so bewähren, daß sich die Kirche, seine Mutter, mit Recht freuen könne, einen solchen Sohn geboren zu haben.

Der Papst fühlte, daß ihm der Hohenstaufe dadurch, daß er die ganze deutsche Geistlichkeit für sich gewonnen, den Bannstrahl so gut als aus der Hand gewunden hatte; er gab oder stellte sich zufrieden, genehmigte, was er nicht mehr zu hintertreiben sich getraute, und setzte die Kreuzfahrt abermals hinaus. War doch der Kirche durch das, was der König der deutschen Geistlichkeit eingeräumt, ein wichtiger Zuwachs an Unabhängigkeit und Macht geworden!

Achtes Hauptstück.

Jetzt verließ Friedrich nach achtjährigem Aufenthalt, während dessen er seinem Hause das Reich gesichert, das deutsche Land, und zog mit einem kleinen Heer über die Alpen, der Kaiserkrone entgegen.

Als Reichsverweser ließ er den Erzbischof Engelbrecht von Köln, als Statthalter im Herzogthum Schwaben Heinrich von Neuffen zurück. Diesem und dem Bischof Otto von Würzburg, Werner von Boland, und Konrad von der Tanne, seinem Erzschenken und Burgvogt zu Winterstetten, vertraute er die Erziehung und Vormundschaft seines Sohnes, der in Deutschland heranwachsen sollte. An Eberhard von der Tanne, den Truchseß von Waldburg, übergab er die Krone und die andern Reichskleinodien zur Verwahrung. Bischöfe und Erzbischöfe, von weltlichen Fürsten Ludwig der Bayernherzog und Heinrich der Pfalzgraf, stiegen mit dem König in die Lombardei hinab.

Mehrere Städte fragten beim Papste an, wie sie sich gegen Friedrich zu halten hätten. Dieser befahl ihnen, demselben den Eid der Treue zu schwören, jedoch mit Vorbehalt der kirchlichen Rechte. Darüber jedoch, was unter der dem König schuldigen Treue zu verstehen sey, darüber dachten sie und der König selbst sehr verschieden. Mailand hatte sich hartnäckig welfisch gezeigt; es barg seine Abneigung gegen den Hohenstaufen nicht. Dieser vermied jede feindliche Berührung mit dieser Stadt. Noch war ihre Zeit nicht gekommen; er umging Mailand und die lombardische Krönung unter dem Vorwand, daß der Erzbischof dieser Stadt auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande abwesend sei. Dagegen suchte er die alten Freunde seines Hauses, die Gibellinen, wieder an sich zu fesseln.

Das seltsame Verhältniß, daß ein Hohenstaufe als „König des heiligen Stuhls" aufgetreten war, hatte Viele derselben von ihm weg auf die Gegenseite gedrängt; jetzt aber war er innerlich ganz Gibelline. Er wußte, daß jenes seltsame Verhältniß in Bälde zusammen sinken mußte; er zeigte sich darum allen Gibellinen auf das Freundlichste, und war gegen alle Städte freigebig mit Hoffnungen und Verheißungen. Pisa, Venedig, Faenza, Bologna besonders erfreuten sich seiner Gnade. Das Letztere war ein zu wichtiger Punkt für den Besitz von Mittelitalien und für die Verbindung mit Deutschland.

Nur Genua sah verdrießlich dazu, daß er ihm nur die auf das deutsche Reich sich beziehenden Rechte bestätigte, nicht aber die, welche es in Sicilien ansprach; im Gedanken an das, was sie vor acht Jahren dem hülflosen Könige geleistet, hatten sie ungemäßigte Erwartungen von der Gnade des siegreichen Königs gehegt. Sie bargen ihren Unmuth nicht, und Friedrich begünstigte, um wenigstens eine der beiden Seemächte für sich zu haben, auf das hin die ihm früher feindlichen Pisaner.

Je näher der König der ewigen Stadt kam, desto mehr nahm sich Honorius zusammen, seiner Stellung und seinen Verpflichtungen auf dem Stuhle St. Peters treu zu bleiben. Friedrich hatte gegen das Herkommen auch die sicilischen Stände nach Rom berufen, um sich bei seiner Kaiserkrönung von ihnen huldigen zu lassen. Das nährte des Papstes Mißtrauen, das des Königs Kanzler, Bischof Konrad von Metz, durch die verzögerte Rückgabe der mathildischen Güter in ihm erregt hatte. Der König hatte diese befohlen, früherem Vertrage gemäß; der Kanzler entschuldigte sein Zögern mit den Schwierigkeiten, die in der Sache liegen. Honorius aber witterte dahinter geheime Weisungen des Königs.

Wenn Friedrich zu Zugeständnissen, zur Annahme päpstlicher Forderungen gezwungen werden sollte, so mußte es jetzt geschehen. Honorius sandte ihm den Bischof von Tusculum entgegen, und ließ ihm vorstellen, wie er bereits durch die Wahl seines Sohnes zum römischen König die klarsten Versprechungen übertreten, und wie er jetzt durch die Einberufung der Prälaten und Großen Siciliens zur neuen Huldigung die Vereinigung Siciliens und Deutschlands auf sehr bedenkliche Weise zu bezwecken den Verdacht wecke — eine Vereinigung, welche wie zum Nachtheile des römischen Stuhls, so nicht minder zum Verderben seiner eigenen Nachkommen ausschlagen müßte. An diese bedeutsame Warnung knüpfte er die Forderung, daß Friedrich die Zugeständnisse des Krönungsvertrags, welche jedoch größtentheils keine andere als die schon seit Jahren oft wiederholten Versprechungen betrafen, feierlich besiegeln und sie in Form öffentlicher Gesetze an seinem Krönungstag selbst bekannt machen solle. Friedrich gab die schönsten Worte. Es blieb ihm, wenn er des Kreuzzugs enthoben sein, die Kaiserkrone ohne Streit erhalten, und seinem Erbreich die nöthige Pflege und ordnende Hand ungestört weihen wollte, nichts Anderes, als die Forderungen des Papstes anzunehmen.

Wie der Papst unter dem Schein der Freundschaft ihm Zugeständnisse früher in der Noth seiner Jugend und jetzt vor der Krönung erpreßte, welche seinen politischen und religiösen Ansichten, seinem Interesse und seiner Ueberzeugung durchaus entgegen waren, so glaubte er solcher heuchlerischen Freundschaft geschmeidige Zuvorkommenheit und Worte und Versprechungen gegenüber stellen zu dürfen und zu müssen, die wider seine innern Gedanken waren, und an die er sich bei seinem künftigen Handeln nicht zu binden gedachte. Er war sich klar, daß ein Papst nie in Wahrheit eines Kaisers Freund sein könne, und indem er die Stellung Beider durchschaute und richtig würdigte, sah er in ihrem jedesmaligen diplomatischen Verkehr nichts Anderes als einen Wettstreit, worin es gelte, wer der Geschickteste oder der Glücklichste sei, den Andern zu berücken. Und diesmal that es der Schüler dem Lehrer zuvor; denn Honorius war einst Friedrichs Jugendlehrer.

So zog der König unter ungeheurem Jubel, selbst der Römer, mit der Königin in Rom ein, und Honorius krönte ihn und Constantia am zweiundzwanzigsten November 1220 mit der kaiserlichen Krone. Darauf empfing er aus der Hand des Kardinals Hugolinus noch einmal das Kreuz, und versprach feierlich, auf den nächsten Frühling einen Theil seines Heers ins heilige Land vorauszuschicken und im August selbst nachzufolgen. Er bestätigte dem römischen Stuhle die von ihm angesprochenen Besitzungen, entband alle Beamten und Vasallen in denselben des Eides, den sie ihm geschworen, und überwies sie und alle Bewohner dem Papste.

Ferner wurde als königliches Gesetz bekannt gemacht: „Alle Anordnungen und Gewohnheiten, welche Städte, Ortschaften oder Behörden gegen die Freiheit der Kirche oder kirchliche Personen erlassen haben oder üben, sollen binnen zwei Monaten aufgehoben sein; Niemand den Geistlichen, Kirchen und Stiftungen Steuern oder andere Lasten auflegen, Niemand einen Geistlichen vor einem weltlichen Gerichte belangen, keine Behörde die Klage annehmen dürfen. Wenn Schiffe irgendwo stranden, solle Schiff und Gut für die gerettet werden, denen sie gehören, ausgenommen, Schiffe von Seeräubern oder Feinden; Pilger und Fremdlinge überall Herberge erhalten; den Landleuten solle in ihren Häusern und auf ihren Aeckern für ihre Personen, für ihr Ackergeräth und ihr Zugvieh vollkommene Sicherheit verbürgt, Jeder, welcher ihnen dies mit Gewalt nehme, oder sie gefangen fortführe, zu

vierfachem Ersatz angehalten, und neben anderweitigen außerordentlichen Strafen auch der Thäter unmittelbar ehrlos und in des Reiches Acht sein."

Es waren diese letztern Gesetze für das Volk aller Lande augenfällig wohlthätiger Art, in diesen Zeiten des Raubs und der Gewaltthätigkeit. Aber wie sein Großvater den edeln und geistvollen Gegner des römischen Stuhls, Arnold von Brescia, und seine Partei, der Kaiserkrönung opferte, so ward von dem Enkel ein Gesetz gegen die „Ketzer" erpreßt, als Opfer für die Ertheilung der Krone. Der Hohenstaufe mußte versprechen und versprach für die Ausrottung der täglich an Zahl und Stärke wachsenden widerkirchlichen Partei kräftig mitzuwirken.

Das Gesetz hierüber lautete: „Alle Ketzer in allen Landen, wie sie auch heißen mögen, sind ehrlos und geächtet. Jeden von der Geistlichkeit als verdächtig Bezeichneten sollen die weltlichen Behörden sogleich gefangen legen und zur verdienten Strafe des Feuertods überliefern. Roms Inquisitoren, die Wächter des reinen apostolischen Glaubens, sollen unter kaiserlichem Schutz stehen und von Allen jeden Vorschub erhalten. Die Söhne, Enkel und Urenkel der wegen Irrglaubens Verurtheilten sollen ehrlos bleiben, und weder die Güter ihres Hauses noch Lehen oder Aemter empfangen, da Beleidigungen des himmlischen Herrn eine schwerere Strafe verdienen, als Beleidigungen des weltlichen Herrn. Die Söhne sollen ihre Eltern anzuzeigen verbunden sein, alle Güter der Schuldigen dem Fiscus anheimfallen, die Wohnungen aber in Schutt verwandelt und nie wieder aufgebaut werden. Wer den Verdacht auf sich lade und nicht binnen Jahresfrist sich reinige, soll wie ein Ketzer verurtheilt werden. Endlich soll jede obrigkeitliche Person vor dem Antritt ihres Amtes schwören, auf die Reinheit des Glaubens zu halten und alle Ketzerei nach Kräften auszuforschen und auszurotten."

Die Bestätigung dieses Gesetzes, das die Todesstrafe gegen den Anspruch der Gewissensfreiheit verhängte, war auf Seiten des Kaisers ein Widerspruch mit sich selbst, ein Mordversuch gegen den Geist, aus dem er selbst war.

Denn stärker, als in irgend Einem seines Hauses, ja als in irgend Einem seiner Zeit, war in ihm der Geist zur Besinnung über sich erwacht und hatte die Bande des blinden Glaubens von sich abgestreift; in ihm glühte der von jeder Bevormundung sich befreiende Gedanke; und er hatte, was jenem Arnold von Brescia fehlte, die äußere Stel-

lung, von welcher aus ihm möglich war, der Geistesfreiheit, wenn nicht die Weltherrschaft, doch Anerkennung, ihrem Fortwirken und ihrem Fortschritt politischen Schutz zu schaffen. Sein Ehrgeiz überredete sich, unter dem überstrahlenden Glanze der Kaiserkrone und seiner sich entwickelnden großen Entwürfe das Brandmal zu bergen, das er durch das Ketzergesetz seinem eigenen Bewußtsein aufbrannte.

Aber seine selbstsüchtige Staatsklugheit, die hell zu sehen meinte, verdunkelte ihm diesmal den rechten Pfad, daß er einen Mißtritt that, den er sein ganzes Leben hindurch büßen mußte. Indem er die Freiheit des Gedankens und Gewissens verdammte, verdammte er sich selbst, und diesem innern Gerichte folgte das äußere auf dem Fuße. Wie er dadurch in Widerspruch mit sich selbst kam, kam er es mit dem Geiste in der Zeit, seinem natürlichsten und mächtigsten Verbündeten im Kampfe gegen Rom. Wie weit dieser Geist bereits in Italien mächtig geworden war, konnten ihn die neusten Vorgänge in Oberitalien lehren.

In Mailand konnte der Podesta es wagen, den Erzbischof in den Bann zu thun. In Parma offenbarte sich kurz vor der Kaiserkrönung dieser Geist in starkauftretender Weise. Friedrich hatte ihnen ihre Freiheiten und Rechte so, wie sie sie übten, gewährleistet. Der Bischof behauptete gegen die Bürger, der kaiserliche Freibrief könne die Hoheitsrechte der Bischöfe nicht schmälern. Der Rath der Dreihundert entband, als Gegenwehr gegen die römischen Anmaßungen, den Podesta von seinem Eid, der ihn verband, die Geistlichen und den Bischof zu schützen. Keinem Priester ward Recht, wenn er sich nicht vor dem weltlichen Gericht stellte; kein Bürger durfte mit Geistlichen Verträge schließen, ihnen mahlen oder backen, oder ihnen den Bart scheeren. Verleitete die Nähe des Todes einen Bürger auf dem Krankenbette zu dem Gelübde, wenn er die „Absolution" erhalte, den Befehlen der Kirche gehorsam zu sein, so ward er im Fall des Todes nicht in geweihter Erde, sondern im Mist begraben; kam er wieder auf, so wurden seine Güter eingezogen.

Und dieser Vorgang fand mehrfach Nachahmung. In Modena, Novara, Viterbo, Fano, Treviso, Feltre, Belluno und andern großen und kleinen Städten wurden die bischöflichen Gebäude geplündert und geschleift, die Güter eingezogen, Geistliche thätlich mißhandelt.

Der Hohenstaufe war zu unbefangen, als daß er diese Uebertreibungen eines zu Gewaltsamkeiten leicht erregbaren Volkes dem Geiste,

der sich in denselben offenbarte, vorgeworfen hätte. Weniger, weil er ihm widerwärtig war, als weil er ihm nicht bedeutend genug schien und er seiner für seine Plane nicht zu bedürfen glaubte, entzweite er sich mit demselben. Er wirkte selbst mit, diesen Geist freier Bewegung zu fesseln und zu erdrücken.

Bald genug, dann aber zu spät, sollte er ihn zu seiner Hülfe aufzurufen sich genöthigt sehen.

Neuntes Hauptstück.

Friedrich war Kaiser. Er hatte dem römischen Stuhl in dem bisherigen Kampfe viel Boden abgewonnen. Der Papst schied in so gutem Einverständniß von ihm, daß er, wenn auch nicht bewilligte, doch sich gefallen ließ, daß Friedrich mit dem Kaiserthum zugleich die unmittelbare Verwaltung Siciliens behielt. Ein solcher Sieg eines jungen Fürsten über die in Geschäften ergrauten Staatsmänner des römischen Hofes konnte nur durch außerordentliche Talente gewonnen werden. Auch darin war Friedrich auf seltene Weise glücklich, daß er für seinen Geist und für sein Herz frühe den Menschen fand, der für ihn als sein zweites Ich geschaffen war.

Als er, ein siebzehnjähriger Jüngling, nach der deutschen Krone, entgegen einem Meer von Gefahren, Italien heraufzog, die Seele voll nach einem Arm, der mit ihm in den nahen Stürmen steuerte, nach einem Freund, der offnen Herzens, mit hellem Geist und unbefangnen Augen ihm zur Seite stünde, und er unter Tausenden seiner Umgebung nicht wußte, wen er sich erwählen sollte: da führte ihn das, was die Menge Ungefähr, Zufall nennt, mit dem Einzigen zusammen, welcher ihm das sein konnte, was er zu finden wünschte. Das war Pietro von Vigne, einem Städtchen Capuas.

Im niedrigen Stande geboren, von heißem Durst nach Wissenschaft getrieben, aber so arm, daß er sich den Lebensunterhalt erbetteln mußte, hatte er auf der hohen Schule zu Bologna studirt. So gering seine Geburt, so erhaben war sein Sinn und sein Genie, und glänzend entfaltete er seine Talente in der Rechtswissenschaft, in der Rede- und

Dichtkunst. Auf diesen genialen Bettelstudenten traf auf der Reise das Auge des Königs. Mit Bewunderung entdeckte er in ihm den seltenen Kenner des römischen Rechts, den geborenen Staats- und Geschäftsmann, den Meister in eleganter, geistvoller, hinreißender Schreibart. Noch jetzt überraschen uns in Pietro's Staatsschriften die glänzenden Antithesen, das pikante Colorit, die hinreißenden Wendungen, die gewählte berechnete Art des Ausdrucks und des Satzes, und die logische Kraft seiner Darstellung. Friedrich wußte die Wirkung und die Wichtigkeit dieser Kunst im diplomatischen Verkehr, wie der öffentlichen Meinung gegenüber, in ihrem ganzen Werthe zu schätzen. Pietro's Weltansicht war der des Königs verwandt; er hatte die Vorurtheile seiner Zeit in sich verarbeitet und sah frei, klar und richtig die Dinge und Verhältnisse.

Das alles hatte so der König noch nie gefunden, dieser Geist mußte ihn anziehen, er mußte ihn hochachten, bewundern; aber es war noch Etwas in dem Wesen, in der Seele Pietro's, das sein Herz ergriff, das er lieben mußte. So ward sein erstes Zusammentreffen mit diesem Manne der vorzüglichste Einschlag in das Gewebe seines großen Lebens. In dem Augenblick, in welchem er ihn erkannte, lag eine ganze Zukunft; und eine ganze Reihe von Ideen und Thaten und Begebenheiten, welche von jetzt an die Welt bewegten, ging von der merkwürdigen Verbindung des Bettelstudenten und des Königs aus.

Friedrich ließ Pietro nicht mehr von seinem Hofe; er gab ihm die Stelle seines Geheimschreibers. Aber seine wahre wichtigere Stellung zu ihm war die des Freundes, des Vertrauten, welchem sich der König mit aller Gewalt des ersten jugendlichen Feuers hingab. Pietro hatte nach Dantes schönem Ausdruck „beide Schlüssel zum Herzen Friedrichs," und alle seine Geheimnisse gehörten fast ihm allein. Nirgends wird während des Aufenthalts Friedrichs in Deutschland Pietro's Name erwähnt; aber wie hätte er ihn, den Einzigen, hinter den Alpen zurücklassen sollen? Und ward es auch sein Name nicht, so ward doch seine Feder und sein Geist sichtbar in den wundersam geschickten Briefen und Verhandlungen, die zwischen dem König und dem römischen Hof hin und her gingen.

Pietro's Geist übte große Macht über Friedrich, und der königliche Freund wurde der Schüler des kaum fünf Jahre ältern Bürgerlichen, der mit der ausgebreitetsten Geschäftskenntniß, mit sicherem Weltblick,

den die bittere Noth seiner Jugend geschärft, eine reiche Phantasie und die herrlichen Gaben Apollos und der Musen verband. Aristoteles, dieser hohe Lehrer der Geistesbildung, aus alter Griechenzeit, dessen Schriften in der lateinischen Uebersetzung kurz erst aufgefunden waren, und Geschichtschreiber, Redner und Dichter des römischen Alterthums, deren Kunde eben unter den bessern Köpfen wieder aufzuleben begann und daneben die Denker und die Sänger seiner Zeit hatten ihn gebildet, und er selbst glänzte unter den Meistern des Gesangs. Längst hatte das Papstthum aufgehört, ein Schirm und Hort gegen weltlichen Despotismus zu sein; das Papstthum selbst war zum Allerweltsdespoten geworden. Pietro glühte und entzündete den schon zuvor dafür geneigten Friedrich noch mehr, die Nachtgespinnste des hierarchischen Despotismus aus dem Leben der Menschheit zu verbannen; und wie sich in den wichtigsten Dingen ihre Gedanken und Gefühle begegneten, so spannen sie aus sich selbst und einer aus dem andern neue Ideen für das Wohl der Völker, durch die sie die heiligen Fesseln sprengen wollten, an welche die Erziehung des Priesterthums die herrliche Natur und Kraft der Deutschen und Italiener geschmiedet hatte.

Im Bund mit seinem hochsinnigen Freunde fühlte Friedrich sich stark genug, das Wagstück auszuführen. Mit Sicilien, seinem Erbreich, sollte die Umschaffung beginnen; stand er hier fest und mächtig, dann hoffte er leicht der Welt eine andere Richtung zu geben.

In den ersten Jünglingsjahren hatte er diese Staaten verlassen, mehr beschwichtigt als geordnet. Während seiner achtjährigen Abwesenheit war zwar die Ruhe nicht öffentlich gestört worden, aber die Verhältnisse waren sehr zerfallen, und die alten Mißbräuche, die früher beschnitten worden, aufs Neue üppig aufgeschossen.

So viele Gesetze auch im Laufe der Jahrhunderte von den verschiedenen Völkern, Griechen, Römern, Arabern, Normannen und Deutschen, welche dasselbe nach einander eroberten, in das sicilische Reich eingebracht worden waren, so war doch dieses Königreich nichts weniger als ein Staat, der durch seine Form diesen Namen verdient hätte. Hier war von keiner Verfassung die Rede, welche das ganze Leben der Nation oder vielmehr jener vielen Trümmer von Nationalitäten in fester politischer Form umfaßt hätte.

Prälaten, Barone und Städte hatten während seiner Minderjährigkeit der königlichen Oberherrschaft fast ganz sich entzogen, und Rechte

und Freiheiten an sich gerissen, wodurch sie als politische Individualitäten sich fühlten und der Entwicklung der eigentlichen Staatsgewalt, der Gewalt der Krone, in unzähligen Beziehungen hemmend entgegentraten. So hatte der königliche Jüngling, als er selbst die Zügel der Herrschaft ergriff, Adel und Geistlichkeit gefunden, pochend auf ihre alten und neu an sich gerissenen Vorrechte.

Neapel, Amalfi, Palermo, Messina und andere Städte trotzten auf ihren Reichthum, ihren Handel, ihre festen Werke. Sie, wie Adel und Priesterschaft, hatten während seiner deutschen Kämpfe jede Gelegenheit benützt, ihre Macht, ihre Rechte zu erweitern.

Das eigentliche Volk in den kleinern Städten und auf dem Lande war nach altem Herkommen und allgemeinem Brauch Spielball und Schwamm in den Händen der Prälaten, Barone und königlichen Beamten. Verwaltung und Rechtspflege lagen gleich im Argen. In dieser herrschten Willkür und Herkommen, das fast in jedem Ort ein anderes war; in jener war auch nicht eine der vielen Hülfsquellen gehörig benützt, welche die geographische Lage und die Natur des herrlichen Landes darboten, und Unwissenheit, Parteiung, Schlaffheit und Verschleuderungssucht jeder Art hatten alle Zweige derselben verdorben.

Mitten im Lande, in den Gebirgen Siciliens saßen die Sarazenen, und so oft die Befehdungswuth, welche die Barone gegeneinander hetzte, ihnen dazu Gelegenheit gab, stürzten sie sich von ihren Gebirgen herab in den Zwiespalt und die Zerrissenheit des christlichen Lebens, und brandschatzten die Christen. Das Volk war ganz seinen sinnlichen Leidenschaften hingegeben, weich, üppig, entnervt.

Friedrich und sein Freund Pietro kamen in das Reich mit der Idee und dem Entwurf einer Gesetzgebung zurück, welche auf die Grundlage des vorgefundenen Guten neu aufgeführt werden und das Reich zu Einem wohlgeordneten Staate, seine Bewohner zu Einem Volk umschaffen sollte.

Nach einem Aufenthalt von nur wenigen Tagen brach Friedrich von Rom nach Neapel auf und betrat sein Erbreich am fünfzehnten Dezember 1220 „in Frieden und Freuden," wie der Papst sich darüber ausdrückte. Als seinen Stellvertreter im nördlichen und mittlern Italien hatte er seinen Kanzler, den Bischof Konrad von Metz, zurückgelassen. Bald fühlte das einer regelmäßigen Regierung ganz entwöhnte Apulien, daß der Kaiser im Lande war. Zuerst wurden die unabhängig gewor-

denen Barone zur Ordnung gebracht, und die der Krone entrissenen Domänen wieder zu derselben gezogen. Diepholb scheint seine Grafschaft Acerra in Apulien von Friedrich wieder empfangen zu haben. Sein Bruder Siegfried hatte sich fortwährend in den festen Städten Alifa und Cajasso gehalten. Jetzt übergab derselbe diese Städte dem Kaiser und empfing sie offenbar als Lehen zurück. Zugleich setzte der Kaiser zu Capua einen Gerichtshof nieder, um strenge Untersuchung über alle seit Wilhelms II. Tode vorgekommenen Schenkungen und andere Rechtstitel der Vasallen anzustellen, bestätigte diejenigen in ihren Lehen und Gütern, die sich über deren Besitz zu rechtfertigen vermochten, und zog die andern wieder zur Krone ein.

So verloren namentlich zwei Brüder des vorigen Papstes, die Grafen von Segni, Richard und Stephan, der letztere ein Kardinal, ihre, während seiner Minderjährigkeit erhaltenen Lehen Sora und Roccad'arce, die Abtei von St. Germano, die angemaßten Regalien und die Stadt Atino, der Graf von Celano einen großen Theil seiner Besitzungen. Das Unrechtliche ihres Besitzes, die Bedrückungen des Volkes und der kleineren Kronvasallen, ihre Friedensstörungen, ihre Widerspenstigkeit gegen das kaiserliche Ansehen, bei Manchen ihre bekannte Parteinahme für Otto hatten ihnen dieselben verwirkt. Er zerstörte die Zwingburgen der Widersetzlichen und ließ da und dort neue königliche Burgen aufführen und mit seinen Getreuen besetzen, den unruhigen Baronen zum Zaum.

Um sie ihre Abhängigkeit von der Krone nicht vergessen zu lassen, verbot er jede Heirath mit einer Fremden oder einem Fremden, ohne seine königliche Erlaubniß. Bischöfe, welche ohne seine königliche Einwilligung bestellt waren, zwang er ihre Sitze aufzugeben. Der barschen Sprache der Genueser, die auch hieher ihre Gesandten ihm nachschickten, gelang nichts weiter, als daß sie ohne den geringsten Vorzug vor den Einheimischen denselben Handelsabgaben und Handelsgesetzen unterworfen wurden. Sollte Sicilien stark und blühend werden, so durfte er solche Vampyrs nicht am Herzen desselben sich festsetzen lassen. Darauf erließ er eine schöne Zahl trefflicher neuer Anordnungen und Gesetze, besonders auch vorzügliche Polizeivorschriften. Die sittliche Erschlaffung des Volkes, die Folge des Klimas, der langen Anarchie und der schwachen Serailregierungen seiner Vorfahren, mußte gebannt werden, wenn das

Volk für seine großen Entwürfe reifen sollte. In Wollust, Luxus, Frivolität und Spielwuth versunken war es, wie er es fand.

Unermüdet arbeitete er und Pietro mit andern Rechtsgelehrten an den einzelnen Artikeln des neuen „Gesetzbuches," welches für Abkömmlinge der Römer und Griechen, für Sarazenen und Normannen, für Deutsche und Franzosen, für Juden und Christen, für Adel und Priesterschaft, Bürger und Bauern gleiche Geltung haben und Ordnung in die Verwaltung und Rechtspflege, Zucht in die Sitten, in die Wissenschaften und Gewerbe eine frische Blüthe, und dadurch Aufklärung, Wohlstand und politische Bedeutung in das ganze Reich bringen sollte.

Zehntes Hauptstück.

Als das Gesetzbuch, die Arbeit von Jahren, vollendet war, war es allein schon hinreichend, die Höhe des Geistes, welche Friedrich und Pietro über ihre Zeit weit erhob, zu zeigen: kein Zweig der Verfassung entging darin ihrem Auge und ihrer Berücksichtigung.

Nach demselben sollte namentlich in den Städten ein Gegengewicht gegen den Adel aufgestellt werden, ohne daß dieselben, wie die lombardischen, der Gewalt der Krone gefährlich werden könnten. Darum wurden von nun an die ständischen Gerechtsame auf das Volk ausgedehnt. Wenn bisher auf den Reichs- und Landtagen nur der Adel und die Priesterschaft und die höhern Kronbeamten erschienen, so hatte jetzt jede bürgerliche Gemeinde das Recht, dieselben zu beschicken, jede größere Stadt mit vier, die kleinern mit zwei, eine Burg oder ein Marktflecken mit einem Vertreter.

Sie hatten über Steuern, Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge zu rathschlagen, die Amtsführung der königlichen Beamten, die Staatsverwaltung überhaupt zu prüfen, jeden Mißbrauch zur Sprache und vor Gericht zu bringen, neue Gesetze mit zu berathen, Vorschläge zu machen für Verwaltung und Rechtspflege, mit einem Wort die Nation gegenüber der höchsten Staatsgewalt zu vertreten. Zweimal alljährlich, am ersten des März und des Novembers, sollten diese Stände in einer der fünf Hauptstädte zusammentreten, ein königlicher Bevollmächtigter

die Berathungen eröffnen und leiten, diese selbst aber nicht länger als vierzehn Tage dauern, und die Protokolle mit allen Vorschlägen und Beschwerden versiegelt an den König gebracht werden.

Den Städten wurden große Freiheiten eingeräumt, doch nicht in der Fülle der lombardischen Republiken. Diejenigen, welche auf Gütern des Adels lagen, wurden von der unbeschränkten Gerichtsbarkeit desselben befreit, und diese wie die Besteurung der adeligen Hintersassen unter Oberaufsicht der Krone gestellt. Die Bürger hatten die Wahl der polizeilichen Beamten, welche „gute Männer" oder „Geschworene" hießen, und mit der Polizei, der Aufsicht über das städtische Wesen, der Verwaltung des Stadtguts beauftragt und in Fällen, die das gemeine Wohl betrafen, von der Regierung befragt wurden. Doch hatten die Bürger die Wahl der meisten Oberbehörden nicht, sondern der König setzte jeder Stadt ihren Ortsbeamten, welcher alle Angelegenheiten zu leiten, den Gemeinderath zu berufen und die Wahl der Reichs- und Landtagsabgeordneten zu veranstalten hatte.

Wie die Städte, so wurde das Landvolk bedacht. Auch dieses wurde unter die oberste Gerichtsbarkeit der Krone gestellt, das Grundbuch aller dem Staat zu leistenden Dienste und Abgaben durchgesehen und erweitert, den Grundherren jede willkürliche Besteurung streng verboten, Jedem, Freien und Leibeigenen, freier Zutritt zu den geistlichen Würden eingeräumt, auf allen königlichen Gütern die Leibeigenschaft ganz aufgehoben, vielen Städten und Gemeinden Jagd- und Fischgerechtigkeit zugestanden.

Der Handel im Innern des Landes wurde völlig frei gegeben, der mit dem Ausland den vertragsmäßigen Einschränkungen unterworfen, jeder darauf lastenden Abgabe eine dem Kaufmann am wenigsten lästige und für den Staat sicherste Erhebungsart bestimmt; nur die Ausfuhr von Pferden, Widdern, Salz und theilweise Getreide als Monopol der Krone vorbehalten; überhaupt für Gewerbfleiß, Handel und Verkehr das Förderndste festgesetzt. Straßen und Brücken wurden neu angelegt oder ausgebessert, Kaufleute und Reisende durch Geleitbriefe und das Land durch streifende Wachen (Landjäger) gegen Raub und Diebstahl geschützt, der Umsatz der Waaren durch Stiftung von sieben großen vierzehntägigen Jahrmärkten in sieben Städten des Königreichs erleichtert, der Kredit durch reinere und schönere Ausprägung goldner und silberner Münzen erhöht. Mit Syrien, Egypten, der ganzen Nordküste Afrika's

wurden Handelsverbindungen eingeleitet; Wucherer, Fälscher und Betrüger streng gestraft, Weingärten und Aecker unter den allgemeinen Gottesfrieden gestellt, und Frevel dawider mit Geld-, Freiheits- ja Todesstrafe geahndet, über Gewerbe, über Preis und Beschaffenheit des zu Markt Gebrachten, vor Allem der Lebensmittel, über Zucht in öffentlichen Häusern, Gesundheitspflege und Anderes dahin Einschlagendes gesetzliche Aufsicht gehalten.

Vor dem Gesetze sollte Alles gleich sein; und um unparteilicher Rechtspflege um so eher Eingang zu geben, ging der Kaiser selbst mit gutem Beispiele voran. Die Gerechtigkeit, sagt ein Zeitgenosse von ihm, liebte er so sehr, und so thätig, daß Jedermann mit ihm rechten durfte, und daß er niemals durch kaiserliches Ansehen auf den Richter zu wirken suchte. Kein Rechtsanwalt durfte anstehen, die Sache auch des Aermsten wider die Krone zu führen; er hatte dies selbst ausdrücklich befohlen, in der Ueberzeugung, daß die Gerechtigkeit ihm gegenüber vielmehr behauptet und erhalten werden müsse, als daß sein Gegenpart abgewiesen oder besiegt werde, und er nahm es sehr gnädig auf, wenn dieser gewann.

Jede Ortschaft erhielt ihren von ihr selbst zu wählenden, von der Krone zu bestätigenden Ortsrichter, jede Provinz ihren Justitiar (Landrichter) und mehrere Unterbeamte. Der Landrichter hatte den ihm anvertrauten Kreis von Zeit zu Zeit zu bereisen und die peinlichen und bürgerlichen Klagen zu entscheiden; vor dem zweimal des Jahrs zu versammelnden Landgericht konnte jeder in die Hände des außerordentlichen Regierungscommissärs niederlegen, was er über Beamte und ihre Gerechtigkeitspflege zu klagen hatte. Zu Capua ward ein oberster Gerichtshof — Gran Corte — gebildet, mit einem Präsidenten und vier Großgerichtsräthen. Dieser hatte die Hochverrathsprozesse, die reichsunmittelbaren Vasallen und die Appellationen. Der Bestechung überführte Richter wurden ohne Ansehen der Person je nach der Lage der Sache an Amt, Gut, Ehre und Leben gestraft.

Jedem Beamten ward sein Wirkungskreis genau bestimmt, und der ganze Staatskörper organisch gegliedert. Die von dem König angestellten Beamten erhielten von diesem feste Besoldungen, die Sporteln mußten ihm selbst berechnet, über alle Beamten jährliche Berichte und Sittenlisten eingereicht werden.

Die Bedeutung und den Einfluß des Adels zu schwächen, geschah

außer dem oben schon Angeführten vorzüglich noch Zweierlei: erstens erhob sich neben dem Geburtsadel der Personaladel der Beamten, der Richter und Doktoren; zweitens zog der König die königlichen Städte, später alle streitbaren Männer des Königreichs zum Kriegsdienst. Nur zum Ritterschlag war noch Ritterbürtigkeit erforderlich, und hierin und in dem neuen Vorrecht, daß das volle Erbrecht, wo keine Söhne wären, auf Töchter und Seitenverwandte bis in den dritten Grad übergehen sollte, fand der Geburtsadel die einzigen Bürgschaften seiner Fortdauer. Das Fehderecht ward ganz aufgehoben, und er mit allen Streitigkeiten an die ordentlichen Gerichte gewiesen.

Selbst die Geistlichkeit ward in Klagen wegen dinglichen Eigenthums und in Kriminalfällen unter die weltlichen Gerichte gestellt, und ihr jede Gerichtsbarkeit entzogen, welche sie bisher über Laien geübt, die Klagen wegen Ehebruchs ausgenommen, und wie der Adel hinsichtlich der zu tragenden Kriegs- und Staatslasten immer mehr beschränkt wurde, so wurden auch die Geistlichen hinsichtlich des freien oder lehenbaren Grundeigenthums den Weltlichen gleichgestellt, die Steuerfreiheit ihrer Güter sehr beschränkt und einzelnen Geistlichen wie Korporationen, welche die volle Immunität behaupteten, der Besitz von Gütern, worauf Kriegsdienst und Besteurung lastete, verboten, und selbst Söhne von Geistlichen gegen eine Steuer von fünf vom Hundert aus ihrem Einkommen für vollbürtig, und außer den Lehen in Allem erbfähig erklärt, jeder Bischofswahl die Geltung versagt, die nicht vom König bestätigt war.

Ueber die Steuern wurden genaue Nachweisungen geführt, die Krongüter theils auf Rechnung der Krone verwaltet, theils in Pacht gegeben, und die Finanzen überhaupt so gestaltet, als hätte die Weisheit wie die Spekulationskunst eines modernen Financiers dabei mitgewirkt. In dieser Hinsicht wurde Allen, welche in Sicilien sich ansiedeln wollten, zehnjährige Abgabenfreiheit bewilligt; die Juden allein mußten, wenn sie einwandern wollten, steuern, und durften sich keinem andern Gewerbe als dem Ackerbau widmen. Jede Art der Selbsthülfe und des Mißbrauchs der Waffen wurde beschränkt, dem heißen Blute, der grausamen Rachgier der Menschen des Südens das Tragen von Waffen und Messern verboten, der altfränkische Beweis durch Gottesurtheil, der gerichtliche Zweikampf, als thöricht, abergläubisch und gottversuchend erklärt und aufgehoben. Um den Betheiligten nicht der

Willkür der Advokaten preiszugeben, wurde eine genaue Prozeßtaxe eingeführt, und für das physische Wohl der Nation eine Reihe der weisesten Verordnungen über die Physikate, über die strenge Prüfung derer, welche die Arzneiwissenschaft lehren, wie derer, welche sie ausüben wollten, über die Pflichten des Arztes, über die Taxen der Krankenbesuche, über Apothekerwesen, Visitation der Apotheken und über Dauer, Plan und Examen des medicinischen Studiums in das Gesetzbuch aufgenommen.

Ueberhaupt arbeitete er mit eben so viel Liebe als Eifer und richtigem Sinn, dem wissenschaftlichen Geist in seinen Landen Bahn zu brechen und zur Herrschaft zu helfen. Dieser sollte die Fackel tragen in den alten Bau des Aberglaubens, ihn in Brand stecken, und die Welt erleuchten. Das Priesterthum hatte diesen Geist allenthalben eingekäfigt, eines großen Königs Hand gab ihm die Freiheit und neues Wachsthum seiner Flügel. Friedrich stiftete eine neue Hochschule in Neapel, stattete sie mit größeren Freiheiten aus, als Bologna und Paris selbst es waren, und rief überall her die berühmtesten Lehrer an die neue Anstalt. Da lehrten des Kaisers erste Räthe Pietro delle Vigne, Thaddäus von Suessa, neben ihnen Pietro von Ibernien und Pignatelli von Brindisi die Wissenschaft des Rechts und des Staates; Meister Bernhard und andere treffliche Männer erklärten die Bücher der Dichter und Denker des Alterthums, soweit diese bekannt waren; die besten Köpfe aus Montecassino lasen über Theologie; und die Naturwissenschaften und die Philosophie überhaupt mußten von jedem drei Jahre lang studirt werden, der zum Studium der Arzneikunde zugelassen werden wollte.

Friedrich wollte, daß das Licht kräftig wachse, darum engte er es nicht ein: in der Luft der Freiheit sollten ihm und konnten ihm allein die Schwingen gedeihen. Darum sorgte er vor Allem für die Freiheiten der Lehrer und der Studirenden, und achtete es des Kaisers nicht zu gering, dafür zu sorgen, wie die Studirenden am besten wohnen, den Preis der Zimmer zu bestimmen, auf Pfänder billige Anleihen ihnen möglich zu machen, sie durch das Recht, durch einen Ausschuß aus ihrer Mitte und aus zwei Bürgern die Lebensmittel und andere Bedürfnisse zu taxiren, vor Uebertheurung zu schützen und sie unter seinen unmittelbaren Schutz und die alleinige Gerichtsbarkeit der Hochschule zu stellen. Auch das Eine, wodurch das Priesterthum so stark war, das rücksichts-

lose Vorziehen des Talentes, lernte er ihm ab. Ohne alle Rücksicht auf Geburt und äußere Verhältnisse wurden einzig und allein dem guten Kopfe, dem geprüften wissenschaftlichen Geist und der Geschäftsgewandtheit alle Stufen des Staatsdienstes, der Ehre und der Macht geöffnet. Arme Studirende erhielten alle nöthige Unterstützung aus seinem Schatz: „Keinen Menschen," sagte er, „weß Standes er auch sei, soll Armuth von den Wissenschaften zurückhalten."

Diese trefflichen Einrichtungen, diese guten Gesetze und Vorschriften traten natürlich nicht auf einmal zusammen, sondern nur nach und nach ins Leben, nicht ohne großen Widerstand selbst derer, für deren Wohl sie geschaffen wurden: aber die edeln Grundsätze und der hohe staatsweise Geist, dem sie entflossen, rastete nicht, von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr fort zu schaffen und zu bilden, bis nach elf Jahren der ganze Inhalt des Gesetzbuches in das Leben der Nation übergegangen war. Mit ganzer Seele war Friedrich darein versenkt, wie ein Feldherr, der sich ein Heer, wie ein Seeheld, der sein Schiff zur Schlacht auszurüsten glüht. Alles, was er that, was er schuf, war auch nur Rüstung zum Kampfe. Der Koloß der Hierarchie und das Kaiserschiff mußten zusammenstoßen auf dem bewegten Meere der Zeit, und der Kaiser arbeitete jenem den Wind abzugewinnen, womit es bisher so stolz, so überlegen gesegelt war. Aber er wußte, daß er den Angriff nicht übereilen, daß er dem Zusammenstoß ausweichen mußte, bis er ganz gerüstet war.

Darum sah er sich fortwährend zu verstellten Zugeständnissen gegen den römischen Stuhl gezwungen. Ein solches war das Gesetz gegen die Ketzer, deren unmonarchischem Geist Friedrich eben so fern stand, als er, wie sie, dem römisch-katholischen Glauben. Er nahm das Ketzergesetz, das die Helldenkenden mit dem Schwert des Henkers und dem Scheiterhaufen bedrohte, auch in das spätere Gesetzbuch noch auf, gab aber seinen Richtern geheime Instruktionen über die Ausübung des Gesetzes. Noch konnte er es dem Papst und der Zeit gegenüber nicht umgehen, offenbare Andersglaubende verfolgen zu lassen: so wurden Viele in seinem Erbreich verhaftet und zur Untersuchung gezogen, aber keiner unter das Schwert des Nachrichters oder auf den Holzstoß gebracht.

Er hatte überdies noch ein ganz besonderes politisches Interesse, die Verfolgung der Ketzer aufrecht zu erhalten.

Die Lombardei war voll antimonarchischen Geistes, sie war aber auch voll von Ketzern. Er fand es in seinem Vortheil, den der Monarchie gefährlichen politischen Geist Oberitaliens ganz und gar zu einem religiösgefährlichen zu stempeln, um unter der Maske der Ketzerverfolgung jene ihm verhaßten Feinde des Königthums zu seiner Zeit verfolgen und unterdrücken zu können. So brachte ihn fortwährend sein monarchischer Sinn, der unbeschränkte Herrschaft der Welt wollte, zu dem Geiste in seiner Zeit, dem religiösen und dem politischen Geiste, dem vernünftigen Glauben und der bürgerlichen Freiheit, in eine schiefe, feindselige, sich selbst widersprechende Stellung. Pietro war für bürgerliche und religiöse Freiheit; doch auch sein Sinn ging auf Herrschaft und ward fortgerissen von leidenschaftlichem Streben nach Hoheit.

Ein neuer Kampf hebt an. Die Einen kämpfen hier für die Alleinmacht der Krone, für vernünftige Aufklärung, aber auch für einen aufgeklärten Absolutismus, für eine, jede aristokratische und demokratische Kraft fesselnde Staatsform; die Andern dort für die Priesterherrschaft und darum für die alte Nacht des Kirchenglaubens; und zwischen Beiden mitten inne fechten Dritte für die Freiheit des aufstrebenden Volksgeists, welcher in allen Kreisen des bürgerlichen, sittlichen und religiösen Lebens neu ausbricht und sich geltend macht. Je größer aber die Personen und die Charaktere in diesen drei Lagern sind, um so großartiger und anziehender ist der Kampf, der von nun an beginnt.

Elftes Hauptstück.

Während dieser großen Arbeiten konnte Friedrich an einen Zug nach dem heiligen Grabe nicht denken, auch wenn die Glorie des Pilgrims für seinen Geist etwas Lockenderes gehabt hätte, als sie es haben konnte.

So ging jener August 1221, die sechste Frist, vorüber wie die andern. Er begnügte sich damit, daß er den Herzog von Bayern absandte, und bald darauf vierzig sicilische Galeeren unter den Befehlen seines sicilischen Kanzlers, jenes Walters von Paleare, und seines Großadmirals des Grafen Heinrich von Malta nach Egypten absegeln ließ.

Denn gleich nach seiner Ankunft in seinem Erbreich hatte er angefangen, die Schätze desselben und die Abgaben großentheils dazu zu verwenden, sich nicht nur eine bedeutende Landmacht, sondern auch eine Seemacht zu schaffen, um so übermüthiger und seines Reiches Mark verzehrender Freunde, wie Venedigs, Pisas und Genuas, nicht zu bedürfen. In Kurzem war seine Flotte denen der beiden letztern überlegen, und er fand und bildete um so leichter Seeleute, als die Enkel der Normannen noch etwas von jenem Geist in sich hatten, der einst ihre berühmten und berüchtigten Ahnen als kühne Korsaren und Eroberer auf allen Meeren umtrieb.

Aber Friedrichs Galeeren kamen zu spät.

Damiette, bei dessen Eroberung die früher aus Deutschland abgegangenen Kreuzfahrer, besonders Leopold von Oesterreich und die Friesen sich Ruhm erworben hatten, ward vor der Ankunft der Flotte von dem Sultan Kamel wieder genommen. Die Unwissenheit und der Starrsinn des päpstlichen Legaten, der sich das Kreuzheer zu führen angemaßt hatte, war Schuld an dem Verlust des wichtigen Platzes und fast des ganzen Heeres. Von den trefflichen Schaaren der Könige von Cypern, Jerusalem und Ungarn, der Herzoge von Oesterreich und Bayern, Walters von Avesne und anderer Großen ging der größte Theil zu Grunde.

Ja nicht Ein Mann wäre entronnen, sondern unter den Lanzen und Pfeilen der kurdischen Reiterei und der Araber, in dem Wasser der geöffneten Nildämme und vor Hunger gestorben, hätte nicht Kamels mahomedanische Großmuth der gegen seine Glaubensgenossen stets unbarmherzigen Christen sich erbarmt. Johann von Brienne, der König von Jerusalem, weinte vor dem Sultan. „Warum weinst du? ein König muß nicht weinen!“ sagte Kamel. — „Ich weine,“ antwortete der König, „über das Volk, das umkommen soll.“ — Da befahl der Moslim, die Schleusen des Nils zu schließen, Brücken zur Rettung der Christen zu schlagen und den Trümmern ihres Heers Lebensmittel auf vierzehn Tage mitzugeben.

Als die Kunde von diesen Unfällen, von dem Mißlingen des ganzen Kreuzzugs, welcher ungeheure Summen und Ströme Bluts — wenigstens 40,000 Christen waren umgekommen — ohne allen Nutzen gekostet hatte, nach Europa kam, erhob sich Klage über Klage wider den Kaiser, als trüge seine Täuschung alle Schuld daran. Der Papst

machte ihm Vorwürfe und gab ihm zu bedenken, daß er, das Haupt der Christenheit, viele Augen und Ohren habe, und wenn er feindlich gegen ihn auftreten wollte, viele Unzufriedene in Deutschland und Apulien auf seiner Seite haben würde. Zögere der Kaiser noch länger, das Gelübde des Kreuzzugs zu erfüllen, so werde er den Bann aussprechen müssen.

Der Kaiser schrieb einen Brief voll Trauer und Unwillen, worin er die Noth der Christen im Morgenland mit Thränen beklagte, die Verwicklungen seiner eigenen Staaten schilderte, alles nur Mögliche zu thun versprach, sobald er die Hände frei hätte, und die unermeßlichen Rüstungen, die er gegen die Sarazenen mache, aus dem Munde seiner Gesandten zu vernehmen bat. Honorius glaubte; selbst der Kanzler Walter traute sich nicht, zum Kaiser zurückzukehren; der Großadmiral verlor seine Würde; und Friedrich und der Papst kamen persönlich zu Veroli zusammen. Der Letztere ließ sich überzeugen, daß es dem Kaiser eifriger als je um die Rettung des heiligen Grabes zu thun sei. Es ward eine Versammlung nach Verona ausgeschrieben, wohin alle Fürsten und Prälaten, besonders der König von Jerusalem, der Legat, der bisher im heiligen Lande befehligte, der Patriarch und die Großmeister der Ritterorden geladen wurden, um zu berathen, wie der neue Kreuzzug des Kaisers am besten gemacht würde.

Der ausgeschriebene Tag erschien, die Versammlung kam nicht zu Stande. Erst fünf Monate später versammelte man sich zu Fiorentino. Friedrich malte nochmals die Verwicklungen Siciliens, die Widersetzlichkeit seiner Barone, die Unruhen der Sarazenen im Gebirge, was alles nicht gestatte, das Land ohne König zu lassen. Honorius ließ sich überzeugen, und setzte die Ausführung des Kreuzzugs noch auf zwei Jahre hinaus.

Es war jedoch keine Täuschung, was Friedrich von dem Zustand Siciliens vortrug.

Diesseits war der Graf von Celano noch immer widerspenstig. Aus seiner Burg Magenul, worin ihn der Kaiser eingeschlossen, kaum mit freiem Geleit entlassen, pflanzte er mit Hülfe seines Vetters Reinald von Aversa die Fahne des Aufstands an andern Orten glücklich auf. Der Papst bestimmte ihn darum, um Friedrich diese Ausflucht abzuschneiden, den Boden des Königreichs zu verlassen, seine Schlösser und Städte dem Kaiser zu übergeben und dagegen für seine Gemahlin die Grafschaft Molise ungeschmälert von diesem zu empfangen.

Die Sarazenen in den sicilischen Bergen hatten sich ernstlich empört und verheerten unter Anführung eines ihrer Emire, Mirabot, die Ebenen. Schon im Jahr 1222 erlitt der Emir durch Friedrich eine Niederlage; aber verstärkt von ihren Brüdern an der nahen Küste Afrika's führten sie die Waffen glücklich fort. Friedrich überzog sie mit größerer Macht. Er besiegte sie wiederholt. Aber er wollte nicht Unterdrückte, sondern Freunde, Getreue an ihnen haben. „Wenn ihr," schrieb er ihnen, „Männer seid, und nur einige Rücksicht habt, so müßt ihr auf meine Worte der Güte hören." Und diese Sprache aus dem Munde des „großen Sultans der Christen," dessen Name bei den Moslims fast berühmter war als bei den Christen, wirkte auf das Herz dieser Söhne des Gebirges noch mehr als seine Waffen. Ein großer Theil unterwarf sich ihm und gelobte ihm auf sein Versprechen schöner Ländereien in Unteritalien Treue und Kriegsdienst. Er führte sie nach Apulien hinüber und gab ihnen die reizenden Ebenen Capitanatas mit der Stadt Lucera ein.

Diese große Sarazenen-Kolonie gab ihm von da an die treusten Diener, die besten Kriegsleute; an ihr hatte er einen Halt und Hort, für welchen die Bannstrahlen des Papstes nicht vorhanden waren, dessen Ergebenheit Priesterkünste nicht unterwühlen konnten. Einen Maßstab für die Größe dieser Kolonie mag es geben, wenn man liest, daß sie allein zwanzigtausend streitbare Männer zu dem Heere ihres neuen Herrn stellten. Aus ihnen nahm er von nun an seine Leibwache, und die Treue der Sarazenen gegen sein Haus starb nur mit dem letzten Hohenstaufen.

Zu dem Kriege gegen die Sarazenen hatten die apulischen Barone von Aquila, Caserta, San Severino und Tricarico nicht so viele Leute, als ihre Vasallenpflicht war, gestellt und den Kaiser im Stich gelassen. Jetzt ließ dieser sie verhaften und benützte den Anlaß, die Unabhängigkeit dieser widerspenstigen Barone vollends zu unterdrücken. Der Graf von Celano hielt den durch den Papst vermittelten Vertrag nicht ein. Friedrich erklärte nun die Grafschaft Molise für königliches Kammergut, erstürmte und zerstörte die Stadt Celano und siedelte die Einwohner nach Sicilien über, an die Stelle, welche die Sarazenen verlassen hatten.

Da nicht alle Sarazenen sich unterworfen hatten, so dauerte sein Kampf mit denen noch fort, die hartnäckig in ihren Bergen sich ver-

theidigten. Und dieser Kampf gab ihm einen neuen Vorwand zum Aufschub des Kreuzzugs. Johann von Brienne, der Titularkönig von Jerusalem, war mit einem Rundschreiben des Papstes seit zwei Jahren in England, Frankreich, Spanien, Deutschland und Italien herum gereist, für den Kreuzzug zu werben; er fand aber nirgends erheblichen Anklang. Unter diesen Umständen hielt der Patriarch von Jerusalem und der König Johann selbst den Kreuzzug zur bestimmten Zeit für unausführbar. Der Kaiser wies, um zu zeigen, daß es ihm Ernst sei, auf hundert segelfertige Galeeren, auf fünfzig der Vollendung nahe Lastschiffe. Er sandte den König von Jerusalem nach Rom, neue Frist von zwei Jahren zu bedingen, bis der Papst die andern Fürsten Europa's zur Theilnahme gezwungen hätte.

Um jedoch ganz sicher zu gehen, um dem Papste die Verkündung des Banns, falls er ihn hätte aussprechen wollen, unmöglich zu machen, berief er alle Prälaten beider Sicilien an seinen Hof, und ließ sie so lange nicht von sich, bis der Papst zwei neue Jahre Frist verwilligt hatte. Friedrich hatte Ursache, diesmal weniger auf die Nachgiebigkeit des Papsts zu rechnen.

Seine Neuerungen, die selbst die Geistlichen besteuerten und vor weltliche Gerichte zogen; seine Entschiedenheit, womit er die von Constantia aufgeopferten königlichen Rechte in geistlichen Sachen wieder an sich nahm und eher seine Krone daran zu wagen erklärte, als sich eine Schmälerung derselben gefallen zu lassen; mehrere unangenehme Berührungen, in die er durch das Verfahren seiner Diener mit der Kirche kam, und die von den Päpstlichen aus dem Widerspruch der offenen Befehle und der geheimen Instruktionen, welche der Kaiser seinen Beamten zu geben beliebe, hergeleitet wurden — alle diese Vorgänge hatten eine bedeutende Spannung zwischen Beiden hervorgerufen.

Nochmals siegte Friedrichs gewandte Politik über Honorius. Sie kamen zu San Germano zusammen, im Junius 1225. Der Kaiser verpflichtete sich, wenn er nicht im August 1227 den Kreuzzug ausführe, in den Bann verfallen sein zu wollen, hunderttausend Unzen Goldes in die Hände des Königs von Jerusalem, des Patriarchen und des Großmeisters niederzulegen, und sie entweder beim wirklichen Antritt des Kreuzzugs zurückzuempfangen, oder im Fall des Säumens sie zu verlieren.

In allen Häfen, auf allen Waffenplätzen Friedrichs entglühte der

Eifer der Rüstungen noch heißer als zuvor: es war ihm Ernst damit. Nicht die Drohungen, nicht die Bitten des Papstes, nicht das Geschrei Europa's über die Verluste im Morgenlande hatten diese Veränderung in ihm bewirkt; die staatsklugen Gespräche eines einzigen hellen Kopfes allein hatten seit einiger Zeit den Zug ins Morgenland zu einem wesentlichen Theile der Politik Friedrichs gemacht. Ein großer Mann war um diese Zeit in seine nächste Nähe getreten, der mit seinen Gedanken und seinem Charakter den empfänglichen jungen Kaiser zündend und leuchtend berührte.

Das war Hermann von Salza, der Großmeister des Deutschordens. Er war nach Damiette's Verlust an Friedrichs Hof gekommen. Aus seinem Munde lernte der Kaiser die Lage der Dinge im Morgenlande; seine Aufschlüsse, seine Darstellungen eröffneten ihm einen ganz neuen Gesichtskreis, und das Land, das für den von den religiösen Vorurtheilen seiner Zeit Unberührten, für das Christenthum Gleichgültigen mit allen heiligen Erinnerungen ohne allen Zauber und Reiz geblieben war, lockte jetzt den Politiker durch die politischen Vortheile, die es in der Ferne zeigte.

Der Großmeister legte ihm auseinander, wie er einen Zug dahin mit unendlich geringerem Aufwand von Mitteln, Menschen und Zeit und doch besserem Erfolg ausführen könnte, als Alle vor ihm, wie er selbst König von Jerusalem werden, und wie, was die Krone von Jerusalem ihm nicht an Glanz gewähren würde, die wichtige geographische Lage des heiligen Landes für den Handelsverkehr seines Erbreiches mit dem Morgenlande durch materielle Vortheile ihm reichlich ersetzen könnte. In Syrien Nachbar der mahomedanischen Fürsten, konnte er durch Bündnisse und Handelsverträge den Welthandel, der damals fast ausschließend in den Händen Venedigs, Pisas und Genuas war, diesen entwinden und zum Mittelpunkt desselben sein geliebtes Sicilien machen, das wie dazu geschaffen das Herz des großen Mittelmeers bildete. Sein Volk zu einem Handelsvolk zu bilden, sein Erbreich zum Stapel des europäischen Handels, dadurch zum ersten Fabrikland und zur Bank von Europa zu machen, war längst Friedrichs und seines Pietro's Augenmerk.

Des Großmeisters Plan faßte in ihm Wurzel, wenn auch langsam, um so tiefer. Seine Gemahlin, die kluge Constantia von Aragonien, war ihm im Juli 1222 gestorben. Der Großmeister schlug

ihm vor, sich mit der Tochter des Königs von Jerusalem, der Erbin des Titels und Landes, einer berühmten Schönheit, zu vermählen. Friedrich schickte ihn mit diesem Vorschlag an den heiligen Vater, und dieser war voll Freude, durch dieses Band den Kaiser um so fester an die Interessen des heiligen Landes zu knüpfen. Mit großer Pracht vollzog Friedrich im November 1225 seine Vermählung mit Jolanthe von Jerusalem und fügte seinem Wappen das Kreuz, seinem Titel den Namen eines Königs von Jerusalem bei. Er ließ sich von den Baronen und Edeln aus Palästina, die seinen Schwiegervater begleitet hatten, und in Palästina selbst huldigen, und ernannte den Ritter Hugo von Mömpelgard zu seinem Statthalter daselbst.

Nun aber trug es sich zu, daß Jolanthens Vater, der König Johann, auf seiner Rundreise durch Europa, wo er sich erfolglos für den Kreuzzug bemühte, in Spanien sich in Berengaria, die Schwester des Königs von Kastilien, verliebte und sie heirathete. Das ward eine Quelle der Feindseligkeiten zwischen ihm und Friedrich. Die junge Frau überredete den alternden König, daß er es bereute, bei Lebzeiten sich des Titels und der Ansprüche der Krone von Jerusalem begeben zu haben; und als Friedrich natürlich auf seinen Ansprüchen bestand, entzweite sich Johann so ganz mit ihm, daß er die Kaiserstaaten verließ, sich nach Rom begab und sich in verdächtigen Verkehr mit den Unzufriedenen in Apulien einließ. Auch Thränen seiner Tochter reizten den alten König, welche sich von dem Kaiser vernachlässigt glaubte und eifersüchtig auf das Verhältniß war, welches dieser mit ihrer Verwandten, die sie mitgebracht hatte, pflog.

Nicht minder reizte ihn das Verfahren Friedrichs gegen die Familie seines Bruders, Walters von Brienne. Friedrich hatte die Herrschaften derselben an sich gezogen; diese aber machte Ansprüche auf Tankreds Erbe, auf die Krone Siciliens, und ward der Mittelpunkt der Freunde König Tankreds, der Mißvergnügten. Noch vor Johanns Abreise kam es zwischen ihm und dem Kaiser so weit, daß er Friedrich den Sohn eines Schlächters schalt, und ihn beschuldigte, er habe seinem Neffen Walter von Brienne mit Gift und Dolch nachgestellt.

Um ihm die Mittel zu feindlichen Waffenunternehmungen zu entziehen, forderte Friedrich von ihm die Auslieferung der Gelder, mit welchen Philipp August, der König von Frankreich, in seinem Testamente das heilige Land bedacht hatte, mit welchen aber Johann ent-

wich. Friedrich hörte nicht auf, mit Argwohn die Bewegungen der Partei und der Glieder des gestürzten Königshauses zu verfolgen; aber auch ihre Ränke und Umtriebe hörten nicht auf, und es ist ihm in seiner Stellung nicht schwer anzurechnen, wenn er, wo er Spuren der Untreue aufspürte, despotisch durchgriff.

Auf dem päpstlichen Gebiete fanden die apulischen Mißvergnügten, wenn sie vertrieben wurden oder flüchteten, stets Aufnahme. Friedrich beschwerte sich darüber. Der Papst aber machte ihm den Gegenvorwurf, Friedrich habe Manchen die Vertragsbedingungen nicht gehalten, manche Amnestirte wieder in die Verbannung getrieben, einige selbst hingerichtet. Bald kam es auch zu ernsteren, bitterern Verhandlungen zwischen dem Papst und ihm. Er hatte ungebührlich lange fünf apulische Bisthümer unerledigt gelassen, um ihre einträglichen Einkünfte für sich zu benützen, der Papst sie endlich eigenmächtig besetzt, ohne den Kaiser zuvor zu befragen. Der Papst sah, daß er sich gegen die Gewalt des Kaisers einen Rückhalt schaffen mußte; er unterhandelte insgeheim mit den Lombarden. Der Papst fürchtete, Friedrich dürfte, statt die Sarazenen im Morgenlande, den Norden Italiens angreifen, und ganz Italien unterwerfen wollen, und diese Furcht war wohl begründet.

Zwölftes Hauptstück.

Während Friedrich in seinem Erbreich an dem Bau der Monarchie arbeitete, hatten die stolzen Städte der Lombardei ihre Zeit benützt und keckeu Muths am Haus ihrer republikanischen Freiheit fortgebaut. Wenig fehlte ihnen mehr zu ihrer Unabhängigkeit, so sehr hatten sie sich den kaiserlichen Rechten, selbst den im Constanzer Frieden auferlegten Pflichten zu entziehen gewußt. Die kaiserlichen Statthalter vermochten nichts in diesen Landen. Die Bürger stritten ihnen jede Ausübung kaiserlicher Oberhoheit ab, und Mailand hatte Friedrichs Zorn durch offene Feindseligkeit bei seiner Rückkehr und später gereizt. Diesen stolzen Bau der Freiheit wollte der Kaiser stürzen, oder wenigstens seine Zusammenfügungen auseinanderreißen, ehe er in das Morgenland

zöge. Dazu wollte er die zwei Jahre der neuen Frist verwenden. Zuerst sollte es Mailand gelten.

Mailand, diese edle Stadt, war bereits in ihrer Freiheit soweit vorgerückt, daß selbst der dritte Stand empor gekommen und die Regierung fast ganz demokratisch war. Friedrichs Plan war, den Adel Mailands für sich zu gewinnen und mit diesem die demokratische Regierung zu stürzen; ebenso den Adel der andern Welfenstädte an sich zu ziehen. Auf einem großen Reichstag zu Cremona an Ostern 1226 wollte er den ganzen Adel und die Magistrate aller Städte unter dem Vorwand, sich über die Kreuzfahrt zu berathen, um sich versammeln. Aber um auch, was durch gütliche Mittel nicht gelänge, nöthigenfalls mit Gewalt erzwingen zu können, rief er eben dahin seinen Sohn, den König Heinrich, mit seinem Heergefolge, alle Fürsten und Prälaten Deutschlands. Ebenso sandte er an alle Vasallen Apuliens und Siciliens den Befehl, sich zu seiner Begleitung nach Oberitalien bereit zu halten.

Auf diese Kunde, und auf die geheime Warnung des päpstlichen Hofes, der durch die Bemühungen des Kardinals Hugolinus längst wieder ein freundliches Verhältniß mit der Hauptstadt der Lombardei hergestellt hatte, beschloß Mailand mit andern Städten, dem Kaiser zuvorzukommen, ehe seine Waffenmacht zur Vernichtung ihrer Freiheit im Herzen ihres Landes stände. Am 2. März 1226, also sieben Wochen vor dem Tage, an welchem zu Cremona das kaiserliche Heerlager wider sie seinen Anfang nehmen sollte, traten Abgeordnete von Mailand, Bologna, Piacenza, Verona, Brescia, Faenza, Mantua, Vercelli, Lodi, Bergamo, Turin, Alessandria, Vicenza, Padua und Treviso in der Kirche San Zenone de Mosio im Mantuanischen zusammen.

Sie erneuerten, wozu ihnen der Constanzer Vertrag das Recht gab, den Lombardenbund auf fünfundzwanzig Jahre; sie schwuren, alle inneren Fehden ruhen zu lassen, die Freiheiten aller Städte gegen jeden Eingriff des Kaisers zu wahren; sie untersagten alle Gemeinschaft mit jeder dem Bunde nicht beitretenden Stadt und jeden Briefwechsel oder sonstigen Verkehr mit dem Kaiser, und begannen sich kriegerisch zu rüsten. Die Abgeordneten blieben unter dem Namen „Rektoren des Bundes" als Tagsatzung der lombardischen Republiken so vereint, daß

sie häufig zusammen traten und keiner seine Stelle verlassen durfte, ohne daß zuvor der Nachfolger gewählt war.

Als der Kaiser für die Sicherheit seiner Erblande und der Kaiserin, die er zurückließ, gesorgt und den Großrichter Heinrich von Morra zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, zog er mit seinen Lehensleuten nach Oberitalien. Er fand die Thore von Bologna und Faenza gesperrt und mußte im Freien lagern. Auch die Verbindung mit Deutschland fand er abgeschnitten. Mit Heeresmacht lagerten die Lombarden bei Makarea, und die Pässe an der Etsch waren von ihnen so stark besetzt, daß der deutsche König Heinrich und die deutschen Fürsten, die bis nach Trient gekommen waren, und nicht durchdringen konnten, sich nach sechswöchentlichem Stillliegen zur Umkehr genöthigt sahen. Nur einige sächsische Große gelangten durch Oesterreich zu dem Kaiser.

Dieser sah sich genöthigt, jetzt den Lombarden die Bestätigung der alten Verträge anzubieten. Aber sie trauten ihm nicht. Nur wenige Städte, namentlich Lucca, Pisa, Modena, Reggio, Parma, Asti und Pavia erschienen aus diesen Landen auf diesem neu angesetzten Tage zu Cremona. Niemand vom Lombardenbund ließ sich sehen. Der Kaiser sprach, als er alle Versuche, die Lombarden in Güte zu gewinnen, scheitern sah, die Reichsacht über den feindseligen Bund aus, und ließ alle Mitglieder desselben durch den Bischof von Hildesheim mit dem Bannfluch belegen, welcher für den Kreuzzug des Papstes Bevollmächtigter war. Aber zum Kampfe ohne das deutsche Heer war er zu schwach. Vom Po bis an die Brenta, von den ligurischen Alpen bis an das adriatische Meer zog sich die Kette der festen feindseligen Städte; ohne einen Versuch, sie zu durchbrechen, kehrte er nach seinem Erbreich zurück.

Um Bologna wehe zu thun, dessen Mauern er jetzt nicht brechen konnte, wollte er dessen Wohlstand untergraben. Ueber zwölftausend Fremde aus allen Landen studirten zu Bologna; die Universität war die Hauptquelle des Wohlstands der Stadt. Jetzt erließ der Kaiser das Verbot des Besuchs dieser Universität, und die Stadt empfand die Folgen davon sehr schwer. Bei dem Papste klagte er über die große Beleidigung, welche Kaiser und Reich widerfahren sei, und über das Mißlingen des für die heiligste Sache berufenen Reichstags, und bat ihn, Schiedsrichter und Vermittler zwischen ihm und den Lombarden zu werden. Der Papst, dem Friedrichs Verlegenheit willkommen war,

lehnte das Gesuch ab. Der Kaiser, der den Papst für sich gewinnen und dem Lombardenbund die Stütze des römischen Stuhls entziehen wollte, ging jetzt auf alle bisher bestrittenen Forderungen desselben ein, nahm die früher zurückgewiesenen Bischöfe höflich auf, setzte sie gleich in ihre Pfründen ein, und sandte neue Hülfsvölker nach dem heiligen Lande.

Dennoch konnte er von dem Papste, als dieser endlich die Vermittlung annahm, keinen andern Ausspruch erhalten, als den, daß beide Theile dem Haß entsagen, die Gefangenen freigeben, der Kaiser die Acht aufheben, die Lombarden dagegen zwei Jahre lang auf ihre Kosten ihm vierhundert Reiter zur Kreuzfahrt stellen und die Ketzer den bestehenden Gesetzen gemäß verfolgen sollten. So behandelte der Papst durch diesen Schiedsspruch den Kaiser und die Lombarden, in welchen dieser nur empörte Unterthanen sah, auf gleichem Fuße; keiner von den Gründen der feindseligen Stellung der beiden Parteien war beseitigt, nichts gewonnen, als Zeit, und diese brauchte Friedrich; darum ließ er sich den Ausspruch gefallen.

Er ließ es sich gefallen, obgleich der Papst kurz nachher seinen Schwäher, den alten König Johann, der neuerdings auch mit den Lombarden sich eingelassen, und überall feindselig gegen den Kaiser war, zum Statthalter in den Marken bestellte, und obgleich er sich weigerte, die französischen und andere Kreuzrotten aus dem arelatischen Königreiche zurückzuziehen.

Diese hatten, nachdem sie in Languedoc, namentlich in Toulouse, Beziers und Albi, gemordet und gebrannt hatten, auch die schönen Lande des arelatischen Königreichs, d. h. Burgund, die heutige Dauphine, Provence, die Thäler des Uechtlandes, des Waadtlandes und der Savoyischen Alpen, und die Grafschaft Nizza überschwemmt. Hier hatten sich ebenfalls die Lehren Arnolds von Brescia besonders stark ausgebreitet; hier hatten sich jene früher geschilderte christliche Anschauung und das Bibellesen forterhalten, und ganze Gemeinden fanden sich da, welche dem freien religiösen Geiste huldigten. In den Innungen der Kaufleute, in den Zünften der Handwerker nicht blos, auch auf Burgen und Schlössern hatte dieser gegen die Entartung der römischen Kirche gerichtete Geist hier großen Anhang. Zur Bestrafung dieser „Ketzer" hatte der Papst jene französischen und andere Horden auch in diese Lande des reineren Glaubens und des blühenden Gewerbsfleißes, auch in

diese Stätten der häuslichen und der bürgerlichen Tugenden ausgesandt, auf einen Ketzerkreuzzug, wie zuvor gegen Albi, und er beharrte darauf, sie müssen dort bleiben und blutig hausen, bis „das Gift der Ketzerei ganz dort ausgerottet sei."

Honorius hörte nicht auf, den Kaiser für den Kreuzzug zu befeuern. Aber das Licht des Lebens ging ihm aus, ohne daß er den Kaiser die Anker lichten sah; er starb wenige Monate nach dem Schiedsspruch, am 18. März 1227.

Ihm folgte auf dem Stuhle Sft. Peters ein Neffe des dritten Innocenz, jener Kardinal Hugolinus, Graf von Signia, der den Namen Gregor IX. annahm.

In die sechzig Jahre war Gregor alt; aber unter dem Schnee des Alters, der das Haupt des schönen Greises deckte, glühte das Feuer der Jugend fort. Er war es gewesen, der die Erneuerung des Lombardenbundes betrieben, und bald zeigte sich, daß ein kräftiges Organ auf dem Stuhle Sft. Peters saß, in welchem sich die Kraft des Papstthums offenbarte, wie in dem siebenten Gregor. Des Kaisers Freund war er nicht; ihm und seiner Familie hatte dieser ja noch nicht lange die schönen Güter in Neapel wieder entrissen. Sogleich erinnerte er den Kaiser an die Erfüllung seines Kreuzzuggelübdes und strafte in ernsten Worten das lustige Leben an seinem Hofe. Friedrichs Politik durchschaute er und glaubte, daß man gegen dieselbe nicht sanft sein wie Honorius, sondern drohend und unerschütterlich fest auftreten müsse.

Friedrich vermied jedes Wort des Streites; denn der August 1227, der Tag, an welchem er die Kreuzfahrt antreten sollte oder in den Bann fiel, war vor der Thüre. Schon lagen Schaaren von Kreuzfahrern zu Brindisi, dem Ort der Einschiffung, aus Deutschland, aus Frankreich, aus der Lombardei. Das Gerücht sprach von sechzigtausend, die aus England unterwegs seien. Die vielseitigen, ruhelosen Bemühungen für das Kreuz hatten endlich gewirkt.

Erstaunt und bestürzt sah Friedrich die vielen Tausende Monate lang vor der bestimmten Zeit in seinen Landen sich sammeln. Zweihundert Schiffe lagen längst bereit. Er ließ noch viele Fahrzeuge aus den nahen Seestädten herbeiführen. Aber die Vorräthe an Lebensmitteln, so voll davon seine Speicher waren, reichten nicht, so lange zum Voraus den großen Schwarm zu nähren. Er beschleunigte, so sehr er konnte, die Ausrüstung, um seine Staaten von demselben zu befreien;

aber während dem raffte der calabrische Sommer und böse, durch Ausschweifung, Unordnung und Mangel erzeugte Krankheiten einen großen Theil der nordländischen Kreuzfahrer hin. Viele schleppten sich krank auf den Rückweg und erlagen in den Gebirgen und auf den Straßen dem tödtlichen Gift der Seuche.

Dennoch schiffte der Kaiser, so bald es möglich war, vierzigtausend Kreuzfahrer ein und ließ sie voraussegeln. Er selbst folgte der Hauptflotte am 8. September 1227 mit dem Landgrafen von Thüringen. Beide erkrankten, kehrten um und landeten am dritten Tage wieder bei Otranto. Wenige Tage darauf starben der Landgraf und der Bischof von Augsburg. Friedrich begab sich in die Bäder von Puzzuoli, um zu genesen. Die Flotte, die schon Morea erreicht hatte, kehrte auf die Nachricht von seiner Umkehr auch um, die Pilger zerstreuten sich, und die Kreuzfahrt war zu nichte. —

Gregor IX. wüthete, als er diesen Ausgang vernahm. Er ließ die Gesandten des Kaisers gar nicht vor sich. Durch ganz Europa verkündete er „den unbändigen Schmerz, das unermeßliche Erstaunen und den ungeheuern Schauder, die ihm durch Seele, Mark und Bein gedrungen bei des Kaisers Treulosigkeit;“ absichtlich, aus vorbedachter Bosheit, habe er das Kreuzheer in der glühenden Sommerhitze des calabrischen Himmels so lange hingehalten, um es dem Verschmachten, jeder Drangsal und Todesart hinzuopfern; seine Krankheit sei Lüge und Verstellung, er selbst ein gottloser Heuchler. Am Michaelistage bestieg der Papst die Kanzel, donnerte nach einer Zorn- und Grimmpredigt über den Text: „Es muß ja Aergerniß kommen“ den Bannfluch auf Friedrich herab, und verdammte ihn, „so, wie der Erzengel den Drachen überwunden habe, in den untersten Abgrund der Hölle.“

Des Papstes Bannfluch hatte einen tausendstimmigen Wiederhall in den heimkehrenden Pilgern, die ihre Leiden mit den grellsten Farben malten, und alle Schuld des Mißgeschicks auf den Kaiser wälzten. Viele Tausende behaupteten, „am Himmel Apuliens den gekreuzigten Heiland blutig und drohend gesehen zu haben.“ Ungerührt von Friedrichs Bemühungen, ihn zu besänftigen, wiederholte Gregor am 11. November und am Weihnachtsfest den Bannfluch, und die öffentliche Meinung des größten Theils der Christenheit war wider Friedrich. Auch über alle Lande desselben sprach Gregor das Interdikt: kein Gottesdienst

sollte gehalten, kein Sterbender getröstet, kein geselliges Verhältniß von der Religion geweiht werden.

Jetzt erhob sich Friedrich, auf das Höchste gereizt und herausgefordert, königlich wider das Wüthen des Papsts, eben so staatsklug als kraftvoll.

Er befahl allen seinen Beamten, streng darauf zu sehen, daß dem Kirchenfluch zum Trotz die Geistlichen und Mönche den Gottesdienst wie gewöhnlich halten müßten, und keinem zu gestatten, aus dem Lande zu gehen oder seine Kirche zu verlassen. Als sich Widerspenstige zeigten, deren die Furcht vor dem Kaiser jedoch nicht viele sein ließ, ließ er diesen — die Beischläferinnen wegnehmen und sie bedeuten, wenn sie die Befehle des Papstes befolgen zu müssen vorgeben, müssen sie nothwendig auch dieses päpstliche Gebot streng befolgen. Dann verdoppelte er seine Rüstungen, um den Kreuzzug im nächsten Frühling antreten zu können. Er versammelte zu Capua die Stände, und schrieb mit deren Bewilligung eine allgemeine Steuer an Geld und Reisigen für das Kreuz aus. Eine frohe Kunde kam ihm dabei zu Statten. Sein Marschall, der Graf Thomas von Aquino und Acerra, hatte im Herbst 1227 mit einem Theil der Pilger glücklich das heilige Land erreicht. Von diesem lief die Botschaft eines Sieges ein.

Der große Riß zwischen dem römischen Hof und ihm, zwischen dem Priesterthum und dem Kaiserthum war offenbar, und die Gedanken und Gesinnungen, welche Friedrich bisher in sich verborgen hatte, ließ er jetzt aus seiner Seele laut in die Welt hinaustreten.

Rücksichtslos rieß er in Schreiben, von eben so feuriger Beredsamkeit als schlagender Wahrheit, vor allen Fürsten der Christenheit von dem Verfahren und Wesen des Papstthums die heilige Larve. Er schilderte, „wie es den edeln Grafen von Toulouse und andere Fürsten unter frommen Masken verfolgt, bis es sie und ihre Lande in die Knechtschaft der Kirche gebracht; wie es die englischen Barone gegen König Johann zur Empörung aufgemahnt, und dann diese dem Könige wieder aufgeopfert habe. Habgier und schamloser Geiz, Herrschsucht und Wucher beflecken den Wandel der angeblichen Gottesknechte. Gesandte der Kirche gehen unaufhörlich durch die Welt, und maßen sich an, nach Willkür zu binden und zu lösen, nicht um den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen und zu pflegen, sondern damit diese Wölfe in Schafskleidern die Freiheit der Freien unterjochen, den Frie-

den der Menschen stören, und aller Orten das Geld in ihren Beutel erpressen. Der römische Hof, dieser unersättliche Blutsauger, mühe sich, hinter einer honigsüßen, ölglatten Sprache, seinen Blut- und Gelddurst zu bergen, und die römische Kirche, welche sich seine Mutter und Erzieherin nenne, handle stiefmütterlich an ihm, und sei die Grundwurzel alles Bösen. Die erste, die wahre Kirche, sei auf Armuth und Unschuld gegründet gewesen; die jetzige, die angebliche Kirche, wälze sich in Reichthümern und Wollüsten. Die Ausgeartete strecke in ihrem Wahnsinn die verwegene Hand nach Königreichen und Kaiserkronen aus, und wolle die ganze Welt verwirren, um Kaiser, Könige und Fürsten zu ihren Füßen liegen zu sehen. Alle Fürsten möchten sich hüten vor römischer Priesterarglist und Tyrannei, und den Brand im Nachbarhause, im Gedanken an die eigene Gefahr und Rettung, zur rechten Zeit löschen helfen." —

So war das Signal gegeben, der Kampf eröffnet. Friedrich hatte den Standpunkt eingenommen, den Natur und Schicksal ihm angewiesen, und er ging rasch vorwärts, Schlag auf Schlag. In Rom selbst wollte er den Papst bekämpfen. Seit lange hatte er sich den Römern auf das Freundlichste bewiesen; er hatte erst kürzlich, bei drohender Hungersnoth, der Stadt reichliche Vorräthe zukommen lassen, und jetzt erhob er vor ihren Ohren seine Anklage wider den Papst. Gregor hatte, wie jeder Papst, in Rom eine starke Partei wider sich. Von dem Tage zu Ravenna aus, wo er die Gibellinen des obern Italiens um sich versammelt hatte, sandte Friedrich seinen staatsklugen Meister Roffrid von Benevent nach Rom, und durch ihn ließ er das obige Manifest wider den Papst auf dem Kapitol dem versammelten Senat und Volk vorlesen. Einige der mächtigsten Familien hatte er zuvor dadurch ganz für sich gewonnen, daß er ihnen ihre Güter in und um Rom abkaufte, und dann sie ihnen unentgeltlich als Reichslehen zurückgab. Das zusammen machte, daß die Mehrheit der Römer für ihn war. In den Frangipanis hatten die römischen Gibellinen von nun an eben so kluge als verwegene Häupter.

Sobald der Kaiser seinen Sieg hier sicher sah, schickte er eine feierliche Gesandtschaft an den Papst, und ließ ihm eine Aussöhnung anbieten. Der Papst wies sie zurück, bestieg am Gründonnerstag 1228, dem Tage, wo die Christenheit die Stiftung des Mahls der Liebe und Versöhnung feiert, die Kanzel, er übergab den Kaiser in erneutem

Bannfluch „dem Teufel und der Hölle," und erklärte „alle Unterthanen des Eides der Treue ledig, das sicilische Reich für verwirkt." — Da entstand zuerst Murren, dann steigendes Geschrei, Schmähungen und Flüche gegen den Papst, die Frangipani und ihre Partei griffen zu den Waffen, und nur durch schnelle Flucht, über Rieti nach Peruggia, rettete sich der Papst vor äußersten Mißhandlungen.

Friedrich feierte zur selben Zeit, trotz aller Bannflüche, das Osterfest in großen Freuden und Feierlichkeiten zu Baroli.

Unter freiem Himmel war die Versammlung. Von allen Seiten waren Schaaren herbeigeströmt, alle Prälaten und Magnaten seines Reiches und Volk ohne Zahl. Auf einer hohen Tribüne saß der Kaiser, und ließ für den Fall, daß er von dem nun anzutretenden Kreuzzug nicht wiederkehre, seinen letzten Willen verlesen. Reichsverweser in Sicilien sollte Reinald, der Sohn des ehemaligen Herzogs von Spoleto, Konrads von Urslingen, sein; stärbe er auf dem Kreuzzug, so sollte der römische König Heinrich ihm auf dem Throne folgen, nach dessen Tode sein eben erst geborner zweiter Sohn Konrad. Um das mit seinen bisherigen Neuerungen unzufriedene Volk zu gewinnen, und weil ohnehin sein neues Gesetzbuch noch nicht ganz vollendet war, erklärte er, daß inzwischen jener ruhige und friedliche Zustand eintreten sollte, wie es zu den Zeiten König Wilhelms II. gewesen und gehalten worden: er wußte, daß auch schon das Versprechen goldener Zeiten, aus dem Munde des Regenten, die Herzen eines Volkes diesem wieder zu gewinnen vermöge, und er hoffte, die Neapolitaner dadurch den Aufwieglungsversuchen des Papstes unzugänglich zu machen.

Nicht lange darauf starb seine Gemahlin Jolanthe, in Folge des Wochenbetts. Auch dies hielt den Kaiser nicht ab, am 11. August 1228 nach dem heiligen Lande unter Segel zu gehen. Es galt nicht nur, durch die That der Welt zu beweisen, daß er kein Meineidiger und Heuchler sei, und als Held des Kreuzes und Glaubens die öffentliche Meinung der Christenheit zu seinen Gunsten und wider den Papst umzustimmen, sondern für seinen alten politischen Plan war die Zeit jetzt reif.

Dreizehntes Hauptstück.

Seit längerer Zeit hatte Friedrich, um nicht auf blindes Glück, wie seine Vorgänger, in das ferne Land sich zu wagen, und um auf Seiten des Islams selbst Freunde zu haben, geheime Unterhandlungen mit Kamel, dem Sultan von Egypten, gepflogen. Es leidet kaum einen Zweifel, daß der Gang dieser geheimen Unterhandlungen großen Einfluß auf des Kaisers bisheriges Zögern mit der Abfahrt gehabt hat. In den ersten Tagen des Januar 1228 kamen Boten von El-Kamel, welche ihn dringend einluden, den Zug ins Morgenland schleunigst anzutreten.

Damals war das Reich des großen Saladin von drei Söhnen Malek Adels beherrscht, von Moattam, der zu Damaskus saß, von Aschraf, der in Mosul, und von Kamel, der in Egypten herrschte. Unter ihnen war lange Streit um die Oberherrschaft. Kamel, als Herrscher von Egypten, sprach diese an, und trug im Bunde mit Aschraf den Sieg über Moattam davon. Moattam dagegen schloß mit dem mächtigen Sultan der Chowaresmier ein Kriegsbündniß. Und in Furcht vor ihrer vereinten Macht rief Kamel den Kaiser des Abendlandes, seinen Befreundeten, zu schneller Hülfe herbei. Friedrich sandte sogleich fünfhundert Ritter voraus nach Palästina, und den Erzbischof von Palermo als Gesandten nach Egypten, bis er selbst vollends gerüstet war.

Am 8. September 1228 landete der Hohenstaufe nach glücklicher Fahrt in Acre, und ließ El-Kamel seinen Gruß und seine Ankunft melden. Die Verhältnisse in Syrien waren aber jetzt anders, als damals, da El-Kamel den Kaiser des Abendlands herbei rief. Moattam war inzwischen gestorben und hatte nur einen minderjährigen Sohn El-Naser David hinterlassen; der Chowaresmier war durch die Mongolen bedrängt und nicht mehr zu fürchten. Kamel und Aschraf hatten darum das Erbe ihres Neffen unter sich getheilt, und zwar so, daß Kamel Palästina erhalten hatte. Dennoch sandte Kamel dem Kaiser zur Begrüßung viele und kostbare Ehrengeschenke in Gold und Silber, Seidenstoffen und Edelsteinen, Kameelen und Elephanten, Panthern und Affen und andern Seltenheiten aus dem Morgenland. Von den Christen wurde der abendländische Held, dessen Macht und Geist die Welt des Morgens erfüllte, mit unbegrenztem Jubel empfangen. Volk und

Geistlichkeit zog ihm entgegen, die stolzen Templer und Johanniter bezeugten durch Kniebeugen und Fußkuß ihre Ehrerbietung. Das ganze christliche Heer war voll freudiger Hoffnungen.

Im Vertrauen auf die mit Kamel gepflogenen Unterhandlungen hatte Friedrich nur eine geringe Kriegsmacht mitgebracht, und jetzt, da Kamel seiner nicht mehr bedurfte, und ihm, wenn er wollte, die früher verabredeten Zugeständnisse und Abtretungen im heiligen Lande leicht weigern konnte, bedurfte er sehr des Anschließens der Ritterorden und aller christlichen Bewohner des heiligen Landes. Diese waren bisher Könige gewohnt, die sich eher befehlen und leiten ließen, als selbst befahlen. Das königlich herrschende Auftreten Friedrichs, die Strenge, womit er Ordnung zu schaffen suchte, beleidigte die stolzen, an Selbstherrschaft gewöhnten Ritter. Und doch mußte die strengste Kriegszucht gehandhabt werden, wenn etwas mit einer so kleinen Heeresmacht ausgerichtet werden sollte. Denn als er Heerschau hielt, zählte das ganze christliche Heer, sowohl derer, die mit ihm gekommen waren, als derer, die er fand, nicht mehr als achthundert Ritter und zehntausend zu Fuß aus allen Nationen.

Azeddin Ibek, der Emir, welcher von Moattam seinem Kinde, El-Naser David, zum Vormund gesetzt war, hatte ein Heer gesammelt, um das Erbe seines Mündels gegen die Gewaltthätigkeit der Oheime desselben zu vertheidigen. Als Friedrich landete, stand Azeddins Heer bei Sichem, während Kamels Heer über Gaza heranzog. Kamel war unter den vorliegenden Umständen nicht geneigt, dem Kaiser zu halten, was er ihm früher versprochen hatte. Friedrich ließ ihn wissen, daß er nichts verlange, als daß Kamel die Ansprüche seines Sohnes auf das Königreich Jerusalem anerkenne. Zugleich beschloß er, eine solche Stellung zwischen beiden moslemitischen Heeren einzunehmen, deren Wichtigkeit Kamel zum Nachgeben zwänge.

Der Kaiser zeigte sich hier, wie stets, gleich groß als Staatsmann wie als Feldherr, und er erinnert, wie durch die Hauptformen und Züge in seinem Angesicht, nach wohlerhaltenem Bildniß, so noch vielmehr durch die großartige Vereinigung von Staatskunst und Feldherrngenie, sowie durch sein ganzes Auftreten im Morgenland, sehr an den Neufrankenkaiser des neunzehnten Jahrhunderts.

Eben war Friedrich im Begriff aufzubrechen, als zwei Franziskanermönche aus Europa ankamen, Weh und Zeter über den gebannten

Kaiser schrieen, und dem Patriarchen, den Großmeistern und allen Christen Befehle des Papstes überbrachten, sich jeder Gemeinschaft mit dem „Verfluchten“ zu enthalten.

Gregor war durch die geringen Ausrüstungen, die der Kaiser machte, und durch sein früheres Zögern getäuscht worden. Er hatte bis zum letzten Augenblick nicht geglaubt, daß es dem Kaiser mit dem Kreuzzug Ernst sein könnte, und die Zeitung von seiner wirklichen Abfahrt überraschte ihn. Das heilige Land galt dem heiligen Vater nichts, wo es die Vernichtung seines Todfeinds galt. Kam Friedrich mit Glück und Ruhm aus dem heiligen Lande zurück, so war sein Bannfluch zu Schanden gemacht. Der Glaube der Christenheit umgab dann des Kaisers Haupt mit einer Glorie, und derselbe stand fester und höher als zuvor. Gregor eilte, den Fluch und des Fluches Wirkungen ihm ins heilige Land nachzuschicken. Verlassen von Allen, sollte er in den Wüsten Syriens umkommen, oder, wenn er ruhm- und thatlos zurückkehren würde, das Gelächter und der Abscheu der Christenheit werden.

Das Gift, das die zwei Bettelmönche mitbrachten, wirkte in der Nähe des heiligen Grabes mehr, als im Abendland. Nur die Deutschen, die Pisaner und die Pilger seines Erbreichs hielten treu zum Kaiser; die Templer, die Johanniter, alle andern Pilger verließen das Heerlager, was er auch sagen mochte. Der Patriarch und die Priester predigten vom Gehorsam gegen die Befehle des heiligen Vaters, und schürten das Feuer der Zwietracht und des Abscheus gegen den Gebannten und Ketzer. Friedrichs Lage war verzweifelt; der Sultan von Egypten erfuhr sogleich das Vorgefallene.

Aber der Geist, der in Friedrich unendlich größer war, als sein Glück, verließ ihn so wenig, als der Muth. Er gebot, nicht in *seinem* Namen, sondern „im Namen Gottes und der Christenheit,“ den Aufbruch; und er zog mit seinen Deutschen und den andern Schaaren seiner Getreuen, im Ganzen einem kleinen Häuflein, nach Cäsarea.

Hermann von Salza blieb in Accon zurück, um für seinen Herrn zu sprechen und zu handeln zur Stunde, wenn die Scham, das Gefühl der Ehre in Templern und Johannitern erwachen würde. Und bald erwachte dieses. Denn so entartet die Ritterorden bereits waren, ihnen galten Waffenruhm und die äußere Ehre des Ritterthums als das Höchste. Ihr Stolz konnte es nicht ertragen, wenn der Kaiser ohne sie durch Glück und Geschick Vortheile gewänne; ihr ritterliches Ehr-

gefühl, oder stärker die Scheu vor der Meinung der Welt, sträubte sich, wenn der Kaiser zu Grunde ginge und die allgemeine Stimme die Schuld davon auf sie wälzen würde.

Am Stärksten sprach das Privatinteresse. Mit dem Kaiser vereint konnten sie siegen; vereinzelt hatte weder er noch sie die Wahrscheinlichkeit der Eroberungen für sich, und des Kaisers Schicksal mußte künftig jeden Fürsten von gleichem Unternehmen abschrecken.

Hermanns von Salza feurige Worte und klare Gründe fanden in dieser Stimmung einen fruchtbaren Boden: selbst Gerolds des Patriarchen und seiner Priester Neid und Haß zogen sich vor den Gründen des Vortheils zurück, und stimmten zu, die Macht des Kaisers vorerst zur Wiedereroberung des heiligen Landes zu benützen. Templer, Johanniter, alle zurückgebliebenen Pilger eilten dem Kaiser nach.

Unweit Cäsarea bei den Trümmern eines zerstörten Schlosses holten sie ihn ein. Doch lagerten sie sich abgesondert von Friedrichs Häuflein. Cäsarea und einige nahe Schlösser wurden befestigt: die kaiserliche Flotte lieferte die Zufuhr. Joppe, das Egypten und Jerusalem nahe und ein Seehafen war, schien dem Kaiser am günstigsten zu einem Waffenplatz; es ward unter Scharmützeln mit der leichten sarazenischen Reiterei Mitte Novembers erreicht und die Befestigung begonnen. Während dem dauerten die Unterhandlungen mit Kamel fort, und, wie es scheint, auch geheime mit dem Dei des Libanon, dem sogenannten „Alten vom Berge," dem Haupt der mystischen schwärmerischen Assasinen, der einzigen Körperschaft des Islams, welche den christlichen Ritterorden gegenüber sich gebildet hatte, und welche durch ihre unersteiglichen Gebirgsschlösser, noch mehr durch ihre blindgehorchenden, nach jedem Wink ihres Obersten den Dolch zückenden Fedavi's für das heilige Land von Bedeutung war.

Die bewaffnete Stellung, welche der Kaiser eingenommen, entschied Kamels Schwanken und Zögern. Er fürchtete, er möchte den Kaiser durch längeres Zurückweisen seiner Forderungen zu einer Verbindung mit seinem Neffen und Gegner Naser David drängen, und willigte endlich in den Vergleich, ungeachtet er der Erste war, der die Gefahren, welchen Friedrichs Erbreich im Abendland unterlag, durch sichere Botschaft erfuhr und dem Kaiser davon Mittheilungen machte. Am achtzehnten Februar 1229 schlossen der Kaiser und der Sultan von Egypten einen Vertrag, durch welchen der Erstere fast ohne Schwertstreich

gewann, was die mächtigsten Heere Europas nicht hatten gewinnen können.

Jerusalem und dessen ganzes Gebiet, wie es vor Saladins Zeit bestand, mit Ausnahme weniger Burgen, wurde von Kamel an die Franken zurückgegeben. Friedrich sollte das Recht haben, die alten zerstörten Festen wieder herzustellen, der Sultan verband sich dagegen während der ganzen Dauer des Stillstandes, der auf zehn Jahre beschworen war, keine neue Feste gegen das heilige Land anzulegen. Die Wohnung außerhalb Jerusalems, der Besuch der heiligen Stadt, jedoch nur des Tags und ohne Waffen, und die Hut des Tempels Salomos, sowie die Erhaltung der erbauten Moscheen wurden den Moslims zugestanden. Der auf den Trümmern des salomonischen erbaute Tempel der Juden, der in den Visionen Mahomeds eine der Rasten des Propheten bei seiner Himmelsreise gewesen war, war den Moslims besonders heilig, den Christen dagegen das heilige Grab und die über demselben erbaute Kirche Gegenstand andächtigster Verehrung. Diese wurde den Christen ausschließend vorbehalten, während die Moslims den christlichen Pilgern den Zutritt auch in den salomonischen Tempel gestatten mußten.

Es war ein Glück, daß beide Fürsten in ihren religiösen Ansichten freier und aufgeklärter waren, als ihre Glaubensgenossen. Kamel war, wie Friedrich, ein warmer Freund der Wissenschaft und der Denker, wie überhaupt in Egypten seit der Herrschaft der Fatimiden die meiste Aufklärung war unter allen Landen des Islams; sonst wäre ein solcher Vertrag über die von beiden Religionen heilig gehaltenen Stätten nicht möglich gewesen. Zugleich wirkte die Persönlichkeit Friedrichs viel, und wie der Kaiserheld der neuesten Zeit unter Mameluken und Arabern, wie die Genialität aller Orten, gewann er die fremden Völker und ihre Hochachtung und Liebe dadurch, daß er unter Morgenländern ein Morgenländer war. Als der Patriarch von Jerusalem dem Kaiser vorwarf, er habe sich nicht wie ein christlicher Fürst, sondern wie ein Sarazene gezeigt: da ahnete er nicht, welch wichtiges Zeugniß von Friedrichs Geistesgröße er in den Augen der Nachwelt in diesen Worten niedergelegte. Friedrich ließ allenthalben den religiösen Glauben und die Gebräuche der Moslims gelten; er bequemte sich nach denselben, wo es galt, dadurch ein freundliches Verhältniß, eine Annäherung zu seinem größeren Zweck und zwischen Christen und Moslims ein gutes Ver-

ständniß zu fördern. Ihm, der ein Freigeist und Philosoph war, den die Taufe und Erziehung seiner Priester nicht zum römisch-katholischen Christen zu machen vermocht hatten, der unter Sarazenen in Sicilien aufgewachsen war, — ihm konnte dies nicht schwer fallen. Aber während die Fanatischen unter den Moslims Kamel mit Vorwürfen überschütteten, schrie der Patriarch, schrieen Templer und Johanniter über den Vertrag, als Verrath an der heiligen Sache.

Der Kaiser hatte bei keiner Verhandlung, auch nicht beim Abschluß des Vertrags, den Patriarchen und die Großmeister der Templer und Johanniter um Rath oder gar Zustimmung gefragt. Ihre Habgier wie ihr Stolz war in dem Vertrag nicht befriedigt. Der Patriarch wollte vor Aerger bersten, daß sein Name, „ohne den die Christenheit gar nicht verpflichtet werden könne," in der Vertragsurkunde nicht einmal erwähnt war. Als Friedrich den Patriarchen freundlich einladen ließ, mit ihm in Jerusalem einzuziehen, lehnte er es trotzig ab. Der Neid und die Wuth der Priester und der Templer trat ihm allenthalben mit heimlicher Tücke und offener Gewalt entgegen. Friedrich that so, als merke er es nicht.

Am 17. März 1229 zog er an der Spitze seiner getreuen Schaaren feierlich in die heilige Stadt ein, nachdem sie sieben Jahre weniger als ein halbes Jahrhundert im Besitz der Moslims gewesen war. Allgemein war die Freude. Des andern Tages, eines Sonntags, ging Friedrich wallfahrend mit seinen Getreuen zur Kirche des heiligen Grabes. Er hatte sein Gelübde glorreich gelöst. Dennoch wollte sich kein Priester der Kirche bewegen lassen, vor ihm Messe zu lesen.

Friedrich wohnte darum der Messe nicht bei. Er begab sich erst nach Beendigung derselben in die Kirche, und dankte dem Himmel für den glücklichen Erfolg der Kreuzfahrt. Dann trat er, unbekümmert um Weihung und Segen dieser Priester, zum Altar, nahm die Königskrone von demselben, und setzte sie sich, als dem rechtmäßigen König von Jerusalem, mit eigenen Händen aufs Haupt. Mit der Krone auf dem Haupt wandte er sich zu der großen Versammlung, während Hermann von Salza eine Rede hielt. Darin berührte dieser die Verdienste seines Herrn um die Errettung des heiligen Landes auf eine eben so bescheidene, als die Stellung des Papstes zu ihm auf eine milde Weise, und sprach von den Umtrieben der offenen Feinde und der falschen Freunde Christi unzweideutig. Die Deutschen stimmten den feierlichen Gesang



Kaiser Friedrich II in Jerusalem.
1229.

Druck v. C. Berg, in Nürnberg.

an, und erhoben und bewunderten ihren Kaiser; wie nachher der Patriarch meinte, „männiglich zum Zeichen, daß sie dumme Deutsche seien."

Der Patriarch, Templer und Johanniter gingen jetzt aufs Aeußerste in offener Feindseligkeit und hinterlistigem Verrath.

Der Patriarch hatte sich sogleich eine Abschrift des Vertrags zu verschaffen gewußt, und stellte denselben, in einem Rundschreiben an die Fürsten Europa's und an den Papst, als einen „Bund mit dem Teufel" dar, Friedrich als einen „Heiden und Moslim," einen „Verräther Christi." Besonders sollte Friedrich dadurch in den Augen der Christenheit verlieren, daß der jüdische Tempel, der den Moslims eingeräumt wurde, mit der Kirche des heiligen Grabes lügnerischer Weise verwechselt wurde, als hätte Friedrich die letztere den Moslims überlassen.

Diese Lüge war keine Beleidigung für Friedrichs Geist; denn er hatte für das leere Grab keine Andacht. Er glaubte an die „Lebendigen" und nicht an die „Todten;" er bestand, wie er ausdrücklich dem Emir Fakreddin, dem Unterhändler Kamels, bekannte, aus keinem andern Grunde auf dem Besitz der heiligen Orte und den besondern Bedingungen darüber, als darum, weil er sonst Ruf und Achtung bei den Gläubigen des Abendlandes verlöre. Aber eben deßwegen war diese Lüge ihm höchst nachtheilig.

Auch darüber ward großes Geschrei erhoben, daß der Kaiser sich in dem geheimen Vertrage verpflichtete, Kamel gegen alle Feinde, Christen und Sarazenen, beizustehen, um umgekehrt das Gleiche von dem Sultan zu erhalten. Friedrich wußte es zu schätzen, was er an der Freundschaft Kamels hatte. Denn die vielfach von sarazenischen und christlichen Zeitgenossen bezeugte Verrätherei der Templer fällt offenbar vor den Abschluß des Vertrags. Die Templer erfuhren eines Tags, daß der Kaiser mit kleinem Gefolge zum Jordan, der Taufstätte Christi, wallfahrten werde, und sie sandten Botschaft darüber an Kamel, wo und wie er todt oder lebendig zu fangen wäre. Der Sarazene schickte alsobald das Schreiben der Templer an den Kaiser, „damit er falsche Freunde kennen lerne." Von da an war die Freundschaft zwischen ihm und dem Sultan fest, und blieb es sein ganzes Leben; die Rache gegen die Verräther mußte er sich vorbehalten.

Am Tage nach der Selbstkrönung des Kaisers erschien der Erzbischof von Cäsarea in Jerusalem, und sprach über die Kirche des hei-

ligen Grabes, die Stadt und alle heiligen Orte, als entweiht durch die Gegenwart eines Gebannten, den allgemeinen Bannfluch aus. Als der Kaiser eine der Burgen der Templer besetzen wollte, drohten sie, ihn gefangen zu nehmen. Sie suchten durch Bestechung sein Kriegsvolk zu gewinnen und in ihren Sold zu ziehen; auch unterhandelten sie heimlich mit den Sultanen von Damaskus und Aleppo wider den Kaiser.

Jetzt trat er ernstlich auf, und sein Heer pries seine Strenge. Er erklärte, daß er, als König von Jerusalem, jedem Orden verbiete, ohne seine Erlaubniß und seinen Befehl Kriegsvölker zu werben oder zu halten. Als der Patriarch ihm zur Antwort gab, es sei ihr größtes Leiden, in allen ähnlichen Dingen seinen Beschlüssen, als eines Gebannten, nicht Folge leisten zu können, wegen Gefahr ihres Seelenheils: ließ Friedrich alle Pilger durch den Herold auf das freie Feld rufen, und durch besondere Boten die Prälaten und Mönche einladen. Dann trat er vor die Versammlung, klagte die Geistlichkeit an, hielt dem Großmeister der Templer seine Heimtücke vor, befahl allen abendländischen Pilgern jetzt, nach erreichtem Zweck der Wallfahrt, heimzukehren, und seinem Statthalter, dem Grafen Thomas von Acerra, gebot er, das Land von Fremdlingen streng zu säubern. Die Templer gingen damit um, sich Jerusalems zu bemeistern. Der Kaiser ließ alle Stadtthore besetzen, alle Kirchen, alle festen Plätze, und sperrte die Templer in ihren Palast ab. Als die Geistlichen durch das Land zogen und Aufruhr wider ihn predigten, ließ er einige Schreier zu Rama greifen und mit Ruthen streichen.

Es darf nicht wundern, daß Friedrichs Abneigung gegen das Priesterthum und die christliche Priesterlehre aus diesen Erfahrungen neue Nahrung zog, und er sich mit Vorliebe zu den Sarazenen und dem Islam neigte, in dessen Bekennern er sittlich und menschlich schönere Gestalten erkennen mußte.

Das Streben, das Volk zu verblenden, es in gröbster Verfinsterung des natürlichen Lichtes, der Vernunft, und in einem, ihnen allein nützlichen Aberglauben zu erhalten; mit dem Ordenskleide jedes Laster, Betrug, Ränkesucht, Habgier und Unmäßigkeit zu decken; hinter der Maske geistlicher Demuth den unerträglichsten Stolz zu bergen; unter dem Schein frommer Sanftmuth Rachgier und grausamen Blutdurst, unter der Miene der Unschuld und Redlichkeit Verrath und Tücke zu üben — diese allgemeinen Züge der Mehrheit unter den Priestern seiner Zeit hatte er im heiligen Lande bei jedem Schritte in gesteigertem Grade

kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Durch sie war Deutschland, der größte Theil der Christenheit seit lange in Barbarei; sie hatten sich gegen Alles, was sich als Vernunft und Wissenschaft, Schönheit in Kunst und Leben, als Geist, Witz und feiner Geschmack aufthat, verschworen; sie waren seine unversöhnlichen Feinde als des Vorkämpfers und Beförderers von all diesem, und er mußte in ihnen nicht nur seine, sondern die allgemeinen Feinde der Menschheit sehen.

Bei dieser Stimmung ist es nicht unglaublich, daß er, wie seine Feinde ihm nachsagten, durch lose und bittere Reden sein inneres Gefühl ausließ, und sich bei eifrigen Bekennern des römisch-katholischen Glaubens verdächtig machte. Ohne ein Zeichen des Mißfallens hörte er von Moslims erklären, was Saladin über ein Portal geschrieben: „Saladin säuberte die heilige Stadt von der Gegenwart derer, welche zu mehreren Göttern beten." Und als die Moslims von Gittern, womit die Fenster einer Kapelle verschlossen waren, ihm sagten, daß sie den Schmutz der Sperlinge abzuhalten dienen, witzelte er: „Von den Sperlingen habt ihr euch befreit, aber statt ihrer sendet euch Gott die Giaurs (Schweine)." — Er gefiel sich, worüber sich die Christenheit entsetzte, die feingebildeten sarazenischen Gesandten Kamels in seinem Palast zu Accon an seine Tafel zu ziehen, und die sarazenischen Sängerinnen und Tänzerinnen, welche ihm der Sultan zum Geschenke schickte, vor den Damen und Herren seines Hofes spielen zu lassen.

Sobald er den Trotz der Templer und Johanniter gedemüthigt, und die heilige Stadt mit einer wider sie hinreichenden kaiserlichen Besatzung geschirmt hatte, schiffte er sich ein, begleitet von seinem getreuen Hermann von Salza. Was ihm sein Freund, der Sultan von Egypten, über die Zustände seines Erbreiches mitgetheilt hatte, bestätigten neuere Berichte aus dem Abendlande als nur zu gewiß.

Vierzehntes Hauptstück.

Zu gleicher Zeit, als die Bettelmönche Gregors Bannflüche und Empörungspatente nach dem heiligen Lande brachten, gingen andere

seiner Boten nach dem Süden und Norden von Deutschland und nach Dänemark, um Fürsten und Völker gegen den Kaiser aufzuwiegeln.

Was ihm im heiligen Lande gelang, mißlang im Norden Europa's. Aber mitten im Herzen Apuliens erhoben, auf seinen Antrieb und im Einverständniß mit ihm, die Herren von Popplito und andere Barone die Fahne der Empörung wider den Kaiser. Reinald, der kaiserliche Statthalter, unterdrückte diese rasch und kräftig. Die sarazenischen Garden, diese unverführbaren Tapfern, rechtfertigten aufs Schönste des Kaisers Vertrauen. Deutsche Kreuzfahrer, welche über die Alpen kamen, um dem Kaiser nach ins heilige Land sich einzuschiffen, wurden auf des Papstes Betrieb und Vollmacht von den Mailändern und Veronesen nicht durchgelassen, geplündert und zur Heimkehr gezwungen. Andere Schaaren, welche aus der Lombardei und aus Apulien dem Kaiser nachziehen sollten, wurden durch Gewalt und Ueberredung davon abgehalten. Mit den Geldern, welche der Papst zum Kreuzzug hatte sammeln lassen, wurden Söldner gegen den Kaiser geworben und diese unter den Befehl seines feindseligen Schwähers des Königs Johann gestellt, während Schaaren von Bettelmönchen sich in die kaiserlichen Erbstaaten einschlichen, um als geschäftige Maulwürfe den Boden der Treue zu unterhöhlen.

Reinald hielt für das Beste, dem vielzweigigen Kriegsplan des Papstes zuvorzukommen. Des Papstes heimliche und offene Feindseligkeiten schienen ihm eine besonders günstige Gelegenheit, Spoleto, das Herzogthum seines Vaters und sein Erbe, wieder zu gewinnen. Von zwei Seiten brachen er und sein Bruder Berthold, des Kaisers Statthalter in Toskana, in die päpstlichen Lande ein; Gregor schleuderte gegen sie den Bann. Reinald nannte sich Herzog von Spoleto und Statthalter der Mark Ankona, nahm Beide in Besitz und verfuhr streng gegen die Päpstlichen. Johann von Brienne und der Kardinal von Colonna vermochten nichts wider Reinalds Macht. Jetzt ließ Gregor allgemeinen Krieg wider Neapel predigen, und unter den Fahnen seines Kaplans Pandolf und der Grafen Thomas von Celano und Roger von Aquila sammelten bald päpstliche Gelder und Sündenablasse und die Hoffnung auf Beute ein zweites Heer.

Wie sonst Kreuzfahrer mit dem Kreuze, so wurde dieses, als im Dienst Sankt Peters, mit einem Schlüssel bezeichnet, und schnell waren diese „Schlüsselsoldaten" bis Roccad'arce und Fondi vorgedrungen. Der

Großrichter, Heinrich von Morra, schlug sie zurück. Aber die Empörung Gaeta's und der Verrath mancher Barone des Landes öffneten sechs Wochen später dem Schlüsselheer zu einem zweiten Einfall die Grenzen. Der Großrichter ward gefangen, San Germano von den Päpstlern besetzt; Montecassino ging durch Verrath über; und alles Land, bis Benevent hin, nahmen die Grafen von Celano und Aquila im Namen des Papstes in Verwaltung. Der Großrichter hatte nach seiner Auswechslung Mühe, Capua zu behaupten.

Diese Diversion zwang Reinald zum Rückzug aus dem päpstlichen Gebiet, und Johann von Brienne folgte ihm nach Apulien hinab. Er fand fast das ganze Land unterworfen. Die Bettelmönche, die wie Heuschrecken sich über Städte und Land warfen, fraßen die Treue aus dem Herzen des Volks, die Rotten der Schlüsselsoldaten die Vorräthe in seinen Scheunen und Kellern. Das schon durch das Unvermuthete der Ueberfälle bestürzte Volk wurde durch die Bettelmönche durch ganze Säcke voll Bannflüche und Ablaßbriefe, durch Drohungen und Lügen jeder Art zum Abfall von seinem Herrn verleitet.

Der Eine log, Friedrich sei in Syrien Mahomedaner geworden; ein Anderer, er sei gefangen; ein Dritter schwur, er sei gestorben. Reinald blieb nichts, als sich in das feste Sulmona zu werfen. Hier schloß ihn König Johann ein, während die andern päpstlichen Heerhaufen, der unter dem Kardinal Pelagius und dem Grafen von Celano, und ein dritter, der Sora überrumpelte, mit Feuer und Schwert und den scheußlichsten Gräueln gegen jedes Geschlecht durch das Land wütheten. Der Papst, das geistliche Haupt der Christenheit, schrieb Briefe an den Sultan der Ungläubigen, worin er diesen vom Friedensschluß abmahnte, um den Kaiser länger im Morgenlande fern zu halten, Briefe voll Aufreizungen zur Fortsetzung des Kriegs, welche Kamel selbst dem Kaiser auslieferte; und Johann bewachte alle Seestädte und Häfen durch bewaffnete Abtheilungen, damit ihm der Kaiser, wenn er dennoch zurückkäme, nicht entgehen könnte. War Reinald erst noch zur Uebergabe gezwungen, so konnten sich alle Streitkräfte des Papstes zum letzten Schlag vor Capua vereinen. Aber des Kaisers Glückstern wollte, daß der Kardinal Pelagius, durch den im letzten Kreuzzug Damiette verloren worden war, Johann von Sulmona nach der Terra di Lavoro abrief. Zwischen Cajazzo und Teleso vereinigten sich im Mai die päpst-

lichen Heerhaufen und belagerten die erstere Stadt, als die Botschaft erscholl: „Der Kaiser ist unweit Brindisi glücklich gelandet!" —

In Sulmona befreit, war Reinald herausgebrochen und hatte das ganze Heer der Bettelmönche aus dem Lande gejagt. Statt ihrer Bannflüche und Lügen, womit sie das Volk zur Untreue geschreckt hatten, ließ er jetzt die Briefe des Kaisers verbreiten, die seine Ankunft meldeten und zur Treue und zur Bewaffnung aufforderten. Die bloße Erscheinung des Kaisers, der für todt ausgegeben und geglaubt worden war, wirkte elektrisch. Es zeigte sich, daß der größte Theil des Volkes ihm anhing; die kaum Abgefallenen erklärten sich offen für ihn.

Gleich nach seiner Landung schickte er den Deutschmeister, Hermann von Salza, als seinen Gesandten und Bevollmächtigten mit den Erzbischöfen von Bari und Reggio an den Papst, wegen Aufhebung des Banns und Herstellung des Friedens zu unterhandeln. Gregor blieb hartnäckig. Den Kranz des siegreichen Kreuzeshelden, des Wiedereroberers des heiligen Grabs, um die Schläfe, stand Friedrich auf dem Boden seines Erbreichs. Um den Vortheil, welchen ihm das in der öffentlichen Meinung Europa's geben mußte, ihm zu nehmen, schrieb Gregor aller Orten hin, der Friede, den Friedrich mit Kamel geschlossen, sei „ein scheußlicher Frevel, der Grausen und Entsetzen erregen müsse, die heiligen Orte habe er darin der fortdauernden Entweihung der Ungläubigen preisgegeben und er selbst sei ein heimlicher Mahomedaner."

Keine Verleumdung ward gespart, und Frankreich, Spanien, England um Hülfsvölker und Gelder „wider den Ketzer" angegangen in dem „heiligen" Kriege, den er, der Papst, begonnen, um „den Feind der Kirche und des Glaubens" vom Throne des Reichs zu stoßen. Alle Nationen bot er auf, und die deutschen Stände, besonders den Herzog von Oesterreich, forderte er zum Abfall und zur Wahl eines neuen Königs auf. Otto, das Kind, den jüngsten und allein das Geschlecht fortpflanzenden Sproß des braunschweigischen Welfenstamms, wollte er bereden, als Gegenkönig wider den Hohenstaufen aufzutreten, den alten bösen Streit zwischen Welfen und Waiblingern aus seinem längstgeschlossenen Grabe so aufzuwecken und ihn in das Herz von Deutschland zurückzuführen.

Aber alle seine Versuche waren erfolglos. In England verwilligte ihm zwar die Geistlichkeit Hülfsgelder, aber Barone und Städte wei-

gerten jeden Beitrag. Aus Frankreich, woher zahlreiche Abenteurer früher durch das päpstliche Geld und die apulische Beute unter die Fahnen Johanns von Brienne gelockt worden waren, kamen keine neue Hülfsvölker; eben so wenig aus Spanien, aus Portugal. In Deutschland waren die Fürsten zur Wahl eines neuen Königs nicht zu bewegen, so groß auch dort das Geschrei der ausgesandten Bettelmönche war. Auch der junge Otto von Lüneburg, dieser einzige Enkel Heinrichs des Löwen, zeigte keine Lüsternheit nach der gleisenden Königskrone. Die Sachsenfürsten an der Spitze, waren alle Großen, Geistliche wie Weltliche, in Deutschland für den Hohenstaufen, und der Kardinallegat wäre zu Lüttich todtgeschlagen worden, hätte er sich nicht durch die Flucht vor dem allgemeinen Zorn gerettet.

Selbst über seine nächsten Verbündeten, die lombardischen Republiken, mußte Gregor sich bitterlich beklagen, daß sie zu saumselig seien, die Niederlagen, die er eine auf die andere erlitt, zu decken; denn Friedrich hatte in dem gleichen Augenblick, als er Hermann von Salza als Unterhändler absandte, zu den Waffen gegriffen, und jeder seiner Schritte war ein Sieg.

Die tapfern Deutschen, die mit ihm den Kreuzzug gemacht hatten, seine unbestechlichen sarazenischen Garden und die treu gebliebenen Barone, welche viele Wankenden und Abgefallenen ihrem Beispiel nachzogen, bildeten das Heer, dessen geringere Zahl er als Feldherr durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen zu ersetzen strebte. Er hielt sich nicht mit langsamer Belagerung der abgefallenen Vesten auf, sondern warf sich rasch mitten durch das Land auf das päpstliche Heer vor Cajazzo. Im ersten Schrecken floh dies, überrascht, mit Zurücklassung des Gepäcks, bis nach Theano zurück. Friedrich ließ sein Kriegsvolk in dem schönen Capua sich laben, und zog in Neapel Verstärkungen an sich. Verzagtheit ergriff die Päpstler, Mangel an Sold erzeugte Mißmuth unter ihnen. Umsonst griff der Kardinallegat den Kirchenschatz von Montecassino an, die Rückstände und das Mißvergnügen zu decken.

Der Kaiser eroberte Calvi und das ganze Land am Vulturno hinauf. Der Kardinallegat und der König Johann flohen vor ihm mit immer größerem Verlust von einer Stellung zur andern, und als der Kaiser sich San Germano näherte, retteten sich die Trümmer des päpstlichen Heeres in unaufhaltsamer Angst auf das päpstliche Gebiet; Pelagius warf sich nach Montecassino. Thaddäus von Suessa nahm schnell

die andern Städte und Burgen wieder; das ganze Land unterwarf sich willig seinem Kaiser. Zugleich erhoben sich die Gibellinen in Rom, und der Kampf, der bisher Friedrichs Staaten verwüstet hatte, rüttelte jetzt ganz nahe schon die Füße des apostolischen Stuhls.

Der Papst fühlte die ganze Schwierigkeit der Stellung, in die er hineingerathen war. Es blieb ihm nichts, als den Aussöhnungsanträgen des Kaisers Gehör zu geben. Noch im November erschien ein päpstlicher Legat vor dem Kaiser. Pelagius räumte Montecassino, und Friedrich erstürmte Sora. Den Winter über gingen die Unterhandlungen langsam. Mit Anbruch des Frühlings zogen die Herzoge von Oesterreich und Meran, die Bischöfe von Salzburg und Regensburg, und andere deutsche Große mit kriegerischem Gefolge ihrem Kaiser zu. Die Gibellinen der Lombardei rüsteten sich für ihn. Die Prälaten Italiens waren durch die päpstlichen Kriegsbesteuerungen auf das Höchste mißvergnügt; die Welfen der Lombardei waren fast immer im Nachtheil gegen die Gibellinen. Die Tiber allein war glücklich im Kampf für den Papst: sie überschwemmte die Stadt, und die Römer, die darin ein Strafgericht wegen der Vertreibung des heiligen Vaters sahen, riefen ihn in ihre Mauern zurück.

Dem Kaiser lag der ganze Kirchenstaat offen, aber er ging nicht über die Gränze. In seine größeren Plane paßte jetzt nur Aussöhnung und Frieden, nicht die Fortsetzung dieses Krieges. Die Rücksprache mit den Lombarden, die der Papst nehmen mußte, schob den Abschluß auch weiter hinaus, und erst im Juli verkündete Glockengeläute „den Frieden von San Germano," wo der Kaiser sich damals aufhielt.

In diesem Frieden ertheilte der Kaiser Allen in seinem Reiche, welche die Partei des Papstes ergriffen hatten, vollkommene Amnestie, selbst den schwer verschuldeten Städten Gaeta und St. Agata; den Grafen von Aversa und Celano Wiedereinsetzung, der Geistlichkeit eigenen Gerichtsstand, und, so weit nicht altes Herkommen dagegen wäre, Steuerfreiheit. Ueber die Theilnahme der Krone an den Wahlen der Bischöfe sollte eine allgemeine Kirchenversammlung entscheiden. Dagegen nahm der Papst seine Bannflüche zurück. Hermann von Salza und die deutschen Fürsten vermittelten und gewährleisteten diesen Frieden.

Es war Leopolds von Oesterreich letzte Arbeit, dazu beizutragen; er starb bald darauf zu San Germano. Zu Anagni kamen Friedrich und Gregor am 1. September 1230 persönlich zusammen. Es war

von Friedrich wohl ein Versuch, durch das Liebenswürdige seiner Persönlichkeit, der er so manchen Sieg dankte, und durch die Ueberlegenheit seines Geistes den Papst zu bezaubern, ihn gegen die Lombarden einzunehmen, oder ihm mindestens seine Absichten auf die Lombardei im günstigsten Lichte zu zeigen. Ganz mißlang ihm dies nicht; Gregor schrieb nach der Zusammenkunft an die Lombarden: „Er habe viel für sie beim Kaiser gethan, werde aber in Zukunft jede Beleidigung, die sie sich gegen den Kaiser erlauben würden, so ansehen, als geschehe sie ihm, dem Papste."

Die Politik gewann es Friedrich ab, daß er unter die Blutbefehle der Kirche gegen die „Ketzer" seinen kaiserlichen Namen setzte.

Auf der Synode zu Toulouse im Jahre 1229 war das Ketzergesetz neu geregelt und das Verfahren gegen die Andersgläubigen genauer bestimmt worden. Es war darin festgesetzt: „Jeder Fürst, Gutsherr oder Richter, welcher einen Ketzer verschont, soll sein Land, sein Gut oder sein Amt verlieren. Jedes Haus, in welchem ein Ketzer gefunden wird, soll niedergerissen werden. Zu Ketzern und zu solchen, welche der Ketzerei verdächtig sind, wird Niemand zugelassen, sogar in tödtlicher Krankheit nicht, weder ein Arzt, noch ein Genosse ihres Verbrechens. Solche, welche als aufrichtig Reuige anerkannt sind, sollen aus ihren heimathlichen Wohnsitzen entfernt werden, wenn diese Orte im Verdacht der Ketzerei stehen. Auch diese Reuige sollen bis auf päpstliche Dispensation aller öffentlichen Rechte verlustig bleiben und eine besondere Kleidung zu tragen gehalten sein. Solche Bußfertige, welche Verdacht geben, daß sie nur aus Furcht bußfertig geworden sind, sollen eingeschlossen und als Gefangene gehalten werden."

Eben weil man am römischen Hofe voraussetzte, es könnten die Landesbischöfe auf ihre Angehörigen besondere Rücksicht nehmen, und durch ihren eigenen Nutzen versucht sein, vom Einschreiten gegen Ketzer sich abhalten zu lassen, wurde, wie schon früher das Henkeramt des Glaubensgerichts an die weltlichen Obrigkeiten, so durch Gregor IX. im Jahre 1232 die Untersuchung gegen die Ketzer, „das heilige Gericht," der einheimischen Landesgeistlichkeit entzogen und an fremde Mönche übertragen.

Das Glaubensgericht stand unmittelbar unter dem Papste. Es war verpflichtet zur Spionage, zur geheimen Schleichjagd auf Ketzereien und auf Ketzer. Seine Macht war eine unbeschränkte. Es konnte nicht

bloß Jeden, der sich verdächtig gemacht hatte, sondern Jeden, welcher für verdächtig gehalten oder ausgegeben wurde, sofort verhaften; es war nicht genöthigt, Anklagepunkte dem Verhafteten vorzulegen, sondern es forderte bloß eine allgemeine Beichte, und genügte die nicht, so wurde die Folter beigezogen und mit der Folter die Untersuchung geführt. Dieses „heilige Gericht" ließ Jeden als Zeugen gegen einen Verhafteten zu, sogar verurtheilte Verbrecher, öffentlich Gebrandmarkte und für ehrlos Erklärte, ebenso Mitschuldige; und die Zeugen wurden dem Verhafteten nicht gegenüber gestellt, sogar die Namen der Zeugen geheimgehalten.

Auch die Strafen wurden verschärft. Kirchenbußen fanden nur noch für die leichtesten Fälle Statt, die Einziehung des Vermögens immer; und die gewöhnlichen Strafen waren ewige Gefangenschaft, der Galgen und der Feuertod. Dieses System der Hölle gehört allein dem Papsthof an.

So sehr wichen jetzt ihre ursprünglichen Grundlagen dieser Kirchenherrschaft des römischen Papstthums unter den Füßen, daß sie nur, wenn sie zu dem System des Schreckens griffe, noch sich halten zu können glaubte; nur durch Vernichtung jedes freien Gedankens in Glaubenssachen.

Die Scham, diejenigen verfolgen zu lassen, deren Grundsätze Friedrich in dem eben geschlossenen Vorkampf mit dem Papst als die seinigen öffentlich bekannt hatte, ward in ihm überwogen, erstens von der Sorge für seinen Ruf — er glaubte, wenn man ihn für „rechtgläubig" halte, besser seine Plane durchführen zu können —; zweitens von dem unchristlichen, aber in seinen Augen staatsklugen Gedanken, durch diese Blutbefehle wider die freisinnigen, religiösen Brüderschaften eine Brandfackel in die Lombardei zu werfen, die im Bau der Freiheit und der päpstlichen Macht gleich zerstörend wirken, und sie, unter sich selbst zerrissen und geschwächt, seinen Planen in die Hände liefern dürfte. Friedrich II. schon kannte und übte die vom römischen Hof zuerst unter den christlichen Höfen gebrauchte „Politik des Satanismus."

Fünfzehntes Hauptstück.

Die Aussöhnung des Papstes mit dem Kaiser wirkte auch auf das Königreich Jerusalem. Gregor bestätigte den ganzen zuvor so sehr bekämpften Vertrag, welchen Friedrich mit Kamel geschlossen hatte, und Friedrich sandte hinreichende Verstärkungen auf dreiundvierzig Fahrzeugen seinem Marschall Richard ins heilige Land. In seinem sicilischen Erbreich aber vollendete er das Werk der neuen Verfassung, daran er seit elf Jahren mit seinem Freunde gearbeitet hatte.

Pietro war mit der Gesetzgebung am Ziele, und im August 1231 wurde auf einem Reichstage zu Amalfi die neue, allen Völkern seines Erbreichs gleich geltende „Constitution“ in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache feierlich verkündigt und beschworen.

Zur Sicherheit nach Außen wurden gleich nach dem Frieden von S. Germano alle festen Plätze an den Grenzen des päpstlichen Gebiets ausgebessert, an wichtigen Pässen neue angelegt, die Städte Neapel, Bari, Trani und Brindisi durch neue Werke verstärkt und auf einem Berg bei Capua ein Castell gebaut, wozu der Kaiser selbst den Plan zeichnete. Noch steht das Schloß zu Neapel, der Palast der Könige, bis auf diesen Tag, als ein eben so prachtvolles Denkmal der Baukunst seiner Zeit, als des Geschmacks des Kaisers. Und während er das in seinem Erbreich Geschaffene sich befestigen und gedeihen ließ, arbeitete sein Geist an den hochfahrenden Planen fort, die er an seine Idee vom Kaiserthum knüpfte. Durch den Frieden war der Papst gebunden, durch den Ausgang des letzten Kampfes in jedem Fall eingeschüchtert. Diesen Zeitpunkt hielt er für günstig, mit der Wahrscheinlichkeit des Siegs seine Plane mit der Lombardei durchzusetzen.

Sein weitaus blickender Geist sah immer alle Verhältnisse im Zusammenhang, und jede wichtigere Bewegung war bei ihm nichts Abgerissenes, Vereinzeltes, sondern ein mit scharfer Berechnung eingefügtes Glied der fest in einander greifenden Kette seiner Gedanken. Sicilien konnte nur so, wie er es umbildete, ihm einen festen Boden geben, von welchem aus er die Oberherrschaft über die Kirche erkämpfen und Italien und Deutschland seiner unumschränkten Alleinherrlichkeit unterwerfen konnte. Aber Siciliens neue Verfassung enthielt eine Reihe wesentlicher Punkte, welche mit dem System der Kirche, mit den letzten

Friedenspunkten unverträglich waren. Sobald der Papst freie Hände hatte, mußte er sich dawider erheben. Um seinem Widerstand dagegen allen Nachdruck zu nehmen, mußte ihm sein Rückhalt an den Lombarden entzogen werden. Mit den Lombarden sank die Macht des Papsts zur Bedeutungslosigkeit, und über den päpstlichen Stuhl und die Trümmer der lombardischen Freiheit hinüber mußte der Schwibbogen geschwungen werden, dessen eines Ende auf Sicilien, das andere auf Deutschland ruhen, und auf welchem der unbeschränkte Kaiserthron aufgestellt werden sollte.

Die Hülfe der deutschen Fürsten bedurfte er zur Bezwingung der Lombarden, er bedurfte dazu den Beistand der Fürsten und Herren Italiens. Der deutsche und der italienische hohe Adel sollte darum durch große Bewilligungen, durch Zerstörung der Unabhängigkeit der den Aristokraten so verhaßten Städte, zum unbedingten Dienste der Krone gewonnen werden. War die Macht der Kirche und der Städtefreiheit durch sie gebrochen, so sollte das Loos der sicilischen Großen auch das der italienischen und deutschen Aristokratie werden.

Die irren, welche glauben, Deutschland habe Friedrichs Entwürfen ganz ferne gelegen, und er habe den deutschen Großen die Bewilligungen, die er ihnen machte, so eingeräumt, als hätte er sie ihnen für alle Zeiten lassen wollen. Ihm gefiel die Kaiserhoheit der römischen Imperatoren noch mehr als der Kaiserstaat Karls des Großen, und ganz besonders gefiel ihm die Lehre des Korans von der Stellung der Unterthanen zu den Herrschern. Friedrichs Eigenart konnte sich nie damit begnügen, von den deutschen Großen sich Kaiser oder Herr bloß nennen zu lassen; er mußte darauf arbeiten, daß er ihr Kaiser und Herr wurde, und jeder Große sein gehorsamer Dienstmann. Die großen, unübersteiglichen Schwierigkeiten erschienen seinem Geiste nicht als solche, je kühner und höher dieser zu fliegen gewohnt war, und je schneller und leichter ihm so eben erst die Umbildung seines Erbreichs, — so schien es wenigstens — gelungen war.

Jede seiner öffentlichen Handlungen, die von jetzt an eine auf die andere sich folgten, findet ihre natürliche Erklärung, sobald man sie auf diesen Plan des Kaisers als ihren Mittelpunkt bezieht.

Zuerst wurde von ihm der vor sechs Jahren mißlungene Kunstgriff noch einmal versucht. Auf den 1. November 1231 schrieb er einen großen Reichstag nach Ravenna aus. Dem Papst wurde der Zweck

desselben im friedlichsten Lichte gezeigt, und er konnte nicht umhin, auf Friedrichs Verlangen an die Lombarden zu schreiben, der Kaiser wolle sich mit seinem Sohn und andern deutschen Fürsten besprechen; er habe erklärt, daß er nichts gegen den Frieden mit dem lombardischen Bunde, nichts gegen die Kirche oder irgend Jemand unternehmen, sondern allein der von so vielen Zerwürfnissen zerrissenen Lombardei den nothwendigen Frieden zurückgeben wolle. Er ermahne sie darum, ihre Bevollmächtigten nach Ravenna, den Einladungen des Kaisers gemäß, zu senden, und den König Heinrich und die Deutschen, die zu dem Reichstag zögen, ungestört her- und zurückziehen zu lassen. Doch fügte der heilige Vater mit einigen Worten die Empfehlung der „Vorsicht" bei; die Lombarden wußten zwischen den Zeilen zu lesen und verstanden den Papst vollkommen.

Sie schrieben zurück, „es dürfte wohl nicht bloß König Heinrich mit einer Zahl Abgeordneter aus Deutschland herüber kommen, sondern auch, wie sonst, Kriegsvolk; dem Kaiser müsse man mißtrauen; und es sei besser, gar nichts mit ihm zu thun zu haben." — Das immer wachsame Mailand knüpfte den Lombardenbund noch enger, um die bedrohte Freiheit ihrer Städte zu schirmen. Zum Schein widersetzten sich auf dem Städtetag zu Bologna, auf welchem auch der Markgraf von Este, die Grafen von S. Bonifazio und der jüngere Ezelin erschienen, die päpstlichen Legaten den feindseligen Bewegungen; aber Mailands Ansicht drang durch. Der Städtebund beschloß, „alle Privatstreitigkeiten fallen zu lassen, die Alpenpässe gemeinsam zu besetzen und keinen Deutschen nach Italien herein zu lassen."

König Heinrich vermochte so wenig als das erste Mal durch das Etschthal zu kommen. Nur einigen Deutschen gelang es, verkleidet die Wachsamkeit der Lombarden zu täuschen und zum Kaiser zu gelangen; der König und sein Kriegsgefolge kehrten um. Der Kaiser ging dennoch nach Ravenna mit glänzendem Gefolge.

Noch versuchte er, die Feindseligkeit der welfischen Städte zu beschwören. Mit großer Pracht beging er das Weihnachtsfest. Oeffentliche Lustbarkeiten und Spiele stellte er an. Die Gibellinen erschienen an seinem Hoflager; aber die Welfen waren weder durch die Festspiele heranzulocken, noch durch die Ausschreiben des Kaisers, worin namentlich der Anzug eines deutschen Heeres über Trient für eine Erfindung erklärt wurde, eines Bessern zu belehren. Als er Alles fruchtlos sah,

sprach er im Januar 1232 die Acht über die Widerspenstigen aus, und schiffte sich im März nach Aquileja ein, um dort mit seinem Sohn und den Fürsten sich zu besprechen, eben sowohl über deutsche Verhältnisse als über kriegerische Maßregeln, um der Aechtung der Lombarden Nachdruck zu geben.

Widrige Winde verschlugen ihn nach Venedig. Er gewann diese mächtige Stadt durch große Handelsbegünstigungen in seinen Erblanden, durch Geschenke und seine Persönlichkeit. In Aquileja traf er den König Heinrich, seinen Sohn, den Herzog Friedrich von Oesterreich und eine große Zahl geistlicher Fürsten. Hier war es, wo der Kaiser, um die Gunst und Hülfe der geistlichen und weltlichen Fürsten zu gewinnen, jenen berüchtigten Beschluß ausgehen ließ oder eigentlich nur bestätigte, worin die Freiheit der deutschen Städtebürger der Aristokratie aufgeopfert ward.

Sechzehntes Hauptstück.

Fast zwölf Jahre waren verflossen, seit Friedrich seinen Sohn, König Heinrich, und die deutsche Erde nicht mehr gesehen hatte. Er hatte das Auge fort darauf gerichtet erhalten, nicht aber seine schaffende Hand.

Auf seine Anordnung hatte der Reichsverweser Engelbert, der Erzbischof von Köln, im Jahre 1222 dem elfjährigen Heinrich zu Aachen die deutsche Krone aufgesetzt, in seinem Namen die Geschäfte bis zu seiner Volljährigkeit geführt, und ihn auch dann noch mit seinem Rath unterstützt. Der König hatte volle Gewalt; doch so, daß der Kaiser oft unmittelbar eingriff und Urtheile und Beschlüsse seines Sohnes wieder aufhob. Deutschland war vor äußern Feinden sicher.

Nur im Norden entspann sich ein Kampf. Waldemar II., der Dänenkönig, der durch Kaiser Friedrichs II. Bestätigung im rechtlichen Besitz der eroberten slavischen Lande der Ostsee, Holsteins, Mecklenburgs und Lauenburgs, war, griff mit gewaltthätiger Hand immer weiter um sich. Als Graf Heinrich von Schwerin von einer Fahrt ins heilige Land zurück kam, fand er seine Lande in der Gewalt des Dänen, seine Gemahlin von demselben mißhandelt. Unmächtig, diese Hinterlist und

Gewaltthat offen zu rächen, ersetzte er den Mangel eines Kriegsheeres durch Kühnheit und List. In der Nacht des 6. Mai 1223 überfiel er mit wenigen Getreuen den König, der mit seinem Sohn arglos in seinem Zelte schlief, auf der Insel Lyöc unter Fünen, erreichte unbemerkt mit seinen Gefangenen durch einen Wald sein Fahrzeug wieder, gewann die deutsche Küste und führte sie, da keine seiner eigenen Burgen in seinem Besitz war, auf das feste Schloß Tannenberg im Lüneburgischen, dessen Graf sein Freund war. Die kühne That schüttelte alle Deutschen auf, alle Slaven, die der dänischen Herrschaft unterworfen waren. Der Papst schrie darüber, als über eine Frevelthat, durch die alle Könige und Fürsten verletzt seien. Der Kaiser aber sah darin eine Gelegenheit, die von dem Dänen abgerissenen Lande wieder an das Reich zurückzubringen; und in dem Vertrag, welcher Waldemarn im folgenden Jahre seine Freiheit wieder gab, und welchen der Großmeister des Deutschordens Hermann von Salza vermittelte, mußte der Dänenkönig 40,000 Mark Silbers als Lösegeld und eine Kreuzfahrt ins heilige Land versprechen, überdies auf alle Lande, die zum deutschen Reich gehört hatten, verzichten, und sein Königreich Dänemark vom Kaiser zu Lehen nehmen.

Der dänische Reichsverweser, Graf Albert von Orlamünde, Waldemars Schwestersohn, verwarf den Vertrag und wollte seinen König mit dem Schwert befreien. Der Graf von Schwerin verband sich nun mit dem Grafen Adolf von Schauenburg, dem Erzbischof Gerhard von Bremen und andern Herren, schlug 1225 bei Mölln die Dänen, und der gefangene Graf von Orlamünde mußte seinem Oheim Waldemar auf dem Schloß Tannenberg Gesellschaft leisten. Ganz Holstein fiel seinem angestammten Fürsten, dem Schauenburger, zu, und Waldemar mußte mit 45,000 Mark und der Abtretung aller überelbischen Lande, mit einziger Ausnahme der Insel Rügen, an das deutsche Reich seine und seines Sohnes Freiheit erkaufen.

In der Freiheit ließ er sich von dem Eide, womit er den Vertrag beschworen, als einem erzwungenen, durch den Papst Honorius entbinden, und fiel siegreich in die abgetretenen Lande ein, unterstützt von seinem Neffen, dem Welfen Otto von Lüneburg. Die Grafen von Holstein und Schwerin, unterstützt von dem Herzog Bernhard von Sachsen, dem Erzbischof von Bremen und der freien Stadt Lübeck, welche sich während dieser Wirren von dem Kaiser in Italien ihre

Reichsfreiheit wieder ausgewirkt hatte, stellten sich bei Bornhövte unweit Kiel den Dänen am 22. Juli 1227. Im Heere der Dänen standen die Dithmarschen, deren uralte Freiheit Kanut IV. gebrochen hatte. Die Verbündeten versprachen ihnen insgeheim ihre Freiheit, wenn sie in der Schlacht zu ihnen überträten. Die Dithmarschen gingen während des Kampfes zu ihren Befreiern über und entschieden dadurch die Schlacht. Von da an waren die Dithmarschen in ihren Wohnsitzen zwischen der Eider, der Elbe, dem Meer und den Sümpfen ein freies, unabhängiges Volk. Der Dänen Macht aber war von da an Deutschland nicht mehr furchtbar.

Auch der Welfe Herzog Otto von Lüneburg war bei Bornhövte gefangen worden, der Erbe des Pfalzgrafen Heinrich zu Rhein in allen welfischen Gütern und Lehen. Seine Braunschweiger schlugen die Angriffe, die während seiner Gefangenschaft auf ihre Stadt gemacht wurden, tapfer zurück; und als er sich gelöst hatte, kam jene Aufforderung des Papstes, als Gegenkönig gegen Friedrich aufzutreten, an ihn, welche er mit den Worten von sich wies: „Er möchte nicht enden wie sein Ohm, Otto IV."

Wie im Norden die deutschen Stände zur Selbsthülfe griffen, so ging es durch das ganze Reich. Gewaltthat und Fehde war allenthalben. Der treffliche Erzbischof Engelbert von Köln ward am 7. November 1225 auf offener Straße meuchlerisch ermordet. Er war der Gewaltthat und dem Raub des Adels kräftig entgegen getreten; der Adel sah darin einen Eingriff in sein Recht, und der edle Engelbert ward von seinem eigenen Verwandten, dem Grafen von Isenburg, als er zur Einweihung einer Kirche sich begeben wollte, überfallen und mit achtunddreißig Stichen durchbohrt. Des Erzbischofs Gefolge war vor der Mörderrotte geflohen: ein Knabe aus den Leibeigenen des Erschlagenen kroch aus dem Gebüsch, setzte sich zu dem Sterbenden und wachte die Nacht durch an seiner Leiche.

Des Mörders Burgen wurden gebrochen; er irrte, geächtet, zwölf Monde umher, ward ergriffen und aufs Rad geflochten.

Der Thüringer Landgraf, Heinrich Raspe, trieb die zarte Wittwe des in Apulien auf der Kreuzfahrt hingerafften Ludwig, seines Bruders, Elisabeth, die Tochter des Ungarnkönigs, aus ihrem Erbe ins Elend.

Die Harfen der ritterlichen Sänger auf der Wartburg waren ver-

klungen. Der Glanz vom Hofe des Landgrafen Hermann lebte nur noch in der Sage. Hier, in der Stadt Eisenach wie auf der Wartburg, wo ein wirres Gedränge um den Landgrafen gewesen war von Dichtern und Sängern, wo diese gewetteifert hatten, „die milde Gunst des Fürsten zu preisen," und er selbst ihre Kunst zu pflegen und fürstlich zu lohnen seine Lust hatte — hier sah man von all dem nichts mehr; die Feste waren verbannt und der freie fröhliche Geist der Lieder, die einst, wie die Walters von der Vogelweide, mit Manneszorn und Kraft sich hatten hören lassen gegen das Pfaffenwesen, gegen die Gleisnerei der gebenedeiten Gesichter und für das Christenthum der Werke, nicht der Worte. Hier herrschte jetzt trübe Schwärmerei am Hof, so lange Elisabeth als Wittwe regierte: die geistige Unfreiheit einer außer sich gekommenen Andachtsübung, äußerliches Bußwerk finsterster Art, die Abtödtung des Fleisches und das harte Bußgebot fühlloser Beichtiger vom Hofe. Statt der Dichter füllten Arme und Kranke, Krüppel und Bettler die Räume des Schlosses. Der Ernst in der Frömmigkeit Elisabeths, ihre Wohlthätigkeit an den Armen, und ihre Arbeitsamkeit und Einfachheit, die, obwohl sie die Gemahlin eines Fürsten war, von ihrer Hände Arbeit lebte, sind schöne rührende Züge; aber ihre Ueberspanntheit ließ sie weder ihren Kindern die rechte Mutter, noch ihrem Volk und Land zum Heile sein. Ihre Verdrängung von der Regierung war eine Gewaltthat, aber eine Nothwendigkeit.

Raspe's anderer Bruder lag in wüster Fehde mit dem Stuhl von Mainz, der Bischof von Straßburg mit dem Grafen von Pfürdt, der neue Kölner Erzbischof Konrad mit dem Herzog von Lüneburg, der Bischof Otto von Utrecht mit seinen Vasallen.

Hermann von Salza aber, welchem Friedrich die Reichsfürstenwürde und die Fahne mit dem schwarzen Adler verlieh, sandte mit des Kaisers und der Kirche Zustimmung, während er selbst zum Kreuzzug ins heilige Land sich rüstete, eine tapfere Schaar Deutschritter nach dem heidnischen Preußen, um die deutsche Herrschaft, die deutsche Sprache und die Bildung des Christenthums an die Küsten zu tragen, von welchen sechs Jahrhunderte später die Befreiung Deutschlands von fremder Herrschaft und Sprache ausgehen sollte.

Die deutschen Fürsten aber vergaßen über ihren wüsten Fehden doch nicht, was sie der Ehre des Reichs, dem Papst gegenüber, schuldig

waren: sie erhielten ihre Ehre rein von Untreue an ihrem Kaiser, die deutsche Kirche frei, den päpstlichen Umtrieben zum Trotz.

Doch wurden die deutschen Auen von Rom aus befleckt: „das Glaubensgericht" (die „Inquisition"), diese Ausgeburt der Hölle und des Papstthums, begann seine Blutgerüste und Scheiterhaufen jetzt auch auf deutscher Erde aufzuschlagen. „Die Ketzerei erhebe überall ihr Haupt," klagte der Papst. Daß auch unter den Deutschen Theile der heiligen Schrift in der Muttersprache verbreitet wurden, erschreckte ihn. Daß die Deutschen einzusehen anfingen, daß Rom nichts wolle, als das deutsche Geld, daß sie nicht thöricht genug mehr waren, solches im Ueberfluß nach Rom fließen zu lassen, erschien der Kirche als eine große Gefahr. An Konrad von Marburg, einem Dominikanermönch, fand der Papst ein Werkzeug, wie er's wollte.

Dieser Ketzermeister, seine Spürhunde und Henkersknechte drangen sich den Deutschen auf, so sehr in Deutschland die Bischöfe wie das Volk dagegen waren. Zwei von der Ketzerei bekehrte Dominikaner, Konrad von Tours und ein gewisser Johannes, der nur Ein Aug und Eine Hand hatte, zeichneten sich als die Blutdürstigsten aus, und begannen mit Feuer und Schwert gegen Deutsche zu wüthen, deren Ueberzeugungen und Gedanken mit der Kirchenlehre und der Kirchenverfassung ihnen nicht im Einklang schienen. Am Ober- und Niederrhein, in den sächsischen Landen zog Konrad auf und ab, und Schaaren von Dominikanermönchen folgten seiner Spur, wie Raben dem Leichengeruch. Jede Anklage ward angenommen, eine berüchtigte Hure machte die Hauptanklägerin, und wie ein Fallstrick kam über die Unglücklichen öfters an Einem Tage Anklage, Folter, Urtheil und Feuertod.

Von den Verurtheilten wurden in der Todesangst noch Angaben Anderer erpreßt, und an vielen Orten stieß man auf verbrannte menschliche Gebeine, zahlreiche Opfer der Wahrheit und ihres Gewissens, oder der Rache, des Hasses, des Neides, der Habsucht, durch die sie verleumdet waren.

Das war der Fluch der gewissenlosen Politik des Kaisers, daß er die Verfolgung der Gewissensfreiheit mit seinem kaiserlichen Namen unterstützen, in Deutschland selbst dem blinden Fanatismus, den er so sehr verachtete und verabscheute, seinen Arm leihen und, wie der dritte Innocenz, auf seine schöne geistreiche Stirn das Brandmal des Ketzerrichters brennen mußte. Diese grause Schuld hat sich schwer an ihm

und an seinem Hause gerächt; wie überall und immer jede Staatskunst, die ohne Gewissen ist, dem Gericht Gottes noch auf Erden zuletzt verfällt.

König Heinrich konnte nichts dagegen thun; er ließ die Ketzermeister brennen und wüthen, wie die Fürsten und Herren in Gewaltthaten und Fehden sich austoben. Sein Ansehen war gering. Ihm mangelte die geistige Bildung, die man von dem Sohne des zweiten Friedrich erwarten durfte. Falknerei und Jagd jeder Art war ihm das Liebste, was er trieb; Jäger, Falkner und Bereiter waren die Gesellschaft, unter der er aufwuchs. So blieb er roh und geistig unreif, so früh auch seine leibliche Reife sich einfand. Kaum vierzehn Jahre hinter sich, vermählte er sich mit Agnes von Oesterreich, des edeln Leopolds Tochter, im Jahre 1225. Auch diese wurde zwei Jahre darauf mit großer Feierlichkeit zur Königin der Deutschen gekrönt. Engelberts Ermordung war für den jungen König ein desto größerer Verlust, weil dieser sich zu dem Herzog Ludwig von Bayern, welchen der Kaiser an Jenes Statt zum ersten königlichen Rath verordnete, sich nicht stellen konnte. Sein Hof war prächtig, der Hofton aber kein königlicher. Eine Menge Sänger und Sängerinnen, Jongleurs und Possenreißer fand sich an demselben, und was die Jagden und Falkner nicht verschlangen, wurde an diese verschwendet.

Der Kaiser, der sich selbst rühmte, daß er aller Orten seine Gesandten und Beauftragten habe, und daß er Alles erfahre, was in der Welt vorgehe, war über Deutschland und seinen Sohn immer unterrichtet. Aber seine Ermahnungen, seine Warnungen hatten keine günstige Wirkung. Selbst alte treue Diener des Hohenstaufenhauses, selbst jener Anselm von Justingen und die Herren von der Tanne, halfen den jungen König verderben, um seine verschwenderische Freigebigkeit und seine Unreife zu mißbrauchen. Er hörte auf ihre Schmeicheleien und Einflüsterungen, nicht auf die strengen Worte seines Vaters, und fuhr fort, die Reichseinkünfte zu verschwenden, und diejenigen Fürsten und Herren, die mehr seinem Vater als ihm zugethan waren, seine Ungnade fühlen zu lassen.

Zu diesem Allem ward noch im September 1231 Herzog Ludwig von Bayern Abends, als er über die Brücke bei Kehlheim ging, meuchlings ermordet. Der Mörder war ein Blödsinniger, nach Andern der Gatte einer von dem Herzog entehrten Frau. Einige scheuten sich nicht,

den Kaiser zu beschuldigen, er habe sich des Dolchs eines Assasinen bedient, den „sein Verbündeter, der Alte vom Berge, ihm zur Verfügung gestellt habe," um seinen alten, immer treuen Freund aus dem Wege zu räumen. Ein anderer Verdacht warf die Schuld des Mords auf den jungen König Heinrich.

Dieser Fürst war allerdings von sträflichen Wünschen und Bestrebungen nicht frei; er fühlte sein Verhältniß zu seinem Vater als ein drückendes, und Schmeichler und böse Rathgeber reizten seinen Verdruß, indem sie ihm die väterliche Bevormundung als unwürdig und den Erwerb unabhängiger Herrschaft als leicht schilderten.

Heinrichs erster Zug ins Trienter Thal, wo er nicht nach Italien hinein und sein Vater vor den Waffen der Lombarden nicht zu ihm kommen konnte, entschied in seiner Seele den Glauben, daß es seinem Vater schwer sein würde, ein Heer nach Deutschland herein zu führen, so lange er in Italien mit seinen eigenen Unterthanen, mit dem Papst und den Lombarden in Spannung oder Kampf läge. Auch lag für den glühenden Ehrgeiz, der in ihm brannte, für das Verlangen, als ungebundner Herr seine Gelüste verwirklichen zu können, für den Ehr- und Ländergeiz seiner Umgebungen das Ziel nach menschlicher Rechnung in endlos weiter Ferne; er war zwanzig Jahre alt, sein Vater, von dem er die Herrschaft erben sollte, nur fünfzehn Jahre und wenige Monate älter. Er kam darauf, einen Abfall vom Kaiser und die Selbstherrschaft vorzubereiten.

Kindliches Gefühl konnte in ihm gegen diesen Gedanken nicht laut werden; liebeverwaist, wie er war, sah er in seinem Vater wenig mehr als einen Fremdling, der ihm im Wege war. Er suchte sich darum auf alle Weise zuerst beliebt zu machen, verschwendete die Reichsgelder, die Güter seines Hauses an solche, die sich an ihn hingen, und gab den ihm geneigten Fürsten und Herren, weltlichen und geistlichen, große Freiheiten. Von denen aber, welche er sich abgeneigt sah, nahm er ihre Söhne als Geißeln in seine Gewalt. So gab er auf dem Reichstage zu Worms am 1. Mai 1231, um den Adel zu gewinnen, einen Gesetzesentscheid, nach welchem weder ein Fürst noch sonst Jemand neue Anordnungen oder neue Rechte festsetzen sollte, ohne zuvor die Einwilligung der Edeln und Landschaft einzuholen; und um die geistlichen und weltlichen Fürsten zu gewinnen, wurden den Städten alle Zünfte, Bündnisse und Gesellschaften untersagt, und streng verboten, Pfahlbürger

oder Beisassen aus Leibeigenen oder hörigen Leuten der Fürsten, des Adels und der Dienstmannen der Kirche in die Städte aufzunehmen, und dadurch die Macht der Städte auf Kosten der Herren an Zahl und Kraft zu mehren. Ferner ward den Städten geboten an Fürsten, Edle und Kirchen die Güter und Lehen, welche sie in Besitz genommen, zurück zu geben, und ihre Gerichtsbarkeit über das Stadtgebiet nicht auszudehnen. Auch wurden „alle Räthe, Meister und Obrigkeiten, welche ohne Einwilligung des Bischofs in Städten schalten," für abgeschafft erklärt, und noch Manches zu Gunsten der großen Herren gegen die Städte festgesetzt. So glaubte er diese für sich zu gewinnen.

Die deutschen Städte waren durch die Zeitverhältnisse unter den bisherigen hohenstaufischen Kaisern an Wohlstand und Freiheit vorgeschritten, nicht bloß diejenigen Gemeinden, welche seit Jahrhunderten schon die „Stadtgerechtigkeit," d. h. gewisse festbestimmte Freiheiten und Rechte, eigene Verfassung und Verwaltung besaßen, sondern auch solche, welche in der hohenstaufischen Zeit erst als städtische Gemeinwesen entstanden; und deren war über ganz Deutschland hin eine sehr große Zahl. Je sturmbewegter die Zeit war, desto mehr trieb die Gefahr und die Sorge für die Sicherheit Freie und Unfreie dazu, in größere Gemeinwesen sich zusammen zu thun, in schon ummauerten Ortschaften Zuflucht zu suchen, oder vom Fürsten und vom Kaiser für sich Mauern und Stadtrecht zu gewinnen. Die meisten deutschen Städte haben ihren Ursprung erst aus der hohenstaufischen Zeit. Manches, was früher nur eine Burg oder eine Pfalz war, selbst noch unter den fränkischen Kaisern, wurde jetzt Stadt, entweder Landstadt, oder Reichsstadt, oder gar freie Reichsstadt.

Meist verwechselt man diese drei Unterschiede von Städten sehr. Es gab Landstädte, die mit großen Freiheiten begabt waren, obgleich sie unter Fürsten standen. Die Reichsstädte entstanden dadurch, daß sie mit ihrem Gebiete durch den Kaiser von der gräflichen Gerichtsbarkeit befreit und unter die Gerichtsbarkeit eines kaiserlichen Reichsvogts gestellt wurden. Errang eine solche Reichsstadt sich das Recht, ihre eigenen Obrigkeiten mit vollziehender und richterlicher Gewalt zu wählen, so wurde sie zur freien Stadt des Reichs.

Wie sehr in dieser Zeit die Reichsstädte zahlreich wurden, zeigt sich z. B. an dem Herzogthum Schwaben. Biberach, Buchhorn, Eßlingen, Giengen, Gmünd, Hall, Heilbronn, Ravensburg, Reutlingen,

Rottweil, Ulm, Wangen, Weil, Weinsberg, wurden von den Hohenstaufen zu Reichsstädten gemacht; vorübergehend waren es sogar Lauffen am Neckar und Welzheim.

Fürsten, Burgherren und Dienstmannen hatten schon durch die Kreuzzüge einen großen Ausfall an ihren Gutshörigen erlitten, weil selbst die lebend zurückgekehrten als freie Leute wiederkamen; denn wer den Kreuzzug mitmachte, der Leibeigene wie der bloß Hörige, war fortan für sich und seine Familie ein freier Mann. So wirkte sogar noch das leere Grab Christi befreiend auf die Welt in bürgerlicher Hinsicht, auf einen großen Theil der Mühseligen und Beladenen, die bisher als Hörige und Leibeigene unter dem Druck ihrer oft sehr harten Herren ihr saures Brod aßen.

Die Freiheit der Städtebürger erhielt für die umwohnenden Unfreien, für die Gutshörigen der Herren, immer mehr Verlockendes. Viele kauften sich in das Bürgerrecht der Städte ein, und erwarben sich dadurch den Schutz einer Reichsstadt, ohne mit Weib und Kind in der Stadt zu sitzen und zu wohnen, sondern sie blieben auf dem Lande wohnen, Edelleute und Dienstmannen in ihren festen Häusern draußen, Landleute auf ihrem Hof. Wirklich in die Stadt hinein zogen viele Freie und Edle, der Sicherheit wegen. Die Letztern gaben Führer ab für die ganze Bürgerwehr bei der Vertheidigung der Stadt. Denn die Macht der Städte ruhte einerseits auf dem Gewerbfleiß und Handel mit wohlgegliederter Zunfteinrichtung und auf den daraus fließenden Geldmitteln, andererseits auf der allgemeinen Wehrbarkeit der Bürger. Denn um diese Zeit war Jeder in einer Reichsstadt wehrbar, d. h. zum Waffentragen berechtigt und verpflichtet, mochte er zu den „Ehrbaren," den Edeln und Freien, oder zu den „Gemeinen," zu den „Geschlechtern" oder zu den Gewerbsleuten gehören. Die Letztern waren damals noch größeren Theils unfrei, aber bereits im Ringen nach der persönlichen Freiheit und nach der gleichen Theilnahme an allen bürgerlichen Rechten, namentlich an der Verwaltung.

Schon durch dieses Hereinziehen von Edelleuten und Dienstmannen, noch mehr aber durch die Erwerbung des städtischen Bürgerrechts mit Sitz außerhalb der Stadtmauern, des „Pfahlbürgerrechts," war eine merkliche Veränderung in den Verhältnissen des höheren Adels und der Reichsstädte vorgegangen. Es war dadurch ein Theil der Ritterschaft städtisch geworden, als wirkliche Bürger oder als Pfahlbürger, und

eben damit verpflichtet, im Kriegsfall auf Seiten ihrer Stadt zu stehen, aber auch berechtigt, des Schutzes der Stadt wider den eigenen Lehensherrn sich zu erfreuen. War so die Wehrkraft manches Edeln oder Dienstmanns den Fürsten entzogen, so war durch eben das, was sie verloren, die Macht der Städte verstärkt. Wie vollends es um sich griff, daß die Städte eigene Leute des Adels aus dem Landvolk zahlreich in das Bürgerrecht ihrer Gemeinden aufnahmen, und nach Jahr und Tag die Eigenthumsrechte des Leibherrn für erloschen erklärten, und diese Pfahlbürger unter dem mächtigen Schutz der Stadt, in der sie Bürger geworden waren, und der sie zahlten, ihren früheren Verbindlichkeiten gegen ihre ursprünglichen Herren, gegen den Grafen oder Fürsten wie gegen den einfachen Burgherrn, mit Erfolg sich entzogen: da wuchs der Haß des Adels draußen, den die meisten von Haus aus gegen die Städte hatten, bis zur Verbitterung. Die Aristokratie der Schlösser und Burgen war darin eins, rasch die bürgerliche Freiheit, welche dem Herrenthum in Italien so sehr Abbruch gethan hatte, auf deutschem Boden auszurotten, ehe sie noch tiefer einwurzle und weiter sich ausbreite; wenigstens so weit möglich, sie zu beschneiden und einzuengen.

Das Wachsthum der Städtemacht war begünstigt worden durch die schwankende, nicht folgerichtige Staatskunst der hohenstaufischen Kaiser von Friedrich I. an, die sie gegenüber der bürgerlichen Freiheit übten, und in ihrem Kampf für die unumschränkte Alleinherrschaft wie für die Weltherrschaft, je nach den Umständen, nach augenblicklichem Glück oder Unglück, wechselten. Ungewarnt und ungeschreckt durch das Unglück seines Großvaters, unbelehrt durch das Glück desselben von da an, als der Rothbart mit der bürgerlichen Freiheit sich befreundete und diese ihn trug und hob, zeigte gerade Kaiser Friedrich II. sich der bürgerlichen Freiheit gegenüber in einer mehr schwankenden und wechselnden Politik, als irgend einer seiner Vorfahren. Wie im modernen Staat bei Friedrich II. von Preußen, und noch mehr bei Napoleon I., die Theorie und die Praxis der persönlichen und bürgerlichen Freiheit gegenüber weit auseinander lagen, so war es auch mit den Ideen des Hohenstaufen Friedrichs II., die seiner Zeit weit voraus eilten, im Verhältniß zu der Art seines wirklichen Regierens. Die zwei Geister in seiner Brust, wovon der eine für freiheitliche Gedanken und Einrichtungen in Kirche und Staat, der andere für despotischen Absolutismus war, um die

Welt nach seinem Kopf, gerade nach seinen eigenen Ideen als Staatsbildner zu lenken und zu beglücken, verleiteten sein Lebenlang den zweiten Kaiser Friedrich beirrend und verwirrend in falsche, in unglückselige Verhältnisse.

Das Vorbild des Leidens und Thuns der lombardischen Städte einer solchen kaiserlichen Staatskunst gegenüber — sprach von selbst zu den deutschen Städten, was sie zu besorgen und was sie zu thun haben; vollends dazu zeigte ihnen das die erbitterte Stellung, welche jetzt Fürsten und Herren in Deutschland, mit Ausnahme weniger, welche nicht kurzsichtig waren, gegen die Städte rings einnahmen. Der Mainzer Erzbischof Siegfried Eppstein war voran im Grimm gegen den aufstrebenden freien Bürgerstand.

Die Städte Mainz, Bingen, Worms, Speyer, Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg traten zu einander in ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß. Sie schwuren zu einander durch einen feierlichen Eid diesseits der Alpen, wie jenseits der Alpen die lombardischen Städte.

Das ist die erste Eidgenossenschaft bürgerlicher Gemeinwesen auf deutschem Boden, zum Schutz ihrer Freiheit gegen das außerstädtische Herrenthum.

Gegen diese bedrohliche Neuerung stellte sich der Erzbischof Siegfried von Mainz an die Spitze der Fürsten, verklagte die Städte wegen dieses Bundes bei dem Reichsverweser, dem jungen König Heinrich, und forderte dessen Einschreiten wider die Verbündeten schon im Jahre 1226. Dieser hatte zwar am 27. November 1226 auf dem Fürstentag in Würzburg dieses Städtebündniß für nichtig und aufgelöst erklärt, jedoch ohne daß die Städte seiner Verordnung eine Folge gaben. Jetzt im Jahre 1231 wiederholte der junge König nicht nur den Würzburger Erlaß gegen das Städtebündniß, sondern gab auch jene Verordnung gegen die Pfahlbürger, gegen die Aufnahme von Gutshörigen in den Städten, und andere Maßregeln, durch welche die freiheitliche Entwicklung der Städte verkümmert werden sollte. Er wollte auf die Fürsten und den Adel sich stützen in seinem Plan, unabhängig von seinem Vater sich zu machen und der Verweise, der Ermahnungen desselben ledig zu werden, der öfters Maßregeln und Verordnungen des Sohnes widerrief. Die Leute in seiner Nähe erinnerten den Sohn, daß einst zugesichert war, daß eines der beiden Reiche, das sicilische oder das deutsche, bei Lebzeiten des Vaters der Sohn unabhängig verwalten solle.

Friedrich aber wachte. Zu Aquileja that er für die Fürsten, besonders für die geistlichen, um sie in der Treue gegen sich fest zu halten, noch mehr, als sein Sohn, der Reichsverweser, für sie gethan. Er überbot seinen Sohn an Zugeständnissen gegen sie. Er bestätigte den Wormser Reichstagsschluß und erhob dadurch denselben zum eigentlichen Reichsgesetz. In diesen von Ravenna und dem Friaul aus datirten Bestätigungsbriefen war das Schicksal der deutschen Städte ganz in die Hände der geistlichen Fürsten gelegt, wie er es auf dem Tag zu Ravenna mit den lombardischen gemacht hatte. Nachdem er so die Fürsten mit Gnaden überhäuft hatte, untersuchte er die Regierungsweise seines Sohnes. Seine ernsten Ermahnungen oder die Nothwendigkeit bewogen den jungen König, um Verzeihung zu bitten und zu schwören, in Allem seines Vaters Befehlen zu gehorchen. Die Herzoge von Sachsen, Kärnthen und Meran und sieben Prälaten, darunter der Bischof von Worms, mußten sich für den König verbürgen, und geloben, wenn er eidbrüchig würde, ihn zu verlassen und allein dem Kaiser anzuhangen. Wie Friedrich früher dadurch, daß er die Landesherrlichkeit den geistlichen Fürsten einräumte, diese gegen den Papst für sich gewonnen hatte, so erhielten die neuen Begünstigungen derselben, welche die Städtefreiheit im Herzen angriffen, sie fest auf der Seite des Kaisers, der mehr und gültiger geben konnte und gab, als der König.

Wenn diese Gesetze gegen die Städte durchgeführt wurden, so war die bürgerliche Freiheit nicht beschränkt und gehemmt, sondern ihr Hinsiechen und baldiges Absterben gewiß, in den Reichsstädten wie in den bischöflichen und weltlich-fürstlichen Städten. War die Wahl der Gemeindebeamten verloren, so war die Abhängigkeit da. Doch die höhere Macht wollte es anders, als die Herren.

Die Botschaft von einer Empörung in seinen italienischen Erblanden rief den Kaiser schnell dahin zurück.

Siebenzehntes Hauptstück.

Es waren in der Verfassung, welche Friedrich seinem Erbreich Sicilien gegeben hatte, treffliche Gedanken und Gesetze, geeignet, die Bevölkerung Siciliens umzubilden, diesen Mischmasch aus Griechen und Römern, Deutschen und Arabern, welche seit Jahrhunderten die Unterdrückten waren, und aus den herrschenden Normannen, die mit der Ungebundenheit und Wildheit des hohen Nordens die feineren Laster des Südens verbanden. Die Grundgedanken dieser Verfassung, welche dem Kanzler Pietro von Vigne und dem berühmten Rechtsgelehrten Roffredo von Benevent angehören, so wie die Ausarbeitung des Ganzen, zeigen Pietro als einen der erleuchtetsten Staatsmänner des ganzen Mittelalters. Es sind Gedanken darin, wie sie sich sonst weder in einer Staatsschrift noch in einem Staate des Mittelalters vorfinden, und an der Verwirklichung mancher derselben arbeitet der Geist der neuen Zeit zu unsern Tagen noch unter großen Mühen und Hindernissen in den meisten Staaten des europäischen Festlandes, besonders auch in Deutschland.

Es mag dem geistvollen Pietro nicht leicht geworden sein, seine Anschauungen von zeitgemäßer Nationalentwicklung mit Friedrichs angeborner Lust zur unbeschränkten Alleinherrschaft, seine, Pietro's, Plane und Wünsche für sein südliches Vaterland mit dem, was die Weltreichs-Gedanken seines Kaisers an Mitteln von seinem Erbreich forderten, nur einigermaßen in Einklang zu bringen, als er das Gesetzbuch und die Verfassung ausarbeitete. Vielleicht hat es auch darum so lange Zeit gekostet, bis diese Verfassung endgültig festgestellt und der Bevölkerung des sicilischen Erbreiches als ein Ganzes oktroyirt wurde.

Wenn man, was man jedoch ohne klare Belege nicht darf, die ursprünglichen Gedanken Friedrichs nach dem bemessen wollte, wie er später die Verfassung handhabte: so könnte man auf den Verdacht kommen, er habe zunächst bei der neuen Verfassung seines Königreiches die finanzielle Seite im Auge gehabt, die Hebung der Steuerkraft des Volkes, die Besteurung Aller, auch der Geistlichen und der Barone, und dadurch die Erwerbung der großen Geldmittel für seine über Europa hingehenden Herrscherentwürfe; und es ließe sich denken, daß Pietro von dieser Seite seine ausgearbeitete Verfassung seinem kaiserlichen Freunde

empfehlenswerth dargestellt und seinen Beifall dafür erlangt, daß nur so Pietro den Kaiser, der so gern selbstherrlich war, für seine demokratischen Ideen gewonnen habe.

Wie Gregor VII., der Handwerkersohn, auf dem päpstlichen Throne, so blieb Pietro, wahrscheinlich der Sohn eines armen Weingärtners, als erster Minister und Freund seines kaiserlichen Herrn, dem Volke, seinem Ursprung, treu, und suchte vor Allem die Vorrechte zu brechen, der Entfaltung aller im Volke liegenden Kräfte Sonnenschein und Raum zu geben, und auf der Grundlage eines geistig und leiblich befreiten Bürgerthums das Völkerleben umzubilden. Die Gleichheit vor dem Gesetz; das Parlament, die regelmäßig im Frühjahr und im Herbst zusammentretende Landesvertretung, zu Bewilligung der Steuern nicht bloß, sondern auch zur Berathung des Landeswohls, und dazu, mit der königlichen Regierung die Gesetze zu beschließen; die Berechtigung des Bürgerstandes, mit der Geistlichkeit und mit dem Adel des Landes im Parlament zu sitzen, als eines Theiles der Staatseinwohner, der am Leben und an der Kraft des Staatswesens nicht weniger Antheil habe, als jene; die Förderung des Bürgerstandes, als des vorzüglichen Trägers der neuen staatlichen Entwicklung, und darum die Vermehrung der unmittelbaren, von der Grafen-Gerichtsbarkeit befreiten Städte, die Freiheit des bürgerlichen Gewerbes, und endlich der Freihandel — das sind Gedanken, welche Niemand als ursprüngliche Gedanken eines Hohenstaufen anerkennen wird, auch Friedrichs II. nicht; Niemand, der erstens die hohenstaufische Natur, und zweitens das im Auge behält, wie Friedrich II. die von seinem Kanzler Pietro ausgearbeitete Verfassung nachher thatsächlich einhielt.

Das sind Gedanken Pietro's, weit hinaus über die nächsten Jahrhunderte vorleuchtende Ideen eines Genius, von welchem, als er ihn nicht mehr für sich hatte, Kaiser Friedrich jammernd rief, „er sei mehr als die Hälfte seiner Seele gewesen."

Diese Gedanken hat Kaiser Friedrich seinem älteren und ihm an schöpferischer Geisteskraft überlegenen Kanzler Pietro nicht vorgedacht, sondern sie ihm nur nachgedacht. Der „Vordenker und Wachrufer dieser großen und wohlthätigen Kulturideen" war nicht der Kaiser selbst, sondern Pietro, welcher allein den doppelten Zeug dazu hatte, erstens die gründlichen Kenntnisse in Geschichte, Recht und Gesetzgebung aller Zeiten, zweitens die bürgerliche Gesinnung von Haus aus, die bürgerliche Natur.

Für diese Ideen hat gewiß Pietro seinen kaiserlichen Freund nur gewonnen.

Eine Lebensgeschichte Pietro's aus den Quellen, welcher, wie Cavour in unsern Tagen, nicht bloß als Staatsmann, sondern als Patriot für sein Vaterland ausgezeichnet war, fehlt noch gänzlich, und die urkundliche Wahrheit, wenn sie einmal vor Augen liegt, dürfte in Pietro einen nationalen Staatsmann Italiens zeigen, groß an Gedanken, vor dem ein Cavour als kleine Spätgeburt erschiene; Pietro, dem selbst sein Kaiser seinen Adelstitel nicht von einem Schloß, sondern, wahrscheinlich im bürgerlichen Sinn und Humor des Adelsgegners Pietro selbst, „von den Weinbergen" (de Vineis) schöpfte. Sein Geburtsort hieß Vigne.

Dagegen gehören gewiß dem Kaiser eben so wie seinem Kanzler die für die Umbildung des Staats- und Völkerlebens bedeutenden Gedanken an: der ewige Landfriede für Alle und Jeden, die Abschaffung des Fehderechts und die Verantwortlichkeit jeder Gemeinde für Raub und Schaden auf ihrem Gebiet; die Abfassung des geltenden Rechtes in Schrift und in allgemein verständlicher Sprache, die Aufstellung einfacher und klarer Grundsätze für das Gerichtsverfahren, und die Ausschließung des gerichtlichen Zweikampfs und anderer Gottesurtheile, überhaupt jedes andern Beweises in Rechtssachen, und alleinige Geltung des Beweises für den Verstand; die Pflicht der Duldung für die verschiedenen von einem und demselben Reichsband umschlossenen Religionen und Völker, welche durch ein Staatsgesetz geboten wurde — ein großer Fortschritt in der Zeit, wobei davon ganz abzusehen ist, was der Beweggrund war, Aufklärung aus höherer Geistesbildung, die keinem Glauben Zwang anthun lassen will, oder jene Aufklärung, der es ganz einerlei ist, was einer glaubt, weil in ihren Augen auf Kirche und Glauben überhaupt nichts ankommt, und weil für sie die Religionen bloße geschichtliche Thatsachen und ein politisches Mittel sind. Dieses Duldungsgesetz fand sich damals nirgends sonst in der christlichen Welt; nur unter Saladin im Morgenland war die Duldung in ähnlicher Weise gehandhabt worden; aber dieser große, menschlichste Fürst seines Zeitalters hatte diese Duldung nur als Praxis, er gab ihr nicht eine für Alle bindende Gesetzeskraft, und er dehnte sie nicht so weit aus, wie Friedrich II., welcher ohne Unterschied und Rücksicht auf das religiöse Bekenntniß jede geistige Begabung auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst nicht bloß für berechtigt zur Anstellung an seinen Hochschulen und

zur Aufnahme in seine Akademie zu Palermo, sondern auch für hoffähig erklärte.

Auch das Gesetz, wonach die geistige Gewalt in weltlichen Dingen sich der weltlichen Gewalt unterzuordnen hatte, und die Güter der Geistlichkeit, die alle bisher steuerfrei gewesen waren, besteuerte, gehört gewiß der eigenen Anschauung Friedrichs II. an. Ebenso mag diejenige Verfassungsbestimmung, welche Alle ohne Unterschied für gleich vor dem Gesetz erklärte, Friedrichs Zustimmung leicht darum erlangt haben, weil sie recht dazu angethan war, den Hoch- und Uebermuth der Herren aus normännischem Blut zu demüthigen, und ihnen das Handwerk, wodurch die Steuerkraft der Unterthanen so sehr litt, Fehdelust, Brand und Raub, für immer zu legen. Diese Verfassungsbestimmung mußte in Friedrichs Augen schon darum gefallen, weil Pietro, der den Bürgerstand heben und den Adelsstolz, so wie die von ihm ausgehenden Mißbräuche, wegräumen wollte, unmittelbar damit die andere Bestimmung von einem „starken Königthum" verband, dessen Macht so über Alle gestellt wurde, daß die Unmacht der Krone, wie sie unter den früheren Normannenkönigen, wie sie noch zur Zeit von Constantia's Wittwenstand und Friedrichs Minderjährigkeit gewesen war, gesetzlich beseitigt, die Zersplitterung der öffentlichen Gewalt und das Dareinregieren der „kleinen Könige" im Lande, der Feudalherren, abgethan wurde.

Pietro, der diese Verfassung und dieses Gesetzbuch größtentheils ausgearbeitet hatte, war scharfsichtig genug, einzusehen, daß diese neuen Staatsgrundsätze nicht rasch, geschweige auf einmal durchgeführt werden konnten, daß namentlich die verschiedenen Volks-Arten und Schichten erst langsam dafür heranerzogen werden mußten. So sehr Verfassung und Gesetzbuch darauf angelegt waren, die Entwicklung des Bürger- und Bauernstandes zur Grundlage einer neuen besseren Zeit für das Volk zu machen und dessen Wohlstand anzubahnen und zu fördern: so waren eben doch, zwar nicht Friedrichs sarazenische Unterthanen, aber seine christlichen in Sicilien und Neapel in der Aufklärung noch weit zurück; die Macht der Priester und der Aberglaube, auf dem sie ruhte, war noch zu groß; die Unwissenheit, in der das Volk absichtlich Jahrhunderte lang gehalten worden war und die lange Gewohnheit, durch welche den Meisten im Volke selbst das, was seine Entwicklung bisher hinderte, ehrwürdig geworden war, mußten dem Auge Pietro's als um so bedenklichere Mächte erscheinen, je mehr die Geistlichkeit und die

Feudalherren, weil sie das neue Gesetz hart traf, sich demselben nicht fügen wollten, und das Volk, weil dieses die zukünftigen Vortheile desselben für sich noch nicht zu verstehen vermochte, um so leichter täuschen, irre leiten und gegen dasselbe aufreizen, beziehungsweise fanatisiren konnten.

Darum wollte Pietro das Neue nur mit Mäßigung, mit thunlicher Rücksicht auf das Hergebrachte, auf Vorstellungen, Verhältnisse und Einrichtungen in dem Königreich einführen, zumal mit Schonung der Volksanschauungen. Diese Klugheit aber war dem Kaiser nicht genehm; sie schob hinaus, was ihm die Hauptsache bei seiner neuen Gesetzgebung war und was er rasch, blitzschnell, gleich jetzt haben wollte, Gelder, und zwar Gelder, die zugleich überallher fließen sollten. Er glühte nach der freien Verfügung über diese Mittel, durch die er hoffte und trachtete, allein Herr in der Welt zu werden, dem Papste die Mitherrschaft zu entreißen und diesen auf die Stellung eines rein kirchlichen Oberhaupts hinabzudrücken, die demokratischen Verfassungen in den italienischen Republiken umzustürzen und in aristokratische umzuwandeln, sogar im Glücksfall die ihm verhaßten Republiken ganz aufzuheben, dann über den Alpen drüben die alte Verfassung des deutschen Reiches zu ändern, und, wie in Sicilien die Macht des normannischen Großadels, so auf deutschem Boden die deutschen Fürsten und Herren zu beschränken, sie in ein ganz abhängiges Verhältniß zur Krone zu bringen und ein neuzeitiges Kaiserthum aufzurichten, eine Monarchie, wie er sie in seinen Gedanken trug — ein Erbreich mit einer von ihm verliehenen Verfassung und Gesetzgebung, worin ihm die unbeschränkte Vollgewalt neben der Landes- und Reichsvertretung bliebe, und worin viel Schein der Freiheit neben wirklicher bürgerlicher Freiheit, aber von letzterer nicht mehr zur Geltung käme, als wobei ihm Wille und Hand ganz ungebunden bliebe, mit den Geldmitteln und Streitkräften des Reichs seine Herrschergedanken ins Werk zu setzen, aber auch seine Civilisationsplane und die höhere Ausbildung der Völker, die er auf die volle Entwicklung des Bürgerthums gründen wollte.

Selbst bei der klugen Mäßigung, womit Pietro bisher Verfassung und Gesetzbuch zur Anwendung brachte, mißfielen beide, wie der Geistlichkeit und den weltlichen Großen, so auch dem Volke im sicilischen Reich. Wie anders kam das aber erst, als der Kaiser, unzufrieden mit dem, was bisher geschehen war, ein hartes, rasches Durchgreifen

befahl. Ganze Kollegien setzte er auf einmal ab, weil er mit ihrer Finanzverwaltung unzufrieden war. Weil ihm sein Kanzler und Ministerpräsident Pietro nicht strenge genug in seiner Finanzaufsicht gewesen war, und überhaupt in der Durchführung der Verfassung und des Gesetzbuchs, beauftragte er mit der raschen, rücksichtslosen Durchführung beider im ganzen Königreich den Großrichter Richard von Montenegro. Er wollte nichts mehr wissen von Vorbereitungen und Uebergängen. Selbst die Freibriefe derer, die solche von früher hatten, wurden jetzt nicht mehr beachtet, für erloschen erklärt und das neue Gesetz auch bei ihnen in Anwendung gebracht. Dadurch wurden diese tief verletzt; eben so tief der Handelsstand. Gewerbfleiß und Handel fühlten sich durch die neuen Zölle und Abgaben, das Volk durch die der Krone neugeschöpften Einkommensquellen, die königlichen Monopole, gedrückt. Um die Geldmittel zu seinen politischen Entwürfen in die Hände zu bekommen, drang Friedrich nicht bloß auf die strengste Ausübung seiner Finanzgesetze, sondern er ging sogar darüber hinaus. Ueber diese Strenge und Schwere der jetzt allgemein in Anwendung gebrachten Zoll- und Steuergesetze entstand Murren unter dem unmittelbar davon berührten Volke, und die mißvergnügten Barone und Geistlichen bemächtigten sich dieser Volksstimmung.

Reinald von Urslingen hatte während Friedrichs Kreuzfahrt seine Statthalterschaft nicht zur Zufriedenheit seines Herrn geführt. Schon der eigenmächtige Einbruch in das Herzogthum Spoleto hatte ihm des Kaisers Ungnade zugezogen, seine übrige Verwaltung eine Untersuchung. Reinald ließ sich nun mit seinem frühern Feinde, dem Papst, und mit mißvergnügten Baronen ein. Der Kaiser aber ließ ihn wenige Monate vor seiner Reise nach Ravenna gefangen und seine Güter in Beschlag nehmen.

Auf dieses griff Berthold, Reinalds Bruder, nach des Kaisers Abreise zu den Waffen. Die mißvergnügten Barone schlossen sich an ihn an. In Apulien war die Festung Introduco der Mittelpunkt, in Sicilien das wichtige Messina, dessen Fabrikanten und Kaufleute sich unter Anführung des Martin Mellone wider die königlichen Beamten auflehnten. Catanea und andere Städte schlossen sich dieser Bewegung an. Da die Ursachen zum Mißvergnügen überall gleich vorhanden waren, drohte der Geist des Aufstands über das ganze Land sich zu verbreiten und um so furchtbarer zu werden, weil die gedemüthigten

Barone, die besteuerte Geistlichkeit und das gedrückte Volk die Hand sich boten. Des Kaisers plötzliche Rückkehr kam dem allgemeinen Ausbruch zuvor.

In wenigen Monaten war der Aufstand unterdrückt. Die Mißvergnügten, die ergriffen wurden, erlitten die härtesten Strafen, und zu gleicher Zeit, als in Deutschland die Scheiterhaufen wider die Ketzer flammten, loderten sie zahlreich durch Sicilien und Neapel wider die Theilnehmer des Aufstands. Die sarazenischen Garden, diese treffliche Militärkolonie Friedrichs, bewährten sich ihm auch hier wieder auf das Beste. Introduco aber widerstand bis in den Juli 1233; da erst übergab Berthold die Veste auf Vertrag, und er und Reinald schifften sich nach Deutschland ein.

Friedrich that Einiges, um die Stimmung Siciliens zu versöhnen. Wenn er die Hauptbeschwerden, die Zölle und Monopole nicht hob, so suchte er den Werkstätten und Fabriken, dem Handel und Wohlstand es dadurch einzubringen, daß er ihnen durch seine Freundschaftsverbindungen mit den mahomedanischen Fürsten auf der Küste Afrikas und auf dem Libanon, mit den Sultanen Egyptens und Ikoniums große Handelsfreiheiten auswirkte. Mit Kamel stand er in ununterbrochener Freundschaft, und im Jahre 1232 überbrachte ihm eine Gesandtschaft desselben reiche Geschenke. Darunter war ein Zelt von wundersamer Arbeit, an die zwanzigtausend Mark werth, worin Sonne und Mond mittelst kunstreichen Druckwerkes auf- und untergingen, und genau die Stunden des Tages und der Nacht anzeigten. Dieser Gesandtschaft und einer andern, die zu gleicher Zeit der Alte vom Berge ihm sandte, gab der Kaiser ein Gastmahl, welchem auch viele deutsche Prälaten und edle Herren beiwohnten, zum großen Aerger rechtgläubiger Christen.

Dagegen war das Verhältniß, in welchem er zu dem heiligen Vater stand, so freundschaftlich es äußerlich schien, ein sehr gespanntes und kitzliches. Die weltliche Monarchie, wie sie Friedrich ansprach, und das Papstthum, wie es Gregor ansah, waren natürliche Feinde von einander, und die Politik Beider mußte immer wieder feindselige Reibungen hervorrufen.

Friedrich gab sich alle Mühe, mit dem Papst den Schein der Eintracht zu unterhalten, ja, er half ihm eine Empörung der Römer, die den Papst wieder vertrieben hatten, unterdrücken, und verfeindete sich so mit seinen alten Freunden, den Römern, nur damit der Papst nicht

öffentlich wider ihn auftreten und die Partei seiner Hauptfeinde, der Lombarden, verstärken könne. Der Papst war als Schiedsrichter zwischen dem Kaiser und den Lombarden immer auf Seiten der Letztern, ohne „den unendlichen Schaden und Schimpf," wie Friedrich sich ausdrückte, „den der Kaiser von den Städten erlitten hatte, zu berücksichtigen."

Der Kaiser verwarf den ersten Spruch, weil er ihm nicht die geringste Genugthuung gab, und erst als im Jahre 1234 Gregor aufs Neue aus Rom vertrieben war, und er ihm zum zweiten Mal ein Hülfsheer schickte, glaubte er einen ihm günstigeren Spruch zu erhalten. Die Lombarden aber zogen die Unterhandlungen in die Länge. Denn ihnen war es so wenig Ernst als dem Papst oder dem Kaiser selbst, an einer Aussöhnung zu arbeiten. Denn eine wahre Versöhnung der sich kreuzenden Interessen war in Güte nicht möglich, wenn nicht die Einen und die Andern nachgaben.

Der Kaiser wollte die alten Rechte des Reichs und seine Herrscherplane nicht aufgeben; die Lombarden ihre bürgerlichen Rechte, ihre Freiheit nicht. Der Kaiser vertraute der Militärmacht und den Hülfsquellen seiner Königreiche. Die Lombarden trotzten auf die Stärke ihres Bundes und ihre Reichthümer. Zwischen Beide stellte sich der Papst; er konnte die Lombarden nicht fallen lassen, ihr Fall zog den der Hierarchie nach sich, und Gregors ganzes geheimes Spiel ging dahin, die Spannung zwischen dem Lombardenbund und dem Kaiser zu nähren, um in dem Bund einen Rückhalt gegen diesen zu haben; eben so sehr aber auch dahin, den Ausbruch offner Feindseligkeit zwischen Beiden so lange aufzuhalten, bis der Lombardenbund noch mehr sich befestigt und verstärkt hätte, und bis er, der Papst, ohne Gefahr aus seiner Neutralität heraustreten, und mit den Waffen der Kirche den offenen Kampf der Lombarden wider den Kaiser unterstützen könnte.

Für jetzt ängstigten und banden ihn seine Händel mit den Römern, welche, wie die freien Städte ihre Bischöfe, so auch ihn, den obersten Bischof, um alle Hoheitsrechte in ihrer Stadt bringen wollten. Während der Kaiser, dessen Politik so verschmitzt war als die römische, zu Rieti den Papst persönlich besuchte, seinen sechsjährigen zweiten Sohn, Konrad, welchen ihm Jolanthe geboren, ihm hier vorstellte, und, was sehr wahrscheinlich ist, geheime Verabredungen über diesen seinen Sohn und seinen Erstgeborenen mit ihm pflog; während der Kaiser zwei

Monate lang für ihn die Römer bekämpfte — spann der heilige Vater an einem finstern Werk fort, dessen voreiliger Ausbruch in Deutschland das Täuschungsspiel aufdeckte, und ihn in eine äußerst mißliche Lage brachte.

Achtzehntes Hauptstück.

Die deutschen Fürsten, welche bei dem Kaiser im Friaul gewesen, kamen sehr zufrieden mit ihm in ihre Heimath zurück. Ihre Gewalt war gemehrt und befestigt. Längst gewohnt, in den ihnen verliehenen Lehen, wie auf eigenthümlichen Besitzungen als Herren zu walten, hatten sie nun die Erfahrung gemacht, wie der Kaiser sie wirklich als „Landesherren" anerkannte. Der Gedanke, daß der Kaiser, was er jetzt mit einem Federzug ihnen einräumte, einst als Sieger am Ziele seiner Entwürfe ihnen wieder nehmen werde, kam in ihnen nicht auf. Die Städte aber und die Gedankenfreiheit hatten in Deutschland nun einen schweren Kampf durchzukämpfen.

Der Ketzermeister Konrad von Marburg fuhr fort zu martern und zu morden. Jedes Geschlecht lieferte ihm seine Opfer. Zuerst mordete er nur geringe Landleute, dann Städtebürger, Mönche und Nonnen; zuletzt kecker, griff er nach Edeln, Grafen und Fürsten. Drei Jahre schon hatte das Glaubensgericht den deutschen Boden entweiht, als er den Grafen von Sayn, den Grafen von Henneberg, den von Solms, die Gräfin von Loos und Andere vor seinen Richterstuhl zog.

Jetzt griffen der Erzbischof von Mainz, dem vom Papste die Oberleitung der Ketzerverfolgung vertraut war, und die Erzbischöfe von Köln und Trier ein. Der Ketzermeister weigerte sich, auf sie zu hören und einen Unterschied zwischen Fürsten und Gemeinen zu machen. Eine große Versammlung der Fürsten, die König Heinrich nach Mainz berief, sprach die Angeklagten frei. Der Ketzermeister ging so weit, das Kreuz wider die Erzbischöfe und andere Fürsten zu predigen, und ging voll Grimms von der Versammlung hinweg nach Marburg.

Unterwegs aber ward der wüthende Bluthund todtgeschlagen, am 30. Juli 1233. Mit seinem Tode verschwanden die Scheiterhaufen des Glaubensgerichts in Deutschland.

Dagegen legte der Haß der Aristokratie, welcher sich des von diesem Wütherich aufgestachelten Glaubenseifers als Maske, der Volksbewegung als Werkzeug bediente, ein Jahr darauf einen edeln, herrlichen Volksstamm in ein großes Todtengrab.

Aufwärts an beiden Ufern der westlichen Weser wohnten auf einem kleinen Küstenstrich die Stedinger, ein Zweig des friesischen Stammes. Flüsse, Dämme und Gräben schützten sie; ihre Sitten waren einfach, einfach ihre Bedürfnisse, wie die der alten Deutschen, und da sie das Lehenwesen von ihren Marschen fern gehalten, bildeten sie als ein freies Landvolk einen kleinen Freistaat. Dieser war den Fürsten umher ein Dorn im Auge.

Ein Priester des Bisthums Bremen, verdrießlich über das geringe Beichtgeld einer Frau, steckte beim Abendmahl statt der Hostie ihr das Beichtgeld in den Mund. Die Klage ihres Mannes ward mit Schimpf abgewiesen, und er erschlug zur Rache, die das ganze Volk für gerecht erachtete, den Priester. Der Erzbischof von Bremen, längst nach dem Lande der Stedinger lüstern, sandte unter Führung seines Bruders, des Grafen von der Lippe, ein starkes Heer wider sie. Aber sie schlugen es, und der Graf selbst fiel. Der Erzbischof bannte das Land; alle Priester, wegen ihrer Sittenlosigkeit und ihrer Blutigelsnatur längst verhaßt, verließen es; und die Stedinger gesegneten ihnen ihren Abzug mit Hand und Wort.

Daß die Stedinger gar kein Bedürfniß nach Priestern fühlten, war gewiß ein starker Beweis für Ketzerei. Die entflohenen oder verjagten Pfaffen malten überall die frommen, starken Landleute als die gräulichsten Ketzer, sich als Märtyrer. Das Land der Stedinger, logen sie, sei voll Hexen und Teufelsbeschwörern, ein großer Frosch ihr Götze, dem sie den Hintern küssen, sie kreuzigen Christus und treiben mit Kaiser, Papst und Bischof ihr Gespötte. Der Erzbischof erwirkte vom Papste den allgemeinen Kirchenbann, und eben damit, nach dem neuen Reichsgesetz, die Reichsacht wider sie; und die Rotten der Bischöfe des Nordens und der weltlichen Herren, denen die Freiheit der Stedinger als ein gefährliches Beispiel für ihre Unterthanen erschien, zogen, mit dem Kreuze bezeichnet, gegen ihr Land.

Aber die freien Männer waren meist Sieger, selten Besiegte. Das trieb die Landesherren zu größeren Anstrengungen: mit jedem Sieg der Stedinger wuchs das Verführerische ihrer Freiheit in den Augen der

Unfreien. Die Osterstader, auf der rechten Seite der Weser, unterlagen, ihr Land ward geplündert und ausgebrannt; viele starben im Kampfe, die Gefangenen wurden mit Weib und Kind lebendig verbrannt. Ihre Brüder auf der linken Seite der Weser aber, die zugleich von Oldenburg her angegriffen wurden, siegten bei Himelskamp mit Hülfe des Welfen, Otto von Lüneburg, der wie sein Großvater, der Löwe, es als Fürst gerne sah, wenn die geistliche und die Adelsmacht an der Volksfreiheit sich zerstieß und den Bremer Erzbischof haßte. Der Graf Burkhard von Oldenburg selbst war unter den Erschlagenen.

Die durch ganz Deutschland verbreiteten Lügen von den Ketzergräueln der Stedinger und die Furcht, der Haß und die Habsucht der Landesherren zogen bald ein neues, schwereres Gewitter über sie. Der Welfe wurde durch des Papstes Drohungen von fernerem Beistand abgeschreckt. Am 28. Mai 1234 setzte ein Heer von 40,000 Kreuzfahrern über den Fluß Ochtmond. Der Herzog von Brabant, die Grafen von Holland, Geldern, Lippe, Cleve, der Graf Heinrich von Oldenburg, alle Bischöfe des untern Rheins waren dabei.

Für ihre uralten Freiheiten zu siegen oder zu sterben, erwarteten die Stedinger das Kreuzheer. Ihre Führer waren Boleke von Bardenflete, Thammo von Huntorpe, und Detmar von Diecke. Am 25. Juni, einem Sonntag, kam es zwischen Altenesch und Ochtum, unweit Bremen, zur Schlacht. Sie standen, elftausend freie Männer, wider vierzigtausend Herren und Knechte. Und die Freien siegten im ersten Angriff über die Massen der Knechte: mit Ungestüm wurden der Herzog von Brabant und der Graf von Holland zurückgeworfen, mit Ungestüm verfolgt. Aber den Verfolgenden fiel der Graf von Cleve, der von Oldenburg her anzog, in die Seite und den Rücken. Das wandte den Sieg in Niederlage. Fünftausend Stedinger deckten die Wahlstatt, wohl eben so viele ihrer bekreuzten Feinde. Manche stürzten sich in die Weser; der Rest des Heers rettete sich zu den freien Friesen, seinen Nachbarn.

Das Kreuzheer wüthete durch das wehrlose Land: viele Greise, Weiber und Kinder fochten noch vor ihren brennenden Hütten bis auf den Tod. So unterlagen auch die Stedinger des linken Weserufers, wie früher die des rechten, glorreich im Stehen und Fallen. Die Trümmer des altfreien reichsunmittelbaren Volks und Landes wurden unter ihre Sieger, die geistlichen und weltlichen Lehensherren, vertheilt.

Der große Grabhügel, welcher die Tausende der gefallenen Feinde und Freunde deckt, ist noch heute ein Denkmal für diesen Heldenkampf der Stedinger, aber auch dafür, daß Kaiser Friedrich II. aufgehört hatte, für das deutsche Volk zu sein, was ein Kaiser sein soll. Er hatte eine edle freie Völkerschaft, statt sie zu schützen, der Vergewaltigung der Fürsten preisgegeben.

Neunzehntes Hauptstück.

In ganz anderer Stimmung, als die Fürsten, schied König Heinrich von Aquileja und von seinem Vater. Vater und Sohn hatten sich zum ersten Mal mit Bewußtsein ihrer Stellung Auge in Auge gesehen, aber das Herz hatte nicht gesprochen. Es war eine Scheidewand zwischen ihnen, und diese war, als sie schieden, noch größer, als ehe sie sich sahen. Der Sohn hatte kein Herz für den Vater, der Vater keines für den Sohn: Friedrichs schöne Redensarten in seinen Briefen können nicht für das Gegentheil zeugen, Worte nicht, wo die Thaten so laut sprechen. Der Sohn zwang sich und der Vater; aber der Sohn war der Gedemüthigte, gedemüthigt vor den Augen seiner Fürsten, und was der Sohn vom Vater leichter getragen hätte, trug der König um so schwerer vom Kaiser. Friedrich aber, der in den Seelen der Menschen lesen konnte, beobachtete und maß von da an noch schärfer und mißtrauischer die Schritte und Kräfte des Sohnes.

Erbittert, und durch die wiederholte Wahrnahme, daß die Lombardei seinem Vater einen Heeresdurchzug immer schwer oder unmöglich machen werde, in seinen frühern Planen fest, arbeitete der König, von seiner Rückkehr an, seine Partei zu verstärken. Die großen weltlichen und geistlichen Fürsten waren für ihn verloren: von diesen konnte er nur auf den Bischof von Worms und seinen Schwager, Herzog Friedrich von Oesterreich, rechnen, und auf Graf Egino von Urach und Freiburg, den alten Feind des Kaisers, welchem der König in einem Streite mit dem Markgrafen Hermann von Baden große Vortheile in Landen und Freiheiten zusprach. Darum versuchte er jetzt, die Städte und den niedern Lehensadel zu gewinnen. Alle die, welche seines

Vaters Ungnade auf sich geladen, oder welche bei einer Aenderung zu gewinnen hofften, zog er an sich, und wenn selbst Heinrich von Neuffen auf seiner Seite war, so läßt dies auf Andere schließen. Mehreren Städten des Reichs gab er neue Freiheiten.

Unter den Fürsten aber war ihm der junge Bayernherzog Otto vor allen ein Dorn. Unter dem Vorwand, daß Otto wider sein Verbot einen Landtag gehalten habe, überzog er diesen treusten Anhänger des Kaisers mit Krieg. Die Ueberraschung zwang den Bayer, um Frieden zu erhalten, seinen Sohn als Geißel dem Könige zu überliefern. Da die Ketzerverfolgungen viele Fürsten auf den Reichstag zu Frankfurt zogen, benützte er auch diesen, um die treuen Anhänger des Kaisers seinen Unwillen fühlen zu lassen. Er setzte einen Beschluß durch, die Raubburgen zu brechen, und nahm diesen Beschluß zum Vorwand, die Schlösser kaiserlicher Hausvasallen, die ihm abhold waren, durch seinen Marschall Heinrich von Neuffen zerstören zu lassen. So wurden namentlich Langenburg und andere Schlösser der Grafen von Hohenlohe gebrochen. Wie er dadurch sich zu rächen und den übrigen Lehensadel durch die Furcht vor ähnlichem Schicksal auf seine Partei zu ziehen suchte, erstrebte er dasselbe auch durch Ertheilung heimgefallener Lehen, indem er die Ansprüche der ihm Abholden dabei überging, und sie geradezu seinen Freunden verlieh.

Das zog ihm vielfache Beschwerden der deutschen Stände und ernste scharfe Machtgebote seines Vaters zu. Dieser befahl augenblickliche Freigabe aller adeligen Söhne und vornehmen Bürger, welche er Fürsten, Herren und Städten, denen er nicht traute, als Geißeln abgenöthigt hatte, und den Wiederaufbau der hohenlohischen Schlösser auf königliche Kosten. Zugleich drang der Kaiser auf Entfernung seiner schlechten Rathgeber an seinem Hofe. Diese aber flüsterten ihm ein, der Kaiser wolle ihn stürzen, um das Königreich an seinen Halbbruder Konrad, seinen Liebling, zu bringen. Der König gehorchte den Befehlen seines Vaters nicht. Der Kaiser warnte und drohte, und als das Gerücht, vielleicht auch geheime Winke, welche der Papst durch die Lombarden nach Deutschland laufen ließ, über den Besuch des Kaisers und des Prinzen Konrad am römischen Hofe (Mai 1234) zu dem König kamen, war es seinen Rathgebern ein Leichtes, ihn zu überzeugen, der Kaiser habe den Papst zum Bannfluch gegen ihn, als einen Ungehor-

samen, zu bereden und die Anerkennung Konrads als Königs vom Papste zu erhalten gesucht.

Daß der Papst mit dem jungen König Heinrich in geheimem Verkehr gestanden hat, das bestätigen zwei unwidersprechliche Zeugnisse welfisch-päpstlicher Chronisten, neben einer großen Zahl gibellinischer. Den Sohn gegen den Vater aufzuwiegeln, war in der römischen Kirche ein geheimer Staatsgrundsatz; der fünfte Heinrich ist davon ein Beispiel, und im Jahre 1231 bemühte sich Gregor, die beiden Söhne Ezelins des Mönchs zu bereden, daß sie ihren Vater dem Ketzergericht und dem Feuertod ausliefern sollen. Und so ist es nicht unglaublich, daß er auch den Unmuth des Hohenstaufen Heinrich genährt, und ihn durch geheime Reizungen und Vorspiegelungen zum offnen Bruch mit dem Vater getrieben habe. Wo die Hauptfäden des dunkeln Gewebes angeknüpft wurden, ist allein bekannt; das Wann und Wie deckt bis jetzt ein Schleier.

Von der Mitte des Jahres 1234 an that Heinrich einen entschieden feindlichen Schritt auf den andern. Er trat in Unterhandlungen mit seines Vaters Todfeindin, der stolzen Mailand, und im Herbste versammelte er seine Partei zu Boppard am Rhein. Es waren einige Fürsten, namentlich die Bischöfe von Worms und Würzburg, die Mißvergnügten des untern Adels und Abgeordnete einiger Städte. Hier ward das Letzte noch zum bewaffneten Aufstand verabredet und die Unabhängigkeitserklärung beschlossen. Deutschland, Jahrhunderte lang das Herrschende, sollte nicht länger wie eine Provinz von Italien aus regiert werden.

Die Städte am Rhein und Neckar, der Adel in Schwaben und Franken wurden mit Gold, Gütern und Freiheiten, mit Versprechungen und Drohungen versucht. Nicht Wenige wurden gewonnen. Wie in Italien die Privatfeindseligkeiten den Entscheid für die welfische oder gibellinische Partei gaben, so entschieden sie auch hier in Schwaben und Franken den Adel für den König oder den Kaiser. Lag einer mit einem Gutkaiserlichen in Fehde, so trat er schon darum auf die königliche Seite, und wird uns der Graf Gottfried von Hohenlohe als ein besonders Getreuer des Kaisers genannt, so finden wir zugleich seine nächsten Nachbarn Walther von Lympurg und Ludwig von Schüpf, des Hohenlohers persönliche Feinde, auf der Seite des Königs. Denen, deren feste Anhänglichkeit an den Kaiser bekannt war, wie denen, welche

dem Könige zugesagt hatten, wurden Geißeln abgezwungen, und die wichtigsten festen Plätze mit den Getreuen der Partei besetzt. Da die Vorunterhandlungen im Reinen waren, wurden von Eßlingen aus im Anfang des Novembers Anselm von Justingen und der würzburgische Archidiacon Volker von Tannhawer als königliche Bevollmächtigte nach Mailand abgesandt, um den Bund abzuschließen. Am 17. December legten sie ihre Vollmachten den Rektoren des lombardischen Bundes vor, und am folgenden Tage schon ward von beiden Seiten das Schutz- und Trutzbündniß wider den Kaiser unterzeichnet. Die Lombarden erkannten darin Heinrich als ihren König an und versprachen, innerhalb der Lombardei für ihn wider seinen Vater zu kriegen: Heinrich erkannte den Lombardenbund an, und dessen Feinde als seine Feinde, versprach von den Städten keine neuen Abgaben und Geißeln und keinen Kriegsdienst außer der Lombardei zu fordern, und verzichtete also außer dem Königsnamen eigentlich auf alle Rechte, die dem Kaiserthum im Constanzer Frieden noch über die Lombardei geblieben waren.

Gleich nach dem Tage zu Boppard eilte des Kaisers Getreuer, Markgraf Hermann von Baden, zu diesem in sein Erbreich und unterrichtete ihn über die Einzelheiten der deutschen Zustände. Friedrich, der Alles hatte kommen sehen, verhielt sich den Winter über ruhig; die Zahl der Getreuen in Deutschland überwog ja weit die der Untreuen. Er schrieb an die deutschen Fürsten, wie sie ihn vordem so freundlich eingeladen haben, das Reich einzunehmen; da er selbst nicht immer habe in Deutschland bleiben können, habe er ihnen seinen Sohn als Zeichen seiner Liebe gelassen, in der Hoffnung, er werde ein heilsames Band zwischen Deutschland und ihm sein, und inmitten des deutschen Volkes zu einem tüchtigen Herrscher sich bilden. Nun aber habe Heinrich seine Hoffnung getäuscht und trotz dem, was er zu Aquileja nach erhaltener Verzeihung für das Frühere angelobt, sich durch unbesonnene, in Bann und Ungnade gefallene und schlechte Menschen zu noch Frevelhafterem verleiten lassen.

Der Papst, dem gewiß nichts unangenehmer sein konnte, als daß das lang im Verborgnen Gesponnene jetzt schon ans Licht gezogen wurde, sah sich in peinlicher Stellung zum Kaiser; denn noch waren die Römer auf allen Seiten gegen die Päpstlichen im Siege, und die kaiserlichen Kriegsvölker waren es fast allein, die er den Römern entgegenzustellen hatte. Der Kaiser that, als hätte er keine Ahnung von dem falschen

Spiele des Papstes. Er drang in denselben, daß er den Abscheu der Kirche gegen den Verrath des Sohnes öffentlich aussprechen, die Fürsten zur Treue gegen den Kaiser ermahnen und dem Erzbischofe von Trier befehlen sollte, über den Empörer, wenn er sich nicht auf der Stelle seinem Vater unterwerfe, den Bannfluch auszusprechen. Der heilige Vater, im eigenen Netz gefangen, schrieb, was der Kaiser wünschte, an die Deutschen, erklärte alle eidlichen Verbindungen mit dem Könige für nichtig, und bedrohte jeden mit dem Bann, der bei ihm verharre. Hätte er sich geweigert, er wäre wehrlos in der Gewalt des Kaisers gewesen.

Des Papstes und des Kaisers Schreiben wirkten vernichtend auf Heinrichs Partei. Außer den Bischöfen von Worms und Würzburg verließen ihn alle Fürsten. Vergebens mühte er sich, die Stadt Worms, die für den Kaiser war, zu erobern und deh Markgrafen von Baden zu züchtigen. Er verzweifelte an seinem Unternehmen und schrieb dringend an den Bischof von Hildesheim, der viel beim Kaiser galt, eine Aussöhnung mit seinem Vater zu vermitteln. Seine einzige Hoffnung stand noch darauf, daß die Lombarden den Kaiser nicht würden nach Deutschland kommen lassen. Allerdings, wenn der junge König nach Italien selbst ging und sich an die Spitze der Lombarden stellte, waren Gefahr und Kampf andere, als bisher. Aber ehe dieser Gedanke in des Königs Seele kam, verbreitete sich die Gewißheit, daß der Kaiser von Unteritalien aufgebrochen, ja daß er der deutschen Grenze nahe sei.

Gleich nach Ostern 1235 eilte Friedrich über Rimini nach Aquileja. Kein Heer begleitete ihn; außer seinem Sohn Konrad, einigen Vertrauten und seiner glänzenden Leibwache war Niemand in seinem Gefolge. Ein einziges Fahrzeug führte sie nach Aquileja hinüber. Aber trug dieses Schiff kein Heer, so hatte der Kaiser doch bei sich, was ihm schnell ein Heer und Unterwerfung schaffen konnte — große Summen Geldes. Er eilte von Aquileja durch das treue Steyermark zu Otto nach Bayern, dessen Ergebenheit nie gewankt hatte. Zu Landshut verlobte er seinen Sohn Konrad mit Otto's sechsjähriger Tochter Elisabeth. Seine plötzliche Ankunft auf deutschem Boden, sein Geld, seine Klugheit, die jeden freundlich aufnahm, auch den, der in der Treue gewankt hatte, schnitten den Aufstand schnell an der Wurzel ab. Zu Regensburg schon sammelten sich gegen siebzig weltliche und geist-

liche Fürsten um ihn, welche Heinrich des Thrones unwürdig erklärten, und ein so großes Heer, daß er gleichzeitig zehn feste Schlösser seines Sohnes belagern konnte.

Von seinen Anhängern größtentheils verlassen, überrascht und betäubt, folgte Heinrich dem Rathe des Deutschmeisters Hermann von Salza, und ritt zur Unterwerfung seinem Vater nach Wimpfen entgegen. Friedrich versprach ihm Verzeihung, wenn er sich den Bestimmungen unterwärfe, die zu Worms festgestellt werden sollten. Am vierten Juli erschien der König vor der Reichsversammlung zu Worms, der treuen Kaiserstadt, welche keine Umtriebe, Drohungen und Zusagen Heinrichs, keine Belagerung und kein Sturm zum Abfall hatten verleiten können. Er mußte versprechen, alle seine festen Plätze zu übergeben, allen sträflichen Verbindungen zu entsagen, seine Schuld bekennen und die königliche Gewalt in des Kaisers Hände niederlegen. So ward er, nachdem er dem Kaiser zu Füßen gefallen, zu Gnaden angenommen, aber diese Gnade gab ihm nur die Freiheit, und nicht, wie er gehofft, und wozu ihm wohl auch der Großmeister Hoffnung gemacht hatte, die königliche Gewalt zurück.

Jetzt erfaßte den Jüngling Verzweiflung. Ehe er Königsehre und Königskrone an seinen jüngern Halbbruder verlöre, wollte er das Aeußerste versuchen; und Leidenschaft, Angst und Betäubung ließen ihn zum Aeußersten greifen. Er widerrief seine Zusagen als erzwungene, verweigerte die Uebergabe der Reichsburg Trifels, wo der Reichsschatz und die Reichsinsignien lagen, und versuchte die Flucht nach Oesterreich oder nach der Lombardei. Ja man argwohnte Anschläge auf das Leben des Kaisers. Aber er ward gefangen genommen, in Fesseln gelegt und in die treue Hut seines Feindes, des Bayernherzogs, gegeben.

Zwanzigstes Hauptstück.

Während Friedrich seinen königlichen Sohn mit schweren Fesseln belud, schlang er um sich selbst die Rosenketten der Schönheit und Liebe. Denn in diesen selben Tagen zog unter unermeßlichem Jubel und Pracht-

aufwand die dritte Braut des Kaisers, Isabella von England, in Worms ein.

Zu derselben Zeit, als er auf die Unterdrückung des Aufstands seines Sohnes sann, beschäftigte er sich mit seiner dritten Brautschaft. Im November 1234 ging Pietro an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft nach England, um sich mit Augen zu überzeugen, ob die Schönheit und die Sitte der einundzwanzigjährigen Isabella, einer Schwester des englischen Königs Heinrichs III., dem großen Ruf entspräche, der darüber umlief. Sie fanden es so, und die Verlobung ward abgeschlossen.

Im April gingen der Erzbischof von Köln und der Herzog von Brabant mit kaiserlicher Begleitung hinüber, um die Braut abzuholen, fast in demselben Augenblick, in welchem der Kaiser in Rimini nach Deutschland sich einschiffte wider seinen aufgestandenen Sohn. Von Antwerpen aus, wo sie am 15. Mai 1235 anlangte, war der Zug der Braut ein ununterbrochener Triumphzug. Von dem Augenblick an, als sie das kaiserliche Gebiet betrat, geleiteten sie Schaaren edler Ritter als Ehrenwache bei Tag und Nacht. Aus allen Städten, durch welche sie kam, zogen die Geistlichen im Festornat in Prozession ihr entgegen und begleiteten sie mit Gesang und Glockengeläute. Jede Stadt eiferte, durch festlichen Empfang ihren Reichthum und ihre Kunst zu zeigen. Die Künstler und die Meister in der Musik vom ganzen Niederrhein zogen ihr vorauf.

Vor Köln kamen ihr 10,000 Bürger auf schönen Pferden, prachtvoll gekleidet, entgegen, und führten fröhliche Waffenspiele auf. Andere kamen auf Schiffen bunt und glänzend, welche auf trockenem Lande daher ruderten. Die Pferde, welche sie zogen, waren durch Purpurdecken versteckt. Darinnen saßen Geistliche und ließen Orgelspiel und anmuthige Gesänge erschallen. Alle Straßen der mächtigen Köln waren mit festlicher Pracht ausgeschmückt. Als Isabelle hörte, daß die Damen auf den Söllern und Balkonen gern ihr Angesicht sehen möchten, nahm sie ihren Hut mit dem Schleier ab, und diese Freundlichkeit entzückte alles Volk eben so sehr als ihre wundervolle Schönheit. Sie stieg im erzbischöflichen Palast ab. Chöre von Mädchen sangen und schlugen die Pauken die Nacht durch, und sie selbst mischte sich herablassend in ihre Reihen.

Sechs Wochen weilte sie in Köln, weil der Kaiser mit dem Aufstand zu thun hatte. Erst als der Sohn in Banden war, ließ er die

Braut mit allem erdenklichem Jubel und Prunk von Köln nach Worms holen. Auch der Kaiser gestand, daß ihre Schönheit und ihr Geist ihren Ruhm übertreffen. Am zwanzigsten Juni feierte er seine Vermählung mit ihr. Vier Könige, elf Herzoge, dreißig Markgrafen und Grafen, eben so viele Erzbischöfe und Bischöfe und über zwölftausend Edle verherrlichten das Hochzeitfest. Die deutsche Ritterschaft ließ dem kaiserlichen Paare eine künstlich gearbeitete Wiege, die aus Gold, Elfenbein, Muscheln und Perlen gefügt war, überreichen. Vier Tage dauerten die Feste; und die deutschen Fürsten, welche jetzt wetteiferten, ihre Ergebenheit an den Tag zu legen, waren so verschwenderisch freigebig gegen die Tänzer, Kunstreiter und Pantomimen, daß der Kaiser ihrer Freigebigkeit Schranken setzen zu müssen glaubte.

Des Kaisers poetischer Sinn knüpfte das Schicksal der irdischen Dinge an die Sterne. Wie der große Julius der Römer, wie Napoleon I. zahlte Friedrich seinen Tribut dem Aberglauben, dadurch, daß er an die Astrologie glaubte. Seine Sterndeuter befragte er um die glückliche Stunde, ehe er die schöne Jolanthe umarmte, und als er sie aus seinen Armen ließ, sagte er ihr: „Wache über dich, du hast einen Knaben empfangen.“ Dasselbe ließ er als gewiß seinem Schwager nach England sagen, als am Ende der Feste die Gesandten sich von ihm beurlaubten. Nachdem der größte Theil der englischen Begleiter und Begleiterinnen der Kaiserin zurückgesandt war, umgab er sie mit einem morgenländischen Hofstaat. Maurische Verschnittene waren ihre Bedienung und Ehrenwache.

Auf das Hochzeitfest, auf seine Lust und seinen Glanz folgte der Ernst eines allgemeinen Reichstags zu Mainz. Der Jubel und die Tänze des Hochzeitgelags hatten unmittelbar um die traurigen Wände gerauscht, hinter welchen der Sohn des Gefeierten, der römische König, gefangen lag. Die kaiserliche Braut, der die allgemeine Huldigung galt, war vor zehn Jahren dem Gefangenen bestimmt gewesen, und man sagte, sie hätte sich lieber Königin als Kaiserin nennen hören. Wohl war der König zu Worms schon entsetzt, aber erst der Ausspruch eines allgemeinen Fürstentags gab der Entsetzung feste Kraft. Alle Fürsten erklärten, Heinrich habe selbst auf die Krone verzichtet, sei derselben durch seine eigene Anerkennung seiner Schuld und nach dem Urtheil des Kaisers und der Stände, wie nach dem alten Volksrecht der Alemannen, verlustig und der ihm geleistete Eid aufgehoben.

Der unglückliche Fürst wurde auf das Heidelberger Schloß in Haft abgeführt, von da auf das Bergschloß Arlheim im Vorarlberg. Ihn begleiteten seine Gemahlin und seine beiden kleinen Kinder. Fern vom deutschen Boden, in Apulien, sollte der Ort seiner Verbannung und seiner Haft sein. Aus dem Vorarlberg führten ihn der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Bamberg unter starker Hut über das Gebirge. Aber nicht alle seine Freunde ließen den Unglücklichen so unstät im Stich, wie die, auf welche er in Deutschland gerechnet hatte. Als der Kaiser auf dem Reichstag zu Mainz bei den Fürsten die Königswahl seines Sohnes Konrad anregte, war diese jetzt nicht durchzusetzen; der Papst hatte für diesen voraussichtlichen Fall geheime Weisungen an die Fürsten ergehen lassen und sie von jeder neuen Wahl abgemahnt; und der Herzog Friedrich von Oesterreich und die Mailänder lauerten und streiften im Gebirge, um den König, ihren Verbündeten, während der Abführung nach Italien zu befreien. Aber es gelang ihnen nicht. Heinrich wurde zuerst auf das Schloß San Felice in Apulien, dann nach Neocastro in Calabrien und endlich nach Martorano gebracht.

Gegen die Anhänger Heinrichs beobachtete Friedrich in kluger Milde Vergessenheit des Geschehenen. Selbst der Bischof von Worms, der einzige Gestrafte, erfuhr keine andere Strafe, als daß der Kaiser die ihm verliehenen Gnadenbriefe zurücknahm, und den Bürgern von Worms die alte Freiheit Kaiser Rothbarts erneuerte. Auf dem Reichstag zu Mainz wurde auch das alte alemannische Gesetz erneuert, welches den Sohn, der gegen den Vater aufstände, mit Verbannung und Enterbung strafte, und griffe der Sohn noch überdies des Vaters Person an, so sollte er für immer ehr- und rechtlos bleiben. Das war der erste Artikel in dem neuen „Landfriedensgesetz," das im Wesentlichen nur früher schon zu Worms und im Friaul gegebene Beschlüsse wiederholte oder ergänzte.

Den wüsten Fehden, dem ritterlichen Raub, dem Münzbetrug und den Bedrückungen des Volks wurden darin Schranken gesetzt, dasselbe in deutscher Sprache auf Pergament geschrieben und verkündet, und von allen Anwesenden beschworen. Dann hob er den letzten Rest des Streites zwischen Waiblingern und Welfen, durch Lösung der Frage über die welfischen Stammgüter. Otto, der Enkel des Löwen, erhielt, mit dem Titel und der Gewalt eines Herzogthums, die Belehnung mit seinen

Erblanden, und entsagte dafür allen Ansprüchen auf das fortbestehende Herzogthum Sachsen. Waren in den Reichstagsschlüssen die Landesherren gar sehr begünstigt, so waren die Städtegemeinden über den Landfrieden, den Schutz ihres Handels, erfreut, besonders da der Kaiser den Worten die That folgen ließ. Ohne Rücksicht auf Stand und Würde, vollzog er die Landfriedensgesetze, und die rothen Flammen und rauchenden Trümmer mancher Raubschlösser waren warnende Zeichen für das Gelüste, dawider zu handeln. Die Arbeiten des Reichstags schloß ein großes Fest.

Der Kaiser erschien mit der deutschen Königskrone auf dem Haupte. Wohl rauschten die Saitenspiele der edeln Sänger in die glänzenden Kreise der Damen und Herren, wohl rangen sie um die Preise der Schönen mit Lied und Harfe, wie dort in den Schranken des Turniers die Ritter mit Schwert und Lanze; wohl jauchzten die Hunderttausende des Volkes um den kaiserlichen Thron: aber es war nicht das Fest, in dessen Mitte fünfzig Jahre früher auf derselben Stätte sein Großvater stand, der Held mit dem rothen Barte, um sich her den Kranz seiner Familie, die herrlichen ritterlichen Söhne. Es fehlte etwas, um es zu einem Fest des nationalen Geistes zu machen: der Rothbart wurzelte im deutschen Boden, er war mit dem Herzen deutsch, wenn er auch den Scheitel nach Italien hinüber hing; seinen Enkel machte die deutsche Königskrone und seines Vaters Blut nur zu einem halben Deutschen, sein Herz und seine Liebe und sein Leben waren jetzt dem Himmel und der Erde des Südens verwachsen.

Einundzwanzigstes Hauptstück.

Von den Festen hinweg, besuchte er die Wiege seines Hauses, den Hohenstaufen und die Städte Schwabens; und im November hielt er zu Augsburg einen neuen Reichstag. Hier brachte er das Letzte vollends zurück, was von den Gütern seines Hauses durch Philipp veräußert war, auch die Mitgift der Tochter desselben, Kunigunde, die an den Böhmenkönig, Wenzeslav, vermählt war; er gab diesem dafür 10,000 Mark. Das Herzogthum Schwaben aber zog er zum Reich, wie früher die salischen Kaiser Franken. Die Hausvasallen der Hohenstaufen hatten

längst die Rechte der Reichsvasallen, und jetzt erhob Friedrich auch die Landstädte in Schwaben und Elsaß zu Städten des Reichs. Dadurch und durch die freundschaftlichen Verhältnisse zu dem Bayernherzog Otto und dem Markgrafen Hermann von Baden befestigte er seine Macht im südlichen Deutschland.

Den Winter über hielt er seinen glänzenden Hof zu Hagenau; das Elsaß gefiel ihm vor allen seinen deutschen Erblanden. Hier war es, wo die Grafen des burgundischen und arelatischen Reiches vor ihm erschienen, ihre Huldigung zu erneuen, und er schlug den fünfzigjährigen Raimund Berengar von Provence zum Ritter: dieser hatte bisher die Ritterwürde nicht empfangen, weil der Glaube in seinem Haus herrschte, daß die Glieder desselben bald nach dem Ritterschlag stärben; seine Eidame, die Könige von Frankreich und England, aber hatten ihn zur Annahme desselben jetzt vermocht, weil sie es für einen Schimpf hielten, wenn ihr Schwäher im fünfzigsten Jahre noch nicht Ritter wäre.

Der Mai 1236 brachte dem gläubigen Deutschen das Fest einer neuen Heiligen.

Die schöne Elisabeth, die ihr Schwager von Thüringen ins Elend getrieben hatte, war am 19. November 1231 zu Marburg gestorben. Schwärmerisch schon als Kind, im vierten Jahre aus ihrem heimathlichen Ungarn hinweggerissen in Thüringens Wälder, zwei Jahre darauf, durch die Botschaft der grausamen Ermordung ihrer Mutter, im tiefsten Leben ihres feinen Nervensystems verwundet und zerrissen, hatte sie bei ihrer Vermählung geweint und geklagt, daß ihr nicht vergönnt sei, jungfräulich zu sterben. Sie lernte ihren Gemahl lieben; aber sie war seit ihrem fünfzehnten Jahre durch ihren Beichtiger, den fanatischen Ketzermeister Konrad, so gesteigert worden, daß sie über ihre Liebe zu ihrem edeln Gemahl, als eine sündhafte, sich Vorwürfe machte. Nach dem baldigen Tode desselben, hatte sich ihr frommer Wahn zu solcher Unnatur überspannt, daß sie ihre zarten, lallenden Kinder im Stich ließ, um nicht durch die Liebe zu ihnen ihrer Liebe zu Gott Eintrag zu thun.

Zu ihrem Beichtiger nach Marburg hatte sie sich begeben. Wie ein Lamm auf der Schlachtbank, unterwarf sie sich hier den fürchterlichen Büßungen und Prüfungen, die ihr dieser auferlegte. Sie hatte feierlich dem eigenen Willen und der ganzen Welt entsagt, sie diente den Aussätzigen in den Spitälern, ihr Antlitz strahlte im Gebet, und

der entmenschte Priester, ihr Beichtvater, fand Wollust für sich darin, ihr den schönen keuschen Leib mit der Geißel zu zerfleischen, um ihr Irdisches zu tödten. An innerem Verglühen und an diesen Mißhandlungen schwand ihre Kraft, und im vierundzwanzigsten Jahre ihres Alters schon unterlag ihre zarte Natur dem von ihr mit Entzücken erwarteten Tode. Ihr Beichtiger hatte Wunderheilungen von ihr nach Rom berichtet und im Jahre 1235 hatte sie der Papst heilig gesprochen.

Am ersten Mai sollte der Leichnam der neuen Heiligen erhoben werden. So viele Lichtfunken und Fackeln auch durchs deutsche Land glimmten und leuchteten, der alte Kirchenglaube war in Thüringen noch übermächtig; und wie Friedrich unter den Moslims den Gebräuchen des Islams sich bequemte, so war es die Art seines Geistes und seiner Politik, hier unter den christlichen Kirchengläubigen ihren kirchlichen Feierlichkeiten sich anzuschließen, und ihren Glauben zuzugeben. Denn noch stand es so, daß der Verdacht der Ketzerei von ihm tausend Deutsche wegschreckte, bis alle Glorie der Genialität und königlichen Tüchtigkeit ihm hundert Herzen gewann. Die deutsche Geistlichkeit war ausnehmend rührig, dem Aberglauben des Volks dieses neue Spielzeug zu besonderer Verehrung aufzustellen, je mehr in den letzten Zeiten die geistlichen Kassen an gewohntem Zufluß verloren hatten.

Ein Schwarm von Erzbischöfen und Bischöfen und ein ganzes geistliches Heer, an die zwölfmalhunderttausend Köpfe Volkes, Fürsten und Edle wohnten dem Schauspiel an. Der Kaiser hob den ersten Stein von dem Grabe der neuen Heiligen, und setzte eine goldene Krone aus seinem Schatz ihr auf das „heilige" Haupt. Nun begannen Priester ihre fromme Gaukelei. Eine Menge Wunder wurden den heiligen Gebeinen angedichtet und vorgespiegelt, und sie hielten es nicht unter ihrer Würde, durch gemeine Taschenspielerkünste von dem „heiligen" Leibe ein Oel ausfließen zu lassen, das die Brüder des Deutschhospitals mit kluglicher Auswahl denen austheilten, welche zu Ehren der heiligen Elisabeth Kirchen und Altäre erbauen würden. So ward die im Leben so demüthige, fromme Frau zu abgöttischer Verehrung erhoben.

Sie hatte, die stille Dulderin, keine Schuld daran, so wenig als jener göttliche Mensch, dem sie nachahmen wollte, daß man, statt seinem Beispiel und seiner Lehre nach zu leben, gedanken- und thatlos seine Person und sein Kreuz anbetete.

Wie demüthigend mußte es für Friedrich sein, eine Rolle bei dieser

Komödie zu spielen, bei diesem plumpen Pfaffenbetrug! Aber die Komödie ward im Hessenland gespielt, an der Grenze Thüringens; Hessen und Thüringen waren des Pfaffenglaubens voll; er wünschte und brauchte die tapfern Arme und Herzen ihrer Bewohner zur Heerfahrt wider die Lombarden; er durfte ihren Glauben und ihre Priester nicht beleidigen.

Denn den Lombardenzug hatte er auf allen seinen Reisen durch die deutschen Lande im Auge. Von Marburg ging er nach Koblenz, Fürsten, Städte und Edle dafür aufzubieten, von da zurück durch Elsaß und Schwaben, wo er zu Augsburg über Friedrich von Oesterreich die Reichsacht aussprach.

Friedrich, von seiner Zeit der Streitbare genannt, war durch und durch Kriegsmann. Als sein Vater Leopold zu San Germano starb, fielen Nachbarfürsten und die eigenen Vasallen des Landes über das Erbe des jungen Friedrich her. Aber der Held erwehrte sich der Böhmen, Kärnthner, Ungarn und Bayern, und trat in gerechtem Zorn dem Adel seiner Lande, der ihn geplündert statt geschirmt hatte, auf den Kopf; dagegen hob er das Volk, dessen Treue er erkannt hatte. Aber um die Ausfälle seiner Kasse zu decken, welche von seinen schweren Kämpfen mit äußern und innern Feinden verursacht wurden, war er genöthigt, auch die Geistlichkeit und die Bürger seiner Städte mit harten Steuern zu belegen.

Dadurch, und daß er ehrbare Frauen Wiens zu seinen Lüsten zwang, wurden auch diese ihm abwendig. Durch Vorenthalte und Erpressungen trieb er seine Schwester und seine eigene Mutter zur Klage bei dem Kaiser. Gegen diesen selbst verging er sich wiederholt und schwer. Er war weder zu Ravenna noch zu Aquileja an dessen Hof erschienen, und mit dem König Heinrich und den Mailändern in Verbindung getreten. Zur Rechtfertigung nach Mainz und Augsburg vorgeladen, hatte er sowohl diese als die dritte Ladung verachtet.

Nun übertrug der Kaiser den Vollzug der Acht wider ihn dem Böhmenkönig und Bayernherzog, und den Bischöfen von Passau, Bamberg und Freisingen. Er selbst machte sich auf wider die Lombarden.

Zweiundzwanzigstes Hauptstück.

Kurz vor der neuen Heiligen in Deutschland stand in Italien ein Prophet und Wunderthäter auf.

Ein Dominikanermönch aus Vicenza, Johannes Schio, beruhigte durch die Wunder seiner Beredsamkeit im Jahre 1233 das von Privatfehden zerrissene Oberitalien. Ein allgemeiner Friede war die Frucht der Friedenspredigt des Dominikaners. Als hätte die ganze Lombardei ein Anflug göttlicher Zerknirschung ergriffen, sah man hier Städte und Einzelne, welche lange Todfeinde gewesen waren, sich die Hand reichen, und Alles war weich und schwärmte; selbst die Häuser Este und Romano heiratheten in einander. Doch dauerte der Friede keine vier Wochen. Die Sentimentalität verflog so schnell, als sie gekommen war, wieder aus der ihr fremden, kriegerischen Lombardei. Als Alles in frommer Begeisterung schwärmte, schwärmte Ezelin III. nicht.

Ezelin, der Mönch, hatte sich in die Einsamkeit zurückgezogen, und an seine Stelle in der veronesischen Mark waren seine Söhne Ezelin, später mit dem Beinamen „der Wüthrich" gezeichnet, und Alberich von Romano getreten, seit 1223.

Ezelin der jüngere war ein mit allen Gaben herrlich ausgestatteter Jüngling, um je nach Umständen ein Heros der Menschheit oder ein Teufel zu werden. Ganz gleichalterig mit dem Kaiser, hatte er, wie dieser, jene freie Philosophie in sich aufgenommen, die das Wissen mit dem Herzen zahlte, und die bei ihm bald in Frivolität überging. Er sah das Christenthum in den Pfaffen seiner Zeit repräsentirt; er haßte das Papstthum, wie Friedrich, weil er in ihm den Feind aller freien, geistigen Bildung sah. Auf seinen Schlössern fanden alle hellen Köpfe, welche die Kirche verfolgte, gastlichen Schutz, und wie sich die Kirche, um ihrer finstern Zwecke willen, Alles erlaubte, glaubte auch er beim Wachsen des Kampfs gegen dieselbe in den Mitteln nicht wählig sein zu müssen.

Jahre lang ward er gepriesen, sowohl als Herr seiner Erbgüter, wie als Podesta mehrerer Städte, ob seiner edeln Ritterlichkeit, seiner Weisheit und strengen Gerechtigkeit. Aber je länger er mit den Menschen verkehrte und die Erbärmlichkeit seiner Zeitgenossen zu erkennen glaubte, desto mehr gewann in ihm die Ansicht die Oberhand, daß die

Tüchtigeren ein Recht und die Pflicht haben, die Herrschaft ihres Gedankens und ihrer Faust ihren Umgebungen aufzuzwingen, und er ging bis zu jenem gräuelvollen System des bluttrunkenen Wahnsinns fort, die Welt mit dem Beil und dem Holzstoß umbilden zu wollen.

Aber diese Schreckenszeit Ezelins wucherte erst auf, als Friedrich, dieser große Sonnenstern, hinabgegangen war. So lang dieser hell schien, war Ezelin der erste Vorkämpfer in dem großen Kriege zwischen Kaiser und Papst, einer der treuesten Trabanten der Sonne seines Kaisers, wenn er, Ezelin, auch oft genug einen unheimlich rothen Schein von sich warf.

Ezelin war lange kein Gibelline. Auf dem großen Städtetag zu Bologna 1232, bei der Erneuerung des Lombardenbundes, war auch er; aber er sah, daß die Häuser Este und San Bonifacio, seines Hauses alte Feinde, in der Versammlung überwiegendes Ansehen hatten, und an demselben Tag, an welchem der Kaiser seinen Reichstag zu Ravenna eröffnete, ward er von dem Papste, wegen Begünstigung der Ketzerei, mit dem Bann bedroht, wenn er sich nicht binnen zwei Monaten in Rom stelle. So kam es, daß Ezelin, als der Kaiser sich nach Aquileja begab, ihm durch seinen Bruder Alberich zu Pordenau seine Dienste anbieten ließ. Der Kaiser griff erfreut zu: er übersah mit Einem Blick die ganze Wichtigkeit dieses Mannes, hätte er auch durch denselben nichts Anderes, als künftig offenen Eintritt von Deutschland nach Italien über Verona gewonnen.

Als der Podesta, gleich im nächsten April, die Bürger Verona's zwingen wollte, zum Lombardenbund zu schwören, nahm Ezelin diesen gefangen und besetzte im Namen des Kaisers Verona. Das brachte alle Welfen und Gibellinen der Lombardei in die Waffen. Ezelin und Verona hatten es mit dem ganzen Lombardenbund zu thun. Die Friedenspredigt des Dominikaners war es, was auf einige Wochen das Feuer der Zwietracht beschwor.

Ezelin empörte das Verfahren dieses Dominikaners. Dieser hatte die Worte Christi: „Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch,“ den Text seiner Friedenspredigt, fast noch auf den Lippen, als er vierzig der edelsten Herren und Damen Verona's wegen ihrer religiösen Ueberzeugungen, als „Ketzer,“ auf dem Scheiterhaufen opferte; es brachte Ezelin zur Wuth, daß die Veroneser und Vizentiner diesem Unmenschen, diesem Mönch als ihrem Herrn und Grafen hul-

digten. Er erkannte den Frieden nicht an, und als der Dominikaner, der nachgerade durch seine Erfolge überschnappte, zum Volksgespötte ward, nahm Ezelin leicht Verona wieder ein, und der Kampf der welfischen und gibellinischen Städte der Lombardei ging in alter Weise fort.

Als die Lombarden und der Papst sahen, daß der Kaiser in Deutschland gesiegt hatte und so furchtbarer geworden war, schlossen sie ihr geheimes Bündniß fester. Auch die Lombarden unter sich organisirten ihren Bund neu durch Bildung einer Bundeskasse, deren Schatz in zwei neutralen Städten, hälftig in Venedig, hälftig in Genua, sicher niedergelegt wurde. Gregor wollte dem Kaiser seine Vermittlung mit den Lombarden aufdringen, und sprach immer von der Nothwendigkeit des Friedens. Ezelin aber eröffnete auf des Kaisers Weisung das Vorspiel des Kampfes.

Im Mai 1236 schon hatte ihm dieser fünfhundert Ritter und hundert Armbrustschützen unter Gebhard von Arnstein zu Hülfe geschickt, und im August zog er selbst an der Spitze von dreitausend deutschen Reitern das Etschthal nach Verona hinab. Hier vereinigte er sich mit Ezelin und Alberich und den Heerhaufen der andern Gibellinen, siegte durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen und durch sein Genie über die an Zahl weit überlegenen Welfen, Schlag auf Schlag, da und dort, als mitten in seinen Siegen eine ungünstige Botschaft aus Deutschland ihn dahin zurückrief.

Die Fürsten, denen der Vollzug der Reichsacht gegen den Oesterreicher aufgetragen war, hatten das Land um so leichter eingenommen, als der österreichische Adel sich ihnen anschloß, und der Herzog selbst sich in seine Bergfesten zurückzog. Der leichte Sieg machte die Fürsten sicher. Der Herzog ersah die Gelegenheit und siegte in plötzlichem Ueberfall so über sie, daß sie aus dem Lande flohen, der Freisinger und der Passauer gefangen wurden.

Auf diese Botschaft eilte der Kaiser, das Aufgebot der Fürsten zusammenzurufen, und sich an die Spitze desselben wider Oesterreich zu stellen, ehe ihm der Herzog die Alpenpässe sperren könnte. Mitten im Winter eilte er durch das Gebirge nach Steyermark, während mit seinem Sohn Konrad das Fürstenaufgebot an der Donau herabkam. Schnell war ein großes Heer um den Kaiser versammelt, das ganze Land Oesterreich eingenommen und der Herzog in Neustadt eingeschlossen. „Da dies Land," sprach der Kaiser, „das mein Großvater zum Herzogthum

erhoben hat, durch Gottes Hülfe wieder an mich gekommen ist, so will ich es zum Reich einziehen." Wien, das ihm freudig seine Thore geöffnet hatte, erhob er mit großen Freiheiten zur Stadt des Reichs. Das treue Steyermark trennte er von Oesterreich, und gab den Ständen einen Freiheitsbrief für ihre Treue. Statthalter, Grafen und Bischöfe verwalteten in seinem Namen die österreichischen Lande, und sie warfen ihm mit der steyrischen Mark an 60,000 Mark ab.

So dehnte sich nun die Hausmacht und der unmittelbare Besitz dieses Hohenstaufen, nur durch Bayern, Kärnthen, Meran-Andechs und einige Bisthümer unterbrochen, in dem ungeheuren Strich von Burgund bis an die Grenze von Ungarn. Das war ein bedeutender Zuwachs an Kräften für die Erneuerung des Kampfes in Italien. Da er aber die längern Verwicklungen desselben voraussah, wollte er nicht von Deutschland scheiden, ohne ihm ein Haupt und seinem Sohne den Thron gesichert zu haben.

Die deutsche Krone in seinem Hause erblich zu machen, that er für jetzt keine Schritte; so lange sein Haus blühte, konnte wider dasselbe kein anderer König sich halten. Der Anspruch auf die Krone floß aus der Macht desselben, wenn auch nicht als Recht, doch als Nothwendigkeit. Schon zu Wien gaben ihm die Fürsten, welche ihn begleitet hatten, gewiß nicht ohne reichen Lohn aus der österreichischen Beute, ihre Stimme für die Wahl Konrads, der, von dem Erbe seiner Mutter Jolanthe, den Titel eines Königs von Jerusalem führte, zum römischen König. Die Stimmen der übrigen gewann er zu Regensburg und Speyer. Der neunjährige König ward gekrönt und in die Hut des Erzbischofs Siegfried von Mainz gegeben.

In der Lombardei siegte unter dem kaiserlichen Adler Ezelin, während diesseits der Alpen der Kaiser des Herzogs Land gewann. Wie Vicenza im vorigen Feldzug erstürmt ward, so eroberten jetzt Ezelin und Arnstein Padua. Lange schon hatte Ezelins Aug und Herz nach der herrlichen Stadt gestanden, und als er sie gewonnen, da küßte er mit Inbrunst den Thorflügel, wie der Bräutigam die Braut, und die brennenden Burgen und Flecken der Umgegend leuchteten als Hochzeitfackeln. Auch Treviso ergab sich freiwillig. Markgraf Azzo von Este war durch Ezelins Glück und List auf die kaiserliche Seite herüber geängstigt, Salinguerra führte das welfisch gewordene Ferrara wieder zur kaiserlichen Partei zurück, und Alberich brach eine welfische Burg um

die andere. Als der Kaiser im August 1237 das Etschthal mit zahlreichem Heer herabzog, fand er die ganze Mark unterworfen. Durch die Vereinigung mit den Gibellinen und 10,000 Sarazenen, die aus Apulien zu ihm stießen, hatte er eine furchtbare Kriegsmacht. Mantua fiel, nachdem er kaum davor erschienen war. Die Dominikanermönche, welchen Friedrich auf das unermüdete Dringen des Papstes eine Mission in seiner Sarazenenkolonie erlaubt hatte, hatten schlechte Geschäfte gemacht und nicht Einen bekehrt.

Um Friedrichs weiteres Vordringen, der schon das Brescianische überschwemmte, zu hemmen, und von dem Haupt der Lombarden, von Mailand, den entscheidenden Schlag abzulenken, griff Gregor, da der Kaiser jede päpstliche Vermittlung als heuchlerisch zurückwies, in der Angst des Herzens zu einem lächerlichen Mittel. Er wollte den Kaiser mitten aus seiner Siegeslaufbahn hinweg ins heilige Land schicken. Der Kaiser aber lachte dieses Befehls und drang vor, bis er am Oglio bei Corte Nuova auf das Heer des Lombardenbundes stieß.

Der Papst hatte den Bund heimlich mit großen Geldsummen unterstützt. Zwanzigtausend Bürger stark standen die Mailänder und ihre Bundesgenossen, zwischen Bächen und Sümpfen, in einem festen Lager. Der Kaiser zählte nicht viel mehr in seinem ganzen Heer. Die Stellung der Mailänder war unangreifbar. Sie vorbei gerade auf Mailand zu ziehen, konnte der Kaiser auch nicht wagen. So lagen die Heere einander gegenüber, und der Kaiser war insofern im Nachtheil, als die Mailänder leicht jeder aus seinem Eigenen sich verköstigten, er aber seine Erblande mit außerordentlichen Kriegssteuern beschweren mußte.

Gegen Ende Novembers, am sechsundzwanzigsten, zog sich Friedrich die Ufer des Oglio entlang bis nach Pontevico. Durch die Länge des Feldzugs ermüdet, hatten mehrere Vasallen im kaiserlichen Heer Urlaub genommen; er aber benützte ihren Abzug dazu, seine tapfern Sarazenen und andere Schaaren den Fluß hinauf zu schicken. Diese setzten bei Sonzino über, und legten sich in Wäldern und Morästen in Hinterhalt. Friedrich verbreitete geflissentlich das Gerücht, er werde zu Cremona überwintern. Auf dieses Gerücht und auf den Abzug der einzelnen Haufen hin, glaubten die Lombarden den Feldzug beendigt, brachen ihre Zelte ab und trennten sich, jedes Fähnlein in seine Heimath.

Friedrich stellte sich an die Spitze der Deutschen, und ging selbst zuerst über den Oglio an der Stelle, welche die Mailänder eben ver-

lassen hatten, ihm nach die Gibellinen. Schon war die Vorhut der Mailänder mit dem kaiserlichen Hinterhalt zusammengetroffen, und hatte, schnell gesammelt, den Sarazenen großen Verlust beigebracht, als der Kaiser und Ezelin mit der Reiterei heranstürmten. Von beiden Seiten gefaßt, wurden die Schaaren des lombardischen Bundes gesprengt, und ihrer verzweifelten Tapferkeit blieb nichts als die Flucht.

Nur „die heilige Schaar," die Gesellschaft der Tapfern, welcher die Hut des Fahnenwagens anvertraut war, kämpfte bis zur Nacht in beständigem Rückzug. Zuletzt setzte sie sich unter den Mauern eines festen Schlosses, wo ein Theil des zersprengten Heeres sich zu ihr sammelte. In der Nacht strömte der Regen herab. Als der Kaiser in der Frühe die Schlacht erneuern wollte, fand er das Schloß verlassen, die Straße durch eine Menge Wagen und Gepäck gesperrt, unter diesen den Fahnenwagen. Unvermögend auf dem aufgeweichten Boden denselben fortzubringen, hatten sie ihn selbst der Fahnen, des Kreuzes und der andern Zierrathen entblöst und ihn preisgegeben. Friedrich verfolgte sie und erbeutete nahe an Mailand auch noch das Kreuz.

Auch die neutralen Bergamesen, als sie die Entscheidung sahen, fielen über die Flüchtigen her. An die zehntausend Lombarden waren todt oder gefangen; die Verzweiflung hatte sie betäubt. Der Podesta von Mailand, Pietro Tiepelo, der Sohn des Dogen von Venedig, war unter den Gefangenen. Er ward auf den Fahnenwagen gebunden, und so mit diesem im Triumph von dem Elephanten, der das kaiserliche Panner trug, nach Cremona geführt; fünfhundert Ritter, dreitausend der angesehensten Bürger theilten seine Gefangenschaft.

Der Podesta blieb auch den folgenden Tag daran gebunden, und zwar oben an den Mast des Caroccio. Der Elephant, neben dem Reichspanner einen hölzernen Thurm auf dem Rücken mit Trommeten- und Posaunenbläsern, führte den Gebundenen durch die Hauptstraßen Cremona's, und von Zeit zu Zeit wurde der Mast mit dem unglücklichen Helden schimpflich zur Erde geneigt, unter unermeßlichem Jubelklatschen des Volkes. Dann sandte der Kaiser, in Nachahmung der alten Imperatoren, den Fahnenwagen dem Senat und Volk von Rom, um der Eitelkeit der Römer zu schmeicheln; denn die Frangipani und die Gibellinenpartei rührten sich aufs Neue für ihn zu großer Bedrängniß des Papstes. Den Podesta und die vornehmsten Gefangenen sandte er in die Kerker Apuliens, und ließ ihn später zur Repressalie wider Venedig

mit andern am Meeresufer aufknüpfen. Diese Beschimpfung des Sohnes ihres Dogen beleidigte tödtlich das mächtige Venedig: es trat zum Lombardenbund über, und verzieh dem Kaiser nie diesen Schimpf.

Auch dem Papste, der von der gibellinisch-republikanischen Partei der Römer wieder vertrieben war, überschickte der Kaiser die Siegesbotschaft. Der Papst war genöthigt, Glück zu wünschen, trat aber in enge Verbindung mit den beleidigten Seemächten Genua und Venedig.

Dreiundzwanzigstes Hauptstück.

Friedrich war eben so wenig mäßig im Glück, als dieses selbst in der Ausgießung seiner Gaben auf ihn.

Der Schlag bei Corte Nuova lähmte alle freien Städte von der Adda bis zu den Alpen Piemonts, bis Susa. Alle eilten, sich vor dem Sieger zu beugen und ihre Fahnen und Thorschlüssel zu seinen Füßen zu legen. Ihre Eile entwaffnete seine Rache; das Gewitter derselben sollte nur ihr Haupt, das verhaßte Mailand, niederschmettern.

Bis Friedrich von Deutschland, wohin er um neue Werbungen mitten im Winter eilte, zur Fastenzeit 1238 wieder in Italien zurück war, widerstand in der ganzen Lombardei keine Stadt und kein Heer mehr, als Bologna, Piacenza, Brescia und Mailand. Alle Zugänge zu dieser Stadt waren gleich nach der Schlacht ringsum von den Kaiserlichen besetzt worden, und Friedrich rüstete seine ganze Macht, um auf ihren Trümmern seinen lang genährten Plan, die Unterwerfung Italiens, zu vollenden.

Das Glück begann mit freudigen Familienereignissen ihm zu schmeicheln. Im Februar gebar ihm die schöne Isabella einen Sohn, der seines Oheims und Großvaters Namen Heinrich erhielt, und bald darauf vermählte er mit großer Pracht zwei seiner natürlichen Kinder, die ihm seine Geliebte, die wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes gleich bewunderte Bianca, Gräfin von Lancia, geboren hatte. Vier herrliche Blumen waren diesem Bunde der Liebe entblüht, Manfred, der Fürst von Tarent, Violantha, des Kaisers Augapfel, die geistreiche Gemahlin des Grafen von Caserta, Enzio mit dem goldenen Haar,

und Selvaggia, die Braut Ezelins. Dadurch, daß er die Tochter seiner Liebe ihm verband, wollte er Ezelin zugleich lohnen und an sein Haus fesseln.

Am Fest der Pfingsten hielt der Kaiser zu Verona ein prächtiges Hoflager zur Feier ihrer Vermählung. Acht Tage lang währten die Festlichkeiten. Eines Tages reiten der Kaiser und sein neuer Eidam mit einander aus. Der Kaiser zeigt Ezelin sein Schwert, eine treffliche Klinge mit den kostbarsten Steinen geschmückt. „Herr," sagt Ezelin, „es ist ein herrliches Schwert; aber mein simples hat auch seine Vorzüge." Mit diesem Wort entblöst er es, und im Nu sind alle Schwerter seiner sechshundert Ritter blos. „Ezelin," sagt der Kaiser überrascht, „dein Schwert ist das beste." —

Das Hochzeitfest benützte der Kaiser auch dazu, um alle Gibellinen Oberitaliens um sich zu sammeln und den neuen Feldzug zu berathen. Bald nach den Festen begann derselbe, sobald König Konrad aus Deutschland und Graf Thomas von Acerra aus dem sicilischen Reiche die Aufgebote zugeführt hatten. Als Mailand nach seiner schweren Niederlage auch noch den Abfall fast aller seiner Bundesgenossen sehen mußte, da boten seine Bürger, wenn er Allen verzeihe und ihre Stadt unverletzt lasse, auch ihre Unterwerfung an. Sie erboten sich, ihn als Herrn anzuerkennen, den Eid der Treue zu leisten, alle Fahnen ihrer Freiheit zu seinen Füßen niederzulegen und zu verbrennen, alles vorhandene Gold und Silber ihm auszuliefern und jährlich für den heiligen Krieg im Morgenland 10,000 Reisige und Fußknechte zu stellen, wenn der Kaiser den Oberbefehl übernehme. Nur Eines ihrer großen Rechte behielten sie sich vor, ihre städtischen Obrigkeiten selbst zu wählen, um von diesen nach den heimischen Gesetzen ihr Gemeindewesen verwalten zu lassen.

Friedrich aber verlangte unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade.

Ezelin, in welchem er nicht seinen guten Geist zur Seite hatte, hielt Mailand für „unverbesserlich, so lang ihm nicht der Nacken gebrochen wäre," und bestärkte den Kaiser in seiner Härte. Er wußte hinter dem Schein des Verdienstes und der Treue seine eigentlichen Triebfedern zu verbergen. Er haßte Mailands Unabhängigkeit, aber noch mehr fürchtete er für sich von der Beruhigung der Lombardei.

Cremona, das in der Nähe des mächtigen Mailands im Schatten stand, wollte auf den Trümmern der Nebenbuhlerin steigen, und beschwor den Kaiser, den Untergang derselben zu beschließen.

Aber auch ein guter Geist trat vor Friedrich. Seine geistreiche Tochter Violantha sprach kühn zu ihm: „Vater, du hast ein so schönes Reich, du hast Alles, was einen Menschen glücklich machen kann; um Gotteswillen, warum stürzest du dich in diesen neuen Kampf?" Aber Friedrich folgte nicht der Stimme dieses seines guten Engels. „Du redest wahr," erwiederte er, „aber der Ehre halb bin ich so weit gegangen, und der Ehre halb kann und will ich nicht zurück."

Nicht diese Stimme der Tochter, nicht der warnende Schatten seines Großvaters, der an seiner Erinnerung vorüberzog, änderte seinen Entschluß. Es war die Schicksalsstunde Friedrichs II.: sein dunkler Dämon trieb ihn über das Maß, über welches hinaus die Nemesis nach dem Haupte des Sterblichen greift, und Vielen, die groß von ihm dachten, erschien er von da an als ein unerbittlicher Gewaltherr.

Aber sollte Friedrich hart an der Schwelle des so lang und so heiß ersehnten Zieles stille stehen? Die Lombardei zu unterwerfen, war ein Hauptstück seiner Entwürfe. Mailand war das Herz der Lombardei. So lange dieses schlug, lebten die Glieder; war das Herz todt, so war der ganze Leib ohne Leben. So lange er aber dieses Herz der Freiheit nur verwundete, nicht vernichtete, so lange wuchs es ihr immer wieder neu und drohte die alte Gefahr. Er mußte — so schien es ihm — es tödten oder seinen Planen entsagen, und darum ward auf Mailands Vernichtung mit eiserner Strenge beharrt.

Die Abgesandten brachten Friedrichs Forderung unbedingter Unterwerfung nach Mailand zurück. Einmüthig riefen die Bürger: „Wir wollen lieber mit dem Schwert in der Hand sterben, als in Hunger und Elend des Kerkers oder durch Henkershand, wie unsere nach Apulien geschleppten Brüder!" Gleich dachten die drei andern Städte, in deren Namen Mailand auch unterhandelt hatte. Keine wollte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, sondern lieber treu und fest zusammen stehen. So rüsteten sie sich zum Kampf auf Tod und Leben.

Friedrich wußte die Schwere des neuen Kampfs zu würdigen. Es war kein Kampf in offener Feldschlacht; es waren vier mächtige Städte zu belagern, und in der Vertheidigung ihrer Mauern waren die Lombarden weit geschickter, als die Deutschen und andere Italiener in der

Belagerungskunst. Brescia galt es zuerst; denn erst mußten die kleinern Städte, die Vorwerke fallen, ehe er die Hauptstadt, das mächtige Mailand, mit Erfolg angreifen konnte. Darum ward der Kriegsplan geändert. Am 3. August 1238 umlagerte Friedrich die Stadt, und während hier belagert ward, waren Einzelnkämpfe durch die ganze Lombardei: Ezelin kämpfte mit dem Markgrafen von Este in der Mark, ein Heertheil der Kaiserlichen griff Alessandria, ein Heer Mailänder und Piazentiner Pavia und Bergamo an, Bologna lag mit Modena im Streit.

Friedrichs Belagerungsheer erhielt Verstärkungen von England und dem Grafen von Toulouse. Der König von Castilien sandte ihm einen berühmten Kriegsbaumeister. Aber alle Anstrengungen scheiterten an diesem ersten Vorwerk der Freiheit. Der spanische Baumeister wurde von den Brescianern gefangen und gezwungen, seine Kunst gegen die Belagerer zu wenden.

Die Leidenschaft der Kämpfenden stieg bis zum Fanatismus. Die Auftritte des furchtbaren Kampfes zwischen Friedrich I. und den unsterblichen Bürgern Crema's wiederholten sich. Die Brescianer banden kaiserliche Gefangene an die bedrohtesten Stellen ihrer Mauern, und der Kaiser band brescianische an seine Belagerungsthürme; aber die gebundenen Brescianer riefen zu ihren Mitbürgern hinüber: „Schießt zu! denkt nicht an uns, sondern an die Freiheit!"

Die Natur war mit den Bürgern. Strömender Herbstregen weichte den lehmichten Boden auf, die Belagerer konnten nicht fest fußen. Jeder Sturm ward zurückgeschlagen, die Minengänge wurden verschüttet, ein großer Theil des Belagerungszeugs zerstört. Der spanische Baumeister mußte die Bürger bei ihren glücklichen Ausfällen begleiten und die eigenen Maschinen verbrennen.

Zwischen die Stürme und Kämpfe hinein klang der hochzeitliche Reigen: der Kaiser feierte im Oktober die Vermählung seines Sohnes Enzio mit Adelasia, der Erbin der sardinischen Fürstenthümer Torre und Gallura, belehnte ihn mit Sardinien als einem Lehen des Reichs, und von da an schrieb sich Enzio König von Sardinien. Es war auch das wieder eine rein politische Heirath, Adelaise war Wittwe, und der Bräutigam viel jünger als die Braut.

Aber die Noth wuchs im kaiserlichen Heer. Der Kern bestand aus Reiterei und den leichten sarazenischen Schaaren, beide zur Belagerung

wenig tüchtig. Die Bürger der gibellinischen Städte wurden durch die Einfälle Mailands, Bologna's, Piacenza's in ihr Gebiet von dem Hauptheer vor Brescia weg in die angegriffenen Orte gezogen, und während in der Einschließungslinie so Lücken entstanden, führten treulich die Mailänder Lebensmittel und Kriegsvorrath in die belagerte Bundesstadt hinein. Das kaiserliche Heer aber litt bereits Mangel an Zufuhr und viel von der Witterung in seinen Zelten; die Belagerten nicht so in ihren Häusern. Der Winter war vor der Thür: der Kaiser sah sich gezwungen, im dritten Monat der Belagerung seinen Zeug in Brand zu stecken und den Rückzug nach Cremona anzutreten. Alles war umsonst gewesen, Menschen und Geld in Fülle aufgeopfert; der Ruf der Unüberwindlichkeit der kaiserlichen Waffen, der Schrecken seines Namens, der nach der Schlacht von Corte Nuova Alles zu seinen Füßen gelegt, war wie in Rauch aufgegangen.

Die freien Bürger aber strahlten im Siegesglanz, und Sieg und Ruhm steigerten noch den kühnen Muth, welchen der Geist der Freiheit seinen Kämpfern einhaucht. Je höher aber der standhafte Muth der vier Bürgerstädte glänzte, desto bitterer war das Gefühl der Scham in denen, die vom Bund abgefallen waren und im ersten Schrecken sich unterworfen hatten. Waren die vier Städte allein schon der Kaisermacht widerstanden, was war erst von dem gesammten Bunde zu hoffen! Der Name des Anführers der Brescianer war Oberto de Iniquitade; er war ihr Podesta und aus Piacenza; der Name des brescianischen Kriegsbaumeisters war Clamandrino.

Die ersten, die öffentlich für Mailand sich erklärten, waren Venedig und Genua. Der Papst, der immer des Bundes Schützer war, trat noch während des Kampfes offen für ihn auf. In dem Augenblick, als Gregor hoffte, nach langen Zwisten auf Sardinien als allgemeiner Lehensherr anerkannt zu werden, hatte der Kaiser die Oberhoheit desselben angesprochen und seinen Sohn damit als König belehnt. Länger konnte der Papst sich nicht halten, als Friedrich vollends auf seine Erinnerung an das, was er im Jahr 1213 versprochen, erwiderte, „er habe versprochen und geschworen, alles vom Reich Abgekommene wieder zu diesem zurückzubringen."

Nach allen Seiten hin streiften die leichten Truppen des Papstes, die Bettelmöche, und seine Großoffiziere, die Legaten, mahnten die Welfen zur Treue und Gegenwehr, machten, im Namen des heiligen

Vaters, ihnen große Verheißungen und verbreiteten über den Kaiser die in den Augen der Zeit fürchterlichsten Beschuldigungen, das Ungereimteste zusammenreimend. Er sei ein Türke, ein Gottesläugner, ein Ketzer; er sei ganz ungläubig, und habe öffentlich Moses, Mahomed und Christus die drei ärgsten Betrüger der Welt genannt,* das heilige Abendmahl als ein Possenspiel verspottet, und halte einen Harem, wie ein Sultan, voll sarazenischen Kebsen und Eunuchen; und als Italien und Deutschland von diesem Geschrei der Bettelmönche voll war, schleuderte Gregor am Palmsonntag 1239 den Bannstrahl in der Laterankirche wider den Kaiser, als „einen Aufruhrstifter wider den Apostelfürsten, einen Bedrücker der Geistlichkeit, einen Verächter der Kirche, einen Despoten, welcher Edle, Wittwen und Waisen durch Steuern an den Bettelstab gebracht, welcher die Güter des heiligen Stuhls in Sardinien, Bologna, Ferrara und anderswo geraubt, Sicilien, das er von dem heiligen Petrus zu Lehen trage, ruinirt, das heilige Land preisgegeben, den Fürsten von Tunis von dem Entschluß, sich taufen zu lassen, abwendig gemacht, den Spruch der Kirche in den lombardischen Angelegenheiten verachtet, und nach Kräften dahin getrachtet habe, die Braut Christi und den Namen des Bräutigams selbst auszurotten und nach Austilgung des christlichen Gottesdienstes sich selbst allein auf der ganzen Erde als Götzen anbeten zu lassen." Jedem Priester, der „diesem Kirchenräuber und Glaubensschänder" zur Seite wäre, wurde Entsetzung und Ehrlosigkeit angedroht.

Ein Punkt war wenigstens unter diesen Beschuldigungen, den Friedrich selbst nicht in Abrede ziehen konnte.

So schön die Gesetzgebung war, die geschriebene Constitution, welche er seinem Erbreich gegeben, so wenig wurden alle diese Schönheiten zu Wirklichkeiten. Friedrich war überhaupt nicht der Charakter, der sich an Versprechen und Verträge anders gebunden glaubte, als so lang es ihm thunlich und vortheilhaft schien. Die ganze machiavellistische Politik der modernen Zeit, die Staatskunst ohne Gewissen, lag theils entwickelt, theils in Keimen in ihm, und so trefflich geordnet das Steuerwesen auf dem Papier war, so band er sich doch keinen Augenblick an seine

* Dieser Ausspruch über Moses, Christus und Mahomed ist nicht von Friedrich II.; er hat zu seinem ersten genannten Verkündiger den früheren Simon de Tournay. Die berüchtigte Schrift „Von den 3 Betrügern," die eine Zeitlang als an Friedrichs II. Hof entsprungen galt, ist erwiesenermaßen erst aus dem 16. Jahrhundert.

eigenen Finanzgesetze, wenn die regelmäßigen Steuern nicht so viel Geld abwarfen, als er brauchte. Von Jahr zu Jahr wurden neue außerordentliche Steuern ausgeschrieben; bei den schweren Zeitkämpfen fehlte es an Gründen und Vorwänden nicht dazu. Willkürlich — denn die dazu genommenen Geschwornen waren nur Werkzeuge des Kaisers — ließ er Münze und Gewicht ändern, seine Monopole ausdehnen, namentlich auf Seide, Eisen und Erz, welche die Hauptthandelsartikel bildeten; er verpachtete, allen besondern Privilegien zum Trotz, alle Gerbereien und Färbereien seines Königreichs an die Juden, und besteuerte besonders hart die Geistlichkeit. Wenn das ganze Land durch die außerordentlichen schweren Kriegssteuern, durch Stellung und Unterhaltung des Heeres im fernen Oberitalien sich erschöpft und gedrückt fühlte; wenn die Seestädte ihre Handelsschiffe zur kaiserlichen Flotte hergeben und diese selbst mit Vorräthen versehen mußten, so mußten sich Klöster und die übrige Geistlichkeit zu gezwungenen Anleihen verstehen, und ihre Kirchenschätze in Gold und Silber, ihre Festornate und Edelsteine zur königlichen Kasse einliefern.

So mußten die beiden Sicilien den Ruhm und die Eroberungen ihres Beherrschers schwer und theuer bezahlen, und wenn die Nähe des Kaisers nicht mehr schreckte, der Glanz seines Thrones nicht mehr blendete, die von seinem Hoflager ausfließende Freigebigkeit und der Geldumlauf im eigenen Land nicht mehr milderte, konnte es nicht anders sein, als daß die Seufzer und Klagen der Unterthanen mit den Beschuldigungen des Papstes in Einen Chor zusammenstimmten.

Vierundzwanzigstes Hauptstück.

Der Kaiser wohnte den Festen zu Padua an, welche ihm Ezelin und die Bürger daselbst bereiteten.

Seit Ende Januars 1239 war er daselbst. Bei seiner Ankunft waren ihm die Bürger mit dem Fahnenwagen und Musik meilenweit entgegengezogen, und die Damen der Stadt auf schön behangenen Zeltern mit allem Schmuck, der die Schönheit zu heben vermag. Nur der Freude über diesen Empfang hingegeben, versicherte er Ezelin, auf seinen weiten

Zügen, weder in Asien noch in Europa, ein so ritterliches Geschlecht und so schöne und gesittete Damen gesehen zu haben. Diese Rede aus seinem Munde enthusiasmirte die ganze Stadt für ihn, und der galante Kaiser ließ sich über zwei Monate daselbst festhalten.

Doch während er nur dem Vergnügen zu leben schien, fand er Zeit genug, seine Augen auch auf Deutschland und Italien zu richten und den Markgrafen von Este ganz zu gewinnen. Dieser öffnete ihm seine Burgen und übergab ihm seinen Sohn Rinaldo und dessen Gemahlin, die Tochter Alberichs, die schöne Adelasia, als Geißeln. Am Palmtag wohnte er den Wettrennen und Kampfspielen der Paduaner im Prato della Valle an; Pietro von Vigne sprach zum Volke von des Kaisers gnädiger und freundschaftlicher Gesinnung, und Damen und Ritter und Volk — Alles war begeistert. Nur eine handvoll Welfen raunte sich ins Ohr: „Dieser Freudentag wird sich dem glückberauschten Tyrannen in einen Jammertag wandeln; denn heute übergibt ihn in Rom der heilige Vater dem Teufel."

Diese schnell zum Gerücht anwachsende Rede fand sieben Tage darauf ihre Bestätigung. Der Kaiser rief das Volk zur Versammlung vor seinen Palast, setzte sich im Kaiserschmuck auf den Thron, und Pietro sprach in einer trefflichen Rede von der Sanftmuth und Gerechtigkeit, die der Kaiser bisher gegen die Kirche geübt und die ihm nun so schlecht belohnt werde. Dennoch werde er gütliche Ausgleichung der Strenge vorziehen.

Um sich Padua's noch fester zu versichern, gab er der Stadt einen seiner Vertrauten, den Grafen Theobald Franz von San Severino, zum Podesta; ebenso setzte er auch nach Treviso einen Apulier, seinen Oberrichter Jakob von Morra. Sowohl diese beiden Städte als Vicenza überhäufte er mit Gnaden. Den Römern schrieb er in sanften Vorwürfen, daß sie so ruhig zugesehen haben bei dem Unrecht, welches der Papst ihm, ihrem Freunde, angethan. Den Kardinälen schrieb er eben so höflich als gnädig, wie er den Bann schon deswegen nicht als gültig anerkenne, weil er ohne ihre Zuziehung ausgesprochen worden sei, und bat sie, seiner Freundschaft versichert zu sein, was er auch im Uebrigen gegen Gregor werde thun müssen.

Das Gefährliche, welches dieser offene Bruch des Papstes für ihn hatte, übersah er so wenig, daß er Alles versuchte, in Güte wegzukommen. Die lange Kette der Welfenstädte, deren letzte Glieder Venedig

diesseits, Genua jenseits waren, hatte im Papst einen mächtigen Vereinigungspunkt, und die religiösen Zustände Deutschlands, wie er sie kürzlich gefunden hatte, gaben auch den Verdächtigungen seiner Rechtgläubigkeit ein größeres Gewicht. Er glaubte sich zu einem Pendant der Marburger Komödie genöthigt.

Der Papst fuhr, als er sah, wie seine Verketzerungen den meisten Eindruck machten, fort, neue zu verbreiten: „Der Kaiser habe es für eine Narrheit erklärt, zu glauben, der allmächtige Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, sei von einer Jungfrau geboren worden, oder überhaupt etwas zu glauben, was wider die Gesetze der Vernunft oder der Natur sei." Seine Bettelmönchsmiliz trug noch weiter umher: „Hätte der Gott der Juden," habe er gesagt, „Neapel gesehen, er hätte Palästina nicht so gepriesen;" und auf die Frage eines Emirs, was der Priester dort am Altar in die Höhe hebe, habe er geantwortet: „Unsere Glatzköpfe erdichten, das sei unser Gott." Ja beim Anblick eines Kornfelds habe er gespöttelt, „wie viele Gotte man aus dieser Getreidefülle machen werde," und versichert, „wenn die Fürsten ihm beistimmen, wolle er, der Kaiser, ohne Mühe für alle Völker einen neuen Glauben und eine Lehrweise schaffen, die weit besser und beglückender wären."

So wenig der Kaiser in allem diesem Unwahrheiten oder Verleumdungen seiner Denkart sehen konnte, so wehe mußte es ihm thun, daß die freien und losen Scherze seiner Tafel und seines vertrauten Kreises hinausgetragen wurden; denn bei aller Freiheit seiner religiösen Ansicht war er stets edel genug, die Schwachen zu schonen, hätte dies auch nicht die Politik gefordert. In Sendschreiben, die er durch die ganze Christenheit laufen ließ, ließ er sich zu einem ordentlichen Katechisationsexamen durch alle Hauptpunkte römisch-katholischer Rechtgläubigkeit herab, und bekannte sich zu jedem Dogma des Katechismus. Er mußte die öffentliche Meinung zu versöhnen suchen, da der Papst jeden gütlichen Antrag stolz zurückgewiesen hatte, alle Fürsten und Völker aufbot zum Kreuzzug wider ihn, der „das Thier der Offenbarung sei, das aus dem Meere aufgestiegen, voll Namen der Lästerung."

Wohl berechnet auf das Volk war diese Deutung von Weissagungen der Apokalypse auf den Kaiser, als den Vorläufer des Antichrist. Dagegen behauptete Friedrich, der Papst selbst sei das Thier, von welchem geschrieben stehe: „Ein anderes Pferd stieg aus dem Meer auf,

das war roth, und der darauf saß, nahm den Frieden von der Erde hinweg, damit die Lebendigen sich unter einander erwürgeten."

In Deutschland war die Wirkung des Bannfluchs schwach; es zeigte sich, wie klug Friedrich vorgesehen hatte, als er die Geistlichkeit für sich gewann. Alle Prälaten dieser Lande mahnten den Papst zur Aussöhnung mit dem Kaiser, welchem sie als Fürsten des Landes Treue schuldig seien. Der Geiz und die Erpressungen des römischen Hofs verschlossen auch an andern Orten seinem Weheruf und heiligen Eifer die Ohren.

Frankreichs Ritterschaft, die er zum Kreuzzug wider den Kaiser aufrief, der König Ludwig selbst und dessen Bruder, Robert von Artois, dem er Friedrichs Kronen anbot, erwiederten ihm: „Nach welchem Rechte kann der heilige Vater einen so großen Fürsten, der keinen in der Christenheit über sich und keinen Gleichen neben sich hat, mit frechem Uebermuth verdammen und absetzen wollen?" In England jedoch war der eigene Schwager des Kaisers so schwach, den Bann selbst in London bekannt machen zu lassen, und in der Lombardei erhitzten die Bettelmönche den Pöbel; ihnen stellte Friedrich ihren ehemaligen General, den vom Papst beleidigten Bruder Helias, entgegen.

Dieser, beredter als alle seine Bettelmönche, löste überall den von ihnen ausgesprochenen Bann wieder auf, und predigte auf den Gassen von der Simonie und den Lastern des römischen Hofes, von dem üppigen und unwürdigen Leben des Papstes, der keine seiner Kirchenregeln selbst beobachte, die Gelder, die fürs heilige Land gesammelt werden, in seinem Beutel behalte, und seine Verschwörung gegen das Reich, jede Ungerechtigkeit, jeden Trug, jeden Verrath und Raub mit dem ehrwürdigen Namen der Religion decke. Alle geheimen Ränke und das ganze Treiben des päpstlichen Kabinets enthüllte dieser Ueberläufer desselben.

Während Friedrich gegen die Lombarden das Schwert wandte, säuberte er durch die kräftigsten Maßregeln sein sicilisches Königreich. Die Bettelmönche wurden verjagt, wiederholt betretene Aufruhrprediger mit dem Bleimantel bekleidet und in den Feuertiegel gesetzt; Geistliche, die sich Gottesdienst zu halten weigerten, wurden gepfändet und besteuert, die, welche Schreiben oder Befehle Gregors ins Land brachten, gehangen, zweifelhafte Beamte entsetzt, zweifelhafte Barone zum Zuzug nach dem kaiserlichen Heerlager in der Lombardei gegen Sold gezwungen.

In Oberitalien traten Alberich von Romano, der Markgraf von Este und der Graf von San Bonifacio zu den Welfen über; aus Furcht die Letztern, weil sie ihre Freiheit oder ihr Leben gefährdet glaubten; der Erstere in Folge eines teuflischen, von Ezelin erdachten Planes. Um, welche Partei auch siege, zu gewinnen und sicher zu stehen, verabredete Ezelin mit seinem Bruder Alberich, daß er unter die Fahne des Papstes und der Welfen trete, damit sie sich durch geheimen Verkehr die Hülfsquellen und Absichten beider Parteien stets mittheilen und den großen Kampf derselben für die Erhöhung der Macht ihres Hauses ausbeuten könnten. Dem Kaiser brachte Ezelin den Verdacht bei, daß der Markgraf und der Graf mit Alberich verschworen seien; zugleich warnte er diese vor einem Anschlag des Kaisers wider sie. So vertrieb er seinen Nebenbuhler, den Markgrafen, dem der Kaiser persönlich geneigt war, und machte sich selbst diesem um so nothwendiger. Der Kaiser schenkte ihm desto größere Macht und größeres Vertrauen, und Ezelin mißbrauchte des Kaisers Namen und die ihm vertraute Gewalt, sich zum unabhängigen Herrn im obern Italien nach und nach aufzuwerfen.

Während Friedrich ihm und andern Getreuen die Vertheidigung der Lombardei überließ, griff sein Sohn Enzio, den er zum Vicekönig von Italien ernannte, die Mark Ancona an, er selbst brach in Spoleto ein, und im Februar 1240 war ihm Alles, selbst Viterbo, unterworfen. Sein Heer stand in der römischen Campagna, und der von den Gibellinen in der Stadt und von seinen eigenen Kardinälen bedrängte Papst suchte um einen Waffenstillstand an. Der Kaiser gewährte ihn. Kaum war er hinweg, so verwarf ihn der Papst, weil die Lombarden nicht darin begriffen seien. Friedrich war zu schwach, Rom, dessen Pöbel zu fanatisiren dem Papst durch eine feierlich-religiöse Komödie gelungen war, selbst anzugreifen. Er eilte nach Apulien, wo Reinald von Urslingen aufwiegelte, erdrückte den Aufruhr, sammelte ein Heer und Geld, und wandte sich wieder nach Mittelitalien.

Im obern Italien erlag der edle Salinguerra, als achtzigjähriger Held, den vereinigten Anstrengungen der Welfen durch Verrath. Ferrara, wo er so lange mit fürstlicher Macht, als der beste Bürger der Stadt, gewaltet hatte, ergab sich nach fünfmonatlicher Gegenwehr den Welfen. Friedrich dagegen gewann schnell Ravenna, das vor Kurzem von der Gibellinenpartei abgezogen worden war, und umlagerte Faenza. Der

Papst suchte indessen alle Völker der Christenheit zur Rettung der bedrängten Kirche in Bewegung zu bringen. Die Mailänder wollten sich nicht so weit von ihrer Heimath durch die kaiserlichen Heere abschneiden lassen. Der Herzog von Oesterreich, der mit Hülfe des Böhmenkönigs sein Land wieder erobert hatte, wurde durch den Kaiser eben so klug als schnell von der päpstlichen Partei abgezogen, indem er ihn in alle seine Würden wieder einsetzte, und dadurch an ihm einen lebenslänglich treuen Anhänger gewann. Im übrigen Deutschland wankte Niemand in der Treue gegen den Kaiser, als der sonst so anhängliche Bayernherzog Otto, welchen der Papst durch das Anerbieten der Krone und seine bigotte Gemahlin Agnes für sich zu stimmen strebte.

Vor Allen treu waren die deutschen Städte und unter den treuen zeichneten sich besonders die schwäbischen und fränkischen aus. Die Urkunden sind verloren gegangen, aber es ist unzweifelhaft: um diese Zeiten gab die Politik Friedrichs, der die Städtefreiheit sonst nicht liebte, den deutschen Städten jene großen Freiheiten, mit welchen sie gleich darauf hervortraten. Der Dank dafür wohl war es, daß sie nicht nur allen Versuchungen und Banndrohungen des Papstes widerstanden, sondern, daß die schwäbischen Städte treue Fähnlein ihm nach Italien sandten, wie die drei Waldstädte Uri, Schwyz und Unterwalden schon früher gethan und dafür von ihm für ewige Zeiten die Reichsfreiheit erhalten hatten.

Auch die deutschen Fürsten rüsteten sich, dem Kaiser nach Italien zuzuziehen. Nur die Venetianer landeten in Apulien, um Friedrich von dem Papst und dem belagerten Faenza abzuziehen. Aber dieser setzte die Belagerung ohne Unterbrechung fort.

Fünfundzwanzigstes Hauptstück.

Der Papst, von einem großen Theil seiner römischen Kardinäle im Stich gelassen, wollte sich durch eine „allgemeine Kirchenversammlung" in Rom verstärken. Friedrich ließ in alle Lande, deren Prälaten er für seine entschiedenen Feinde halten mußte, seine Schreiben ausgehen, worin er sie höflich warnte, nicht nach Rom zu gehen, weil

er ihnen sicheres Geleit zu seinem Widersacher weder geben könne noch wolle. Dasselbe schrieb er den Königen und Fürsten, ließ die Gebirgspässe besetzen und an alle Getreue des Reichs Befehle ergehen, die Priester nicht durchzulassen; er versprach Jedem, der einen finge, dessen Geld und Gut als Lohn.

Dennoch stahlen sich unter allerlei Verkappungen Erzbischöfe und Bischöfe aus Frankreich, England und andern Landen nach Genua, um von hier aus zur See nach Rom zu kommen. Die Genueser Flotte nahm ihre vornehmen Passagiere auf. Mit der größten Feierlichkeit unter Psalmengesängen und Jauchzen des Volks lief sie aus und steuerte in stolzer Zuversicht ihrem Ziele zu, als sie am 3. Mai 1241 auf der Höhe von Meloria angegriffen wurde. Der sie angriff, war der kühne Enzio, der, eben so ein Held zur See wie zu Lande, den Befehl der sicilischen und pisanischen Flotte übernommen hatte. Die kostbare Ladung und der Haß der Pisaner und Genueser machten den Kampf zu einem furchtbaren. Als die Schlacht entschieden war, hatte der König drei genuesische Schiffe in den Grund gebohrt, über zweitausend Mann in den Wellen begraben, zweiundzwanzig Galeeren erobert, und auf denselben drei päpstliche Legaten, über hundert Erzbischöfe und Prälaten, die Gesandten des Lombardenbundes und über viertausend genuesische Bürger zu Gefangenen gemacht.

Das Geld, welches mit Scheffeln gemessen wurde, und die Kostbarkeiten theilten die Pisaner und die Kaiserlichen in gleiche Theile. Ueber die Prälaten aber und die andern Gefangenen fragte Enzio seinen Vater, was er mit ihnen anfangen solle. Scherzend antwortete der erfreute Kaiser mit einem Wortspiel, und sie wurden demgemäß, theilweise in silbernen Fesseln, zur See nach Neapel geführt und dort in die festen Schlösser vertheilt.

Drei Wochen zuvor hatte sich nach heldenmüthigster Gegenwehr Faenza dem Kaiser ergeben: Beide, Belagerer wie Belagerte, hatten das Aeußerste versucht, Friedrich, als ihm das Geld ausging, seine Kleinodien verpfändet, sein Silber eingeschmolzen und, als dies nicht reichte, Münzen aus Leder prägen lassen, die er nachher mit der Beute der Stadt einlöste. Und zu gleicher Zeit fielen, außer Bologna, nicht nur alle Städte der Romagna, sondern, ein Hauptgewinn, Benevent, die mächtige Stadt des Papstes und der Feuerheerd, von wo aus er seit lange die Empörungen im sicilischen Reich schürte.

Diese Schläge nach einander erfüllten den Papst mehr mit Wuth als mit Schrecken. Er fuhr fort, alle Aussöhnungsvorschläge des Kaisers trotzig zu verwerfen. Nur das Loos der gefangenen Prälaten, die, an alle Weichlichkeiten des Lebens gewöhnt, in den Mückenstichen und in der Hitze des südlichen Sommers Höllenqualen sahen und ihn unaufhörlich anjammerten, brachte den, dem Kaiser gegenüber, unbeugsamen Gregor dahin, daß er mit elegischen Bitten bei dem Kanzler Pietro sich für sie verwandte. Der Kaiser aber wußte wohl, daß die Prälaten in den Augen der großen Masse noch heilig gelten, und die Gläubigen das, wozu ihn gerechte Nothwehr gedrungen hatte, so ansehen würden, als hätte er Hand an das Heilige gelegt. Wie der Papst die Welt mit seinen Klagen über des Kaisers Arglist und Gewaltthat überschwemmte, rechtfertigte er darum selbst in offenen Schreiben seine kühne Vereitlung der Kirchenversammlung.

Enzio und Ezelin hatten in der Lombardei die Oberhand; der Kaiser aber ging auf Rom zu. Alle Städte und Schlösser um die alte Weltstadt waren schnell in seiner Gewalt.

Der Papst sah sich in Rom eingeschlossen. Sein bisheriger Feldherr, der Kardinal Colonna, focht jetzt auf des Kaisers Seite wider ihn; die Dünste, welche die große Hitze in der ungesunden Stadt entwickelte, griffen seine Gesundheit an. Trotzig hatte er so eben noch jede andere Bedingung, die der Kaiser antrug, verworfen und unbedingte Unterwerfung unter den heiligen Stuhl gefordert. Aber das Gehäus des ungebeugten Geistes war morsch, und als seine festeste Burg, welche er von den Geldern, die er fürs heilige Land gesammelt, erbaut hatte, mit allen seinen Nepoten in Friedrichs Hände fiel, sank er, durch diesen letzten Schlag zusammenbrechend, in die Grube, am 21. August 1241, und sein Gegner, der Kaiser, konnte an alle Fürsten schreiben: „Er, der jeden Frieden zurückwies und ewige Spaltungen bezweckte, der so viele in die Gefahr des Todes brachte und den Kaiser, den Augustus, zu besiegen hoffte, hat nicht einmal das Ende des sich rächenden Augusts überleben können. Ob wir gleich durch offenbares Unrecht, das wir von ihm erlitten, Ursache zum Haß hätten, so bedauern wir doch seinen Tod."

Zu dem Letzten hatte Friedrich allen Grund. In der Person Gregors bekämpfte er bisher die Herrschaft der Kirche, und er war eben im Begriff, diese zu Boden zu werfen: da entzog ihm der Tod den

sichtbaren, der Welt verächtlich gewordenen Feind, und an seine Stelle trat die Idee der Kirche,. etwas in den Augen der ganzen Christenheit Geheiligtes. Schmerzlich fühlte er die Veränderung, die dadurch der Kampf annahm.

Er ließ alle Feindseligkeiten im Kirchenstaat einstellen und erklären, wie er stets nicht gegen die Kirche, sondern gegen seinen Erzfeind Gregor, gekämpft habe; ja er ließ selbst zwei gefangene Kardinäle frei, um an der Papstwahl Theil zu nehmen; aber der neugewählte Papst Cölestin IV., ein Mailänder, erlag schon am siebenzehnten Tage dem Alter und der Schwachheit.

Friedrich hatte indessen auch durch einen großen Sieg zweier seiner Söhne auf deutschem Reichsboden seinen Namen zu verherrlichen Gelegenheit gehabt.

Die theilweise Waffenruhe in Italien, welche viele Streitkräfte überflüssig machte, benützte Friedrich, Enzio mit viertausend Reitern und vielem Fußvolk nach Deutschland zu senden.

Weltverwüstend waren aus Hinterasien die Mongolen, ein barbarisches Volk, hervorgebrochen. Dschinggis-Khan und sein Sohn Oktai hatten an der Spitze tartarisch-mongolischer Horden, die wie ein neuer Völkerwanderungsstrom daherrauschten, Rußland erobert, und während die Hauptmasse in Ungarn eindrang, war ein tartarischer Heerhaufe unter Batu durch Polen sogar in Schlesien eingefallen. So war Deutschland von Osten her in äußerster Gefahr, im Jahre 1241.

Schlesien war damals bereits durch Ansiedlungen betriebsamer Deutscher bevölkert und deutscher Geist war im Lande über den slavischen mächtig, Schlesien war deutsch geworden. Schon hatten die Tartaren Oberschlesien verwüstet, als Herzog Heinrich II. von Liegnitz und Breslau, aus dem mit dem Staufischen Geschlecht mehrfach verwandten polnisch-schlesischen Fürstenhause, mit den deutschen Ansiedlern und den Deutschordensrittern aus Preußen sich bei Liegnitz am Riesengebirge den Feinden entgegenstellte.

Fünf- bis sechsmal überlegen an Zahl waren die Tartarenhorden. Zwei Tage lang hielt das kleine deutsche Heer in der Tartarenschlacht an der Oder auf dem Schlachtfeld bei Liegnitz, das noch heute die „Wahlstatt" heißt, im Kampfe aus, bis es mit seinem edeln Herzog der Uebermacht erlag. Die Tartaren aber hatten auch ihrerseits großen Verlust erlitten, sie kehrten um und wandten sich nach Olmütz. Bei

der Belagerung dieser Festung kam ihr Führer Batu um. Sie wandten sich nun nach Ungarn, und vereint mit den Mongolen, drohten sie, die Donau aufwärts, in das südliche Deutschland einzudringen. Gregor log, der Kaiser übertreibe die Mongolengefahr und stehe selbst in geheimem Bund mit den Heiden; er sandte Bettelmönche an dieselben, um den Großmogul zu bekehren. Dieser ließ dem Papst befehlen, fußfällig ihn um Gnade zu flehen. Den Kaiser ließ er auffordern, ein Hofamt am Mongolenhof auszusuchen; lächelnd erwiederte Friedrich, er verstehe etwas vom Vogelfang und gäbe einen guten Falkner. Zugleich rief er alle Fürsten der Christenheit zum Schutz der bedrohten Lande auf, und mit einer großen Heeresmacht zog König Konrad an der Donau hinab, wo Enzio zu ihm stieß. Die Barbaren wurden an einem Seitenfluß der Donau geschlagen; im nächsten Jahre schlug sie Friedrich von Oesterreich mit seinen Verbündeten zum zweitenmal, und der Tod ihres Großkhans Oktai rief die Mongolenhorden für immer von diesen Grenzen zurück.

Durch Ehrgeiz und Eifersucht unter sich uneins, konnten die Kardinäle sieben Vierteljahre sich zu keiner neuen Papstwahl vereinen.

Umsonst machte der Kaiser ihnen heftige Vorwürfe, umsonst ließ er zur Beschleunigung der Wahl alle gefangenen Prälaten frei, verschwendete Bitten und Drohungen: es war unverkennbar, die Scharfsichtigeren im Kardinalskollegium wollten den Bann des Kaisers verlängern und die Verwirrung nähren, um der Kirche in der Zwischenzeit eine vortheilhaftere Stellung ihm gegenüber zu gewinnen.

Erst als Friedrich Waffengewalt anwandte, als seine Sarazenen in das römische Gebiet einrückten und die Güter mehrerer Kardinäle verwüsteten und brandschatzten, um sie zur Wahl zu zwingen und den von seinen Feinden verbreiteten, ihm in der Meinung der Völker höchst nachtheiligen Vorwurf, als hindre er die Wahl, zu entkräften; als zu gleicher Zeit Frankreich drohte, bei längerem Zögern der Kardinäle sich selbst einen Papst jenseits der Alpen zu wählen: da erhoben sie am 25. Juni 1243 Sinibald Fiesko, aus dem Genueser Hause der Grafen von Lavagna, auf den päpstlichen Stuhl, und er nannte sich, ein bedeutsames Zeichen, Innocenz IV.

Jetzt mußte es sich entscheiden, ob Kirche und Kaiserthum Frieden schlössen oder der Kampf neu aufgenommen würde.

Friedrich hatte bedeutende Vortheile voraus, besonders den des

baaren Geldes: seinen Schatz hatten die von Gregor in England und Frankreich zusammengepreßten Summen bereichert, die er theils bei den Legaten auf der Genueser Flotte erbeutete, theils bei den Agenten Gregors, die sich nach seinem Tode damit in ihre Geburtsorte versteckt hatten, in Beschlag nahm. Aber sein Geist war nicht mehr der heitere, frische und starke wie früher, und es scheint, als hätte der Tod ihm tiefere Wunden geschlagen als alle Feinde.

Aus seinem Königreich Jerusalem kamen sehr ungünstige Nachrichten, auch war sein Freund im Morgenlande, der edle Kamel, gestorben; er war bis in die letzte Zeit in Freundschaft und Briefwechsel mit ihm gestanden.

Am 1. Dezember 1241 riß der Tod die schöne Isabelle, seine Gemahlin, von seiner Seite, und am 2. Februar 1242 starb zu Martorano sein Sohn, der entthronte König Heinrich.

Bisher hatten die politischen Verhältnisse und Verwicklungen mit dem Papst und den Lombarden dem Vater nicht gestattet, ihn, der Alles von einem Umschwung hoffte und trotzig blieb, frei zu lassen: nach Gregors Tode, aller Orten siegreich, rief ihn der Kaiser zu sich. Der unglückliche Fürst aber, aus Haß gegen seinen Vater, aus Stolz und aus Verzweiflung, daß jetzt, nach dem Unterliegen seiner Verbündeten, die letzte Hoffnung der Krone für ihn verloren war, riß und spornte, als er aus seiner Felsenveste seinem Vater entgegenreiten sollte, — sein Pferd über die Brücke in den Abgrund und zerschmetterte sich.

Den Kaiser, den der Stolz des lebenden Königs der Milde unzugänglich gemacht, bewegte der Tod des Sohnes so tief, daß er an seinem Grabe weinte, und sich selbst mit David verglich, wie er seinen Erstgebornen, Absalon, betrauerte. Er ließ überall in seinem Reiche Seelenmessen für ihn lesen und alle heiligen Trauergebräuche beobachten, wie sie einem Könige geziemen.

Der Tod dieses Sohnes, so wird erzählt, warf auch einen dunkeln Schatten auf die Freundschaft zwischen dem Kaiser und Pietro; denn Pietro soll früher seinen Herrn zu den harten Maßregeln wider seinen Sohn getrieben haben.

Sechsundzwanzigstes Hauptstück.

Der Kaiser ließ in allen Städten des Reichs ein Te Deum singen, als er vernahm, daß Sinibald Fiesko, sein Freund, Papst geworden.

Der neugewählte Papst meldete durch eine Gesandtschaft unter Freundschaftsversicherungen seine Erhebung. Es war dies die letzte Artigkeit von Sinibald Fiesko; denn zu gleicher Zeit bestätigte der Papst Fiesko, d. h. Innocenz IV., den Bannfluch Gregors wider den Kaiser, und Pietro und Thaddäus von Suessa, dessen Abgesandte, um ihn zu beglückwünschen, waren dadurch eben so überrascht als bestürzt. Er antwortete höflich auf ihre Klagen, diesen Schritt habe die Würde der Kirche erfordert, er wünsche aber von ganzem Herzen die Aussöhnung mit dem Kaiser.

Friedrich sah jetzt klar das heraufziehende Wetter. „Ich habe einen Freund," sprach er, „unter den Kardinälen verloren, und werde einen Feind auf dem päpstlichen Stuhl wiederfinden; kein Papst kann Gibelline sein."

Innocenz IV. war das Gegentheil seines Vorgängers, des leidenschaftlichen Gregor. Er war fast nur kalter Verstand, der Mensch ganz im Priester aufgegangen. Sich fühlte er als einen starken Geist, die Menschen als Masse verachtete er. Von dieser Stirn war jede Spur sittlicher Scham gewichen. Auf diesem Mund saß der Egoismus in seiner ganzen Furchtbarkeit. Der grenzenlose Stolz, der sein Herz füllte, fand sein Ziel, als er Papst war und die Kirche mit sich identificirte: Befriedigung seines Stolzes aber glaubte er erst zu finden, wenn der Kaiser und die Welt zu seinen Füßen lägen.

Aber selbst die Begier nach dieser Herrschaft war bei ihm ohne alle Hast, ohne alles Feuer; da auch, wo selbst kältere Menschen glühen, blieb er eisig; kalt bedacht maß er jedes seiner Worte, jeden Schritt. Er unterhandelte mit Friedrich nur, um Zeit zu einer festeren Stellung zu gewinnen.

Zuerst trugen seine Antworten allen Schein des guten Willens und der Mäßigung, aber sie waren so, daß er, je nachdem er wollte, ihnen eine andere Wendung geben konnte. Kaum saß er in Rom fest, so spannte er die Saiten höher; der Ton, den er gegen den Kaiser annahm, ward zurückhaltend, noch zweideutiger, bedrohlich. Zuerst ar-

beitete er, von den Waffen, womit der Kaiser ihn in Rom umschlossen und wie gefangen hielt, sich zu befreien, verschwor sich mit den Welfen des nahen gibellinischen Viterbo, wo der kaiserliche Statthalter Unzufriedenheit erregt hatte, ließ es geschehen, daß sein Kardinal, Rainer Capoccio, Kriegsvolk in Rom sammelte, nach Viterbo führte, die Stadt zum Abfall vom Kaiser brachte und den kaiserlichen Statthalter in der Burg belagerte.

Der Kaiser sandte seinen Eidam, den Grafen von Caserta, nach Viterbo; der Papst zweitausend fünfhundert Unzen Goldes dem Kardinal für seine Söldner. Der Graf von Caserta wagte den Kardinal nicht anzugreifen und wollte die Ankunft des Kaisers abwarten. Friedrich kam; er hatte der Stadt kurz erst die größten Freiheitsbriefe gegeben; es lag ihm Alles an ihrem Besitz, er bot die freundlichsten Bedingungen. Der Kardinal beredete die Bürger, diese Anerbietungen seien Trug; Friedrich habe geäußert, und hätte er schon einen Fuß im Paradies, so wollte er ihn zurückziehen, um sich an Viterbo zu rächen. Die Bürger glaubten dem Kardinal. Friedrich stürmte, der Sturm mißlang. Er rüstete zum zweiten Sturm griechisches Feuer, Leitern, Thürme von neuer Art. Am 10. November begann der Sturm, die Kaiserlichen aus der Burg fielen heraus, aber „Stimmen vom Himmel" befeuern die Belagerer zur muthigsten Gegenwehr; ein neunjähriges Mädchen zieht einen kaiserlichen Pfeil mit den Zähnen sich aus dem Arm und fährt fort, ihren Mitbürgern Waffen, Steine herbeizutragen; Weiber erfrischen die Vertheidiger mit Getränken; Mönche zeigen Reliquien; der Kampf schwankt hin und her.

Da, plötzlich, sehen die Stürmenden, die an den Mauern hängen, ein Feuermeer unter sich. Die Belagerten sind durch unterirdische Gänge in den Wall gedrungen und haben das Brennmaterial, womit die Kaiserlichen den Graben gefüllt, unlöschbar angezündet. Die Kaiserlichen weichen über den Graben zurück. Die Bürger fallen heraus, als der Nordwind von der Stadt her die Flammen gegen das kaiserliche Lager treibt. Friedrich befehligt im dichtesten Gedräng. Ein Pfeil stürzt an seiner Seite einen Ritter vom Pferd; es entsteht das Geschrei: „Der Kaiser ist gefallen!" Die beiden Flügel des kaiserlichen Heeres ergreifen die Flucht; der Kaiser sprengt mit seinen Trompetern vor; er nimmt den Helm ab, um sein Angesicht zu zeigen und die Fliehenden zu halten. Umsonst; es bleibt ihm nichts, als das Mitteltreffen, wo er selbst

siegreich gefochten hat, auch zurückzuziehen, und dadurch den Rückzug des Heeres ins Pisanische zu decken. —

Einen ganzen Tag verschloß er sich in sein Zelt, im Schmerz über diesen Verlust.

Die Folgen dieses Unfalls waren unendlich größer, als der Unfall selbst. Städte und Edle, die erst kurz die Welfenfarbe mit der gibellinischen vertauscht hatten, fielen wieder ab. Vercelli, Alessandria und andre kleinere Republiken, die Markgrafen von Montferrat und Malaspina traten zum Papst; Enzio vermochte nicht, seine Gemahlin Adelasia vom gleichen Schritt abzuhalten.

Je mehr und je nähere Anschlußpunkte ringsum die mächtigen Welfenhäupter Mailand, Genua, Venedig und der Papst boten, desto schneller und gefährlicher konnte der Abfall um sich greifen. Zwei Bettelmönche wurden aufgefangen, welche des Papstes Aufforderung zu einer neuen Königswahl nach Deutschland tragen sollten.

Im heiligen Lande erlag die Macht der Christen für immer den Mameluken Egyptens und dem Sturm der Chowaresmier: die heiligen Städte wurden verwüstet, der Kern der Ritterschaft aufgerieben. Die Friedensbrüchigkeit der Templer gab den Anlaß; aber die von den Bettelmönchen bearbeitete Stimme der Christenheit klagte den Kaiser an, „der im Kampfe mit dem Papst und freien Bürgern sich abmühe, statt, wie es ihm als König von Jerusalem zieme, die heiligen Orte zu schirmen.“ Der neue Papst hatte einen neuen Enthusiasmus für die Kirche erweckt. Er stand da in der Glorie des Glaubensfürsten, der Kaiser in dem nachtheiligen Schatten des Ungläubigen, des Ketzers, des Heidenfreunds, der Christenthum und die Christenheit dem Untergang preisgegeben habe.

Friedrich glaubte diesen Zeitpunkt nicht günstig für sich, um den Kampf gegen die Kirche fortzusetzen. Die religiös-freie Bewegung des Geistes hatte er dem Papstthum, wider den sie ging, selbst unterdrücken helfen, die Religiös-Freien hatte er selbst verfolgt, ihre großen Brüderschaften zerstreut und zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen: der Aberglauben hatte wieder breitern Boden, als lange her, gewonnen, und fest und sichrer thronte das Papstthum wieder auf dieser breiten Unterlage des frommen Kinderglaubens der Völker. Diese Erfahrungen machten Friedrich scheu; er hatte bisher die Macht des Unsinns und der Dummheit nicht genug in Berechnung genommen. So ward Frie-

*

den, Aussöhnung mit der Kirche und der öffentlichen Meinung seine Losung.

Nach langen Verhandlungen kamen am 31. März 1244 die vorläufigen Friedensbedingungen zu Stande. Pietro, Thaddäus und der Graf von Toulouse waren des Kaisers Bevollmächtigte hiebei. Friedrich sollte der Kirche und ihren Anhängern alles Gebiet zurückgeben, den gefangenen Prälaten und Genuesen Schadenersatz leisten; öffentlich erklären, daß ihm seine Verachtung des Banns leid thue, und er sich Kirchenbußen unterwerfen wolle; erklären, daß der Papst in geistlichen Dingen unbeschränkte Gewalt habe über alle Könige und Fürsten; endlich sollte er allgemeine Amnestie, dem Adel in der Romagna und der veronesischen Mark Freiheit vom persönlichen Lehendienst und manches Andere zugestehen. Dafür sollte er vom Banne losgesprochen und im Besitz aller Ehren und Lande unangefochten bleiben.

So hart, ja so demüthigend diese Bedingungen, so sehr alle Vortheile dabei auf Seiten des Papstes und der Welfen waren, Friedrich zeigte sich, da der Freiheit der Lombarden mit keinem Worte darin gedacht und ihm hierin freie Hand gelassen war, geneigt zur Annahme.

Das hatte der Papst nicht erwartet. Er hatte sich nur, um Zeit zu gewinnen, jetzt in Unterhandlungen eingelassen; er wollte, um wirklich zu unterhandeln, erst eine freie Stellung für sich haben; in Rom fühlte er sich noch immer, trotz Viterbo's Befreiung, in des Kaisers Gewalt, der, wenn er die Bedingungen nicht halten wollte, leicht ihn gefangen nehmen könnte: der kühne Streich bei Meloria lehrte, wie wenig sich Friedrich an die Unverletzlichkeit des Hohenpriesterthums band. Der Papst Innocenz IV. hatte als vollgültiges Sühnopfer für das, von dem Hohenstaufen in seinem Lebenskeim verletzte Papstthum nur den Untergang desselben anzunehmen beschlossen, um in dem Sturz dieses „Erzketzers der Christenheit" eine schreckende Warnung zu geben, die Heiligkeit des Papstthums, der Priesterlehre und der Kirchenverfassung nicht anzutasten.

Zuerst verlangte er, um die Unterhandlungen hinauszuziehen, daß Friedrich vorher die Bedingungen erfüllen und dann erst vom Banne losgesprochen werden solle. Friedrich erbot sich einen Theil der Bedingungen zu erfüllen, verlangte aber nach diesem die Lossprechung und eine persönliche Zusammenkunft mit dem Papst.

Jetzt brachte der Papst den bisher zurückgehaltenen Lombardenpunkt

zur Sprache. Er sagte, auch diese müssen in den Frieden eingeschlossen werden, sonst könne derselbe von ihm nicht anerkannt werden. Zugleich äußerte er gegen die englischen und französischen Gesandten: wenn den Lombarden nicht ihr volles Recht und sichrer Friede werde, wolle er ihnen auch nach der Lossprechung des Kaisers beharrlich in ihrem Kampfe wider denselben beistehen.

Friedrich erbot sich, auch über die Streitigkeiten mit den Lombarden, soweit diese vor den Bann fallen, Innocenz als Schiedsrichter anzuerkennen; mit einzigem Vorbehalt, daß er ohne Zustimmung der deutschen Fürsten nichts eingehen könne, was gegen Festsetzungen des Constanzer Friedens wäre. Zugleich aber verband er mit dieser Nachgiebigkeit des Diplomaten die Energie des Feldherrn.

Er besetzte alle Brücken und Straßen nach Rom, um kein Geld, das die Bettelmönche und Legaten allenthalben auftrieben, in die Schatzkammer des Papstes zu lassen. Konrad, der deutsche König, mußte von der andern Seite her die Alpenpässe sperren, die kaiserliche Flotte an der toskanischen Küste kreuzen. Auf die letzten Mittheilungen Friedrichs erklärte Innocenz, um dem Kaiser näher zu sein und die Unterhandlungen zu erleichtern, werde er sich nach Sutri begeben. Er eilte mit allen Kardinälen nach Sutri. Der Kaiser freute sich der Annährung. Die Freude ging in Bestürzung über, als ihm seine Kundschafter meldeten, die Genueser Flotte sei vor Civita Vecchia erschienen. Er sandte schnell zweihundert Reiter ab, eine etwaige Flucht des Papstes zu hindern. Zu spät. Das Schicksal wollte es anders.

Lange hatte sich Innocenz damit getragen, außerhalb dem Bereich des Kaisers eine Kirchenversammlung zu halten. Die Genueser waren seine Landsleute. Ein Bettelmönch, Bojolus, hatte in tiefstem Geheimniß mit dem Podesta von Genua und den Neffen des Papstes die Mittel zu seiner Flucht verhandelt. Die Genueser Flotte war unter dem Vorwand, wider die Seeräuber zu kreuzen, ausgelaufen. Auf die Nachricht, daß sie vor Civita Vecchia zu seiner Aufnahme liege, war der Papst am 29. Juni 1244 nach Sutri geeilt, hatte in der ersten Stunde der Nacht, während in der Stadt große Vorbereitungen für das Peter- und Paulsfest gemacht wurden, geringe Kleider angelegt, einen Renner bestiegen, war, ohne stille zu halten, bis Civita Vecchia geritten und glücklich den kaiserlichen Reitern entkommen.

Er schiffte sich sogleich ein. Ein Sturm zwang ihn an der pisa-

nischen Insel Capraria vor Anker zu gehen. Auch hier blieb er unentdeckt, und erreichte glücklich darauf bei Porto Venere das genuesische Gebiet. Nach drei Tagen der Erholung zog er feierlichst in Genua ein. „Gesegnet ist, der da kommt im Namen des Herrn," sang der Chor des Volks. „Unsere Seele ist entronnen, wie ein Vogel aus dem Stricke des Voglers; der Strick ist zerrissen und wir sind los!" (Ps. 124, 7) antwortete im Wechselgesang der Chor der Ankommenden.

Auch dem Kaiser entfuhr, als er die glückliche Flucht hörte, eine Stelle der Schrift: „Der Gottlose entrinnt," rief er, „und Niemand verfolgt ihn" (Sprüche 28, 1). Diese Ueberlistung von Seiten des Papstes und des ränkevollen Genua's raubte dem Kaiser die Früchte langer Anstrengungen, jede Aussicht auf einen günstigen Frieden. „Wenn ich sonst," sagte er, „mit dem Papste Schach spielte, machte ich ihn gewöhnlich matt, oder gewann ihm doch einen Thurm ab; jetzt aber haben die Genueser ihre Hände aufs Schachbrett gelegt und machen, daß ich mein Spiel verliere."

Er befahl, das genuesische Gebiet zur See und zu Land und die Grenzen nach Frankreich hin aufs Strengste zu bewachen, und seine Eilboten flogen nach Deutschland, nach England. Innocenz erkrankte. In Furcht, in Genua eingeschlossen zu werden, ließ er sich krank weiter tragen. Die Krankheit wurde für tödtlich erklärt, die Welfen zitterten. Aber Innocenz genas. Unter dem Geleite des Markgrafen von Montferrat und des Grafen von Savoyen, über Asti und Susa durchs Gebirge, entkam er aus Italien und erreichte Lyon am 2. Dezember 1244, aller Wachsamkeit des Kaisers zum Trotz.

Siebenundzwanzigstes Hauptstück.

In Lyon war der Papst frei. Fast in der Mitte zwischen Deutschland, Italien und Frankreich, war Lyon eben so gut gelegen für eine allgemeine Kirchenversammlung, als für seine Unabhängigkeit, und falls es nöthig wäre, für seine weitere Flucht.

Lyon war zwar eine Stadt des römisch-deutschen Reichs, aber mehr dem Namen als der That nach. An Freiheit und Macht fast Mai-

land gleich, hing sie eigentlich nur in gewissen Beziehungen von ihrem Erzbischof ab, und hatte auch der Kaiser in diesen Landen Rechte und Ansehen, so war doch der Einfluß des Papstes seit lange überwiegend: päpstliche Kriegsvölker hatten diese Lande, als „Kreuzheer" wider „die Ketzer," lange genug besetzt. Nach Italien hin deckte ihn in dieser Stadt der Savoyer; nach Deutschland hin schützten ihn die kirchlichgesinnten Fürsten Lothringens und der Niederlande; von der Meeresküste war aragonischer Schutz, aus den englisch-französischen Gebieten englische Hülfe nahe. Von hier aus konnte er endlich am schnellsten nach allen Seiten hin seine Blitze schleudern.

Und er schleuderte sogleich von hier aus aufs Neue den Bann wider Friedrich, als gegen den „Antichrist und Höllendrachen, dessen Worte honigsüß, dessen Werke gallicht bitter seien, der Anfangs mit Verheißungen schmeichle und locke, zuletzt wie ein Scorpion den grimmen Stachel einbohre, Menschenblut trinke und das Mark des Landes fresse." Er berief auf den Johannistag 1245 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Lyon.

Der Bann ward von allen Kanzeln Frankreichs und Englands verkündet, mit sehr verschiedenem Eindruck, sowohl unter Geistlichen als Weltlichen. Ein Pfarrer zu Paris war wohl nicht der Einzige seiner Art; er sprach nur laut aus, was Andere bloß dachten. „Daß zwischen dem Kaiser und dem Papst Streit ist, wissen wir," sagte er zu seiner Gemeinde; „wer aber Recht hat, wissen wir nicht. Mir ist befohlen, den Bann wider den Kaiser zu sprechen. Ich spreche ihn nun gegen den, auf dessen Seite das Unrecht ist; dem, der unschuldig das Unrecht leidet, ertheile ich die Lossprechung." Sobald Friedrich dies erfuhr, lohnte er es dem muthigen Pfarrer mit großen Geschenken, der Papst mit geistlichen Strafen.

Die Kirchenversammlung ward nur aus Frankreich, Italien, England und Spanien stark besucht, von Deutschland erschienen Wenige, von Ungarn Niemand, von dem sicilischen Reiche nur der Erzbischof von Palermo und Thaddäus von Suessa. Der Kaiser wollte sich vertheidigen lassen, und vor der Waffengewalt alle Mittel der Aussöhnung versuchen. Thaddäus eröffnete das Erbieten seines Herrn, für den christlichen Glauben alles Mögliche thun, das heilige Land befreien, die griechische und abendländische Kirche vereinen und der Kirche alles Unrecht vergüten zu wollen. Trefflich sprach Thaddäus, er gewann den

Beifall der Prälaten. Innocenz sah darin nur eine improvisirte Probe der Wohlredenheit; er zweifelte an einer eigentlichen Vollmacht zu diesem Erbieten. Thaddäus wies die Urkunde mit der goldenen Bulle.

Das überraschte Innocenz. Sich fassend rief er: „Ja, versprechen und nicht halten! er möchte, weil die Axt an der Wurzel liegt, die Kirchenversammlung gern belügen. Wer wird uns für die Erfüllung seiner Versprechungen bürgen?" „Die Könige von Frankreich und England," antwortete Thaddäus. „Nein," rief Innocenz mit eiserner Stirne; „diese Bürgschaft können wir nicht annehmen. Hält der Kaiser, wie ich voraussehe, seine Versprechen nicht, so hätte die Kirche statt Eines drei Feinde, und zwar die mächtigsten Fürsten der Erde." Damit hob er die erste Sitzung auf.

Vor der nächsten Sitzung hielt er eine heuchlerische Predigt, die er durch Thränen, Schluchzen und herzbrechendes Jammern häufig unterbrach. Dann überschüttete er in der Sitzung den Kaiser mit einer Flut gegründeter Beschwerden und niedriger Lügen und Verleumdungen. Kirchenraub, Meineid, Ketzerei, Freundschaft mit Sarazenen und Sarazeninnen, besonders die zahlreiche Anwesenheit dieser im kaiserlichen Harem, Gefangenlegung und Hinrichtung gottgeweihter Männer, Entweihung der Kirchengefässe, Vermählung einer seiner Töchter an den ketzerischen Griechenfürsten Batazes, bildeten die Hauptpunkte der Anklage.

Unerschrocken, eben so schön als schnell, widerlegte oder erläuterte Thaddäus jede einzelne Anklage und zeigte die Entstellungen und Mißdeutungen, die der Papst sich erlaubte. Die sarazenischen Frauen zog er nicht in Abrede; sie seien für künstliche Arbeiten, für Stickereien und Seidengewebe in den kaiserlichen Industrieanstalten; es sei dies gewiß kein Gegenstand eines Vorwurfs, diese Beschäftigung der Unterthanen seines Reichs, da ja der Papst Juden und Wucherer, wegen ihrer einträglichen Steuern, in seinen Landen so gern sehe, der Kaiser aber in seinem ganzen Reich der Art keinen dulde. Was Treubruch, Nichterfüllung schriftlicher Zusagen, welche der heilige Vater so sehr hervorhebe, betreffe, so habe man Beweise in Händen, daß beide Theile, der Papst und der Kaiser, einander so ziemlich darin nichts nachgeben. Dann bat er die Versammlung um eine Frist, damit er von seinem Herrn weitere Instruktionen einholen, oder dieser selbst, als der Angeklagte, erscheinen könnte, um sein Glaubensbekenntniß abzulegen.

„Gott behüte uns davor," fuhr Innocenz bei diesem Wort auf;

„ich fürchte die Fallstricke des Kaisers, denen ich kaum entrann. Kommt er, so verlasse ich die Versammlung. Ich habe keine Lust weder zum Märtyrerthum noch zur Gefangenschaft.“ Des edeln Thaddäus verständige Gründe suchte er durch Geschrei zu überbieten. Dennoch, alles Widerstands des Papstes ungeachtet, setzte Thaddäus am folgenden Tage, von Englands und Frankreichs Gesandten unterstützt, es durch, daß die kurze Frist von zwölf Tagen bewilligt ward.

Die von Thaddäus abgeschickten Eilboten trafen den Kaiser zu Turin. Zu Verona hatte er eben mit den Gibellinen der Lombardei, seinen Söhnen, den Königen Konrad und Enzio, den Herzogen von Oesterreich und Kärnthen, dem Markgrafen von Mähren und vielen italienischen und deutschen Herren eine Zusammenkunft gehalten, Maßregeln wider die Plane des Papstes und zur Ruhe Deutschlands besprochen, und den Beschluß gefaßt, persönlich vor der Kirchenversammlung zu erscheinen. Als er zu Turin die Vorgänge zu Lyon erfuhr, rief er: „Ich sehe, Innocenz ist entschlossen, mich zu verderben. Er will seine Rachgier an mir kühlen, weil ich seine genuesischen Seeräuber, seine Verwandten und seine Pfaffen gefangen legen ließ. Nie werde ich meine kaiserliche Würde so herabsetzen, mich vor diesem parteiischen Synodalgericht zu stellen.“

Dagegen sandte er Hermann von Salza, Pietro und den Bischof von Freisingen mit großen Vollmachten an die Kirchenversammlung. Der Papst hatte, während der Frist, die für den Kaiser gestimmten Prälaten auf alle Weise bearbeitet, und da die Frist von zwölf Tagen für die weite Hin- und Herreise eine äußerst kurze war und ablief, ehe der Kaiser oder seine Gesandten eintreffen konnten, eilte er, am 17. Juli 1245 eine neue Sitzung zu halten. Thaddäus drang nur noch auf drei Tage Frist; umsonst. Die meisten Prälaten wollten, weil es theuer in Lyon zu leben war, ihre Abreise beschleunigen.

Thaddäus, der unermüdet, klug und besonnen auch in der Zwischenzeit seinen Herrn vertheidigt und den Papst oft aus der Fassung, ja bis zu unverständigen Wuthausbrüchen gebracht hatte, protestirte gegen die Schritte der Versammlung und legte von dem gegenwärtigen parteiischen und ganz unvollständigen Gericht Berufung an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung ein. Es war lange schon ein Gedanke Friedrichs, eine allgemeine Versammlung der ausgezeichnetsten Mitglieder des geistlichen und weltlichen Standes zu vereinen, eine Versamm-

lung, worin die Intelligenz Europa's repräsentirt wäre, und welche, wahrhaft frei, nicht mehr bloß dem Namen nach, wie die bisherigen Concilien, die nur des Papstes Werkzeuge und Kreaturen waren, unter dem Vorsitz des Kaisers den Mißbräuchen des Papstthums entgegentreten, den alten Götzen stürzen, und den Priestern und den Völkern eine bessere Weise und Lehre geben könnte.

Der Papst aber entgegnete dem edeln Thaddäus, „das Concilium hier sei allgemein genug; die Fehlenden halte Friedrich durch seine Schlingen zurück; es wäre schändlich, um dieser Ausrede willen, den Ketzer und Rebellen wider die Kirche für seine vielen Vergehungen nicht sogleich von allen seinen Würden feierlich und förmlich abzusetzen, sondern die Absetzung noch zu verschieben. Das hieße seine Bosheit noch belohnen. Lange genug habe er die Geduld einer so ehrwürdigen Versammlung durch windige Einreden und Rechtfertigungen geprüft." Während er alle Beschuldigungen gegen den Kaiser wiederholen wollte, erhob sich der englische Gesandte, um den Papst nicht weiter schreiten zu lassen, und legte im Namen seines Herrn mündlich und durch Aktenstücke die ungeheuren Erpressungen der päpstlichen Legaten und Bettelmönche in England vor Augen, die jährlich an die 60,000 Mark Silbers von der Insel hinwegschleppen.

Der Papst sah, so lange der Gesandte sprach, nicht vom Boden auf. Zuletzt sagte er, der Gegenstand bedürfe längeres Erwägen. Jetzt fiel der Bischof von Berytus mit den Bedrängnissen des heiligen Landes ein. Aber der Papst ließ sich auf dieses so wenig als auf das Vorige ein, sondern kehrte zur Anklage des Kaisers zurück. Er ging alle Verhandlungen in seiner Art durch, er schämte sich nicht, die neue Lüge, als hätte der Kaiser durch einen Assasinen seinen Verwandten, den Bayernherzog, meucheln lassen, hier einzuweben, und schritt in Einem Zuge fort bis zum Endspruch wider den Kaiser. Er erklärte ihn, „wegen seiner fluchwürdigen Missethaten, der Gemeinschaft der Christen, seiner Kronen und Reiche verlustig, die Unterthanen des Eides ledig, die deutschen Fürsten verpflichtet und befugt zu einer neuen Königswahl, Sicilien, als das rechtmäßige Erbe des heiligen Petrus, für ein der Kirche anheimgefallenes Lehen, und alle Freunde und Verbündete des Kaisers von nun an als dem gleichen Bannfluch verfallen."

Dieser Spruch, welchen Innocenz hervordonnerte, überraschte die Versammlung. Sie schauderte bei den fürchterlichen Worten des Fluches.

Die kaiserlichen Gesandten schlugen an ihre Brust und weinten Thränen des Zorns. Thaddäus stand auf und rief: „Das ist ein Tag des Grimms, der Trauer und des Jammers. Nun werden sich freuen die Ketzer, herrschen die Chowaresmier an den heiligen Stätten, einbrechen die Horden der Tartaren." So verließ er mit seinen Freunden den Saal.

Der Papst sprach: „Ich habe das Meine gethan, möge Gott das Weitere thun und lenken!" begann das „Herr Gott, Dich loben wir" und, die ihm beipflichteten, stimmten mit ihm Alle in den Gesang ein. Dann war Stille. —

Bei brennenden Kerzen war der Fluch gesprochen worden. Jetzt löschte der heilige Vater seine Kerze und warf sie auf den Boden; ihm nach thaten die Prälaten, „zum Zeichen, daß das Licht der Gnade und des Heils für den Gebannten verlöscht sei." —

Achtundzwanzigstes Hauptstück.

Unterwegs begegnete Thaddäus den Gesandten des Kaisers, Pietro, dem Deutschmeister und dem Bischof von Freisingen. Ihre Gesandtschaft war überflüssig, und Alle eilten nun, ihrem Herrn den Schluß des Concils zu hinterbringen. Um den Kaiser, welcher Turin nicht verlassen hatte, waren viele Große, als sie mit der Botschaft vor ihn traten.

„Wie?" rief Friedrich in großer Bewegung, „mich hat der Papst und sein Concil abgesetzt? mich meiner Kronen beraubt? Welche Frechheit! Laßt doch sehen, ob ich meine Kronen noch habe!" Er befahl und die Kronen wurden ihm gebracht. Er ergriff eine, setzte sie aufs Haupt, und erhob sich mit funkelndem Blick.

„Nein," rief er, „noch habe ich sie nicht verloren, meine Kronen, und eh sie ein Papst und seine Synode mir raubt, müßten Ströme Blutes fließen. Wohin hat Innocenz in seinem priesterlichen Stolz und seiner Verblendung sich reißen lassen! Meinen Zustand hat er verbessert, nicht den seinen. Bisher mußte ich ihm, wenn nicht Gehorsam, doch Verehrung bezeugen; nun er sich als einen so grausamen und unge-

rechten Feind gezeigt, bindet mich nichts mehr an ihn, und ich habe ein Recht wider ihn zu Kampf und Haß. Welch freche Anmaßung des Priesters, mich entsetzen zu wollen, dem kein Fürst auf Erden gleich ist!"

Und der Kaiser hatte ein Recht, so von sich zu reden, als dem Größten; nicht bloß der äußern Hoheit nach, sondern durch Geist und Charakter, wie durch körperliche Vorzüge war er es. Er war nicht nur die größte politische Gestalt und die Angel seiner Zeit, er war die menschlich-größte und schönste Persönlichkeit.

In den großen Auftritten des öffentlichen Lebens, die wir bisher vorübergeführt, hat Friedrich II. sich als Held und Feldherr gezeigt, welchem es Keiner in der Kunst des Kriegs und der Schlachten, in irgend einer Eigenschaft schönster Ritterlichkeit zuvor that. Seinen erhabenen Geist, seine hohe Weisheit, die ihm als Fürst und Staatsmann eigen waren, hat er als in einem leuchtenden Denkmal seiner Zeit und der Nachwelt hingestellt in der Gesetzgebung, durch die er sein Erbreich umzubilden trachtete und die doch auch mit sein eigenes Werk war, nicht nur das Pietro's, ebenso durch so vieles Andere, was er schuf und pflegte in seinen Erblanden, besonders auch durch die trefflichen Anstalten für Wissenschaft, Kunst und jede Förderung des Lebens.

Er selbst war reich an Kenntnissen. Er sprach und schrieb Griechisch, Lateinisch, Italienisch, Deutsch, Französisch und Arabisch. Von Jugend auf suchte und liebte er die Wissenschaft, und strebte, sie in alle Zweige der Verwaltung, der Gesetzgebung und des Kriegswesens einzuführen. Treffliche Werke zu lesen, zu sammeln und zu verbreiten, war ihm eine Lieblingsbeschäftigung. Durch Nachsuchungen in seinen Landen, durch Ankauf und Hervorziehung vergrabener Bücherschätze in Syrien während seines dortigen Aufenthalts, durch seine freundschaftlichen Verhältnisse zu den gebildeten Sarazenenfürsten sammelte er viele Erzeugnisse der Wissenschaft und der Dichtkunst des Alterthums und seiner Zeit, nicht um sie abzuschließen, sondern sie zu verbreiten und dadurch die Seelen der Menschen aufzuhellen und zu kräftigen.

So schrieb er an die Lehrer der Hochschule zu Bologna, wohin er eine Uebersetzung der Sittenlehre des Aristoteles mit noch andern Werken sandte: „Weil das edle Gut der Wissenschaften durch Verbreitung und Vertheilung sich nicht verringert oder ausgeht, sondern jemehr man sie mittheilt und verbreitet, desto dauerhafter und fruchtbarer heranwächst: so wollen wir diese gewonnenen Früchte mancher Arbeit nicht

verschließen, noch den eigenen Besitz für recht erfreulich halten, ehe wir ein so großes Gut mitgetheilt haben. Niemand aber hat darauf nähern Anspruch, als die trefflichen Männer, welche aus den alten, reichen Behältern neue Bäche ableiten und durstigen Lippen den süßen Labetrank darreichen. Deßhalb möget ihr diese Werke als ein Geschenk eures Freundes, des Kaisers, gern aufnehmen und durch eure Erklärung neu beleben."

Ueber den Nutzen des Volksunterrichts äußerte er sich ein andermal: „Wir sind der Ueberzeugung, daß es nütze und fromme, wenn wir unsern Unterthanen Gelegenheit schaffen, sich bestens zu unterrichten; denn gut unterrichtet, werden sie Rechtssachen geschickter führen, und, auf die treffliche Stütze der Wissenschaft gelehnt, sich, die Ihren und das Vaterland besser schützen." Viel that er, richtigere Kenntniß der Natur, als eines der besten Gegengifte gegen den Aberglauben, zu verbreiten. In diesem Sinne unterhielt er eine Menagerie, worin die Thiere aller bekannten Welttheile, Kameele, Leoparden, Tiger, Löwen, Elephanten, Giraffen und andre Arten zu schauen waren. In diesem Sinne legte er große Sammlungen aus allen Reichen der Natur an, und ließ den Aristoteles und den Ptolemäus, den Hippokrates und andere bedeutende Werke aus dem Griechischen und Arabischen übersetzen. Er selbst schrieb, ein Freund der ritterlichen Lust der Falkenjagd, ein Buch über die Natur der Falken und der Vögel überhaupt, das eine für die damalige Zeit namhafte naturgeschichtliche Einsicht zeigt und eine feine Beobachtungsgabe.

Neuen Entdeckungen im Gebiet der Wissenschaft fehlte nie die königliche Belohnung. Selbst die Geheimnisse des Meeres reizten ihn. Von Nikola, einem Sicilianer, erzählte das Gerücht viel als einem kühnen Taucher. Das Volk nannte ihn den Fisch. Vom Leuchtthurm in Messina warf Friedrich einen goldenen Becher hinab, und Nikola, der Fisch, tauchte unter und holte ihn aus dem Grunde des Meeres herauf. Er wußte nicht Wunder genug zu sagen, was er alles da unten gesehen habe. Der Kaiser wünschte noch mehr und Genaueres zu erfahren und setzte einen großen Preis darauf, wenn er noch einmal untertauche. Aber die Strudel und Ungeheuer des Meeres, Korallenriffe und Klippenzacken hatten einen so furchtbaren Eindruck auf den Taucher gemacht, daß er nicht zum zweiten Mal es wagen wollte. Die Verdopplung des Preises trieb ihn endlich hinunter. Aber die See gab den Kühnen nicht wieder zurück.

Diese wissenschaftlichen Versuche Friedrichs wurden von den Mönchen und dem Volk sehr mißdeutet. Der Bettelmönch Salimbeni, der die Anekdote von Nikola mittheilt, setzt bitterböse hinzu: „Derlei Fürwitz und Aberglauben, Verkehrtheiten, Mißbräuche und Leichtgläubigkeit hatte er vielerlei an sich.“ Seine Feinde säumten nicht, auch seine wissenschaftlichen Versuche zu den übelsten Nachreden zu mißbrauchen, und die Bettelmönche logen, „er habe sogar Kinder aufziehen, aber nie in ihrer Gegenwart sprechen lassen, um zu erfahren, ob und welche Sprache sie von selbst sprechen würden. Aber die Kleinen haben sterben müssen, da man sie nicht mit Liedern eingeschläfert habe, und eine solche unmenschliche Stille unerträglich sei.“ Auch mit Zauberern und bösen Geistern umgab ihn der Volksglaube. Anlaß dazu gaben die Mathematiker oder Sterndeuter, die Naturphilosophen des Mittelalters, die er in seiner Umgebung hatte, und worunter namentlich der Schotte, Meister Michael, der ihm auch die Thiergeschichte des Aristoteles übersetzte, sein Vertrauter war.

Aus allen Landen lockte er Gelehrte und Künstler in die seinigen, in den letztern suchte er das wissenschaftliche Talent und Verdienst auf, um es zu belohnen und zu gebrauchen. So ließ er unter Andern die beiden Söhne des berühmten arabischen Philosophen und Arztes Averroes, die zu Marokko eine Schule gestiftet hatten, an seinen Hof kommen; so, wo er vom Ruhm eines hörte, andere Aerzte, Naturforscher, Gelehrte jeden Zweiges der Wissenschaft, ob einer Turban und Kaftan trug oder die Kutte. Aber hob sein philosophischer Geist ihn frühe über den Glauben seiner Zeit empor, so ging er doch bald bis zum Unglauben fort, und es war ein Unglück für ihn und die Zeit, daß er in seinem Kampfe wider das alte Gebäu des Aberglaubens nichts in sich hatte von dem Licht und der Begeisterung des wahren Christenthums oder der wahren Religion überhaupt, um dem Papstthum dieses als einen festeren und edleren Bau entgegenzustellen. Doch bleibt es ein Verdienst großer Art, daß er über Alles und Jedes gesund dachte, das Ungereimte mit seinem Witz beleuchtete, und ihm keine Thorheit und Unvernunft deßwegen, weil sie eine geheiligte hieß, ehrwürdig war. Würdig der Wissenschaft, die er beschützte und pflegte, stand er da, ein freier Geist, der seine Zeit aus dem knechtischen Schlafe, in dem es die Priester hielten, zum Denken und zu freierem geistigem Leben emporreißen wollte.

Wie seine religiöse Lebensansicht, so war auch seine sittliche frei, frei bis zu jenem Uebermaße, das öfters geniale Menschen für sich in Anspruch nehmen. Schon der Himmel, unter dem er geboren ward, schien ihm dazu eine größere Berechtigung zu geben. Das Paradies der Welt war seine Wiege und sein Erbe. Siciliens Meer und Berge, Palermo's Zaubergärten glänzten in das Auge des Kindes, der Jüngling und Mann wohnte unter den blühenden Mandeln und Palmen, Citronen und Orangen, den Düften und der milden Luft Neapels, wo, nach des Dichters schönem Ausdruck, „ewige Fülle der Gesundheit in Land und Meer ihn umgab und von allen Purpurwolken die Freude niederthaute." Als Sohn des Südens muß Friedrich gemessen werden, nicht als Sohn des gemäßigten oder kalten Nordens, wenn man den Maßstab an seine Sitten legen will. Von der Natur des glühenden Südens lernte er seine Moral, seine Ansicht von Zweck und Wesen des Daseins. Die Fesseln, womit die geschriebene Moral und die bürgerliche Ordnung die Natur gebunden hatten, glaubte er nicht für sich vorhanden und sie galten an seinem Hofe nicht. Jener reinen, hohen, idealen Liebe des Mannes zum Weibe, welche Alles in und an dem Menschen adelt und weiht, welche das liebende Paar zum Himmel hebt, und ein Stück vom Himmel auf die Erde herabholt, blieb er fremd. Aber Geist und Schönheit waren das Zwillingsgestirn, das seinem Leben strahlte. Sein heiterer Sinn, sein glühendes Gefühl war der finstern Lehre feind, welche die Bettelmönche predigten, und in seinen Kreisen erschien selbst die ernste Weisheit mit Rosen bekränzt.

Die Poesie, die im Leben der Völker keine Stätte fand, die Poesie eines goldenen Alters der Natur, wie sie in den alten Gesängen lebte, schien zu seinem Hofe herabgestiegen zu sein, um alle ihre Strahlen und Farben über ihn auszugießen. Alle ihre Genien, die Schönheit, die Liebe, der Genuß, Witz und Grazie, die Musen des Saitenspiels und des Gesangs verherrlichten diesen Hof. Entflohen den Sorgen für die Welt, die auf dem Kaiser lasteten, dem Sturme des Kriegs und dem Wogen der Parteien, genoß er hier die glücklichsten Stunden.

Noch ragt die alte hochgelegene Königsburg zu Palermo; noch heute heißt ein Gemach in diesem Palast „Kaiser Friedrichs Zimmer." Hübsche Jagdbilder in Mosaik glänzen an der Decke desselben. Von hier aus übersah er ganz Palermo; hier saß er in sich versunken, in die eigenen Gedanken, die vom Mittelmeer bis zur Nord- und Ostsee liefen, oder

in Papiere, in Briefe und Staatsakten vertieft; hier berieth er sich mit seinen geheimsten Räthen.

Von hier stieg er, wenn die Abendkühle kam, in die prachtvollen Gärten hinab, mit seinen Staatsmännern, welche mit dem Schönen im Leben so vertraut waren als mit den Staatsgeschäften des Friedens und des Kriegs; mit seinen ritterlichen Söhnen Manfred und Enzio, die sich, wie er selbst, auf Saitenspiel und Gesang verstanden und auf das Liederdichten. Auch sein Kanzler Pietro war ein Dichter in lateinischer und in italienischer Sprache. In diesem Garten klangen zum Saitenspiel die Melodieen und Lieder der Zeit aus dem Munde der Troubadours von der Provence und aus dem Munde feingebildeter Italiener, die mit jenen wetteiferten; sie hatten sich gesammelt an diesem Hofe, weil sie, wie nirgends sonst damals, von Friedrich königlich belohnt und geehrt wurden; hier fanden sich eben darum auch die berühmtesten Sängerinnen der Zeit zusammen; hier erschien auch die Dichterin weicher, schöner Lieder, die Sicilianerin Nina, die Sappho ihres Jahrhunderts. Hier lasen die Dichter ihre Gedichte; hier trugen Gelehrte ihre Arbeiten vor; hier stellten Künstler ihre Werke vor Augen.

Unter ihnen saß der Kaiser, das Diadem um die edle geistreiche Stirne, wie der König der Schönheit aus der Mährchenwelt, und um ihn her in nächster Nähe als duftende Blumen die schönsten und geistvollsten Damen seines weiten Reiches. Selbst ihre äußere Erscheinung in der Kleidung erhöhte den Zauber des Ganzen, weil darin der Reiz des Morgenländischen und des Abendländischen sich verschmolz, soweit Reiz liegen kann in der Tracht, und soweit diese die Formen des Körpers zu heben vermag. Und daß auf den Schleiern der christlichen Damen arabische Stickerei schimmerte — sogar in diesem Harmlosen fand der Papst ein Aergerniß.

Manchem Schwarzsehenden stach auch das ins Auge, daß vor den Thoren des Königspalastes neben der deutschen Leibwache mit ihren langen gewaltigen Schwertern und Hellebarden auch die leichte sarazenische Leibgarde hütete und keine italienische; daß der Kaiser sich und die Seinen lieber den „Fremden“ vertraute, wie der Tadel sprach, „den nordischen Barbaren und den Mohamedanern.“ Der Kaiser aber wußte aus der Erfahrung seit seinen Kindertagen her, daß er in der Ehrlichkeit seiner Deutschen und in der Treue seiner Sarazenen nicht besser, sondern allein wohl aufgehoben war. Und er überließ es seinen Feinden, wenn sie

nach Palermo und zum Königspalast kamen, sich darüber zu entrüsten, daß man nicht wisse, ob man unter Deutschen und Christen oder unter Sarazenen, in Bagdad oder in Constanz, nur nicht unter Seinesgleichen sich befinde.

Gerade für die Italiener, für ihre Nationalität, war Friedrich II. und sein Hof noch in ganz besonderer Hinsicht von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Er, der Hohenstaufe, der Sohn des deutschen Vaters aus Schwabenland und der normannischen Mutter, er war es, welcher auf sicilischem Boden, im äußersten Süden Italiens, der Schöpfer der italienischen Schriftsprache und Literatur wurde.

Bisher hatte auch in ganz Italien nur die lateinische Sprache für gebildet und vornehm gegolten. In ihr wurden die Staatsgeschäfte behandelt; selbst in den Rechtsverhandlungen war sie bis auf Friedrich II. die einzig zugelassene Sprache in Italien; in ihr schrieben die Geschichtschreiber und die Dichter der Zeit. Die italienische Sprache, als die gemeine Volkssprache, war außer aller Achtung für diejenigen, welche die Feder führten, in den Kanzleien und in der Literatur. Keiner von diesen schrieb italienisch. Durch Friedrich erst kam diese verkannte Sprache zu Ehren.

Er erkannte den Werth und die Anmuth derselben, sein feines Ohr hörte das Melodische aus den Lauten heraus, welche dem gemeinen Mann, welche den Frauen und Mädchen in Stadt und Land von den Lippen floßen. Ihm entging es nicht, daß dieses Volksitalienische in Neapel und Palermo noch weit mehr Wohllaut, Weichheit und Biegsamkeit hatte, und einen noch glücklicheren Stoff für die Liederdichtung abgab, als das Provençalische unter der Behandlung der Troubadours. Und er selbst ging voran und dichtete Lieder und melodische Weisen in dieser Volkssprache. Enzio und Manfred und Pietro und Andere an seinem Hofe, Männer und Frauen, thaten es ihm nach.

So war es sein Hof, von welchem zuerst die italienische Sprache aus der Verachtung zu Ehren gebracht, gebildet und veredelt wurde. Vor ihm und durch ihn fand auch diese geistige Schönheit Gnade und Anerkennung, wie die leibliche Schönheit von dem kundigen Auge des Kaisers erkannt und ausgezeichnet wurde, ob er sie im Palast, oder im Weinberg, oder in der Fischerhütte am Meeresstrande traf.

An seinem Hofe erfreuten geistbildende Schauspiele jeder Art, die lachende und die ernste dramatische Muse. Hier entfalteten, während in der Pracht des morgenländischen Costüms Mohren auf silbernen Instrumenten musicirten, sarazenische Tänzer und Tänzerinnen die Grazie ihrer Kunst. Auf glatt getäfeltem Boden stellten sich die Töchter des Morgenlandes auf Kugeln und bewegten sich nach allen Richtungen, unter fröhlichem Gesang die Handpauken schlagend, flohen sich jetzt und suchten sich wieder, und verschlangen Arme und Füße in den mannigfaltigsten Gruppen; jetzt ließen sie die eine Kugel fortrollen und schwebten anmuthig leicht auf der andern nach, bis sie jene wieder erreichten und aufs Neue der Tanz begann.

Die sinnliche Liebe zur Anmuth und zum Reizenden war bei ihm vielseitig und mannigfaltig. In der Gunst der Frauen, im Umgang mit der weiblichen Schönheit suchte und fand er den süßesten Lohn seiner Arbeiten. Man hat ihn in der Leidenschaft für das schöne Geschlecht mit Salomo verglichen; aber er ging nie in einem Wollustmeer unter, und seine Feinde selbst haben ihm nicht nachgesagt, daß irgend eine Schönheit eine nachtheilige Gewalt über sein Herz, seinen Hof und seine Schatzkammer gewonnen hätte. Dazu war sein Geist zu erhaben, sein Sinn zu fest, und diese Leidenschaft wurde bei ihm wenigstens nicht zur Schwäche. Um seine Tafel gaukelten Wohlleben, Geist und Witz, Schalkheit und lose Scherze; aber die Schönheit herrschte über Alles, und wahrte vor Ausartung.

Diese Heiterkeit, dieses poetische Spiel aber war nur die Verklärung des dunkeln Ernstes des Lebens. Unmittelbar, Augenblicks reißt er sich aus dieser glänzenden Lust los und waffnet sich mit Panzer und Schwert zum blutigen Streit. Keiner der Tausende seines Heeres trägt die Glut der Sommerhitze, die Strapatzen des Marsches jetzt durch heißen Sand, jetzt durch die Gebirge der Alpen über Felsen und Gletscher besser als er; keiner ist, wenn es erfordert wird, mäßiger und strenger gegen sich selbst.

Das ist eben das Einzige und Herrliche an ihm, daß er nicht Zeiten des Friedens und der Waffenruhe bedurfte, nicht, wie andere Helden, nach der Schlacht in träger Lust die Glieder dehnte, sondern mitten auf dem Feld des Krieges und der Schlachten, während die feindlichen Städte und Päpstler rings um ihn her in Waffen standen, in kluger Zeiteintheilung, der Schönheit und dem Genusse des Lebens opferte.

Seine Regierung war so arbeitsvoll und kämpfereich, daß der Ernst sich von selber einstellte, so sehr ein ununterbrochener Kampf, daß er den Augenblick haschen und sich an den schnellen Wechsel des Scherzes und des Ernstes gewöhnen mußte.

Nie vergaß er über dem Einen das Andere. Jetzt entwarf er Schlachtplane und Baurisse, las die Schriften der Rechtslehrer oder die Gesänge seiner Dichter, dichtete oder dekretirte, präsidirte im Kriegs- oder im Staatsrathe, und gleich darauf bestellte er sich zweihundert gute Schinken, verschrieb sich Vorräthe griechischen Weines, die besten Fische von Resina, Syrup und Veilchenzucker. Wie sein theilweiser Geistesverwandter, Napoleon I. in der neuen Zeit, kümmerte er sich auch um die kleinsten häuslichen Dinge. Die Kriege, die seine Kassen erschöpften, seine Entwürfe, welche Geld erforderten, machten ihn zum pünktlichen Wirthschafter. Selbst vom Kriegsschauplatz aus schrieb er Anweisungen an seine Verwalter zum Anbau von Palmen, Indigo und andern Farbkräutern, zur Fütterung der Stuten, zur Kleidung und Beschäftigung der Knechte und Mägde auf seinen Gütern und in seinen Palästen.

So schwere Steuern der Kriegszustand auf seine Lande legte, so sehr nahm Bildung und Wohlstand unter seiner Regierung zu. Der Vorschub, den er allen Künsten und Gewerben, der Industrie und dem Handel leistete, reizte die Erfindsamkeit und den Fleiß; und wie er selbst, ganz unähnlich den früheren sicilischen Königen, welche ihre Reichthümer, als zur Schau und Pracht, in die Schatzkammern schlossen, seine Schätze und eingehenden Gelder in belebenden Umlauf setzte: so thaten ihm es auch die Großen seines Hofes nach, und bald verbreitete sich von seinem Hofe über die Hauptstadt und die Lande eine edlere Bildung und Thätigkeit. Wie sehr er, aller Besteuerungen, aller priesterlichen Aufwieglungen ungeachtet, beim Volke beliebt war, zeigte sich darin, daß er in dieser Liebe seiner Völker immer wieder neue Heere und Mittel wider seine Feinde fand.

Niemand tauschte die strenge Miene der Majestät leichter mit Höflichkeit, Herablassung und Leutseligkeit, wo es Herzen zu gewinnen galt. Die feinen Italiener schätzten und liebten an ihm seine italienische Bildung, die nichts von dem rauhen Deutschen zeigte; unter den Deutschen war er ganz Deutscher, trank und aß deutsch mit ihnen, übte sich in ihren Waffen- und andern Spielen, pries sie als seine Treusten, und sie bewunderten in ihm den freigebigen Enkel ihres alten Heldenkaisers

Rothbart. Die Natur hatte sein Angesicht so gebildet, daß er Alle, die ihm nahten, bezauberte. Aber wenn er zürnte, wenn er strafte, war das sonst so heitere Angesicht schrecklich anzusehen, finster, streng und kalt. Besonders untaugliche Beamte, Verräther und Bedrücker des Volks traf diese Strenge im äußersten Grad. Eifersüchtig auf seine Majestät, war er, wenn er in dieser beleidigt wurde, grausam in seiner Rache; und in den langen Kämpfen verhärtete sich sein einst so schönes und liebenswürdiges Gemüth immer mehr; ebenso ließ er in der Verfechtung seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit oft bis zur Willkür, zur despotischen Eigenmacht sich fortreißen. Diese und andere Schattenseiten Friedrichs offenbarte der Verlauf unserer Erzählung. Die gesteigerte Herbigkeit des Streites, der Sieg des Unsinns, der Widerstand der Freiheit, besonders auch Ezelins Einfluß und gewaltthätiger Vorgang, trieben auch ihn zu einer Verbitterung und Strenge, die seine Maßregeln nicht selten düster färbten.

Er glaubte fest an das Aristotelische Naturgesetz, daß, wie der Vernünftige des Thoren Meister sei, so der vollkommenste Mann ein angebornes Recht habe, über die Uebrigen zu herrschen, und dieser Glaube an seine Berechtigung zur gesetzgebenden Macht und die erhabene Leidenschaft, große Thaten zu thun, die seine Heldenseele füllte, ließen es ihn übersehen, daß den jugendlichen Städten Italiens, die so gut ein Recht hatten, wie er, die freie Bewegung so nöthig war, als der beweglichen Welle das Schaukeln, dem Strome das Wogen, und daß das Glück, einer Gemeinschaft wie des Einzelnen, auf dem freisten und schönsten Gebrauch aller seiner Kräfte beruht, nicht einzig darin, ein Theil einer von einem Einzelnen in seinem Kopf aufgebauten Weltmonarchie, willenloses Werkzeug in dem ungeheuern Ganzen Einer großen Staatsmaschine zu sein. Um die Welt mit seinem Ideal einer Monarchie zu beglücken, mußte er die Freiheit der Lombarden kreuzigen, und seine Sicilier, das Land seiner Geburt und seiner Liebe, seine eigene Schöpfung, mit immer gesteigerten Lasten beschweren.

Das war der Mann, welchen der römische Hohepriester der Herrschaft unwürdig und aus der Gemeinschaft der Christen ausgestoßen erklärte, den er verfluchte und zu vertilgen entschlossen war.

Fünftes Buch.

Erstes Hauptstück.

Nicht leicht war ein Spruch auf einer Kirchenversammlung durchgegangen, bei welchem die Rechtsformen so wenig beobachtet wurden, als bei dem Spruch zu Lyon. Uebereilt, ohne nur die billigen Fristen einzuhalten, geschah der Spruch, und nicht die Kirchenversammlung that ihn, sondern eigenmächtig der Papst, ohne Umfrage, ohne einen gemeinsamen Beschluß abzuwarten. Dem Papst brachte diese Entscheidung keinen Vortheil, wohl aber dem Kaiser: der Knoten war zerhauen, jedem Aussöhnungsversuch, jeder Halbheit war er enthoben, und das Schwert, das der schwankende Zustand an die Scheide fesselte, war frei, und von diesem Alles zu erwarten.

Für Friedrichs Waffenmacht lag Alles günstig.

In seinem Erbreich hatte er die Hauptplätze mit seinen Sarazenen besetzt. Diese beteten ihn fast an und er lohnte ihre Treue. Während der Kirchenversammlung hatte er sich den Markgrafen von Montferrat und den Grafen von Savoyen wieder gewonnen. Der Letztere hielt die von Lyon zurückkehrenden Botschafter Venedigs an. Friedrich verwandte sich für sie. Sie wurden frei, und die Befreiten führten ihre Vaterstadt, welche, seit der Genueser-Papst Genua so begünstigte, schlecht päpstlich gesinnt war, auf die kaiserliche Seite zurück. Parma, früher streng kaiserlich, war, seit Innocenz Papst war, welcher viele Verwandte in der Stadt hatte, schwankend geworden. Es kam zum offenen Aufstand. Aber alle Welfen wurden verjagt, der Kaiser setzte seinen Vertrauten, den Grafen Theobald Franz von San Severino als Podesta hinein, und drohte jedem, der mit Innocenz verkehren würde, mit dem Verlust einer Hand und eines Fußes.

In Reggio, wo ein Neffe des Papstes gleichfalls eine Welfenpartei gebildet hatte, vertrieb Enzio die letztere. Aus ganz Toskana waren

Geißeln in des Kaisers Hand. Cremona, Modena, Pavia, Lodi, Bergamo hielten fest zu ihm. Ezelin siegte, wenn auch für sich, doch in des Kaisers Namen. Die Römer, denen der römische Stuhl große Summen schuldete und die Zahlung nur theilweise leisten wollte, waren dadurch und durch die Entfernung des päpstlichen Hofes wider den Papst; und bald darauf siegte die Gibellinenpartei Viterbo's über die dortigen Welfen. Die Städte des Lombardenbundes waren durch innere Kämpfe, da der dritte Stand immer mehr zur Herrschaft sich hob, beschäftigt, und dadurch ihre Kraft nach Außen gelähmt. Mailand, das sehr an Geldmangel litt, erhielt nur von Piacenza, Genua, Novara und Brescia Hülfe, als Friedrich den Kampf im Oktober wider es eröffnete, ihn aber nach einigen Vortheilen, die Enzio erfocht, schon Anfangs Novembers wieder fallen ließ. Es sollte fürs Erste nur ein Zeichen sein, daß er trotz des Lyonerfluchs noch Kaiser sei.

Ihm lag jetzt Anderes näher, als die Eroberung Mailands.

In seinem bisher befolgten Systeme war, seit der Entscheidung von Lyon, eine große Veränderung vorgegangen. Friedrich hatte bisher den Bund mit dem freien religiösen Geiste der Zeit verschmäht, und den Lombarden, die klüglich, trotz ihrer religiösen Freisinnigkeit, sich zur Stärkung zeitweise mit dem Papstthum fest verbanden, in dieser Klugheit der Benützung auch fremdartiger Kräfte nicht nachgeahmt. Jetzt trat Friedrich als Beschützer des freien religiösen Geistes, als Schirm und Freund der „Ketzer" offen auf. So weit war der Kaiser gebracht. Dieser Schritt um dreißig Jahre früher, und die Welt war eine andre jetzt, und sein großes Leben für ihn nicht verloren.

Zuerst schrieb er an die Könige, Fürsten und Völker der Christenheit unter Anderem: „Kein Papst kann das Kaiserthum geben oder nehmen, Könige und Fürsten über weltliche Dinge strafen, Unterthanen ihrer Eide entbinden. Er kann so wenig einen Kaiser absetzen, als ein anderer Bischof einen König oder Fürsten darum absetzen kann, weil er ihn salbt und weiht. Weltkundig nennt der Papst, was ich verneine. Seit wann ist das Kaiserwort so herabgekommen, daß es nichts gilt gegen die Behauptung eines Priesters? Innocenz's IV. Verfahren rechtfertigt jetzt die Winke, die Ich euch so oft über die Anmaßungen und den Uebermuth dieser Päpste gegeben. Ich bin nicht der Erste und werde auch nicht der Letzte sein, den der Mißbrauch des Priesterthums

verfolgt und von dem Gipfel der Hoheit zu stürzen versucht. Und ihr gehorcht bethört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß der ganze Ozean in ihren Rachen strömen werde. O hätte eure Leichtgläubigkeit sich bemüht, nach den Worten des Erlösers zu lernen, was die Heuchelei der Schriftgelehrten und Pharisäer ist! Wie oft hättet ihr die Schändlichkeiten des römischen Hofes verwünschen müssen, welche Anstand und Ehrbarkeit herzurechnen verbieten! Sie halten uns in ihren Schlingen wie Vögel, die bei jedem Versuch, zu entkommen, das Band nur noch fester ziehen. Sie bereichern sich, indeß die Lande verarmen. Stets ist es unsere Absicht und unser Wille gewesen, die Geistlichen jedes Standes und vorzüglich die Mächtigsten zu dem zurückzuführen, was sie in der ersten Kirche waren, zu einem apostolischen Wandel und zur Nachahmung der Demuth ihres Meisters. Solche Geistliche lebten im Umgang der Engel, heilten Kranke und machten durch Heiligkeit, nicht durch die Waffen, Fürsten zu ihren Knechten. Unsere hingegen, den Schwelgereien der Welt ergeben und in Wollüsten berauscht, denken nicht an Gott; der Ueberfluß an Geld und Gütern hat alle Religion in ihnen erstickt. Ihnen die Reichthümer zu nehmen, die ihnen eine Last sind, die sie zur Verdammniß führt, ist ein Werk der Liebe, und dazu, daß sie, mit mäßigen Einkünften zufrieden, Gott dienen, solltet ihr und alle Fürsten der Erde mit uns Alles thun."

Die staatsrechtliche Ausführung des Kaisers konnte ihres Eindrucks auf die weltlichen Fürsten von Europa nicht verfehlen: durfte der Papst, aus dem Grunde, weil er den Kaiser gekrönt hatte, den Kaiser absetzen, so durfte das an jedem König und Fürsten der Prälat, der ihn gesalbt hatte, aus demselben Grund auch thun. Die Schlußfolgerung war einleuchtend und schlagend.

Zugleich ließ Friedrich von der Geistlichkeit seines sicilischen Königreichs ein Drittel ihrer Einkünfte erheben, um die Kirche von der päpstlichen Tyrannei zu befreien; er unterwarf sie allen Steuern und demselben Gerichtsstand, welchem die Laien alle unterworfen waren, ließ alle neu huldigen, schärfte die Strafen für die, welche dem Bannfluch gehorchen und den Gottesdienst verweigern würden, und bevorrechtete und nahm in besondern Schutz alle Priester, welche ihm, dem Kaiser, gehorchten. Die ungehorsamen Bettelmönche, von denen bei der letzten Säuberung je acht in einem Ort gelassen wurden, wurden jetzt ganz über die Grenzen gebracht; jedem Kaufmann, jedem Wechsler, Jeder-

mann bei schwerer Strafe Geldzahlungen an die päpstliche Kasse verboten; von den Bisthümern und Pfründen nur so viele wieder besetzt, als nöthig waren; die Einkünfte der andern, durch die Flucht ihrer welfischen Inhaber erledigten, zur königlichen Kasse gezogen.

In Florenz, wo mehr als ein Drittheil der Einwohner der neuen religiösen Lehre zugethan war, verbot er feierlich das gerichtliche Verfahren, das in den letzten Monaten vor dem Concil fast täglich Hinrichtungen angeordnet hatte, drang auf Niederschlagung aller Untersuchungen, unterstützte die Häupter der dortigen Gibellinen und die verfolgten „Ketzer."

Auf den König von England und den frommen König Ludwig wirkten seine Schreiben und sein Verfahren nicht, wie er gewünscht. Ein Geschichtschreiber hat von dem Letztern gesagt, „er habe seine wirklich königlichen Eigenschaften durch die Tugenden eines Bettelmönchs entstellt." Für Ludwigs schwache Augen war die Wahrheit, wie sie in Friedrichs Angriffen auf die Geistlichkeit hervortrat, eine Helle, die er noch nicht ertrug, und Friedrich kam ihm bedenklich vor. Dieser jedoch wußte den gutmüthigen Fürsten, den seine Zeit den „Heiligen" nannte, durch eine feine Wendung ganz für sich einzunehmen. Der König hatte in einer Krankheit das Kreuz genommen. Friedrich ließ ihm nun durch Pietro und Walter von Okra, seinen Kanzler für Jerusalem, anerbieten, er oder sein Sohn Konrad würden den Kreuzzug mitmachen, sobald er Frieden mit dem Papst und den Lombarden hätte; ja jedenfalls werde er ihn mit Schiffen, Mannen und Proviant unterstützen.

Hocherfreut veranstaltete Ludwig zu Clugny am 30. November 1245 eine Zusammenkunft mit dem Papst. Ohne Erfolg. Eine zweite Zusammenkunft, drei Monate später, hatte den gleichen Ausgang. Ludwig rief, als er alle politischen Gründe umsonst sah: „Und wenn dein Feind dich siebenzigmal siebenmal beleidigt hätte, so bitte ich dich um des Wohls der Christenheit willen, ihm, der sich so sehr demüthigt, zu verzeihen, und in Christi Fußstapfen zu treten." Aber auch bei dieser Hinweisung auf das Gebot Christi blieb der, welcher sich dessen Statthalter auf Erden nannte, gefühllos, warf stolz den Kopf zurück und wies jede Versöhnung ab.

In Zorn und Unmuth, daß er die christliche Demuth, welche er bei dem Knecht der Knechte Gottes erwartet hatte, so gar nicht gefunden, ging der französische König hinweg. So gelang es Friedrich,

Ludwig mit dem Papst zu entzweien und ihn für sich zu stimmen; immerhin ein Gewinn, wenn auch Ludwig zu schwach war, um dem Papst in ernstem Streit entgegenzutreten.

Eben so gewann er die, durch die schamlosen Erpressungen des Papstes erbitterte Geistlichkeit Englands für sich, durch Schreiben und Gesandte. „Wenn es dem Papst gelingt, den Kaiser zu stürzen," sagten sie, „kann er dann nicht noch mehr jeden Prälaten ungehört in den Staub treten?" Nur die Feigheit und Schwäche seines Schwagers, des englischen Königs, hinderte, daß diese Stimmung nicht bedeutendere Folgen hatte. Dagegen wirkte Friedrichs Angriff auf das Papstthum gewaltig auf die Großen Frankreichs. Der Graf von Bretagne, der Graf von Saint-Paul, der Herzog von Burgund und viele Andere machten Friedrichs Grundsätze zu den ihren, und erklärten sich öffentlich wider die geistliche Gerichtsbarkeit, wider Bann und Interdikt.

Zweites Hauptstück.

Den Winter über hielt Friedrich seinen Hof zu Groseto im Toskanischen. Plötzlich schreckte ihn die Entdeckung einer furchtbaren Verschwörung auf, die in seiner nächsten Nähe angelegt war und ihn selbst verderben, Sicilien empören sollte.

Der tückische Innocenz ließ es nicht beim bloßen Bannfluch. In England erpreßte Gelder, Bettelmönche, Legaten, Schreiben, Alles setzte er in Bewegung, um die Treue der Unterthanen des Kaisers zu vergiften. Die Bettelmönche mußten verkappt ins sicilische Reich sich wieder einschleichen, um verrätherische Verbindungen anzuknüpfen. Die Großen des Reiches vergaßen nie, was sie vor Friedrichs Reformen gewesen waren. Die alte Unabhängigkeit, vielleicht gar das Versprechen, das Königreich, in zerstückelten Lehen des päpstlichen Stuhls, unter sie als Landesherren zu vertheilen, ward zur goldenen Angel gemacht, an der sich die Treue der nächsten Vertrauten des Kaisers verblutete.

„Kaum kann ich," schrieb der Papst an die sicilische Nation, „eure Geduld damit entschuldigen, daß ihr euch vor eurem neuen Nero zu sehr fürchtet. Ich muß euch bei Gottes Barmherzigkeit anflehen und euch

zur Bedingung eurer Sündenvergebung machen, daß ihr von dem verdammten Menschen, an den euch kein Eid mehr bindet, ohne Verzug und Ausflucht abfallet."

Die Bettelmönche hatten Auftrag, dem Volk den Sinn des päpstlichen Willens weiter auszulegen, und die Kardinäle Rainer Capoccio und Stephan de Romanis, mit den Waffen in Toskana und Apulien zur rechten Zeit einzufallen. Zugleich bildete er eine Verschwörung. Es gelang ihm, Pandolf von Fasanella, seit fünf Jahren des Kaisers Statthalter in Tuscien, die zwei Brüder desselben, Robert und Richard, ebenso jenen Jakob von Morra und seinen Bruder Gottfried, die Grafen Theobald Franz, Wilhelm und Thomas von San Severino, Andreas von Cigala, des Kaisers Generalkapitän im Königreich Sicilien, zu verführen. Das waren lauter Großwürdenträger Friedrichs, die er mit Vertrauen und Gunstbezeugungen überhäuft hatte. Noch viele andere Barone des sicilischen Reiches gelang ihm in die Verschwörung hineinzuziehen.

Der Kaiser sollte an seinem Hof in Groseto ermordet, und gleichzeitig in Toskana, in Neapel, in Sicilien die Fahne des Aufstands erhoben werden. Die Bettelmönche waren es, welche rastlos heimlich hin und her gingen und den Zusammenhang zwischen den Verschworenen in den verschiedenen Landschaften unterhielten.

Ohne Schwierigkeiten besetzte Cigala mit den ihm Ergebenen eine Reihe fester Plätze in Apulien. Scala und Capoccio öffneten sich ohne Arg dem kaiserlichen Generalkapitän, andere den Grafen von Severino, den bekannten Vertrauten des Kaisers. Die Bettelmönche standen in Schaaren an den Grenzen, um beim Ausbruch des Aufstands das Volk aufzureizen. Schon lief durch Apulien das Gerücht, der Kaiser sei todt, und stille heran gegen das Toskanische zog sich mit einem zu Peruggia gesammelten Heere Kardinal Rainer, während Kardinal Stephan nach Apulien sich wandte.

Die Gräfin von Caserta * war auch hier ihres Vaters guter Geist. Sie entdeckte einen der geheimen Fäden des schwarzen Anschlags auf sein Haupt und sein Reich. Friedrich zweifelte an der Wahrheit der Entdeckung. Er befahl vorerst weitere Nachrichten einzuziehen, traf jedoch alle Anstalten insgeheim zur Sicherheit seiner Person und des Reiches.

* Violantha, abgekürzt Viola; im Italienischen dasselbe, was im Griechischen Jolantha, abgekürzt Jole.

Mehrere geheime Unterredungen des Kaisers mit Personen, die theilweise im Geheimniß waren, hinterbrachten ihre Spione den beiden Verschwornen Jakob von Morra und Pandolf von Fasanella, die sich am Hofe zu Groseto befanden. Sie hielten Alles für verrathen und flüchteten sich zu dem Kardinal Rainer. Die Verschworenen in Neapel warteten noch immer auf die Botschaft von dem Gelingen des Kaisermords. Die unerwartete Nachricht von der Entdeckung der Verschwörung und die unmittelbar darauf folgenden Bekanntmachungen des Kaisers, in welchen sie für Verräther erklärt und welche durch Eilboten nach Apulien getragen wurden, warfen sie in die äußerste Bestürzung. Dennoch beschlossen sie, die Empörung zu versuchen.

Das von den päpstlichen Boten und den Verschworenen geflissentlich ausgesprengte Gerücht, der Kaiser sei dennoch todt, hielt viele Getreue des Kaisers in Unthätigkeit. Die Empörer zeigten Vollmacht vom Papst, und rühmten sich, die Sache der Kirche zu führen; die Bettelmönche bestätigten es. Auch theilten die Letzteren überall Kreuze aus und Geld. Kardinal Rainer mit Jakob von Morra und Pandolf warfen sich auch nach Apulien, um die Empörung durch ihr Heer zu unterstützen. Bei Ascoli erreichte sie Marinus von Ebulo, des Kaisers Befehlshaber in Spoleto, mit den getreuen Sarazenen und anderm Kriegsvolk, griff sie unverweilt an und warf das kaum Widerstand leistende Heer der Päpstlichen und der Empörer in Kurzem auseinander. Tausende wurden gefangen.

Andere Getreue des Kaisers erstürmten Scala, worin Graf Thomas von San Severino mit seinem Sohne gefangen ward. Sobald der Kaiser selbst erschien, kehrten die Meisten, die sich auf die Nachricht seines Todes von den Verschworenen hatten hinreißen lassen, zur Pflicht zurück. Verschwörung und Empörung zerfielen durch wenige Streiche. Aber Capoccio, in welches sich die Verzweifelten geworfen hatten, widerstand noch drei Monate. Erst als die Veste ein Steinhaufen und Alles erschöpft und verwundet war, ergaben sich hier Theobald Franz und Wilhelm von San Severino, Gottfried von Morra, Robert und Richard Fasanella und andere Barone mit hundertfünfzig Kriegsleuten. Die Gefangenen beriefen sich alle auf die Befehle des Papstes; auch fand man bei ihnen die Bulle des heiligen Vaters, worin er sie zur Empörung angereizt hatte.

Zweiundzwanzig edle Damen, die hier gefangen wurden, ließ Fried-

rich nach Palermo in sicheres Gewahr bringen, ohne weiteres Leid. Die Verschworenen wollte der Kaiser zuerst nicht hinrichten, um, wie er sagte, des Papstes Schutz zu ehren. Er wollte sie, die päpstliche Bulle an der Stirn, geblendet, mit abgehauener Rechte und abgeschnittener Nase, in Ketten durch alle Lande führen lassen, als bleibendes Exempel der päpstlichen Schandthat. Später zog er vor, theils durch's Rad sie zu tödten, theils angethan mit der bleiernen Kapuze sie im Feuertiegel zu todt zu schmelzen. Von der ganzen Familie San Severino wurde nur ein neunjähriger Knabe auf wunderbare Weise durch die Treue eines Dieners gerettet und vom Papst erzogen.

Friedrich glaubte schrecken zu müssen. Aber diese grausen Strafen machten das Mitleid für die Schuldigen rege, und, wie es geht, wo das System des Schreckens herrscht, der Verdacht brachte auch minder Schuldige und Unschuldige auf das Schaffot; denn viele waren durch edlere Triebfedern in die große Bewegung hineingezogen worden.

War es doch jenes köstliche Kleinod, um das so viel Blut in Italien floß, war es doch die Freiheit, zu der die Kirche sie aufgerufen hatte. „Forschet in euern Herzen," hatte Innocenz ihnen geschrieben, „wie ihr die Sklavenfesseln von euch abstreifen könnet, damit im Segen der Freiheit und des Friedens euer gemeines Wesen emporblühe und gedeihe. Möge unter den Völkern die Sage gehen, daß, wie euer Reich durch seinen Adel und seine bewundernswürdige Fruchtbarkeit vor andern sich auszeichnet, es auch im Schutz der göttlichen Vorsehung mit seinen andern Vorzügen den Ruhm einer festgegründeten Freiheit verbindet."

So sehen wir hier schon den Versuch, nicht einzelne Städte, sondern ein ganzes Königreich auf den Trümmern des gestürzten Königthums in eine Republik, eine ganze Nation zu Republikanern umzuschaffen. Und die Kirche war es, welche die Freiheit der Republik predigte.

Daß der Papst und seine Geistlichkeit bei dem schwarzen Anschlag betheiligt war, ging auch aus andern Thatsachen hervor. Der Bischof Heinrich von Bamberg, der vom päpstlichen Hofe zu Lyon in die Heimath zurückreiste, hatte, kurz vor der Entdeckung, unterwegs öffentlich verlauten lassen, in Kurzem werde der Feind der Kirche, ein Opfer der himmlischen Strafgerechtigkeit, durch die Hand seiner eigenen Vertrauten und Vasallen gefällt sein.

Als der Papst seinen beabsichtigten Meuchelmord entdeckt sah, Fried-

rich ihn laut des thätigsten Antheils beschuldigte und dadurch das gehässigste Licht auf die Kirche warf, wollte er sich dadurch heben, daß er die gleichen Beschuldigungen auf den Kaiser zurückwarf. Er ließ plötzlich mit großem Geräusch zwei Unbekannte in Lyon verhaften, über die ausgesagt wurde, der Kaiser habe sie abgesandt, den Papst zu morden. Gleich anfangs verfehlte bei den Meisten dieser schlecht erfundene Kunstgriff seine Wirkung, und als die Gefangenen wieder verschwanden, ohne daß irgend ein Grund der Anklage erhoben wurde, erkannte Jedermann das Nichtige der Sache. Um aber etwas gegen Friedrich zu erhalten, ließ der Papst bald darauf einen ehemaligen Diener des Kaisers, Ritter Radulf, den er mit dem Kanzler desselben, Walter von Okra, in Unterhandlungen über seine Rückkehr in die kaiserlichen Dienste wußte, zu Lyon verhaften, und so lange foltern, bis derselbe die Frage eines Mordanschlags bejahte. Auf das hin erhob er ein großes Geschrei über gedungene Meuchelmörder durch die Welt.

Die Welt aber, so weit sie urtheilsfähig war, glaubte dem Kaiser, als dieser schrieb: „Welcher Vernünftige kann sich einbilden, daß wir Anschläge auf das Leben eines Mannes geschmiedet haben, dessen gewaltsamer Tod unsern Streit unsterblich machen müßte? Es wäre unserer hohen Würde unwürdig, unserer siegreichen Stellung zuwider; was hälfe uns sein Tod?"

Die Erfindungen des Papstes brachten diesen in wirkliche Lebensgefahr. Zwei italienische Ritter, religiös-politische Schwärmer, wurden zu Lyon verhaftet, die ohne Folter bekannten, daß sie Gott und der Menschheit einen Dienst damit zu thun glaubten, Innocenz, „den Verwirrer der Welt, den Schimpf der Kirche," zu tödten. Dazu haben sie sich mit vierzig Genossen verschworen. Keine Folter, keine Verheißung entriß ihnen irgend eine Hindeutung, daß der Kaiser um ihr Geheimniß wisse. Unverändert blieben sie bis zum Tode dabei, daß ihr Anschlag ein guter gewesen sei.

Darüber erschrack Innocenz so, daß er erst nach langer Zeit sein Gemach wieder verließ, und auch dann nie ohne eine Leibwache von fünfzig Gewappneten ausging. Es tröstete ihn einigermaßen, daß er um dieselbe Zeit einigen Fortgang in Deutschland hatte. Die ausgebotene Krone des Hohenstaufen hatte lange Niemand anzunehmen gewagt, theils aus Ehrgefühl, theils aus Furcht vor der hohenstaufischen Macht.

Drittes Hauptstück.

Heinrich Raspe, der Landgraf zu Thüringen, ein Verwandter des hohenstaufischen Hauses, war noch nicht lange von Kaiser Friedrich mit der Reichsverwesung im nördlichen Deutschland betraut worden. Er war ein tapferer Mann, aber befangen in der Lehre und dem Glauben eines mönchischen Pfaffenthums. Friedrichs Vertrauen zu ihm ruhte darauf, daß der Papst den Thüringer versucht hatte mit dem Anerbieten der Kaiserkrone, und daß derselbe der Versuchung ausgewichen war; daß die Mailänder, wofern er als Gegenkaiser gegen Friedrich aufträte, ihm ihre Unterstützung mit Geld und Waffen angetragen hatten, aber von ihm ablehnend beschieden worden waren.

Papst Innocenz IV. jedoch trat abermals als Versucher zu ihm heran. Er ließ das Gerücht, Kaiser Friedrich II. sei todt, in Deutschland verbreiten. Raspe zweifelte noch. Da ließ der Papst dieses Gerücht dem Thüringer Landgrafen sogar durch einen Geistlichen mit einem körperlichen Eide bekräftigen. Er trug ihm die deutsche Krone aufs Neue an. Jetzt, da der Kaiser todt war, wie er glauben mußte, versprach der Landgraf, dem Papste gehorchen zu wollen, und dieser befahl ihm, die deutsche Krone anzunehmen, wenn die Fürsten des Reichs ihn zum Könige wählen würden. Er sandte ihm sogleich dabei das zur Annahme der Krone nöthige Geld.

Doch ließen sich nur sieben Fürsten durch das päpstliche Geld zum Abfall von Friedrich und zur Wahl Heinrich Raspe's bewegen, und diese sieben waren lauter Geistliche: die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Bremen mit drei andern Bischöfen. Darum wurde ihm der Spottname Pfaffenkönig.

Die Wahl geschah zu Hochheim bei Würzburg im Jahre 1246, im Mai, und zwar am Himmelfahrtstage. Raspe schrieb einen Reichstag nach Frankfurt am Main aus, um dort auch die Anerkennung der weltlichen Fürsten zu erlangen. Friedrichs Sohn, der junge König Konrad, eilte mit den Freunden des hohenstaufischen Hauses, diesen Gegenkaiser unschädlich zu machen, zunächst ihm den Einzug in Frankfurt mit Gewalt zu wehren. Das Geld des Papstes und dessen Bettelmönche, welche fortwährend Deutschland mit ihren Predigten wider das „ketzerische" hohenstaufische Haus durchzogen, hatten dem Thüringer ein

Kriegsvolk zusammen gebracht. Die Bettelmönche warben zum „Kreuzzug gegen das verfluchte hohenstaufische Haus," nicht nur mit Ermahnungen, sondern auch mit Geld und mit Ablaß; jedem, der sich anwerben ließ, wurde Ablaß seiner Sünden zugesichert. König Konrad kam mit Uebermacht über ihn, und unter den Mauern von Frankfurt am Main kam es zwischen Beiden zur Schlacht, am 5. August 1246. Das päpstliche Gold hatte insgeheim die treusten Vasallen des hohenstaufischen Hauses schon vor dem Zug an den Main verblendet und bestochen, und die, deren Habsucht und Vergrößerungsgier sich so hatte gewinnen lassen, zogen zwar mit, warteten aber nur auf die erste Gelegenheit zum Abfall.

Zu denen, welche das hohenstaufische Haus mit Ritterlehen, mit Amts- und Ehrendiensten vor Andern bereichert und erhöhet hatte, gehörten namentlich auch die Herren von Württemberg. Als Grafen und Getreue folgten die Württemberger Ludwig und Emich den Kaisern Konrad III. und Friedrich I. auf ihren Heerfahrten und an ihren Hoflagern; Graf Ludwig von Württemberg war es, dessen Treue sich die Königin Irene, König Philipps Wittwe, vertraute, als sie von Bamberg auf den Hohenstaufen sich flüchtete, und dieser selbe Ludwig und sein Bruder Hartmann finden sich als Getreue an dem Hoflager Kaiser Friedrichs II. und König Heinrichs, seines Sohnes.

Ein Blick auf die Besitzungen der württembergischen Grafen am Neckar, an der Rems und an der Fils überzeugt jeden Unbefangenen von der Freigebigkeit der Hohenstaufen, womit sie die Treue der Herren von Württemberg lohnten; denn all diese Städte, Schlösser, Dörfer und Güter sind erweislich Haus- und Erbgut der Salier und Hohenstaufen gewesen. Cannstatt, Waiblingen, Schorndorf, Waldhausen, Neckarrems gehörten ursprünglich zum hohenstaufischen Erbgut, und die Herren von Beutelsbach-Württemberg erscheinen schon in der ersten Regierungszeit Kaiser Friedrichs II. damit begabt, sei es durch Schenkung oder durch Belehnung von den Hohenstaufen. *

Unter den mit König Konrad an den Main gezogenen schwäbischen Großen waren auch die Grafen Ulrich I. von Württemberg, genannt mit dem Daumen, und Hartmann von Württemberg-Grüningen; der

* Selbst die Burg Württemberg gehörte zum welfischen Besitzthum noch im 12. Jahrhundert: Welf flieht von Weinsberg geschlagen „auf seine Burg Württemberg."

erstere ein thatkräftiger, staatskluger, tapferer Degen. Die Staatsklugheit, die für das Wachsthum des eigenen Hauses die Gunst der Zeitverhältnisse ausbeutete, galt als eine Tugend in der Zeit; diese sittliche Krankheit war allgemein seit den Tagen Philipps, des Hohenstaufen. Das entartete Papstthum mit seinem Vorgang und seiner Sittenlehre hatte das sittliche Gefühl der Welt vergiftet und abgestumpft, den Treubruch geheiligt, und dem Eigennutz es nicht nur leicht, sondern in gegebenen Fällen es zur Pflicht gemacht, über Selbstsucht, ja über Verrath und Raub das religiös-kirchliche Mäntelchen zu ziehen, als würde einer heiligen Pflicht gegen das Oberhaupt der Christenheit und gegen die Kirche damit nachgekommen.

Ob in der Schlacht bei Frankfurt wahrhaft religiöse Beweggründe, verstärkt durch päpstliches Gold, Gewissensbedenken gegenüber dem von dem Kirchenoberhaupt so schwer verfluchten Hohenstaufenkaiser, unterstützt von der Aussicht auf Landvergrößerung, zum Abfall von der hohenstaufischen Sache die Abtrünnigen bestimmten, oder ohne religiöse Bedenken einzig nur der Eigennutz, darüber liegt nichts vor; aber gewiß ist, der Abfall selbst tritt schuldvoller auf in der Form des Verraths, des Verraths mitten in der Schlacht.

König Konrad hatte die Schlacht fast gewonnen, gleich zu Anfang den Gegner geworfen, als zwei schwäbische Grafen, Ulrich von Württemberg und Hartmann von Württemberg-Grüningen plötzlich mit 2000 Mann, nach der einen Angabe, umwandten und flohen; nach dem Engländer Matthäus Paris, dem Zeitgenossen und streng religiösen Gegner Friedrichs II. „bestochen, wie man sagte, durch päpstliches Geld, auf dem Schlachtfeld von ihrem Herrn fahnenflüchtig wurden und schimpflich zum Gegner übergingen.“ Sie sollen vom Papst 6000 Mark und durch den päpstlichen Gesandten das Versprechen erhalten haben, wenn sie von den Hohenstaufen abfallen, werde das Herzogthum Schwaben unter Beide vertheilt werden. Mit 1000 getreuen Rittern kämpfte Konrad fort; aber dieser Verrath entschied die Schlacht. Nachdem König Konrad viele der Seinen verloren hatte, zog er sich zurück.

Jetzt trat auch Markgraf Rudolph von Baden offen auf die Seite des Pfaffenkönigs — die Markgrafen von Baden hatten bisher zu den Treuesten der Hohenstaufen gehört. Mehrere schwäbische Bischöfe und Klöster wurden wankelmüthig. Heinrich von Stahleck, Bischof von Straßburg, bemächtigte sich hohenstaufischer Besitzungen im Elsaß, und

das böse Beispiel wirkte so, daß Prälaten und Edle glaubten, es sei das Klügste, abzufallen, und Freibriefe vom Papst und so viel als möglich vom Reichsgut aus der Hand des Gegenkaisers anzunehmen. Dieser hielt einen Reichstag zu Nürnberg, und drang bis zur Donau vor. Die Päpstlichen frohlockten, König Konrads und seines Vaters Sache sei im Untergehen in Deutschland.

Es ist erzählt worden, wie schon früher im südlichen Deutschland sogar Herzog Otto von Bayern gewankt, und seine eigene bigotte und schwache Gemahlin Agnes ihn für den Papst gestimmt hatte. König Konrad war damals nach Landshut gegangen und hatte dieser seiner Verwandten vorgestellt, das Haus Wittelsbach sei erst durch die Hohenstaufen aus der Unbedeutendheit erhoben worden; wenn es nicht in seiner Pflicht bleibe, könne es leicht wieder in dieselbe zurückgestürzt werden.

Das war noch nicht lange her. Treue Frauenliebe aber that mehr, als die damalige Drohung Konrads. Die machte, daß auch jetzt, nach den Vortheilen, in welche Verrath und Abfall den Gegenkaiser gebracht hatten, der Bayer der Sache des Hohenstaufen treu blieb. Des Herzogs Tochter Elisabeth, seit ihrem sechsten Jahre mit König Konrad verlobt, stand jetzt im achtzehnten Jahre. Sie liebte den König, ihren Bräutigam, wie er sie; und der Herzog gab ihm noch im Herbste dieses Jahres die geliebte Tochter zur Gemahlin, als sicherstes Pfand seiner Treue.

Hatte Konrad von jetzt an an seinem Schwäher eine kräftige Stütze im Feld, so noch mehr an den deutschen Städten. Worms und Frankfurt am Main widerstanden noch immer allen Aufforderungen des Papstes und des Gegenkaisers zum Abfall von dem hohenstaufischen Hause. Erfurt, Straßburg und Metz bedrängten sogar jede Stadt ihren Bischof, weil diese Prälaten die Partei des Papstes und des Gegenkaisers ergriffen; zumal aber schwäbische Städte im Bunde mit einigen fränkischen waren es, welche sich fest wie ihre Mauern erwiesen, und an dieser Bürgertreue und an ihren Wällen brach sich die List wie die Macht der Gegner der Hohenstaufen. Wie sie früher das hohenstaufische Kaiserhaus im fernen Italien unterstützt hatten, so hielten sie jetzt die Sache ihres Kaisers auf deutschem Boden mit Waffen und mit Geld aufrecht.

Schon im vorigen Jahre hatte der Papst den schwäbischen Bischöfen befohlen, die widerspenstigen Städte Süddeutschlands in den Bann zu thun, und obenan vor allen Ulm, Eßlingen, Augsburg, Gmünd,

Heilbronn, Wimpfen, Hall, Dinkelsbühl, Nürnberg, Nördlingen, Rottweil, Ravensburg. Aber keiner der Bischöfe hatte gewagt, ihm zu gehorchen. Ja einer derselben hatte dem Papste geantwortet: „Ohne Zustimmung der deutschen Bischöfe hat der römische Bischof keine Rechte in Deutschland. Er mag seine italienischen Schafe scheeren; uns aber hat Gott eingesetzt, als Wachthunde, von unsern Schafen die Wölfe in Schafskleidern abzuhalten."

Ein anderer schwäbischer Bischof hatte auf das päpstliche Ansinnen erwiedert: „er wisse wohl, was er zu thun habe, nämlich dem trefflichen, gottesfürchtigen Kaiser gegen hämische Feinde 600 Reiter zu Hülfe zu schicken." Hielten diese Prälaten in Süddeutschland aus eigener Ueberzeugung an Kaiser Friedrich fest, so wagten andere ebendaselbst aus Furcht weder den Bann zu verkünden, noch von Friedrich abzufallen. Sie erklärten geradezu den päpstlichen Sendboten: „sie dürfen nichts gegen Kaiser Friedrich unternehmen, weil ihnen die Bürger ihrer Städte für solch einen Fall den Tod angedroht haben."

Eine schwäbische Stadt war es auch, an deren Mauern das Glück des Pfaffenkönigs den ersten Stoß bekam; und ebenfalls eine schwäbische Stadt war es, unter deren Mauern sein Glück endete.

Nicht so majestätisch wie der Hohenstaufenberg, aber ebenso frei stehend wie dieser, und schlanker als er, erhebt sich fast inmitten des schwäbischen Landes, nur eine starke deutsche Meile von Tübingen, die Achalm, weitgesehen und mit weiter Ausschau über die Lande hin. Dort oben, hoch auf diesem Bergkegel, zeugen heute nur noch Trümmer von Mauern und Kellern von dem alten Sitz der Grafen von Achalm.

Aber ehe sie im elften Jahrhundert da hinaufbauten, hatten die Grafen ihren Sitz am Fuße der Achalm in Reutlingen, der heute so blühenden Gewerbs- und Handelsstadt. Bürgerfleiß und Bürgerkraft war schon im dreizehnten Jahrhundert in Reutlingen so heimisch, daß Kaiser Otto IV. den Bürgern das Stadtrecht gab. Friedrich II. machte die Burg Achalm zur Reichsburg und Reutlingen zur Reichsstadt, mit solchen Rechten und Freiheiten, daß die Bürger an ihm hingen. Zugleich sicherte er diese seine treuen Bürger durch gute Mauern und Wälle gegen die benachbarten Fürsten, zumal gegen die Grafen von Württemberg.

Offenbar waren unter den Rechten und Freiheiten, welche Friedrich II. dieser Stadt und andern schwäbischen Städten jetzt gab, auch

die meisten von denen, welche die Verfassung seines Erbreichs den Städten gewährte, und welche den dritten Stand, das eigentliche Volk, stärkten und hoben, also namentlich auch die Befreiung von Kunst, Handel und Gewerb aus der Leibeigenschaft oder Hörigkeit; das Recht wie die Pflicht des Waffentragens und der Waffenübung, und der Theilnahme an der bürgerlichen Verwaltung für den befreiten dritten Stand. Man spürt es heraus, obgleich nichts darüber aufgeschrieben ist: die Reutlinger waren zu Ende der Regierung Friedrichs II. bereits ein durchaus demokratisches Gemeinwesen.

Die derben Fäuste und die biedern Herzen der Reutlinger Zünfte dankten das ihrem Gönner durch wohlangebrachte Schläge, die sie dem Pfaffenkönig gaben. Als Heinrich Raspe in ihre Stadt einkehren wollte, zogen sie ihre Zugbrücken auf. Als er darum sie belagerte, blieben sie bei der ihm gegebenen Antwort, der ihrem Kaiser Friedrich geschworene Eid bleibe ihnen, obgleich der Papst ihn für nichtig erkläre, ein heiliger Eid.

Der Gegenkaiser mit den ihm anhangenden Fürsten bedrängte die Stadt hart. Aber die Bürger darin beteten zu Gott, und gelobten, wenn ihre Stadt errettet werde, eine schöne Kirche zu bauen. Dann brachen sie mit bewaffneter Hand heraus, überfielen die Belagerer und brachten ihnen einen großen Verlust bei. Der Gegenkaiser sah, gegen solche tapfere Bürger und gegen die Mauern und Thürme, womit Friedrich diese seine Stadt umgeben hatte, konnte er nichts ausrichten. Er hob die Belagerung auf und wandte sich nach Ulm. Seinen zurückgelassenen Sturmbock bewahrten die Reutlinger von Geschlecht zu Geschlecht in der Marienkirche auf, deren Bau sie gelobt hatten, und die noch heute steht, ein herrliches Baudenkmal im rein germanischen Styl.

Ulm war eine noch mächtigere Stadt und ebenso unerschütterlich, wie Reutlingen, in der Treue gegen ihren Kaiser Friedrich. Ulm verschloß dem Gegenkaiser nicht bloß die Thore, sondern bekämpfte ihn mannhaft von den Mauern herab. König Konrad sammelte ein Heer und überfiel vor Ulm die Belagerer. Sein Schwäher, der Bayernherzog, hatte ihm ein mächtiges Kriegsvolk zugeführt. Es war im Februar 1247. Das Belagerungsheer, das ohnedies durch Hunger und Kälte gelitten hatte, und sich jetzt von den Bürgern der Stadt und von dem hohenstaufischen Ersatzheer zugleich angegriffen sah, wurde ganz aufs Haupt geschlagen, fast aufgerieben.

Durch einen Pfeil von der Stadtmauer verwundet, floh der Pfaffenkönig eiligst von der Donau bis in seine thüringische Heimath. An der Pfeilwunde und einem hinzugetretenen bösen Durchfall starb er noch in demselben Monat auf der Wartburg bei Eisenach: die Wunde der Seele schmerzte ihn wohl noch brennender, als die des Leibes. Ein Mann wie er, einst so angesehen und geachtet im Reich als Landgraf, und jetzt flüchtig und mißachtet als Gegenkaiser, ohne eigene Schuld, nur durch des Papstes Lug und Trug treubrüchig an seinem von ihm stets hochverehrten Kaiser und Vetter, mußte er bitter fühlen, daß seine Ehre dahin war, ehe er leiblich starb. Dieser nagende Wurm hätte ihn bald getödtet, auch ohne Wunde und Krankheit. Die Fürsten und die Regierenden von damals waren noch nicht so am Gefühl für Ehre verkommen, daß sie um schnödes Geld es leicht nahmen, von ihrer Zeit verurtheilt oder gar zum Gespötte der Nation zu sein.

Es war aber nicht allein die bürgerliche Freiheit, welche den dritten Stand in den schwäbischen Städten mit Begeisterung für Kaiser Friedrich II. erfüllte, weil er die Volksfreiheit jetzt begründete und den Volkswohlstand förderte. Waren jetzt auf einmal über den politischen Freiheiten, die er gab, alle Beschränkungen vergessen, die er früher in der Noth den Fürsten, dem Adel und der Geistlichkeit zu lieb gegen die Städte erlassen hatte, die jedoch in den meisten deutschen Städten unausgeführt geblieben waren, so war jetzt auch ihm alles das vergeben, was er dem Papste zu lieb gegen die Freiheit des Gewissens und des Gedankens erlassen oder mit unterzeichnet hatte. Es war ihm verziehen, weil er jetzt an die Spitze der freien religiösen Bewegung sich gestellt hatte.

Bisher war in den schwäbischen und rheinischen Städten, seit den Tagen, da Arnold von Brescia und Wetzel wirkten, derjenige Geist, welcher auf politische und religiöse Freiheit zugleich ging, wach geblieben, wenn auch in der Stille, seit das Glaubensgericht die Ketzer auch auf deutschem Boden verfolgte. Dieser religiös-politische Widerpart hatte vorzugsweise in den Zünften seinen Sitz und seine Stärke, und unter den Handwerkern waren es vorzugsweise die Steinmetzen und Zimmerleute, die Weber, die Färber, die Gerber, die Kürschner und Schuster neben den Kaufleuten und fahrenden Handelsleuten, welche für Befreiung aus religiösen und bürgerlichen Banden und Beschränkungen arbeiteten, gegen die fast überall mit einander Hand in Hand gehenden Junker und

Pfaffen. Je religiöser und sittlicher diese Gewerbsleute waren, desto mehr mußte sie das Junker- und Pfaffenwesen in seiner Unsittlichkeit anwidern.

Wie noch heute das Junkerthum und der fürstliche Absolutismus seine Zuflucht und seinen Halt im Jesuitismus und im Muckerthum sucht und findet, und umgekehrt das protestantische wie das katholische Papstthum, das Pfaffenwesen in beiderlei Farbe und Tracht, mit seinen Muckern und Ultramontanen auf Fürstendespotismus und Aristokratismus, welche beide gleich unchristlich sind, als auf ihre Bundesgenossen sich stützt: so sah der gemeine Mann in Schwaben und in den Rheinstädten in dem Kampfe Friedrichs gegen das römische Papstthum einen Kampf für das Licht gegen die Finsterniß, einen heiligen Krieg für die bürgerliche Freiheit, gegen Aristokraten und Pfaffen. Alle freien Herzen waren für ihn.

Schon unter Kaiser Konrad III. war die schwäbische Stadt Hall am Kocher eine Lieblingsstadt der Hohenstaufen. Diese schöne, noch heute durch ihren Gewerbfleiß und Handel blühende Stadt, in anmuthiger Lage zu beiden Seiten des Flusses, zeichnet sich von Ferne her schon aus durch ihre alten Thürme und durch ihre großartige Michaelskirche, die auf einer Höhe der Stadt liegt, auf welcher bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts eine Herrenburg gestanden war. Alt, wie seine Thürme und sein Handel ist der freie Bürgersinn Halls, und dieser schmückt die Stadt noch mehr, als ihr malerisches Aeußere. In dieser ihrer Stadt Hall weilten die hohenstaufischen Fürsten gerne, zumal der Rothbart, und nicht erst in der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit," sondern schon unter Kaiser Friedrich II. wurde Hall eine freie Reichsstadt. Viele Edeln der Umgegend waren in die starkummauerte feste Stadt gezogen und bildeten die Patrizier, die Herrengeschlechter, die bevorrechteten „Erbbürger," welche die Verwaltung und die Hauptantheile an den reichen Salzquellen der Stadt in Händen hatten.

Frühe, schon unter Kaiser Konrad III. und unter dem Rothbart, finden sich zwischen die Erbbürger und die Handwerker in Hall die „mittleren Bürger" hineingestellt, gerade wie Arnold von Brescia in Rom den Ritterstand zwischen Senat und Volk eingeschoben hatte. Als Arnold und Wetzel in Schwaben waren, konnte Hall so wenig als Ulm und Augsburg von der Bewegung des neuen freien Geistes unergriffen bleiben; Halls Kaufleute handelten ebenso auf dem Züricher Markt, als die Ulmer, und Wetzel war gewiß in Hall, wenn nicht sogar von Hall.

Gerade die Auftritte in Hall in den Jahren 1247 und 1248 weisen darauf hin, daß Kaiser Friedrich II. um diese Zeit den dritten Stand in den Städten, die Handwerker begünstigte; neben dem, daß er der ganzen Stadt vor Kurzem die Reichsfreiheit in vollem Umfang gab.

Denn im Jahre 1248 jagte nicht nur die Bevölkerung von Hall mit bewaffneter Hand die gesammte Welt- und Klostergeistlichkeit aus ihrer Stadt, und sagte sich los von einem Papste wie dieser Innocenz IV., sondern zugleich begann der Kampf der Handwerker und der mittleren Bürger sowohl gegen den Adel, der zugleich seine Burgen draußen, und seine Häuser in der Stadt hatte, als auch gegen die in die Stadt ganz übersiedelten Patrizier. Viele aus diesen beiden Schattirungen des Adels räumten gleichzeitig mit der papistischen, den Hohenstaufen feindseligen Geistlichkeit die Stadt, die Junker mit den Pfaffen; und nur derjenige Theil des Adels blieb zurück, welcher den zeitgemäßen Ansprüchen, welche „das Volk" in der Stadt machte, und welche entfernt nicht auf allgemeine Gleichheit gingen, Rechnung zu tragen und den Umständen sich zu fügen vorzog.

Dieser kluge Theil des Stadtadels behauptete sich noch fast ein halb Jahrhundert lang in seiner bevorrechteten Stellung zur städtischen Verwaltung eben dadurch, daß er jetzt dem dritten Stande die nicht mehr abzuweisenden Einräumungen gewährte, nur einige freiheitliche Rechte, einen gewissen Grad von Theilnahme an der Regierung der Stadt, nicht die Gleichberechtigung.

Es ist dies für die deutsche Volkseigenheit, wie heute noch, so damals kennzeichnend: Zur gleichen Zeit, während in England das Bürgerthum „die Vertretung der Gemeinen," das jetzige Unterhaus, in der Nationalversammlung, in dem Parlament anstrebte, und wenige Jahre darauf sich herausschlug; zu gleicher Zeit, während in Sicilien Friedrich II. durch eine Verfassung den dritten Stand frei machte, und in Oberitalien, wie in Mailand, so in vielen andern Städten, die allgemeine Gleichberechtigung der Bürger errungen war: dachte in Deutschland das Bürgerthum noch nicht an Gleichberechtigung in den Reichsversammlungen, und in den Städten selbst bescheidete sich der Handwerkerstand, nur die Freiheit anzustreben, nicht die Gleichheit. Erst nach hundertjährigem Kampfe wurden Hall und andere Städte Schwabens Sieger über die Bevorrechteten in ihren eigenen Mauern und reindemokratisch.

Als im Jahre 1247 Papst Innocenz IV. kein Mittel scheute, die Hohenstaufen zu stürzen, säumte König Konrad und seine Umgebung nicht, die bürgerlichen Bewegungen in den schwäbischen Städten, sowie die religiöse Gährung in denselben für sich zu benützen, und sie weiter zu leiten. Der Kaiser und Pietro unterließen gewiß nicht, die nöthigen Weisungen darin für Deutschland zu geben. Wie im heutigen Italien, im heutigen Deutschland Männer der Kirche für die Freiheit, für den Fortschritt und darum gegen den Papst und den von ihm vertretenen Rückschritt sind, so war es auch damals in Italien und in Deutschland. Der Bettelmönchsgarde des Papstes stellten sich von selbst freisinnige Priester in Italien entgegen, in Deutschland sogar „Brüder des freien Geistes." Tritt dieser religiös-politische Widerpart mit diesem Namen auch erst etwas später in den geschichtlichen Aufzeichnungen hervor, so waren Namen und Sache doch schon damals, ja schon früher auf deutschem Boden vorhanden. Und diese trugen jetzt die hohenstaufische Fahne, unter die sie sich stellten, in den Städten und auf dem Lande vor.

Als die Bettelmönche nach Schwäbisch-Hall kamen, und gegen Kaiser Friedrich und gegen Konrad den Kreuzzug predigen wollten, da traten ihnen „Ketzer" entgegen; wie der leidenschaftlichste Gegner aller kirchlichen und bürgerlichen Neuerungen, der norddeutsche zeitgenössische Geschichtschreiber Albert von Stade, sich ausdrückt, „Ketzer, über die man weinen und staunen müsse, traurige und schaurige Ketzer." * Die Bürger von Hall riefen alles Volk nicht nur, sondern die „Barone und die Landesherren" ** zu einer großen Landesversammlung der Schwaben in die Stadt Hall zusammen. Unter dem Geläute aller Glocken wurde in Hall die schwäbische Landesversammlung eröffnet. Da traten Redner auf und sprachen zu der auf dem großen freien Marktplatz zwischen der Michaelskirche und dem Rathhaus tagenden Versammlung.

Nach dem Bericht jenes Albert von Stade sprachen sie:

„Erstens, der Papst ist ein Ketzer, alle Bischöfe und Prälaten sind Aemtermäckler und Ketzer, ebenso auch die niedern Prälaten und die Priester, weil sie als sündhafte und sündenvolle Menschen die Macht zu binden und zu lösen ansprechen, die sie nicht haben, und weil sie

* „Miserabiles et mirabiles haeretici." Dieses Wortspiel ist nur umschreibend, wie oben, ganz wiederzugeben.

** „Convocatis baronibus et dominis terrae."

alle die Menschen auf falsche Wege verführt haben und noch heute verführen. Zweitens können die Priester, als sündhafte Menschen, Brod und Wein nicht in Leib und Blut Christi verwandeln. Fürs Dritte hat kein Lebender, weder Papst noch Bischof, noch sonst Jemand, Macht zu bannen und den Gottesdienst zu untersagen; wer vom Gottesdienst ausschließt, ist ein Ketzer und Volksbetrüger. Ferner, die Bettelmönche und ihre Genossen stürzen die Kirche mit falscher Predigt ins Verderben; alle Bettelmönche, auch die Cisterzienser und alle andern führen einen schlimmen und unheiligen Lebenswandel. Keiner sagt die Wahrheit, keiner hat den ächten Glauben in Werk und That. Bisher haben eure Predigermönche die Wahrheit begraben und die Lüge gepredigt; wir begraben die Lüge und predigen die Wahrheit. Die Sündenvergebung, die wir euch geben, die ist keine vorgespiegelte, vom Papst gemachte, auch keine Bischofserfindung, sondern sie ist allein von Gott und wir verkünden sie in seinem Namen als seine Verordnete. Vom Papst wollen wir gar nicht reden; denn der führt ein so unchristliches Leben und gibt ein so böses Beispiel, daß man am besten von ihm schweigt."

Am Ende rief einer der geistlichen Volksredner: „Betet für Kaiser Friedrich, unsern Herrn, und für König Konrad seinen Sohn; denn die sind gut und gerecht." Sie erlaubten allen Städten, welche vom Papste mit dem Banne belegt waren, dem Banne zum Trotz die freie Fortsetzung des allgemeinen Gottesdienstes, den Besuch der Messe und den Genuß der kirchlichen Sakramente. „Wenn auch wir," rief einer der Volksprediger, „nicht aufgetreten wären, so hätte Gott eher Männer aus Steinen erweckt, seine Kirche mit der wahren Lehre zu erleuchten, als daß er diese seine Kirche in der Gefahr verlassen hätte. Wer die Gnadenmittel genießt, dem wird Vergebung seiner Sünden zu Theil, trotz Bann und päpstlichem Interdikt."

Albert von Stade sagt ausdrücklich, König Konrad habe diese „ketzerischen Volksprediger begünstigt, geschirmt und sich ihrer bedient, den abgesetzten Kaiser, seinen Vater und die hohenstaufische Sache durch derlei Gifte zu vertheidigen."

Was die Landesversammlung zu Hall von dieser Stadt wegtrug, nach Ulm, Eßlingen, Gmünd, Göppingen, Heilbronn, Wimpfen und in die andern mit dem Interdikt belegten schwäbischen Städte, davon berichtet der sehr weit weg vom Schauplatz wohnende Berichterstatter

nichts. Die Thatsachen aber sprechen laut: überall freier Gottesdienst, Sieg der hohenstaufischen Sache und wahrscheinlich, wie in Hall, Verjagung aller papistischen Edeln und Geistlichen aus der Stadt. Die Volksmeinung in Schwaben gab auf die Zumuthungen des Papstes eine handgreifliche, feste Antwort.

Der Schlachtsieg König Konrads bei Ulm, in Folge dieser Unterstützung der schwäbischen Städte, brachte in Schwaben und Deutschland eine solche Wirkung hervor, daß nicht nur der Papst, sondern die Lombarden über diesen Ausgang erschracken. Nicht nur der Gegenkaiser war vernichtet, sondern König Konrad konnte sich jetzt auch verstärken durch die päpstlichen Gelder, welche er in den päpstlich gesinnten Klöstern und in den Herbergen der Abgesandten des Papstes erbeutete. Der Sieg kam so unerwartet, daß die Päpstlichen Alles zurückließen in panischem Schrecken. Die Mönche oberschwäbischer Klöster, die Bettelmönche, die hereingekommen waren und selbst der päpstliche Legat flohen so sehr über Hals und Kopf aus dem Lande und der Schweiz zu, daß sie nichts mit sich nahmen als das nackte Leben.

Der Legat, „ein verdrüßlich wüthiger Italiener," hielt sich in der oberschwäbischen Stadt, wo er war, vor Mißhandlungen der Bürger nicht sicher, nicht einmal unter dem Schutz des Minoritenklosters; er wollte um jeden Preis die Stadt verlassen. Verkleidet wird er insgeheim von dem Guardian des Klosters zum Thore gebracht. Zu ihrem Schrecken finden sie es verschlossen. Die Angst schärft das Auge des Legaten, er ersieht ein Loch in der Mauer, durch welches etwas Lebendiges hindurch kriecht. Es ist bei näherem Betrachten ein großer Hund. Aller erhobenen Bedenken unerachtet, bleibt der Legat dabei, des Hundes Nachfolger zu werden. Er wird in das Loch gebracht, und arbeitet sich gewaltig ab, bleibt aber in der Mitte stecken, denn er ist gar zu faist. Der Guardian sieht diese Noth, wie der Legat weder vorwärts noch rückwärts kann. Er geräth in große Angst. Der im Loche ruft ihm mit matter Stimme zu, zu schieben. Angst und Noth und der Hülferuf des Legaten vermögen den zitternden Guardian, seinen unwürdigen Fuß auf das hochwürdige Hintertheil zu setzen, und so lange zu stoßen und zu drücken, bis die Kardinalmasse durchgeschoben ist.

Der Spaß blieb nicht geheim, und lange wurde in Schwaben darüber gelacht.

Viertes Hauptstück.

Siegreich stand Friedrich in Italien, siegreich über die Verschwörung und Empörung, wie über die Feinde im Feld.

Aber nach dem Siege erst zeigte sich, wie tief jener schwarze Anschlag, den sein guter Engel von seinem Haupte ablenkte, sein Herz, sein inneres Leben getroffen. Neigung und Vertrauen waren von seiner Seite gewichen, seitdem die Vertrauten, die Nächsten seines Hofes ihn verrathen hatten, und an diesem Hofe, den einst die Glorie der Freude und Schönheit verklärte, herrschte der Schrecken, und seine unheimlichen Genossen und Diener, das Mißtrauen und der Verdacht. Sein sonst so heiterer Geist wurde düster; seine Seele, die einst an der Schönheit des Lebens so fest hing, wurde schwermüthig; seine körperliche Kraft, seine Gesundheit litt unter den unaufhörlichen Kriegen und Unruhen, noch mehr unter den innerlichen Kämpfen und Leiden.

Mit Wehmuth und Bitterkeit sah er auf das Leben und seine Lage, fand den stillen Privatmann, der unangefochten glücklich lebte, im Vergleich mit sich, beneidenswerth. „Wir," schrieb er an seinen Eidam Vatazes, „wir Könige werden belastet mit allgemeinem Haß; wir gerathen in Spaltung mit den Bürgern, die nach dem reizenden Mißbrauch einer verpesteten Freiheit trachten, und mit den Priestern, die heimlich und durch offene Gewalt uns an Ehre und Gut angreifen. O ihr glücklichen Beherrscher der Morgenländer, ihr habt keine Pfaffen und keinen Papst, und von ihren Erfindungen, von den Waffen eurer Unterthanen nichts zu fürchten!"

Er hatte Stunden, wo er sich hinwegsehnte aus dem Labyrinth der religiös-politischen Wirren Europa's auf die Küsten Asiens, und daher mag sich das Gerücht schreiben, als hätte er dem heiligen Ludwig das Erbieten gemacht, ins heilige Land zu ziehen und sein ganzes Leben dort vollends zuzubringen, wenn er vom Bann gelöst und seinem Sohne Konrad das Kaiserthum und seine Reiche bestätiget würden. Um sich von dem Vorwurf der Ketzerei zu reinigen, da Innocenz in allen Landen das Kreuz wider ihn, „das Kind und den Statthalter des Satans," heftiger als je predigen ließ, unterwarf er sich einer neuen Prüfung durch die angesehensten Prälaten seines Königreichs.

Noch war aber dies nicht so zu verstehen, als ob er, der Fels,

der sich so lange dem Strome des Papstthums entgegengestellt hatte, jetzt widerstandslos, losgerüttelt, von dem allgemeinen Strome der Zeit sich fortspülen lassen wollte. Im Gegentheil. In Mailand neigte sich der Adel seit der Herrschaft der Demokratie zum Kaiser, und Enzio bedrängte die Bürger so siegreich, daß sie einen Waffenstillstand erbaten und erhielten. Zugleich zog der Kaiser, sobald er von seiner Krankheit hergestellt war, mit einem mächtigen Heer aus Unteritalien herauf, und war bereits in Turin angelangt, um den Papst in Lyon zu überfallen, ihn und seine Kardinäle zum Frieden und zur Lösung des Banns zu zwingen und dann nach Deutschland zu ziehen.

Des Kaisers Plan war, mit Heermacht nach Lyon zu ziehen, dort gütlich oder mit Gewalt seinen Streit mit Innocenz IV. zu beenden, und dann sofort nach Deutschland zu gehen und, auf das Bürgerthum der Städte gestützt, im deutschen Mutterlande seines Hauses eine mächtige Reichs- und Centralgewalt zu gründen. Dieser Plan, so spät er kam, konnte, wenn er gelang, Vieles wieder gut machen, was in der bisherigen Staatskunst der Hohenstaufen verfehlt war.

Er war von mehreren Seiten nach Deutschland eingeladen worden; dort waren die Wurzeln, dort die stärksten Stützen seiner Familie und der kaiserlichen Macht zu suchen und zu finden. Und schon war der Plan am Gelingen. In Lyon hatten sich der Papst und sein Hof durch ihre Unsittlichkeit und ihre Erpressungen verächtlich gemacht. Alle Edeln der umliegenden Lande waren in Gährung, und der Papst schwebte in der Gefahr, von Friedrich gefangen zu werden oder sich demüthigen zu müssen. Da kam die Botschaft, daß die Welfen Parma überfallen haben und im Rücken des Kaisers eine gefährliche Bewegung machen. Das nöthigte Friedrich zur Umkehr.

Der Papst hatte die Welfen zu diesem kühnen Streich ermuthigt, die welfische Partei in der Stadt hatte den von außen überrumpelnden Welfen vor- und in die Hände gearbeitet. Parma's Verlust schnitt dem Kaiser die Verbindung mit Reggio, Modena und dem Toskanischen, folglich mit Unteritalien ab. Um so wichtiger war seine Wiedereroberung. Ehe der Kaiser selbst ankam, griff Enzio die Stadt an im Juli 1247. Sein Angriff ward abgeschlagen und überall her verstärkten Zuzüge der Welfen die Stadt. Bald aber zog der Kaiser heran und aus allen Gegenden die Gibellinen auf seinen Ruf: Ezelin mit zahlreichen Schaaren, Friedrich, der Fürst von Antiochien, des Kaisers

natürlicher Sohn und Statthalter in Toskana, mit einem deutschen Heerhaufen, der Graf von Lancia, der Markgraf Palavicini mit ihrer Ritterschaft, Thaddäus und Pietro mit den sarazenischen Garden und den Zuzügen des sicilischen Reichs. Bald war rings um die Stadt Alles erobert oder verwüstet.

In der Stadt war der Kardinallegat Gregor die Seele und das Genie der ganzen Vertheidigung. Der Herbst war da, noch keine Aussicht der Einnahme. Fürchterlich war das Elend auf dem Lande umher, die Noth in der Stadt. Man dachte an Unterhandlungen. Des Kaisers harte Aeußerung in dieser Hinsicht, die grimmige Strenge, womit er bei Ausfällen die Gefangenen als Hochverräther hinrichten ließ, trieben die Stadt zum Widerstand der Verzweiflung. Entsatz, der aus Mantua anzog, ward von Enzio, ein anderes Hülfsheer, das eine Diversion wider Florenz machen wollte, von Friedrich von Antiochien geschlagen. Dennoch stand die Stadt, und dem Kardinal Octavian Ubaldini gelang es durch Ueberraschung große Vorräthe nach Parma hineinzuwerfen.

Um die Belagerung den Winter über nicht zu unterbrechen, baute der Kaiser, vier Bogenschüsse von Parma, eine neue Stadt. Gräben, Wälle, Thore, Zugbrücken, Straßen, Häuser, Mühlen erhoben sich, wie hervorgezaubert, und „Vittoria,“ Siegesstadt, nannte er die Stadt, zu St. Viktor die Kirche, Vittorinen die hier geprägten Münzen. So sicher pochte er auf die Gewißheit des Siegs. Enzio bemächtigte sich aller Punkte, die den Po beherrschten, Ezelin Guastalla's. So waren der Stadt auch die letzten offenen Verbindungen nach Außen abgeschnitten und ihr Untergang durch Hunger gewiß.

Diese Gewißheit machte die Kaiserlichen sicher. Von einem Thurme der Stadt bemerkt ein Mailänder, Bochialupo, daß der Kaiser täglich auf die Jagd ritt. Er theilt es dem Kardinallegaten mit, und als Friedrich am 18. Februar 1248, nach längerem Unwohlsein, zum erstenmal wieder aufs Jagen reitet, brechen die Belagerten eine Stunde vor Tagesanbruch in allgemeinem Ausfall heraus, erreichen, von den sorglosen Wachposten erst wenige Schritte vor der Stadt bemerkt, Vittoria, überrumpeln die Thore und dringen herein. Um die bestürzten Kaiserlichen zu ermuthigen, ruft Thaddäus: „So, sind die Mäuse aus ihren Löchern hervorgekrochen?“ Aber während die Welfen wüthend angreifen, selbst Weiber Ritter mit Sicheln von den Pferden reißen, schlagen

plötzlich die Flammen aus den größtentheils hölzernen Straßenzeilen. Die Feuersbrunst, die man dem Verrath zuschreibt, verbreitet sich schnell über die ganze Stadt.

Thaddäus, welcher Ordnung und Vertheidigung leitet, sinkt schwer verwundet. Die Furcht vor den Flammen und dem Welfenschwert treibt jetzt Alles in haltlose Flucht, und der Kaiser, beim Anblick des gewaltigen Rauchs in der Gegend von Vittoria, von der Jagd zurückeilend, findet seine Siegesstadt in Asche, sein Heer zerstreut, erschlagen oder gefangen, und erst in Cremona vermag er die Trümmer zu sammeln.

Die von Parma hatten unermeßliche Beute an Gold und Silber, Rossen, Saumthieren. Der ganze kaiserliche Hofstaat, selbst des Kaisers Diademe, das Reichssiegel, Scepter und Krone fielen in ihre Hände. An die zweitausend Deutsche und Sarazenen waren in der Verwirrung der Nacht und des Kampfes gefallen, an die dreitausend gefangen. Die Krone erbeutete ein ungestalter Krüppel, setzte sie sich aufs Haupt, ward von Andern auf die Schultern gehoben, und so unter lautem Jubel und Spott auf den Kaiser nach Parma getragen, den eroberten Fahnenwagen Cremona's voran.

Die Bürger von Parma aber waren sonst voll Demuth, Gott schrieben sie ihre Freiheit zu. Der Papst jubelte. Der Kaiser war von Schmerz zerrissen. Ein Heer konnte er leicht ergänzen, einen Sieg wiedergewinnen, aber nicht den treuen Freund, den geistvollen Diplomaten, den heldenmüthigen Feldherrn. Des edeln Thaddäus „süßer Beredsamkeit" schrieben die Welfen des Kaisers Strenge zu. Er war Professor, Minister, Staatsmann, Taktiker und Held in Einer Person. Als sie ihn, nach der Flucht der Kaiserlichen, verblutend am Boden fanden, hieben sie ihn aus Haß und Furcht in Stücke.

Aber der Sieg machte auch sie sicher. Enzio, Friedrich von Antiochien und Ezelin waren nicht in Vittoria gewesen. Enzio überfiel fünf Tage nach dessen Zerstörung unweit Parma ihre Stellung am Po und vernichtete glücklich hundert Fahrzeuge der Mantuaner, die sie ihnen zugeführt hatten. Ezelin eroberte nacheinander im Nordosten der Lombardei Feltri, Belluno, Montefelice und Este, und lachte der Bannflüche, die der Papst auf ihn schleuderte.

Viele Städte wurden welfisch. Dennoch behielten die Gibellinen auch in Oberitalien das Uebergewicht. Im Frühling 1249 ging Fried-

rich in sein Erbreich hinab, theils um den Aufruhrbewegungen der Bettelmönche zu begegnen, theils um neu zu waffnen. Seinem genialen Sohn Enzio überließ er den Oberbefehl in der Lombardei.

In der Romagna dagegen hatten die Welfen entschieden die Oberhand. Hart war das gibellinische Modena bedroht. Enzio, der durch Klugheit und Schnelligkeit nacheinander mehrere kleinere Siege über die Lombarden erfochten hatte, eilte der bedrängten Stadt zu Hülfe. Unweit Oliveto traf er auf das Heer der Bologneser und ihrer Verbündeten. Seine Schnelligkeit hatte sie erreicht, eher als sie Modena. Philipp Ugone, Bologna's Podesta, stand am rechten Ufer der Scultenna, in welche sich der wilde Waldbach Fossalta stürzt. Enzio suchte seitwärts durch eine Furth zu gehen und den Welfen in den Rücken zu kommen. Es ward bemerkt, und nach heftigem aber kurzem Gefecht kehrten Beide in ihre Stellung zurück. Bei Enzio war der Kern der Gibellinen. Philipp, schon zuvor an Zahl überlegen, erhielt noch am Abend zweitausend Mann Verstärkung, die ihm der wilde Antonio Lambertazzi zuführte. Am andern Morgen entbrannte die Schlacht, bis zum Abend ohne Entscheidung.

Der König und Antonio treffen sich jetzt im Kampf. Antonio ersticht des Königs Pferd; er stürzt. Die Modenesen ergreift Schrecken bei des Königs Fall. Sie fliehen, sie verwirren das übrige Heer. Enzio, um den sich seine deutschen Ritter drängen, ficht zu Fuß fort, bis er von diesen auf ein anderes Pferd gehoben wird. Umsonst thut er und die andern Obersten Alles, die Ordnung herzustellen. Ein Kernhaufen von einigen Hunderten, stehen sie, um wenigstens den Rückzug zu decken. Aber sie werden umringt. Der König, Marinus von Ebulo, Boso Doaria und viele andere Gibellinenritter werden gefangen.

Fünfundzwanzig Jahre war Enzio alt, der schönste unter Italiens Rittern. Mancher herrliche Sieg im Felde hatte ihm den kriegerischen Lorbeer in die jugendlichen Locken gewunden, die golden über die Schultern ihm rollten, und neben diesem schmückten ihn die Kränze des Gesangs und der Lieder, worin er als Meister glänzte. Die Romantik seiner Zeit fand sich schöner, als irgend sonst in Einem, in ihm leibhaft vor Augen gestellt. Als der Kaisersohn, dessen Helden- und Sängerruhm ihm voraus die Herzen gewonnen hatte, gefangen in Bologna einzog, bezauberte die unvergleichliche Schönheit des goldgelockten neuen Achilles, noch unendlich reizender und verführerischer durch sein Unglück,

alle Frauen und Jungfrauen, und er, der Besiegte, zog als unwissender Sieger über das Herz der herrlichsten unter Bologna's Jungfrauen, der wunderschönen Lucia Viadagola, in den Palast ein, der zu seiner Haft bestimmt und mit königlicher Pracht eingerichtet war.

Aller schweren Lasten ungeachtet, war die Liebe seines Volks zu dem Kaiser oder die Furcht vor seiner Persönlichkeit so groß, daß er schnell mit Hülfe seiner Getreuen die Aufwieglungsversuche der Bettelmönche erdrückt und die Schuldigsten mit der bleiernen Kapuze und dem Feuertiegel bestraft hatte. Jetzt versuchte er Bitten und große Verheißungen, Drohungen und Warnungen, um den geliebten Sohn zu befreien. Die Volkspartei hatte sich erst kürzlich der Regierung in Bologna bemächtigt und den Adel vertrieben. Diese derben, stolzen Bürger aus den Gewerben, trotzend auf ihre festen Mauern und Thürme, wiesen Alles zurück. „Von einem großen Hund," antworteten sie auf seine Drohungen dem Kaiser mit dem alten Sprichwort, „wird der Eber nicht immer gepackt."

Enzio selbst suchte nach seiner Art die Bürger zu gewinnen. Er machte das originelle Erbieten, für seine Freiheit einen silbernen Ring zu geben, so groß, daß er um ganz Bologna herumginge. Umsonst. Der Rath beschloß: „Der König soll für immer der Gefangene der Stadt bleiben." Die Bedeutung seiner Person und seiner Feldherrntalente, und das, daß sie in ihm ein unschätzbares Unterpfand für alle Fälle dem Kaiser gegenüber hatten, entschied sie für diesen Beschluß, nicht das, weil es dem gemeinen Manne schmeichelte, einen König und Kaiserssohn als Gefangenen in ihren Mauern zu haben. Sie hielten ihn ehrenvoll in seinem Palast. Er gab und empfing Besuche und Gesellschaften; nur die Stadt durfte er nicht verlassen.

Mit Gewalt vermochte der Kaiser jetzt nichts auszurichten; Krankheit fesselte ihn in Apulien ans Lager; und Modena sah sich genöthigt, nach edelm Widerstand, unter günstigen Bedingungen zur Welfenpartei überzutreten.

Aber dem Verlust dieser Stadt, dem Verlust seines besten Feldherrn, der die Seele des Lombardenkriegs gewesen war, folgte auf dem Fuße ein neuer Schlag, für Friedrich der schwerste unter allen.

Fünftes Hauptstück.

Die Jahre hatten das Feuer der Freundschaft, die den Kaiser und den einstigen armen Studenten Pietro verband, gemäßigt, nicht erstickt: sie waren zwei Stämme, in einander verwachsen, und trugen beide die Krone gleich hoch.

Pietro's Glück konnte an einem Hofe der Neid nicht fehlen, aber langsam nur wagte es die Schlange, sich zwischen beiden Stämmen im Dunkeln hinaufzuringeln und ihr Gift anzusetzen. Pietro ward von der Gunst des kaiserlichen Freundes von Stufe zu Stufe gehoben. Treu, auf geniale Weise, arbeitete Pietro für denselben; aber er entging den Versuchungen nicht, die allen so hoch Gestellten nahe liegen. Er erhob, begünstigte, bereicherte seine Verwandte; er selbst häufte ein großes Vermögen, wenn auch die Angabe seines Nachlasses, die von neunmalhunderttausend neapolitanischen Dukaten, einer damals ungeheuern Summe, spricht, sehr übertrieben sein mag. Was Pietro that, erkannte der Kaiser an, er selbst aber, Pietro, änderte oder hob Manches von dem wieder auf, was der Kaiser beschlossen hatte. Es fehlte nicht an solchen, die ihn darüber bei dem Kaiser verklagten; Pietro aber verlangte, als der Kaiser ihm solches vorhielt, mit seinen Anklägern zusammengestellt zu werden, und es war ihm leicht, vor dem Freunde sich zu rechtfertigen; die Anklagen beruhten. Ja, jeder ward für glücklich geachtet, auf den nur ein Schimmer der Gunst Pietro's fiel.

Aber die Hofintrigue ruhte nicht. Sie konnte es nicht ertragen, daß ein Einziger ununterbrochen und allein die Schlüssel zum Herzen des Fürsten haben sollte. Jede Maßregel gegen einen verdächtigen Großen, wozu Pietro in treuem Diensteifer seinen Herrn und Freund trieb, ward von der Verdächtigung seiner Feinde aufgegriffen. „Wie er dich," sagten die Höflinge zum Kaiser, „durch Verdacht um deinen Sohn gebracht hat, so wird er dich noch um alle treuen Diener bringen." Aber auch dieses tropfenweise in die Seele des Kaisers geträufelte Gift vermochte die Freundschaft zwischen ihm und Pietro nicht zu tödten: sie wurzelte im Geist, und war darum stärker, als sinnliche Neigung.

Erst nach dem Concil von Lyon, wo übrigens Pietro nicht anwesend war, scheint eine Erkältung zwischen Beiden eingetreten zu sein. „Friedrich," so wird erzählt, „machte einen Besuch in Pietro's Palast.

Pietro war abwesend. Der Kaiser streifte durch die Gemächer bis in eines, worin er Pietro's Gemahlin mit unbedeckten Armen schlafend fand. Er deckte sie zu und ging hinweg, ohne seine Handschuhe mitzunehmen. Pietro fand diese und sprach lange nicht mehr mit seiner Gemahlin. Es kam endlich zu Erklärungen in Gegenwart des Kaisers, und die Sache klärte sich so weit auf, daß Pietro sich wieder versöhnte." Glaublich ist es, daß die Spannung etwas zurückließ, das die Versöhnung überdauerte. Es war ein neuer Tropfen in das Gefäß, das sich langsam füllte, ihre Freundschaft zu tödten.

Die überhandnehmende Schwermuth des Kaisers, die Verdüsterung seiner Seele, das System des Schreckens, dem er seit dem Verrath seiner Vertrauten huldigte, das Mißtrauen und der Verdacht, die seine Seele nie mehr verließen, mußten auch zwischen ihm und Pietro eine Entfremdung herbeiführen. Diese Mißstimmung benützten die, welche ihn beseitigen wollten. Pietro selbst klagt: „Die bisher von meinem Brode mit mir gegessen, die ich ohne Arg gehoben, arbeiteten, mich zu stürzen; Freunde stahlen mir die Gunst meines Herrn." Als er in der Gunst desselben sich ausgestochen glaubte, trat der Papst als Versucher ihn an. Geheime Unterhandlungen zeigten ihm, wenn er seinen Herrn verriethe, „den Preis fürstlicher Macht." Auch ihm ward die goldene Angel vorgehalten, welche die Severinos verführte. „Als mir nichts fehlte im Wohlsein," klagte er später, „da trieb mich das trügerische Glück nach Gewaltigem hin; ich wandte die Augen größeren Dingen zu und begann nach der Hoheit der Herrschaft zu trachten."

Dennoch vermochten die päpstlichen Unterhändler ihn nicht zur Entscheidung zu bringen: sie zogen das Kürzere vor und bestachen Pietro's Arzt, dessen sich wegen seiner besondern Geschicklichkeit auch der Kaiser in der Krankheit bediente, die ihn seit länger ans Lager fesselte. Pietro selbst hatte ihn empfohlen und der Arzt pries seinen Trank als ein unfehlbares Geheimmittel. In dem Augenblick, als der Arzt dem Kaiser die Arznei zu reichen kommt, erhält dieser eine Warnung vor demselben.

„Freunde," spricht er zu dem anwesenden Pietro und dem Arzt, „meine Seele vertraut auf euch; ich weiß, daß ihr mir kein Gift statt Arznei geben werdet." „O Herr," antwortet Pietro, „dieser Arzt hat mir so oft geholfen; woher diese Furcht jetzt?" Mit finsterm, starrem

Blick sieht Friedrich dem Arzt ins Auge. „Trink," sagt er, „und gib mir das Uebrige." Der Arzt thut, als strauchle er mit dem Fuße, und läßt die Schale mit dem Trank zur Erde fallen. Sogleich befiehlt Friedrich, den Rest in den Trümmern zu sammeln. Sein Verdacht ist ihm jetzt Gewißheit, und wirklich gibt das Wenige noch einem zum Tode verurtheilten Verbrecher, dem es gereicht wird, schnellen Tod. Der Arzt gesteht seine Schuld und wird hingerichtet. Friedrich ringt verzweiflungsvoll die Hände. „Wehe mir," ruft er, und heiße Thränen entstürzen dem alternden Kaiser, „wehe mir, gegen den die eigenen Eingeweide wüthen! Pietro, welcher die Hälfte meiner Seele, welcher der Fels war, auf den ich traute, steht mir nach dem Leben! Wem kann ich hinfort noch trauen? wo noch sicher, wo wieder froh sein?" —

Pietro ward verhaftet. Seine Feinde saßen über ihn zu Gericht. Ob seine Unterhandlungen mit dem Papst, und wie viel davon, erwiesen wurden, ist dunkel. Aber Friedrich glaubte an seinen Verrath, er nannte ihn öffentlich einen Verräther und ließ seine Güter einziehen. Doch konnte er sich nicht entschließen, sein Todesurtheil zu unterschreiben. „Wehe mir," rief er, mit sich ringend, „welchen Mann soll ich verurtheilen!" Er ließ ihn blenden.

Pietro ließ sich nach Pisa führen, um hier den Rest seines Lebens zuzubringen, weil er auf die Freundschaft der Pisaner hoffte, denen er in seinem Glück große Dienste geleistet hatte. Aber er fand nicht, was er gehofft hatte. Als Dichter hatte er in glücklichen Tagen schöne Lieder gedichtet, und unter den Ersten seines Vaterlandes geglänzt. Die Muse blieb ihm jetzt auch im Elend treu, und in tiefgefühlten poetischen Ergüssen sprach er es aus, was er äußerlich, was er innerlich litt. Sie sind der Nachwelt erhalten.

Die Qualen der Folter hatten seinen Leib zerrüttet. „Zerbrochen," klagte er, „bin ich, wie ein Töpfergeschirr; das Liegen ist mir Pein, Stehen Schmerz; das Gefühl zittert, und Wolken verhüllen das Auge!" — Es ergriff ihn eines Tages eine solche Verzweiflung, daß er zu sterben sich sehnte. Er fragte seinen Knaben, der ihn geleitete, in welchem Theile der Stadt sie sich befinden. „Bei der St. Paulskirche am Arno," sagte der Knabe. Er befahl ihm, ihn an die Mauer der Kirche hinzuführen, und als dieser es that, stieß er sich mit dem Kopfe wiederholt so heftig gegen die Säulen des Portals, daß sein Gehirn umherspritzte und er starb.

Sechstes Hauptstück.

Der Juni 1249 war es, welcher die beiden großen Seelen, Pietro und Friedrich, von einander riß. Fast vierzig Jahre hatten sie in Treue und Freundschaft zusammen gelebt, als Pietro, ein Opfer, nicht eines wirklich gewordenen Verraths, sondern päpstlicher Tücke und des Hasses und Neides der Höflinge, fiel.

„Jener Priester, jener große Prälat und friedfertige Lenker des Glaubens, begnügt sich nicht mit zahllosen Umtrieben und schändlichen Ränken, nein er endigt, o der Schande! mit heimlichen Mordversuchen. Sehet da die ehrenwerthen Werke des Fürsten der Priester! Giftthat wird uns von dem bereitet, von welchem Gutthat wir erwarten konnten!" So entlud Friedrich sein Herz in Klagen an die Fürsten und Völker.

Aber auch er war nicht ohne Schuld. Pietro's freiwilliger Tod, der offenbar wenige Wochen darauf erfolgte, machte die Wunde erst recht bluten. Im ersten Augenblick der Entdeckung hatte er in die Bestrafung desselben gewilligt, weil die Richter, dessen Feinde, sie als Nothwendigkeit zeigten; und das System des Schreckens, zu dem er sich seit den letzten Jahren hatte hinreißen lassen, hatte sich jetzt so an ihm gerächt, daß es selbst den Freund seiner Jugend als Opfer verschlang. Und er hatte recht gesagt, als er diesen Freund die Hälfte seiner Seele nannte. Als er ihn, den mit ihm Verwachsenen, aus seinem Herzen riß, riß er das größte Stück dieses Herzens mit aus, und nach dem Tode des Geblendeten mochte sich Schuld und Unschuld desselben ihm in einem andern Lichte, und sein Verfahren als eine That des Schreckens, als eine Gewaltsamkeit gegen den zeigen, der ihm siebenunddreißig Jahre lang Treue und Liebe erprobt hatte.

So lag er, der Kaiser, auf seinem Krankenlager. Zerstörender als das „heilige Feuer," das seine Füße lähmte, nagte an den Keimen seines Lebens die Trauer und der Gram. —

Man hörte ihn aus tiefster Brust aufseufzen, ohne Worte. Einmal sagte er unter solchen Seufzern: „O wäre ich nie geboren oder hätte ich wenigstens nie das kaiserliche Scepter in die Hand bekommen, dessen Rechte zu verfechten ich so manchen übervollen bittern Kelch leeren mußte!"

*

Unglückliche Botschaften aus Deutschland und der Jubel und die Umtriebe des Papstes reißen ihn aus diesem Zustand empor. Noch einmal spannen sich die Muskeln seiner Seele und seines Leibes, und ihn durchflammt neue Kraft zum Leben und zum Siege.

Er versetzt neue Schaaren Sarazenen aus den Gebirgen Siciliens in das reiche Thal zwischen Neapel und Salerno, wo sie die Stadt Nocera de Pagani als ihren Mittelpunkt erhalten, ja er nimmt Tausende anderer auf den Küsten Afrika's in seinen Sold. Faenza und Ravenna treten wieder zur Gibellinenpartei. Selbst Lodi und Piacenza erklären sich für ihn. Der Markgraf Palavicini erobert in einer großen Schlacht Parma's Caroccio und fängt gegen viertausend Bürger, darunter fast den ganzen Adel der Stadt und den Sohn des Markgrafen von Montferrat, und Ezelin macht in der Lombardei immer größere Fortschritte. Mailand wird von den Gibellinen fest eingeschlossen. Bologna zeigt sich zum Frieden geneigt, sendet Abgeordnete an den Kaiser, und er gewährt der Stadt einen Waffenstillstand, bis er selbst nach dem obern Italien käme.

Aus dem Morgenlande kommt die Trauerbotschaft, daß Ludwig, der französische König, von den Egyptern, nach gänzlich mißlungenem Kreuzzug, den auch er edelmüthig mit Schiffen und Lebensmitteln unterstützt hatte, gefangen worden sei. Er sendet sogleich seine Boten an den Sultan Egyptens, seinen Freund, um sich für die Gefangenen zu verwenden. Aber ehe die Boten ankommen, ist der Sultan durch eine Revolution seines Palastes ermordet worden. Doch erleichtert auch so noch sein Wort und sein Name das Schicksal der Gefangenen.

Um sich her sieht er sein Erbreich in Blüthe; der Krieg, der Italien verheerte, hat es selbst nicht berührt; er hat nur die Gelder seines Landes zu seinen Kriegen verwendet, die Menschen immer geschont, da den Kern seines Heeres stets Sarazenen, deutsche Söldner und die Gibellinenstädte bildeten. Die Römer sind so unzufrieden, daß sie dem Papst sagen lassen, komme er nicht zurück, so werden sie sich einen andern Bischof wählen.

Das Schicksal Gregors VII. drohte dem vierten Innocenz. Volk und Adel ward ihm in Frankreich von Tag zu Tag abholder. Sein und seiner Höflinge Uebermuth empörte Fürsten und Herren. Am Papsthof sprach man von den Herrschern nie anders, als von „Königlein," kleinen „Schlangen, denen man den Kopf zertreten müsse." Die

Fürsten fingen an einzusehen, wie recht Friedrich hatte, wenn er seine Sache zur Sache aller Fürsten machte, und die starke Sprache desselben gegen das Papstthum fand tieferen Anklang als früher.

Hätte Friedrich doch, statt ihn zu verfolgen, den Geist des freien religiösen Denkens von Anfang an unterstützt, nicht erst, als es zu spät war, nicht erst, als der Papst auf demselben Boden Frankreichs, wo mit Friedrichs Wissen und Zulassen Hunderttausende freidenkender Menschen hingeschlachtet worden waren, seinen Sitz aufgeschlagen hatte!

Doch war auch jetzt, durch die Erpressungen und Laster seines Hofes, Lyon des Papstes überdrüßig. Kardinal Hugo sagte, „als sie angekommen, seien drei Bordelle in Lyon gewesen, jetzt nur noch eines," nämlich die ganze Stadt; und dieses Bonmot erbitterte alle Damen und Männer.

Die Stände von Arles und Avignon huldigten aufs Neue den Bevollmächtigten des Kaisers. In England beschimpfte das Volk öffentlich die päpstlichen Legaten; in Deutschland besiegte König Konrad seine Gegner, und die Bürger und Bauern wiesen die bettelnden Priester mitleidslos mit den Worten ab: „Geht zu eurem Papst, der hat Geld genug zusammengeraubt!"

Das ausgeartete Papstthum schien dem letzten Angriff nicht widerstehen zu können, zu welchem der Hohenstaufe sich rüstete. „Wir waren," schrieb er, „bisher ein geduldiger und devoter Ambos; wir müssen wieder Hammer werden." Denn jetzt nahm Friedrich seinen früheren großartigen Plan wieder auf, er bereitete sich eben in Unteritalien, die Lande herauf über Lyon nach Deutschland zu ziehen. Er schien seinem Ziele nahe, sein Gegner dem Abgrund.

Aber er sollte nur ein Vorläufer im Kampfe sein, nur den spätern Erfolg vorbereiten helfen, den lichten Tag der Gewissensfreiheit, den heraufzuführen nicht Einem, nicht Einigen beschieden und möglich war, sondern nur der allmähligen Geistesentwicklung des deutschen Volkes, im Verein mit den andern fortgeschrittenen Völkern. Kein Mann, auch der an Geist und Mitteln größte nicht, kann die Völker dauernd frei machen, bürgerlich und geistig frei; die Erziehung der Völker dazu ist das Werk der Zeit, die Arbeit zuerst Vieler, dann Aller. Die Freiheit in Kirche und Staat sich erringen — das können nur und müssen die Völker selbst durch Bildung und Wehrhaftigkeit.

Der Siegesglanz, womit das Glück noch einmal seinen Helden

schmückte, war ein Schmuck zum Tode. Schon überschwemmten seine siegreichen sarazenischen Garden den Kirchenstaat, als er, der Kaiser, am 29. November 1250 von einer neuen Krankheit, der Ruhr, ergriffen wurde. Sein Sterndeuter, Michael Scotus, hatte ihm einst geweissagt, daß er unter Blumen sterben werde. Jahrelang mied Friedrich darum Florenz, die Blumenstadt; er glaubte nirgends anders zu sterben. Das Schloß, in dessen Nähe er jetzt erkrankte, hieß Firenzuola (Klein-Florenz). Es war unweit seiner treuen Sarazenenstadt Luceria.

Er selbst hielt jetzt die Erfüllung der Weissagung nahe, hieß doch auch dieser Ort Blumenstadt; er ließ sich auf dem Bette mit seiner geliebten Bianka noch trauen, und machte am siebenten Dezember sein Testament.

Konrad sollte Erbe des ganzen hohenstaufischen Besitzthums sein; stärbe er, Heinrich, Isabellens Sohn, und beim Tode auch dieses Erben, Manfred, der Sohn Bianka's, nachfolgen. Heinrich sollte überdies 100,000 Unzen Goldes baar und entweder das Königreich Burgund oder Jerusalem, Manfred das Fürstenthum Tarent mit andern Herrschaften und, als Vicekönig, die Verwaltung des sicilischen Reiches erhalten; sein Enkel Friedrich, des unglücklichen Königs, Heinrichs VII., Sohn, 10,000 Unzen Goldes und das, durch den Tod des letzten Babenbergers, des Streitbaren, erledigte Herzogthum Oesterreich und Steyermark. 100,000 Unzen sollten zur Eroberung des heiligen Landes ausgesetzt sein, und der Kirche alle ihre Rechte zurückgegeben werden, „jedoch unbeschadet aller Rechte und Ehren der kaiserlichen Reiche, Erben und Getreuen, und nur in dem Falle, wenn auch die Kirche alle Rechte des Reichs zurückgäbe." Auch seiner Freunde, treuen Diener und treuen Kirchen dachte er sterbend, und um die Sicilianer zu beruhigen, sollten alle drückenden Steuern, welchen er Adel und Volk unterworfen hatte, aufgehoben und die Abgaben wieder auf den Fuß der guten alten Zeit unter König Wilhelm zurückgeführt werden.

Dann beichtete er und wurde von dem Erzbischof von Palermo wieder in den Schoos der Kirche aufgenommen. Die Cisterzienser logen nachher, er habe sich auf dem Sterbebette ihrem Orden in die Arme geworfen und ihr Ordenskleid genommen. Er aber verschied, wie er gelebt, groß und stark, am 13. Dezember 1250, im sechsundfünfzigsten Jahre seines gewaltigen Daseins, im vierzigsten seines Kaiserthums.

Er entschlief in den Armen seiner Bianka und seines Manfred, und so ward ihm, dem König der Schönheit, in mehr als Einem Sinne das Glück, unter Blumen zu sterben. An diesem Tage, dem Tage der heiligen Lucia, ward fast ganz Italien von einem Erdbeben erschüttert, und es war Glaube der Zeit, daß „die Erde gebebt habe, weil der größte Fürst der Welt die Augen schloß.“

Sein Leichnam, angethan mit dem kaiserlichen Schmuck, wurde, unter unzähliger Begleitung der Edeln und des Volks, an die Küste gebracht und nach Palermo hinübergeführt. Mit aller erdenklichen Pracht wurde er im Dome zu Palermo beigesetzt, wo auch sein Vater, Kaiser Heinrich VI., ruhte. Noch heute ragt in „malerischer Pracht und Hoheit“ dieser Dom in die Luft empor, und diese Kathedrale trägt den Schmuck von vier Zeitaltern des Baustils an sich: die alt- und die neu-römische, die sarazenische und die gothische Baukunst hat sich daran verewigt. In einer der Seitenkapellen war die Porphyrgruft für die Grabmäler des Vaters und der Mutter Friedrichs, Heinrichs und Konstantia's, auch das Grabmal Rogers, des Vaters der Konstantia, des gewaltigen normännischen Königs beider Sicilien. Auch die Gemahlinnen Kaiser Friedrichs ruhten hier. Und auch die Hülle dieses durch Naturgaben, Thaten und Schicksale gleich wunderbaren Kaisers fand an der Stätte, die er voraus bestimmt hatte, neben ihnen ihre Ruhestelle, nach einem Leben, das ohne Gleichen rastlos bewegt in Kämpfen und im Schaffen war.

Großartige Einfachheit zeichnet diese Grabmale aus. Die Särge sind von dunkelrothem Porphyr, „kolossal wie für ein Riesengeschlecht.“ Kaiser Friedrichs Steinsarg schwebt frei auf vier schreitenden Löwen; an jedem Ende des Sargs stehen zwei Löwen, deren Schweife sich in einander schlingen, während die Vorderfüße einen Ueberwundenen festpacken. Darüber erhebt sich ein Giebeldach aus Marmorplatten, von sechs schlanken Säulen getragen. Greifen und Adler zieren die Decke. Gerade diese großartige Einfachheit, welche jede weitere Verzierung verschmähte, erhöht den Ernst des Eindrucks, den dieses Grabmal macht; die andern Grabmale sind noch einfacher, aber ähnlich gehalten.

Mehr als fünf Jahrhunderte ruhten ungestört die irdischen Reste des großen Kaisers Friedrich II. in dieser Porphyrgruft; im Jahre 1781 wurden diese Denkmale aus ihrer bisherigen Ruhestelle an eine andere im Dome gebracht, vorher aber geöffnet und untersucht. Die Leiche Kaiser Heinrichs VI. war wohl erhalten; alles Prachtgewand war noch

da; nur das Schwert und die Krone fehlten, zum Zeichen, daß hier frühe, wohl bald nach der Bestattung, eine räuberische Hand eingegriffen hatte. Blondes Barthaar am Kinn, blondes Haar an den Schläfen dauerten noch als Merkmale der deutsch-schwäbischen Abkunft des Todten. Auch die Leiche Friedrichs II. lag wohlerhalten im Sarge; dreifache Prachtgewande vom künstlichsten Gewebe, in welche der Adler gestickt war, umschlossen die schöne Leiche; ein Ring mit einem köstlichen Smaragd war noch an einem Finger der rechten Hand; ein seidener Gürtel mit silbernen Schnallen umgürtete den Leib, und seidene Stiefelchen mit bunter Stickerei und goldenen Sporen waren an den Füßen. Auf ledernem Kopfkissen lag eine offene Krone, reich mit Perlen verziert, links vom Haupte ein Reichsapfel; an der linken Seite das Reichsschwert, eine gewaltige Klinge. Alles, Leiche, Gewande, jeder Theil des Kaiserschmucks, war ganz ohne Beschädigung. Seinem Vater Heinrich mochte wohl die Habsucht die Krone stehlen und das kostbar eingelegte Schwert; aber um des großen Sohnes Grab webte ein Etwas, was jede verruchte Hand abhielt von der Störung oder Beraubung des darin Liegenden. Der war von Feind wie Freund als groß anerkannt im Leben, noch mehr im Tode; und diese Meinung der Welt hütete seinen Sarg vor Entweihung. Er galt in mehr als einem Sinn für unsterblich, nicht bloß seine Seele, nicht bloß im Nachruhm der Welt, sondern in einer seltsamen Art von Glauben der Zeitgenossen.

Wie bei seinem Großvater, so ging es nach seinem Tode auch bei ihm: Viele, die in weiter Ferne von dem Schauplatz seines Endes lebten, glaubten nicht an seinen Tod, und besonders im deutschen Lande erhielt sich noch viele Jahre die bedeutsame Sage, der große Friedrich sei nicht wirklich gestorben, sondern, müde der Feindseligkeiten und päpstlichen Verwirrungen, und in Folge von Weissagungen künftiger Unglücksfälle, wenn er länger in Italien bliebe, habe er Europa verlassen und lebe in den schönen Gefilden des Morgenlandes mit wenigen getreuen Dienern ein glückliches, heiteres Leben der Poesie und der Liebe.

Siebentes Hauptstück.

So ist sie hinabgegangen, die so lange hoch über ihrer Zeit gestrahlt hatte, die Sonne des zweiten Hohenstaufen-Friedrichs. Ihre Laufbahn war weit mehr ein fortgesetzter Kampf mit finstern Mächten, als ein stilles Wandeln gewesen. Kurz vor dem Scheiden hat sie noch einmal hinter dem Gewölk hervor im Siegesglanz aufgeflammt. Wir treten jetzt in die Abendröthe, bald in die Dämmerung und in die Nacht, worin der letzte Nachglanz erlischt und alle Prachtblumen dieses vorzugsweise romantisch zu nennenden Zeitalters ihre Kelche schließen.

Der große italienische Dichter Dante hat für sein Vaterland Italien die Gewaltigen unter den Hohenstaufen-Kaisern „die drei Stürme aus Schwaben" genannt. Stürme, die für sein Vaterland vorüberrauschten, sah der Italiener in dem ersten Friedrich, in dem sechsten Heinrich und sogar in des großen Rothbarts geistvollerem Enkel, Gewitter in ihnen, in welchen die Deutschen für sich Sonnen sahen. Mit dem Letzten legte sich die Glorie des Kaiserthums, es legten sich mit ihm alle Riesenentwürfe des deutschen Thrones auf die Weltherrschaft in sein Grab. Und über dieses Grab ragt hoch hinüber und siegreich der vieläſtige Baum der Freiheit.

Der demokratische Republikanismus, die Volksfreiheit der italienischen Städte, hatte ihn überlebt, ihren großen Gegner, den kaiserlichen Absolutismus. Ein fester Bund des Kaiserthums mit der Geistes- und Volksfreiheit wider die Herrschaftsanmaßungen des römischen Papstthums wäre das natürliche Verhältniß zwischen Kaiser und Städten gewesen; aber Beide zogen es vor, sich eigensinnig und einseitig zu scheiden, statt sich gegenseitig behufs der Einigung ihrer Streitkräfte zum Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind die nöthigen Einräumungen zu gewähren. Der schuldigere Theil aber waren die Hohenstaufen, welche ihre Herrschsucht und ihren aristokratischen Stolz, wie namentlich zuletzt noch Friedrich II. sein kaiserliches Alleinherrenthum und seine Herrenstands-Vorurtheile, nicht dem Ganzen, nicht den Zeitbedürfnissen unterordnen, geschweige opfern wollten. Freilich geschah das auch aus Verbitterung darüber, daß die demokratischen Freistädte Italiens immer aufs Neue ein übergroßes Selbstgefühl und einen solchen Widerwillen gegen die Herrschaft der Deutschen, ja gegen jede Unterordnung zu Tage treten

ließen, daß eine starke Reichs- und Staatsgewalt dabei gar nicht für die Dauer aufkommen konnte. Denn die erste Bedingung einer starken Staatsgewalt ist die, daß ihr sich Alle unterwerfen, und aufhören, für sich sein zu wollen, wo es gilt, für die Reichsgewalt, die das Ganze vertritt, einzustehen, nur für sie zu sein.

So mußten Beide im Kampfe sich aufreiben. Die ganze Regierungszeit Friedrichs II. trug deutliche Merkmale des Sinkens dieses Kaiserhauses an sich: es mußte die eine Macht, die hohenstaufische, untergehen; aber auch die andere Macht, die Städtefreiheit Italiens, in diesen Untergang mit gleichem Schicksal bald nachfolgen. Es war nur ein Vorfrühling, diese frühe Blüthe der Volksfreiheit auf dem Boden Italiens. Es war nur eine Mitternachtsröthe, dieser Glanz hohenstaufischer Bildung. Beide verkehrten ihre Kraft und gingen über das sittliche Maß hinaus bis zur Unbändigkeit.

Der Kampf zwischen dem Kaiserthum und dem Papstthum war schon unter den ersten Hohenstaufen-Kaisern ein ganz anderer geworden, als er zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. war. Er war schon unter dem Rothbart ein Kampf zwischen Kaiser und Papst um die Oberherrschaft in der Welt. Er war unter Kaiser Heinrich VI. zugleich ein Kampf zweier großer Nationalitäten, der deutschen und der welschen, gegeneinander. Es war dieser Kampf in der letzten Zeit Kaiser Friedrichs II. sogar in einen Kampf für das Licht gegen die Finsterniß umgeschlagen, in einen heiligen Kampf des freien Gedankens und Glaubens gegen priesterherrschaftliche Knechtung der Menschheit, der Fürsten wie der Völker, gegen einen europäischen Dalai-Lama.

Es ist anzuerkennen, Friedrich II. nicht bloß, sondern schon die Hohenstaufen-Kaiser vor ihm waren den religiösen Bewegungen ihrer Zeit, den Versuchen, sich aus den Banden eines fanatischen Priesterthums und aus dessen Bevormundung zu befreien, im innersten Herzen gut; sie thaten auch Manches zur Förderung derselben; aber das Letztere stets nur mit Berechnung ihrer Politik, nicht aus reiner, von jeder selbstsüchtigen Rücksicht freien Begeisterung für die edeln Gedanken, welche jenen Bewegungen und Versuchen zu Grunde lagen. Wer sich auf dem Gebiet des heiligen Kampfes für religiöse wie für politische Freiheit einen Kranz verdienen will, der muß sich selbst verläugnen und sich jeder zeitlichen Rücksichten entschlagen; der muß seine volle Kraft, sein ganzes Selbst dafür einsetzen. Auf dieses schöne Heldenthum für die heiligsten

Ideen und Güter der Menschheit hat keiner der Hohenstaufen einen Rechtsanspruch, auch Friedrich II. nicht.

Er ganz besonders hat stets im Anfang und weit über die Mitte seiner Regierung hinaus seine eigene freireligiöse Ueberzeugung einer Staatskunst aufgeopfert, welche manche große Eigenschaft, nur nicht die des Sittlichen hatte. Er vollends hat mit klarem, ganz befreitem Bewußtsein, und darin grundverschieden von seinem noch im Väterglauben lebenden und sterbenden Großvater, die Religion schon ganz so angesehen und gehandhabt, wie die Politik des Satanismus im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert damit gethan hat. Weil er die eigene Ueberzeugung nicht zur sittlichen Quelle für die Grundsätze seines Staatsverfahrens machte, sondern umgekehrt diese religiöse Ueberzeugung ganz der von ihm angenommenen Staatskunst, der Politik ohne Gewissen, unterordnete, ja sie in ihr aufgehen ließ, darum verirrte er sich so weit, daß er lange Zeit gegen, und erst zuletzt, wo es für ihn zu spät war, für die Richtung des freien religiösen Geistes in den Völkern handelte. — Darum ließ er dem fanatischen Papstthum die blutige grausame Verfolgung viele Jahre lang zu, gegen eben die Ueberzeugung, die er im Herzen selbst theilte, und deren Bundesgenossenschaft er am Ende seines Lebens suchte. Als er sie suchte, waren Hunderttausende der besten Bekenner durch den Fanatismus ermordet oder im Elend vergangen. Niemals hat Friedrich II. die nothwendigen Folgerungen seiner religiösen Grundsätze in der Art gezogen und angenommen, daß er sie als feste Leitsterne in sein politisches Verfahren übertrug.

Vorzugsweise auch in Folge seiner derartigen Politik unterlag Friedrich II. zuletzt im Kampfe mit dem Papstthum, obgleich dieser ein Kampf für das Licht geworden war, wenigstens in den Augen von Millionen Zeitgenossen, wenn auch nicht im Herzen Friedrichs selbst. Denn für ihn war und blieb es nur ein Kampf um die Alleinherrschaft über die Welt. Bis zuletzt hat es Friedrich II. nicht über sich vermocht, sich von seinen frühern politischen Anschauungen und Bestrebungen loszumachen, und dafür eine Politik in sich aufzunehmen, wie sie der Zeit, die eine große Wendung genommen hatte, und wie sie den Nationalitäten, den Forderungen der Deutschen und Italiener, doch allein nur entsprechend war. Die Folgen seiner verkehrten bisherigen Politik lagen am Ende so zu Tage, daß nicht gerade das so scharfblickende satanische Auge des vierten Innocenz dazu gehörte, um voraus zu sehen und zu weissagen,

daß das Haus der Staufen sich selbst unterwühle, sich und das deutsche Reich, und daß es auf diesen Wegen, von der starken deutschen Heimathwurzel seiner Kraft losgelöst, in Italien zu Grunde gehen werde. Wenige Monate vor Friedrichs II. Tode zeichnete jener Seufzer, welcher aus der tiefsten Brust ihm sich losrang, das, was er im Innersten fühlte. Es ist jener angeführte Seufzer gemeint: „O hätte ich nie die Zügel des Reichs in meine Hand genommen, dessen Rechte wieder zu gewinnen und aufrecht zu halten, ich einen so übervollen Becher so vieler und so herber Bitterkeiten leeren mußte." In diesen Worten spricht es sich aus, daß er innerlich zusammen gebrochen war, vor der Zeit, ehe die Krankheit äußerlich seinen Leib brach. Es ist, als hätte er in diesem Augenblick mit Augen des Geistes geschaut, wie all sein ungeheures Ringen, wie auch die letzten Anstrengungen aller Kräfte gegen das Papstthum ihm gescheitert zu Füßen liegen, wie die Zerrüttung seines Geschlechtes, die Auflösung des deutschen Reiches nunmehr ein unaufhaltsames Verhängniß geworden sei.

Aber auch sein Sohn und Nachfolger ließ nicht von den falschen Wegen ab, auf welchen die Politik seines Vaters gegangen war. Auch er suchte nicht in Deutschland, sondern in Italien den Schwerpunkt seiner Macht, und das Schicksal eilte rasch zu Ende mit dem Haus Hohenstaufen.

Noch im Oktober 1247 hatte sich, so traurig der Ausgang de Thüringers war, durch den Papst und die geistlichen Großen Deutschlands der erst 20jährige Graf Wilhelm von Holland, also ein zweiter Vasall der deutschen Krone, verlocken lassen, den deutschen Königsnamen anzunehmen. Zu Woringen bei Köln hatte der Todfeind der Hohenstaufen, Konrad von Hochstaden, der Erzbischof von Köln, eine Wahlversammlung der deutschen Fürsten veranstaltet. Es war Niemand erschienen, als die drei geistlichen Wahlfürsten, der Kölner, der Mainzer, der Trierer, der Herzog von Brabant und der Böhmenkönig. Der Herzog von Brabant und der Erzbischof von Köln waren die thätigsten dabei. Die Abwesenheit fast aller weltlichen Wahlfürsten machte an und für sich schon diese Wahl zu einem Gaukelspiel. Dem „zweiten Pfaffenkönig" verschlossen die Bürger von Aachen ihre Thore. Die rheinischen Bischöfe und das Geld des Papstes brachten dem ehrgeizigen Jüngling Wilhelm von Holland ein Heer zusammen, daß er Aachen belagern konnte.

Ein Jahr und zwanzig Tage vertheidigten die Bürger von Aachen ihre Krönungsstadt gegen den Afterkönig. Selbst Ueberschwemmuug, Hunger und Noth jeder Art vermochten die Tapferkeit und die Ausdauer dieser Bürger nicht zu brechen; erst als die Kunde, die erdichtete, vom Tode Kaiser Friedrichs den Bürgern übermittelt wurde, öffneten sie auf Vertrag ihre Thore, im Oktober 1248. Wandelnden Leichen glichen die Bürger, und selbst in diesem Zustand zogen noch Viele vor, die Stadt zu verlassen, um nicht den Afterkönig anerkennen zu müssen. Mit einer nachgemachten Krone wurde der nachgemachte König von seinem geistlichen Anhang zu Aachen gekrönt.

Umsonst hatte König Konrad der Hohenstaufe Aachen zu entsetzen gesucht. Sein Schwäher, Herzog Otto von Bayern, hatte seine Streitmacht nach dem Osten verwendet. Kaiser Friedrich II. hatte ihn zum Regenten über das Herzogthum Oesterreich gesetzt, das der Kaiser nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren zum Reiche einziehen wollte, im Jahre 1246. Diese schönen Lande, das eigentliche Herzogthum Oesterreich, Steyermark und Krain, wollten aber die österreichischen Stände dem einzigen hinterlassenen Kinde des verstorbenen Herzogs, seiner Tochter Gertraud, erhalten, und auf ihr Anliegen hatte Herzog Otto von Bayern dieselbe seinem Verwandten, dem Markgrafen Hermann von Baden vermählt, der durch seine Mutter Irmengard, eine Tochter jener Agnes von Hohenstaufen und des Sohnes Heinrichs des Löwen, ihm und dem hohenstaufischen Hause nahe stand. Zugleich hatte der Bayernherzog versprochen, ihn in die österreichischen Lande einzusetzen, deren sich der Böhmenkönig Ottokar bemächtigt hatte.

So fehlte dem Könige Konrad für den Augenblick die volle Waffenmacht seines Schwiegervaters zum Beistand. Die süddeutschen Grafen und Herren zeigten fast allgemein einen noch nie so dagewesenen Widerstand gegen das Aufgebot ihres rechtmäßigen Königs. Sie zogen vor, die Zerrissenheit des Reiches zu benützen, sich aus ihr zu bereichern und sich zu kleinen Souveränen auszubilden, statt treu zu sein ihrem Eid und ihrem Kaiser, dem Reich und des Reiches Haupt. Das schöne Vorbild der deutschen Städtebürger machte diese Grafen und Herren nicht mehr schamroth und brachte sie nicht mehr auf den Weg der Pflicht zurück.

Die Reichstreue der Städte Deutschlands, ihre Liebe und Opferfreudigkeit für das große deutsche Vaterland, für „Kaiser und Reich,"

für die Ehre und für die Belange deutscher Nation diesseits und jenseits der Alpen, leuchtet in dieser Zeit auf dem dunkeln Grunde des deutschen Grafen- und Herrenthums.

Eine Reihe deutscher Fürstenhäuser hat keinen Grund, stolz zu sein auf die Tage und auf die Verhältnisse, in welchen sie sich zu ihrem Fürstenthum erhoben. Die Entstehungszeit vieler unserer Fürstenhäuser und der noch heute ihnen ebenbürtigen Geschlechter ist, was, dieses Fürstlichwerden anbelangt, die Zeit des Meineids an Kaiser und Reich, des Untergangs der Vaterlandsliebe und des Nationalsinns wie der Treue in der Brust und in der Handlungsweise derjenigen, welche damals ihre Häuser fürsteten. „Hunderte von deutschen Rittern machten sich zu Monarchen in Deutschland," sagt spöttisch, aber wahr, ein italienischer Geschichtschreiber.

Ehre sei den deutschen Städten um diese Zeit! Während der Papst Alles dafür that, die politischen Verhältnisse Deutschlands auf das Aeußerste zu verwirren, und die Sittlichkeit der Menschen in Ruchlosigkeit zu verwandeln; während die weltlichen und geistlichen Fürsten Deutschlands aus Selbstsucht die deutsche Ehre verkauften und verriethen; während die kleineren Herren nachmachten, was sie die großen Herren vorthun sahen: während dem waren es die deutschen Städte, welche in dieser Zeit allgemeiner Verwirrung und Entsittlichung das Nationalbewußtsein bewahrten, und die deutsche Ehre und die deutsche Sache vor dem Untergang sicherten. In dem deutschen Bürgerthum war der einzige Halt für die Reichseinheit, für die Geltung des Rechts und für die öffentliche Sicherheit auf deutschem Boden, seit Kaiser Friedrich II. so lang in Italien und von Deutschland ganz abwesend war, seit er, bald durch die Verhältnisse gezwungen, bald aber auch freiwillig, aus Vorliebe für Neapel und Sicilien und aus Verlorenheit in falsche politische Plane hinein, Deutschland sich selbst überließ. Denn, daß er seinen blutjungen Söhnen, die nacheinander zu Trägern des deutschen Könignamens, eigentlich zu seinen Statthaltern, gewählt und gekrönt wurden, das Reich diesseits der Alpen zu regieren überließ, das hieß in der thatsächlichen Wirklichkeit nahezu so viel, als die deutschen Stände sich selber überlassen. Dadurch war Deutschland dem Vielherrenthum, der Anarchie, dem wilden Faustrecht, dem innern Verfall preisgegeben. Die lange Abwesenheit des Reichsoberhauptes untergrub den Rechtszustand und durch die Unsicherheit des Verkehrs den Nationalwohlstand.

Die jungen Stellvertreter der Reichsgewalt waren das Spiel der Parteien, ohne die nöthigen Mittel und darum ohne das der Reichsgewalt nöthige Ansehen. Keiner der beiden Söhne Friedrichs II., König Konrad so wenig als sein älterer Bruder Heinrich, zeigte an der Spitze Deutschlands die Regierungsgaben des Vaters.

Als die Städte in Oberdeutschland es zu sehen und zu empfinden hatten, daß sie auf den Schutz der kaiserlichen und der königlichen Macht sich nicht mehr verlassen konnten, da thaten sie sich als „Eidgenossen" in einen Bund zusammen, wie sie es jenseits der Alpen an den lombardischen Städten gesehen und von ihnen gelernt hatten. „Eidgenossen" nannten sich die Bundesglieder ausdrücklich selbst. Die Städtebürger machten zwar kaum ein Zehntheil der Gesammtbevölkerung Deutschlands aus, aber sie hatten aus Erfahrung kennen gelernt, was ihre Kraft in der Einigung werth war.

Es hatten ja schon im Jahre 1226 die Städte Mainz, Bingen, Worms, Speyer, Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg zur Sicherung ihrer Freiheiten und Rechte wider den Erzbischof von Mainz und die andern Feudalherren jenen Bund geschlossen, und sich weder um des Königs Heinrich, noch um seines Vaters, des Kaisers Friedrich II., Verbote dieses Bundes bekümmert, wie sich ja auch die Fürsten und kleineren Herren um kaiserliche Erlasse, die aus Italien kamen, so wenig als um die königlichen aus ihrer Mitte kümmerten. Und die Städte waren zudem dabei in ihrem vollen Recht gewesen, dagegen der König Heinrich und der Kaiser Friedrich II. in vollem schreiendem Unrecht: Friedrich II. hatte keinen Funken Recht für seine Verordnung, die er im Januar 1232 von Ravenna aus erließ, und durch die er auch in allen deutschen Städten die volksfreiheitlichen Gemeindeverfassungen, alle Zünfte und Vereine und alle dafür ertheilten Freibriefe für ab und todt erklärte.

Die Noth der Zeit verstärkte nur den Einigungsgeist, und führte zur Erneuerung und Ausdehnung des Städtebundes. Schon in der Mitte der vierziger Jahre hatten diejenigen Städte, „welche das heilige Bündniß beschworen hatten," ihre Einigung erneuert. Das Herz dieses Städtebundes war Mainz. Wie groß und mächtig und fest in der Freiheit war diese edle Stadt inzwischen geworden! Im Jahre 1244 hatte sie von dem Erzbischof Siegfried einen Vertrag erlangt, welcher der Stadt ihre freiheitliche Weiter-Entwicklung eben so sehr sicherte, als

den vollen Genuß ihrer jetzigen Freiheiten. Gemäß dieses Vertrags und Freibriefs wurde die Mark Mainz von jeder Art Zwingburg gesäubert; die Stadt hatte die Wahl von vierundzwanzig Rathmännern mit dem Recht der Ergänzung, die Verwaltung der Stiftungen durch die Bürger, den Einzug des Umgelds in die Gemeindekasse, völlige Zollfreiheit und noch manche andere Rechte. Namentlich gab es von da an dem Erzbischof gegenüber keine Besteurung mehr als nur eine freiwillige, keine Waffenhülfe, als nach freiem Beschluß der Bürgerschaft; sie konnte eine solche geben oder ablehnen. Das Domkapitel mußte schwören, nie einen, bevor er diesen Freibrief treulich zu halten gelobt hätte, zum Erzbischof zu wählen. Domherren, Stiftsgeistliche aller Art und alle Vasallen des Stifts mußten sich feierlich zusammen verpflichten, sobald ein Erzbischof die Vertragsurkunde verletze, auf die Seite der Bürger zu treten. Die Stadt war in der Lage, ihrem geistlichen Erzfürsten die Macht und Bedeutung des Bürgerthums, des Volkes, zu zeigen. Im Hafen von Mainz hatte die Bürgerschaft nicht nur Handelsschiffe liegen, sondern auch Kriegsschiffe, die ihr gehörten; sie hatte in ihren Mauern treffliche Schaaren waffengeübter Bürger, selbst kunstgewandte Armbrustschützen, und daneben auch von ihr in Sold genommenes Kriegsvolk. Das hatte Mainz von den lombardischen Städten gelernt.

Unter den Besten der Mainzer Bürger war einer, Arnold Waltpod, dieser Bürger hatte ein Staatsmannsauge und einen deutschen Vaterlandsgeist. Nicht die Enge der Stadt Mainz und ihrer Belange, sondern nur das deutsche Nationalwohl war im Stande, seine Seele zu füllen. Dafür begeistert, fuhr der hellblickende Mainzer Bürger den Rhein hinauf und hinab, nachdem er seine Mitbürger von dem Bedürfniß und von den Vortheilen eines großen, von Oberdeutschland bis nach Niederdeutschland laufenden Städtebundes, von einer Einigung des gesammten deutschen Bürgerthums überzeugt hatte. Er fuhr hin und her, und gewann eine Stadt um die andere so rasch, theils für die Erneurung des früheren Bündnisses, theils für den Eintritt in dasselbe.

Außer Mainz und Worms bildeten zuerst den neuen Bund Basel, Breisach, Freiburg, Kolmar, Schlettstadt, Straßburg, Hagenau, Weissenburg, Neustadt, Wimpfen, Heidelberg, Speyer, Oppenheim, Bingen, bald auch Köln und Koblenz. Im Jahre 1255 waren schon über sechzig deutsche Städte in diesem Bunde, und er bewegte sich auf einem weiten Raum über das Vaterland hin. Die Gränzen des Bundes

bildeten südlich Basel und Zürich, östlich Nürnberg und Erfurt, nördlich Münster und Bremen, westlich die Rheinstädte. Theils freiwillig, theils gezwungen traten auch Bischöfe in dieses Schutz- und Trutzbündniß ein, auch einige große und kleine weltliche Herren, darunter der Pfalzgraf Ludwig zu Rhein, die Raugrafen, Graf Friedrich von Leiningen, Poppo, Graf von Tübingen, Ulrich, Graf von Pfirt, der Schenk von Erpach, Werner Truchseß von Alzey, und noch einige andere Herren. Der Beitritt zu diesem Städtebund wuchs durch die Erfolge des Bundes. Denn schon zum Jahre 1241 bemerkt die Augsburger Kronik, die Städte haben durch ihre erwählten Hauptleute und bewaffneten Bürger und Söldner die Raubschlösser und alle ungerechten Zölle abgethan, Friedensbrecher gerichtet und sich in Ansehen gesetzt durch Schrecken bei den Bösen wie bei den Guten, durch ihre Thätigkeit auf Tagsatzungen wie auf bewaffneten Strafauszügen.

Aachen aber war um diese Zeit, als es von dem Afterkönig Wilhelm von Holland bedrängt wurde, noch nicht im Städtebund, der erst damals anfing nach Niederdeutschland sich auszubreiten. König Konrad scheint um diese Zeit die Hülfe der Städte nicht gesucht zu haben; vielleicht, weil ihn der Städtebund verdroß. Er hatte mehr als einer der Hohenstaufen Vorliebe für den Herrenstand, und war dem Aufstreben des Bürgerthums, der Demokratie, im Herzen nicht zugethan, wenn er sie zuletzt auch hie und da benützte. Es lag bei seinem Stolz und bei seinem Mangel an Verständniß für die Wendung, welche die Zeit genommen hatte, gar nicht ferne, in dem deutschen Städtebund geradezu dem Königthum feindselige, rein republikanische Bestrebungen, wie in dem lombardischen Bunde, zu wittern. Jedenfalls mußte ihm bei seinen verkehrten Anschauungen mißfällig erscheinen, daß die Städte so ohne Weiteres für sich selbst vorgingen, und sich solches herausnahmen, im Selbstgefühl und im Vertrauen auf ihre eigene Kraft, während die Reichsgewalt, welche er in Deutschland vertrat, gerade jetzt so schattenhaft und unmächtig war. Nur so erklärt es sich, daß König Konrad nur ein kleines Kriegsheer zusammen zu bringen vermochte. Die Grafen und Herren, die er begünstigte, blieben großentheils aus, die einen als bloß ungehorsam, die andern geradezu als abtrünnig. So zog er vereinsamt, den Rheinstädten gegenüber durch eigene Schuld, rheinabwärts, um dem Afterkönig Aachen zu entreißen. Dieser hatte nicht

nur die rheinischen Bischöfe für sich, sondern er hatte, um am Niederrhein sich zu kräftigen und zu befestigen, das dortige Reichsgut freigebigst vergeudet. So wurde König Konrad von den Rheinbischöfen zurückgetrieben. Die das Kreuz gegen die Hohenstaufen predigenden Bettelmönche fanden am Niederrhein mehr Anklang, als in Oberdeutschland. Konrad eilte zu seinem Vater nach Italien. Dort hatte sich dessen Glück wieder gehoben, derselbe gab ihm hinreichendes Geld mit zur Herstellung des hohenstaufischen Glücks auf deutschem Boden.

Zwar hatte Papst Innocenz IV. in seinem Kampfe gegen Friedrich II. und dessen Sohn in Deutschland urkundlich es sich mehr als zweimalhunderttausend Mark Silber kosten lassen; aber bei der Mehrheit der deutschen geistlichen und weltlichen Herren war es, wie überall, wo die Religion zum bloßen Mittel der Politik mißbraucht wird und entsittlicht statt reinigt, so weit gekommen, daß, wer wieder neues Geld brachte, den größeren Anhang hatte. Die von der römischen Kirche aus herangezogene und gepflegte Charakterlosigkeit war leichtesten Gewissens überläufig geworden, in kurzer Zeit das Lager wechselnd, herüber und hinüber und wieder herüber, immer nur dahin, wo mehr Vortheil in sicherer Aussicht war, mehr Geld, Güter oder Beute. Darum fand Konrad auch wieder Zuströme, als er mit seines Vaters Gold über die Alpen kam. Er fand zwar bei seinem Eintritt in sein Herzogthum Schwaben das ganze obere Land im Aufstand unter der Leitung des Bischofs von Straßburg. Waren es die Städte des Rheinbunds oder war es das Gold der Hohenstaufen, das dort am Niederrhein die alte Treue stärkte, neuen Anhang gewann — Wilhelm von Holland erscheint zunächst zurückgetrieben, auf die äußersten Niederlande beschränkt, während gleichzeitig König Konrad in Oberdeutschland von Baiern aus die Freunde des Papstes und die Abtrünnigen bekämpft.

Mit dem Bischof von Straßburg war namentlich der Bischof von Regensburg päpstlich. Die Stadt Regensburg hatte den König herbeigerufen gegen ihren Bischof. Der Bischof mit seinen Vasallen hatte der Bürgerschaft gewaltthätig ihre Rechte und Freiheiten geschädigt, und war zugleich aufrührerisch gegen den Kaiser und den König. Regensburg gehörte von den Zeiten der Salier her zu den eigentlich waiblingischen Städten. König Konrad trieb den Bischof und seinen Anhang zu Paaren. Er hatte ihn sogar gefangen genommen und war mit den Gefangenen in die treue Stadt eingezogen, um Weihnachten dort zu

halten. Der König begnadigte den Bischof und die Seinen, er gab Allen die Freiheit wieder. Er glaubte durch Güte zu versöhnen und zu gewinnen. Der Stadt wahrte er ihre Rechte gegen den Bischof, dem Stadtgebiet gegen dessen Vasallen. Die Stadt gab dem König ein Festmahl in seiner Herberge, im Stift zu Sankt Emeran. Seit alten Zeiten hatten in diesem Kloster seine Vorfahren stets ihre Herberge genommen. An diesem Versöhnungsfest zwischen Bürgerschaft und Bischof, und zwischen diesem und dem König, welcher ausdrücklich den Bischof zum Mahle geladen hatte, gab der Abt des Stifts sich alle Mühe, seine Gäste mit dem Besten zu bedienen. Spät begab sich der König zur Ruhe, nach fröhlichem Mahle. Um Mitternacht dringt eine bewaffnete Rotte, die sich ins Kloster, im Einverständniß mit den Mönchen, eingeschlichen hatte, gegen die Gemächer vor, in welchen der König schläft. Sie führt Konrad von Hohenfels, ein Dienstmann des Bischofs. Die Hauptverschworenen, der Bischof selbst, der Abt von Sankt Emeran und ein Theil seiner Mönche, sind bei der Mörderrotte der Kriegsknechte; denn König Konrad soll in dieser Nacht ermordet werden.

Die Ritter des Königs schlafen in dem Kloster umher zerstreut; nur vier, wie sie wissen, schlafen im Vorgemach des Königs. Von Schlaf und Wein betäubt, wird der eine dieser Ritter, der sich widersetzt, niedergestoßen, die drei andern werden geknebelt.* Mit einer Axt schlagen sie die Thüre auf, die zum Schlafgemach des Königs führt. In seinem Bette wird der Schläfer ermordet. Froh, Rache genommen und seinen Haß gesättigt zu haben an dem Kirchenfeind und Gebannten, ziehen der Bischof und die Seinigen im Schatten der Nacht von dannen. Aber sie haben sich getäuscht. Nicht der König ist unter den Dolchen der Meuchelmörder gefallen, sondern sein Dienstmann und Jugendfreund, Friedrich von Oewisheim.** Dieser hat bei dem Könige gewacht. Er hört den Tritt der Mörder und den Ueberfall im Vorsaal. Er sieht

* Nach einer andern Nachricht waren es sechs königliche Ritter im Vorsaal, und alle sechs wurden rasch mit vielen Dolchstichen getödtet.

** Nach Lorenz Hochwart „von den Regensburger Bischöfen" heißt der Retter Konrads Friedrich von „Ewisheim." Eine andere Nachricht nennt ihn von Ensisheim; wieder eine andere Graf von Eberstein. Die beiden letzten Namen mögen irrthümlich, als die bekannteren, aus dem wenig bekannten kleinen Oewisheim sich gebildet haben. Jedenfalls war es nach diesen drei Namen ein Dienstmann aus den oberrheinschen Hausgütern der Hohenstaufen; von den drei Orten liegen 2 im heutigen Großherzogthum Baden, 1 im obern Elsaß.

zur Flucht keine Möglichkeit. Er gibt dem schnell geweckten Könige den Rath, sich im Dunkel zu verbergen. Der König folgt ihm und verbirgt sich in der Nähe. Als es wieder stille ist, und er in das Gemach zurückkehrt, findet er beim bleichen Dämmerlicht seinen Freund in seinem Blute. Dieser hat, als das einzige Mittel seinen König zu retten, erwählt, für ihn zu sterben. Er hatte sich schnell in des Königs Bette gelegt, und schweigend die Todesstöße von den Dolchen der Mörderrotte empfangen, welche keine Täuschung ahnete. Der König sammelt sein ritterliches Gefolge; aber die Hauptverbrecher sind entflohen, gleich nach der That, im festen Glauben, daß der König todt sei. Weil sie die Rache des Heers und der Regensburger Bürgerschaft für den Königsmord fürchten mußten, hatten sie sich noch in der Nacht Böhmen zu auf die Flucht gemacht, zu König Ottokar, der eben darum der Mitwissenschaft um den Mordplan verdächtig ist.

Das Haus, wo der Mord geschah, ließ der König gleich des andern Morgens niederreißen, und an der Stelle eine Kapelle bauen, mit der Bestimmung, daß sie die Königskapelle heiße, und darin ein Mönch zum Angedenken der Missethat und nächst Gottes Ehren zu Ehren der Hohenstaufen täglich beten und die Geister der für ihren Fürsten hier Geopferten versöhnen sollte. Im ersten Zorn und Schmerz hatte er das ganze Kloster dem Boden gleich machen wollen. So wären Unschuldige mit Schuldigen gestraft worden; darum ließ er sich durch das Flehen der Mönche erweichen und nahm als Buße eine Geldsühne an, die jedoch so groß war, daß diese ihre kostbare Bibliothek versetzen, und einen goldenen Altar verkaufen mußten. Der Bischof und die meisten der Mörder entkamen nach Böhmen, nur der Abt von Sankt Emeran wurde gefangen, die Abtei verlor alle ihre Rechte. Konrad von Hohenfels, der menschlichen Rache entronnen, wurde, als er unter freiem Himmel dahinritt, vom Blitz erschlagen.

Mit einem in Bayern und Schwaben gesammelten Heere wollte er seine Erbgüter in Schwaben dem Straßburger Bischof Heinrich von Stahleck wieder entreißen, welcher an der Spitze der aufrührerischen Kronvasallen sich darein gesetzt hatte, namentlich in die Güter im Elsaß und am Bodensee. Die Grafen von Württemberg, Ulrich und Hartmann, hielten es jetzt mit dem Afterkönig Wilhelm, wie zuvor mit Raspe, und im Jahre 1250 war sogar Ulrich von Württemberg das Haupt der Gesandtschaft, welche die schwäbischen Feinde des Hauses

Hohenstaufen an Papst Innocenz IV. nach Lyon schickten. Im März 1251 stieß König Konrad mit den Aufrührerischen Schwabens und dem Afterkönige Wilhelm zusammen. Die Ersteren hatte Konrad vom Oberrhein hinab vor sich her getrieben, sie zogen sich auf das Heer der rheinischen Bischöfe zurück, mit dem der Afterkönig heraufzog, bestürmt vom Papste, den oberdeutschen Aufrührern zur Hülfe, warum sie auch beim Papst in Lyon gewesen waren.

Schon hatte König Konrad die Botschaft vom jähen Tode seines großen Vaters in Italien empfangen, und er war jetzt, als rechtmäßig gewählter König der Deutschen, das einzig rechtmäßige Oberhaupt des Reichs und zugleich der Erbe der sicilischen Krone. Er hoffte durch einen raschen Schlag, wie er in Schwaben seine Macht wieder hergestellt hatte, sie auch in den Rheinlanden wieder herzustellen, durch Vernichtung seines Gegners, des Afterkönigs aus Holland, den er aufsuchte, und bei Oppenheim traf.

Inzwischen war der Böhmenkönig Ottokar in Bayern eingebrochen, um seinen Verbündeten, dem Afterkönig und seinem Anhang, im Rücken König Konrads eine Diversion zu machen. Dadurch war dessen Schwäher Herzog Otto von Bayern festgehalten. Er schlug zwar die Böhmen zurück, aber der bewaffnete Zuzug zur Unterstützung Konrads schob sich hinaus. So war die größere Zahl an Streitkräften auf Seite des Holländers. Aus Mittel- und Norddeutschland blieben die Kronvasallen ganz aus. Seit Raspe's Tod kämpften um das thüringische Erbe der Markgraf Heinrich von Meissen und die Herzogin Sophie von Brabant für ihren unmündigen Sohn Heinrich. Die adeligen Herren dieser Lande, statt ihrem rechtmäßigen König nach Pflichten zuzuziehen, liebten allein, die Heerstraßen und Ströme unsicher zu machen, den Kaufmann auszuplündern, niederzuwerfen und den Gefangenen im Verließ ihrer Burgen unerschwingliches Lösegeld abzupressen. Das waren schon Bessere, die sich damit begnügten, dem Handelsmann mit frecher Verachtung des den Verkehr frei gebenden Reichsgesetzes, auf das Recht des Stärkern pochend, Zoll und Geleitsgeld abzunehmen und davon auf ihren Schlössern zu leben. Dazu befehdeten sie sich noch untereinander, verwüsteten dem Landmann die Felder, brannten ihm Haus und Hof nieder und zerstörten so die einträglichste Steuerkraft des Reichs muthwilliger Weise.

So hatte König Konrad auch von dieser Seite her weder Hülfe an Geld noch an Leuten. Und dennoch bot er seinem Gegner bei Oppen-

heim die Schlacht. So tapfer die Seinen stritten, so vermochte er doch seinen Gegner nicht zu überwinden. Besiegt aber wurde er auch nicht in dieser Schlacht. Klar liegt dies darin, daß nach derselben der Afterkönig so wenig nach Oberdeutschland vordringen kann, als König Konrad nach den mittlern und niedern Rheinlanden. Konrad behauptet Oberdeutschland, von der Gegend an, wo die Schlacht geschlagen ist, und sein Gegner geht nach dem Niederrhein zurück, wie Konrad nach Schwaben.

Die Gewißheit vom Tode des großen Kaisers in Italien hatte indessen ganz Deutschland durchlaufen, und zunächst so gewirkt, daß die Fürsten und die größeren Herren meist vorerst an sich hielten und sehen wollten, wer am meisten und nachhaltigsten zu geben, also den Sieg für sich in Aussicht hätte. König Konrad arbeitete darum zuerst daran, die deutschen Fürsten, oder wenigstens doch den Böhmenkönig Ottokar, seinen nahen Verwandten, für sich durch Unterhandlungen zu gewinnen. Dessen Gemahlin, Kunigunde, des hohenstaufischen Königs Philipp und der griechischen Irene Tochter, war zwar eben erst im Jahre 1248 gestorben, aber Kaiser Friedrich hatte dieses slavische Fürstenhaus freigebig mit Rechten und Wohlthaten überhäuft. Es waren der Anknüpfungspunkte manche. Wenigstens zunächst Waffenstillstand scheint Ottokar II. zugesagt zu haben. Denn nicht irgend von seinem Gegenkönig bedrängt, beschloß König Konrad die Heerfahrt nach Süditalien, um sich die Erbstaaten seines Hauses daselbst, die reichen Geldquellen Neapel und Sicilien, anzutreten und sich dort huldigen zu lassen. Der Papst hatte schon im Frühjahr 1251 Lyon verlassen und war nach Italien zurückgegangen, um persönlich in der Nähe auf diesem Boden die Bewegung zu leiten, welche „dem gottesfeindlichen Geschlecht der Hohenstaufen," wie er verkündete, nichts lassen wollte, nicht die deutsche Krone, nicht die Krone von Sicilien, nicht einmal das Herzogthum Schwaben.

In ungemäßigter Freude über Kaiser Friedrich II. Tod, die er in Schreiben nach allen Weltgegenden offenbarte, hatte er sogleich den sicilischen Prälaten Glück gewünscht, daß sie „ihrer faraonischen Dienstbarkeit nun ledig seien; um das Joch ganz abzuwerfen, seien gemeinschaftliche Maßregeln nöthig, und um diese mit ihnen zu berathen, habe er im Sinne, selbst ihre Provinz zu besuchen." Schaaren von Bettelmönchen schickte er aus, um Neapel und Sicilien zu revolutioniren. Um ganz Italien gegen das hohenstaufische Haus in eine nationale Be-

wegung zu bringen, gab er sich den Schein den Italienern gegenüber, als sei es ihm um die Befreiung der italienischen Nationalität von den Deutschen zu thun. Innocenz III. hatte diese nationale Triebfeder; Innocenz IV. urkundlich nicht. Denn gleichzeitig lud er sein Geschöpf, den Afterkönig Wilhelm von Holland, zur Kaiserkrönung nach Rom ein, bestätigte in einer großen Versammlung von Bischöfen die deutsche Königskrönung Wilhelms, jenes Aachener Gaukelspiel, und sprach aufs Neue gegen König Konrad den Bannfluch aus.

Nach Deutschland schrieb er gleichzeitig an alle deutschen Prälaten, „bei Strafe des Bannes dürfe keiner einem, der sich das Königreich Sicilien anmaßen wolle, Hülfe angedeihen lassen.“ Auch den Deutschen offenbarte er sich als Weltbefreier, „als Stellvertreter des wahren Gottes auf Erden und Präsident der allgemeinen Republik.“ Kaiser Friedrich II. sei ein neuzeitiger Herodes gewesen. Das alles that Innocenz IV. noch im Frühjahr 1251. Von Genua war er nach Mailand gekommen. Fünfzehntausend allein Geistliche waren bei dem Festzug aufgetreten, welcher „den Stellvertreter des wahren Gottes auf Erden“ in Mailand empfing. Die Freude war kurz. Dieser sittenlose Papst mit seinem Hofe lastete so auf der Stadt, daß diese in Geldnoth kam, und die Stadtvorstände den Papst dringend um Geldunterstützungen angingen. Das verscheuchte diesen geistlichen Hof. Das hatte Innocenz sich nicht geträumt, als er Ende Juni in Mailand eingezogen und ihm eine jauchzende Menge von mehr als zweimalhunderttausend Menschen weit entgegengekommen war. Er ging nach Bologna. Zweifellos bestärkte er dort die demokratischen Bürger, den König Enzio ja nicht frei zu lassen. Doch ob er die Bürger von Bologna, oder ob diese Art von Bürgern diesen Papst satt hatten und los sein wollten — Innocenz IV. ging bald; aber nicht nach Rom. Selbst seine eigene Partei in Rom forderte von ihm namhafte Geldunterstützung. Das scheuchte ihn von der Stadt Rom selbst zurück und er wechselte seinen Aufenthalt zwischen Perugia und Anagni, mithin so um die Stadt Rom herum. Von hier aus, nachdem die Bettelmönche, die ans Volk sich machten, maulwurfsartig den Boden unterhöhlt und die Prälaten Neapels und Capua's und anderer Orte ihm schriftlich sich verpflichtet hatten, erließ er an das Volk und die weltlichen Herren ein offenes Schreiben. Darin erklärte er alle Gesetze des Königreichs Sicilien, welche dem kanonischen

Recht entgegen seien, als ungültig; ihre Verbindlichkeit höre mit diesem Erlaß auf, weil sie niemals rechtsgültig gewesen seien.

So saß Papst Innocenz IV., der Todfeind des hohenstaufischen Hauses, als die große Kreuzspinne vergiftend hart an der Schwelle des sicilischen Erbreichs der Hohenstaufen. Hier war die Gefahr zu verlieren größer, als in Deutschland. Auf deutschem Boden waren die Städte treu, und Konrads Schwäher, der Herzog von Bayern, vorerst mächtig genug. Aber jenseits der Alpen hatten des Papstes ruchlose Ränke schon die Städte Neapel und Kapua zum Aufstand verleitet: die königstreue Partei war der päpstlichen dort erlegen. Den vom Papste in jenem Erlaß gebotenen scheinbaren Rechtsgrund zur Empörung wider die Hohenstaufen nahmen eigennützige Leute gerne an; so auch diese zwei Städte. Sie waren die Ersten, welche sich für Innocenz erklärten.

König Konrad fing an die Erbgüter seines Hauses zu veräußern. König Philipp, sein Großoheim, König Heinrich, sein Bruder und Kaiser Friedrich II., sein Vater, hatten theils aus Freigebigkeit, theils aus Noth von herzoglichen und Reichslehen schon so viel hingegeben, daß Konrad nichts davon mehr hinzugeben blieb. Er brauchte für sein italienisches Erbreich Kriegsvolk und Geld. Schnell wurden von ihm eine Reihe hohenstaufischer Eigengüter in Schwaben, voran die reichen vom alten Welf ererbten und erworbenen Güter an der bayrischen Gränze, die Güter und Burgen zu Moringen, Pitingau, Schongau, Ammergau, Füssen und die Stadt Schwäbisch-Wörd (Donauwörth) um 2000 Mark Silbers verpfändet. Und auch die andern Erbgüter seines Hauses, die im südlichen Deutschland umher lagen, wurden verpfändet, zum Theil sogar verkauft. Selbst ein Theil der Wiege des Glanzes seines Hauses, der Stammburg Hohenstaufen, wurde verpfändet. Von da an verschwinden alle Erbgüter der Hohenstaufen in Schwaben und im Elsaß, und nur jene an der bayrischen Gränze für 2000 Mark verpfändeten Güter wurden später von seinen Vormündern für Konradin wieder eingelöst; seine Oheime, die Herzoge von Bayern, schoßen die Summen dazu vor.

Aber so konnte König Konrad ein größeres Kriegsheer, als lange nach Italien gekommen war, zusammen bringen und hinüberführen. Gesegneten Leibes ließ er seine Gemahlin Elisabeth unter dem Schutz ihres Vaters, des Herzogs Otto von Bayern. Die schwäbischen und

oberrheinischen Städte gaben ihm Geld und Volk, und von den getreuen Vasallen zogen so viele mit, als er nicht selbst im Heimathlande zum Schutze lassen wollte.

Achtes Hauptstück.

Im Herbst 1251 zog König Konrad durch die Alpen, und schon bei Mantua sammelten sich in großer Anzahl die Anhänger der Hohenstaufen um ihn. Der größere Theil der Lombardei, durch die Sitten wie durch die Kostspieligkeit des päpstlichen Hofes des vierten Innocenz zuvor desselben satt geworden, nahm den rechtmäßigen König mit solcher Freude auf, daß Konrad nach Worms, nach Speyer und an die Bürger anderer treuen Städte schrieb, „mit unbeschreiblicher Feierlichkeit seien die lombardischen Städtebürger, Hohe und Niedere, mit ihren Fahnenwagen ihm entgegen gezogen und haben ihn mit allen Bezeugungen der Liebe und Ehrfurcht als ihren König begrüßt."

Mag auch bei einer und der andern Stadt das große Kriegsheer, das er herüber brachte, und das sich täglich aus Gibellinen verstärkte, dazu mitgewirkt haben: so war es doch bei dem größeren Theile nicht Furcht und Schrecken, sondern das, daß jetzt die gibellinische Partei Meister wurde. Diese bestand theils aus solchen, welche religiös dem römischen päpstlichen Wesen und besonders noch der Person und Art des vierten Innocenz abhold waren, und aus Aristokraten. Es war eine gemischte Partei. Auch die welfische Partei in den lombardischen Städten war eine gemischte aus Demokraten und Papisten. Durch die Nähe des Königs und seines Heeres gewann, da fast in jeder Stadt die beiden Parteien sich bekämpften, die gibellinische die Oberhand über ihre Gegner in mancher Stadt. Ganz anders, als in der Lombardei, war es in Mittelitalien. Durch die Anwesenheit des Papstes nahm die Aufregung gegen die Deutschen überhaupt und gegen die hohenstaufischen Herrscher insbesondere hier um so mehr zu, als die Stimmung zuvor schon ganz welfisch seit lange war.

Mit dieser welfischen Stimmung verhielt es sich aber um diese Zeit so. Ueberall in den Städten Italiens war die Demokratie, die Volkspartei, entweder bereits im Sieg und herrschend, oder im

Begriff, durch letzte Kämpfe den Sieg über die Aristokratie, und die Herrschaft zu erringen.

Die Aristokratie bestand seither aus dreierlei Bestandtheilen: aus eingebornen Italienern; aus dem früheren, durch Longobarden und Franken hereingekommenen Kriegsadel; und aus neuem Kriegsadel, der wenigstens in Italien neu war, d. h. aus solchem Kriegsadel, welcher erst mit den Waiblingern, und besonders mit dem hohenstaufischen Zweig derselben, herübergekommen war und sich in den Städten wie auf dem Lande festgesetzt hatte. Durch Länge der Zeit hatten sich diese mit italienischen Gütern Belehnten zwar durch Heirathen mit Eingebornen in Sprache und Sitten zu Italienern gemacht, aber nicht in Anschauungen. So lange ist einer nicht nationalisirt, als seine von anderswo hergebrachten Grundanschauungen nicht ganz aufgegangen sind in den Grundanschauungen derjenigen Nation, deren Boden, Sprache und Sitten die seinen geworden sind. In diesem Sinn hatten sich verhältnißmäßig wenige aus dem eingewanderten deutschen Kriegsadel nationalisirt; vielmehr war durch diesen germanischen Kriegsadel der ursprüngliche italienische Adel zu einem großen Theil verderbt worden, daß auch er sich überhob.

Feudalherren hatte Italien vor der germanischen Einwanderung nicht gekannt. Der Italiener war zuvor frei, der Boden frei. Mit der lombardischen Eroberung erst griff mit Gewalt der Grundsatz Platz, daß Grund und Boden nur der besitzen dürfe, welcher die Waffen trage. Dieser fremde Kriegsadel der Eroberer vermochte weder mit seinen Waffen noch mit seinen aufgezwungenen Gesetzen sogar durch Jahrhunderte langen Kampf in den Herzen das Bewußtsein der Gleichberechtigung aller „Freien" zu verwischen, noch die Freiheit des Bodens ganz wegzufegen, wie das in Deutschland und in Frankreich dem Lehenwesen gelang. Selbst in den Landestheilen Italiens, welche der hereinbrechenden Uebermacht der Lombarden, der Franken und überhaupt der deutschen Kaiser zunächst lagen und darum ihnen ganz unterlagen, war im Volk die Erinnerung an die frühere Freiheit stets wach und bitter geblieben, mitten unter der allgemeinen Dienstbarkeit, welche nebst anderem Elend mit dem Lehenwesen über die Alpen herüber gekommen war. Kein Volk, in welchem einst „frei Mann, frei Gut" Geltung hatte, vergißt jemals, selbst nach hundertjähriger Unterdrückung nicht, daß es einst frei und glücklich gewesen. Nicht von Italien nach Deutsch-

land herüber, sondern von Deutschland nach Italien hinüber kam die Dienstbarkeit uud die persönliche Unfreiheit; selbst der eingeborne Adel Italiens hatte damals, wie die heutige Aristokratie Englands, an sich selbst auch etwas von dem demokratischen Geiste, als dem im Lande vorherrschenden. Die Menge des eingesessenen deutschen Kriegsadels aber wies sich meist als eine Menge eben so vieler großer und kleiner Tyrannen aus, deren oberster Grundsatz die rohe Gewalt war, deren Gesetze lediglich Ausflüsse dieses Grundsatzes waren und die auch auf dem Boden Italiens einen Zustand herbeizuführen arbeiteten, welcher nichts wäre, als die Gesetzlosigkeit mit Vielherrschaft, und worin es keinen Unterschied gäbe als den zwischen Herren und Knechten.

Diese Anschauungen und ihre Träger erschienen den Italienern als „barbarisch." Der italienische Volksgeist setzte sich wider diese „Barbaren," die behaupteten, daß die Kriegerkaste allein zu dem Stand der Herren geboren sei. Das ist der stärkste Beweggrund zur fortwährenden Widersetzlichkeit, womit das italienische Blut sich gegen die Deutschen und ihre Gesetze sträubte. Dieser Kampf für die Freiheit der Person und des Bodens wurde besonders von den italienischen Städten aus mit Erfolg fortgeführt, und bald wurden die Städte in Italien so mächtig, durch Gewerbfleiß, Handel und Reichthum, daß die Macht der Feudalherren mehr und mehr eingeengt wurde, an manchem Ort verschwand, und zwar zu derselben Zeit, in welcher auf dem Boden Deutschlands mehrere hundert Feudalherren zu Landesherren, zu kleinen Souveränen sich machten.

Kaiser Friedrich II. hatte in Sicilien zwar den trotzigen normannischen Herrenstand, die „kleinen Könige" der Burgen, zu brechen gearbeitet, aber drüben in Deutschland, auf dem eigentlichen Boden des deutschen Kaiserthums, zu solcher Vielherrschaft kleiner Monarchen recht Raum und Zugeständnisse gegeben; und besonders in Oberitalien hatte er dem neuen deutschen wie dem älteren Kriegsadel, dem Herrenstand der Schlösser, alte Vorrechte gelassen, neue eingeräumt. Seine übergroße Meinung vom Recht der kaiserlichen Gewalt und von seinem königlichen Geblüte, seine ganz unzeitgemäße Vorstellung vom wahren Königthum und vom wahren monarchischen Staate, seine falschen Begriffe von Ehre hatten ihn auf falsche Wege und ins Unglück geführt; hatten ihn verblendet, und als er die Wahl hatte, ob er für den Feudalherrenstand auf den Burgen und die Aristokratie in den Städten, oder ob er für

den bereits zur Großmacht heran gewachsenen Bund des demokratischen Geistes in Italien, wie er im Volk innerhalb und außerhalb der Städte vorherrschend geworden war, sich entscheide als für seinen Verbündeten und Halt, da hatte er für den Feudalherrenstand, für die Aristokratie, unseliger Weise sich entschieden; er, dem doch seine Geistesbildung und jede Folgerung aus seinen gegen das Papstthum vorgebrachten Humanitätsgrundsätzen es laut sagen mußte, daß der demokratische Geist, welcher die Gleichberechtigung aller Freien wollte, der humane, und daß der Feudalgeist der barbarische war. Ueberall waren die Feudalherren und die Aristokratie, die auf ihren Schlössern eingeengten, die aus den Städten hinausgetriebenen, und die innerhalb der Städte noch mit dem Volke ringenden, in Italien diejenigen, welche sich die gibellinische oder auch die kaiserliche Partei nannten. Ihnen gegenüber stand die welfische Partei, welche eben so sehr im eigentlichen Sinne die Volkspartei, d. h. die demokratische, als auch zugleich die nationale Partei war. Die Losung der letztern war eben so die allgemeine Freiheit als die Unabhängigkeit Italiens.

Wie der Papst, weil er ihren Bund gegen das hohenstaufische Kaiserhaus für seine selbstsüchtigen Zwecke brauchte, zu der Volkspartei hielt, obgleich das derzeitige Papstthum nicht die Volksfreiheit, sondern die Knechtschaft wollte und darum den Aberglauben und die Unwissenheit förderte, und obgleich Junkerthum und Hierarchie allezeit Hand in Hand gehen: so hielt auch ein Theil des hohen und niedern Adels mit der Volkspartei, aus Selbstsucht; der niedere Adel, weil dieser eifersüchtig auf den hohen Adel war, der den Edelleuten gegenüber den Fürsten und Gebieter spielte; der hohe Adel, weil Eifersucht aufeinander, Todfeindschaft und ererbte Fehden nicht nur zwischen den verschiedenen Häusern, sondern zwischen Familien eines und desselben Hauses die Hocharistokratie spalteten. So kämpften Edelleute und Markgrafen auf Seite des Volkes gegen die Feudalherren unter gibellinischem Banner, so abhold sie der Volksfreiheit und dem Aufkommen des Volks überhaupt waren. Die Städte Bologna und Florenz waren die ersten, worin sich das Volk der Führung des Adels überhaupt entwand, des welfischen wie des gibellinischen Adels, und worin die reine Volksherrschaft in der Form einer festen Verfassung gesetzlich wurde. Gerade da, wo die religiös-freisinnige Partei den papistischen Adel, der die Welfenfarbe trug, der gibellinischen Adelsschattirung aus der Stadt vertreiben

half, vertrieb die Volkspartei gleich darauf auch den gibellinischen Herrenstand. Denn wie an einem Ort der gibellinische Kriegsadel die Oberhand erlangte, kennzeichnete er sich durch unerträglichen Druck des Volkes. Er spielte den fürstlichen Machthaber, die Häupter desselben hielten einen fürstlichen Hofstaat, und tyrannisirten als souveräne Herzoge, deren Macht sie hatten, wenn auch nicht deren Titel; ja, sie zeichneten sich durch despotische Grausamkeit aus, zumal seit der Regierung Kaiser Friedrichs II.

Seit der Kampf zwischen den Städten von dem Schloßadel außerhalb, der unter Kaiser Friedrich I. so grimm und blutig war, sich in den Schooß der Städte selbst hinein verlegt und in eine Haus- und Familienbefehdung des Adels unter sich längst sich verwandelt hatte: seitdem hatte sich eine „Soldateska" in Ober- und Mittelitalien gebildet; Miethtruppen, die aus der Hand der einen Partei in die Hand der andern überging, und die Jedem gesinnungslos sich vermietheten, so lang er zahlen konnte, und so lang nicht ein Anderer bessere Zahlung anbot. Wurde die eine Adelspartei von der andern, die welfische von der gibellinischen, die gibellinische von der welfischen, aus der Stadt vertrieben, so sammelten die Vertriebenen eine Anzahl allzeit bereiter Soldtruppen und befehdeten die Stadt so lang, bis sie als Eroberer oder als Zurückgerufene wieder hineinkamen, und die mit ihnen hereinkommende Soldateska bildete dann zuerst das Heerlager des siegreichen Führers in der Stadt, darauf seine Garderegimenter, die Leibwache des unter bürgerlichem Titel als unumschränkter Fürst waltenden und zugreifenden Herrn der Stadt und des Stadtgebiets.

Es gehörte zu den ihm verderblichsten Mißgriffen Kaiser Friedrichs II., daß er nicht bloß solche Häuptlinge des gibellinischen Kriegsadels begünstigte und unterstützte, daß sie solcher Gewalt in den italienischen Städten sich bemächtigen konnten, sondern, daß er geradezu selbst, aus ihm nicht zustehender, sondern ihm angemaßter kaiserlicher Machtvollkommenheit, an die Spitze von lombardischen Städten einzelne seiner Kriegsobersten, bloße Edelleute, stellte, als völlig fürstliche Machthaber, als Podesta's mit so ausgedehnter Gewalt, daß sie zu Tyrannen dieser zuvor freien städtischen Gemeinwesen sich von selbst machen konnten. Der Fluch, der allen Aristokratisch-Absolutistischen als eine unmittelbare Strafe anhängt, hat sich auch an diesen Lagen und Verhältnissen bewahrheitet. Weil Friedrich II., trotz seiner sicilischen Verfassung, von diesem aristo-

kratisch-absolutistischen Wesen, das als angeboren in ihm war, und in Bezug auf das, wie in anderen Hinsichten, er nicht Sieger über sich selbst wurde, sich nicht losmachte, ja immer wieder mehr als zuvor sich davon beherrschen ließ, zog er, in eigener großer Schuld, tragisch im vollen antiken Sinne des Worts, sich und sein ganzes Haus in den Untergang hinein; auch nach dem Bibelwort, nach welchem Kinder und Kindeskinder die Sünden der Väter büßen, wofern auch sie in deren unrechten Wegen wandeln.

Je mehr das eigentliche Volk, auch die untere Schichte desselben in die städtischen Wirren eingriff, und eine dritte Partei gegen den welfischen wie gegen den gibellinischen Adel bildete, desto mehr erglühte der gegenseitige Haß zwischen Adel und Volk, und desto mehr wurde der bisherige Kampf zwischen Adel und Adel ein Kampf zwischen Volk und Adel. Mit Recht trugen die demokratischen Städte Italiens ihren Haß des tyrannischen Adels auch auf den Kaiser über, der diese Herren begünstigte und ihnen ihre Tyranneien nachsah.

Der mächtigste und dabei gewaltthätigste dieser Herren war des Kaisers Eidam, Herr Ezelin. Unterstützt von kaiserlichen Deutschen und Sarazenen, hatte er, ohne den Titel eines Fürsten zu haben, die Städte Verona, Vicenza, Padua, Bassano und eine Reihe von Burgen neben andern Städten in seinen Besitz genommen. Vor keinem Markgrafen und Herzog beugte sich zitternd jeder so, wie vor ihm. Der Kaiser selbst hatte ihm fast unumschränkte Gewalt über diese Städte und auch über Trient übertragen, und schon seit dem Jahre 1238 wurde Ezelin von Romano vom Volke in der veronesischen Mark nicht anders genannt, als schlechtweg „der Herr“ oder „unser Herr,“ auch von den Bürgern Padua's, so gern sie sein Joch abgeschüttelt hätten. Er war thatsächlich Herr über die veronesische Mark, durch seinen Kopf, durch seine dem Kaiser geleistete Dienste und durch Schrecken. Er war durch den Lug und Trug seiner Gegner, durch die Entsittlichung und Charakterlosigkeit, sowie durch den Widerstand derer, die sich in seine Art von Ordnung nicht fügen wollten, zum Schreckensmann geworden, der willkürlich die Häuser seiner Feinde brach, der mit Feuer und Schwert, mit Kerker und Blutgerüsten, mit Hinwegräumung Aller, die ihm verdächtig waren, mit Ausrottung ganzer Familien die willkürlich von ihm gemachte Ordnung und seine Gewalt aufrecht zu halten suchte.

Dieser Ezelin war es nun auch, mit welchem König Konrad

zuerst zusammentraf, als er über die Alpen im Spätherbst 1251 herüberzog. Sowohl als erster gibellinischer Machthaber auf dem Boden Oberitaliens, als auch als alttreuer, glücklicher Kriegsoberst des verstorbenen Kaisers, endlich als Gemahl einer Schwester König Konrads mußte Ezelin großen Einfluß auf diesen üben. Wie konnte der schwächere Konrad ihm widerstehen, dessen bösen Einwirkungen der starke Geist seines Vaters nicht widerstehen konnte?

Es waren zwar beim Empfang des Königs Konrad viele andere Anhänger des hohenstaufischen Hauses zugegen, der Markgraf von Incisa, Manfred Lancia, einer der treuesten Freunde und Kriegsobersten seines Vaters, der Markgraf Obert Palavicino, gemeinschaftlichen Ursprungs mit dem Haus Este, also naher Verwandter des Markgrafen Azzo von Este und von Kaiser Friedrich II. zum Statthalter in der Lunigiana bestellt, auch ein Hauptheld Friedrichs II. Aber Lancia war ein Blutsverwandter der Bianca Lancia, die keine Süditalienerin, sondern eine Lombardin war, und also auch der Selvaggia, der verstorbenen Gemahlin Ezelins; und Palavicino war zwar anderer Art und viel milder als Ezelin, aber seither hatte er eben doch gemeinsam mit Ezelin die hohenstaufische Sache in der Lombardei kriegerisch verfochten. Ezelin, mit seinen glänzenden Geistesgaben, mit seiner Energie und mit der blendenden Pracht, womit er seinen Schwager und König in Verona empfing und herbergte, nahm auch den jugendlichen König nur zu sehr für sich und seine Art, die Sachen in Italien zu behandeln, alsbald ein. Die italienischen Geschichtschreiber rühmen ausdrücklich von Palavicino, er habe ganz andere Wege eingeschlagen, als Ezelin, dessen Grausamkeit der Menschheit trotzte, und der eben dadurch die kaiserliche und schwäbische Partei allgemein verhaßt machte. Palavicino war bei Welfen wie bei Gibellinen geachtet. König Konrad, vor dessen jugendlichem Auge Ezelins Beredtsamkeit den wilden Kampf der italienischen Parteileidenschaften ohne Zweifel so recht als ein höllisches Feuer malerisch aufsteigen ließ, mußte jedenfalls über Palavicino's Ansichten, selbst wenn dieser nicht schwieg, bei Konrad den Sieg davontragen, im Angesicht der Ruhe und Ordnung in der veronesischen Mark, welche mit ezelinischer „Energie und Strenge“ gemacht war.

Ezelin hatte im Jahr 1250 und 1251, also kurz ehe der König ankam, in Padua ganze vornehme Familien umgebracht, ebenso in Vicenza, durchs Beil des Scharfrichters, durch die Folter, durch scheuß-

liche Kerkerlöcher; einer hatte sich die Zunge abgebissen und sich im eigenen Blut erstickt, um nicht gefoltert zu werden; ein anderer sich aus dem Fenster zu Tode gestürzt, weil die einen Verschwörer gegen Ezelin waren, die andern bloß, weil sie Verwandte oder Bekannte solcher waren. Schon darum wüthete Ezelin gegen sie. Unbekannt ist, wie viel davon Ezelin oder die andern Gibellinen den König wissen ließen, als er in Verona war. Jedenfalls waren diese alle zum gibellinischen Kriegsadel der Lombardei gehörig, aus den Städten und Gebieten von Verona, Padua, Vicenza, Tortona, Cremona, Como und Lodi, und sie selbst hatten grausam und willkürlich zu sein sich angewöhnt. Zudem war der Adel von Lodi, seit 1250 erst gibellinisch, von der Volkspartei überwunden, im Oktober 1251 sogar großentheils aus der Stadt auf seine Burgen hinaus vertrieben worden, kurz ehe König Konrad in Verona eintraf. Mit seinem deutschen Kriegsvolk, und geleitet von den Streitkräften Ezelins, setzte Konrad über den Mincio und schlug sein Heerlager bei der Burg Goito. Hier versammelte er die Abgeordneten und den Adel der gibellinischen Partei in Oberitalien, namentlich auch die erst kurz dazu Uebergetretenen.

Da waren die Abgeordneten von dem neugibellinischen Piacenza wie von den alttreuen Städten Pavia, Cremona, Tortona, das einst der Rothbart zerstörte und das jetzt seinem Urenkel Hülfe leistete, während Lodi, um dessenwillen einst Tortona und Mailand von Friedrich I. zerstört wurden, jetzt welfisch war und den Hohenstaufen Konrad unbegrüßt ließ; es war demokratisch geworden und hielt zum demokratischen Mailand. Der Königstag zu Goito dauerte vierzehn Tage. Aber selbst von denjenigen Städten und Gemeinden, welche nicht papistisch und dem vierten Innocenz abhold waren, wurde er nicht beschickt. Die volksfreiheitlichen Gemeinwesen mußte es abstoßen, daß der König nichts that, ihnen ihre Freiheiten zu sichern, und daß er seine Hofstatt bei Ezelin nahm, dem bluttriefenden Feind eben so sehr eines freien Adelsstandes als eines freien Volkes, dem eigentlichen Träger der Willkürherrschaft in der Form des Militärdespotismus.

Statt ihn als König zu begrüßen, erneuerten vielmehr die welfischen Städte aus der Lombardei und aus der Romagna den welfischen Bund, und auf einem Tage zu Brescia beschlossen sie, ein Heer, zu dem der Papst dreihundert Ritter von sich aus stoßen zu lassen verhieß, in der veronesischen Mark aufzustellen, zur Vertheidigung ihrer Frei-

heiten gegen den feudalherrlichen Despotismus und gegen den Hohenstaufen Konrad, den sie mit Ezelin in Eins zusammenwarfen, da ihn der König mit unbeschränkter Vollmacht zur Führung der hohenstaufischen Sache im oberen Italien betraute. Nachdem nämlich König Konrad zu Goito sich mit den Häuptern der Gibellinenpartei besprochen hatte, ging er wieder nach Verona zurück. Die welfische Stimmung und Aufregung Mittelitaliens bestimmte ihn, nicht zu Land Italien hinab zu ziehen, sondern zur See in seine Erbstaaten zu kommen. Auf apulischen Schiffen, die ihm entgegenfuhren, geleitet von Schiffern der Stadt Pisa, schiffte er sich zu Pordenone (Portenau) im Friaul ein. Ezelin hatte ihn über Vicenza und Padua bis an die Meeresküste, nach Latisano, geführt. War auch Ezelin dem jungen König wirklich, wie man liest, selbst furchtbar geworden, so nahm er doch jedenfalls etwas, was er gerade nicht von ihm hätte lernen sollen, von ihm mit in seine Erbstaaten hinab, das Tyrannische, das Mißtrauen, den Argwohn, das blutige gewaltherrische Durchgreifen.

Im Januar 1252 stieg König Konrad bei Siponto ans Land im Neapolitanischen.

Neuntes Hauptstück.

Im Neapolitanischen hatten bald nach dem Tode des Kaisers, außer dem Abfall der Städte Neapel und Capua, die aufrührerischen Bewegungen sich fortgepflanzt; der Papst hatte dazu fort und fort aufgereizt. Des gefangenen Königs Enzio jüngerer Bruder, Manfred, jener zweite Sohn des Kaisers und der Bianka Lancia trat hier in die Lücke ein, die der Hingang seines großen Vaters gelassen hatte. Reichsregent in den sicilischen Erbstaaten durch das Testament Friedrichs II., ob er gleich erst achtzehn Jahre alt war, stellte Manfred sogleich aller Welt vor Augen, daß seines Vaters Geist und Gaben auch in ihm, wie in seinem Bruder Enzio waren. In seinem Ausschreiben fuhr Innocenz fort, Friedrich, den todten Kaiser, einen Pharao, Herodes und Nero, und dessen Söhne eine Schlangenbrut zu schelten, und versprach den süditalienischen Städten urkundlich, sie sollen künftig freie

Städte sein, auf ewig unter dem römischen Stuhl gesessen, unmittelbar und unveräußerlich, so daß sie niemals einem Kaiser, König, Herzog, Fürsten, Grafen oder sonst jemand gegeben werden sollen. Er gestattete ihnen die freie Wahl ihrer Stadtvorstände, die Selbstgesetzgebung, soweit sie die Kirche und ihre Freiheit nicht antasten; er bestätigte alle ihre Gewohnheiten und Rechte, wie sie vor der Reichsverfassung Friedrichs II. gewesen seien; er sicherte ihnen alles das zu gegen das Einzige, daß sie treu zum römischen Stuhle halten.

So bot der Papst den Städten im sicilischen Erbreich der Hohenstaufen unter dem Schutze der päpstlichen Krone gerade dieselbe Unmittelbarkeit und Freiheit an, welche die freien Städte unter dem unmittelbaren Schutz der deutschen Kaiserkrone genossen. Dem Beispiele von Neapel und Capua folgten die Städte Andria, Baroli (Barletta). Markgraf Berthold von Hohenburg, auch ein deutscher Feudalherr, hatte sich so verhaßt gemacht, daß der einheimische Adel aus Haß gegen diesen seinen deutschen Rathgeber den jungen Reichsregenten Manfred haufenweise verließ. Wie Ezelin, so hatte auch Berthold von Hohenburg es geübt, den einheimischen Adel von oben herab zu behandeln, und nur die zu begünstigen, die seine Hoheit anerkannten, wie Lehensleute den Herrn. Gleich bei der Kunde von des Kaisers Tod suchten sogar die deutschen Soldtruppen, offenbar unter Verhetzung durch päpstliche Sendlinge, die Noth des Sohnes ihres todten Kaisers, des Bruders ihres jetzt rechtmäßigen Königs, zu Solderpressungen zu benützen.

Der zum König geborne Manfred hatte diesen Befehl gegeben, in Troja in Besatzung zu bleiben. Während er nach Foggia ging, brachen sie auf und stellten sich vor Foggia in Schlachtordnung. Sie schicken Abgeordnete an Manfred, er solle ihnen ihren Sold auszahlen. Sie wissen, daß er kein Geld hat; sie hoffen, auf diese Art zur Plünderung der Stadt es zu bringen. Kühn tritt Manfred vor die meuterischen Abgeordneten, ganz allein, ohne Leibwache. „Wie?“ spricht er, „seid ihr wider mich bewaffnet? wollt ihr mich zwingen? Nein, das wird nie geschehen; vielmehr werde ich mit meinen bewaffneten Freunden euch zeigen, daß ich der Sohn des Kaisers bin. Wollt ihr euern Sold, so schickt vier aus eurer Mitte, und bittet, wie sich's gebührt; dann wird man euch antworten, wie sich's gebührt.“ — Die Deutschen, durch diese Sprache des jungen Helden außer Fassung, schickten vier Abgeordnete, und erhielten so viel, als man gewähren konnte. Manfred rettete da-

dadurch Foggia, vor dessen Mauern das vorfiel, vor der Plünderung durch die Meuterer. Und kaum hatte Manfred mit seinen Truppen die Stadt verlassen, so hatte diejenige Partei darin gesiegt, welche dem päpstlichen Ausschreiben glaubte und, vereint mit den der Volksfreiheit zugethanen Bürgern, unter dem Schutz der Papstkrone die Stadt zum freien Gemeinwesen machen wollte. Die Stadt nahm die Verfassung der demokratischen Städte der Lombardei an, und ging an die Verstärkung ihrer Befestigungen.

Manfred rauschte Nachts von Nocera mit einem sarazenischen Heertheil heran und überfiel die Stadt. Mit aufgelöstem Haare fielen ihm weinend die Frauen und Jungfrauen zu Füßen und flehten ihn um Gnade. Er wandelte die Strafe für den Abfall in eine Geldzahlung um, ließ die Befestigungen schleifen, zog vor Baroli und nahm es im Sturm. Er selbst hatte als der Erste, den Wurfgeschossen ausgesetzt, die Thore sprengen helfen, und war einer der Ersten in der Stadt. Er ließ auch ihre Mauern niederreißen. Ebenso rasch nahm er Andria weg. Markgraf Berthold von Hohenburg nahm inzwischen Avellino ein und brach dessen Mauern. Eingeschreckt, wagte keine Stadt mehr abzufallen. Capua und Neapel wurden immer mehr vereinsamt. Als in Aversa eine Partei diese Stadt den Neapolitanern durch Verrath in die Hände zu spielen suchte, rückte Manfred rasch, mit Berthold vereinigt, in die Stadt ein und trieb die Gegenpartei aus den Mauern; erstürmte dann Nola, und verheerte die Gebiete von Capua und Neapel bis unter die Stadtmauern. Italien sah, dieser Jüngling war ein Mann. Die Sarazenen und die Deutschen bewunderten ihn schwärmerisch fortan. In Acerra setzte er sich fest; von da konnte er stets nach Capua und Neapel streifen, das in der Mitte zwischen beiden lag.

Frühe, wie er selbst vermählt worden war, hatte Kaiser Friedrich auch diesen seinen Sohn Manfred vermählt, schon im Frühjahre 1247, mit Beatrix, der Tochter des Amadeus, Grafen von Savoyen. Manfred war von seltener Schönheit, in allen Wissenschaften sorgfältig unterwiesen, und von so liebenswürdigen Sitten und so leutselig, daß er Vornehme und das Volk für sich leicht gewann. Thatenlust und Ehrgeiz traten stark in ihm hervor, aber nicht jener falsche Ehrgeiz, der so viele junge Fürsten und die Völker mit ihnen schon unglücklich gemacht hat, die Sucht nämlich, durch Entfernung der alten erfahrenen Räthe sich in den Schein absonderlicher geistiger Selbstständigkeit und Größe zu setzen.

Manfred behielt alle Räthe, Befehlshaber und Hofdiener seines Vaters bei. Namentlich die jüngern Großen Siciliens hatten erwartet, der Personenwechsel in der Regierung werde auch einen Personenwechsel im Hofstaat nach sich ziehen, und sie selbst werden nun in die hohen Stellen einrücken. Diese getäuschte Hoffnung war der Hauptgrund ihres Mißvergnügens.

Der italienische Zeitgenosse Jamsilla sagt ausdrücklich, die Großen, selbst die dem hohenstaufischen Hause so nahestehenden Grafen von Acerra und Caserta, haben sich verschworen, „aus Unzufriedenheit mit dem Markgrafen Berthold von Hohenburg und weil Manfred nicht sowohl ihrem, als Bertholds Rathe folgte.“ Es war nur Vorwand für ihren Abfall, ihre Güter liegen auf der Gränze und seien also dem Einfall der auswärtigen Feinde zuerst ausgesetzt. Da die Grafen von Acerra und Caserta, beide aus dem Hause der Grafen von Aquino, fast die ganze Landschaft zwischen dem Volturno und Garigliano besaßen, so waren sie eben damit stark genug, den ersten Anlauf auszuhalten, und des Zuzugs der Regierungstruppen gewiß. Es waren diese Grafen jedoch nicht die beiden Brüder, sondern nur der eine davon, Landulf und seine Söhne. Landulf hatte die Grafschaften von Aquino, Arpino und Monte S. Giovanni in der römischen Campagna bei der Theilung des väterlichen Erbes erhalten. Der andere Bruder, Graf Reinald von Caserta, hielt zu Manfred, dessen Schwager er war, als der Gemahl von dessen leiblicher Schwester Violantha. Der Vater der beiden Brüder, Graf Thomas von Aquino, war bei Friedrich II. in höchstem Ansehen gestanden, als seiner Treuesten einer und im Jahre 1220 Vicekönig des Erbreichs geworden.

Bei Kaiser Friedrich II. war es stets Staatsgrundsatz gewesen, die Großen Italiens möglichst selten innerhalb ihres engeren Heimathlandes in hohen Staatsämtern anzustellen, in der Verwaltung so wenig als im Heerwesen, Lombarden in Unteritalien, und Unteritaliener in der Lombardei zu verwenden. Im Neapolitanischen namentlich, wie in Toscana, also an den Gränzen des päpstlichen Gebietes, hatte er vorzugsweise auch Deutsche als Statthalter und Befehlshaber, in Apulien sogar sarazenische Obersten in den Festungen. Von Manfred nun hatten die apulischen Herren die gegentheilige Staatskunst erwartet, und sich wider ihn erklärt, als er ihnen nicht willfahrte, gerade da König Konrad in Unteritalien ankam.

Manfred hatte überall seinen Bruder Konrad als König ausrufen lassen, und empfing ihn mit allen Ehren bei seiner Landung, als er ihm das Reich, worin er bisher die Regentschaft geführt hatte, übergab. Konrad bezeugte seinem Bruder Manfred seine große Zufriedenheit mit seiner Reichsverwaltung und besonders damit, daß Manfred fast alle Empörer zur Unterwerfung und die Lande zu solcher Ruhe gebracht habe. Er ließ ihn unter demselben Traghimmel mit sich den Einzug in die Stadt halten. Er erklärte, Manfred solle der Erste nach ihm im Reiche sein und in allen Stücken seine Stelle vertreten, wegen der großen Weisheit, die er in Allem bewiesen habe. Manfred hatte diese sogar in Unterhandlungen mit dem Papste erprobt. Er hatte gleich nach seines Vaters Tod Gesandte an den Papst geschickt, mit dem Ersuchen, ihn als den von seinem Vater ernannten Regenten in seine Gnade aufzunehmen.

Das eben so kluge als kühne Auftreten Manfreds in den Erbstaaten und dessen erste Waffenthaten waren nicht ohne Eindruck auf Innocenz geblieben. Der Papst hatte durch den Kardinal Georg an Manfred erklären lassen, er wolle ihn zu Gnaden annehmen, ihm das Fürstenthum Tarent und dem Markgrafen von Hohenburg die Grafschaft Andria zugestehen, aber unter der Bedingung, daß sie Fürstenthum und Grafschaft als Lehen der römischen Kirche von ihm empfangen, daß der Markgraf Reinald von Este, welchen Kaiser Friedrich als Geißel nach Apulien geführt hatte, und alle andern Gefangenen, die es mit der Kirche gehalten haben, auf freien Fuß gestellt, und endlich alle Städte und Schlösser des sicilischen Königreichs, mit Ausnahme des Fürstenthums Tarent und der Grafschaft Andria, dem Papste eingeräumt und einstweilen von päpstlichen Beamten besetzt und verwaltet werden. Während Manfred durch diese Unterhandlungen den päpstlichen Hof hingehalten hatte, hatte er Kriegsvolk zusammengezogen, aus den überfallenen Städten Gelder zusammengebracht, die deutschen Miethtruppen damit beschwichtigt, die von den Päpstlichen gefährdeten Punkte besetzt, und dann die ungereimten Forderungen des Papstes abgelehnt.

Auch König Konrad hatte an den Papst Gesandte geschickt und um die Belehnung mit Sicilien und Apulien und um die Kaiserkrönung ansuchen lassen. Innocenz's verlangsamte Antwort war höflich, aber darin beharrlich, daß das sicilische Reich wegen der Missethaten Friedrichs II. der römischen Kirche anheimgefallen sei. Der Papst hatte

auch bereits Stücke dieser hohenstaufischen Erbstaaten verschenkt; so an Heinrich Frangipani das Fürstenthum Tarent, Manfreds Erbe, und an Markus Ziani, einen Sohn des ehemaligen Dogen von Venedig, die Grafschaft Lecce. Es fehlte zwar den Beschenkten für jetzt die Macht, sich in den Besitz der Schenkungen zu setzen; aber der Papst wußte, daß so etwas dienlich war, den Hohenstaufen die Verhältnisse noch mehr zu verwirren. Hatten Prälaten, Barone und andere Vasallen des sicilischen Reiches auf seinen früheren Erlaß hin zugegriffen und sich wieder anzueignen gesucht, was ihnen Kaiser Friedrich als Krongut abgenommen, oder abgesprochen hatte, und war dadurch haufenweiser Abfall entstanden: so hatten jetzt diese Schenkungen die Folge, daß manche bisher kaiserlich Gesinnte auf die Seite des Papstes übertraten, und voranging das Haus Frangipani; und doch war dieses Haus Alles, was es war, durch die Kaiserhuld der Hohenstaufen geworden.

Als Manfred gegen die Aufrührerischen in Apulien gezogen war, hatte er die Statthalterschaft in Sicilien und Calabrien seinem jungen Bruder Heinrich, dem Sohn der englischen Isabelle, übergeben und diesen hinüber nach Messina und Palermo gesandt, um als Sohn des Kaisers ein Mittelpunkt gegen die päpstlichen Umtriebe dort zu sein. Manfred hatte den Peter Ruffo ihm, der noch überaus jugendlich war, als Geheimerath zugewiesen. Pietro Ruffo war aus Tropea in Calabrien und, wie der große Peter von Vigne, dem Weinbergsvorstädtchen von Capua, ohne Ahnen aus dem Lager der Arbeiter. Aus dieser Wiege großer Männer, der Handwerkers-, der Weingärtners- und der Bergmanns-Söhne, welche in der Weltgeschichte segensreich leuchten, sind aber auch andere hervorgegangen, welche, angekommen auf ihrer hohen Stellung, sich als Unwürdige bethätigten. So einer war Ruffo. Er hatte sich noch am Hofe Friedrichs zum Marschall und Rath des Kaisers emporgeschwungen. Friedrich II. hatte ihn als Erzieher seines Sohnes verwendet. Dem todten Kaiser dankte er das Gute mit Bösem. Manfreds Unternehmungen gegen die Aufrührer in Apulien unterstützte er nicht; er ließ ihn ohne alle Hülfe. Statt Berather des jungen Kaisersohns Heinrich zu sein, nahm er das Ruder der Geschäfte ganz allein an sich, so eigenmächtig, daß er den Erlassen des Reichsregenten Manfred sich geradezu widersetzte. Der Zeitgenosse Jamsilla sagt: „Pietro Ruffo vollzog von den Befehlen des Regenten nichts, als was er selbst wollte; er trat auf, als wäre er nicht ein Untergebener

des Regenten in diesen Landen, sondern mit voller Macht oberster Regent derselben." Manfred hatte seinem mütterlichen Oheim Galvano Lancia die Grafschaft Butera und andere Ländereien, seinem andern Oheim Friedrich Lancia die Grafschaft Squillace angewiesen, als Lohn treuester Dienste für den Kaiser, welche dieser selbst zu belohnen durch den Tod unterbrochen worden war. Als die beiden Treuen des hohenstaufischen Hauses diese ihre Belohnungen antreten wollten, widersetzte sich Peter Ruffo, ja er brachte die Einwohner dieser Landschaften zum Aufruhr wider die Grafen, und zwar in denselben Wochen, in welchen der Reichsregent Manfred mit den abgefallenen Städten schlug und calabrische Hülfe so nöthig gehabt hätte.

Und diesem Ruffo lieh König Konrad nur zu bald sein Ohr. Dieser Elende, welcher Manfreds Anklagen fürchten mußte, verstand es, den vierundzwanzigjährigen König Konrad zu bethören. Konrad kam vom ezelinischen Verona her, vom Hofe des Argwohns und der Verdächtigungen; und er hörte, statt Ruffo's Pflichtwidrigkeiten zu untersuchen und zu strafen, so sehr sie thatsächlich vorlagen, viel mehr auf dessen boshafte Verläumdungen, womit derselbe Manfred und dessen ganze mütterliche Familie dem Könige als höchst gefährlich verdächtigte. Daß Manfred, welcher alle großen Vorzüge seines Vaters, die körperlichen wie die geistigen, an sich hatte, alle Herzen eroberte, hatte zuvor schon Eifersucht in Konrad erregt. Diese Eifersucht steigerte Ruffo zum Argwohn dadurch, daß er ihn an Manfred einen solchen sehen ließ, der sich der Eigenschaften zum Regenten bewußt sei und keine Anlage zum Unterthanengehorsam habe. Je größer die Anhänglichkeit an Manfred überall sich aussprach, desto mißtrauischer wurde Konrad mit jedem Tage; er suchte dessen Stellung und dessen Macht zu schwächen, um ihn ungefährlich zu machen. Unter der heuchlerischen Vorspiegelung, die Staatsklugheit und der Vortheil des hohenstaufischen Hauses verlange einen Widerruf aller Schenkungen, welche Manfred seit dem Tode des Kaisers gemacht habe, eröffnete er diesem seinem jüngern Bruder, es wäre ein schöner wichtiger Vorgang, wenn derselbe auf die vor Kurzem ihm selbst gemachten Schenkungen Monte S. Angelo und Brindisi freiwillig verzichtete, und er, der König, auch diese Schenkungen widerriefe. Manfred opferte dem Bruder Monte S. Angelo und Brindisi, obgleich sie ihm als Theile des Fürstenthums Tarent gegeben waren.

Jetzt, als er seinen Bruder so nachgiebig sah, griff Konrad wei-

ter: er entzog ihm die Grafschaft Gravina, Tricarico und Monte Scaglioso, obgleich diese Herrschaften schon lange mit dem Fürstenthum Tarent verbunden waren, und nahm sie in den unmittelbaren Besitz der Krone Siciliens. Hatte er ihm so sein Fürstenthum Tarent stark geschmälert, so beschwerte er zudem noch die Einwohner dieses Fürstenthums mit fast unerschwinglichen Steuern an den königlichen Schatz; er machte sie schnell zu armen Leuten, einmal, damit Manfred aus seinem Fürstenthum keine Mittel ziehen könnte, um ihm bewaffnet gegenüber treten zu können, und zugleich, um den Einwohnern des Fürstenthums ihre Anhänglichkeit an Manfred zu entleiden, sie es recht als ein Unglück empfinden zu lassen, unter Manfred zu stehen, und das Verlangen in ihnen zu reizen, unmittelbar unter der Königskrone zu sein, wie andere Bewohner des Königreichs, und mit ihnen gleich behandelt zu werden. Berechtigt durch die Worte des letzten Willens seines Vaters, hatte Manfred selbstständig in Tarent einen Justitiar ernannt; diesen entfernte Konrad und setzte einen königlichen Justitiar nach Tarent. Nach demselben letzten Willen seines Vaters hatte Manfred in seinem Fürstenthum Tarent die hohe Gerichtsbarkeit. Auch diese entzog ihm Konrad ganz, und ließ ihm nur bürgerliche Rechtssachen.

König Konrad erkrankte. Marschall Ruffo verleumdete die Familie Lancia, es sei unter ihnen geäußert worden, sie wünschen, daß der König an dieser Krankheit sterbe, dann könnten sie den würdigeren Manfred krönen. Auf das verbannte König Konrad ohne Weiteres den Grafen Galvano Lancia, dessen Bruder Friedrich Lancia, den Großvater Manfreds, den Markgrafen Bonifaz von Anglone, die ganze Anverwandtschaft Manfreds von mütterlicher Seite her, mit ihren Gemahlinnen, Müttern, Schwestern, Kindern aus dem sicilischen Reich und aus Italien. Am Hofe des griechischen Kaisers wurden sie gastlich aufgenommen. Der Argwohn Konrads verfolgte die Verbannten auch dort. Er sandte den Markgrafen Berthold von Hohenburg dahin mit Beschwerden, daß diese seine Feinde daselbst Aufnahme gefunden haben. Er ruhte nicht, bis sie den griechischen Hof verlassen mußten. Sie fanden wohl auf der Sarazenenküste Afrikas oder in Sardinien vorerst Zuflucht, dem Königreich des gefangenen Enzio, das seine Mutter Bianca Lancia für diesen verwaltete.

Manfred trug das alles und vermied auch das Kleinste, was dem Verdacht seines Bruders gegen ihn selbst hätte Nahrung geben können.

Manfred zeigte eine Selbstbeherrschung und eine Klugheit, die für seine Jahre außerordentlich war. Den Haß! wie den Argwohn suchte er in der Brust des Bruders durch unausgesetzte Beweise der Anhänglichkeit zu überwinden und auszutilgen. Er blieb dem Bruder stets zur Seite, unter dessen Aufpassern und seinen Feinden. Keine Kränkung seiner mütterlichen Verwandten und seiner selbst hielt ihn ab, dem Könige, dem Haupt des hohenstaufischen Hauses, jetzt, wo dieses von allen Seiten nach seines Vaters Hingang angegriffen war, alle seine Kräfte hinzugeben: Manfred, nicht Konrad, hatte den großen hohenstaufischen Sinn; Manfred lebte der Größe des Hauses Hohenstaufen, Konrad nur kleinen Privatleidenschaften und Zwecken; das sittliche Gift, das ihm am Hof Ezelins eingeimpft worden war, wirkte schrecklich nach auf Konrads Thun und Lassen.

Aquino, Suessa, S. Germano, diese Städte in Apulien, schlossen sich dem Aufstande des Grafen Landulf von Aquino an, eben so mehrere Herren auf den benachbarten Burgen. Der Papst schickte ihnen einige Hülfstruppen. Aber Konrad mit seinen Deutschen und mit Sarazenen aus Nocera und aus Sicilien warf sich auf Landulf und seine Verbündeten. In Allem brüderlich unterstützte ihn Manfred. Ja Manfred eigentlich, der den Krieg hier zu Land besser verstand, war es, durch den die rasche Unterwerfung des Aufstands gelang. Manfreds Rathschläge der Milde aber nach dem Siege befolgte Konrad nicht; er plünderte und verbrannte; ächt ezelinisch. Arpino, Aquino, Sora, S. Germano, und andere Plätze wurden so mitgenommen, daß Landulf und seinem Anhang nichts übrig blieb, als sich in die römische Campagna zurückzuziehen. Die Plünderung und Verbrennung der Städte, das System des Schreckens, stand jedoch still vor Capua. Diese Stadt, ein Lieblingsaufenthalt Kaiser Friedrichs II., war immer gut hohenstaufisch gewesen und Pietro Vigne, der geborne Bürger Capua's, hatte dieser Stadt von seinem kaiserlichen Freunde große Begünstigungen eingebracht. Ueberzeugten Manfreds Gründe, namentlich der auch, daß nur eine kleine päpstliche Partei, nicht die von dieser Partei überrumpelte Stadt schuldig war, den König? er behandelte diese ihm entgegenkommende Stadt schonend. Nicht so gut ging es der Stadt Neapel.

Neapel zog sich aus der Verwüstung der andern Städte einen Schluß auf sein eigenes Loos. Die Furcht, Konrad möchte sie seinen Sara-

zenen und Deutschen zur Plünderung überlassen, und die feierliche Zusage des Papstes auf Entsatz wirkten zusammen, daß die Stadt sich hartnäckig vertheidigte. Sie konnte nur einer längeren Belagerung Aussicht auf endliche Bezwingung geben. Zudem lagen jetzt darin die meisten derjenigen Barone, welche vor sieben Jahren, zur Zeit der Empörung und des Untergangs der Häuser Fasanella und S. Severino, von Kaiser Friedrich des Landes verwiesen und vom Papste aufgenommen worden waren. Diese alle, und andere Flüchtlinge, hatten sich, vom Papst gesandt, nach Neapel zu dessen Vertheidigung hineingeworfen. Die täglichen Ausfälle aus der Stadt, die den König viele Leute kosteten, überzeugten ihn, daß diese Stadt nicht zu nehmen, sondern nur auszuhungern sei. Da sie der Herd der gegen sein Haus verschworenen Barone geworden war, zürnte er ihr um so mehr. Eine Anleihe in Siena setzte ihn in den Stand, die Stadt von allen Seiten einzuschließen. Mit dem 1. Dezember 1252 hatte Konrad die Belagerung angefangen. Zu Lande wurde die Zufuhr abgeschnitten. Päpstliche Fahrzeuge brachten zur See Lebensmittel in die Stadt. Da gab Konrad an Manfred den Befehl, die sicilische Flotte zu holen und Neapel zur See einzuschließen. Zu Land waren der Stadt bereits die letzten Zugänge gesperrt. Der Papst vermochte der bedrängten Stadt kein Entsatzheer zu schicken, was er doch versprochen hatte. Er suchte ihr durch Fürbitte für sie bei Konrad hülfreich zu werden. Konrad antwortete seinen Gesandten, „ihr Herr möge sich um seine Glatzköpfe kümmern, und nicht um Dinge, die ihn nichts angehen."

Er stellte die Sarazenen auf die Nordseite, die Deutschen auf die Ostseite der Stadt und versprach derjenigen Nation, welche zuerst in die Stadt eindringen würde, einen dreimonatlichen Sold. Wiederholte Stürme auf die Stadt wurden abgeschlagen. Neue Ausfälle der Belagerten schadeten dem Könige sehr. Da kam Manfred mit der Flotte, schnitt zur See die Lebenszufuhr ab und der Hunger begann. In der Lombardei war Ezelin so außerordentlich thätig, daß er alle Feinde der Hohenstaufen, auch den Papst, mit ihrem Aufmerken und ihren Streitkräften dort festhielt und diese Neapel ganz einsam sich selbst überließen. Am Schluß des Septembers war die Hungersnoth in Neapel so schrecklich, daß die Stadt einen Versuch machte, günstige Bedingungen für die Uebergabe zu erlangen. König Konrad verlangte Uebergabe auf Gnade und Ungnade, mehr als ihr Leben könne er den Einwohnern

nicht versprechen. Die Hungersnoth war so groß, die Hoffnung auf Entsatz so geschwunden, daß trotz der harten Antwort die Gesandten kurz darauf wieder an den König abgingen, mit der Erklärung, sie seien in seiner Gewalt, er möge nur ihres Lebens schonen. Hinter diesen Abgeordneten drein begab sich die ganze Geistlichkeit in feierlichem Aufzug in das Lager des Königs; alle Greise, die Frauen mit ihren Kindern kamen heraus aus der Stadt, ausgehungert, Bilder des Todes; unter Weinen und Schluchzen fleheten sie um Barmherzigkeit. Hinter ihnen heraus kamen die Kriegsleute, die in Besatzung darin gelegen waren, abgezehrt, um ihr Leben bittend. Es war das am 1. Oktober 1253.

Konrad, hart wie sein Großvater, der sechste Heinrich, und überdieß Ezelins gelehriger Schüler, blieb ohne Rührung diesen doch größtentheils Verführten, und zwar vom heiligen Vater selbst Verführten gegenüber; er gab den Befehl, alle, welche die Waffen gegen ihn getragen, niederzuhauen. So wurden gegen diese Unglücklichen Grausamkeiten geübt, vor welchen sich die Sarazenen sogar entsetzten; nicht sie, sondern die verwilderte deutsche Soldateska, die aus aller deutschen Herren Ländern zusammen gelaufenen und seit lange in Italien entmenschten Söldlinge waren es, welche den Mordbefehl ihres Königs mit Lust vollstreckten. Den erst mit Konrad aus Deutschland gekommenen Rittern fällt wohl weniger Schuld zu. Die Sarazenen, die unter Manfreds Oberbefehl standen, schenkten nicht nur, sondern retteten Vielen das Leben, indem sie sie in ihren besonderen Schutz nahmen. Die Stadt wurde geplündert, die Thürme und Mauern wurden gebrochen, und die Häupter des Abfalls büßten, nach peinlicher Untersuchung auf der Folter, theils mit dem Leben in ausgesuchten Todesstrafen, theils mit ungeheuren Geldstrafen. Es war ein furchtbar schweres Gericht über die schöne Stadt. Kaiser Friedrich II. hatte für sie mehr als für eine andere Stadt gethan, und darum, daß er die Universität von Bologna, diese Einkommensquelle ohne Gleichen, nach Neapel verlegt hatte, hielten die Bolognesen den König Enzio in ewiger Gefangenschaft. Aber bei diesem Gericht trug Konrad weder seinem Vater, noch seinem Bruder Enzio Rechnung, nur seinem eigenen beleidigten Stolz und seiner Rachsucht.

In Konrads Lage war dieses Verfahren gegen die Hauptstadt des südlichen Italiens — ein politischer Knabenstreich, der unverantwort-

lichste und gröbste Fehler, den er als Staatsmann machen konnte. Die Plünderung Neapels zahlte ihm zwar seine Söldner und das Anleihen von Siena; aber da, wo das hohenstaufische Haus einst unter Rosen gelebt hatte, ging jetzt der Haß durch die Gassen, der diesem Hause fluchte, wenigstens dem Könige Konrad, nicht aber Manfred. In dem ungeheuren Schicksal, das die große Stadt und ihre Umgebungen traf, hatte Manfred ihr ein menschliches Herz gezeigt, und vielfach das Schreckliche, das von seinem Bruder dem Könige befohlen war, gemildert und erleichtert, oder geradezu unvollstreckt gelassen. Stieg so die Beliebtheit Manfreds im Land, so steigerte sich die böse Stimmung gegen König Konrad auf einen solchen Grad, daß er, als er zu Weihnachten eine Versammlung der Barone des Reichs in Melfi hielt, sich nur von allgemeinem bitterem Haß nmgeben spürte. Die absolutistisch-aristokratische Natur in Konrad, der Mann des Herrenstandes und der auf Militärherrschaft sich stützenden unumschränkten Willkürgewalt, wollte nichts wissen von der sicilischen Reichsverfassung seines Vaters; darum berief er nicht die verfassungsmäßigen Stände, sondern nur die Barone zu einer Aristokratenbesprechung ein. Wenn ihn auch nicht der frühe Tod zum längeren Regieren in Italien unmöglich gemacht hätte, so hätte es sein völliger Mangel an politischem Takt gethan.

Während dem starben zwei junge Sprossen des hohenstaufischen Stammes, Friedrich, der Sohn des unglücklichen Erstgeborenen Kaisers Friedrich II., jenes Königs Heinrich, des Gefangenen und freiwillig Gestorbenen. Dieser Friedrich starb im Jahre 1252. Im Jahre darauf folgte ihm im Tode Kaiser Friedrichs und Isabellas Sohn, der Halbbruder Konrads und Manfreds, gleichfalls Heinrich genannt, erst fünfzehn Jahre alt, jener liebenswürdige Prinz, welchen Manfred, um die Herzen der Sicilianer festzuhalten, in deren Mitte geschickt hatte, während er selbst im Felde die Empörung niederwarf. Dieser ist es, von welchem Kaiser Friedrichs Testament sagte, daß im Falle des Todes Konrads er der Erbe des ganzen hohenstaufischen Besitzthums sein, und im Falle auch seines Todes — Manfred, der Sohn aus nicht ebenbürtiger Ehe, als Erbe nachfolgen sollte. Für diesen Heinrich war aber auch ausdrücklich im Testament bestimmt, falls Konrad am Leben bleibe, habe er ihm 100,000 Unzen Goldes baar und entweder das Königreich Burgund oder das Königreich Jerusalem zn geben. Dürfte man aus dem, was König Konrad an Manfred, der das Beste für Konrad

gethan hatte, mit schnödem Undank that, einen Schluß ziehen auf das, wie Konrad gegen seinen Bruder Heinrich gesinnt und wessen er gegen ihn fähig war: so wäre nicht unglaublich, daß dem geldbedürftigen und gleich seinem Großvater Kaiser Heinrich VI., geldgierigen König Konrad — dieser Halbbruder Heinrich mit seiner Baarforderung von 100,000 Unzen Goldes, mit seinem Anrecht an die wunderschönen burgundischen Güter und an die Nachfolge — ebenso unbequem als unangenehm gewesen sei.

Papst Innocenz wenigstens benützte für sich gegen König Konrad die allgemeine Sage, daß Prinz Heinrich durch Gift so schnell aus der Welt gegangen sei, zu der Beschuldigung, es bestätige sich dadurch nur das tyrannische Wesen Konrads. Papst Innocenz IV. beklagte aufrichtig den Tod dieses Kaisersohns. Er hatte seine besonderen Plane mit ihm gehabt. Innocenz war nicht nur mit den mütterlichen Oheimen Heinrichs, dem englischen Königshaus, in enger Verbindung, sondern er hatte sich den Plan gemacht, diesen Heinrich mit einer seiner Nichten zu vermählen: ein für Sicilien, für ganz Italien, für das deutsche Reich, ja für die Stellung des Papstthums zur Welt schlau angelegter Plan menschlicher Politik von unberechenbarer Tragweite. Wenn der Gemahl einer „Nichte" des Papstes, der Erbe des ganzen hohenstaufischen Besitzthums im Falle des Todes des Königs Konrad, Kaiser wurde — was hatte dann der römische Stuhl für Aussichten bei einem so jungen Kaiser! Der plötzliche Tod des fünfzehnjährigen Kaisersohns durchriß alle Fäden dieser menschlichen Spinnwebe. Weil dieser Tod aber so folgereich für die Interessen zweier Gegner, König Konrads und des Papstes war, erklärt es sich leicht, daß die Mehrheit der Zeitgenossen nicht an einen natürlichen, sondern an einen gewaltsamen Tod, nicht an einen Zufall oder eine Schickung, sondern an eine Berechnung und an eine That glauben wollte.

Die gibellinischen Geschichtschreiber sagen, König Konrad sei über diesen Todesfall äußerst bestürzt gewesen; Johannes der Maure (der Sarazene) habe den Kaisersohn Heinrich vergiftet und ihn vollends erdrosselt. Der glaubwürdigste unter allen Zeitgenossen, Matthäus Paris selbst, sagt dieses. Andere Berichte sagen, König Konrad habe von dieser Zeit an alle Heiterkeit des Gemüths verloren. Wieder andere sagen geradezu, die Schätze Kaiser Friedrichs, welche größtentheils in Sicilien verwahrt wurden, habe König Konrad nicht zur Zahlung der

100,000 Unzen Goldes und der andern Legate verwenden, sondern für sich behalten wollen.

Der Papst hatte die Krone Siciliens, wie ein erledigtes Kirchenlehen, wiederholt an die Fürsten Europas ausgeboten. In der Erkenntniß, bei den Fortschritten Manfreds und Konrads in Unteritalien, wie Ezelins und der Gibellinen in Oberitalien, für sich außer Stand zu sein, seinen Forderungen den Sieg zu verschaffen, that er das. Ein fremder Fürst Europas sollte ihm Sicilien den Hohenstaufen abgewinnen, gegen die Zusage, den Sieger nach der Eroberung mit diesem Königreich als einem Lehen des päpstlichen Stuhles zu belohnen. Zuerst hatte er sich an den Grafen Richard von Cornwallis gewandt, einen Bruder Königs Heinrich III. von England. Wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem schwäbischen Hause und als Oheim des Prinzen Heinrich, hatte dieser den Antrag ausgeschlagen; nicht ohne spöttisch zu bemerken, wie der Papst die Krone Siciliens verschenke, so könne er eben so gut den Mond verschenken; beides sei gleich wenig zu verschenken als anzunehmen; Innocenz ließ sich jetzt mit dem Grafen Karl von Anjou, dem Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich in Unterhandlungen ein. Karl von Anjou hatte, sobald er vom Anknüpfen des Papstes mit dem englischen Hofe etwas erfuhr, sich dem Papst angetragen. Innocenz war aber damals nicht weiter auf seinen Antrag eingegangen, weil König Ludwig damals in den Kreuzzug verwickelt und Frankreich nicht in der Lage war, vor Beendigung der asiatischen Unternehmung sich noch in eine andere und dabei so zweifelhafte einzulassen; die verfügbaren Mittel waren vorerst zu klein, um Aussicht auf Erfolg zu geben. König Heinrich III. von England selbst nahm zuletzt das Anerbieten Siciliens für seinen jüngern Sohn Edmund an. Innocenz empfing von diesem schwachen König Summen über Summen an Gold und Silber, zum Krieg, in welchem den Hohenstaufen Sicilien abgenommen werden sollte, und Innocenz mit seinem Hofe lebte lustig davon, bis der König, enttäuscht, nichts mehr schickte.

Zweierlei zwang endlich den Papst, nach Rom zurückzukehren, die Erfahrung, daß er und sein Hof, mit ihrer Art zu leben, jeder italienischen Stadt zur Last war, und die Furcht, die Stadt Rom möchte sich ganz für König Konrad entscheiden, wenn er länger aus Rom weg sei.

In Rom fand er, kaum erst feierlich empfangen, bald solche Wi-

derwärtigkeiten, und Konrad gewann solche Erfolge mit den Waffen, daß Innocenz zu Unterhandlungen mit Konrad sich geneigt zeigte. König Konrad hatte nämlich durch die Geldstrafen, welche die Begnadigten unter den Häuptern des Aufstands ihm zahlen mußten und durch die Brandschatzungen der abgefallenen Plätze, so wie durch die Steuerauflagen sich bedeutende Geldmittel gesammelt. Er hatte die Städte, die in Zahlung der aufgebürdeten Abgaben säumig waren, mit Gewalt durch seine Sarazenen und Deutsche dazu gezwungen. In Ascoli, Bitonto und andern Städten, welche sich gegen die Auflagen sperrten, hatte er durch Plünderung derselben ein Schreckensbeispiel aufgestellt. Nur Manfred hatte weiteren Verheerungen durch seine klugen Maßregeln vorgebeugt. Je mehr jedoch Manfred die Härte des Königs zu mildern suchte, je mehr man im Lande, was Gutes geschah, im Angesicht der Hartherzigkeit des mißtrauischen und kalten Konrad, dem edlen Manfred allein zuschrieb, jemehr dessen feine Sitte und Art seinen königlichen Bruder wie einen halben Barbaren erscheinen ließ: desto mehr war Manfred in Konrads Augen ihm im Wege. Aber durch das treue Zusammenhalten Manfreds mit seinem argwöhnischen Bruder war dessen Sieg in Sicilien und Neapel entschieden. Daher das Eingehen des Papstes auf Unterhandlungen zu Ausgleichung ihres Zwiespalts.

Der König schickte den Grafen von Montfort und den Grafen von Savoyen, zwei Verwandte des hohenstaufischen Hauses, an den Papst. Diese widerlegten die Bezüchtigung, als hätte der König Schuld an dem Tode seines Halbbruders Heinrich, und die Friedensunterhandlungen begannen. Des Papstes Forderungen aber waren auch jetzt noch so, daß König Konrad, im Augenblick Herr der Lage und im Selbstgefühl des Siegers, darauf nicht einging. Die gütlichen Unterhandlungen dauerten noch fort, während Konrad drüben in Sicilien viel Geld und ein großes Heer sich sammelte, und im Frühling 1254 in Apulien damit ankam. Er wolle dem Papst selbst damit zu Leib gehen, hieß es; dann, das unterworfene Italien, das beruhigte Sicilien hinter sich, nach Deutschland zurückgehen, mit Gold und Waffen dort, als Kaiser, die Abtrünnigen niederwerfen und dem Afterkönigthum des Holländers ein Ende machen. Konrad brach auch sofort die Unterhandlungen mit dem Papste ganz ab; die Welt sah gespannt dem Fortgang seiner Unternehmungen zu: da zerstörte alle Erwartungen die Kunde vom plötzlichen Tode des hohenstaufischen Königs.

Ueber dieses Hohenstaufen Todesart waren schon unmittelbar nach seinem Hingang und vollends später die Ansichten und Berichte so mancherlei, so sich durchkreuzend, ja gar entgegen gesetzt, daß es in unsern Tagen geradezu unmöglich ist, zu sagen, so und nicht anders ist er gestorben. Je nützlicher Konrads plötzlicher Tod gerade in diesem Augenblick dem Papst und dem Papstthum war, um so näher lag den Zeitgenossen der Gedanke, daß er vergiftet worden sei, und zwar von der päpstlichen Partei. Für die Zeitgenossen, welche damit für sich im Reinen waren, war nur die Frage: That es einer mit Wissen oder gar auf Befehl des Papstes? oder that es einer im politischen oder religiösen Fanatismus, ohne Wissen des Papstes? Die erwiesenen, von Fanatikern der päpstlichen Partei versuchten Meuchelmorde gegen Kaiser Friedrich II. und gegen Konrad in Regensburg lassen die Möglichkeit einer den Tod Konrads herbei führenden Vergiftung für jeden um so mehr zu, als König Konrad persönlich und laut schon seine letzte Krankheit „päpstlichem Gifte" zugeschrieben hatte. Die Aerzte hatten die schädliche Wirkung dieses Giftes abgewandt. Dem Könige Konrad war es damals nicht auszureden, daß, wenn es auch nicht der Papst selbst, doch mit Wissen des Papstes ein Anhänger desselben gewesen sei, welcher ihn auf diesem Wege aus der Welt habe bringen wollen. Und grausig liest es sich, daß frommgläubige, dem „Ketzerhaus" der Hohenstaufen abgewandte Stimmen der Zeit sagen, den König aus dem Wege zu räumen, habe nur ein Papist ohne alles Wissen des Papstes auf dieses schändliche Mittel kommen können, nicht aber der Papst selbst. König Konrad aber hatte öffentlich vor Europa gesagt, eine päpstlich-römische Hand habe ihm damals das Gift beigebracht.

Daß es nicht die gewöhnlichen Fieber waren, woran König Konrad in den letzten Monaten erkrankte und zuletzt plötzlich starb, dafür zeugt schon die Art seines Krankseins, wenn auch nicht der laut und oft wiederholte Ausspruch des Sterbenden. Die Schmerzen des Königs steigerten sich oft bis zur Verzweiflung, so daß er in Augenblicken dem Tage seiner Geburt, aber insbesondere der „römischen Kirche" fluchte, und der letzteren die Schuld an seinen tödtlichen Schmerzen zuschrieb. Es war schönes Frühlingswetter. In der Ebene von Lavello in Capitanata lagerte der König mit seinem Heere; da erkrankte er plötzlich, und sogleich glaubte er an eine neue Vergiftung. Innocenz hatte zuletzt alle die Großen, die von Konrad aus dem Erbreich verwiesen oder

vor seinen Kerkern und Schaffoten geflohen waren, an seinem Hof oder in seinem Gebiet aufgenommen, und ihnen zu ihrem Unterhalt die Einkünfte von mehreren Bisthümern angewiesen. Es gab darum auch solche, welche glaubten und sagten, aus der Mitte dieser sei dem König, und zwar in einem Klystiere durch den Arzt, das Gift beigebracht worden. Dem König aber wollte es nicht aus dem Sinn, daß jedenfalls der Papst zuvor Wissen von diesem Frevel gehabt haben müsse. Die spätere welfische Lüge, auf Manfreds Anstiften habe ihm der Arzt das vergiftete Klystier beigebracht, springt als solche in die Augen.

Die von Freund und Feind des hohenstaufischen Hauses aufbewahrten Aeußerungen des Königs während seiner kurzen Krankheit und seines Sterbens klagen eher alles Andere an, nur nicht seinen Bruder Manfred, und doch war Konrad im Leben so eifersüchtig auf dessen Volksbeliebtheit, so argwöhnisch gegen dessen Anverwandte von mütterlicher Seite. Der kalte, gegen alle Welt mißtrauische König hatte dennoch von der Person seines Bruders niemals für sein Leben oder für seine Krone etwas besorgt, ihn nicht bloß in unmittelbarster Nähe behalten, sondern ihm bis zuletzt den Oberbefehl zur See und zu Land anvertraut; Stellungen, in welchen Manfred die Waffenmacht von Sicilien und Calabrien gegen den König umstürzend hätte ins Feld führen können.

Es ist klar, dem Herzen Manfreds vertraute sein Bruder, von ihm fürchtete er Nichts für sich; nur dem Einfluß von dessen Anverwandten auf den jungen, liederdichtenden und tapfern, in Kriegs- und Friedenssachen genialen Manfred wollte er ihn entziehen, weil er den Ehrgeiz und die Herrschsucht dieser Familie fürchtete. Manfreds ganzes Verhalten bis zum Tode seines Halbbruders und besonders unmittelbar bei und nach demselben ist so rein und schön, so uneigennützig und so ganz angemessen einer sich gehenlassenden Genialität und poetischen Jünglingsnatur, daß heute nicht bloß, sondern schon damals die Verläumdung, Manfred sei schuldig oder mitschuldig an seines Bruders Tod, jeder Staatsmann belächeln müßte. Nur eine einzige Nachricht läßt Konrad an einer natürlichen Krankheit, einem hitzigen Fieber, enden. Manfred versprach seinem Bruder Konrad auf dessen Sterbebette, er werde seinen letzten Willen treu vollziehen. Dieser ging dahin, Markgraf Berthold von Hohenburg solle Reichsregent in Sicilien und Vormünder seines zweijährigen Sohnes sein.

Am 25. März 1252 hatte dem Könige seine Gemahlin Elisabeth, die er bei ihrem Vater, dem Bayern-Herzog, zurückgelassen hatte, zu Landshut einen Sohn geboren, der in der Taufe Konrad genannt wurde, wie sein Vater. Konradino (Konradchen) nannten ihn die Freunde des Hauses in Italien; wohl bloß deßwegen, weil die Mutterliebe Elisabeths zu Landshut und ihr nach der ganze Hof ihres Vaters den künftigen Erben des sicilischen Königreichs schmeichelnd so nannten. Als Konradin lebt er fort in der Weltgeschichte: ein großer Konrad zu werden, versagte ihm schon die Kürze seines Lebens; vorausbestimmt zum unschuldsvollen Sühnopfer seiner Väter, konnte er schon darum nicht in Größe leuchten, wie seine Ahnen, welche die Welt mit ihrem Ruhme füllten.

In seinen Todesschmerzen war König Konrad auf das Gleiche gekommen, auf was sein Großvater und seine Großmutter gekommen waren: wie diese dem dritten Innocenz den Vater Konrads, das zarte Kind Friedrich II., empfahlen, und ihn baten, sein Obervormund zu werden, so übertrug der sterbende König Konrad die Obervormundschaft über seinen Konradin dem vierten Innocenz, der Gegner dem Gegner; ein Beweis, daß dem Kampfe zwischen König Konrad und Innocenz dem vierten noch weniger etwas Ideales zu Grunde lag, als dem Heinrichs des sechsten gegen Innocenz den dritten. Welch ein Unterschied vollends im Charakter des dritten und des vierten Innocenz! wie schön hat der Erste die ihm vermachte Erziehung seines Mündels eingehalten, und wie war von dem vierten Innocenz ein Gleiches zu erwarten? Auch in seinem letzten Willen zeigte König Konrad an staatsmännischem Kopf wie am Herzen sich nicht groß; die geistige, wie die sittliche Größe des hohenstaufischen Hauses war auf die unebenbürtigen Sprossen übergegangen, nicht auf die aus legitimen Ehen.

Freilich war König Konrad noch blutjung als er starb, erst im siebenundzwanzigsten Jahre. Der 21. Mai 1254 legte ihn auf die Todtenbahre, und mit ihm den letzten deutschen König aus dem großen Hause der Hohenstaufen. Als seine Leiche nach der Hauptkirche von Messina gebracht wurde, entstand durch die Menge der Wachskerzen Feuer und die Kirche brannte zur Ruine aus. Die Natur, zu seinem Vortheil, endete schnell mit Konrad, welcher im Schatten der Erscheinung seines außerordentlichen Vaters so klein stand, so prosaisch, so eng an Kopf und Herz; und das Schicksal selbst wollte die letzten Tage des geistreichsten und glorreichsten Kaisergeschlechtes der Welt nicht in

Prosa enden lassen, sondern poetisch verklären: die letzten Radien des Sternbilds Hohenstaufen waren poetische Strahlen, jeder für sich selbst im Erlöschen noch schön.

Zehntes Hauptstück.

Berthold von Hohenburg war von König Konrads Gemahlin Elisabeth her ein naher Verwandter, und zugleich als oberster Hauptmann der deutschen Miethtruppen, welche dem König über die Alpen folgten, nach Unteritalien gekommen. König Konrad und seine Elisabeth vollendeten im eigentlichen antiken Sinne des Wortes tragisch, so weit sie von ihrer Seite dazu beihelfen konnten, durch eigene Schuld das Schicksal ihres Hauses. Dieser Berthold hatte zwar durch die Plünderungen der unteritalienischen Städte sich die deutschen Miethtruppen gewonnen, aber sich eben dadurch bei den Italienern um so mehr verhaßt gemacht. Zudem war er eine geistige Unzulänglichkeit. Die Wahl dieses sicilischen Reichsregenten wäre allein schon hinreichend, um vor Augen zu stellen, daß in König Konrad der staatsmännische Blick der Hohenstaufen erloschen war, lang ehe im Tod ihm das leibliche Auge brach. Berthold war nicht der Mann, Achtung gebietend dem Papste gegenüber aufzutreten, die Liebe der Italiener zu gewinnen und das sicilische Erbreich für Konradin zu behaupten.

Berthold schickte gleich Gesandte an den Papst und bat um Schutz der Kirche für den zweijährigen Konradin, gemäß dem letzten Willen König Konrads. Der Papst sah in dieser Bitte nur ein Zeichen der Schwäche der königlichen Partei, und erklärte trocken, für jetzt müsse man vor allen Dingen ihm, dem Papste, das Königreich Sicilien überlassen. Er nannte Konrad seinen „Mündel." Komme derselbe zu reifern und mannbaren Jahren, so wolle er die Rechte dieses seines Mündels untersuchen lassen und, wofern seine Ansprüche auf Sicilien sich begründet fänden, ihn befriedigen. Zugleich erließ der Papst ein Breve, worin er sich als die Stütze der Armen und Waisen ankündigte und dem kleinen Konrad das Königreich Jerusalem, das Herzogthum Schwaben und andere Rechte, er möchte sie in Sicilien oder an anderen Orten

haben, feierlich bestätigte. Zugleich aber wurde darin erklärt, alle Barone und Unterthanen des Königreichs Sicilien, als eines dem römischen Stuhle heimgefallenen Lehens, haben dem Papst und der römischen Kirche den Eid der Treue zu leisten!, „mit Vorbehalt der Rechte des Königskindes Konrad."

Während er dieses Schreiben erließ, knüpfte er geheime Unterhandlungen mit denjenigen Großen Siciliens an, welche er unzufrieden mit der Regentschaft Bertholds wußte, und mit mehreren Städten des Erbreichs, und gleichzeitig warb er Truppen in der Lombardei, in Genua, in Toskana, in der Mark Ankona, im Herzogthum Spoleto und in dem Patrimonium Petri. Nach Sicilien aber schickte er den Kardinal Wilhelm mit der Vollmacht, Gelder von den gläubigen und ungläubigen Kaufleuten aufzunehmen und dagegen Schlösser und Grundstücke der Kirchen Roms, der angrenzenden Landschaften und des Königreichs Sicilien zu verpfänden, alle Einkünfte der erledigten Prälaten-, Bischofs- und anderer Kirchenstellen mit Beschlag zu belegen, auch von den Einkünften nicht erledigter Kirchen zu seinem höheren Zweck Gebrauch zu machen, und, wofern ihm die Prälaten nicht nach seinem Befehl und Gutachten an die Hand gehen wollten, Kollekten und Auflagen im sicilischen Reich auszuschreiben, Münzen zu prägen, alle Anhänger Friedrichs und seiner Söhne zu enterben, wenn sie nach geschehenem Aufruf sich nicht den Befehlen des Legaten fügen würden, alle Veräußerungen von sicilischen Krondomänen zu widerrufen, alle Feinde der Kirche ihrer Lehen zu berauben und diese den Freunden der Kirche zu übertragen.

Neben dieser ganz außerordentlichen Vollmacht gab Innocenz IV. seinem Kardinal-Legaten noch ein Schreiben an die sicilischen Reichsprälaten mit, worin er befahl, „allen Geistlichen und Weltlichen seien ihre Aemter, die Einkünfte und die Zehnten, die sie von den Kirchen zögen, abzunehmen, wofern sie nicht von der Partei Manfreds abstehen."

Die Partei Manfreds war stark vornherein, und erhielt durch solche Erlasse und Verordnungen des Papstes, welche den weltlichen wie geistlichen Großen Siciliens an den Beutel und an die Ehre zugleich griffen, eine natürliche, vielfache Verstärkung; aber auch dadurch, daß der Reichsregent Berthold als Schwachkopf sich auswies. Berthold hatte sich die Regentschaft als etwas Leichtes vorgestellt und vor Allem sich in den Besitz des königlichen Schatzes gesetzt. Durch Geschenke aus

diesem, durch Freiheiten, die er ihnen ließ, und durch Gefälligkeiten hielt er zwar die deutschen Miethtruppen auf seiner Seite, aber weder dem Papst noch den Großen des Landes gegenüber brachte er's zu einigem Ansehen. Berthold war ein Minnesänger, machte Verse über den Frühling und über die Liebe, wußte mit dem Schwerte dreinzuschlagen, war aber ein eben so schlechter Staatsmann als ein unedler Charakter. Das ganze Reich gerieth in Gährung gegen ihn. Die zweideutigsten Leute hatte er auf die wichtigsten Posten gestellt, so namentlich jenem Peter Ruffo die Statthalterschaft von Calabrien anvertraut. Je mehr die Unzufriedenheit des Landes stieg und die Lage des Königreichs im Angesichte eines gegen die Grenze anrückenden Kriegsheeres bedrohlich wurde, desto mehr verlor der Minnesänger Berthold den Kopf.

Außerstands, auch nur das Nöthigste, was in seiner Stellung zu thun war, aus sich selbst heraus zu leisten, im Gefühl, daß er in dieser Sturmzeit geradezu unmöglich geworden war, gab er den auf ihn eindringenden ächten Freunden des schwäbischen Hauses unter den Großen des sicilischen Reiches, die ihn in ihre Versammlung gefordert hatten und zur Rede stellten, die Erklärung ab, er lege die Regentschaft nieder. Die Versammlung der Grafen und der andern Herren, der Prälaten wie der Barone, Markgraf Berthold selbst mit, stellten die dringende Bitte an Manfred, an die Spitze der Reichsgewalt zu treten. Die Versammlung der Großen erklärte geradezu, Konradin's Sache sei in augenscheinlicher Gefahr; Manfred allein sei im Stande, das Königreich zu vertheidigen und für sich selbst und seinen Neffen zu behaupten; übernehme er die vormundschaftliche Regierung nicht, so müßte ihm alle Welt das übel nehmen. Manfred machte zuerst seine Bedingungen; er kannte die Leute, mit denen er zu thun hatte, namentlich diesen Berthold, und die wetterwendischen Großen des Landes. Er nahm die Regentschaft erst an, nachdem Markgraf Berthold angelobt, ihm sofort die königlichen Schätze zu übergeben, und nachdem die Prälaten und die Barone ihm einen feierlichen Eid geschworen hatten, sie wollen ihm, so lange Konradin lebe, als Reichsregenten gehorchen bis zu dessen Volljährigkeit; wenn Konradin aber jetzt schon mit Tod abgegangen wäre, was man nicht wissen könne, oder wenn er in der Folge ohne Kinder sterben sollte, ihn selbst als König und Herrn anerkennen. Der Papst hatte nämlich absichtlich das falsche Gerücht in Umlauf gesetzt, Konradin

sei in Deutschland gestorben, und das hatte die Zwecke des römischen Stuhls schon an manchen Orten gefördert.

So wie Manfred die Regentschaft in Händen hatte, entfaltete er alle seine Thatkraft zur Vertheidigung des Königreiches. Schon offenbarte sich des Minnesängers Berthold Verrätherei. Er hielt nichts von Allem, zu was er sich verbindlich gemacht hatte. Er lieferte ihm weder den königlichen Schatz aus, noch unterstützte er ihn mit Geld aus demselben. Manfred mußte seine eigenen Kostbarkeiten und sein Silbergeschirr verkaufen, nur um die deutschen Söldner bezahlen zu können, die sonst auseinander gelaufen wären. Mit ihnen besetzte er Capua und andere feste Plätze. Berthold hatte versprochen, ihm Truppen aus Apulien zuzuführen; statt dessen reiste Berthold in seinen eigenen Geschäften in Apulien herum, den Besitz seiner dasigen Schlösser zu sichern und die Anerkennung dieser seiner neu erworbenen italienischen Herrschaften vom Papste herauszuschlagen.

Innocenz IV. hatte nämlich den Markgrafen von Hohenburg, die Söhne Kaiser Friedrichs, Manfred und Friedrich von Antiochien, den ihm die Fürstin Beatrice von Antiochien geboren hatte, und alle Anhänger des hohenstaufischen Hauses mit dem Bann und mit dem Verlust ihrer Würden und Güter bedroht, wenn sie sich nicht bis zu einer bestimmten Frist unterwärfen; diese Frist verstrich, und Innocenz hatte sie aller ihrer Güter und Einkünfte für verlustig erklärt, und den Bann über sie ausgesprochen, und gleichzeitig den Afterkönig Wilhelm von Holland aufgerufen, die von ihm gebannten Herren auch aller ihrer deutschen Lehen und Güter zu berauben. Dieser vom Papst gegen das hohenstaufische Haus eingeleiteten Verfolgung auszuweichen, wurde mehr als ein Großer zum Verräther an den Hohenstaufen; so Peter Ruffo, der Statthalter in Calabrien, der durch seinen Neffen Vulko und andere geheime Unterhändler sich erbot, dem Papst Calabrien in die Hände zu spielen; so Richard von Montenero, welcher dem Papst versprach, zu ihm überzutreten, sobald die päpstlichen Kriegsvölker den Grenzen sich nähern, dem päpstlichen Heere den Durchzug durch seine Güter in das sicilische Reich herein zu gestatten, päpstliche Besatzungen in seine Burgen aufzunehmen und ganz Campanien zum Papst hinüberzuführen; so Berthold von Hohenburg, der, um sich das Seinige zu retten, zum Verräther an Manfred und Konradin wurde. Manfred ließ ihm durch seinen Oheim Galvano Lancia vorstellen, wie König Konrad seinen kleinen

Sohn in seine Arme übergeben habe, damit er als dessen nächster Anverwandter von väterlicher und mütterlicher Seite Vater- und Muttertreue an ihm erwiese; seine Ehre erfordere also, jetzt Manfred zu unterstützen; das ganze kaiserliche Haus sei in Gefahr. Berthold aber zog vor, für sich allein zu sorgen, mit dem Papst heimlich zu seinem alleinigen Nutzen zu unterhandeln, und die Sache des Kaiserhauses und Manfred ihrem Schicksal zu überlassen.

Mehrere Barone hatten schon vom Papste sich Stücke des sicilischen Königreichs schenken lassen, und diese hatten eine Verschwörung in Capua angezettelt, welche dahin ging, sobald das päpstliche Heer über die Grenzen rücke, sollen alle Verschworenen Manfred überfallen, und ihn gefangen nehmen oder ermorden.

Auch jetzt zeigte Manfred, daß er seines Vaters, des Kaisers, echter Sohn war: wie Friedrich II. in der Bedrängniß seiner Jugend gegen den Papst gehandelt hatte, so handelte jetzt Manfred gegen den Papst. Weil mit Manfreds Untergang Alles verloren war, er aber von so vielen Seiten mit Verrath umsponnen, mit Abfall bedroht, unterliegen mußte, wenn er jetzt mit den Waffen die Sache seines Hauses gegen den Papst zu verfechten unternahm, da nur die geistlichen Großen, aus finanziellen Rücksichten, gegen den Papst fest blieben, die weltlichen Herren aber so, wie Ruffo, Richard und Berthold sich benahmen: so spielte er für den Augenblick den Nachgiebigen gegenüber dem Papste. Er wich für jetzt dem Waffenkampf aus, und suchte durch diplomatische Unterhandlungen Zeit und Boden zu gewinnen. Sein Oheim Galvano Lancia war sein Unterhändler am päpstlichen Hofe. Er bat den Papst, ihn in der für seinen Neffen übernommenen vormundschaftlichen Regierung nicht zu stören; wäre es aber dem Papste gefällig, die Regierung für den Waisen selbst zu übernehmen, so sei er bereit, den heiligen Vater im sicilischen Reich aufzunehmen, jedoch unbeschadet seiner Rechte und der des jungen Königs. Innocenz IV. war darüber so erfreut, daß er Manfred in dem Fürstenthum Tarent und in den andern Grafschaften und Herrschaften bestätigte und zum Statthalter in Apulien setzte mit einem Jahrgehalt von achttausend Unzen Goldes.

Der Papst hielt am 9. Oktober seinen Einzug in die Grenze des sicilischen Königreichs, von Ceperano aus. Dahin war ihm Manfred, um recht den gehorsamen Sohn der Kirche zu spielen, mit den Reichsbaronen entgegen gekommen, hielt ihm den Steigbügel und führte dessen

Pferd bis über die Brücke am Garigliano. Innocenz wurde überall mit Ehrenbezeugungen empfangen, als er über Capua nach Neapel ging. Sein Verwandter aber, der Kardinal Wilhelm Fiesko, zog mit dem Heere voraus. Er ließ überall der römischen Kirche huldigen, und wollte keinen Vorbehalt der Rechte Manfred's und Konradin's bei der Huldigung zugeben. Er stellte dieses Ansinnen sogar an Manfred selbst. Manfred erklärte, das sei dem Vertrag zuwider, den er mit dem Papste geschlossen habe. Ja der Kardinal handelte, als wäre er selbst der Erbe des Königreichs.

Borello von Anglone war früher mit Recht von Kaiser Friedrich seines Lehens verlustig erklärt worden. Manfred, als Regent, hatte ihm wieder ein Lehen ertheilt, ehe König Konrad ins Reich gekommen war. Dennoch intrikirte Borello, wie Ruffo, wider Manfred, als er Konrads Eifersucht auf Manfred sah. Nach Konrads Tod hielt Borello sich zum Papste, gegen die Belehnung mit den im Besitz Manfreds stehenden Herrschaften Monte Santangelo und Alesina. Nachdem der Papst Manfred in seinem Fürstenthum bestätigt hatte, verlangte dieser von Borello, daß er ihn als Herrn anerkenne, und daß er ihm den Lehenseid leiste, oder dem Besitz seines Gutes entsage. Borello machte eine beißende Bemerkung, welche auf die unebenbürtige Abstammung Manfreds anspielte, und damit schloß, Manfred sei der Ehre unwürdig, daß er sich ihm unterwerfe. Manfred ging an den päpstlichen Hof, der damals zu Teano war, und beklagte sich. Der Papst versprach, in Capua die Sache untersuchen zu wollen. Es hieß, Markgraf Berthold von Hohenburg sei auf dem Wege zum Papste. Manfred ritt ihm mit einigem Gefolge, begleitet von einem Neffen des Papstes, entgegen; er wollte noch einen Versuch machen, diesen nächsten Verwandten des hohenstaufischen Hauses umzustimmen. Auf einer Anhöhe, in einem Engpaß, nicht weit von Teano, sah Manfred den Paß von einem Reiterhaufen gesperrt. Es war Borello, der ihm auflauerte. Manfred setzt seinen Helm auf, seine Ritter steigen von ihren Saumrossen und springen auf die Streitrosse, die ihre Knappen ihnen nachführen. Manfred wirft sich auf die Verräther. Diese fliehen. Einer von Manfreds Gefolge erreicht Borello, er schlägt, aufgehalten von Manfreds Zuruf, aus Achtung vor dem Papste den Borello nicht zu tödten, den Verräther nur mit dem Lanzenstock auf den Rücken, und läßt ihn nach Teano entwischen. In Teano erfuhr man die Verrätherei Borello's

bei dem Engpaß. Als Manfred nicht zurückkam, hieß es im Volke, Borello habe den geliebten Fürsten ermordet. In der Wuth stand das Volk auf und schlug Borello todt.

Des Papstes Neffe, der nicht von der Seite Manfreds gekommen war, bezeugte dessen Unschuld am Tode Borello's, rieth aber dem Fürsten, zunächst nicht an den Hof des Papstes zurückzugehen, um sich nicht irgend einem Racheanschlag auf sich auszusetzen. Manfred ritt darum zuerst zu seinem Anverwandten, dem Grafen von Acerra. In Capua hatten die Kardinäle, die dort den Papst erwarteten, beschlossen, ihn gefangen zu nehmen. Sie wurden feig, als sie den Helden mit seinem Gefolg in der Stadt sahen. Erst nachdem er die Stadt verlassen hatte, jagten sie ihm nach, nahmen einen Theil seiner Leute, die noch in Capua waren, gefangen, aber zwanzig deutsche Ritter mit ihren Knechten sperrten die Straße und deckten ihn; so kam er glücklich nach Acerra. Die verrätherischen Kardinäle hatten ihre Reiterei mit klingendem Spiel von Capua aus ihm entgegengeschickt und ihn mit Musik in Capua eingeführt. — Von den deutschen Rittern, die ihm den Rücken deckten, wurden mehrere gefangen. Wilhelm von Ocra, sein treuer Kanzler, drängte Manfred zur Eile auf diese Kunde; aber Manfred, welcher die Geschichte seines Hauses wohl studirt und für solche Fälle inne hatte, zeigte auch hier eine merkwürdige Geistesgegenwart, in der Erinnerung, was seinem Urgroßvater, dem Rothbart, bei Verona begegnet war. „Ueber diese Brücke eilen wir nicht voraus, antwortete Manfred seinem Kanzler, hier folgen wir nach." Es war bei einer gefährlichen Furth. Die Brücke war hoch angebracht, aber eng und sichtbar zerbrechlich. Das Heranjagen der verfolgenden feindlichen Reiter kümmerte ihn nicht; über so eine Brücke ließ er zuerst sein ganzes Gefolge gehen, und er war der Letzte, der nachfolgte.

Jetzt erst, in Acerra, war Manfred dem Markgrafen Berthold von Hohenburg nahe gekommen, der auf der Reise zum Papst war, nur sechs italienische Meilen von Acerra. Der Botschaft Manfreds, sich mit ihm zu besprechen, erwiederte Berthold, er erwarte morgen den päpstlichen Marschall, der sich mit ihm besprechen wolle, noch ehe er dem Papst aufwarte, und beschied Manfred in einen Wald zu geheimer Besprechung; Manfred kam, aber nicht der Markgraf. Berthold krönte seine Verrätherei dadurch, daß er den Papst aufreizte, Manfred als den Anstifter des Mords an Borello zu verfolgen und ihn zu Grunde zu

richten; dann werde Niemand den Papst mehr an der Eroberung des sicilischen Reiches hindern. Im geheimen Rathe des Papstes wurde besprochen, Manfred unter allen Umständen unschädlich zu machen. Eine Ansicht war, ihn, wie er zum päpstlichen Hof zurückkehre, sogleich zu verhaften und in Gefangenschaft zu halten; eine andere war für Einziehung seiner Güter und Verbannung; eine dritte für Hinrichtung desselben. Fände er sich nicht mehr beim päpstlichen Hofe ein, sollte er so lange verfolgt werden, bis man ihn gefangen oder aus dem sicilischen Reich hinausgejagt hätte. Galvano Lancia, der fortwährend als geheimer Geschäftsträger Manfreds dem päpstlichen Hofe von Stadt zu Stadt gefolgt war', unter der Maske, als hätte er sich mit Manfred überworfen und stehe in dessen Ungnade, entdeckte als feiner und und wohl mit Gold versehener Beobachter diese geschmideten Ränke, und berichtete sie an Manfred nach Acerra. Manfred fügte sich den Rathschlägen seines Oheims. Dieser sagte dem Papst, Manfred werde in diesen Tagen in Aversa dem Papst aufwarten, und bestellte Quartiere für ein größeres Gefolge Manfreds in Aversa. Manfred aber eilte, ohne Ahnung des päpstlichen Hofes, der Weisung seines Oheims gemäß, mit seinem ganzen Gefolge in tiefem Geheim nach Nocera di Pagani, d. h. nach Luceria, seines großen Vaters treuer Sarazenenstadt.

In dieser Festung befehligte Johannes der Maure. Johannes war der Sohn einer mauritanischen Dienerin am Hofe Kaiser Friedrichs II. und', wie die Welfen sagen, ein Sohn des Kaisers, hochbegabt nach allen Zeugnissen. Der Kaiser hatte ihm wichtige Stellungen anvertraut, Manfred, so lange er Reichsverweser für seinen Bruder Konrad war, ihn so lieb gewonnen, daß er ihn zum Befehlshaber des wichtigsten Platzes in Apulien, Luceria, bestellte. Er schickte an Johannes, dieser versicherte ihn seiner Treue, und Manfred brach Nachts von Acerra auf. Er eilte seinem Gefolge voraus. Nur der Graf von Caserta und Acerra, jener Reinald, sein Schwager, der Gatte der geistvollen Violantha, und zwei junge Edelleute von Neapel, Marino und Konrad von Capece, welche Güter in diesen Gegenden hatten, und darum des Landes kundig waren, begleiteten ihn. So erreichte Manfred das Schloß Monteforte, durch welches die Landstraße ging. Dieses Schloß hatte König Konrad einem Bruder des Markgrafen Berthold von Hohenburg, Ludwig, dem von ihm geliebten nächsten Anverwandten seiner Gemahlin Elisabeth, der Mutter Konradins, geschenkt. Es handelte sich

zunächst um Konradins Erbreich. Elisabeths, seiner Mutter, Blutsverwandte waren gerade diejenigen, welche das hohenstaufische Haus und damit Konradin um das Königrich Sicilien zu bringen mithalfen, als Deutsche verrätherisch an den Deutschen, den nächsten Verwandten, um für sich wenigstens ein Stück italienisches Fürstenthum von den Italienern, denen sie dienten, herauszuschlagen. Da die Hohenburger Verräther am hohenstaufischen Hause geworden waren, so mußte Manfred die Landstraße meiden und seinen Weg über hohe Berge nehmen. Er irrte die ganze Nacht unter tausend Gefahren in den steilsten Gegenden umher, kam früh Morgens nach Manliano und entkam, als man ihn hier nicht einlassen wollte, nicht ohne Gefahr auf die Straße nach Avellino. Aber Avellino war Eigenthum des Markgrafen Berthold von Hohenburg. Er mußte auch dieses umgehen, und endlich erreichte er Atripalda. Das gehörte den beiden Capece.

Ehrerbietig empfangen, erholte er sich da, aber nicht lange. Er eilte fort über Nusco unter mancherlei Gefahren und Anerkennungen, zwischen feindlichen Herren und freundlichen, aber schwachen, furchtsamen Orten hindurch, unter Freudenfeuern und unter Pfeilgeschossen der einen und der andern Stadt, nach Venosa, der treuen Hohenstaufenstadt, die ihm Gesandte entgegengeschickt hatte, die Bürger erwarten mit Vergnügen seine Ankunft; und sie bewiesen das durch freigebige Unterhaltung seines Gefolges. Der Hauptfeind, den er unterwegs zu umgehen hatte, war Otto, ebenfalls ein Bruder Bertholds von Hohenburg, der in des Papstes Sold ihm auflauerte. Dessen Ueberfall entzog sich Manfred dadurch, daß er mit anbrechender Nacht des 1. November die Stadt Venosa verließ, nur mit drei Reitern, so stürmisch und regnerisch das Wetter war, so daß kaum einer den andern sah. Adenulf, der lang als Jägermeister unter Friedrich II. gedient hatte und der Weg und Steg kannte, brachte den Sohn seines Kaisers endlich nach Agapito, einem Jagdhaus nahe bei Luceria.

Noch vor Anfang des Tages brach Manfred gegen Luceria auf. Johannes der Maure war nicht selbst darin. Der hatte Festung und Besatzung, tausend Sarazenen und dreihundert Deutsche, unter dem Befehl Marchisios gelassen, und diesem seinem Unterstatthalter einen Eid abgenommen, keine Seele, weder den Prinzen noch sonst Jemand, in die Stadt zu lassen. Er selbst hatte sich in das Hoflager des Papstes begeben, unter dem Vorwand, Manfreds Sache bei dem Papst zu füh-

ren, in Wahrheit, die Festung und sich selbst dem Papst zu verkaufen. Manfred ritt mit seinen drei Dienern nahe ans Thor. Durch einen der Letztern, welcher sarazenisch sprach, wie Manfred selbst, und den er hart an's Thor schickte, gab er sich der Thorwache zu erkennen. Der deutsche Theil der Besatzung lag auf der andern Seite, in den königlichen Lustschlössern außerhalb der Stadt. Die Sarazenen auf der Wache hören Manfreds Namen, ungeheurer Jubel verbreitet sich unter ihnen. Aber Marchisio hat die Thorschlüssel bei sich drinnen in seinem Palast. Sie wissen den strengen Befehl des Johannes an Marchisio, Niemand in die Stadt zu lassen; sie trauen diesem Unterstatthalter nicht; sie melden ihm nicht, wer vor dem Thor ist. Sie wissen aber auch, daß wenn der Sohn ihres im Tod verehrten Kaisers nur innerhalb der Mauern ist, so ist Alles gewonnen. Sie rufen ihm die Lage [illegible]; sie beschwören ihn, nur zu machen, daß er in die Stadt komme.

Manfred ist hart ans Thor herangeritten. Ein Sarazene [illegible] ihm eine Regengosse, durch welche in die Stadt zu kommen möglich ist. Hinter diesem Kloakgewölbe winkt die Krone des sicilischen [illegible]. Manfred schwankt nicht lange in der Wahl zwischen der augenblicklichen Erniedrigung und zwischen der sichern Aussicht auf die Krone; [illegible] drinnen in der Stadt liegen große Schätze an Gold, an Silber, an Kostbarkeiten aller Art, hinterlegt von Kaiser Friedrich, von König [illegible]rad, von dem Markgrafen Otto von Hohenburg und von dem [illegible] Johannes dem Mauren selbst. Neben den Edelsteinen und den [illegible] im Kaiserpalast ist das Zeughaus reich an Waffenvorräthen. — [illegible]fred springt vom Pferd; ists im Augenblick unmöglich, die [illegible] Alles, was darin und mit ihr in Aussicht ist, zu gewinnen, auf [illegible] Weg als durch das Kloakgewölbe, so ist er auch dazu bereit. [illegible] es kommt nicht dazu. Die Mehrheit der Sarazenen auf der Wache, die sich natürlich durch bedeutenden Zulauf aus der nahen Kaserne [illegible] hat, schaut aus von den Mauern, sieht wie der geliebte Sohn [illegible] großen Kaisers sich auf den Boden legt. Daß der in ihre Stadt, in die Sarazenenstadt, kriechen soll, ist ihnen unerträglich. Sie rufen ihm zu, sie werden ihm die Thore öffnen. Sie hauen mit Aexten, sie heben mit Brecheisen an den Thoren von Innen heraus. Diese gehen auf, der Fürst kommt herein, sie heben ihn mit ihren Armen empor und tragen ihn vom Thor hinein mitten in die Stadt. Aus allen Ecken und Gassen drängen sich die Sarazenen, diese treuesten Unter



thanen des schwäbischen Hauses, den Sohn ihres Kaisers zu sehen und zu sprechen.

Aber nur den Sarazenen dankt Manfred dieses Glück von ungeheurer Tragweite für sein Haus, nicht den Deutschen. Marchisio ruft seine Leibwache ins Gewehr, er sammelt Bewaffnete, um dem Fürsten ein Gefecht zu liefern. Sie stehen einander im Gesicht. Mit gewaltsamer Uebermacht erhebt sich das allgemeine Geschrei des Volks gegen Marchisio, er solle Augenblicks vom Pferd absteigen und sich dem Fürsten zu Füßen werfen. Die Uebermacht ist zu groß; Marchisio legt die Waffen nieder und küßt dem Fürsten die Füße. Markgraf Otto von Hohenburg eilt mit einem Heerhaufen heran, für den Papst Luceria zu erhalten; er flieht zurück, als er Manfreds Gefolg nahe bei der Stadt und Manfred in der Stadt weiß. Manfred setzt sich in den Kaiserpalast, sammelt hier seine Streitkräfte, und verkündet dem zusammenberufenen Volke, daß er da sei, um die Rechte Konradins, des Enkels ihres großen Kaisers, und des kaiserlichen Hauses aufrecht zu erhalten. Manfred läßt sich huldigen als Reichsregent für seinen Neffen von dem freudeberauschten Volke; er läßt seine Kanzlei nach Luceria kommen; von hier aus ist nun die Einnahme von ganz Apulien leicht.

Jetzt hatte er, womit Jeder ein Heer sammeln kann: Gold und Silber in Fülle. Alle in Apulien hin und her zerstreuten Deutschen liefen ihm zu, und selbst von dem Heere des Kardinals Wilhelm und des mit ihm verbündeten Markgrafen Berthold von Hohenburg gingen die Söldner haufenweise durch, um an der Freigebigkeit des Fürsten Manfred Theil zu nehmen. Er sah bald ein Heer um sich, so stark, daß er seinen Feinden keine Zeit lassen wollte, den Markgrafen Otto von Hohenburg angriff und schlug, Foggia einnahm und dadurch einen solchen Schrecken über das päpstliche Heer brachte, daß es alles Gepäck, Sattel und Zeug, zurückließ, und die Stadt Troja, worin der Kardinal sein Hauptquartier gehabt hatte, gleich nach der Flucht seines Heeres an Manfred sich ergab. Als der Kardinal mit dem flüchtigen Heere und dem Markgrafen Berthold in Neapel ankam, fanden sie den Papst dort nicht mehr am Leben; am 13. Dezember 1254 hatte der Tod Leib und Seele dieses im Bösen gewaltigen Mannes getrennt. Im Palast, den einst Friedrichs II. großer Kanzler, Pietro von Vigne, bewohnte, hatte Innocenz IV. nach kurzer Krankheit, auf welche die Siege des ihm verhaßten hohenstaufischen Hauses und die Annäherung Manfreds

nicht ohne schlimme Einwirkung bleiben konnten, im Aerger verendet.

Die ganze Kapitanata unterwarf sich dem siegreichen Manfred. Nur noch die Landschaft Bari blieb der päpstlichen Partei. Manfred war Meister Apuliens. Johannes der Maure hatte, bestürzt über Manfreds Glück, vom päpstlichen Hofe sich entfernt, und Manfred um sicheres Geleit gebeten, um ihm zu Füßen fallen zu können. Manfred schlug diesem seinem falschen verrätherischen Halbbruder das Geleit ab, mit dem Wort, er solle sich nur vor ihm stellen, um zu empfahen, was seine Thaten werth seien. So blieb Johannes in Aceranza. Die Sarazenen in Aceranza aber wurden, als sie seine Verrätherei erfuhren, so entrüstet, daß sie über ihn herfielen, ihn wörtlich in Stücke hieben, und seinen Kopf nach Luceria schickten, wo er am Thore nach Foggia aufgesteckt wurde. Galvano Lancia hatte schlau zur rechten Zeit vom päpstlichen Hofe sich fortgemacht, unter dem Vorwande, nach seinem Schloß Tulle zu sehen, und sich zu seinem Neffen Manfred begeben, um ihm mit seiner Klugheit und Erfahrung zur Seite zu sein.

Der neue Papst Alexander IV. hatte ganz die Gesinnungen und die Absichten seines Vorgängers. Manfred unterhandelte mit dem neuen Papst auf die Grundlage, daß das sicilische Königreich als rechtmäßiges Erbe Konradins und Manfred als Reichsregent anerkannt werde; aber klüglich setzte er die Eroberung der letzten Theile des Reiches diesseits des Kanals fort, nahm einige Städte mit Sturm und empfing die freiwillige Unterwerfung der erschreckten andern. Am päpstlichen Hoflager in Neapel war solcher Schrecken vor Manfred, daß Alles gepackt stand, um sich zur See davon zu machen, wie Manfred der Stadt nahe komme.

In Sicilien hatte sich Pietro Ruffo als unabhängiger Herr aufgeführt; aber seine Art zu regieren hatte einen großen Theil von Sicilien in Gährung und Aufstand gebracht, Manfred als Reichsregent anzuerkennen hatte er sich stolz geweigert. Auch in Sicilien zeigte sich in dieser auflösenden Zeit in vielen Städten die Neigung, sich reichsfrei und zu kleinen republikanischen Gemeinwesen zu machen. Der durch das hohenstaufische Haus Alles, was er war, und zum Danke dafür Verräther an diesem Hause geworden war, Pietro Ruffo, flüchtete, um sein Leben zu retten vor den aufgestandenen Bürgern von Messina, mit einem Theile seiner Schätze nach Calabrien. Er hatte dem Volke die festen Schlös-

ser abtreten müssen, „damit das Volk sie im Gehorsam seines rechtmäßigen Königs zur Ehre desselben besetzen könne." Der so aus Messina Verjagte setzte sich, angeblich im Namen König Konrads II., in Calabrien fest, und trat in Unterhandlung mit dem päpstlichen Hofe um den Preis, der ihm für seine Unterwerfung und die Auslieferung Calabriens an den Papst würde. Manfred schickte seinen wackern deutschen Truich, der schon unter seinem Vater in Calabrien befehligt und da viele Bekannte hatte, dahin. Sein Bruder Bernhard Truich und andere Barone zogen ihm zu, und diese zersprengten Ruffo's Truppen. Er irrte von einem Schloß zum andern, kam nach Tropäa und ließ ein Schiff ausrüsten, um mit seiner Familie zur See zu entfliehen. Auf eine Bekanntmachung der Stellvertreter Manfreds, wer die Entweichung des Verräthers Ruffo befördere, werde selbst als Verräther bestraft werden, schlichen sich die Matrosen einer nach dem andern davon. Ganz verlassen stand der Elende mit Weib und Kind am Meeresstrand, und verzweifelnd gewann er mit viel Gold einen gemeinen Fischer, der ihn und die Seinen in Barken nach Neapel an das päpstliche Hoflager rettete. Was noch von bewaffneten Feinden in Calabrien war, wurde verjagt, oder unterwarf sich, Abenteurer und Städte.

Papst Alexander schloß zwei Verträge ab, den einen mit den Hohenburgern, den andern mit König Heinrich von England. Heinrichs Sohn Edmund sollte gegen eine jährliche Lehensabgabe von zweitausend Unzen Goldes Krone und Reich Siciliens empfangen, mit Ausnahme des Gebiets von Benevent. Es war eine Erneuerung des Vertrags seines Vorgängers. In dem andern Vertrag verpflichteten sich Berthold von Hohenburg und seine Brüder Otto und Ludwig dem Papste, mit allen Kräften den Reichsregenten Manfred und das schwäbische Haus zu bekämpfen, wofür ihnen der Papst ihre früheren Besitzungen im sicilischen Reich gewährleistete und dazu noch ihnen das Herzogthum Amalfi und noch andere Vortheile zusicherte. Mit englischem Geld und mit dem Beistand der drei deutschen Verräther, der Hohenburger, und Pietro Ruffo's, wohl auch eines Deutschen, nach seinem Schicksalsgang und seines Namens Klang, — brachte der Kardinal Oktaviano im Frühjahr 1255 ein Heer zusammen. Manfred setzte ihnen so zu, daß Ruffo schmachvoll nach Neapel zurückkehrte, und während die Papisten verbreiteten, Manfred sei eingeschlossen und überall die päpstliche Waffenmacht im Sieg, war der Kardinallegat wie der Papst froh, einen Waffenstill-

stand von Manfred zu erlangen. Den Anlaß gab die Ankunft eines Gesandten der Wittwe König Konrads, welcher aus Bayern kam, um mit Manfred, dem Fürsten von Tarent, und mit dem Papst für Konradin zu unterhandeln.

Während des Waffenstillstands überfielen die Hohenburger das Fürstenthum Manfreds, in niederträchtiger Weise eidbrüchig, was bisher der Charakter ihres Thuns war, und nahmen Stadt um Stadt ein. Die Sarazenentreue rettete den Hohenstaufen, und, statt abgeschnitten zu werden, warf er sich auf den Kardinal, während seine Freunde die Hohenburger züchtigten. Eingeschlossen, brachte der Kardinal es zu einem Vertrag. Nach diesem sollte Manfred für sich und Konradin das Königreich Sicilien mit Ausnahme von Terra di Lavoro behalten, die päpstlichen Truppen sollten dagegen bis auf dieses Gebiet das Königreich räumen mit freiem Abzug. Manfred hatte zuvor schon eine Reihe verrätherischer Barone gefangen. Er begnadigte diese auf des Kardinals Bitten, und auch den Brüdern von Hohenburg gewährte er großmüthig Gnade und den Besitz ihrer Güter.

Der Papst verwarf den Vertrag, so wie er den Legaten und sein Heer in Sicherheit wußte. Manfreds Gesandte brachten vom Papsthofe die Beweise, daß der Minnesänger Berthold und dessen Brüder am päpstlichen Hoflager zu Neapel einer neuen Verschwörung gegen Manfred sich angeschlossen hatten. Manfred bemächtigte sich der blutsverwandten Verräther, und berief eine Versammlung der Reichsstände nach Barletta. Sein Oheim Friedrich Lancia hatte Calabrien ihm aufs Neue unterworfen; Sicilien, nach wiederholten Siegen über Widersacher daselbst, hatte sich für Manfred erklärt, bis auf Messina, das sich als Republik eingerichtet hatte. Galvano Lancia wurde von Manfred auf dem Reichstag zum Fürsten von Salerno und zum Großmarschall von Sicilien ernannt. Inzwischen hatte sich auch Messina unterworfen, da der Adel in dieser Stadt der eingeführten republikanischen Verfassung abgeneigt war. So konnte er des englischen Edmunds, der sich König von Sicilien schrieb, lachen; derselbe war noch ein Kind. Berthold von Hohenburg aber und dessen Brüder stellte er vor das Gericht der Reichsstände. Sie wurden des neuerdings versuchten Hochverraths und der Verführung zum Verrath überwiesen, und von der Reichsständeversammlung durch Urtheil und Recht zum Tode verurtheilt; ebenso der abwesende Verräther Pietro Ruffo. Manfred

begnadigte die Hohenburger zu lebenslänglicher Kerkerstrafe, und sie endigten auch im Kerker ihr Leben, als Schandflecke des deutschen Namens. In Kurzem war Manfred Herr des ganzen Königreichs Sicilien durch Waffen und Güte, nachdem sich auch Neapel und Capua, Aversa und Brindisi ergeben hatten.

Im Jahre 1257 kam Manfred selbst nach der Insel Sicilien hinüber. Er fand auch hier das Erbreich in tiefer Ruhe. Die dem Papst verheißene Flotte für den Papstkönig Edmund war ausgeblieben, und die kluge und gelinde Regierung Manfreds und seiner mütterlichen Oheime hatten keinen andern Wunsch mehr aufkommen lassen, als Manfred selbst im Lande zu haben; daß der Papst Ansprüche auf Sicilien mache, davon redete unter solchen Umständen Niemand mehr. Wunderbar vorgearbeitet hatte ihm sein Oheim Friedrich Lancia, der nur ein paar Hinrichtungen hatte vollziehen und allen andern volle Milde angedeihen lassen. Die persönliche Erscheinung Manfreds gewann alle Herzen vollends.

Am Angesicht dieser Riesenfortschritte Manfreds für seinen Neffen Konradin ersann die päpstlich-welfische Partei Italiens die Lüge, Konradin sei erkrankt und am Sterben, und gleich darauf, er sei gestorben. Da Alles, was bisher im sicilischen Reiche von Manfred gethan war, im Namen seines Neffen, Konrad's II., geschehen war, so war jedenfalls zu Gunsten der unterlegenen päpstlichen Partei auf einige Zeit durch diese Lüge eine große Verwirrung in den italienischen Verhältnissen zu erzielen, für den englischen Edmund Fahrwasser zu machen, und dem Bannstrahl, welchen der Papst im Frühling 1257 gegen Manfred geschleudert und womit er ihm sogar seine Privatbesitzungen abgesprochen hatte, wenigstens einiger Vorschub gethan. Die Niederträchtigkeit papistischer Gegner der Deutschen, der Wahrheit und des Rechts, Jesuiten, ehe es dem Namen nach solche gab, haben dem edeln Manfred selbst angedichtet, er habe den Tod Konradins erfunden; ja noch spätere Jesuiten haben Mährchen erdichtet, als habe Manfred durch Gesandte an Konradin und seine Mutter diesen vergiften wollen, und ächt jesuitisch wurde die Lüge durch Ausmalungen ins Einzelne glaubhaft zu machen gesucht: „Manfreds Gesandte haben, in der Meinung, ihr italienisches Gift, vergiftetes Zuckerwerk, müsse gewirkt haben, auf der Rückreise zu Venedig sich in Trauer gekleidet, und sogar ihre Galeere

mit schwarzen Segeln und Wimpeln behängt; und so haben sie unter dem Schein großer Betrübniß die Botschaft von dem Tode Konradins Manfred überbracht, um alle weitern Bedenklichkeiten desselben in Bezug auf die Annahme der Krone zu entfernen."

Auch nicht ein einziger gleichzeitiger Schriftsteller hat eine Spur von solcher Verläumdung; wohl aber davon, daß die Nachricht von Konradins Tode ihre Quelle am päpstlichen Hof hatte. Unmöglich ist es nicht, daß diese papistische Lüge, die über die Alpen nach Italien kam, von der Mutter Manfreds, der Bianca Lancia, benützt worden ist, um ihrem Sohne Förderung zu thun. Bianca hatte nach Kaiser Friedrichs Tod sich mit Michael Zanchio, dem Seneschall und Statthalter ihres gefangenen Sohnes für Sardinien, des Königs Enzio, vermählt, und dessen Rechte in Sardinien und in Oberitalien heldenmüthig und klug aufrecht gehalten. Dante in seiner göttlichen Komödie sagt zwar von ihr und ihrem zweiten Gemahl viel Böses; glaublich ist nur das Thatsächliche, daß sie für ihre Söhne, auch für Manfred, überhaupt für die Sache des schwäbischen Hauses in Oberitalien eifrigst gewirkt hat.

Manfred war noch drüben in Sicilien, als sich auch dahin verbreitete, Konradin sei in Deutschland gestorben. Manfred wurde von den geistlichen und weltlichen Reichsständen, von den Prälaten, wie von den Baronen, von den Städten hüben und drüben wahrhaft bedrängt, sofort die Krone anzunehmen. Manfred hatte das Reich aus der Abhängigkeit des päpstlichen Hofes und seiner Erpressungen errettet. Immer mehr hatte es den eingeborenen Adel verdrossen, einen Priester zum Oberherrn zu haben und den Uebermuth seiner Höflinge sehen und fühlen zu müssen; das Volk hatte es gereizt, daß es durch die vom päpstlichen Stuhl ausgehenden Ansprüche, Kriege und Wirren so lange zerrüttet und ausgesaugt worden war. Die letzten zwei Jahre, in denen Manfred die Oberhand hatte, waren dem Reiche so wohlthätig fühlbar geworden, daß die Losung war: „Gott erhalte Manfred für unsere Freiheit!" Als Bote auf Bote kam und bezeugte, daß man in ganz Italien nicht anders wisse und sage, als das Königskind Konradin sei bei seiner Mutter im Bayerlande gestorben, wurden von Manfred im ganzen sicilischen Reiche Trauerfeierlichkeiten angeordnet. Manfreds ganzer Charakter spricht dafür, daß er im vollen Glauben des Todes seines Neffen war. Anders ist es bei den Baronen, welche ihm die

Krone nöthigend antrugen. Selbst wenn, was nicht erwiesen ist, sie nicht an den Tod Konradins glaubten, so war es im Interesse aller sicilischen Patrioten, diese Gelegenheit zu benützen, um endlich feste Zustände im Königreiche zu schaffen, und das Wohl des Landes, das sie auf den Schultern eines fern in Deutschland weilenden unmündigen Kindes unter bittersten Erfahrungen gesehen hatten, vom Fernen, vom Unmündigen und Unbekannten weg fest und entscheidend auf denjenigen überzutragen, welcher durch Thaten als derjenige bewährt war, auf dessen Schultern wie bisher als Reichsverweser, so noch mehr als König des Reiches Wohlfarth in schönster Hoffnung zu übertragen wäre.

Der sicilische Patriotismus war es, welcher unter den gegebenen Umständen, solchen Ränken des römischen Hofes gegenüber, es anrieth, daß die Krone Manfred aufgedrängt wurde, und daß Manfred sie annahm. Am 11. August 1258 setzte Erzbischof Reinald von Girgenti dem von den Großen als König ausgerufenen Manfred in Gegenwart vieler Erzbischöfe, Bischöfe und anderer Prälaten in der Hauptkirche zu Palermo die Krone auf. Die Freude im sicilischen Reiche darüber nahm täglich zu durch Alles, was Manfred that, verordnete und verfügte; Alles war zweckmäßig und zum Besten des Reichs, und die auf der Insel Sicilien wie die Apulier sprachen auf dem Reichstage zu Barletta laut ihren Jubel aus. Manfred war jetzt die starke Säule für alle Gibellinen Italiens. Toscana erklärte sich großentheils für Manfred, eben so die Marken von Ankona und Spoleto. In der Lombardei erklärte sich Palavicino für Manfred und dieser ernannte ihn zu seinem dortigen Statthalter.

Elisabeth, Konradins Mutter, und ihr Bruder, der Herzog von Oberbayern und Pfalzgraf am Rhein, Ludwig der Strenge, schickten Gesandte an Manfred und an die Großen Siciliens. An deren Spitze stand ein eisgrauer Abt. Er bezeugte im Namen des bayrischen Hofes, daß Konradin lebe, das Gerücht von seinem Tode sei eine Lüge, und forderte Manfred auf, sich der königlichen Abzeichen zu enthalten, Apulien und Sicilien an Konradin abzutreten und diejenigen zu bestrafen, die ihn durch Erdichtung von Konradins Tode zu der übereilten Annahme verleitet haben. „Das Reich," antwortete Manfred, „ist dem Waisen Elisabeths verloren gewesen, er war außer Stand, es wieder zu erobern, ich habe dieses Reich mit gewaffneter Hand von zwei Päpsten erobert, welche meinem Neffen freiwillig auch keinen Fuß breit ein-

*

geräumt hätten. Mir ist das Reich überdieß durch die Wahl aller Stände übertragen, und so lang ich lebe, werde ich dieser Wahl entsprechen. Nach meinem Tode folge der Neffe dem Oheim. Die Einwohner dieses Reiches lieben die deutsche Art nicht. Sie lieben nur Herren, die nach ihrer Sitte leben. Will Konradin darum ein tüchtiger Herrscher dieses Landes werden, so schicke seine Mutter jetzt das noch zarte Kind, oder später, wenn es erstarkt ist, zu mir, damit er unter dem Volke, das er einst beherrschen soll, aufwachse, und sich bilde und lebe nach den Sitten des Landes. Ich werde ihn wie meinen eigenen Sohn halten."

In Beidem hatte Manfred Recht. Das Letztere war durchaus nöthig, wenn die deutsche Herrschaft in Sicilien sich befestigen sollte; und im Ersteren hatte er Recht, weil er das Eroberungsrecht, wie es allgemein in Geltung war, für sich hatte, und weil das sicilische Reich eines Manfreds und nicht eines zarten Kindes als König bedurfte, wenn der Thron behauptet werden und das Land glücklich sein sollte. Elisabeth und ihre Rathgeber bewiesen in ihren Forderungen ein völliges Unverständniß der Sachlage in Italien. Die Gesandten wurden von Manfred reich beschenkt und zugleich stellte er ihnen für seine Schwägerin Elisabeth, für ihren Bruder Ludwig und für seinen Neffen Konradin die schönsten Geschenke zu. Auf der Rückreise wurde die Gesandtschaft von einem römischen Adeligen, dem berüchtigten Raubritter Raul de Sorti, überfallen und beraubt, einer daraus getödtet. In Bayern konnten die Heimgekehrten erzählen von dem prachtvollen Hoflager Manfreds, von seinem Ruhm und seiner Beliebtheit im sicilischen Reiche.

Die Nation war wirklich begeistert für den Helden und Herrscher Manfred, der das Reich vor der Unterthänigkeit unter einen Priester und vor der Aussaugung durch dessen Legaten errettet habe, aber auch für die Art, wie er regierte. Obgleich er den Gibellinen in Mittel- und Oberitalien Hülfsvölker schickte und dort Krieg führte, drückte er sein Volk nicht mit Steuern. Durch Milde versöhnte er die Parteien und wurde der Liebling der Nation. Schönere Zeiten als das sicilische Reich sie je gesehen hatte, lebte Volk und Land. Sein Ruhm wuchs immer mehr durch sein königliches Walten. In der Gesetzgebung, in der Gerechtigkeitspflege, wie in der Verwaltung war er groß, und größer als sein Vater, weil er die Gesetze, die er gab, selbst hielt und nicht

verletzte. Was er für Hebung des Ackerbaus, des Handels und des Gewerbfleißes that, rastlos und eifrig, sprang als nützlich allem Volk in die Augen und es empfand und genoß den Nutzen davon. Seine Genialität und seine liebenswürdigen Sitten bezauberten Hohe und Niedere: er war in freundlicherer, sanfterer Erscheinung ein Abbild seines Vaters, welchen Christen und Sarazenen noch im Tode verehrten, als ihren „großen Kaiser."

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin hatte er sich im Sommer 1259 mit Helena, der Tochter des griechischen Fürsten von Epirus, Aetolien und Korfu vermählt.] Auch an seinem Hofe, wie an dem seines Vaters, sammelte sich die Wissenschaft und die Kunst wie die Schönheit. Ja der Hof dieses schönen, jungen Königspaares war bald noch poetischer und gesangreicher als jener. Selbst sein giftiger Verläumder, der Welfe Malaspina, gesteht bewundernd die Schönheit Manfreds und Helenas im Geistigen wie im Leiblichen zu und erzählt von ihrem Hoflager als dem anmuthvollen Kreis der Ritterlichkeit, des Geistes, der Dichter, der Sänger und der Musiker, und der schönen Frauen. Aber er war kein Faulenzer dabei, kein König René; es war auch bei ihm nur dieser Dienst des Schönen neben dem Ernst der Thätigkeit in Staatsgeschäften, wie bei seinem Vater.

Die Ruhe des sicilischen Reiches war hergestellt durch ihn; in Griechenland war er gefürchtet, in dessen Wirren zwischen dem griechischen und lateinischen Kaiserthum er mit glücklicher Hand eingriff; sein Schwager, der griechische Fürst Batazes, der seinen Kaiserthron zu Nicäa aufgeschlagen hatte, war 1255 gestorben, der Usurpator Michael Comnenus Paläologus hatte dessen Enkel Johannes blenden lassen, Manfred unterstützte aber seinen Schwäher, den Herzog Michael von Epirus, gegen Paläologus. Sein Schwäher war der Eidam des Sohnes und frühverstorbenen Nachfolgers des Batazes, des Kaisers Theodor Lascaris; beide dachten daran, das griechische und das lateinische Kaiserthum, die Throne von Nicäa und Konstantinopel, durch Sturz des letzteren wieder zu vereinigen. In Rom hatte Manfred mächtige Freunde; ihm gehorchte fast die ganze Mark Ankona, das Herzogthum Spoleto, die Romagna; in Toscana wußte er Alles nach seinem Plane zu lenken; in der Lombardei war sein Statthalter Palavicino ein glücklicher Feldherr; in Genua war das mächtige Haus Doria in Manfreds Dienste getreten und der Adel für ihn; die Seemächte Venedig und

Pisa waren auf seiner Seite, und hielten mit vereinten Kräften die papistisch-welfische Partei in Genua nieder.

So konnte König Manfred die Bannflüche Alexanders IV., der vor Aerger über Manfreds Glück starb, und seines Nachfolgers, Urban IV., lachen. Papst Alexander hatte kurz vor seinem Tode Manfred als König von Sicilien anerkennen wollen, unter der Bedingung, daß er alle Länder und Güter den seit den letzten Jahrzehnten ausgetretenen Baronen zurückgebe, und zugleich die Sarazenen in seinen Staaten entferne. Manfred hatte die erste Bedingung angenommen, die zweite natürlich verworfen. Alexander hatte die Unterhandlungen damit abgebrochen; und Manfred die erprobte Stütze seines Hauses verstärkt. Papst Alexander hatte mit dieser plumpen Anforderung bewiesen, daß er geistig unzurechnungsfähig geworden war, und Manfred bewies dadurch, daß er seine Sarazenen in Apulien verstärkte durch solche Schaaren, die er aus Sicilien herüber kommen ließ, und durch neue Ansiedlungen aus Afrika, der Welt und dem Papste, daß er ihn verstand. Der römische Stuhl wiegelte gegen das schwäbische Haus, gegen sein Bestehen in Deutschland und in Italien, fremde Fürsten und Waffen auf, als gegen Ketzer und Gebannte: Manfred verstärkte sich mit Sarazenen gegen diese verruchten Anschläge des Papstthums. Unverschämt frech war die Lüge der Papisten des römischen Hofs, die Sarazenen seien zu entfernen, „als im Krieg unerträglich." Die Weltgeschichte weiß, die Welfen selbst in Italien haben es bezeugt, die Sarazenen jener Tage in Italien waren die Gebildeten und darum die Milden im Krieg und Frieden; die Deutschen die Rohen, die Italiener die gräßlich Verwilderten.

Der Papst ängstigte sich schon mit dem Gedanken, Manfred möchte König oder Kaiser von ganz Italien werden. Um ihm Verwirrung zu bereiten, wurde durch Hülfe eines Deutschen, Gelb, einen Vertrauten des im Gefängniß verstorbenen Markgrafen Berthold, zu Trepano in Sicilien ein Aufruhr angerichtet, und Manfreds Statthalter, Friedrich Maletta, von diesem ermordet. Friedrich Lancia unterdrückte die Unruhen schnell. Eben so wurde im Jahre darauf, 1261, ein Stück Revolution auf dem Berge Centorbi in Scene gesetzt. Johannes von Kalcaria spielte die Rolle Kaiser Friedrichs II. Kaiserliche Briefe mit dem Reichssiegel wurden von Landesverwiesenen, die sich um ihn sammelten, ins ganze Reich ausgeschickt, worin der Betrüger sagte, er, Kaiser Frie-

drich II., sei zur Büßung seiner Sünden neun Jahre als Pilger herumgewandert und jetzt wieder in seine Erbstaaten zurückgekehrt. Graf Richard Filangeri, Manfreds neuer Statthalter, nahm den Afterkaiser mit seinen Räthen gefangen und henkte sie alle. Manfred kam nach Sicilien herüber, und wurde mit großen Ehren empfangen. Im Jahre 1262 vermählte Manfred seine Tochter Konstantia, aus der ersten Ehe mit Beatrix von Savoyen, mit Peter, dem zweiten Sohne König Jakobs von Aragonien.

Der päpstliche Hof hatte so eben, um Manfred zu schaden, Schreiben an ganz Europa erlassen, Manfred sei in ungerechtem Besitz der Krone, die seinem Neffen Konradin gehöre. Wie dieser Hof Konradins Recht achtete, bewies er jetzt dadurch, daß er dessen Krone aufs Neue dem Grafen Karl von Anjou anbot, nachdem der englische Prinz Edmund bis zur Verarmung ausgebeutet war. Karls Gemahlin war eine der vier Töchter des reichen und mächtigen Grafen Raimund von Provence. Sie kam eines Tages weinend zu Karl und erzählte ihm, wie sie bei der letzten Feierlichkeit um eine Stelle tiefer habe sitzen müssen, als ihre Schwestern, weil diese alle an Könige verheirathet seien. „Sei ruhig, Gräfin," sagte Karl, „ich werde dich bald zu einer größern Königin machen, als sie alle sind."

Die Unterhandlungen zwischen Papst Urban und Karl zogen sich zwar längere Zeit noch hin. In Rom war der Adel in zwei Parteien gespalten; die eine wollte König Manfred zum Senator der Weltstadt, die andere Karl von Anjou. Die letztere siegte. Als Karl Senator Roms war, schien er dem Papst in der Doppelwürde eines Königs von Sicilien und eines römischen Senators eine zu bedenkliche Macht zu werden, und er verlangte, er solle die Senatorwürde in Kurzem niederlegen. So starb Papst Urban, ehe es zum Abschluß kam, im Oktober 1264. Im Februar 1265 wurde ein geborner Franzose zum Papst gewählt, ein Provençale, aus St. Gilles, und persönlich bekannt mit König Ludwig von Frankreich und Karl von Anjou. Er hatte dem Königshause viel zu danken. Das Glück begünstigte Karl, er kam aller Vorsichtsmaßregeln Manfreds ungeachtet glücklich nach Rom. Fünf Tage wurde Karls Flotte durch Sturm und Wellen auf der See umher geworfen. Aber derselbe Sturm trieb auch Manfreds Flotte, die an der Tibermündung kreuzte, in die hohe See, und inzwischen kam Karl an der Mündung der Tiber an, bestieg ein Boot und kam glück-

lich im Kloster St. Paul, außer den Mauern von Rom, an. Wenige Wochen darauf war der Vertrag zwischen Clemens IV. und ihm über die sicilische Krone im Reinen. Karl versprach Alles, entschlossen, später davon zu halten, so viel ihm beliebe. Am 14. Mai 1265 hielt Karl seinen Einzug in Rom. In Frankreich hatte sich ein Kreuzheer zum Zug ins heilige Land versammelt. Clemens sprach durch seinen Legaten Kardinal Simon alle mit dem Kreuze Bezeichneten von ihrem Gelübde nach Jerusalem los, und ließ überall predigen, das Kreuzzugsgelübde werde ebenso wirksam erfüllt, wenn man gegen den Ketzer Manfred, den gebannten Tyrannen Siciliens, diene; wer gegen diesen fechte, erhalte eben damit Vergebung der Sünden. Der wider Manfred in Frankreich gepredigte Kreuzzug hatte den glücklichsten Erfolg. Viele glaubten, in dem Feldzug nach Sicilien schneller und mehr sich bereichern zu können als in Asien. So drang, weil Palavicino und die Gibellinen gegen das Kreuzheer und gegen die Unterstützung der welfischen Städte zu schwach waren, dieses Franzosenheer durch die Lombardei und die Romagna und langte Ende Dezember 1265 in Rom an. Am 6. Januar 1266 ließ Papst Clemens durch die in Rom anwesenden Kardinäle eine Königskrone feierlich auf das Haupt Karls setzen. Manfred war mit 15,000 Reitern im Anzug, um, ehe das französische Heer ankäme, seinen Gegner zu erdrücken. Er war schon in Cella angekommen und wollte Rom auf drei Seiten stürmen, durch sein eigenes Heer, durch seine Flotte, deren Befehlshaber geheime Weisungen hatten, auf einen bestimmten Tag in die Tiber einzulaufen, und durch die Hülfschaaren aller um Rom her sich aufhaltenden Gibellinen, welche auf einmal auf verschiedenen Wegen sich in den Vorstädten von Rom einfinden sollten. So hoffte er, Rom zu nehmen und sich der Person Karls zu bemächtigen. Dieser Plan wurde an Karl verrathen. Noch größere Verrätherei kam hinzu. Unter den vornehmen Römern, die auf Manfreds Seite getreten waren, befand sich Richard Annibaldi, welcher für Manfred Ostia besetzt hielt, und der Prokonsul der Stadt Rom, Peter von Vico, der an der benachbarten Seeküste viele feste Schlösser besaß und seit lange Manfreds Freund war. Der Letztere hatte von Manfred einen Haufen deutscher Kriegsvölker zur Unterstützung erhalten und schöne Erfolge für ihn in der Mark erfochten. Zur Zeit des Plans auf Rom hatte er Civita Vecchia besetzt; des Papstes Plan ging darauf, durch Ausweichung in offenem Feld den Zusammenstoß zu vermeiden, Manfreds Macht

durch Hinhalten und durch Verleitung zum Verrath zu schwächen. Im entscheidenden Augenblick gingen gerade diejenigen, welche die Hauptpunkte von Rom für Manfred zu bewachen hatten, die Häfen von Ostia und Civita Vecchia, Annibaldi und Peter von Vico, zu Karl über. Diese Verleitungen zum Verrath zwangen Manfred, seinen Entwurf auf Rom aufzugeben, und sich auf seine Erbstaaten zurückzuziehen. Schon vor sechs Monaten hatte er das Geld für Anwerbung von zweitausend Rittern zu erhöhtem Sold nach Deutschland geschickt. Sehnlich schaute er nach ihnen aus, sie kamen nicht. Aus seinen Staaten hatte er erfahren, daß die Kreuzpredigt in Sicilien Fortgang nehme, und daß ein Theil der Großen von diesseits und jenseits der Meerenge hier mit dem Papst, dort mit Karl in Unterhandlungen standen. Noch glaubte Manfred an eine friedliche Ausgleichung. Noch vor wenigen Monaten hatte der Papst, dem Karls Auftreten und das Benehmen des französischen Heeres bedenklich wurde, an Unterhandlungen mit Manfred gedacht und Schritte dafür gethan. Manfreds stolz gehaltener Brief an den Papst aber reizte diesen. „Ich hoffe," antwortete der Papst „daß Gott die Kirche rächen wird, und die Axt ist bereits dem Baume an die Wurzel gelegt."

Geldlosigkeit, Hunger und Mangel an Bekleidung trieben zusammen das französische Heer aus Rom hinaus nach Campanien, um auf Kosten des Feindes sich zu erhalten. Die Kardinäle hefteten dem finstern Karl und seinen Befehlshabern eigenhändig das Kreuz an, allen wurde vollkommener Ablaß ertheilt. Der Feldzug wurde ganz als ein Glaubenskrieg behandelt, als ein Kampf der Kirche gegen Ketzer; zum Theil war er in den letzten zwanzig Jahren ein Kampf zwischen Papisten und zwischen solchen gewesen, die gegen den Papismus Protest einlegten, und als deren Haupt seitdem das Hohenstaufenhaus galt. Beim Einmarsch der Franzosen in Campanien schlug Manfred dem Kreuzheerführer Karl einen Vergleich vor. „Sagt," antwortete Karl dessen Gesandten, „sagt dem Sultan von Nocera, daß ich mit ihm weder einen Frieden noch einen Waffenstillstand einzugehen gesonnen bin, und daß in kurzer Zeit entweder ich ihn zur Hölle senden werde, oder er mich ins Paradies schicken wird."

Manfred hatte San Germano mit einer zahlreichen Besatzung versehen, stark genug, sich so lange zu halten, bis er seine Streitkräfte aus Sicilien, Calabrien und anderwärts her an sich gezogen hätte. Den

wichtigsten Paß, den Fluß Garigliano und die Brücke darüber, die Gränze zwischen seinen und des Papstes Staaten, hatte er seinem Schwager Reinald von Aquino, dem Grafen von Caserta, anvertraut, dem Gemahl der Violantha, seiner Schwester; von der treuen Hut dieser wichtigen Pässe hing Alles ab, seiner Schwester Mann war bisher sein und seines Hauses Treuester gewesen. Konnte Manfred diesen wichtigsten aller Pässe unter bessere Hut stellen? Beim Anzug Karls blieb der Graf von Caserta ganz unthätig. Graf Jordano Lancia, der unter ihm befehligte, wollte den Franzosen den Uebergang über den Garigliano wehren. Der Graf von Caserta untersagte ihm das mit den Worten, es sei besser, einen Theil der Feinde herüberkommen zu lassen, und dann erst anzugreifen. Es kommen Schaaren auf Schaaren herüber. Jordano will angreifen. Jetzt ist die Uebermacht zu groß, sagt des Königs Schwager mit vielen andern Einwendungen. Er zieht sich zurück und Jordano muß sich mit zurückziehen; das fruchtbare Land ist den Franzosen überlassen vom Schwager des Königs. San Germano ist bloß gestellt; jener Ueberläufer, Peter von Vico, der alle Gelegenheiten der Festung kennt, bahnt den Franzosen den Weg zum Thore. So sehr wie betäubt alle Treuen Manfreds von dem Preisgeben der Grenzpässe sind, so viel Blut kostet vor den festen Plätzen deren Einnahme die Franzosen und die italienischen Verräther. In San Germano verkaufen die paar Tausend Sarazenen und die tausend deutschen und italienischen Reiter ihre Haut theuer gegen die Uebermacht des ganzen französischen Heeres. Erst, als die Besatzung fast ganz todt oder kampfunfähig ist, räumen die Ueberbleibenden die Feste, und die Sieger plündern die Stadt und morden die Verwundeten. Aquino ergibt sich, das Stammschloß des Gemahls der Violantha; die überaus starke Bergfeste Arce, im wörtlichen Sinn die Felsenburg, ergibt sich. Alle Welt erstaunt über die Geschwindigkeit des Sich-Ergebens und Hinwegnehmens. Der Befehlshaber dieser Bergfeste erbittet sich und erhält ohne Schwertstreich freien Abzug. Jetzt unterwerfen sich alle geringeren Städte und Schlösser um San Germano herum ohne Bedenken und schwören dem Sieger Karl den Eid der Treue.

So ist König Manfreds Plan vernichtet; er hatte sich vertheidigend halten und die Feinde ermüden und nahrungslos machen wollen. Der Gemahl seiner Schwester Violantha ist es, von welchem der entsetzliche Verrath ausgegangen ist. Papst Clemens, der Gewissenlose, und

Karl der Böse, haben Wege gefunden, die Treue bis ins Herz des Herzens hinein zu vergiften. War es den bösen Ränken des vierten Innocenz gelungen, die zu Einer Seele Gewordenen, Kaiser Friedrich nnd Pietro von Vigne, auseinander zu reißen, so gelang es dem vierten Clemens, den Treuesten Manfreds und des schwäbischen Hauses zum Todfeind Manfreds und zum Werkzeug des Untergangs seines eigenen Hauses zu machen. Aus der papistischen Ränkeschmiede ging, wie sich aus den eigenen welfischen Berichten handgreiflich ergibt, ein Entsetzliches hervor. Der Bruder des Grafen von Caserta, Landulf, war früher zur päpstlichen Partei übergegangen. Während Reinald an der Grenze stand, erregten sie, um auch ihn herüberzuziehen, die Eifersucht desselben, als stehe Manfred in unerlaubtem vertrautem Verhältniß zu Violantha. Der eifersüchtige und darum leichtgläubige Graf beschloß, sich zu rächen. Es wurde ihm eingeredet, wegen einer solchen Beschimpfung dürfe ein Vasall seinem Lehenherrn ohne Bedenken den Eid brechen, weil dieser seine Rechte verliere, wenn er seinem Vasallen ein großes Unrecht thue. So verrieth Reinald durch Preisgabe des ihm anvertrauten Passes seinen Schwager und König.*)

Der Graf hatte noch nicht genug an diesem Verrath. Er zog sich auf Manfred zurück. Manfred hatte sein Lager bisher in Capua. Um nicht in der Stadt eingeschlossen zu werden, was Karl durch eine Seitenbewegung beabsichtigte, zog sich Manfred rasch, ehe er umgangen wurde, auf Benevent zurück. Capua und Neapel öffneten Karl ihre Thore. Als Manfred mit der Besatzung des päpstlichen Benevent seinem Gegner so zuvor gekommen war, traf Karl am 26. Februar 1266 Morgens auf der Anhöhe ein, von der man das ganze Thal von Benevent übersieht. Manfred hielt Kriegsrath. Er hatte bei sich 5000 Reiter und 10,000 Mann Fußvolk, meist Sarazenen. Es waren gerade 800 deutsche Ritter aus Mittel- und Oberitalien wie aus Sicilien herüber zu ihm gestoßen. Aber das Kreuzheer war an Zahl denn

---

*) Der papistische Malaspina und Des-Noulis, der Lobredner Karls, deren Geschichten von Lügen strotzen, sagen sogar, Manfred habe seiner Schwester Violantha Gewalt angethan, und diese selbst habe ihrem Gemahl davon Nachricht gegeben. Violantha ist eine so charakterstarke leuchtende Gestalt in der Tragödie ihres Hauses, daß sie sich von Niemand hätte Gewalt anthun lassen. Die Lüge liegt auf der Hand. Wohl aber ists nicht unmöglich, daß man päpstlicherseits, als käme es von seiner Frau, dem schwachen Grafen eine solche Lüge zugehen ließ.

doch unverhältnißmäßig überlegen. Einige seiner Befehlshaber waren nicht für die Schlacht. Sie kannten den Zustand des französischen Heeres, und waren jetzt, wie immer bisher, der Ansicht, ein solches Heer, bei dessen Mangel an Lebensmitteln und Geld, könne ohne Schwertstreich überwunden werden, wenn man nur gemach und überlegt handle und den eigenen Hülfstruppen, die noch unterwegs seien, Zeit zum Anmarsch lasse.

Aber Manfred selbst sehnte sich nach einer Schlacht, die entscheide. Die Feinde, sagte er, bestehen aus lauter durch den Marsch im durchschnittenen, unbekannten Land abgematteten Truppen, die man also angreifen müsse, ehe sie sich erholen; die Franzosen seien zwar hitzig aber nicht standhaft, und verlieren den Muth gleich wieder, sobald sie Widerstand finden. Da fielen ihm Einige zu aus Ueberzeugung, man solle gleich fechten; Andere aus Untreue. Manfred fragte seine Astrologen um die glückliche Stunde zu einer Schlacht. Jede Stunde dazu mußte eine Unglücksstunde sein, da er von Verrath umgeben war. Unter andern vom Papst und von Karl Verlockten war ihm auch hier noch sein Schwager, Graf Reinald von Caserta, zur Seite. Auch er, wie alle aus den Städten und Schlössern abgezogene oder flüchtige Mannschaft, hatte sich in Benevent eingestellt. Das arglose Herz des poetischen Manfred hatte noch jetzt keine Ahnung von der Treulosigkeit seines Schwagers, er nahm den Verlust der Päße nur als ein Mißgeschick desselben. So entschied sich die Mehrheit des Kriegsraths für die Schlacht; durch diese wollte der Graf von Caserta seines Schwagers Untergang. Unter den Treuen im Rath war auch Graf Rudolf von Habsburg, Kaiser Friedrich II. hatte ihn aus der Taufe gehoben; Rudolf hatte in Bologna Geld aufgenommen, um als Schwabe und als Deutscher für Manfred und die deutsche Sache in Italien zu fechten. Wer ahnete damals, daß dieser sieben Jahre darauf — die deutsche Krone tragen und das Kaisergeschlecht der Habsburger gründen würde? Galvano, Jordano und Bartholomäus Lancia und der edle Römer Theobald Annibaldi, der durch die Größe seiner Treue die Untreue seines Richard gut machte, ein ächter, altrömischer Charakter — erklärten, als sie Manfred trotz ihres Abmahnens zur Schlacht entschlossen sahen, sie haben ihm zur Behauptung der königlichen Würde geholfen, sie werden ihn auch jetzt nicht verlassen, sondern sie seien auch bereit, für ihn und mit ihm zu sterben: aber sie wollen die Ehre haben, den ersten Angriff zu thun.

Das Letztere sagten sie aus Ahnung, ja aus Ueberzeugung vom Verrath Dieses und Jenes aus ihrer Mitte; das Erstere als Antwort auf die Ansprache Manfreds, „er selbst wolle voran in die Feinde hinein rennen, und siegen oder als Held sterben."

Jordano Lancia erhielt das Vordertreffen unter seinen Befehl, deutsche Krieger, aber auch Soldaten von allerlei Nationalität; den zweiten Heerhaufen stellte Manfred unter seine Oheime Galvano und Bartholomäus; er bestand aus Deutschen, Sarazenen und Apuliern; den dritten Heertheil, lauter Kerntruppen, unter ihm gediente Krieger, führte Manfred selbst an; dabei waren der Graf Rudolf von Habsburg und der größere Theil der zwölfhundert deutschen Ritter, aus den schwäbischen und andern deutschen Landen.

Karl von Anjou folgte dem kühnen Rath des Gilles le Brun und des Buson von Bordeaux, die Schlacht anzunehmen, und noch heute anzugreifen. Karl versammelte die Kriegshauptleute des Kreuzheeres und die Adeligsten, theilte unter einige der Vornehmsten, die noch nicht zum Ritter geschlagen waren, den Rittergürtel aus und sprach in kurzer Soldatenanrede: „Ihr wißt, wie weit ihr von Frankreich entfernt seid. Wir müssen siegen oder sterben. Denn verlieren wir, so werden uns die Italiener, die uns in unserm Glück ehrten, alle todtschlagen. Der Tod wird uns immer erträglicher sein, als die Flucht. Unsere Feinde sind vom Bannfluch getroffene Leute, die der apostolische Stuhl dem Satan übergeben hat. Wir werden vom Statthalter Christi im Namen dessen geschickt, der für uns gelitten hat. Jeder Reiter schließe sich mit einem oder zwei Fußknechten an, und so dringet auf die Feinde ein."

Nach Karls Plan sollten die mit Keulen bewaffneten Fußknechte die vom Pferd gestürzten Feinde todtschlagen und die Ritter sollten nicht den Gegner, sondern das Roß des Gegners niederstechen.

In der ganzen ritterlichen Welt galt zwar das für unehrenhaft, aber das kümmerte Karl den Bösen nicht; er war die leibhafte Erscheinung des Unritterlichen Mann und Weib gegenüber, er war die vollendete Ehrlosigkeit, wenn das Ehrlose nur Vortheil brachte, und Religion und Moral waren in seinen Augen nur Popanze für Dummköpfe aller Art.

Gegen Mittag begann Karl den Aufmarsch in das Thal hinab. „Schwaben!" war das Feldgeschrei, das Manfred den Seinen gab.

Im Aufmarsch, ohne Manfreds Befehl zum Angriff zu erwarten, griff Graf Jordano den Feind an, und dieser erste Stoß war so gewaltig, und die deutschen Ritter hieben so schrecklich in die Franzosen ein, daß diese mit großem Verlust zurückgeworfen wurden. Karl in Person sprengte mit seinem zweiten Heerhaufen zu Hülfe. Jetzt wird Jordano in die Enge getrieben, sein Bruder Galvano mit dem zweiten Heerhaufen setzt sich in Bewegung, das Treffen wird allgemein. Der erste Stoß der deutschen Ritter unter Galvano und Bartholomäus ist abermals schrecklich; die leichter bewaffneten Franzosen und Italiener Karls vermögen die Schwerthiebe der deutschen Ritter nicht zu pariren. Da läßt Karl neue Schaaren anrücken; die hatte er mit spitzig geschliffenen Degen versehen, neben dem Ritterschwert, das bloß hieb und schnitt, aber nicht stach, und das ehrenhafte Ritter damals allein führten. Plötzlich schrie er mitten im Gefecht: „à l'estoc" (mit dem gespitzten Degen!) — und kaum hebt der manfredische Kriegsmann seinen Arm znm Hauen auf, so wird ihm schon der Stich des spitzigen Degens unter dem Arm tödtlich, eben so den Rossen der Reiter. Die mächtigen Eisenrüstungen der deutschen Ritter und ihre Schwerter halten aber auch jetzt noch den Kampf aufrecht, trotz der anrückenden, immer wieder neuen Schaaren des zahlreichen Kreuzheeres und dieser Fechtart.

Da zeigt sich, auf was der Papst und sein Kreuzzugsfeldherr Anjou hauptsächlich gerechnet haben, der Verrath, wie bisher im Einmarsch, so jetzt in der Schlacht, in voller Blüthe. Karl hatte alle die italienischen Barone bei sich, welche unter dieser und den vorigen Regierungen des Landes verwiesen worden waren, oder als Hochverräther sich geflüchtet hatten. Nach dem Verrath des Grafen Reinald von Caserta, waren diese insbesondere es gewesen, welche in ihren früheren Gütern angezettelt, sich eingeschlichen und die leichtfertigsten Uebergaben der Plätze vermittelt hatten. Diese waren vor der Schlacht im Einverständniß mit den Verräthern, welche noch bis zur Schlacht in nächster Nähe Manfreds waren, und während der Schlacht verstanden diese sich hüben und drüben mit einander.

Noch ist der letzte Heerhaufen, den Manfred selbst führt, kaum im Gefecht. Da ruft ihm einer zu: „Seht, o Herr, wie die Eurigen dort zu den Feinden übergehen!"

Der Verrath seines Schwagers, des Grafen Reinald, vollendet sich. Die Apulier vom zweiten, vom dritten Treffen gehen über. Man-

fred sprengte, staunend und erschreckt, diesen jenen sizilischen Baronen zuvor an, in die Schlacht einzugreifen, und die Art, wie sie sich benahmen, war ihm aufgefallen. Jetzt, als er bei dem Zuruf seines Getreuen, daß seine Barone zu den Feinden übergehen, den Kopf nach dieser Seite hin wendet, stürzt ihm sein mit einem silbernen Adler geschmückter Helm auf den Sattel! „Das ist ein Zeichen Gottes," ruft Manfred; „denn ich hatte den Helm mit meinen Händen so befestigt, daß er niemals von selbst herabfallen konnte." Er wendet sich zu einem greisen Mann an seiner Seite. „Gedenke," sagt er, „daß Du des Kaisers meines Vaters Mundschenk warst; rathe mir jetzt getreulich." Dieser alte Kriegsmann ist einer von denen, welche die vielen Sänger und Dichter und Musiker und die Reigen der schönen Damen an Manfreds Hofe nicht gerne sahen. „Herr," antwortete der Greis, „mein treulicher Rath kommt jetzt wohl zu spät. Wo sind nun Eure Sänger und Dichter, die Ihr mehr als Ritter und Knechte liebtet, daß sie versuchten, ob Karl auch nach ihren Pfeifen und Geigen tanze? aber was ich thun kann für Euch, das will ich thun."

Er nahm Manfreds Helm mit dem Abzeichen des Königthums, dem silbernen Adler, setzte ihn auf sein Haupt, und stürzte ins dichteste Schlachtgetümmel, um durch seinen Tod das Leben seines Königs zu retten.

Der Verrath der apulischen Barone und Vasallen stellt durch ihr Ueberlaufen die Reihen der Deutschen, der Sarazenen, der treuen Oberitaliener bloß. Die Franzosen brechen in die offenen Flanken ein; ein Theil der Getreuen wird so umgangen und gefangen, oder ficht bis auf den Tod; ein anderer Theil der Getreuen wird durch Verräther in die Flucht mit hineingerissen. Manfred erkennt die Unmöglichkeit, die Schlacht herzustellen; er beschließt, königlich zu sterben, und die, welche für ihn in den Tod gingen, nicht zu überleben. Der tapfere Graf Robert von Flandern, Karls Eidam, stürmt mit seinem Heertheil heran, den Rittern aus der Picardie und Rheims. In diese Feinde hinein rennen König Manfred und sein Freund Theobald Annibaldi der Römer, der ihm nie von der Seite gewichen war; sie theilen mit übermenschlicher Tapferkeit die feindlichen Schaaren auseinander und über ihnen schlagen die Wogen der Schlacht zusammen, der Schlacht, welche für die Gibellinen verloren ist. Viele retten sich schwimmend über den Sabaro, die leicht gekleideten Sarazenen; andere kommen darin um. Die deutschen Ritter

schlagen sich auf einzelnen Punkten bis in die Nacht. Die Berichte der Sieger, natürlich mit französischer Prahlerei und Uebertreibung, geben „etwa dreitausend Todte und viele Gefangene," darunter Jordano Lancia an, von den Franzosen aber sei nur „ein einziger Ritter umgekommen." Daraus erhellt, daß der größte Theil vom Heere Manfreds durch einen tapfern, glücklichen Rückzug sich rettete, und noch die Sache Manfreds nicht verloren war. Was aus Manfred geworden, wußten weder die Seinen noch Karl.

Erst zwei Tage nachher wurde ein Ritter aus der Picardie auf dem Streitroß des Königs und mit dessen Schärpe bemerkt. Auf die Frage, wie es demjenigen ergangen sei, der dieses Pferd geritten habe, versicherte er, derselbe sei todt; er habe den Unbekannten von seinem Pferde geworfen, und die Fußgänger haben ihn mit der Keule erschlagen. Man ließ sich an den Ort hinführen, wo dieses geschehen war. Voll Blut und Staub fand man des Königs Leichnam, seiner Rüstung beraubt und mit vielen Wunden bedeckt; Graf Jordano erkannte ihn sogleich. Er warf sich auf ihn und, in unermeßlichem Schmerz ihn küssend, rief er: „Wehe mir, mein Herr, mein gütiger Herr, du warst weise, wie Keiner, du des Heldenthums Zier, du aller Könige Glorie." Die Franzosen, welche diese unverrückte Treue, diese zarten Klagen der Freundschaft sahen und hörten, ehrten laut dieselben und baten Karl für den gefallenen König, der als ein Held gefochten und gestorben, um ein Begräbniß, wie es dem König und dem Helden gebühre. Aber finster blickten Karl und der päpstliche Legat. Beide schlugen es ab, Karl die kriegerischen Ehren, der Legat die Ruhe in geweihter Erde, da es ein Ketzer und Gebannter sei. In einen Graben an der Hauptstraße, nahe an der Brücke bei Benevent, ließ Karl den Leichnam Manfreds werfen, des Sohns des großen Kaisers Friedrich. Aber wie er lebend Alle, die ihn sahen, gewann, so eroberte der durch seinen Geist, seine Schönheit, seinen Heldenmuth berühmte König noch im Tode die Herzen der feindlichen Krieger: sie trugen jeder einen Stein herbei, und häuften ihm so ein Denkmal, dem das Volk den Namen Rosenfels gab. Aber auch hier sollte der Todte nicht ungestört ruhen. Der Erzbischof von Cosenza und der Papst fanden auch diese Stelle noch zu gut. Er wurde ausgegraben auf ihren Befehl und seine Gebeine wurden auf die Gränze des Reichs gebracht und in einem düstern abgelegenen Felsenthal am Ufer des Flusses Verde, der später Marino hieß,

verscharrt, angeblich, „weil er keine Ruhestätte in seinem ehemaligen Königreich werth sei;" in Wahrheit, weil sogar sein unscheinbares Grab, der Steinhaufe an der Brücke von Benevent, im Volke das Andenken an ihn und seine gute Regierung wach zu rufen und darum gefährlich schien.

Das war der Ausgang des Königs Manfred, in der schönsten Mannesblüthe; er war erst drei und dreißig Jahre alt. Falsche Freunde und Verräther, der Wankelmuth der sicilischen Großen und sein argloses Herz stürzten ihn, nicht sowohl die Waffenmacht des Kreuzheeres, nicht Karl und der Papst. Die Zeitgenossen heben besonders Zwei hervor, welche viel zu Karls Siege beigetragen haben, die aus jenem Hochverrathsprozeß unter Friedrich II. Geretteten, Pandolf von Fasanella und Roger von San Severino, der allein als Kind aus dem vom Kaiser seinem Hause bereiteten Untergang geflüchtet worden war. Der rächte jetzt sein Haus. Manfreds Tod änderte die Verhältnisse von ganz Italien.

Elftes Hauptstück.

Manfreds Tod in der Schlacht sprach für seine furchtlose, hochherzige Gesinnung; aber er war übereilt; bei dem sonst so staatsklugen Fürsten nur erklärbar aus der augenblicklichen Stimmung des ahnungslos, plötzlich von so vielfacher Verrätherei Ueberraschten, die er vor sich und um sich sah in schrecklicher Wirkung während der Schlacht. Wenn er leben blieb, statt den Heldentod zu suchen, so war der Kampf bei Benevent nichts weiter, als eine einzige verlorene Schlacht; sein Tod erst gab dem Siege Karls Folgen, welche die Eroberung des Königreichs auf diese Eine Schlacht hin nach sich zogen. Sein verrathenes und darum geschlagenes Heer sammelte sich wieder auf dem Rückzug, welchen Galvano Lancia leitete. Die Sarazenen erreichten ihr unüberwindliches Luceria und die dasselbe ringsnm deckenden festen Bergschlösser und Plätze, den Kreis ihrer Ansiedlung. Die Brüder Lancia, Galvano und Friedrich, führten das übrige Heer in die Abruzzen; drüben in Sicilien hielt Manfreds Halbbruder Friedrich, der Fürst von Antiochien, die hohenstaufische Sache; in Oberitalien waren Palavicino und

Boso Doaria, die beiden Gibellinenfeldherren und Manfreds Freunde, wieder siegreich und mächtig. Ezelin zwar, der frühere Haupthalt der Gibellinen daselbst, war längst gestorben.

Ohne Rast, sich und seinem Hause einen Fürstenthron in Oberitalien zu befestigen, in ununterbrochenem Kampfe mit dem Haß der Bevölkerung gegen ihn als Tyrannen, war er so verhärtet und so entsetzlich geworden, daß er, aus Argwohn und für seinen Zweck, seinen leiblichen Bruder und seinen leiblichen Neffen umbrachte, seinen eigenen Schwiegervater und dessen Söhne, unerweicht von den Thränen seiner Gattin, in seinen Kerkern umkommen ließ, und fortfuhr, Tausende jeden Geschlechts hinzurichten, meist auf bloßen Verdacht. Leider waren es deutsche Miethtruppen neben den Sarazenen, deren Schwerter ihm seinen Thron aufrecht hielten. Der Aberglaube half ihm aber noch mehr als deren Schwerter. Daß der so oft vom Papst Gebannte und dem Teufel Uebergebene siegreich und fest blieb, brachte ihn bei dem italienischen Volk in den Glauben, daß er unantastbar sei und die Macht des Teufels zur Verfügung habe. In den Jahren 1256, 1258 schickte der Papst ein Kreuzheer gegen Ezelin; beide Male, wie es hieß, der Schreckliche in Person sei im Anzug, stob das Kreuzheer in panischer Furcht auseinander. Palavicino, Manfreds Statthalter, und Boso Doaria, vereinigten sich zuletzt mit den in fortwährender Todesangst durch Ezelin gehaltenen Städten zum Untergang des Tyrannen, durch welchen die gibellinische Sache verunehrt und gefährdet wurde, und welcher überwiesen war, sie beide, einen durch den andern zunächst aus dem Wege räumen zu wollen.

So von Gibellinen und Welfen, von der Rache des Volks und der Edeln ohne Unterschied der Farbe, umschlossen, eigentlich von der ihm feind gewordenen ganzen Lombardei umgarnt, fiel er am 16. September 1259, zur Schlacht gezwungen, in die Hände Palavicino's und der Städte: König Manfred hatte, im Interesse der Sache des hohenstaufischen Hauses, seinen Statthalter beauftragt, dem Ezelin, seinem Schwager, das grause Handwerk zu legen. Nach verzweifelter Gegenwehr gefangen, von Palavicino der Zerfleischung durch das Volk entzogen, und als des Königs Schwager behandelt, riß Ezelin, abergläubisch durch einen Traum und durch eine frühere Weissagung seines Astrologen geängstigt, den Verband seiner Wunde auf, um nicht so sterben zu müssen, wie Astrolog und Traum ihm vorspiegelten, oder

eigentlich, wie er im Hohlspiegel seines Gewissens seine Todesart sah und sich als wohlverdient voraussagte, da er über fünfzigtausend Personen theils im Kerker, theils durch Hinrichtung hatte sterben lassen. Er starb, und wurde ritterlich durch Palavicino begraben. Sein Bruder Alberich aber fiel im Jahre 1260, nach langer Belagerung in seiner Felsenburg San Zeno, in die Hände der durch das Haus beleidigten Lombarden. Seine sechs Söhne, der jüngste ein Wiegenkind, wurden enthauptet, sein Weib und seine Töchter auf dem Scheiterhaufen verbrannt vor seinen Augen, dann er selbst durchs Lager geschleift und abgeschlachtet.

So verwildert waren hier in Oberitalien die Leidenschaften. Aber Palavicino hielt die Fahne des hohenstaufischen Hauses hier aufrecht bis zum Tode Konradins. Die Brüder Lancia, Graf Galvano und Graf Friedrich mit seinem Sohne, hielten sich noch längere Zeit in der Landschaft Abruzzo, und unterwarfen sich dann auf Vertrag, gegen Zusicherung ihres früheren Besitzes. Karl hatte nämlich die Güter aller getreuen Diener Manfreds eingezogen, obgleich ihr ganzes Verbrechen doch nur in der Treue gegen ihren rechtmäßigen Herrn bestand. Als Karl ihnen den Vertrag nicht hielt, griffen die Lancia wieder zu den Waffen in Calabrien, und setzten sich in dessen festen Plätzen. Nachdem sie dort einen längeren Krieg wider die Truppen Karls geführt hatten, und von Friedrich, dem Fürsten von Antiochien, in Sicilien, nach kurzem Kampfe gegen Karls Marschälle, Karl als König anerkannt und dafür mit den ihm von Manfred gegebenen Gütern als Karls Vasall von diesem belehnt worden war: vermochten die Brüder für sich allein den Kampf in Calabrien nicht fortzusetzen. Auf Vertrag, der ihnen freien Abzug mit allem Gepäck und Geld zusicherte, und gegen das Versprechen, das Königreich zu verlassen und ohne Erlaubniß nicht wieder zu kommen, übergaben sie ihre Festen und zogen sich in die römische Campagna zurück. Karl brach sogleich sein Wort, und verfolgte sie auch dahin. Damit hielten auch sie sich ihres Worts entbunden, und beunruhigten Karl in seiner Eroberung fortwährend.

Als Alles im Königreich sich mit Karl vertragen hatte, leuchtete durch die Ausdauer in der Treue die Sarazenenstadt Luceria mit ihren umliegenden Schlössern. Manfreds Gemahlin mit ihren Kindern hat sich der Einwohnerschaft Lucerias vertraut. Die Sarazenen schlagen die Stürme ab; sie schaden dem Feinde so, daß er die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln sich genöthigt sieht. Erst als die Feste ganz

ausgehungert ist, zu Ende des Jahres 1266, übergeben sie die Sarazenen an Karl auf die Bedingung, daß ihrer Königin und deren Kindern kein Leid geschehe und diese Freiheit haben, hinzugehen, wohin sie wollen, sowie daß ihre Ansiedlungen und ihre Gewissensfreiheit ihnen unangetastet bleiben. Dagegen legte ihnen Karl auf, sich im Christenthum unterrichten zu lassen, die Mauern Lucerias zu schleifen, die Gräben auszufüllen und die festen Schlösser und die Vorwerke in ihrer Umgebung abzutragen. Aber vertragsbrüchig und verrätherisch ließ Karl die Königin Helene und ihre vier Kinder überfallen und nach dem Ey-Kastell in Neapel bringen. Ob Karl die drei Söhne Helena's, kleine, schuldlose Knaben, blenden ließ, wie die Gibellinen sagen, oder wie die Welfen es entschuldigen, sie nur in Folge ihrer Einsperrung erblindeten, „weil man auf sie nicht genugsam Acht gab" — jedenfalls spricht das eine wie das andere laut: meineidig marterte sie Karl in einem scheußlichen Kerker, und zwar „gefesselt," die Königin und ihre Tochter Beatrix, wie den Erstgebornen Manfreds, Friedrich. Die zwei kleinsten Knaben starben bald, auch die Mutter nach wenigen Jahren; aber blind und in Fesseln wuchs der Erbprinz heran, er starb als Jüngling im Kerker; Beatrix allein erlebte den Tag der Befreiung durch ihre Halbschwester Constantia.

Auch zu Luceria, durch den Verrath an der Familie des todten Königs, bemächtigte Karl sich noch eines Theils der Schätze Manfreds, wie er früher in Benevent einen Theil der Schatzkammer Manfreds, einen anderen im Capuacastell zu Neapel, durch den Verrath von Manfreds Kämmerer, der sich dadurch die Gnade Karls verschaffte, in seine Hände bekommen und mit dem Gelde den Krieg um so leichter fortgeführt hatte: es waren allein an gemünztem Gold und Silber Haufen in Neapel gefunden worden.

Reich beschenkt wurden von ihm seine Franzosen, mit Steuern erdrückt die Einwohner des eroberten Reiches. Hatten die Franzosen, die geweihten Kreuzfahrer, nach der Schlacht von Benevent sogar den Frauen und Töchter dieser päpstlichen Stadt Gewalt angethan, Männer und Kinder gemordet und überall geplündert: so fuhren sie jetzt fort, die Italiener geldlich auszusaugen, und zugleich vergifteten sie mit ihrer Galanterie, welche sittlich und leiblich unreiner Art war, die Sitten, die leibliche Gesundheit und Zeugungskraft Italiens: durch sie kam die Lustseuche dahin, die Unterdrückung aller Freiheit, der Vornehmen, wie

der Geringen, und ein markverzehrendes Finanzsystem. Dieses dreifache Böse hatte in kurzer Zeit eine solche Abnahme der Bevölkerung in Italien zur Folge, welche unglaublich wäre, wenn sie nicht urkundlich vorläge.

Das Erste, was der Papst und Karl den Bewohnern des sicilischen Erbreichs versprochen hatten, war „Befreiung vom Tyrannenjoch des gottlosen Hohenstaufenhauses" und „Steuererleichterung." Das Erste, was Karl als König that, war, daß er die Abgaben, nach Einsicht der hohenstaufischen Steuerregister, nicht bloß beibehielt, sondern die schon bestehenden Steuern erhöhte und neue hinzufügte. Französische Justiz durch Franzosen, französische Finanzkunst durch Franzosen, französische Zucht und Ordnung durch eine Soldateska aus Franzosen — das war der Gewinn des sicilischen Erbreichs nicht nur, sondern bald ganz Italiens. Denn die Freiheit verschwand auch in Oberitalien, und kleine Alleinherrscher thaten sich überall da auf, wo früher städtische Freiheit war; kleine fürstliche Vasallenthrone, gestützt auf Soldatenherrschaft, und auf die Gunst Karls von Anjou, des Königs von Neapel und Sicilien.

Welfische Geschichtschreiber geben den Ausdruck der Zeitstimmung in merkwürdigen Worten; selbst jener Malaspina, jener Feind und vielfache Verläumder des hohenstaufischen Hauses in seinen Aufzeichnungen aus früheren Jahren. „Unglücklicher Manfred, führt dieser das Volk redend ein, wir haben dich, so lange du lebtest, wenig gekannt, und wir beweinen dich erst nach deinem Tode. Seitdem wir durch unsern Leichtsinn unter die jetzige Regierung gefallen sind, nach welcher wir uns so sehr gesehnt haben, so merken wir, daß du ein Lamm warest, und daß deine Regierung im Vergleich mit der jetzigen gelinde war. Uns fiel es ehmals schwer, einen Theil unseres Vermögens in deine Hände fallen zu sehen; jetzt aber sind alle unsere Güter, und was noch ärger ist, unsere Personen selbst, ein Raub einer fremden Nation."

So bildete sich durch ganz Italien eine Partei der Mißvergnügten, eben so in den tyrannisirten Städten Oberitaliens als in Neapel und Sicilien. Sie, welche durch ihren Ehrgeiz Karl nach Neapel getrieben, und über ein glücklich regiertes Volk unendliche Leiden gebracht hatte, seine Gemahlin starb, ehe sie den Königsglanz ihres Mannes erlebte; und das stolze Mailand war zwei Jahre nach Manfreds Tod schon so tief herunter gebracht, daß seine Vornehmen, als gehorsame Unterthanen des Tyrannen von Anjou und des ihnen von ihm gesetzten Fürsten, der

neuen Braut Karls den Baldachin trugen, und das Volk sich gerne mit Ruthenstreichen auf die Seite treiben ließ, da es ja die Ruthenstreiche dessen waren, welcher ihm auf dem Markte den größten gebratenen, mit Schweinen und Hammeln gefüllten Ochsen preisgab.

Da kamen — aus verschiedenen Beweggründen — Anfragen, Bitten, Mahnungen schriftlich, zuletzt in Person, als Bevollmächtigte, zu dem Sohne Konrads IV., zu dem Neffen Manfreds, zu **Konradin** nach Deutschland. Im äußersten Grad seiner Noth gedachte die Nation Italiens, in der Sehnsucht von Millionen Herzen, des selbst nach früheren, gegen König Manfred erlassenen Veröffentlichungen des römischen Stuhles „einzig rechtmäßigen Erben der sicilischen Krone.“ „Italien, so sagt der Welfe Malaspina, sehnte sich zurück nach dem hohenstaufischen Hause, und unter der eisernen Regierung der Gegenwart erschien ihm die vergangene wie eine goldene Zeit,“ unter „Seufzern, welche Viele nicht einmal auszusprechen wagten.“

Ihre Augen schauten in je heimlicherer, um so heißerer Sehnsucht nach dem letzten ebenbürtigen männlichen Zweig des hohenstaufischen Stammes. Dieser lebte im fernen Schwabenlande.

Konradin steht wie ein einsamer, zum erstenmal blühender junger Baum unter den ungeheuren Ruinen seines Hauses. Am 25. März 1252, ferne vom Vater geboren, nach zwei Jahren verwaist, hatte er seine Kindheit bei seiner Mutter zu Donauwörth verlebt, im Lande seines älteren mütterlichen Oheims Ludwig von Bayern, da ihm auch sein Großvater schon im Jahre 1253 gestorben war. Sein Oheim Ludwig hatte sich mit einer Enkelin König Philipps von Hohenstaufen und der griechischen Irene, mit Maria, vermählt; sie glich dieser ihrer Großmutter an Schönheit des Leibes und an Tugend. Sie liebte zärtlich ihren Gemahl. Er lag am Rhein zu Feld. Die Zeile eines Briefes, die von seiner Eifersucht mißverstanden wird, verwirrt ihm die Sinne, er wähnt seine Gemahlin in einem geheimen Liebesverständniß. Er reitet Tag und Nacht vom Rhein bis Donauwörth, steht plötzlich im Gemach Mariens, sie springt vor Freuden ihm entgegen, er aber schleudert sie weg und spricht mit dem Ton eines Wahnsinnigen: „Du mußt sterben, Treulose!“ Nicht das Betheuern ihrer Unschuld, nicht das Flehen der Königin Elisabeth und ihres Konradins Weinen können ihn bewegen, die Beweise der Unschuld der so hart Angeklagten zu hören: er zwingt Maria niederzuknien, zieht sein Schwert, und ihr schönes

Haupt rollt blutig auf den Boden. Nach ihr durchstößt er ihre Gesellschaftsdame, ein Fräulein Helika von Brennberg, und die Oberhofmeisterin stürzt er vom Thurme des Schlosses hinunter. Noch in derselben Nacht findet er überzeugende Beweise von der Unschuld seiner Gemahlin. Unter der Ueberlast der Gewissensangst verfärben sich seine braunen Locken; am Morgen finden entsetzt seine Diener ihren siebenundzwanzigjährigen Herrn ergraut.

Kaum vier Jahre alt war Konradin, als er dieses Schrecniß und diesen Jammer mit ansah. In solcher trüben Umgebung verfloß seine Kindheit, während in Schwaben, seinem Erbherzogthum, drei Afterkönige nacheinander, sowie die durch Eid und Wohlthaten seinem Hause verbundenen Vasallen seine Erbgüter zerrissen und sich unter einander darob befehdeten. Der Afterkönig Wilhelm, der nach König Konrads Tode von dem deutschen Städtebund und von den Fürsten allgemein als König anerkannt worden war, hatte schon zuvor, noch bei Lebzeiten des rechtmäßigen Königs Konrad, das Herzogthum Schwaben zum Reich einzuziehen sich erdreistet, „weil dieser versäumt habe, die Belehnung mit dem Herzogthum in Jahr und Tag bei ihm, König Wilhelm, nachzusuchen,“ und hatte gleich von den Lehen des Herzogthums zu verschenken angefangen. Trotz seiner Freigebigkeit mit massenhaften Vergabungen und Verzichten auf Reichs- und Kronrechte, sank er schnell zur Null im Reiche herab, ging nach Holland zurück, und endete in einer Fehde in Westfriesland beim Vorhaben, diesem freien Stamm das Joch der Knechtschaft aufzulegen. Er brach auf dem Eis ein, von den friesischen Bauern, deren Freiheit er brechen wollte, in einen Hinterhalt gelockt. Unköniglich, wie er gelebt, endete er, sein Ehrgeiz fand in seinem siebenundzwanzigsten Jahr sein Ziel unter den Keulenschlägen friesischer Bauern, die ihn nicht kannten, am 28. Januar 1256. Die deutsche Königskrone wurde nun von den geistlichen und weltlichen Großen doppelt verkauft. Die eine Partei wählte Richard von Cornwall, den Engländer, den nahen Verwandten der Hohenstaufen; die andere Partei Alfons von Castilien, den Sohn der vierten Tochter König Philipps des Hohenstaufen. Richard kam nur dreimal nach Deutschland, Alfons niemals. Auf dem Hoftage zu Worms machte Richard schon Schenkungen aus Konradins Erbtrümmern, ging herauf ins Elsaß, den Sitz der letzten Hohenstaufen, wo ihre meisten Erbgüter noch lagen, und zog diese, wie alle herzoglichen Städte im Elsaß, wie das ganze Herzogthum Schwaben,

abermals zum Reiche und zu seinem Eigenthum, „weil mit diesem schönen Land Konradin nicht mehr von König Wilhelm belehnt worden sei." Die Vormünder Konradins nämlich hatten nach König Wilhelms Tod die herzoglichen Rechte über Schwaben für diesen zu erhalten gesucht. Sie hofften sogar, ihn auf den Thron seiner Väter in Deutschland zu bringen. Aber wie schon Papst Alexander IV. dem Erzbischof von Mainz eigenhändig verboten hatte, da Konradin noch ein Kind war, bei der Königswahl auf dieses Kind Rücksicht zu nehmen, weil er ein Kind, und überdies vom Geschlecht des gottlosen Friedrich II. sei: so sprachen später die Päpste Urban IV. und Clemens IV., so oft Konradins Erwählung zum deutschen Könige in Anregung gebracht wurde, aus gleichem Tone. Urban IV. bedrohte den Erzieher Konradins, den Bischof Eberhard von Konstanz, aus dem Hause der Truchsesse von Waldburg, mit dem Bann und mit Amtsentsetzung, wenn er für die Erhebung Konradins wirken würde, „dieses Abkömmlings der Feinde der Kirche und des heiligen Glaubens; ein böser Baum bringe böse Früchte." Papst Clemens IV. verstärkte die Drohungen gegen Alle, die sich an Konradin anschließen würden; „der kleine Funke Konradin, welcher zarten Alters, aber reif an Bosheit sei, könnte leicht den alten Brand wieder erwecken, und seinen Großvater sich zum Vorbild nehmen."

Konradins Oheim, Ludwig von Bayern, als Hauptvormund, suchte und wußte namentlich den mächtigsten Feind des hohenstaufischen Hauses, den Grafen Ulrich von Württemberg, für Konradin zu gewinnen: er ertheilte ihm 1259 das Marschallamt in Schwaben, die Vogtei über die Stadt Ulm mit dem Halsgericht im Ulmer Bezirk und das Landgericht in der Pürß. Der Bayer that das im Namen Konradins, des Herzogs von Schwaben, und von da an trat dieser streitbare Württemberger für die herzoglichen Rechte des Enkels seines Kaisers mit seinem ganzen Ansehen ein. Ludwig und die andern Vormünder gaben auch in Herzog Konradins Namen mehreren Städten neue Vortheile und Freiheiten, und Schutz gegen geistliche Anmaßungen, so namentlich der Stadt Augsburg. Ja, eine Stadt, wie Nürnberg nebst der Reichsfeste, stellte sich unter die Botmäßigkeit Konradins, eben so die Stadt Nördlingen, die sein Vater im Jahre 1251 zur Reichsstadt erhoben hatte. Als der Parteikönig Richard in England gefangen saß und Alfons von Castilien, der Schattenkönig, in Spanien blieb: da betrachteten viele Städte und Fürsten den deutschen Thron als erledigt, und,

wie seine Vormünder, die Erwählung Konradins zum deutschen König als unschwer und nahe. Städte und Herren ließen sich in dieser Aussicht sogar von Herzog Ludwig, als „Reichsverweser für Konradin,“ nicht bloß als Vormünder des Schwabenherzogs Konradin, Freibriefe ausstellen gegen Geldzahlungen.

Kam aber auch Konradin auf solchen nicht ganz ebenen Wegen von Zeit zu Zeit zu Geldern, und durch die Zeitumstände endlich seinem Rechte gemäß sogar zu den Ueberresten seines väterlichen Herzogthums, so war doch alles das nicht hinreichend, seine Finanzlage zu bessern. Mit dem Titel König von Sicilien, König zu Jerusalem und Herzog von Schwaben, wuchs Konradin länderlos, in Noth und Armuth auf. Seine Mutter, König Konrads Wittwe, hatte sich schon am 6. Oktober 1259 zu München wieder vermählt mit Meinhard V., dem Grafen von Görz und Tyrol und Pfalzgrafen in Kärnthen. Das war keine Mißheirath; denn er gehörte zu den mächtigen Fürsten des Reichs. Er vereinigte mit seinen Gaugrafschaften über Lurn und das Pusterthal und mit seiner Pfalzgrafschaft in Kärnthen die Grafschaften Vintschgau und Engadin, Görz und Tyrol mit Meran und die großen Lehen zu Eppan und Ulten vom Hochstifte Trient mit der Schirmvogtei über Trient und Aquileja. So eben erst, in den Jahren 1254 und 1258, hatte er mit seinen reichen Erbgütern die Güter und die Herrschaften der erloschenen alten Grafen von Tyrol, derer von Eppan und derer von Ulten durch Erbschaft vereinigt. Schon allein das Etschthal war ein so reiches Erbe, als das mancher Reichsfürsten in Mitteldeutschland; vollends aber dazu die Güter und Herrschaften des Hauses Andechs im Innthal und Norithal, mit Dalmatien, Kroatien und Meran. So war der neue Gemahl von Konradins Mutter Elisabeth nicht nur einer der an Schätzen und Einkünften reichsten, sondern auch an Landgebiet bei weitem mächtigsten Fürsten, der von den Bergen des heutigen Oberbayerns bis ans adriatische Meer und an den Fuß der Alpen, Italien zu, als Herr anerkannt oder berechtigt war.

Sah der siebenjährige Knabe Konradin dennoch diese Heirath seiner Mutter ungern, und zog der elfjährige dem Aufenthalt bei der Mutter und seinem Stiefvater das Dasein bei seinem Vormund und Erzieher, dem Bischof von Konstanz, und das Umherreisen in den oberschwäbischen Städten vor: so stimmt das mit der Ueberlieferung, daß schon in der Seele des Knaben Konradin hochfliegende Gedanken und stolze Ge-

fühle vorgeherrscht haben, und daß er es nicht ertragen habe, seine Mutter, in welcher er die Kaiserin sah, als Gemahlin eines Grafen zu sehen. Gerade diejenigen, welche für sich selbst von seiner Erhebung auf den Kaiserthron viel hofften, nährten in ihm die Gedanken und Erinnerungen an sein Kaiserhaus, an seine eigene Zukunft als König von Sicilien und als Kaiser der Deutschen.

So zog er elfjährig, da ihn diese Vormünder unter sich haben wollten, mit kleinem Gefolg in sein väterliches Erbherzogthum ein. Dieses sein Gefolge waren wenige Vasallen, die herzoglichen Beamten und einige Räthe seines Vaters. Sie ließen ihn als Herzog, ja als zukünftigen König, Fürstentage und Hoftage da und dort im Herzogthum Schwaben halten, zu Ulm, zu Rottweil, zu Ravensburg. Sie wollten ihn dem Volke vor Augen führen, diesen Sproß des großen Kaiserhauses, das hundertunddreißig Jahre die deutsche Krone getragen hatte. Und sie durften ihn sehen lassen: er glich dem Großvater an wundersamer Schönheit des Leibes, an Frühreife und Helle des Geistes, an herzgewinnender Freundlichkeit und Anmuth der Sitte. Noch ehe er in das Jünglingsalter trat, sprach er mehrere Sprachen und war wohlunterrichtet in der Wissenschaft der Zeit und gewandt in ritterlichen Künsten. Schon in der Hand des Knaben erklang das Saitenspiel, und süße Minnelieder dichtete er noch so jung, daß er sich selbst noch ein Kind nennt, und auch die Liebe schlich sich so frühe in sein Herz ein, daß er klagt, „die Liebe lasse es ihn sehr entgelten, daß er der Jahre noch sei ein Kind.“ Gleich zu Anfang der Manesseschen Sammlung sind kindlich schöne Lieder von ihm uns aufbehalten, aber durch deren Jugend-, Frühlings- und Liebeslust zieht sich leise ein elegischer Hauch. Wofern er nicht über seine Kräfte Großes gewagt hätte, so wäre es ein Glück für ihn gewesen, daß die Poesie ihren rosenfarbenen Schleier über seine junge Seele wob, und die Natur ihm täglich ihre schönsten Reize entgegenhielt, die blaue Fluth des Bodensees, ringsum die Obstwälder und die Rebenhügel, und in naher Ferne die Pracht der Alpenwelt. Denn die Gegenwart seiner häuslichen Verhältnisse war auch jetzt noch so wenig glänzend, als die Vergangenheit derselben; es bedurfte die arme Wirklichkeit einer dichterischen Verklärung, da sie so grell abstach gegen die Erinnerungen seines Geschlechts und gegen die drei Kronen, für die er schon in der Wiege geboren schien. Denn er war öfters so arm, daß er sich mit seinem kleinen Gefolge kaum hätte er-

halten können, hätten ihn nicht die Städte Oberschwabens in dankbarem Gedenken an seine Väter bei sich aufgenommen und unterstützt. Diese wackern Männer und Frauen von Oberschwaben hatten nicht bloß eine offene Hand für ihn, sondern auch ein mitfühlendes Herz für sein Schicksal, und er konnte es hören, wie das Volk daselbst Lieder sang vom Unglück seines Hauses.

Aber für die Rückeroberung der ihm geraubten Königskrone Siciliens, zumal da der Räuber ein so guter Soldat und im Besitz aller Kriegsmittel war, erscheint denn doch das poetische Traumleben Konradins am Bodensee und seine ganze, mehr auf das Romantische als auf das Praktische gerichtete Erziehung vornherein weniger geeignet. Bei großer Phantasie überwog in seinem Großvater Kaiser Friedrich II. der Verstand schon in dessen früher Jugend, und jene den Augenblick ergreifende blitzschnelle Entschlossenheit und Thatkraft. Bei Konradin überwog die Einbildungskraft und das Träumerische, und weit hinter Beides zurück tritt bei ihm die Anlage zum Staatsmann und die bei großen Unternehmungen durch nichts zu ersetzende Gabe des raschen richtigen Handelns. Konradin war von Haus aus schon aus viel weicherem Stoff, als sein Großvater, und hatte auch die Kindheit Beider gleiche Schrecken und Noth durchzumachen, so hat doch das Schicksal auf seinem Ambos den Knaben Friedrich hart geschmiedet, nicht aber Konradin. Es brauchte nicht den Staatsmannsblick des vierten Clemens, nicht die Gabe der Weissagung, um vorauszusehen, daß Konradin nicht der Mann des Schicksals war, die aufgeregte Welt zu beruhigen und zu ordnen; was man von ihm weiß, spricht dafür, daß er wohl zu einem lieblichen Lyriker das Zeug in sich hatte, nicht aber zum großen Mann. In gleichen Jugendjahren war Friedrichs II. Leben schon lauter That; darum ist dessen Leben eine gewaltige Tragödie, das Konradins ein kurzes, rasch verlaufendes Trauerspiel.

Es hat nur noch wenige Auftritte.

Hatte sich sein Großvater Friedrich vermählt, als er kaum das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte: so vermählte sich Konradin im Jahre 1266 mit seiner geliebten Braut, mit Brigitta, einer Tochter des Markgrafen Dietrich von Meissen. Die Hochzeitfeier wurde zu Bamberg gehalten. Sein Oheim, der römische König Heinrich, war zwar noch früher, schon mit dreizehn Jahren, der Gemahl der Margaretha von Oesterreich, die Ehe aber auch ohne Glück für Beide und für das Reich

gewesen; und Brigitta war noch zarter als Konradin, und ganz unähnlich der Constantia Kaiser Friedrichs, die, älter an Jahren, dem italienisch-frühentwickelten Friedrich viel Erfahrung ersetzte.

Hatte sich sein Großvater als sechzehnjähriger Jüngling aufgemacht und sein Herzogthum Schwaben und die deutsche Krone dem Kaiser Otto IV. entwunden: so machte sich Konradin, erst sechzehnthalb Jahre alt, auf, Oberitalien und Sicilien dem Kronräuber Karl von Anjou zu entreißen. Aber der Großvater hatte den Papst für sich und viel Gold brachte er mit sich. Der Enkel hatte den Papst gegen sich, und kein Gold, als was ihm die Oheime seines Oheims Manfred aus Italien mitbrachten und in Aussicht stellten.

Hunderttausend Goldgulden brachten nämlich Galvano und Friedrich Lancia als Geschenk der italienischen Gibellinen für den Enkel ihres großen Kaisers, und luden ihn ein nach Italien, sein väterliches Reich einzunehmen; es kamen auch noch andere Abgeordnete von den Gibellinen in Toskana und in der Lombardei. Sie boten ihm die Unterstützung aller Gibellinen an. Selbst der gegenwärtige Senator Roms, Heinrich von Castilien, ein Bruder des König Alfons X., trat in geheime Unterhandlung mit Konradin. Dieser kriegerische Abenteurer hatte dem Fürsten von Tunis in seinen Kriegen gedient und viel Geld zusammen gebracht. Er hatte sich nach Italien gewandt mit achthundert spanischen Rittern, Abenteurern, wie er, unter seinem Befehl. König Karl hatte von ihm 40,000 Dublonen entlehnt, und da dieser die römische Senatorwürde als König von Sicilien vertragsmäßig niederlegen mußte, erlangte Heinrich vom römischen Volk die Wahl zum Senator und vom Papste gegen die Zusage großer Geldgeschenke seine Zustimmung zur Wahl. Karl verweigerte die Rückzahlung der 40,000 Dublonen unter allerlei Vorwänden, und jetzt hielt Heinrich auch dem Papste die zugesagten Geldgeschenke zurück, damit der Papst Karl zur Zahlung zwinge. Darüber wurde Clemens IV. ihm feind, und Heinrich verband sich nun mit den Gibellinen und seinem Vetter Konradin. Ja, er mahnte ihn, seinen Zug nach Italien zu beschleunigen; er wolle einstweilen Rom unter Konradins Gewalt bringen und ihm den Weg zu weiteren Eroberungen bahnen. Heinrich zeigte auch gleich durch die That, daß es ihm ernst war: er verhaftete Karls entschiedenste Anhänger in Rom, und nahm, so weit er deren habhaft werden konnte, die Güter und Schätze aller Kirchen Roms an sich. Dem allem gab er den Schein,

es geschehe nur, um Geißeln und Pfandschaft für seine Vorschüsse an Karl zu haben. Die vielen nach Deutschland geflüchteten Gibellinen sehnten sich, sobald wie möglich durch Konradin in die Heimath zurückgeführt zu werden. Konrad und Marino Kapece, die zwei Brüder und sicilischen Barone, waren auch erschienen im Namen der Anhänger des hohenstaufischen Hauses auf der Insel Sicilien, und berichteten, wie sie, so denken und sprechen die Städte Pisa, Siena, Verona, Pavia, die wichtigsten Städte der Mark Ankona und Rom selbst, und unter den Großen der Lombardei der Markgraf Palavicino.

Die italienischen Gesandten waren im tiefsten Geheimniß an den Bodensee gekommen; Galvano Lancia so geheim, daß dieser sogar nach Rom zurückkehrte, und am päpstlichen Hofe erschien. Galvano hatte sich kurz zuvor mit dem Papste ganz ausgesöhnt und wohnte in Rom, ehe er nach Deutschland ging. Bei der Art, wie Karl von Anjou war und sich benahm, war es nur dem Vortheil der päpstlichen Staatskunst gemäß, Feuerbrände, wie die Lancia, bei sich zu haben, mit deren Loslassung auf das sicilische Reich man Karl stets bedrohen und bändigen konnte. Karl war nämlich immer anmaßender geworden, auch dem Papste gegenüber, sobald dieser, den gibellinischen Städten entgegen, die, mit Konradins Namen schon, das Haupt wieder erhoben, an Karl auch in dem übrigen Italien diejenige Machtfülle verliehen hatte, die sonst nur dem römischen Kaiser zukam.

Konradin hatte in Buchhorn, dem heutigen Friedrichshafen, in Ravensburg, unter den üppigen Fruchtbäumen von Arbon, wo noch heute die Burg zu schauen ist, darin er wohnte, und in andern Städten diesseits des Sees, von deren treuer Gastfreundschaft gelebt, mit seinem Freunde Friedrich von Baden, einem Sohne des Markgrafen Hermann und der österreichischen Gertrud, der Babenbergerin, der ihm verwandt war durch Familienbande, durch Aehnlichkeit des Gemüths und des Schicksals, wie durch gleichzeitige Erziehung am bayrischen Herzogshofe. Sie waren ganz gleichalterig und durch innigste Freundschaft verbunden; der Bayerherzog hatte seinen Vater Hermann von Baden zwar in das Herzogthum Oesterreich eingesetzt, aber der Sohn Friedrich konnte jenes Fürstenthum seines Vaters nicht erlangen. Wie Konradin durch Karl von Anjou, so war Friedrich von Oesterreich, der letzte Nebenzweig der alten Babenberger, seines Erbes durch Ottokar von Böhmen und des Glanzes seines Hauses beraubt.

In solcher Lage war Konradin, als ihm von jenseits der Alpen herüber der Thron seiner Väter, Glanz und Ruhm winkten. Was er und sein Freund Friedrich lange im Stillen als Traum und Wunsch gehegt hatten, das trat jetzt als lockende Wirklichkeit vor ihn und zwar in so schönem Lichte, wie die italienischen Gesandten die Zustände jenseits der Alpen in ihrem eigenen Vortheil nur immer malen mochten. Konradin berathschlagte sich mit seinen Verwandten. Seinen Oheimen Ludwig und Heinrich von Bayern, seinem Stiefvater, dem Tyroler, und den Freunden seines Hauses gefiel, was die Gesandten vorbrachten, wie dem Jüngling Konradin selbst; nur die Königin Elisabeth, seine Mutter, widersetzte sich beharrlich. Ihr erschien ihr Liebling noch gar zu jung; ihr graute vor den finstern, drüben in Italien waltenden Kräften, das Ende ihres vergifteten Gemahls und ihres Schwagers Manfred standen ihr vor der Seele, und sie wünschte ihrem Sohne lieber ein kleines Gut im schönen Schwaben, als in dem fernen Italien, wo so viele Hohenstaufen ihren Tod gefunden haben, die blinkende Königskrone. Aber Konradin sprach: „Mein Großvater war nicht älter als ich, da er Deutschland eroberte und einen Kaiser und Papst bezwang.“ Der poetische Träumer Konradin wußte nicht oder vergaß, daß unter dem Himmel Palermos und Neapels die Menschen leiblich und geistig sich früher und schneller entwickeln, als auf den Bergen Bayerns und Schwabens: sein Großvater war damals ohne Vergleich gereifter an Leib und Geist. Die italienischen Gesandten erhielten die Versicherung, Konradin werde in Kurzem in Italien sich einfinden.

Konradin rief die alten Vasallen seines Hauses zu den Waffen. Er erinnerte sie an die Thaten, die sie unter der Führung seines Vaters und Großvaters in Italien vollbracht, an den Ruhm und den Reichthum, den Viele sich dort erworben. Jetzt sollen sie mit ihm zeigen, daß es mit der Tapferkeit des deutschen Adels und mit der Hoheit seines Stamms noch nicht aus sei. Bald waren mehrere tausend Ritter beisammen. Die Heerfahrt wurde festgesetzt und die 100,000 Goldgulden vertheilte Konradin an die Ritter. Den Städten Oberschwabens aber gab er für ihre Gastfreundschaft Freiheitsbriefe; so den Bürgern zu Arbon das Gericht und den Blutbann, „wegen der langen Gegenwart unserer Diener und unserer Hoheit.“ Die größeren Herren, welche ihn mit Geld oder Mannschaft unterstützten, ließen sich auch Verschreibungen auf die letzten hohenstaufischen Güter geben oder Anweisungen

auf die Zukunft, wenn Konradin Kaiser sein würde. So ließ sich Graf Rudolph von Habsburg bei der kleinen Stadt Engen im Hegau die Anwartschaft auf die Kyburgischen Reichslehen von Konradin zuschreiben, „wenn Konradin erwählt und ernannt wäre zur deutschen Krone." Daß ein so überaus kluger Mann, wie Rudolph der Habsburger, Geld und Leute auf so einen Brief gab, zeugt dafür, daß man in Schwaben damals große Hoffnungen auf die Erfolge Konradins hatte, für die deutsche, wie für die sicilische Krone, und daß, wenn Konradin dem Rath der ahnungsvollen Mutterliebe gefolgt wäre, diesseits der Alpen ihm die deutsche Krone gewiß war, selbst in den Augen eines Rudolph von Habsburg; eben dessen, der sie wenige Jahre darauf erhielt, und, nach diesen Urkunden, als treubewährter Freund des hohenstaufischen Hauses dem Enkel seines Pathen, Kaisers Friedrich II., mit seiner in Oberdeutschland vorwiegenden Macht und mit seinem Ruf und Ansehen im ganzen Reiche zweifellos dazu geholfen hätte. Graf Rudolf selbst zwar ging nicht mehr in die italienische Falle, welcher er so eben erst, für Manfred fechtend, entronnen war.

Zwölftes Hauptstück.

Zu Augsburg machte Konradin für den Fall, daß er aus Italien nicht wiederkehre, sein Testament. Sie hatten Manches für ihn gethan, seine bayrischen Oheime. Ludwig hatte sogar im Jahre 1261 den Marschall von Pappenheim bekriegt und dessen Schloß Weissenburg zerstört, weil auch er, wie andere Vasallen des hohenstaufischen Hauses, die durch dasselbe reich geworden waren, das hohenstaufische Erbe zerreißen half, statt es zu schützen. Zu Augsburg ließen sich beide Brüder seiner Mutter die feierliche Schenkung aller seiner Erbgüter und Lehen, wenn er einst ohne rechtmäßige Kinder mit Tod abginge, von Konradin unterzeichnen.

Im Herbste 1267 trat Konradin den Zug über die Alpen an, fünfzehn Jahre und gerade sechs Monate alt. Sein Oheim, Herzog Ludwig von Bayern, sein Stiefvater Mainhard von Tyrol und diejenigen, welche die Treue für das hohenstaufische Haus oder die Hoffnung

auf gute Beute, sicilische Lehen und Abenteuer unter seine Fahne versammelt hatte, folgten ihm; über 10,000 Ritter und Dienstleute, meist Bayern und Schwaben, das Fußvolk ungerechnet. Daß er die schicksalbezwingende Schnellkraft seines Großvaters, Friedrich II., nicht hatte, zeigte er schon darin, daß er mit dem Kern des sich sammelnden Heeres so lange diesseits der Alpen blieb, und zu Ravensburg, der alten Welfenstadt, und am See herum lag, so daß „über seine Trägheit" Spottlieder gemacht wurden. Welch ein Kontrast zwischen dem fast gleichaltrigen Großvater, welcher sich athemlos ritt, so Konstanz wegnahm und damit die deutsche Krone gewann, und zwischen diesem seinem Enkel Konradin!

Im Allgäu, nächst dem Tyroler Gebirge, auf hohem Felsen, von noch höheren überragt, erhebt sich die Burg Hohenschwangau, auf der dreifachen Markscheide Tyrols, Bayerns und Schwabens, und aus der dunkeln Föhrenumgebung zu ihren Füßen glänzt der Spiegel des Schwansees hervor. Von den Welfen war das Felsenschloß an die Hohenstaufen gekommen, und in ihren Hallen hatte der Rothbart und Friedrich II. zeitweise geweilt. Jetzt sahen diese selben Hallen die ahnungsvolle Mutterliebe weinen: Konradin nahm hier Abschied von Elisabeth, er riß sich los von der zarten Anvermählten und von der ängstlich sorgenden Mutter, und zog über Innsbruck und Trient nach Verona. Hier weilte er mit seinem Heer drei Monate. Von den schwäbischen Herren findet man nur wenige genannt unter denen, die mit ihm waren, von den schwäbischen G r a f e n sogar nicht einen einzigen. Statt ihm auf seinem Zuge nach Italien zu folgen, waren sie vielmehr eifrig, ihre Herrschaften zu erweitern und an ihrer Landesherrlichkeit weiter zu bauen. Das dreimonatliche Verweilen in Oberitalien wurde der Sache Konradins sehr nachtheilig: Karl hatte dadurch Zeit zu Gegenmaßregeln; dem Heere Konradins zerrannen die Geldmittel unter den Händen thatenlos; die erste romantische Begeisterung zerging, und von Verona schon traten Tausende wieder den Heimweg an; die Einen aus Mißmuth, die Andern, weil sie die Lust an dem gefährlichen Abenteuer verloren hatten; Viele aus Geldmangel. Da Konradin den Sold nicht mehr zu zahlen vermochte, sahen sich Viele genöthigt, ihre Pferde und Waffen zu verkaufen, nur um damit die Heimreise bestreiten zu können. Selbst Konradins Stiefvater und sein Oheim Ludwig verlangten ihr Geld. Der Erstere hatte 1500 Mark Silbers aufgewendet, der Letztere theils für

sich, theils für die Räthe Konradins noch größere Summen. Für die Schuld an seinen Stiefvater, die Ludwig übernahm, verschrieb Konradin dem Letztern seine Stadt Schongau und seine Güter in Moringen mit dem ganzen Heibisch zum Pfand. Für einen Theil seines eigenen Guthabens, nämlich für 3000 Mark Silbers, ließ sich der Oheim von seinem „geliebten" Neffen, da dieser gerade in seiner größten Noth war, die Schutzvogtei von Augsburg, die Burg Schwabeck mit der Stiftsvogtei an der Straße, die Vogtei des Klosters Füßen und den Berghof mit allen zugehörigen Rechten als Pfand verschreiben. Sowie Konradin diese Pfandbriefe und damit die meisten Erbgüter und Lehen, die er noch besaß, seinem Oheim in die Hände gegeben hatte, so ging dieser Herr und sein Stiefvater, der reiche geizige Görz, unter dem Vorwand, Verstärkungen in der Heimath zu holen — von Verona wieder nach Hause, und mit ihnen ging der größte Theil ihres Kriegsgefolges heim. Ihr Abgang mußte den Vieler nach sich ziehen; Verstärkungen, vom Oheim und Stiefvater gesendet, kamen nicht nach, so wenig als die beiden Herren selbst wieder kamen. Aber 3000 Ritter mit ihrem Gefolge blieben bei Konradin, Männer von Ehre und Muth, eine auserlesene Heldenschaar, die den Kern abgab für das Heer, das beim Weiterzug nach Italien hinab sich ansetzte.

Durch den Geiz, durch die Kopflosigkeit, durch den Mangel an Thatkraft und Unternehmungsgeist, welche Konradins nächste deutsche Anverwandte hier an den Tag legten, hat dieser und seine Sache vornherein am meisten gelitten. Daß sie ihn in solchen Händen zurücklassen würden, das konnten die treuen italienischen Verwandten, Galvanq und Friedrich Lancia, unmöglich mit in ihre Berechnung nehmen. Sonst wären sie an seiner Seite geblieben, diese langbewährten Feldherren und Diplomaten seines Hauses. Aber Galvano war nach Rom geeilt, um dort vorzuarbeiten, Friedrich nach Pisa; dann war er mit Konrad Kapece nach Sicilien gesegelt, und sie hatten dort glücklichste Erfolge bewirkt, noch ehe Konradin über die Alpen ging. Durch Verstand, Heldenmuth, Thatkraft, Aufopferung und Treue leuchten in Konradins Geschichte — die italienischen Verwandten seines Hauses.

Der Heimzug des Bayern und des Tyrolers mit ihren Deutschen mußte niederschlagend wirken auf die Gibellinen in Italien, und die Zuversicht Karls und seines Anhangs um so mehr heben. Diese Verwandten auch, nicht den unerfahrenen sechzehnthalbjährigen Konradin,

trifft die Schuld der Vergeudung von Zeit und Mitteln durch das lange Stilleliegen. Dieses läßt sich nicht entschuldigen durch die Feindseligkeit des mächtigen Mailand, das mit Karl von Anjou hielt, am allerwenigsten durch das Bündniß, welches die Mailänder mit den Markgrafen von Montferrat und Este, mit dem Grafen von S. Bonifacio und dreizehn lombardischen Städten schloß. Denn dieses Bündniß wurde erst am 4. April 1268 geschlossen, und war größtentheils eine Folge der Unthätigkeit Konradins, des Abgangs der Seinen und des Glaubens an die Hoffnungslosigkeit seiner Sache, die sich durch Beides verbreitete. Ende Oktobers schon hatte Konradin Trient mit seinem Heere erreicht, und erst am 4. April, also über fünf Monate später, erklärten sich jene dreizehn lombardischen Städte gegen ihn. Wie im April, so stand ihm schon im November, im Januar, im Februar, im März, die Flotte des getreuen Pisa zur Verfügung. In Rom hatte Galvano Lancia die ganze Umgebung des Lateranpalastes in Besitz genommen, Prinz Heinrich von Kastilien hatte alle Feinde Konradins in Rom durch Verhaftung unschädlich gemacht, Friedrich Lancia war von denen zu Pisa mit vierundzwanzig Galeeren ausgestattet worden, er hatte die weit überlegene Flotte Karls angegriffen, ihm neun Galeeren abgenommen und die andern in die Flucht geschlagen. Siegreich war er dann nach Unteritalien gesegelt und hatte die Bewegungen für Konradin dort unterstützt. Die Sarazenen von Luceria waren aufgestanden, ganze Landschaften Apuliens hatten sich für Konradin erklärt; Konrad Kapece war in Sicilien glücklich, und von Prinz Friedrich, dem Bruder Heinrichs von Kastilien, unterstützt, der ihm achthundert Ritter von Tunis her zuführte, lauter gediente Krieger, Deutsche, Spanier und Italiener. Fürst Konrad von Antiochien, dessen Vater inzwischen gestorben war, hatte die Fahne Konradins aufgepflanzt. Da Karl von Anjou den Sitz des Reiches von Sicilien weg nach Neapel verlegt hatte, so waren die Sicilianer leicht beweglich, und die ganze Insel war in Empörung gegen Karl, bis auf Messina, wo die demokratische Partei herrschte, und Palermo und Syrakus, worin die Franzosen in starker Zahl als Besatzung lagen.

Vieles davon fällt noch in das Jahr 1267, und Karl war ferne von seinem Königreich, er lag zu Feld in Toskana bis in den Januar 1268 hinein! Konradin mußte, gleichgültig auf welchem Wege, zur See oder zu Land, auf das Schnellste Rom zu erreichen suchen, sich zwischen Karl

und sein Erbreich hineinschieben und ihn von letzterem abschneiden. „Schneller Angriff hat noch alle Eroberer von Italien begünstigt," sagt ein Geschichtschreiber. Aus einem Briefe des Papstes Klemens selbst bestätigt es sich, daß Karl eine große Unvorsichtigkeit begangen, unbedachtsam und eigensinnig Sicilien und die Lombardei bloßgestellt, der Papst ihn beschworen und Karls Anhang in der Lombardei ihn gebeten hatte, vor Pavia zu rücken, dem Vordringen Konradins in Italien sich entgegenzuwerfen, statt seiner Leidenschaftlichkeit in Toskana die genugthuende Rache zu suchen. Der Papst hatte Karl auch die Gefahr für Rom vorausgesagt, die durch den Uebertritt des Prinzen Heinrich entstehen werde. Dieser war um so leichter vorauszusagen, da Heinrich dem Papst seinen Plan, Sardinien zu erobern und sich dort ein erbliches Königreich zu gründen, mitgetheilt, des Papstes Beihilfe angesucht, Karl aber jetzt um so mehr die Rückzahlung der 40,000 Dublonen vorenthalten hatte, da Karl selbst Sardinien für sich in Aussicht nahm. So günstig lag Alles für Konradin zu Ende des Jahres 1267 und zu Anfang 1268.

Aber erst im Januar erhob sich Konradin von Verona mit seinen 3000 Rittern, kam glücklich durch das Brescianische über die Adda, und hier von den Pavesen mit Freuden empfangen, hielt er seinen Einzug in Pavia. Doch hier verweilte er wieder zwei Monate. Karl ging erst jetzt in sein Königreich zurück, in Toskana ließ er nur seinen Marschall mit 800 Rittern zurück, in Viterbo znm Schutze des Papstes, der dort saß, einen Heertheil, und fing dann die Belagerung der Sarazenenstadt Luceria an.

Konradin rückte durch die Güter des Markgrafen Manfred von Karretto vor, von 500 Rittern Pavia's unterstützt, und kam durch das genuesische Gebiet bis nach Vado. Hier erwarteten ihn 10 pisanische Galeeren und brachten ihn nach Porto Delfino; Friedrich von Oesterreich, der ihn nach Vado begleitet hatte, kehrte wieder nach Pavia zurück und führte die deutschen Ritter über die Gebirge von Luni nach Toskana, während Konradin nach Pisa fuhr und hier, als ob er Kaiser wäre, mit Ehren aufgenommen wurde. Mehr als die Ehrenbezeugungen war für ihn, daß in Pisa eine große Zahl Lombarden, Toskaner und andere Italiener zu ihm stießen. Aber hier that er wieder einen Mißgriff: er ließ sich von den Pisanern, den Feinden Lucca's, verleiten, mit seinem Kriegsvolk einen verwüstenden Einfall in das Gebiet

von Lucca zu machen. Die Bevölkerung in und um Lucca aber hatte mit freudiger Erwartung der Annährung Konradins, als ihres Retters, entgegengesehen; jetzt wandte er die Herzen von sich ab, da er ihre Freude in Trauer verwandelte. Von Pisa zog Konradin über Poggibonzi nach Siena. Auch in Siena wurde er mit kaiserlichen Ehren empfangen, als „Retter Italiens" begrüßt und mit großen Geldsummen beschenkt. In Poggibonzi, das kurz zuvor Karl erobert und in dem er eine Besatzung zurückgelassen hatte, hatten die Bürger die Franzosen hinausgeschlagen, noch ehe Konradin kam. Während Konradin zu Siena sich feiern ließ, wurde von den vorausgezogenen deutschen Rittern im Arnothal am 25. Juni jener Marschall Karls mit 500 Rittern, darunter die vornehmsten französischen Befehlshaber, nach kurzem Gefecht auf dem Marsch gefangen genommen, bei einer Brücke, hinter welche die Deutschen einen Hinterhalt gelegt hatten. Gleich darauf wurde eine andere Abtheilung Franzosen geschlagen. Die Trümmer retteten sich nach Viterbo, die dortige Besatzung zu verstärken.

Bei solchen Erfolgen kümmerte sich Konradin nichts darum, daß der Papst am 5. April, am Gründonnerstag, zu Viterbo den Bann über ihn wiederholt, ihn des Königreichs Jerusalems (seines uneinträglichsten Besitzthums) entsetzt, ihn aller Lehen der Kirche unfähig erklärt, seine Vasallen und Unterthanen vom Eid der Treue losgesprochen und seine Güter mit dem Interdikt belegt hatte. Konradin war vielmehr von seinem bisherigen Glücke solcher Hoffnungen voll, daß er seinen Anhängern Rechte und Freiheiten verhieß, sobald er Kaiser sei. Er setzte seinen Zug auf Rom fort, an Viterbo vorüber, ohne mit einer Belagerung dieser Stadt sich aufzuhalten. Der Papst schaute von seinem Schloß aus herab auf das wohlgerüstete Heer und auf die zwei Jünglinge Konradin und Friedrich an dessen Spitze, welche in glänzender Waffenrüstung es an der Stadt vorüberführten. „Wahrlich," soll dieser Staatsmann zu seiner Umgebung gesagt haben, „diese Knaben gehen wie reichgeschmückte Opferlämmer zur Schlachtbank, und ihr Unternehmen wird verwehen, wie Rauch im Winde." Konradin aber erschien vor den Mauern von Rom, und hier hatte Heinrich von Kastilien die glänzendste Einholung desselben angeordnet. Konradin wurde wie ein Kaiser empfangen. Bewaffnete Schaaren, Kränze auf dem Haupte, waren ihm weit vor die Stadt hinaus entgegengezogen. An den Thoren hatte ihn die Blüthe der weiblichen Schönheit mit Gesang, Tanz und

Musik empfangen. Alle Häuser und Fenster, ja die Straßen selbst waren mit Blumenguirlanden, köstlichen Tapeten und golddurchwirkten Purpurzeugen geschmückt. So führten sie ihn auf das Kapitol, und als der schöne Jüngling hier dem Volke sich zeigte, da brach die unermeßliche Menge Roms in die Jubelzurufe aus, mit welchen man römische Kaiser zu beglückwünschen pflegte. Und um diese selbe Zeit wurde ein zweiter großer Seesieg von der pisanisch-hohenstaufischen Flotte in den Gewässern von Sicilien erfochten am 11. August 1268: sie hatte die meisten Schiffe der Feinde verbrannt.

Am 18. August brach Konradin von Rom auf. Heinrich von Kastilien mit seinen Spaniern, Galvano Lancia und viele vornehme Römer zogen mit seinem Heere aus. Karl hatte den Paß von Ceperano unangreifbar wohlbesetzt. Konradin wandte sich darum links gegen Sabina, drang in Abruzzo ein und war im Begriff, sich nach Sulmona zu wenden und den Sarazenen zu Hülfe zu kommen. Sobald Karl das erkundete, hob er die Belagerung Lucerias auf, rückte in Eilmärschen nach Aquila und über die Berge und kam Konradin ins Gesicht. Dadurch verhindert, über den Fluß Giovenko zu setzen, mußte Konradin an der rechten Seite dieses Flusses weiter aufmarschiren. Karl blieb auf der linken Seite und begleitete ihn drei Tage lang. Am dritten Tage, den 22. August, sind beide der Ebene von Tagliacozzo nahe. Diese ist zum Theil ihrer Länge nach von den hohen Bergen Scurcola's umgeben, auf einer Seite vom See Celano, auf der andern von einem Hügel umschlossen, der sich bis zur Stadt Albi erstreckt. Karl lagert sich auf der Anhöhe von Antrosciano; Konradin im Thale; zwischen Beiden ist der Fluß.

Am 23. August 1268 stellt Konradin in drei Heerhaufen seine Schaaren in Schlachtordnung; die Gegner geben sein Heer auf 30,000 Mann an. Den ersten Schlachthaufen, Sicilier und Spanier, übergab er an Friedrich von Oesterreich und an Heinrich von Kastilien; den zweiten, aus Deutschen, führte er selbst; den dritten, aus Deutschen, Lombarden und Toscanern führten Galvano Lancia und Graf Gerhard Donoratiko aus Pisa. Karls Heer war jedenfalls an Zahl viel geringer, aber sein Glück hatte ihm soeben den Ritter Erard (Alard) von Valery zugeführt, und dieser Eine Mann ersetzte ihm durch seinen Kopf, was ihm an Zahl abging. Dieser greise Franzose war vor Kurzem aus Palästina in Neapel angelangt, mit 200 Rittern, und

im Begriff, in sein Vaterland zurückzukehren. Zwanzig Jahre lang hatte er in Asien gegen die Muhammedaner gefochten mit hohem Ruhm, als ein seltener Meister in der Kriegswissenschaft. Dieser ehrliche Kriegsoberste und seine Ritter wurden von König Karl ins Lager herbeigerufen; Karl bat ihn, als Landsmann möchte er ihm in seiner kritischen Lage mit Rath und That beistehen. „Mein Alter," erwiderte Erard, „bemüßigt mich, Ruhe zu suchen. Ich habe meine muntern Jahre im Streit wider die Ungläubigen zugebracht, ich möchte nun, gegen das Ende meiner Tage, nicht anfangen, Christenblut zu vergießen." Karl zeigte ihm die Bann-Bulle des Papstes gegen Konradin und seine Anhänger, worin ausdrücklich der „Kreuzzug" gegen die Sarazenen Konradins und gegen diesen selbst geboten war, als etwas „ebenso Verdienstliches, wie das Fechten gegen die Ungläubigen in Asien." — Gebannte seien keine Christen, sagte Karl von Anjou, der an Gott so wenig, als an den Teufel glaubte. Aber nicht durch Karl, nur durch das allgemeine Einstürmen aller Franzosen im Lager, selbst seiner eigenen Mitstreiter aus dem heiligen Lande, ließ sich Erards ehrliche Ueberzeugung vom einfachen Recht des Enkels des von ihm verehrten Hohenstaufenkaisers überwältigen und fortreißen, daß er wider Gewissen that und dem Franzosen in seiner Brust, der Nationalität und dem Sturm seiner Landsleute die eigene Ueberzeugung opferte. Darum hat ihn der große Gibelline Dante in seinem unsterblichen Gedicht in die Hölle versetzt, und seinen Ruhm beschattet, indem er ihn für ewige Zeiten in den Flammen seines Gedichtes brennen läßt, weil er wider Ueberzeugung also gethan hatte.

Selbst ein berühmter Soldat, ordnete König Karl sich dem erfahrenen Erard ganz unter; ihm vertraute er den Entwurf des Schlachtplans, die ganze Anordnung und die unbeschränkte Leitung der Schlacht; er, der im Besitz der Königskrone war, aus Klugheit bescheidener, als der, welcher die Krone erst zu erobern hatte und sich selbst und seinen Busenfreund Friedrich von Oesterreich, obgleich beide noch nie eine Schlacht gesehen hatten und beide noch kaum über den Knaben hinaus waren, zu Oberbefehlshabern machte, gerade in den Stunden, welche über Sein oder Nichtsein, über Sieg oder Tod entscheiden mußten. Erard hatte dem König Karl zur Kriegslist gerathen, und daß Karl dem Schöpfer der Kriegslist das Schicksal des Tages vertraute, entschied. Nach Erards Angabe ritt, der das Vordertreffen Karls, Pro-

venzalen, Lombarden und Toskaner, führte, Marschall Heinrich von Cousance ein kostbar geschmücktes Pferd, und königliche Ehrenzeichen in Rüstung und Kleidung sollten die Gegner täuschen, ihn für König Karl zu halten. Diesen Schlachthaufen rückte Erard weit gegen Konradins Heer vor. Ihm zur Unterstützung stellte Erard den zweiten Heertheil, lauter Franzosen, an den Abhängen der Anhöhe von Antrosciano auf. Mit dem Kern des ganzen Heers stellte Erard sich selbst und seine Palästinerritter in ein kleines verstecktes Seitenthal, das der Berg Felice mit dem Hügel von Antrosciano bildet. Von da aus konnte den siegreichen Schwaben in den Rücken gefallen werden.

Nach heftigem Widerstand warf Heinrich von Kastilien, durch eine Furth über den Fluß setzend und dem Feind in die Flanken fallend, den ersten Schlachthaufen Karls. Der Marschall Heinrich von Cousance fiel im Kampf, nebst andern vornehmen Befehlshabern. Konradin und die Seinen glaubten in ihm den König gefallen; er setzte mit seinem Heertheil ebenfalls durch den Fluß, weil er nicht minder tapfer sein wollte, und warf die zweite Schlachtreihe Karls in die Flucht. Wie die Feinde fliehen und Konradin Meister vom Feld ist, ist er selbst, sind die Seinen siegesfreudig; der König ist ja todt, die Feinde sind in voller Flucht. Konradin selbst ist sicher, seine Deutschen lösen ihre Reihen auf und gehen eifrig daran, Beute zu machen, Beute an den Gefallenen und im feindlichen Lager. Jetzt bricht Erard im Rücken der Siegestrunkenen aus dem Hinterhalt des Seitenthals hervor, und wirft die aufgelösten, zerstreuten Deutschen blutig auseinander nach allen Seiten hin. Galvano Lancia und Gerhard von Pisa, rasch zu Hülfe eilend, mühen sich vergebens, die in großer Unordnung fliehenden Deutschen zum Stehen zu bringen. Sie werden mit in die Flucht hineingerissen. Heinrich von Kastilien kehrt von der Verfolgung des ersten von ihm geschlagenen Schlachthaufens zurück; er findet das eigene Lager erobert, wirft sich aber nochmals mit seiner ungebrochenen Macht auf die Feinde. Erard macht einen verstellten Angriff mit einem kleinen Haufen, nimmt geschwinde die Flucht, reizt so die Spanier, ihm mit Uebereilung nachzusetzen, sie lösen ihre wohlgeschlossene Ordnung auf, Erard geht wieder vor mit allen seinen Streitkräften und erhält, jedoch nach hitzigstem Kampf, durch die Geschicklichkeit seiner Bewegungen den Sieg über die Tapferkeit der Spanier.

Dante gebraucht von Erard den Ausdruck, er habe bei Taglia-

cozzo ohne Waffen gesiegt; damit meint er die Kriegslist des Alten und seine geschickten Anordnungen, denen vorzüglich Karl den Sieg verdankte.

Heinrich von Kastilien wurde auf der Flucht in der Abtei von Monte Cassino vom Abte verhaftet und an Karl ausgeliefert, unter der Zusicherung, daß er dem Prinzen nichts am Leben thue. Galvano Lancia und Gerhard retteten die beiden Fürsten Konradin und Friedrich von Oesterreich in die Berge aus dem Getümmel der Schlacht. Sie flohen Rom zu. Konradin selbst soll nach Rom hineingekommen sein, wo er kurz zuvor im Triumph aufgenommen worden war. Aber seine dortigen Anhänger waren jetzt muthlos; sie stellten ihm vor, daß Rom jetzt nicht der Platz für ihn sei, neue Macht zu sammeln, er könnte eher bei dem Wankelmuth der Römer in Rom gefangen werden. So wendeten sich die Flüchtlinge nach der Seeküste, um von da nach dem treuen Pisa oder nach Sicilien überzusetzen und aufs Neue das Glück des Kriegs zu versuchen. Sie irrten in der Tracht von Landleuten drei Tage lang in Wäldern und Gebirgen umher. Endlich erreichten sie den Wald oberhalb Astura, einem kleinen Flecken an der Küste der römischen Campagna. Sie fanden einen Fischer mit einem Küstenfahrzeug und mietheten ohne viel Handelns um eine ziemlich große Summe, die sie boten, sein Fahrzeug. Um Lebensmittel zu kaufen, schickten sie den Fischer nach Astura; die spätere Ausschmückung sagt, mit einem kostbaren Ring, den er verwerthen solle. In dem kleinen Ort wurde die Sache ruchbar und sie kam dem Herrn von Astura, Johann Frangipani, zu Ohren. Der Schiffer kehrte mit den eingekauften Lebensmitteln zurück und stach schnell in die See. Frangipani hatte gehört, die Fremdem seien zu Vier, zwei alte und zwei junge, und die letzteren sprechen kein Wort. Auf das hin vermuthete er vornehme deutsche Flüchtlinge und sandte ihnen einen Schnellsegler nach mit dem Befehle, dieselben zurückzubringen. Eingeholt, fragte Konradin, wer hier zu befehlen habe, und auf die Antwort: Johannes Frangipani, schwand alle Furcht. Die Familie Frangipani war von Konradins Großvater mit Ehren und Reichthümern überhäuft und ein Johann Frangipani von diesem Kaiser selbst zum Ritter geschlagen worden. Freilich war die römische Familie Frangipani eine sehr ausgebreitete. Doch hatten sie es also hier mit einem Frangipani zu thun. Konradins Oheim und Gerhard entdeckten dem Schloßherrn, wer sie waren, im Vertrauen und mit der Bitte,

ihrer Fahrt kein Hinderniß in den Weg zu legen, lieber selbst mit nach Sicilien zu kommen. Es war der von Friedrich II. zum Ritter Geschlagene. Aber Frangipani nahm die Vier gefangen. Um seine Freiheit zu erhalten, soll Konradin versprochen haben, wenn Frangipani ihm beistehe und ihn schnell nach Sicilien bringe, so wolle er eine seiner Töchter heirathen und mit sich auf den Thron erheben. Vielleicht sagte so Etwas Galvano oder Gerhard, gewiß nicht Konradin. Frangipani zögerte, schwankte hin und her, von wem ein höherer Kaufpreis zu hoffen sei, von Konradin oder von Karl. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht von der Gefangenschaft so vornehmer Häupter, und Frangipani selbst gab von seinem Fang Nachricht an Karl. Für alle Fälle wurde das Schloß Astura zu Land und zur See von Karls Leuten eingeschlossen, und Frangipani, der Verräther des Enkels seines Wohlthäters, lieferte Konradin und seine Gefährten zuletzt an Karl aus, um den Judaslohn einer großen Summe Geldes und der Herrschaft über vier Städte, darunter Pelosa, in der Gegend von Benevent. Gewiß ist, daß das Schloß Astura gegen Angriffe zur See und zu Land nach dem Zeugniß päpstlicher Zeitgenossen sich lange hätte halten, Frangipani also von Karl nicht hätte gezwungen werden können; und ebenso gewiß ist, daß der Verräther Frangipani nach dieser Schandthat in Astura, das er nur in Gemeinschaft mit mehreren Gliedern seiner Familie besaß, kein Bleiben mehr hatte und nach Neapel übersiedeln mußte. Gewiß aber auch ist, daß Karl wiederholte Versicherungen Konradin gegeben, daß er und seine drei Freunde nichts für ihr Leben zu befürchten haben. Das scheint darauf zu weisen, daß der weibliche Theil des festen Schlosses und wohl auch ein Theil der Knechte für die Gefangenen war, und daß diese eher kämpfend gefallen wären, als sich hätten ausliefern lassen, ohne die arglistigen Zusicherungen Karls.

Der Papst und die Kardinäle begehrten bei der ersten Kunde von Konradins Schicksal, daß er und seine Mitgefangenen an sie übergeben werden sollen. Eine Nachricht führt sogar, was sehr staatsmännisch ist, an, Geistliche haben Konradin zu Astura zu bestimmen gesucht, sich in den Schooß der Kirche zu werfen. Im Interesse des päpstlichen Stuhles war es, ebenso das Königskind in den Händen zu haben gegen Karl, als Königsblut nicht vergießen zu lassen durch Karl. Die Parteileidenschaft der Zeiten hat dem Papste das Wort angedichtet: „das Leben Konradins ist der Tod Karls, der Tod Konradins ist das Leben Karls;" ja sie

ließ ihn sogar auf die angebliche Anfrage Karls, was er mit seinem Gefangenen machen solle, im Garten auf und abgehen, beharrlich schweigen und als symbolische Antwort Mohnköpfe abschlagen. Von alledem weiß die zeitgenössische Geschichte nichts; das Interesse der Kirche und der Charakter des vierten Clemens sprechen gleichmäßig dagegen.

Karl, jetzt so sehr im Siege, lachte des römischen Hofes. Denjenigen, mit welchem in der Hand ihm der Papst den Besitz des sicilischen Königreichs jeden Augenblick unsicher machen oder ihn wenigstens nöthigen konnte, in allen Stücken sich als den gehorsamsten Vasallen des apostolischen Stuhles zu bethätigen, dem Papste auszufolgen, war er zu staatsklug. Das Wort: „Konradins Leben ist Karls Tod," wofern es zeitgenössisch wäre, wurde gewiß von Niemand anders in Umlauf gesetzt, als von Karl selbst, und zwar fälschlich als eine päpstliche Aeußerung, um sich damit zu decken.

Er, welchem die Ehrlosigkeit Natur war, ließ den Enkel des großen Kaisers, dessen Vasall er einst durch seine provenzalischen Güter war, in Campanien zur Schau herumführen, ehe er ihn nach Neapel brachte. Das war der erste Wortbruch. Der zweite Wortbruch war, daß er eine gerichtliche Untersuchung veranstaltete, um Konradin und Friedrich von Oesterreich zum Tode zu verurtheilen, den einen, damit er selbst vor ihm, den andern, damit sein Verbündeter und Genosse im Länderraub, der verruchte Ottokar von Böhmen, welcher darum zum Morde Beider aus der Ferne anrieth, sicher im Raube wäre. Unter dem Schein strengster Unparteilichkeit berief er am 1. Oktober 1268 aus jeder ansehnlichen Stadt in der Terra di Lavoro und im Fürstenthum Apulien zwei Abgeordnete nach Neapel, um gemeinschaftlich mit den vornehmsten Herren des königlichen Hofes und den berühmtesten Rechtsgelehrten zu Gericht zu sitzen. Der Tyrann wähnte, mit seiner finstern Gewalt als Sieger so auf dieses Gericht drücken zu können, daß es den *Mord*, für den er entschlossen war, in Rechtsform bringe, und damit die gräßliche Verantwortung vor der Mit- und Nachwelt ihm abnehme. Er hatte einen elenden Menschen, Robert von Bari, als Richter befördert, und durch diesen hoffte er die Durchsetzung der Anklage. Nicht weil Karl durch die Belehnung des Papstes sich für den rechtmäßigen Besitzer des sicilianischen Reiches, den Hohenstaufen aber für einen ungerechten Prätendenten hielt, nicht weil er an seinem eigenen Rechte keinen Zweifel gestatten konnte, hat Karl den raschen Tod Kon-

radins gewollt. Karl glaubte so wenig als irgend ein anderer König seiner Zeit, ja noch weniger als alle, an das Recht des Papstes, ohne Weiteres als Lehen von ihm beanspruchte Erbkönigreiche den Erben beliebig abzusprechen und an einen andern zu verschenken. Karl wußte recht gut, daß er durch die Provence Lehensvasall Kaiser Friedrichs II. und Konrads war; Karl war in seinen eigenen Augen, im Stillen vor sich selbst, gegenüber von Konradin und Manfred gar nichts Anderes, als ein Thronräuber durch Eroberung; Karls Verstand zweifelte nie an Konradins Erbrecht auf Sicilien. Nicht weil er mit der sicilischen Krone auf seinem Haupt sich im Recht wußte, sondern weil er sich im Unrecht wußte, gebot ihm die Staatskunst des Satanismus: „Konradin muß sterben." So lange noch ein Zweig vom schwäbischen Hause vorhanden war, war dieser dem Thronrecht der Anjou gefährlich; die alten Verehrer des schwäbischen Hauses konnten jede Gelegenheit ergreifen, ihn vom Throne zu stürzen, den er kaum bestiegen hatte, und das Joch der Franzosen wieder abzuwerfen.

Aber alle Richter, die Karl versammelt hatte, und deren Gericht er persönlich anwohnte, zeigten nichts als Staunen und Schrecken über die Anklage, die dahin ging, Konradin und alle Gefangenen seien des Todes schuldig als Störer der öffentlichen Ruhe, als Rebellen gegen den heiligen Stuhl, als Usurpatoren der Krone Siciliens, als Verbrecher, die dem Könige Karl nach dem Leben gestellt haben. Guido von Suzzara, öffentlicher Lehrer der Rechte an den Kollegien von Modena und Reggio, der berühmteste Gesetzkundige seiner Zeit, und wegen seines Ruhms von Karl an die Hochschule von Neapel berufen, sprach laut und fest: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Vertrauen auf sein gutes, wohlbegründetes Recht. Er hat kein Verbrechen begangen, als er versuchte, einen Thron wieder zu erhalten, den seine Voreltern mit so viel Mühe den Griechen und Sarazenen entzogen haben, als er kam, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen. Er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen worden, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches und menschliches Recht." Betroffen, da das versammelte Gericht dem Suzzara Beifall gab, machte Karl nun selbst den Ankläger, und warf neu als todeswürdiges Verbrechen ein, Konradins Leute haben sogar Klöster ausgeplündert und eines gar angezündet. „Wer kann beweisen," entgegnete Suzzara,

„daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Rohe Kriegsleute begehen oft aus eigenem Muthwillen solche Ausschweifungen. Hat nicht auch unser Kriegsvolk dasselbe und noch Aergeres gethan? und zudem, über Vergehen wider die Kirche zu richten, steht allein der Kirche zu.“ Nochmals begründete Suzzara, daß Konradin nie etwas begangen habe, das ihn seines Nachfolgerechts in seinem Erbreich beraubt hätte, und daß er ein Berechtigter war und weder Rebell noch Usurpator. Die vornehmsten französischen Barone, voran Graf Robert von Flandern, Karls Eidam, die mit den Rechtsgelehrten und Abgeordneten zu Gericht saßen, stimmten alle dem Suzzara zu, und sprachen Konradin und seine Gefährten frei. Nur Robert von Bari, der kurz zuvor zum Großnotar des Königreichs Beförderte, sprach knechtisch im Sinne Karls, Konradin und seine Gefährten seien todeswürdig. Ganz außer sich, hielt Karl sich an die Meinung dieses Einzigen, und sprach, aus eigener königlicher Machtvollkommenheit, als Kriegsherr über alle Kriegsgefangenen das Todesurtheil aus. Und doch hatte er seine Barone und die Rechtsgelehrten ausdrücklich für die Beantwortung der Frage, „was das Kriegsrecht in Ansehung dieser Gefangenen erlaube,“ versammelt, und diese hatten, nach dem Kriegsrecht, Alle freigesprochen.

Konradin spielte eben Schach mit Friedrich, als man ihnen das Todesurtheil ankündigte. Sie verloren die Fassung nicht: von dem grausamen Karl, der in dem Blut ihrer Anhänger bisher sich gebadet hatte, mußten sie auch für sich das Aeußerste für möglich halten. Alle Adeligen, die mit Konradin es gehalten hatten, und die er in seine Gewalt bekam, hatte er auf dem Blutgerüst sterben lassen; die Städte, welche hohenstaufisch gesinnt waren, hatte er plündern und schleifen lassen. Diesem Schicksal zu entgehen, hatte die Stadt Potenza den Adel in ihren Mauern ermordet, die Festung Corneto, die in sie Geflüchteten vom Heere Konradins an Karl ausgeliefert, um durch diese Verrätherei des Königs Gnade zu gewinnen. Karl ließ hundertundsechs ihm ausgelieferte Adelige theils hängen, theils nach Malfi schleppen und von dessen Felsenhöhe ins Meer stürzen; dann aber die verrätherischen Städte plündern und schleifen wie andere.

So hatten die beiden jungen Fürsten Trauerzeitungen genug von entsetzlichen Thaten des Wütherichs in ihrer Gefangenschaft erhalten, und sich in ihren Gedanken auf ihr Loos bereiten können. Dem elenden Robert von Bari, der ihm im Gefängniß das Todesurtheil eröff-

nete, antwortete Konradin: „Verworfener Knecht, du willst eines Königs Sohn verurtheilen? weißt du nicht, daß Königsblut nur von Seinesgleichen gerichtet werden kann?" Man gab ihm nur kurze Zeit, um sich zum Tode vorzubereiten; am späten Abend des 28. Oktobers 1268 wurde ihm verkündet, daß er sterben müsse, und am Morgen des andern Tages wurde das Urtheil vollzogen. Konradin und seine Gefährten wurden in eine ganz schwarz ausgeschlagene Kapelle geführt, wo man sie der Todtenmesse anwohnen ließ, während ein Predigermönch auf der Kanzel der Kirche die Bannflüche gegen seine Väter aufzählte, unter welchen Konradin geboren sei und sein ganzes Leben zugebracht habe. Darauf wurde ihm gestattet zu beichten. Auch ein Testament Konradins von diesem Tage ist noch vorhanden. Vor dem französischen Ritter Johann Bricaudi, Herrn von Nangey, und andern heimlichen Freunden, die es sich zur Ehrenpflicht machten, Zeugen seines letzten Willens zu sein, ließ er Nachts diesen aufzeichnen. Darin setzte er seine Oheime Ludwig und Heinrich von Bayern zu seinen Erben ein und ersuchte sie, mehrere Bürger in Augsburg und Ravensburg, welche ihm Gelder vorgestreckt, mit ihren Forderungen zu befriedigen, und tausend Pfund augsburgischen Geldes, die er einigen Klöstern in Bayern und Schwaben vermachte, auszuzahlen. Nachdem er so im Angesicht des Todes in edlem Sinn jener Verpflichtungen gegen einige Privatgläubiger in Schwaben und deren Bürgen sich entledigt hatte, wurde er auf den öffentlichen Marktplatz und allda auf das Blutgerüste gebracht, das mit karmoisinrothem Sammt ausgeschlagen war, und auf dem der Scharfrichter mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln, und mit dem Richtschwert, sie erwartete.

Selbst dieser Platz war mit ausgesuchter Grausamkeit von Karl gewählt. Er war vor der Stadt der Küste zu, unweit dem Karmeliterkloster; mit dem letzten Blick sollte Konradin noch einmal die Herrlichkeit seines Erbreiches sehen. Vor ihm lag Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa in naher Ferne im Zauberspiegel des Himmels und des Meeres in wunderbarer Schönheit, und hart vor sich sah er den herrlichsten Meerbusen der Welt, und er hörte das geheimnißvolle Geflüster der Meereswogen. Links dräuete das finstere Haupt des Vesuvs, rechts die Felsenzacken der Insel Kapri. Der Anblick dieser unvergleichlich reizenden Welt, die er sein zu nennen hoffte und berechtigt war, sollte dem siebzehnthalbjährigen Jüngling den Tod um so bitterer machen.

Robert von Bari trat auf eine Rednerbühne und verlas das Todesurtheil über die Gefangenen, als über Empörer und Hochverräther. Da springt Karls eigener Schwiegersohn, Robert von Flandern, auf den Redner, und mit dem Ruf: „Nichtswürdiger Schelm, wie kannst du dich erfrechen, einen so hochgebornen und herrlichen Ritter zum Tode zu verurtheilen?" schlägt er den Elenden mit der Klinge über den Schädel, daß er von der Rednerbühne herabtaumelt und für todt hinweggetragen wird.* Eine unzählige Menge von französischen Edeln und vom Volk ist zugegen. Die Ritter billigen diese That. Karl in seiner Gemeinheit hatte in einem Fenster eines nahen Thurmes seinen Platz zu diesem Schauspiel für sich gewählt. Er verbeißt seinen Grimm, er hört den lauten, rückhaltslosen Abscheu, den der französische Adel an den Tag legt, er hört das Seufzen und Murren des umstehenden Volkes; aber er ändert das Urtheil nicht.

Konradin, im Sterben mehr ein Mann der That, als im Leben, verweist es seinem Feinde, nicht bloß dem Robert von Bari, daß er sich unterstehe, einen gebornen König zum Tod zu verdammen. Mit unerschüttert hohem Sinn spricht er über sein Recht und fordert alle Anwesenden, alle Getreuen seines Hauses, alle Fürsten und Großen der Erde zu Zeugen auf, ob der, welcher sein rechtmäßiges Eigenthum fordere, des Todes schuldig sei; und wie in prophetischem Geiste spricht er die Ueberzeugung aus, sein Tod werde nicht ungerochen bleiben. Damit zieht er den Handschuh von seiner Rechten und wirft ihn dem ungerechten Anjou, seinem Thron- und Lebensräuber, herausfordernd hin. Der Zeitgenosse Ricobaldi, der sich für Konradins Hinrichtung auf einen Augenzeugen beruft, sagt, ein Ritter, Johannes de Pitero, oder di Pietro, habe den Handschuh aufgehoben und an Peter von Aragonien, den Schwiegersohn Manfreds und den Vetter Konradins, überliefert. Möglich, daß die Ueberbringung später Ritter Heinrich, aus dem Geschlecht der Truchsesse von Waldburg, von diesem Ritter übernahm und vollzog, und daß Peter von Aragonien sich dadurch als Bluträcher bestellt sah.

Karls Bosheit verordnete, daß Friedrich von Oesterreich zuerst sterben, daß Konradin seinen geliebten Freund vor seinen Augen sollte

* Er starb zwar nicht daran, sondern fertigte noch manche gleich ungerechte Urtheile des Tyrannen aus.

sterben sehen.* Konradin umarmte den Freund. Dieser betete und gab sich dar. Als Friedrichs Haupt „hintan sprang von dem Hals wohl ellenlang, da war es Konradin und andern Leuten, als spräche der Mund des Enthaupteten: Ave Maria! Konradin nahm das blutige Haupt in beide Arme, drückte schreiend es an seine Brust und küßte es an den Mund mit Schluchzen, indem er sich selbst anklagte, daß er den Armen der Mutter den lieben Sohn entzogen." **

Darauf nahm Konradin sein Oberkleid ab, kniete nieder, verrichtete sein Gebet, sprang wieder empor und rief: „O, Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" knieete abermals, erwartete und empfing gelassen den tödtlichen Streich. Alles Volk weinte lautaufschreiend, als das goldgelockte Königshaupt fiel, besonders seine Gefährten. Auf Konrad folgte im Todesgang Graf Gerhard von Donoratico aus Pisa. Galvano Lancia bot für sich und seinen Sohn hunderttausend Mark Goldes, und wollte mit ihm lebenslang ein Gefangener bleiben. Karl, der das Morden unverwandt mit ansah, verwarf das Anerbieten. Der Vater hielt den Sohn mit beiden Armen fest umschlungen. Der Sohn wurde auf Karls Befehl im Schooße des Vaters enthauptet; und unmittelbar nach ihm mußte der alte Galvano seinen Hals darstrecken. Jetzt folgten Graf Thomas von Aquino, Konradins Kämmerer, Meinhard von Castanea, Graf Bartholomäus Lancia mit seinen beiden Söhnen, und andere Herren aus Italien und Deutschland, außer den Fürsten Konradin und Friedrich im Ganzen dreizehn an der Zahl, darunter der Edle Hermann von Hirnheim, Konradins treuester Vasall. Nur Prinz Heinrich von Aragonien wurde bloß zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, weil der Abt von Montecassino ihm das Leben gesichert hatte; er saß sechsundzwanzig Jahre in einem apulischen Schloß gefangen, bis er frei wurde.

Im ganzen Reiche ließ Karl noch an tausend Personen unter dem Richtschwert sterben, weil sie Konradin angehangen. Die französischen Ritter zeigten großentheils unverholen ihren Abscheu über Karls Grausamkeit gegen Konradin und Friedrich. Karl aber sagte trocken, es

* Nach Ottokar von Horneck, der fast Zeitgenosse ist, der aus dem Munde der nächsten Verwandten Konradins das so hörte, und Einzelheiten erzählt; auch nach Giannone, Aeneas Silvius und Aventin. Horneck ist hier gewichtiger als Ricobaldi.

** Horneck

sei der Gnade genug, daß er Konradin und seine Mitschuldigen nicht wie andere Räuber habe am Galgen aufhängen lassen. Nicht nur ein Begräbniß in geweihter Erde, sondern überhaupt ein Begräbniß versagte Karl Konradin und seinen Gefährten. Die vornehmen Leichname mußten am Gestade des Meeres liegen bleiben, „wie Körper, die das Meer ausgeworfen.“ Heimliche Theilnahme deckte sie mit Steinen zu. Dann kamen die Mönche des nahen Karmeliterklosters, und begruben die Leichname an der Todesstätte, aus Mitleiden gewiß eben sowohl, als wegen der Nähe ihres Klosters.

Konradins Mutter Elisabeth wollte dort auf der Todesstätte ein Grabmal aus Marmor ihrem Konradin und seinem Friedrich errichten lassen und suchte durch den Bischof von Neapel bei Karl um diese Vergünstigung nach. Aber dieser gestattete nur, die beiden Leichname nach der Karmeliterkirche zu bringen und sie da zu begraben. Noch heute liest man auf der Tafel eines Grabsteins in der Karmeliterkirche: „Die Kaiserin war mit Schätzen beladen herbeigeeilt, um ihrem Sohne Konradin und ihrem Neffen Friedrich in der Gefangenschaft zu Hülfe zu kommen. Als sie dieselben aber enthauptet fand, zollte sie männlichen Geistes ihnen keine Thräne, sondern spendete reiche Geschenke zur Ausschmückung dieses Gotteshauses, und ließ die Leichen am Hochaltar begraben. Deßwegen setzten ihr die von ihr verschwenderisch beschenkten Karmeliter diesen Stein, und werden immer das Unglück der so frommen verdienstvollen Frau beweinen und zur Himmelskönigin für so edle Fürsten beten. Im Jahre des Herrn 1269.“ Seit dem Frühling 1847 steht auf dem Platz vor der Kirche ein Denkmal Konradins; König Max II. von Bayern setzte es ihm als Kronprinz, der große Meister Thorwaldsen hat es geformt und Schöpf es in Marmor ausgeführt und mit Bildwerken geschmückt, mit deutscher Inschrift.

In Sicilien retteten Konrad Kapece, Konrad der Fürst von Antiochien und der Prinz Friedrich von Castilien die wankende Ehre der Gibellinen. Erst als in Folge von Konradins Tod die Lage auch hier eine andere und ein siegreicher Widerstand gegen die herübergekommenen Heerhaufen der Franzosen auf die Länge unmöglich wurde, setzten Friedrich von Castilien und Konrad Kapece mit den Ihrigen glücklich nach Afrika über. Konrad von Antiochien behauptete sich noch immer in der Bergfestung Centorbi. Erst als durch Hunger und Vertheidigung seine Kräfte zusammen geschmolzen waren, übergab der Fürst den Platz. Ohne

alle Prozeßform wurden ihm die Augen ausgestochen, und er, nach dieser Grausamkeit, — gehenkt an einen ungewöhnlich hohen Galgen, den Karl eigens dazu bei Catanea am Meeresufer hatte aufrichten lassen. Das war die Frucht davon, daß Italien und Europa seinen Abscheu ausgesprochen hatte über das, was er an Konradin gethan. Hohn sprechen wollte er der öffentlichen Meinung eben dadurch, daß er auch diesen Enkel des großen Kaisers sterben ließ, und zwar am Galgen, aber höher gehenkt, als nichtkönigliche Personen. Und in diesem Sinn blendete und henkte er später noch auch die zwei jüngeren Brüder des Fürsten von Antiochien, Martin und Jakob, gleichfalls Enkel Kaiser Friedrichs II. Bei Neapel, an der Straße, die nach Capua führt, ließ er sie an einen eigens dafür zugerichteten hohen Galgen hängen.

Auch diese zwei Heldenjünglinge hatten fort die Sache des schwäbischen Hauses im Neapolitanischen vertheidigt, in der Mitte der treuen Sarazenen. Luceria (Nocera), dieser Mittelpunkt der Sarazenenniederlassungen, hielt fest am schwäbischen Hause, als Alles hüben und drüben sich unterworfen hatte oder gefallen war. Karl in Person belagerte Luceria, und erst am 27. Juli 1269, gerade neun Monate nach Konradins Tod, ergab sich diese Feste. Solche Soldaten ließ Karls Staatskunst nicht verachten, von ihnen verlor keiner das Leben, er zerstreute sie nur auseinander und steckte sie da und dorthin unter seine Besatzungen; aber alle *christlichen* Einwohner von Luceria ließ er niederhauen, damit kein Christ mehr bei den Sarazenen Zuflucht suche, und jene Enkel des Kaisers ließ er hängen. Der päpstliche Stuhl wehrte ihm nur schriftlich *nach* den geschehenen Grausamkeiten, weil das unpolitisch sei, und er erwiederte stets durch massenhafte Hinrichtungen, als Zeichen *seiner* Politik. Als die Tausende von hingerichteten Edeln und Güterconfiszirungen nicht mehr hinreichten, seine armen französischen Abenteurer alle auszustatten, ließ er „*Verdächtige*" hinrichten, um mit deren confiszirten Gütern sie zu belohnen.

So vertilgte der Franzose Karl von Anjou die in seine Gewalt gefallenen Kinder wie die Freunde des hohenstaufischen Hauses. J. C. Pfister, der Geschichtschreiber Schwabens, geistvoll wie wenige im neunzehnten Jahrhundert, macht die Bemerkung: „Mußten die Schatten der durch Heinrich VI. vertilgten Normannen durch dieses unschuldige Blut versöhnt werden?" — Es war noch mehr von Hohenstaufen vergossenes

Blut zu sühnen, als dieses. Die Vergeltung schreitet schnell in der Geschichte.

Unter dem Vielen, womit später der dichtende Volksgeist die letzten Schicksale Konradins ausgeschmückt hat, ist auch die prächtige Sage: als das rothe Blut aus Konradins Nacken spritzte, sei hoch aus den Lüften herab ein Adler geschossen, habe vor den Augen aller Umstehenden seinen rechten Flügel durch das Blut gezogen, und sich wieder zum Himmel geschwungen. Tausende von Sicilianern waren als Anhänger der Hohenstaufen hingerichtet, noch mehr verbannt. Unter den Tausenden von Verbannten, deren Güter Karl eingezogen und an Franzosen gegeben hatte, war auch der edle Sicilianer Johannes von Procida, ein treuer Diener schon Kaiser Friedrichs II., und einst Leibarzt Manfreds. Der reiste tiefgeheim in Mönchsverkleidung umher im Land und an die den Staufen verwandten Höfe Spaniens, wie ein Racheengel, und brachte Edle, Geistliche und Volk in eine nationale Verschwörung. Am 30. März 1282, am Osterfest, zur Zeit der Vesper, erklang das Sturmgeläute mit allen Glocken in Palermo; der Frevel eines Franzosen gegen eine angesehene junge Frau, die zur Kirche ging, wurde Anlaß zu früherem Ausbruch des Aufstands, und dieser pflanzte sich schnell auf der ganzen Insel Sicilien fort: die Feierabendstunde hatte den französischen Bedrückern geschlagen. Am Grabe Kaiser Friedrichs II. erhob sich der Geist der Rache, und hielt ein entsetzliches Volksgericht über Alles, was französisch war; alle Franzosen wurden im Ueberfall getödtet, selbst Landestöchter, welche eine französische Frucht unter dem Herzen trugen. Die Zahl der erschlagenen Franzosen betrug zwischen 24,000 und 28,000. Die „sicilische Vesper" wurde von da an sprüchwörtlich. Karls Flotte wurde von Konstantia's und Peters von Aragonien großem Admiral Loria und seinem Unterbefehlshaber Manfred Lancia im Angesichte Neapels gänzlich geschlagen, und Karls Sohn, der Kronprinz, mit einer großen Zahl adeliger Franzosen gefangen. Loria stellte sich an dem Hafen von Neapel auf, stellte hinter den gefangenen Sohn Karls einen Scharfrichter, und forderte von Karls Befehlshaber die augenblickliche Freilassung der Prinzessin Beatrix, der Tochter Manfreds; widrigenfalls lasse er dem Kronprinzen den Kopf abschlagen. Die Prinzessin wurde ihm zugeführt. Fünfzehn Jahre hatte sie in Kastellamare gefangen gesessen; jetzt endlich umarmte sie wieder einmal ihre Schwester, die Königin Konstantia, welche gleich nach dem glücklichen

Aufstand der Sicilianer mit ihrem Gemahl auf der Insel gelandet hatte, und mit ihm auf den Thron Siciliens durch die allgemeine Stimme erhoben worden war. Karl hatte früher die von Messina aufs Aeußerste gebracht. Zweihundert der Angesehensten unter den Franzosen mußten der allgemeinen Rachestimmung Messina's zum Opfer fallen: sie wurden zu Messina hingerichtet, wie das Volk schrie, „zur Sühne und zum Todtenopfer für die Könige Manfred und Konradin." Auch das Haupt des gefangenen Sohnes Karls forderten die Bürger Messina's, Palermo's, und durch Abgeordnete viele Städte. Er wurde in einer großen Versammlung von Rechtsgelehrten zum Tode verurtheilt, und wie mit Einem Munde wurde gerufen, er müsse auf demselben Platz und auf dieselbe Art hingerichtet werden, wo und wie sein Vater den Schwaben Konradin ermordet habe. Das Volk von Messina hatte eben einige Gefängnisse, worin Franzosen gefangen saßen, gestürmt, und die Häuser mit den Franzosen verbrannt. Dennoch wagte Konstantia dem Volkssturm entgegenzutreten; sie rettete vom Tod auf dem Blutgerüst den Sohn des blutüberdeckten Feindes ihres Hauses durch Begnadigung, und flüchtete ihn nach Barcellona, weil sie die Macht nicht hatte, für sein Leben Gewähr zu leisten, so lang er in Sicilien war.

Astura, wo Konradin verrathen wurde, zerstörten die Sicilier von Grund aus; der Sohn des Verräthers Frangipani wurde dabei erschlagen. Karl von Anjou hauchte unter diesen Ereignissen, von Gewissensangst aufgerieben, und als „ein gläubiger Sohn der Kirche" seine fluchbeladene Seele aus. Konstantia herrschte bis an ihren Tod in Sicilien, dem Erbreich ihrer Väter, in volkbeglückender Art, so daß sie als die „große Konstantia" durch die Jahrhunderte fortlebte in der Erinnerung der Sicilianer, und der Thron Siciliens ihrem Hause blieb.

Außer ihr lebten nur noch wenige Nebensprossen des großen Stammes Hohenstaufen. Viele und herrliche Zweige desselben hatte Kaiser Friedrich II. als seine Söhne und Töchter in fröhlicher Hoffnung grünen sehen.

Von des Kaisers sieben Söhnen war nur noch einer am Leben, König Enzio, jener geniale und schönheitreiche König. Zwanzig Jahre saß er in Bologna gefangen, als sein Neffe Konradin die Reihe der ebenbürtigen Könige seines Hauses beschloß. Die Bolognesen hatten ihm als tägliche Gesellschafter vier der anständigsten jungen Leute zugewiesen, die nach dem Loos gewählt wurden. Darunter war Peter

Asinelli, ein reicher Adeliger von feiner Sitte und fröhlichem Geist; mit diesem hatte Enzio Herzensfreundschaft geschlossen. In den Gemächern des gefangenen Königs herrschte die Freude, nicht das Leid: zwanzig Jahre Gefangenschaft hatten Enzio's heitere Natur nicht zu verwüsten vermocht. Bei Dichtkunst und Musik, bei Wein, Freundschaft und Liebe waren ihm zwanzig Jahre verflossen: der König durfte immerfort Besuche empfangen und Besuche machen. In dem „Saale des Königs Enzio“ war es oft von Damen und Herren tief in die Nacht hinein bei Festmahl und Reigen lebendig, wie an einem Königshof. Enzio hatte zu leben aus den reichen Einkünften seines Königreichs Sardinien, das seine Mutter Bianka und sein Seneschall Zanchio ihm verwalteten. Wegen ihrer päpstlichen Gesinnung wurde, noch während Enzio in Freiheit war, schon im Jahre 1241, die ihm angetraute Adelasia von aller Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen und lebte, gewissermaßen als Gefangene, auf ihrem Schloß Gociano; dort starb sie auch. Aber wie die Freundschaft, so erheiterte auch die Liebe dem Könige seine Gefangenschaft in Bologna. Lucia Viadagola, die schon bei seinem Einzug von seiner Schönheit und seinem Unglück besiegte Nichte des ersten Mannes in Bologna, kam auf geheime Weise jeden Abend zu ihm, und noch lebt in Italien ein durch Schönheit berühmtes Geschlecht, das den Namen Bentivoglio (Dir will ich wohl) führt, und das seinen Stamm von Helena und zwei andern Schwestern, Töchtern des Liebesbundes zwischen Lucia und Enzio, ableitet. Helena wurde frühe dem pisanischen Herrn Welf Doronatico, Grafen von Dorotina, vermählt und gebar ihm zwei Söhne, Heinrich und Ugolino, denen Enzio in seinem letzten Willen das Königreich Sardinien vermachte und alle seine Herrschaften in Italien. Die beiden andern Töchter Magdalena und Konstantia bedachte er je mit tausend Unzen Goldes und übertrug ihre standesgemäße Verheirathung seinem Vetter, König Alfons von Castilien, welchen er im Jahre 1272, als er krank lag, nebst dem Landgrafen Friedrich von Thüringen, seinem Neffen, zum Erben der Königreiche Jerusalem, Sicilien und Arelat, sowie des Herzogthums Schwaben einsetzte.

König Enzio war nach Konradins Tode in der That der rechtmäßige Erbe des Königreichs Neapel und Sicilien, sowie der in Schwaben und in andern Theilen des deutschen Reiches gelegenen Erbgüter: Konradins Testament mußte, wie König Enzio frei war, die Geltung

verlieren, da durch Kaiser Friedrichs Testament Manfred der Erbe war, also auch sein älterer Bruder Enzio, und da beide noch bei Lebzeiten des Kaisers legitimirt waren, durch dessen Trauung mit der Markgräfin Bianka Lancia.

Enzio entwarf mit seinem Freund Asinelli und den andern Freunden den Plan, jetzt nach dem Tode seines Neffen Konradin als der einzige noch übrige Sohn des Kaisers Friedrich an die Spitze der hohenstaufischen Partei sich zu stellen, die er als Jüngling schon so oft zum Siege geführt hatte. Wenn dem König zu seiner Freiheit und zu seinem Rechte verholfen wurde, so hatten die, welche dazu mitwirkten, die glänzendste Belohnung zu erwarten. Für seine Gelage hatte ein Küfer, Namens Philipp, öfters ein großes Faß mit Wein in den Palast gebracht und das geleerte wieder abgeholt. In ein solches Faß stieg der König und der Deckel wurde über ihm zugemacht. Der mit gewaltiger Leibeskraft ausgestattete Küfer trug das Faß so schnell als sonst aus dem Palast und brachte es durch die Wachen und die Thore. Schon sah man in der Ferne einen der gewonnenen Freunde Reinerio di Gonfalonieri mit gesattelten Perden warten, als ein Luftzug die Spitze einer goldenen Locke, welche zum Faß heraushing und in der Eile übersehen worden war, hin und her bewegte, ein Söldner am Thore den Ruf, „so goldnes Haar hat nur König Enzio," ausstieß, und die Wache den Küfer und das Faß umringte. So war dieser Plan vereitelt. Der Weinträger und Reinerio wurden hingerichtet, Asinelli rettete sich durch die Flucht, seine Güter wurden eingezogen und er auf ewig verbannt. Seitdem durfte der König weder Besuche empfangen noch machen; er wurde strenger beobachtet und statt der adeligen Gesellschafter erhielt er bürgerliche Wächter. So entstand die Sage, „Enzio habe keinen Menschen mehr sprechen, sondern sein Leben in einsamem Kerker beschließen müssen;" ja, die noch abenteuerlichere Sage, „er sei in einen eisernen Käfig eingesperrt worden, in welchem er wie ein Vogel gestorben sei."

Auf seine strengere Bewachung übte die Politik des Papstes, Karls von Anjou und der Welfen von ganz Italien einen weit größern Einfluß, als die Politik der demokratischen Stadt Bologna selbst. Die veränderte Zeitlage in Italien und die eingetretenen Wirren auf der Insel Sardinien hatten die Folge, daß die Gelder von da nicht mehr so flossen, wie früher, und er sich in seiner gewohnten königlichen Lebensweise jetzt auf einmal gehemmt und sich beschränkt sah, weil es auf

Kosten der Stadt ging. Er konnte nicht mehr so trinken und tafeln, wie er wollte, und wenn er außer der Zeit etwas Köstlicheres wollte, mußte seine Heiterkeit und sein Witz seinen Wächtern es abgewinnen. In einem solchen Falle schlug er eines Tages seinen Wächtern vor, um ein gutes Frühstück mit Würfeln zu spielen; sie gingen es ein und er gewann. War dieses Benehmen der demokratischen Bolognesen gegen den von ihnen selbst bewunderten genialen Kaisersohn vielmehr ängstliche Vorsicht als Kargheit, so war es auch dann noch unzart und unedel. Aber auch jetzt verließ ihn weder sein Humor, noch seine Erfindungsgabe. Waren ihm die ritterlichen Gesellschafter versagt, so bat er jetzt den Bischof der Stadt und die jovialen Dominikanermönche zu sich und lebte mit ihnen sein poetisches Dasein fort; und wie aus dem Dunkel des Baumes die Nachtigall über Gräbern, so sang er auch jetzt noch seine Lieder über dem Grabe der Seinigen zum Saitenspiel, dessen Meister er war, im Palastthurm zu Bologna. Lange sollte er seines Hauses Fall und dieses sein Schicksal nicht überleben. Wieder erkrankt, vermachte er — seinen Leichnam dem Bischof von Bologua, daß er ihn in seiner Kirche begrabe; seine Bücher, Instrumente, Briefe und Romanzen seinen Enkeln Heinrich und Ugolino; seine Diener und die Guthaben Derjenigen, die ihm Geld vorgeschossen hatten, seinen königlichen Verwandten in Spanien. Am 15. März 1274 machte der Tod ihn frei, im neunundvierzigsten Jahr seines Lebens, im fünfundzwanzigsten seiner Gefangenschaft. Sein Begräbniß geschah auf Kosten der Stadt. Die demokratischen Bürger begruben den letzten hohenstaufischen König mit allen königlichen Ehren, einbalsamirt, mit scharlachrothem Sammet, kostbarer Krone und Scepter geschmückt. Nicht bloß die vornehme Welt, sondern drei Viertheile der Bevölkerung von Bologna folgten dem Trauerzug in die Kirche des heiligen Dominikus, und die Stadt setzte ihm eine gekrönte marmorne Bildsäule; gewiß lauter Zeichen, daß nur die Politik ihn gefangen hielt. Da liest man noch heute seine Grabschrift zur Rechten des Hochaltars.

Von den neun Töchtern Kaiser Friedrichs waren ihrem Bruder Enzio alle im Tode vorangegangen bis auf Eine. Die Vorletzte im Tod, Margaretha, eine eheliche Tochter Kaiser Friedrichs, war vier Jahre vorher schon gestorben. Vermählt mit dem Markgrafen von Meissen, dem seine Zeit den Beinamen „der Entartete" gab, hatte sie in vierzehnjähriger Ehe ihm eine Tochter und drei Söhne geboren.

Dem Meuchelmord durch ihren Gemahl und dessen Buhlin Kunigunde von Eisenberg zu entrinnen, ließ sie sich in der Nacht von der Wartburg mit zwei getreuen Frauen unter Beihülfe des zu ihrem Mord gedungenen Knechtes in einem Korb mit Stricken herab, und ging zu Fuß durch das Land bis Fulda, da der Abt sie aufnahm und sie auf ihren Wunsch nach Frankfurt am Main führte. Die Stadt hatte ihren großen Vater nicht vergessen, und zog der unglücklichen Kaisertochter mit aller Pracht entgegen und mit der edelsten Theilnahme. Sie aber entzog sich den öffentlichen Ehrenbezeugungen und ging in das dasige Katharinenkloster. Nach zwei Monaten trugen die Nonnen daselbst im einfachen Sarge die Kaisertochter auf ihren Friedhof.

Die letzte überlebende Tochter Kaiser Friedrichs, Katharina, wie Enzio eine natürliche Tochter, und Gräfin von Marana genannt, deren Enzio in seinem letzten Willen liebreich mit einem Vermächtniß gedachte, schön an Leib und Seele, hatte freiwillig den Kaiserhof ihres Vaters verlassen, und das ärmliche Gewand einer Beguine gewählt. Bei Montargis in Frankreich in der stillen Verborgenheit des Klosters St. Dominique suchte sie den Frieden, der ihr väterliches Haus floh. Katharina, d. h. die Reine, war sie getauft; Blanchefleur, d. h. die weiße Blume, war ihr Klostername. Noch findet sich daselbst ihr Grabmal, und darüber ihr Bildniß. In der Rechten hält sie eine Palme, in der Linken eine Tafel mit der Aufschrift: „Kronen und alle Pracht der Welt habe ich nichts geachtet." Ein zweiköpfiger Adler erinnert an ihre kaiserliche Geburt. Sie starb im Jahre 1279, und überlebte alle ihre Geschwister. Sie, die Reinste von Allen, blühete noch jahrelang in frommer Stille als eine weiße Rose, wie ihr Name Blanchefleur sagt, und als die letzte Blume des väterlichen Stammes über dem Grabe des großen Vaters und der Mütter, über dem Grabe von deren vielen Söhnen und Töchtern.

So vollendeten die Hohenstaufen ihr Schicksal, groß in Tugenden und Fehlern, ein Geschlecht, wie die Erde kein zweites sah. Hundertunddreißig Jahre war Deutschland, sechsundsiebzig Jahre Italien, mehr als ein Jahrhundert lang die ganze bekannte Welt unter seinem Einfluß gestanden.

Das Zeitalter der Hohenstaufen war die Morgenröthe unserer Bildung, unserer Wissenschaften und Künste, die Blüthe des Minnegesangs und des Ritterthums. 1248 legte Konrad von Hochsteden den

Grundstein des Kölner Doms, und Erwin von Steinbach hatte unter den Hohenstaufen seine Bildungslaufbahn vollendet, als er im Jahre 1275 den Plan zum Straßburger Münster entwarf. In der Zeit der Hohenstaufen dichtete Wolfram von Eschenbach seine tiefsinnigen Poesien, Walther von der Vogelweide seine patriotischen Lieder, Meister Gottfried von Straßburg sein zauberhaftes Gedicht von Tristan und Isolde, Hartmann von Aue seinen zierlichen Erek und Iwein; und was mehr als das alles ist, am Hofe Kaiser Friedrichs II. vollendete sich aus den überlieferten Volksliedern der Nation das große deutsche Nationalepos, die „Nibelungen," zu derjenigen Gestalt, in welcher wir uns noch heute dieses Heldengedichts erfreuen. Die Hohenstaufenzeit ist aber auch zugleich die Zeit des Erwachens unsers Handels durch die eröffnete Verbindung mit Italien, die Zeit der Anfänge geschriebener Verfassungen und Gesetzgebungen, der Städtefreiheit und des wohlhäbigen Bürgerthums. So viel auch deutsches Blut vergossen wurde auf italienischem Boden, nicht zu theuer damit sind erkauft die Kenntnisse und die Anschauungen, der Samen höherer Bildung, der religiösen und der bürgerlichen Freiheit, die über die Alpen zu uns herüberkamen.

Seitdem ist die Glorie und die Größe des Kaiserthums und der Nation der Deutschen nie mehr dieselbe geworden; und die Sage vom Kaiser Rothbart, der wieder erwachen wird, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, klingt aus dem vierzehnten Jahrhundert bis in unsere Tage herein fort, als der Ausdruck dessen, was die deutsche Nation will und nicht hat.

